Heimgarten

Peter Rosegger

902
44
V. 30

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

30. Jahrg. Oktober 1905. 1. Heft

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.

Verlag von „Leykam" in Graz.
7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit freier Postzusen
0 h = 8 M. 40 Pf.

Digitized by Google

Inhalt.

Kleine Laube.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXX. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1906.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXX. Jahrgang.

Erzählungen.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

*

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke, Anekdoten, Sprüche.

Verschiedenes.

1. Heft. Oktober 1905. 30. Jahrg.

Pfarrer Bischof, wo bist du?

Ein Bild aus den Alpen von **Josef Wichner-Krems.**

Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verfassers gestattet.

Als ich eben erst daran dachte, ein Grieche zu werden, da brach der schreckliche Krieg aus, der Krieg mit Preußen im Norden und der Krieg mit Italien im Süden, und wir Studenten wurden ... wenigstens bis zur ersten Niederlage ... ganz gewaltige Patrioten.

Die alten großen Studenten, die eben die schriftliche Maturitätsprüfung hinter sich hatten, meldeten sich freiwillig zum Kampfe und scheuten, da ihnen die Erlassung der mündlichen Prüfung in Aussicht gestellt wurde, weder Tod noch Teufel, und wir grünen Jungen von 12 bis 16 Jahren beneideten die Helden, daß wir grün und gelb wurden, und lieferten einstweilen den mit Schmieröl durchtränkten Fabriksbuben jeden Tag eine Schlacht .... oft siegreich, oft aber auch besiegt ... gerade wie die großen Österreicher.*)

Damals fielen mir schon zwei alte Knaben auf, die sich gleichfalls zum rauhen Kriegshandwerke meldeten, die Feder mit dem Bajonette vertauschten und auf dem Felde der Ehre die Matura bestanden, die ihnen ohne diesen glücklichen Zufall zweifellos mißglückt wäre.

Es waren die Gebrüder Bischof, Söhne der wilden Berge, weit drin und droben im kleinen Walsertale, beide Hirten und Sennen bis

*) Vgl. Wichner: „Im Studierstädtlein", 3. Aufl., S. 144 ff.

469525

690 2/444

Digitized by Google

zur Bartreife und bis ihnen auf einmal der Gedanke kam: „Ich pfeife auf die Kühe und die Schweine, ich gehe nach Feldkirch und werde ein Student und dann einmal ein Pfarrer!"

Und sie setzten es als dickköpfige Walser durch, daß man sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters aufnahm, sie setzten es durch, daß sie von den guten Bürgern Feldkirchs umsonst verpflegt wurden, ja sie kamen mit etlichen da capo endlich in die achte Klasse, und zwischen ihnen und dem „Kasten" (so hieß das Priesterseminar in Brixen) war nur noch der breite und tiefe Graben der entsetzlichen Schlußprüfung, vor der sich ihre Haare allweil so sträubten, daß sie völlig zwei erbosten Igeln glichen.

Aber es war auch keine Kleinigkeit; denn in der Mathematik stolperten die Gebrüder Bischof regelmäßig über alle Wurzeln, unter ihren griechischen Akzenten war die reinste Anarchie ausgebrochen und in der Physik brachte sie das kleinste Hindernis zur Entgleisung.

In diesem bejammernswerten Zustand sahen wir die zwei Bischöfe monatelang mit ihrem Bücherpack dem Gymnasium zuschreiten, und da sie sich nur selten gegenseitig rasierten und dann mit schartigem Messer tüchtig schnitten und Zunder auf die Wunden klebten, hätten wir keine Rangen sein müssen, wenn wir ihnen nicht allweil nachgelaufen wären und höhnisch nachgeschrien hätten: „Gicks, ihr dreckigen Bischöfe, ihr fallt durch bei der Prüfung!"

Nun, wenn sie uns erwischten, dann teilten sie gleich dem „Mädchen aus der Fremde" jedem eine Gabe; aber für gewöhnlich hatten wir schnellere Füße, und uns zu verzünden, war nicht ihre Art; sie waren im Grunde gutmütige Burschen und begnügten sich mit gelegentlicher Lynchjustiz.

Neben ihren Studien, denen sie sich mit großem Eifer und geringem Erfolge widmeten, waren sie auch Musiker bei unserer Studentenkapelle. Der eine, der lange Bischof, blies die quitschende Klarinette, der andere, der dicke Bischof mit dem Blähhals, die Trompete, und als Trompeter oder Hornist ist er denn auch in den Krieg gezogen gegen die Italiener, die wir denn auch richtig geschlagen und ihnen dafür, sozusagen als Pflaster auf ihre Wunden, das schöne Venetien gegeben haben.

Auf daß ich nämlich zum Anfang meiner Erzählung zurückkehre, so mag der Leser wissen, daß die Angst der beiden Bischöfe gleich dem Thermometer, wenn der Sommer kommt, von Tag zu Tag stieg und schließlich so groß wurde, daß der gute Herr Kaiser Mitleid empfand und sich's überlegte: „Was soll ich nur tun, daß mir die zwei Bischöfe nicht geworfen werden? Ich meine, es ist das Gescheiteste, ich fange mit den Italienern Krieg an, und wenn die Bischöfe dann freiwillig einrücken, so wird ihnen die Prüfung geschenkt und sie können ungehindert Theologie studieren."

Und so geschah's, obwohl die Geschichtsschreiber von dieser Hauptursache des Krieges zwischen Österreich und Italien im Jahre 1866 nichts wissen wollen, und so wurden dann die zwei guten Bischöfe, da sie, von einigen Vorposten in den Pässen Süditaliens abgesehen, vom Feinde weder Staub noch Floh erblickten und daher auch nicht auf dem Felde der Ehre fallen konnten, reif ohne Prüfung und stellten sich dem Fürstbischof von Brixen zur Verfügung.

Lange Jahre habe ich von den beiden Brüdern nichts mehr gehört. Dann sagte man mir, sie seien bereits Pfarrer, der eine in M., der andere in B., beide hoch droben auf der Alm, weitab von jeder Kultur, die sie eigentlich trotz ihrer mühevollen Studien nie angenommen hatten, und damit sei auch ihre Karriere für dieses Erdenleben abgeschlossen.

Innerlich seien sie Priester, kindlichgläubige, sittenreine Priester, äußerlich Bauern, gleich denen, deren Seelen sie zu betreuen hätten, und das sei in solchen fernab gelegenen Berggemeinden eben das richtige.

Wird wohl auch so sein. Nur der verbauerte Priester kann ganz mit dem Bauern fühlen, Freude und Leid mit ihm teilen, ihm verständlich reden, mit einem Hungerlohn nicht verhungern, nur der verbauerte Priester kann es eigentlich in jenen Höhen aushalten, die, den größten Teil des Jahres vom Sturm umtost, von Schnee und Eis bedrängt, in den kurzen Sommermonaten mit spärlichem Graswuchs sich bedecken und bald mit Lawinensturz, bald mit Murbruch das arme Menschenleben gefährden.

Bei dem Bergbauern, der keine Glaubenszweifel kennt, bedarf der Priester keiner großen Bücherei, wohl aber eines großen Herzens, das Raum hat für alle, auch für die hie und da recht eckigen und bockbeinigen Naturen, und jenes Todesmutes, der aus Liebe zu Gott und aus Pflichtgefühl jeder Gefahr ruhig ins Auge blickt. Bei dem Bergbauern bedarf der Priester keiner Glaceehandschuhe, wohl aber hie und da derber Fäuste und einer unverwüstlichen Gesundheit, und der fingerdicke Lodenrock ist auf diesen eisigen Höhen eine geeignetere Kleidung als der feine, glänzende Talar des Stadtprälaten.

Meine Hochachtung vor dem Priester, der in den Bergen oben der ihm anvertrauten Seelen wegen zum Bauern wird. In der Stadt unten, da spielt er freilich in seinem altmodischen verschossenen Gewande, mit seinem linkischen Gebaren und seiner Menschenscheu ähnlich dem Matrosen, der nach jahrelanger Fahrt auf hoher See wiederum festen Boden betritt, eine klägliche Rolle; aber in den Bergen oben, da ist er in seinem Elemente, und wenn er da äußerlich unter Bauern ein Bauer geworden ist, so kann er sich den Spöttern gegenüber ja auf den lieben Heiland berufen, der es nicht verschmähte, unter Menschen . . . .

ein Mensch zu werden, was gewiß eine noch viel größere Demütigung und Erniedrigung ist.

M. und B. liegen fast an der Schneegrenze. Es sind armselige Bergdörfer, und doch waren sie auf ihrem Herrn Pfarrer nicht wenig stolz; hatte ja jedes Dorf seinen Bischof ganz allein für sich, B. den langen und M. den dicken, den ehemaligen Hornisten im Kriege gegen Italien, den der Herr Kaiser eben dieser Bischöfe wegen angezettelt hatte.

Einmal ging es, wie ich mir erzählen ließ, dem langen Bischof während eines furchtbar strengen und über alle Maßen langen Winters schon erbärmlich schlecht. Der Schnee hatte gar kein Einsehen, er fiel und fiel und fiel und deckte die Häuser bis zum Kamin zu.

Der Pfarrer mußte sich mit Pickel und Schaufel einen Tunnel vom Widum zur nahen Kirche graben und bei der heiligen Messe wochenlang sein eigener Ministrant sein. Als echtes Kind Gottes hatte er auch kindliche Einfälle. Er band sich eine Schelle an den rechten Fuß und läutete damit bei der heiligen Wandlung gar tapfer, ob schon außer der alten Häuserin nicht eine menschliche Seele in der eiskalten Kirche war. Das Angebot seiner Wirtschafterin, ihm bei dem Meßopfer zu dienen, wies er entrüstet zurück, stand ja in der Schrift zu lesen: mulier taceat in ecclesia . . . in kirchlichen Dingen haben die Weiber ein für allemal nichts drein zu reden!

Da der Winter kein Ende nehmen und der Schnee nicht schwinden wollte, ging ihm der Holzvorrat aus und so blieb ihm nichts übrig, als sich mit Säge und Axt über die Kirchenstühle her zu machen. Als auch diese verbrannt waren, kämen die hölzernen Heiligen an die Reihe. Das kostete den guten Pfarrer wohl einen schweren Seelenkampf; aber . . . die Gefahr des Erfrierens war zu groß, und so mußte einer nach dem andern in den Ofen wandern. Doch bevor er eine Statue zersägte, betete er immer mit aufgehobenen Händen gar andächtiglich: „Heiliger Antonius, heiliger Aloisius, heilige Barbara, heilige Appollonia, verzeiht mir's, daß ich euch verbrennen muß!"

Endlich . . . donnerten die Lawinen am Berghang, endlich hauchte ein warmer Föhn auf die Schneemassen, daß sie in sich zusammensanken wie die Butter, die die Bäuerin auf dem Herd im Topfe zerläßt, und nun kamen die Bauern aus ihren Gehöften schön langsam dahergeschritten, um zu sehen, ob ihr Bischof noch lebe, und . . . sie schauten mit langen Gesichtern den Greuel der Verwüstungen der Kirche.

Aber sie trugen es dem langen Bischof nicht nach. Bald waren neue Kirchenstühle und neue Heilige da und im nächsten Herbst, da brachten sie ihm soviel Holz, daß die lieben Heiligen gewiß nichts mehr zu befürchten hatten.

Noch origineller war der dicke Bischof. Vorab seine Predigten waren weit und breit berühmt; denn er gehörte gleich dem Tiroler „Stöffele"*) der Schule Pater Abrahams an, und so erzählt man sich heute noch, da der Pfarrer von M. bereits mit den Engeln musiziert, in meiner Heimat mit Vergnügen von seiner urwüchsigen Art, zu dem Volk zu reden.

Es kommt in meiner Heimat wohl heute noch vor, daß zwei, so sich begegnen, folgende Wechselrede halten:

„Pfarrer Bischof, wo bist du?"

„Melde gehorsamst, hier bin ich! Herr, was ist dein Begehr?"

Und sie lächeln in der Erinnerung an des dicken Bischofs Predigt, so er einst am 24. Sonntage nach Pfingsten gehalten haben soll.

Der dicke Bischof war nämlich mit der sittlichen Haltung seiner Pfarrkinder nicht recht zufrieden; denn viele lebten den Sommer über nach dem Grundsatze „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd", und pochte auch im Frühjahr die Schande und die Reue an die Haustüren, so war es im folgenden Sommer beim Nachwuchs um kein Haar besser. Gute Worte und ernstliche Vorstellungen fruchteten bei den hitzigen Naturmenschen wenig, und so beschloß der Pfarrer, seinen Leuten einmal ordentlich einzuheizen.

An einer Kirchenwand, der Kanzel gegenüber, war ein altes Freskogemälde, das jüngste Gericht darstellend, in der bizarren Phantastik des Mittelalters, das sich namentlich in der Ausmalung der Höllenstrafen und der Darstellung zahlloser Teufelsgattungen nie genug tun konnte.

In der rechten Ecke unten, vom Beschauer aus gerechnet, war die Hölle als weit aufgesperrter Rachen eines ungeheuren Drachenviehes dargestellt. Die ganze Rachenhöhle, von hundert spitzen Zähnen eingerahmt, war ein Flammenmeer, in dem bereits viele Menschenkörper brieten, indes die garstigen Teufel mit dem Fleiß des Landmannes zur Erntezeit für neue Zufuhr sorgten. Zum Rachen des scheußlichen Ungeheuers, aus dessen Nüstern zwei gewaltige Rauchsträhne emporqualmten, hatten sie nämlich von der Erde einen Steg gelegt, und auf dem führten sie die zur ewigen Qual Verdammten in Schubkarren zur Hölle.

Dieses eines Höllenbreugels würdige Bild nahm der Pfarrer zum Gegenstande seiner Predigt und sprach:

„Meine .... sogenannten Christen und .... leider meine Pfarrkinder!

Wir wollen einmal das Bild da drüben recht betrachten ... vielleicht steigen euch dann doch einmal die Grausbirnen auf und ihr tut eurem Sündenleben Einhalt.

---

*) Vergl. Achleitner: Stöffele, Lebensbild eines tirolischen Heldenpriesters. Wien. Kirsch. 1904. S. 8 ff. die „Schrofelochpredigt."

Wahrlich, es wird kommen die Zeit, da der Herr in den Wolken erscheint, zu richten die Lebendigen und die Toten .... gerade wie ihr ihn da drüben seht in seiner furchtbaren Majestät, in großer Macht und Herrlichkeit, wie es im Evangelium heißt.

Ich habe euch das heutige Evangelium zwar vorgelesen, aber ich wette meinen Kopf, daß ihr's nicht verstanden habt; denn einmal schlaft ihr meist noch, bis ich ordentlich poltere und fest auf die Kanzel schlage, und dann kann ich auch nicht so gut lesen, wie die Jesuiten in Feldkirch drunten. Da muß ich's euch schon ausdeuten und ausdeutschen, und also vernehmet mich mit Geduld und Aufmerksamkeit — aber das sage ich euch, wenn mir einer wieder die ganze Predigt hindurch nickt und tunkt wie der alte Jochum am letzten Sonntag, dem werfe ich heilig 's Birett an den Kopf!

Also .... der Menschensohn kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten. Eigentlich sind dann schon alle tot und die ganze Erde ist nur ein großes Leichenfeld; denn wie es das Evangelium meint, das versteht ihr euer Lebtag nicht und so lassen wir's gut sein.

Da fliegen aber die Engel mit ihren Posaunen nach allen vier Ecken der Erde und blasen und blasen, daß es die Toten hören und daß sie heraus müssen aus ihren Gräbern, sie mögen wollen oder nicht.

Ihr seht da drüben die Engel mit den dicken Backen und den fliegenden Haaren und ihr seht auch, wie die Toten überall herauskommen aus dem weiten Felde. Da steckt einer neugierig den Kopf heraus, dort ist einer schon mit halbem Leibe aus dem Boden geschlüpft, dort ist einer, der möchte wieder hinein, da er die gräßlichen Teufel erblickt, und dort hebt einer, der auf den Knien liegt, die Hände zum Himmel und betet, viel andächtiger, als er je einmal auf der Welt gebetet hat.

Ja ja, Leute, wenn einem 's Wasser in den Mund rinnt, wird's einem schon ernst ... wenn's dann nur nicht zu spät ist!

Natürlich müßt auch ihr heraus ... nützt alles nichts. Der Herr, der euch im Leben alleweil so gnädig ist gewesen und eurer Dummheit gar soviel zugute hat g'halten, der läßt beim jüngsten Gericht nicht mit sich handeln — also: „Herraus da, oder ich will euch!“ spricht der Herr.

Ich, euer Pfarrer muß natürlich auch heraus, so gern ich noch eine Zeit lang liegen bleiben und schlafen tät'; aber das sag' ich euch, zuerst kommt ihr dran und dann erst ich!

Ich also bleib liegen und tu', als ob mich der ganze Handel nichts anging.

Auf einmal ertönt eine gewaltige Stimme: „Pfarrer Bischof, wo bist du?“

„Na“, denk' ich mir, „wird nit gar so g'nötig sein ... und bleib' schön ruhig liegen und dusle weiter.

Es dauert eine Weile, da ertönt wieder und noch viel lauter die gewaltige Stimme: „Pfarrer Bischof, wo bist du?!"

„Aha", denk' ich mir, „jetzt wird's ernst; aber ... auf den dritten Ruf laß ich's doch noch ankommen." Und leg' mich auf die andere Seite.

Da erdröhnt's, daß die Felsen zerspringen: „Pfarrer Bischof, wo bist du?!"

Na, Leute, ich war nicht umsonst beim Militär und weiß, was Subordination heißt. Mit einem Sprung bin ich aus dem Grab, stehe kerzengrad da, die linke Hand an der Hosennaht, die rechte Hand am „Birett" und salutiere und sage: „Melde gehorsamst, hier bin ich! Herr ... was ist dein Begehr?"

Da wird der Herr ein bitterböses Gesicht machen und mich anfahren: „Pfarrer Bischof, wo sind die Schafe, die ich dir anvertraut habe?"

Ich aber bleibe, wie sichs gehört, ruhig stehen und sage: „Herr, nicht Schafe hast du mir anvertraut, sondern Böcke!"

Und dann ... darauf könnt ihr euch verlassen, erzähle ich ihm alles haarklein, was ihr ang'stellt, wieviel Verdruß ihr mir bereitet habt, und jeden werde ich beim Namen nennen, wenn ihr euch nicht bekehrt und bessert; denn, daß ihr's wißt, am jüngsten Tag, da gibt's kein Beichtgeheimnis mehr, da wird alles offenbar werden.

Und dann ... ja dann wird der Herr einsehen, daß ich das meinige getan habe und nichts dafür kann, wenn ihr g'rad extra kopfüber in d' Höll wollt, und er wird gar freundlich zu mir sprechen: „Pfarrer Bischof, gehe ein in die Freude der Gerechten!"

Und g'schwind wie der Wind werden zwei Engel vom Himmel herabstürmen mit einer schönen weichen Wolke, und darauf werden sie mich setzen, weil ich im Leben so alleweil hart bin g'sessen, und mit mir hinaufschweben ins himmlische Jerusalem ... gerade wie ihr's auf dem Bild sehen könnt, wo die Seligen von den Engeln in den Himmel getragen werden.

Dann aber wird sich der Herr mit dem furchtbaren Angesicht des strafenden Richters zu euch wenden und rufen: „Da ihr dem Pfarrer Bischof nicht gehorsam waret, so seid nunmehr verflucht und geht ein in das höllische Feuer ... ist wahrlich nicht schad' um das G'sindel!"

Na ... und nun werden's die grauslichen Teufel gar g'nötig haben mit euch unverbesserlichen Kerlen und euch leichtfertigen Menschern.

Schaut nur, o schaut, geradeso, wie sie dort auf dem Bild die aus dem Boden Erstehenden mit ihren glühenden Gabeln aufspießen und auf den Schubkarren laden und auf dem Brett hinaufführen und umleeren in den Höllenrachen, so werden sie's euch auch machen.

Ich aber werde oben wie ein König auf meiner Flaumenwolke sitzen und hinabluegen, und wenn dann die Teufel so hineinfahren mit euch und mit den langen Schwänzen dazu schnalzen, dann werde ich nach meinem Horn greifen und euch das Marschlied blasen:

Tätaradä, da, Tätaradä,
Tätaradä, daridum . . . Amen!"

Das ungefähr war die Predigt des dicken Pfarrers Bischof, von der man sich in meiner Heimat heute noch erzählt. Ist sie auch nicht bis ins einzelne wortgetreu, so ist sie doch sinngemäß und entspricht vollkommen der gutmütig-derben Art des originellen Bauernpfarrers.

Das Büscherl auf dem Hut.

Eine Erinnerung aus der Heimat.

Ungefähr wie ein jugendlicher Landpfarrer. Ein schwarztuchener Gehrock, der ziemlich schwerfaltig um die Knie pendelte und oben einen hochaufgebauten Kragen hatte. Schwarze Hose, die an den Knien in hohen Stiefeln stak, deren Röhren glänzend gewichst waren. Die Weste ebenfalls dunkel, aber mit rotbräunlichen Sternchen durchsetzt und mit einer Reihe schwarzer Hornknöpfe. Der breit übergelegte weiße Hemdkragen vorne mit einem kirschroten Seidentuche lose zusammengehalten. Der schwarze Filzhut fast zylinderartig hoch und mit breiten, gerade ausstehenden Krempen. Es war ein „Hasenhaarener" und seine wolligen Flächen waren weich wie Seide und hatten einen zarten Glanz. Im schwarzen Hutband linkerseits stak ein buntes „Büscherl". Wenn der Mann an einem Bildstöckel vorüberkam, da lüpfte er den Hut und da sah man schön das rötliche Rundgesicht mit dem falben Haar, das über die halbe Stirn herabgekämmt lag, sah den offenen, freundlichen Blick der runden grauen Augen, sah die munter hervorspringende nicht zu lange Nase, sah unter den Ohren die blonden Bartschöpfchen und auf der Oberlippe den leichten Schnurrbart, der sich von der Hautfarbe so wenig unterschied, daß man den Mann von gewisser Entfernung wirklich für einen bartlosen Pfarrer halten konnte — der er aber durchaus nicht gewesen ist. Die Bräutigamstracht und Art war's, nach damaliger Sitte.

Ich war nicht dabei, als mein Vater von seiner Hochzeit heimkam; aber so ungefähr mußte er ausgesehen haben, als er in sein Waldbauernhaus das junge Weib einführte, das nachher meine Mutter geworden ist. Denn zehn Jahre später hat er an hohen Festtagen noch genau dasselbe Gewand getragen. Ja, der feierlich lange Bräutigamsrock und der würdige schwarze Hut mit dem „Büscherl" ist noch nach zwanzig Jahren und länger in Ehren gestanden.

Bauersleute halten nicht viel auf Schmuck mit natürlichen Blumen. Solche wachsen auf der Wiese und sind für die Kinder zur Kurzweil und fürs liebe Vieh. Und selbst wenn es Gartenblumen sind, was ist viel dran, sie wachsen ja selber. Es müßte nur des Duftes wegen sein, wie bei der Nelke oder bei der Resede oder beim Kohlröserl, dann steckt man sich wohl einmal auch etwas „frisches“ auf den Hut. Für die Hochzeit jedoch waren zu jener Zeit natürliche Blumen und Rosen viel zu ordinär! Die Hochzeitsgäste und der Altar waren geschmückt mit Blumen aus roter oder weißer oder blauer Leinwand. Die grünen, fein gekerbten, glänzend lackierten Blätter waren aus Papier, zierlich gezähnt. „Gewachsen“ waren sie beim Dorfkrämer in großen Schachteln. Dorthin war denn auch das schwarzhaarige Dirndl gegangen und hatte für seinen Bräutigam ein „Büscherl“ ausgesucht. „Es soll gar nit groß sein, aber schön rot und grün und gut schmecken soll's.“ Gut schmecken (riechen) eine gemachte Blume? „Gewiß, du liebherzige Braut, wir haben schon auch schmeckende!“ Und der Krämer nestelte ihr aus der Schachtel ein niedliches „Büscherl“ hervor; wie ein volles Heckenröslein war es anzuschauen und auf den Blättern, deuchte ihr, zuckten Tautropfen und am Stengel lauerten zwei Dörnlein und stachen sie zärtlich in den Finger. Und wie sie das halb entfaltete hellrote Leinwandröslein an die Nase hebt, da duftet es wie Nelken. Denn dort drinnen im Blumenherzlein, wo sonst die Staubgefäße sind und das Fruchtknötlein, steckt ein braunes „Gewürznagerl“ und gibt würzigen Hauch der Nase, so oft sie davon haben will. — Und so kam es, daß selbst ich es noch habe erfahren können nach vielen Jahren, wie schön rot das Brautbüscherl war und wie gut es „schmeckte“.

Selbst zur Zeit, als der Jungbub schon anfing, nach schönen „Büscherln“ auszulugen, um jemandem damit heimlich den Busen zu schmücken, hat Vaters Bräutigamsbüscherl immer noch geblüht, freilich schon recht blaß und blind, aber immer noch stak es am schwarzen, weichwolligen Hut und immer noch dünkte dem Vater, es sei völlig neu und leuchte und rieche so, wie einst am Hochzeitstage. Daher verwahrte er — wenn er von einem „heiligen Tage“ heimkam — den Hut mit großer Fürsorge in seinem Kasten, hing ihn ganz an den obersten Nagel, daß ja keines von dem kleinen Gezücht über sein Büscherl komme. Die Mutter hatte an jenem weit verwichenen Hochzeitstage den Rosmarinkranz bekommen, aber der fand sich schon lange nicht mehr. Dem dritten Kinde hatte sie ihn um seine weiße Totenstirne geschlungen.

Der Vater hatte bei diesem Leichenbegängnisse und bei späteren und bei Hochzeiten und bei Kindstaufen und bei Osterbeichten seinen schwarzen Rock getragen und seinen Hut mit dem Büscherl. Ob inwendig Trauer war oder Freude oder Übermut oder Andacht — auswendig

blieb er gleich, im Gewande und im Betragen, und das bunte Büscherl auf dem schwarzen „Hasenhaarenen“ war wie ein Sträußchen Gleichmut und Ergebung in allen Wandel. Nur alljährlich, wenn vor Ostern die „schwarze Woche“ kam und in der Kirche alle Kränze und Fahnen abgenommen und alle Bildnisse mit blauen Tüchern verhüllt wurden, da hielt der Vater — und es mochte sein was da will — den Hut mit dem roten Büscherl im Verborgenen des Kastens. Am Ostersonntag hingegen bürstete er die weichen glänzenden Hasenhaare glatt, blies mit gebauchten Wangen heftig in das Büscherl hinein, um den Staub auszujagen, und dann ging der Mann mit dem roten Flämmchen auf dem Haupte gemessenen Schrittes kirchwärts.

Der große Hut hatte aber auch noch inwendig seine Geheimnisse. Am unteren Rande war er mit einem drei Finger breiten Lederstreifen besetzt. Weiter in der Huthöhlung war ein rotseidenes Futter, das am oberen Rande mittelst eines Schnürchens in Falten so zusammengezogen werden konnte, daß es sich der Kopfform anpaßte. Hinter diesem zusammengezogenen Seidenfutter war dann ein leerer Raum, in welchem der Vater manchmal sein Sacktuch barg oder eine Semmel, die er uns Kindern mit heimbrachte, oder eine „Herrschaftsschrift“, wenn er beim Amte zu tun hatte, oder wohl gar die Brieftasche mit Geld. Im Gewande hatte er ja seine Säcke, aber das Obergeschoß dünkte ihm am sichersten, zumal der Hut, außer wenn man an der Wegsäule dem Herrgott begegnete, nicht von der Stelle gerückt wurde. Und nun hat es sich einmal gezeigt, wozu auf diesem Hute das immerwährende Büscherl gut war.

Es war eine Nachbarshochzeit, zu der auch Vater und Mutter und ich geladen wurden. Die Eltern als Ehrenpersonen, ich als Brautführer, dessen Beruf übrigens mit dem Augenblick der Trauung zu Ende ist. Ins Wirtshaus eingezogen, legen die Dirndln kürzere Kittel an, die Burschen werfen ihre Röcke weg und in weißen Hemdärmeln, aber den Hut auf dem Kopfe, heben sie den Tanz an. Dann drängt sich alles in den Speisesaal, aber so klobig und umständlich, daß manche Zehe ihren plumpen Fußtritt, manche Rippe ihren Ellbogenstoß bekommt, bis die Leute ihre Hüte und Hauben hinlegen, das laute Gebet sagen und sich in langen Reihen zu Tische setzen. Als wir nun an jenem Tage unter kurzen Unterbrechungen sieben Stunden lang getafelt hatten und die Musikanten mit grellen Klängen anfingen, ihre Tellerliedeln zu spielen, was so viel bedeutet, als: Jetzt, Hochzeitsgäste, zahlt eure Zeche! — Da tastete mein Vater in seinen Rocktaschen umher und winkte mit einem krummen Finger mich zu ihm. Seinen Hut solle ich suchen, er habe die Brieftasche drin.

Gut, den Hut, den werden wir bald haben. Es gab zwar viele ähnliche „Hasenhaarene“ im Saale, doch der des Vaters ist leicht an

seinem Büscherl zu erkennen. Aber nun merkte ich erst, daß heute jeder Hut sein Büscherl hatte, wie es am Morgen dem Hochzeitsgast an den Hut oder ins Mieder gesteckt worden. Wo war jetzt der meines Vaters mit dem Gelde? Nachdem ich eine Menge Hüte, wie sie an den Nägeln hingen oder in den Winkeln umherlagen, über- und übergedreht hatte und schier ratlos war, welchem man hinters rote Seidenfutter greifen durfte, fiel mir endlich ein gar verblaßtes Büscherl auf, das neben dem heutigen an einem alten Hute stak. Der war's. Und jetzt erst merkte ich, wie treu das Büscherl mir Wegweiser gewesen, aber auch wie armselig und verblichen es war und wie schäbig der Bräutigam- und Festhut meines Vaters geworden. Freilich hätte mir auch einfallen sollen, daß er schon zwanzig Jahre und länger die Freuden und Leiden meines Vaters behütete.

Für die gewöhnliche Zeit hatte der Vater ja sein graues Lodengewand, in den besten Jahren die Knielederhose mit blauen Strümpfen und starkbenagelten Bundschuhen getragen, einen roten Brustfleck auch, darüber den grünen Hosenträger, und mancherlei Gattung von Hauben und Hüten. Aber Blumen oder Sträuße trug er keine dran, weder gewachsene noch gemachte. Er verschmähte an den Jacken die grünen Aufschläge, er trug nie einen grünen Steirerhut mit Hahnenfeder und Gemsbart. Ich weiß auch nicht, daß er eine Taschenuhr gehabt hätte oder einen Fingerring oder sonst ein Behängsel. Dünkte es ihn wie Hoffart? Oder hatte sein rosiges freundliches Gesicht mit den hellen Rundäuglein alle weitere Zier überflüssig machen sollen? Dieses ernstfrohe Antlitz mit den noch in späteren Zeiten goldigschimmernden Blondhaaren, mir war es freilich wohl lieber gewesen als Gesträuße und Geschmeide. Es veränderte sich auch kaum. Während der langen Jahre, als ich ihn kannte, war er aus einem jugendlich schlanken Manne zu einem runzeligen Greislein zusammengeschrumpft, aber dieses stand noch ziemlich gerade aufrecht und hatte immer noch das rosige Rundgesichtlein.

Dann kam jener Tag, als sie ihm sein Weib forttrugen aus dem Waldhause. Er ging fröstelnd hinter dem Sarge drein, faltete die Hände und betete. Da stieß meine ältere Schwester mich am Ellbogen und flüsterte: „Wir müssen uns frei schämen, was der Vater heute für ein Gewand an hat! Hab's in der Früh nicht beachtet, so hätte ich ihn nicht mit der Mutter gehen lassen.“ Er war zwar ganz in Schwarz. Oder vielmehr, diese verschabte Hose, dieser faltige Gehrock, dieser Hut waren einmal schwarz gewesen. Jetzt waren alle Fäden bloßgebürstet und der „Hasenhaarene“, der sonst eine so zarte Wolle gehabt, hatte das letzte Härchen längst verloren. Aber im halbzerfransten Bande stak das Büscherl. Das verknitterte, schier farblos gewordene Büscherl.

„Vater, ihr hättet doch euer besseres Lodengewand anlegen sollen.“

Er schaute drein. Was war denn da nicht in Ordnung? In diesem gleichen Festgewande war er doch auch vor just dreißig Jahren mit der Mutter in die Kirche gegangen? Für wen soll er den schönen Rock und den guten Hut noch viel aufsparen?

Den schönen Rock und den guten Hut! Ja, so waren im Hause diese Kleidungsstücke genannt worden seit dreißig Jahren. Das treue Herz hat trotz schwerer Zeiten nicht gefühlt, daß es selbst alt geworden und hat also auch das alte Gewand noch immer in seiner einstigen Pracht gesehen. Und als unten vor der Dorfkapelle der Totenbeschau wegen die Truhe noch einmal geöffnet wurde, stand der Vater daneben und schaute auf ihr weißes Gesicht. Er lächelte ein wenig, dieweilen die Augen voll Wasser standen und sagte leise vor sich hin: „Meine Mirzel! Daß du mir so jungerheit hast sterben müssen!“

Und nachher auf dem Heimweg an demselbigen Abend, da schritt er uns voraus und setzte den Stecken bedächtig auf den Erdboden und schaute nicht rechts und nicht links. Die schwammigen Falten des Rockes pendelten ein wenig um die Knie, der große Hut saß fest auf dem Kopfe.

Und das Büscherl? Das Büscherl ist nicht mehr dran gewesen. Ich weiß nicht, wohin es auf einmal geraten sein konnte, vermute aber, daß es ihm — zufällig in ihr Grab hinabgefallen war.

Ich bin keine mehr!

Eine Geschichte aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

Die Geschichte habe ich von ihr selber. Aber sie ist verdammt hart fürzubringen, weil die Leute darüber wieder den Kopf schütteln werden. Auch solche, die gar nicht einmal einen haben. Nun — lassen wir's drauf ankommen.

Der Bürgermeister zu Knodlach war schon in der gewissen Zeitigkeit, wo man die Haare hinten länger wachsen läßt, um sie nach vorne kämmen zu können. Und fiel es ihm jetzt ein: Heiraten könnte der Mensch eigentlich auch. — Für den Bürgermeister die Säuberste, das ist ohne weitere Erklärung zu verstehen. Aber auch eine Ehrsame muß es sein, eine ganz frische, die noch keinen Wurmstich hat. Und da ist die Auswahl freilich wohl nicht groß. In Knodlach weiß man gar keine, bei der es ganz sicher wäre. Hat eine schon keinen Wurmstich, so gewiß einen Wespenstich boshafter Umrede.

Aber beim Kern auf dem Samelsberg steht eine — so frisch wie der junge Kirschbaum. Solange solch ein grün Bäumlein noch keine Kirschen trägt, ist es sicher vor Gimpeln und Spatzen, obschon

so mancher hin- und herflattert, um zu gucken, ob sich im Laub nicht doch irgendwo schon ein rotes Knötlein zeige. Auf den Samelsberg, so steil er ist, denkt der Bürgermeister von Knodlach. Während er aber bloß hinauf denkt, gehen andere hinauf.

Der Kringstam-Franzl! Auf dem Kirchweg hatte er sie einmal flüchtig, nur so über die Achsel hin, ganz leise, aber schreckbar glühend, gefragt, ob er in der Samstagnacht kommen dürfe! — „Kommen", das erlaubt jede. Erstens, weil sie's nicht verbieten kann, zweitens, weil sie's nicht verbieten will, dieweilen es kein übler Aufputz ist für ein Dirndlkammerfenster, wenn am Gitter frische Büblein hängen. Gasseln! Fensterln! In unserem Heimatland ein uralter Brauch, ein schöner, lustiger, gar sündhafter Brauch, weshalb er auch nimmer abkommen wird, solange das Obst nicht umsonst zu haben ist. Grußstanderln! Besuchsstünderln! Probenächte! Wem zugetraut werden kann, daß er nachher ernst macht mit dem Heiraten, der wird so leicht nicht abgewiesen. Schmilzt die heiße Liebe schon nicht das Fenstergitter, so kommt ein Flüstern heraus, wie man um die Hausecke gehen und die Türklinke drücken muß, daß es aufgeht. Die Eltern oder der Vormund mögen es wahrnehmen, aber sie brauchen die Augen nicht erst zuzudrücken, weil sie bei der Nacht ohnehin selten offen stehen. Also hinein, junger Kerl, wenn du willst! Aber, Lump, wenn du sie nachher sitzen läßt! — Wenn es jedoch Probenächte sein sollen, auf die unsere klugen Altvordern schon so viel gehalten, dann muß man's auch d'rauf ankommen lassen. Allerdings, daß ich erinnern mag: In der Probenacht besteht manches rechtschaffen, was nachher in den langen Ehejahren nicht immer Stand hält. Deswegen, Dirndl, gewagt ist's, wenn du dem Buben verrätst, wie man die Türklinke drückt, daß sie aufgeht!

Der Amrei Lise beim Kern auf dem Samelsberg braucht man solcher Sach' wegen keine Mahnung zu geben. „Die Tür in mein Stübel," sagt sie, „sperrt nur der Kirchenschlüssel."

„Was hilft dir dein Klocken (Klopfen),
Deine pidsüße Red'!
Das G'schloß is von Eisen,
Das Herz aber net!"

Wäre er nur erst in der Kammer, dann kunnt sie sich wohl selber nimmer stark genug sein. Aber an die Wand kommen mit dem Leiterl, das hat sie ihm gestattet, da will sie wohl 's Fenster aufmachen, daß sie selbander mögen plaudern.

Schwer zu glauben ist es nicht, daß der Franzl nun Samstagnacht um Samstagnacht auf dem Leitersprießel sitzt, vor ihrem Fenster. Liebliche Ansprach' kann hinein, die Hand kann hinein, daß sie langt an die Ringlein ihres Haares, der Kopf kann so weit durch das

Kreuzgitter hinein, daß „seine Lippen an ihr Göscherl tippen“. So viel Vorschuß gibt sie, aber nicht mehr. Und selbst das nur auf Rechnung des heiligen Ehestandes. Dem Franzl geht es also verteufelt schlecht. Hätte er sich auch für die ersten Abende begnügt, für sein beständiges Wiederkommen jeden und jeden Samstag, auch bei Wind und Wetter, schien ihm doch die Gunst zu gering. Auf dem Heimweg war er oft recht unmutig, aber am nächsten Morgen, wenn er munter ward, da lachte ihm das Herz darüber, daß er ein so starkes züchtiges Dirndl hatte. Und wenn wieder die Samstagnacht kam, stieg er wieder an ihr Fenster, in der Hoffnung, diesmal würde sie weniger stark sein, und beim Heimweg war er wieder ungut und am nächsten Morgen war er wieder froh. Es mag bei den eingezogenen Dirndeln wohl auch die Klugheit mitsprechen; sie wissen es recht gut, daß man die Hochzeit mit nichts sicherer beschleunigen kann, als mit dem Versagen vorzeitiger Gaben. Der Kringelstam-Franzl ging zum Pfarrer, des Aufgebotes wegen, und zum Wirt, daß er einen Ochsen schlachte und ein paar fette Schweine. Der Kringelstam besitzt zwar kein Anwesen, aber er will die große Klausenmühle pachten und lumpig soll's nicht hergehen, wenn er die Kerntochter heimführt.

Mittlerweile war auch der Bürgermeister einig geworden mit dem Kern auf dem Samelsberg. Es wackelte nämlich der Kernhof. Es lasteten Schulden auf ihm, von denen „niemand nichts“ wußte, als der Kern und leider auch die Gläubiger. Diesen Gläubigern begann aber die Gläubigkeit abhanden zu kommen, ob das Kerngut im Kern wohl auch gut sei und ob sie wohl auch sicher zu ihrer Sache kommen würden. Da mit stillen Mahnungen nichts erreicht wurde, so ließ einer ihrer Advokaten was fallen vom Pfänden und Verganten. Jetzt verlor der Kern den Kopf und — der Bürgermeister fand ihn. Nachdem er schon in den Gemeinderatssitzungen immer besonders beifällig genickt hatte, so oft der Rat Kern einen weisen Ratschlag getan, fuhr der Bürgermeister eines schönen Regentages im Kernhofe vor. „Schön hast es wohl da heroben,“ so begrüßte er den Bauer. „Möcht' gleich selber heroben sein, wenn ich nit unten wär'. Aber frei zum bideln (brautwerben) gehen, so regnen tut's heut'.“ An einem Regentage brautwerben oder Hochzeit halten, bedeutet künftige Reichtümer.

„Na, na,“ lachte der Kern, „der Knodlacher Bürgermeister wird bei so was wohl nit auf einen Regentag anstehen.“

„Eh nit, eh nit. Schon ehenter aufs Bideln, möglicherweis'.“

„So? Ei! Schau! Viel zu jung wärst just nit mehr dazu,“ sagte spaßeshalber der Kern.

„Und zu alt auch nit. Und 's Regnen kann der Mensch alleweil brauchen.“

Auf diese Bemerkung hat der Kern einen hörbaren Seufzer getan. „Wenn's einmal eine halbe Stund' Dukaten regnen tät, meine Kohlpflanzen wollt' ich gern derschlagen lassen.“

„Wirst eh auch dein Anliegen haben,“ sagte hierauf der Bürgermeister. „Solltest einmat einen guten Freund brauchen — den Kernleuten bin ich alleweil geneigt gewest, alleweil. — Ist die Amrei Lise nit daheim?“

„Meine Tochter? Die tut mit der Mutter Krautpflanzen setzen. Wenn's regnet, muß man Kraut setzen.“

„Du Nachbar — eh, was ich sagen will,“ der Bürgermeister tat gar zerstreut, „die — die — weißt, die Amrei Lise, die wirst mir halt müssen geben.“

Lachend schlug ihm der Kern die Hand auf den Arm: „Wär' schon recht, Bürgermeister, wär' schon recht!“

„Spaß und Ernst auch. Heut' lieber wie morgen, daß ich sie wollt' mitnehmen. Platz hätten wir auf dem Wagen alle zwei. Und austrommeln (aufbieten zum Verganten) wollt' ich ihn nit lassen, meinen Schwiegervater, austrommeln nit!“

„Aber je, aber je,“ rief der Kern freudig aus. „Nachher wärst mir ja ein reiner Vierzehn-Nothelfer!“

Eine halbe Stunde später und sie gingen hinaus zum Krautacker. Die beiden Weibsleute waren in gebückter Stellung und eifrig bei der Arbeit, Kohlpflanzen in die feuchte Erde zu setzen. Der Bürgermeister schlich die Amrei Lise hinterwärts an, hielt plötzlich den Regenschirm über sie und rief lustig: „Die Frau Bürgermeisterin darf man nit anregnen lassen!“

Alle lachten und die Amrei Lise entgegnete, da hätt's keine Not, die Frau Bürgermeisterin tät's eh nit anregnen.

Das war die erste, noch die höfliche Ablehnung. Ein paar Tage später, als er förmlich um sie anhielt, war ihre Meinung, mit so ernsten Sachen soll man keine Späße machen. Und eine Woche später, bei der dritten Werbung, die in Gegenwart der Eltern und Verwandten geschah, bekam das Dirndl blitzende Augen. Der Bürgermeister versicherte, daß es wohl auch ihre Jugend und Schönheit sei, als noch mehr ihre Bravheit und Gutheit, die man in Gold fassen müsse und zum Vorbild hinstellen vor die Gemeinde. Gar feierlich sprach er. Aber sie wollte zur Tür hinaus. Der Vater hielt sie am Arm fest und sie würde doch nicht ihr Glück ablaufen lassen!

„Glück! Mit dem!“ kreischte sie auf, „laßt mich, ich will Fried' haben!“

„'s ist nur die Schamigkeit,“ beruhigte der Kern, „die Schamigkeit ist's. Bist halt alleweil ein züchtig Dirndl. Daß du dir's von

deiner Mutter halt wohl einmal sagen lassen mußt, wie nach Gottes Willen zur Eva auch der Adam gehört. Und auf so ehrenhaften Schick, wie diesmal! Schau an deine Kameradinnen weitum, ob eine so ein Glück macht! Und ich bin aus der Sorg, das mußt auch bedenken, ich bin aus der Sorg, wenn du jetzt ‚ja‘ sagst. Einmal den Mund auftun, schau', das ist eh nit viel für all' Kreuz und Kummer, so die Eltern mit einem Kind haben gehabt. — Ei, sie ist nur derschrocken, sie sagt schon ja."

„Ah na, freilich sagt sie ja!" sprach der Bürgermeister, nach ihrer Hand tastend. „Daß sie sich tut sträuben, ich wünsch' mir kein besseres Zeichen von der Jungfrau!"

„Ich bin keine mehr!" schreit die Amrei Lise gellend auf, reißt sich los und eilt hinaus.

Sie ging in ihr Stübel, schloß sich ein, und jetzt erst konnte sie weinen. Weinen aus Zorn, daß man sie so hatte verkuppeln wollen. Weinen aus Leid, daß sie in trotziger Erregung durch eine Lüge ihre Ehre hat verletzt, bloß um ihn abzuscheuchen.

Das Wort flog rasch hinaus und kitzelte alle Ohren von Knodlach und Umgebung. Im Hause ist Ruhe geworden an demselben Tage. Keins sprach zu ihr ein Wort; die Mutter tat am Abend beim Herde, als sie das Scheit ins Feuer warf, murmeln von der „spottschlechten Flitschen, die just einmal so ins höllisch' Feuer geschmissen wird"!

Der Bürgermeister hatte sich zurückgezogen von „so Einer". Eine schreckliche Verbannung war auf sie geworfen und mit solchem Verlangen hatte sie die Samstagnacht noch nie erwartet als diesmal. Sie kam, aber der Franz kam nicht. Hingegen brachte ihr der nächste Tag ein Brieflein:

„Liebe Amrei Lise!

Indem ich das hab' hören müssen, wird's nichts mit dem Mühlpacht. Ich mag nimmer bleiben in Knodlach und probier mein Glück in der weiten Welt. Daß du dich vergessen hast, hätt' ich dir vielleicht verzeihen können, aber die Falschheit nicht, da kunnt ich wohl kein Vertrau zu dir mehr haben. Ich wünsche nur, daß er dich wenigstens heiratet, der Gewisse, dem du's so gut gemeint hast, dieweil du vor meiner so geizig bist gewest. Bin jetzt um ein Stückel gescheiter worden und will halt schauen, daß ich dich vergiß. Dir wird's nicht schwer ankommen.

Franz Kringelstam."

Von dieser Stunde an ist ihr Herzleid angegangen.

Wie manchen Brief hat sie hinausgeschickt, wenn sie auf Umwegen erfahren, da oder dort sei er gesehen worden. Bei Gott und allen Heiligen hat sie ihm geschworen, daß sie jenes unglückselige Wort nur in Unüberlegtheit und Trutz herausgesagt habe, weil sie sich nimmer

anders zu helfen gewußt. Es wäre ihr nichts mehr gelegen gewesen an ihrem Ruf, nur ihm — dem Franz — wollte sie sich in Treuen bewahren. Außer ihm habe sie keinen Liebsten gehabt und werde auch keinen haben, und das könne sie noch in ihrer Sterbstunde sagen.

So hat sie gleichsam hinausgeschrien in die weite Welt. Aber keine Antwort ist zurückgekommen. Nichts und nichts hat sie mehr gehört von ihrem Franz. Nach ihrer Eltern Tod, der bald nach Vergantung des Kernhofes eingetreten, ist sie als Magd in Diensten gegangen. Bis ins Alter hat sie ihre Selbstverleumdung gebüßt und — ist Jungfrau geblieben.

Fahrt ins Glück.

Von Franz Karl Ginzkey.

„Glücklich sein, das ist die Ungeduld nach dem Glück hinter sich haben.
Maurice Maeterlinck.

1. Wo noch Abendsonne liegt.

Hinter jenen fernen Hügeln,
Wo noch Abendsonne liegt,
Steht vielleicht mein Glück und wartet,
Still an einen Baum geschmiegt.

Soll ich wandern, es zu holen,
Daß es endlich werde mein?
Sehnsucht breitet schon die Flügel,
Wehmut spricht: O laß es sein!

Sehnsucht ruft: Nun will ich eilen,
Heute noch gehört es mir!
Wehmut spricht mit trübem Lächeln:
Ist es nicht schon längst bei dir?

Glück ist — schaun nach fernen Hügeln,
Wo noch Abendsonne liegt
Und das Unerfüllte wartet,
Still an einen Baum geschmiegt.

2. Stunde der Fülle.

Mich freut der Mädchen stilles Warten
Auf ihren Liebsten im Rosengarten,
Auch wenn nicht ich der Liebste bin,
Denn auch die Blume im Abendwinde
Die hin und her sich wiegt gelinde,
Bringt mir holdseligen Gewinn.

Es freut mich auch des Mannes Stärke,
Aufjubelnd vor dem Siegeswerke,
Auch wenn nicht ich der Sieger bin,
Denn wenn auf hoher Bergeshalde,
Der Sturm aufheult im Winterwalde,
Braust auch mein Traum mit ihm dahin.

Es freut mich auch des Todes Stille
Wenn schlafen geht ein müder Wille,
Auch wenn nicht ich der Müde bin,
Denn heilig blüht aus solchem Schweigen,
Wie Knospenschnee aus dunklen Zweigen,
Des Lebens tiefgeheimer Sinn.

Was kann mir fürder noch geschehen,
Wenn alle Sinne sich ergehen
In unaufhörlichem Gewinn?
Mitfreuend mich am Liebeswerke,
An Todesruh und Siegesstärke,
Bin ich beglückt, so wie ich bin.

3. Seliges Ende.

Und lieg' ich einst im Grabe,
Noch weiß ich nicht wann und nicht wo,
Es wird eine Stunde kommen,
Von der ich im Traume vernommen,
Die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölklein ziehen,
Schneeweiß durch die sonnige Luft.
Sie kommen mit wehendem Winde,
Sie werden mir senden gelinde
Ein Leuchten hinab in die Gruft.

Es werden drei Mägdlein kommen,
Sich kaum ihrer Schöne bewußt.
Sie pflücken sich Blumen vom Grabe
Und heften die duftende Gabe
Sich still an die knospende Brust.

Drei Wandrer werden dann kommen,
Von ferne dröhnt ihr Schritt.
Es singen die bärtigen Jungen
Ein Lied, das ich selber gesungen,
Einst als ich noch liebte und litt.

Die Mägdlein werden das Singen
Vernehmen mit bräutlicher Scheu.
Das bleibt nicht den Knaben verschwiegen,
Drei Pärchen werden sich wiegen
Im Tanze und immer aufs neu.

Mein Herz wird hören im Grabe,
Bevor's zu Staub zerfällt,
Das Pochen der tanzenden Füße
Wie letzte, verzitternde Grüße
Der schönen versinkenden Welt.

Der Atheismus.

Von Dr. **Johannes Müller.***)

Früher suchte ich andere von dem Dasein Gottes zu überzeugen, jetzt weiß ich, daß man wirklich zu überzeugen nur vermag, wenn man jemand zeigen kann oder finden läßt, wovon man ihn überzeugen will. Beweise gibt es überall nur innerhalb eines Gebiets, das uns nicht mehr unbekannt ist, und nur für Erscheinungen, die unserer Erfahrung nicht mehr fern liegen. Was außerhalb unseres Erlebens steht, ist unbeweisbar.

Die Müdigkeit, die uns nach fruchtloser theoretischer Auseinandersetzung überschleicht, führt aber zu einem völligen Verzicht, wenn man hinter die Wertlosigkeit aller Theorie kommt. Dann ist es wirklich schade um die Zeit und um die Kraft, die man mit solchem Hin- und Herreden vergeudet.

Seitdem begnüge ich mich, wo ein Anlaß dazu vorhanden ist, meine Gewißheit Gottes zu bekennen, und wenn man in ungläubigem Staunen den Kopf schüttelt, zu rechtfertigen. Nicht als ob ich mir ihre Berechtigung von den Gegnern erkämpfen wollte oder nach Zugeständnissen gierig wäre. Das wäre ein Zugeständnis, das ich ihnen machte. Im Gegenteil, ich behaupte meine Stellung und habe keinen Anlaß, sie zu verteidigen, weil sie unumstößlich ist.

Die Atheisten unserer Tage bilden sich nämlich ein, daß kein normaler und aufrichtiger Mensch, der klar denkt und mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit Folgerungen zieht, noch an Gott glauben kann. Wenn man es trotzdem findet, so hält man es einfach für ein altes Überbleibsel aus dem dogmatischen Schulsack, zu dessen Entfernung das intellektuale Gewissen nicht sauber genug ist, für einen Widerspruch, der sich nur infolge einer Schwäche des Urteils halten kann, für eine Erweichung des Verstandes durch das Gemüt oder für eine Annahme des Unhaltbaren aus Nützlichkeitsgründen. Diese Illusion suggerieren und befestigen

*) Diesen Auszug entnehmen wir einem prächtigen Buche, welches unter dem Titel „Von den Quellen des Lebens“, in sieben Aufsätzen von Dr. Johannes Müller bei C. H. Beck in München vor kurzem erschienen ist. Die sieben Aufsätze: Was ist Wahrheit? Atheismus, Glauben und Wissen, Glaube und Sittlichkeit, Die Liebe, Wer war Jesus? Wie finden wir uns selbst? enthalten von einem hohen Standpunkte aus eine Fülle tiefer und seltener Gedanken. Schon der vorstehende Aufsatz zeigt, wie unbeugsamer Ernst mit milder Gesinnung sich paart. Wir halten gerade diesen Auszug für besonders zeitgemäß. Jedem, der sich um den Aufbau seines inneren Lebens bemüht, kann das Buch auf das wärmste empfohlen werden. Die Red.

sie sich gegenseitig durch unablässig wiederholte Behauptungen. So ist es allmählich ihr Grunddogma geworden, das sie fanatisch behaupten.

Wenn sie aber so hartnäckig und eigensinnig die Augen vor der tatsächlichen Lage der Dinge verschließen, so sollen sie sich nur immer wieder daran stoßen, wenn sie Menschen treffen, die Gegenbeweise ihrer Illusion sind. Denn wollen sie aufrichtig den Anspruch auf Ehrlichkeit und Unbefangenheit erheben, dann müssen sie sich zunächst einmal mit der Tatsache abfinden, daß es, und zwar heutzutage noch mehr als früher, eine große Anzahl hervorragender Geister auf allen Gebieten gibt, die wissen, daß Gott lebt, und oft gerade durch ihre Forschungen in der Natur und Geschichte zu ihrer unerschütterlichen Überzeugung seines Waltens geführt worden sind. Das soll kein Grund für Gottes Dasein sein, sondern lediglich die Behauptung des Atheismus zertrümmern, daß nur rückständige und inkonsequente, geistig minderwertige und nicht gewissenhafte Menschen an ihm festhalten. Wir verlangen, daß die Atheisten diese Tatsache ins Auge fassen und sich mit ihr abfinden, wenn ihnen an der Wahrheit und nicht bloß an ihren Dogmen liegt.

Es steht durchaus nicht in meinem Belieben, ob ich an Gott glaube oder nicht: ich muß. Mein intellektuales Gewissen zwingt mich dazu, und ich müßte das Opfer des Verstands bringen, wenn ich ihn leugnen wollte. Die Annahme, daß es keinen Gott gibt, ist mir ein ganz unfaßlicher Wahnwitz, der mir alles, was existiert, in Unsinnigkeiten und Unmöglichkeiten verzerrt. Tausende gibt es, die mir das nicht nachsprechen werden — von denen rede ich nicht — sondern es aus eigener Erfahrung wissen.

Es ist das auch kein Überbleibsel aus Schulanschauungen, noch eine unabweisliche Forderung des Gemüts. Denn unsre überlieferte Anschauungswelt aus der Jugendzeit brach in Trümmer und Schutt zusammen, und unser Gemüt befriedigte das Leben. Wir sind durch den Atheismus hindurchgegangen, er ist uns ein überwundener Standpunkt, zu dem wir ohne Selbstaufgabe nicht wieder zurück können. Und was ihn zerbrach, war der Verstand, die kälteste Nüchternheit, die unerbittliche Konsequenz bis zum Äußersten, das rücksichtslose Vordringen in alle Tiefen, die unbedingte Wahrhaftigkeit. Unser Gemüt könnte schließlich ohne die Rückbeziehung auf Gott leben, aber unser Verstand zwingt uns, ihn anzuerkennen.

Weil das der Fall ist, finden wir auch die Begründung des Atheismus, die seine Vertreter bieten, von einer geradezu erbärmlichen Kläglichkeit. Man lese Nietzsche, den fanatischsten und konsequentesten Atheisten, den es gibt, und man wird vergeblich auch nur nach einem Anlaufe suchen, seine Leugnung Gottes zu begründen. Er charakterisiert sich selbst, wenn er von Schopenhauer sagt: „Die Ungöttlichkeit des Daseins galt

ihm als etwas Gegebenes, Greifliches, Undiskutierbares; er verlor jedesmal seine philosophische Besonnenheit und geriet in Entrüstung, wenn er jemand hier zögern und Umschweife machen sah." Es ist also der nackteste und brutalste Dogmatismus, den man sich denken kann. Doch ist das begreiflich, denn sie können nichts gegen die Wirklichkeit Gottes vorbringen und verlieren deshalb allemal ihre philosophische Besonnenheit, wenn sie dazu veranlaßt werden.

Es ist immer ein Zeichen, daß wir einen unbedeutenden Vertreter des Atheismus vor uns haben, wenn er den Versuch macht, die Nichtexistenz Gottes zu beweisen, denn er ist sich dann nicht einmal darüber klar geworden, was er eigentlich will. „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß Gott nicht existiert" ist z. B. ein exemplarischer Unsinn und könnte vorzüglich als Beispiel für die verwendet werden, die man zu korrektem Nachdenken anleiten will. Denn Gott steht jenseits der Grenze aller wissenschaftlichen Forschung. Oder die Behauptung, daß die Naturgesetze die Schöpfertat Gottes illusorisch machen, verkennt vollständig, was Naturgesetze sind. Sie sind lediglich Ordnungen, die wir dort beobachten, wo etwas geschieht, aber sie bewirken nichts, was geschieht.

Es gibt keinen Beweis, daß Gott nicht vorhanden sei. Denn alles, was man gegen seine lebendige Wirklichkeit einwendet, mag man es nun aus der Beobachtung der Natur oder der Geschichte oder des menschlichen Lebens nehmen, trifft niemals Gott an sich, sondern stets nur die Vorstellung, die sich Menschen von ihm machen. Wenn sich aber auch alle unsere Vorstellungen von Gott als unhaltbar erwiesen, so ist seine Wirklichkeit davon auch nicht einmal berührt, geschweige erschüttert, und wir sind nur veranlaßt, unsere Vorstellungen als unhaltbar aufzugeben, ohne der Gewißheit seiner Existenz irgendwie verlustig zu gehen.

Davon kann man sich bei näherer Beschäftigung mit der atheistischen Literatur leicht überzeugen. Überall beobachten wir, wie man einen bestimmten Begriff von Gott hat — bald ist es der aus der Jugendzeit überkommene, bald der aus christlichen Schriften geschöpfte, bald ein für die eigenen Absichten zurecht gemachter — den man dann in seiner Unhaltbarkeit zeigt. Man löst sein widerspruchsvolles Gefüge auf oder stellt ihn in Gegensatz zu Beobachtungen und Erfahrungen oder anderen Grundvorstellungen der Menschen. Mag man aber noch so viele Begriffsbilder Gottes zerschlagen, man verhöhnt und stürzt damit nur Götzenbilder, die sich die Menschen gemacht haben, und „der im Himmel wohnet, lachet ihrer."

Wir sollten uns diese Lage der Sache auf allen Seiten recht deutlich machen. Dann kämen wir ein gutes Stück vorwärts und der Wahrheit näher. Die Atheisten würden ihr fruchtloses Bemühen einsehen und ihren Kampf gegen theoretische Nebelbilder aufgeben, und die

Vertreter des Gottesglaubens würden dahinter kommen, daß sie selbst dadurch der Anerkennung Gottes in der Welt am meisten geschadet haben, daß sie bestimmte Vorstellungen von ihm dogmatisch fixierten und götzendienerisch verehrten, ihnen das Opfer des Verstandes brachten und sie wider bessere Einsicht verteidigten.

Die qualvolle Unfruchtbarkeit und Aussichtslosigkeit des Kampfes zwischen Glaube und Unglaube stammt wesentlich aus der hartnäckigen Übertretung des Grundgebots der göttlichen Offenbarung: „du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis von Gott machen, es nicht anbeten noch ihm dienen." Das gilt nicht bloß von den Steinbildern, sondern auch von den Begriffsbildern.

Man kann den Atheisten keinen moralischen Vorwurf machen, wie es so oft geschieht, sondern nur einen intellektuellen, und auch den nicht wegen ihres Standpunktes, sondern lediglich wegen ihres unmöglichen Wagnisses, die Existenz Gottes durch Gegengründe erschüttern zu wollen. Das ist ein Mangel an Einsicht und Klarheit, wenn man es unternimmt oder sich einbildet, durch strenge Verstandesgründe zur Leugnung Gottes gezwungen zu sein.

Wie man einem Atheisten, der ehrlich von sich sagt, daß er von einem Gott nichts weiß und seine Existenz ihm undenkbar ist — ich rede natürlich nicht von denen, die es willkürlich annehmen oder sich einreden, weil es ihnen bequemer ist — einen Vorwurf aus seinem Standpunkte machen kann, verstehe ich nicht. Der ehrliche und ernsthafte Atheismus ist nicht Böswilligkeit, sondern Schicksal. Vielleicht nicht unverschuldetes Schicksal, aber doch Schicksal. Der Mensch hat es nicht in seiner Hand, sondern es kommt über ihn.

Wir müssen deshalb verstehen, wie es über ihn kommt, um ihm gerecht zu werden, und, soweit es möglich ist, helfen zu können.

Der Ursprung des Atheismus liegt in der Kindheit der Menschen. Da wird der Keim gelegt, in der Jugend geht er auf, und auf der Höhe des Lebens entfaltet er sich. Ich meine natürlich nicht nur den ernsten und ehrlichen, sondern auch den reinen Atheismus allein, nicht aber das ewige Hin und Her zwischen christlichem Glauben und absolutem Zweifel, das unglaublich viel Menschen heutzutage in sich bergen.

Die meisten Kinder erfahren ungeheuer viel von Gott, ohne jemals eine lebendige Empfindung seiner Wirklichkeit zu spüren. So prägt sich ihnen ein ganz fertiges Bild und ein fester Begriff Gottes ein, der selbst ihnen fremd bleibt. Bild und Begriff muß dann aber ganz maßlos menschenmäßig sein, um ihrem kindlichen Verständnis zugänglich zu sein. Beschäftigt sich dann das Kind innerlich damit, so macht ihn seine Phantasie zu einer Märchengestalt. Andernfalls bleibt der Gottesbegriff ein totes, bedeutungsloses Gebilde in der Welt seiner Gedanken.

Das wäre nun ja alles nicht so schlimm, da die Ärmsten sehr viel eingeprägt bekommen, was ihrem Erleben fremd ist, wenn sie ihr Werden und Leben bald zu dem lebendigen Verständnis für Gott führte, das sie nachträglich für viele ihrer Unterrichtsgegenstände gewinnen. Wenn das aber ausbleibt, so fehlt ihnen das unmittelbare Bewußtsein des Lebens Gott gegenüber, so fest auch noch die Stellung sein mag, die er in ihrem Weltbilde einnimmt. Infolgedessen wandelt sich ihre Vorstellung von Gott nicht, sondern bleibt in ihnen wie eine Reliquie der Kinderzeit mit denselben Formen und Farben liegen, wenn sie nicht noch arg zusammenschrumpft.

Ihre ganze sonstige Vorstellungswelt aber durchläuft im Sturm und Drang der Jugend und in der Ruhe späterer Reife elementare und umfassende Wandlungen. Der Gedanke an Gott tritt meistens in dieser Zeit zurück, wenn sich der Mensch der Welt bemächtigt und zuviel mit den Oberflächen der Dinge zu tun hat, um in die Tiefe zu dringen. Früher oder später aber, wenn er einmal sein Innerstes revidiert, oder ihn Menschen und Bücher darauf stoßen, tritt ihm die Reliquie seiner Gottesidee in ihrer grandiosen Unzulänglichkeit deutlich vor Augen. Überwältigt von ihrer Unhaltbarkeit denkt er aber nicht daran, ihre versäumte Wandlung nachzuholen, sondern gibt sie leichten oder schweren Herzens auf.

Dieser Fall liegt vor, wenn wir im Gespräche über Gott Atheisten mit der kindlichsten Vorstellung eines deus ex machina operieren sehen, wenn sie den Glauben bekämpfen, Gott habe die Menschen und Dinge wie Puppen an der Strippe und lasse sie willkürlich tanzen. Das sind rückständige und verschrumpfte Kindervorstellungen, die uns bei einem ausgewachsenen Menschen ebenso anmuten, wie die Idee vom Klapperstorch.

Bei anderen reift auch die Vorstellung von Gott in der Jugendzeit heran. Sie bleiben auch nicht ohne Eindrücke seiner Herrlichkeit in der Natur und seiner Vaterliebe in Christus. Sie wenden sich zu ihm im Gebet, vertrauen ihm und fühlen sich ihm verantwortlich. Aber dann steigt allmählich ein Meer von Widersprüchen aus ihrer Welterfahrung und Naturerkenntnis gegen ihren Glauben empor. Außerstande seiner Herr zu werden, sehen sie schweren Herzens ihr Gottesbewußtsein in ihm untergehen. Statt sich durch alle Widersprüche zur Klärung und Wandlung der Vorstellungen von ihm anregen zu lassen, statt sie in ihrer Unvermeidlichkeit für unseren endlichen Verstand zu begreifen und ihnen damit ihre verheerende Wirkung zu nehmen, verliert man die Fassung und Besonnenheit. Und da der Glaube an Gott nicht die paradoxe Gewißheit tiefer Lebenserfahrung in sich birgt, gibt man ihn auf.

An Gott glauben, ist also nicht eine Sache des Wollens, sondern des Könnens. Wie bei allen Dingen, die wir in ihrem Dasein erfassen

wollen, bedarf es eines Sinnes, der es vermag. Wem die Organe dafür fehlen, der merkt nichts, und man darf es ihm nicht übel nehmen, wenn er behauptet, nichts zu merken.

Anderseits bedarf es einer starken Weite des Blickes, die unserem kurzsichtigen Geschlecht heutzutage ziemlich verloren gegangen ist: des Sinnes für etwas Höheres, den die materialistische Anschauung und Lebensweise erstickt hat, des Sinnes für das Ganze, Große, Zusammenhaltende, der im Spezialistentume verkümmert ist, des Sinnes für das Wesentliche, zugrunde liegende, den die Oberflächlichkeit und unruhige Flüchtigkeit nicht kennt, des Sinnes für Distanz, Maße und Grenzen, den wir bei der Respektlosigkeit und beschränkten Unverfrorenheit unserer Zeitgenossen vermissen, und endlich der Fähigkeit unmittelbaren Erfassens, der genialen Intuition der Wahrheit, die durch das Übermaß von Theorie und Reflexion in dem vergangenen Jahrhundert bis zur Erschöpfung geschwächt worden ist.

So förderlich und wertvoll mir deshalb eine ruhige Auseinandersetzung mit den Atheisten und eine beiderseitige Aufklärung über die Frage nach Gott zu sein scheint, so verfehlt halte ich alle Versuche, sie von Gottes Dasein überzeugen zu wollen. Ich kann ihnen höchstens sagen, wo ich ihn sehe und empfinde, und damit meine Behauptung seiner Existenz rechtfertigen. Das wird sie aber so wenig überzeugen, wie ihre Erklärung, daß sie ihn dort überall nicht sehen, mich in meiner Gewißheit erschüttern wird.

Man kann keinen Atheisten durch Darlegungen und Beweise bekehren. Das kann nur Gott selbst, wenn er ihm das Auge öffnet. Ich kann mir auch nicht denken, daß Gott an dem leidenschaftlichen Kampfe gegen den Unglauben sonderliche Freude hat. Ich meine sogar, daß es ihm ziemlich gleichgültig ist, ob ihm viele oder wenige die Existenz zugestehen oder abstreiten. Wie ist das uns schon gleichgültig, ob man uns die Existenzberechtigung abspricht. Wir würden uns lächerlich vorkommen, wenn wir uns darüber aufregten. Und nun erst Gott, der durch die Fülle des All wie mit einem Laute spricht: ich bin.

Wenn jedes wahrhaftige Selbstbewußtsein, wo es sich unter Menschen findet, schon so wenig von mangelnder Beachtung berührt wird, noch unter der äußeren Unscheinbarkeit im öffentlichen Gewühle leidet, so kann ich mir Gott erst recht nicht eifersüchtig denken auf bloße Anerkennung seitens der kleinen Menschlein und der zeitweiligen Weltanschauung dieser Eintagsfliegen und noch weniger mißmutig kleinlich und nachträgerisch gegenüber der Blindheit solcher, die in ihrer Finsternis am Lichte verzweifeln, oder gegenüber der kuriosen Anmaßung einer gespreizten und aufgeblasenen Weltweisheit, die seine Nichtexistenz dekretiert. Das sind allzu menschliche Vorstellungen, die nur ihre Vertreter charakterisieren.

Gott liegt allein daran, daß sein Name geheiligt werde, sein Wille geschehe, sein Reich komme, seine Herrlichkeit offenbar werde. Wo man ihn nennt und sich vorstellt, da sollen die Seelen in tiefster Ehrfurcht vor ihm erschauern und ihr ganzes Selbst und Sein dem weihen, den man in allen verborgenen Gründen seines Wesens lebendig empfindet. Wie er spricht durch das All und sich ausdrückt in der Fülle des Seins, so sollen wir ihn nennen und bekennen durch die Tat unseres Lebens, aber nicht entweihen durch religiöses Geschwätz. Denn der unendliche Drang seines Wesens hat das eine Ziel, daß sein Wille geschehe, daß Wahrheit werde in aller Welt. Wer sie verhüllten Auges gegenüber seiner Herrlichkeit tut, steht ihm näher als einer, der harthörig für die Wahrheit „Herr, Herr" ruft, aber seinen Willen nicht tut. Jener ist Gottes, ob er es auch nicht ahnt, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß es ihm zum Bewußtsein kommt.

Sein Wille ist die von ihm geschaute Wahrheit alles Seins zumal der Menschheit, die vollkommene Verwirklichung unserer Bestimmung in uns und untereinander, die Geburt des Kosmos aus dem Chaos, die göttliche Beherrschung und Ordnung alles Seins und aller Verhältnisse. Dadurch offenbart er seine Herrlichkeit, und alles, was wir von ihm nur ahnen und dunkel empfinden, tritt hierdurch in überwältigende Erscheinung.

Das ist der Weg, auf dem die Leugner Gottes von seinem Dasein überzeugt werden sollen und können, der Weg des Lebens, des Erweises des Geistes und der Kraft, die aus Gott stammt. Der berühmte Kampf der Geister enthüllt weder Gott noch die Wahrheit. Wer es nicht glaubt, der frage die Geschichte. Wer sich also rühmt, Gott zu kennen, soll wissen, daß diese Kenntnis verpflichtet. Wer sich rühmt, mit ihm in Lebensbeziehung zu stehen, soll es durch sein Dasein beweisen, damit es gerade denkende Menschen glauben können. Wenn aber jemand vorgibt, aus himmlischen Lebenssäften zu treiben und zu wachsen, und er doch kein Gebilde anderer Art, höherer Art ist als die, denen diese Lebensquelle verborgen ist, so betrügt er sich selbst und bekräftigt die Ansicht, daß Gottes Walten eitel Illusion sei.

Deshalb trifft uns Bekenner Gottes in erster Linie die Verantwortung für den Atheismus unserer Zeitgenossen.

Wie Schriftsteller arbeiten.

Plauderei von **Sophie v. Khuenberg.**

Man sollte eigentlich nicht aus der Schule schwätzen. Jeder Schaffende hat seine besondere Art zu arbeiten und über das Werdende wirft er gern ein verhüllend Tuch, gleichviel ob er ein bildender Künstler oder ein Dichter ist.

Atelierbesuche sind zwar neuestens sehr in Mode, aber auch da wird nur Auserwählten das eben Entstehende gezeigt. Kein Unberufener braucht zu wissen, wie da geknetet und geformt wird, welche Farben gemengt werden. Und so will auch der Schriftsteller nicht, daß man in seinen Notizen spioniert und ihm neugierig über die Schulter späht, während er schreibt.

An dem Fertigen mag sich die Allgemeinheit dann ergötzen oder totärgern, das Werdende bleibt immer Geheimnis seines Schöpfers.

Nun gibt es aber zuweilen Fälle, in denen ein ausgeprägtes Verkennen künstlerischen Schaffens von Seite der Laien zutage tritt.

Dies Mißverstehen der Kunst führt nicht selten zu unliebsamer Mißdeutung und da ist nun der Künstler ab und zu gezwungen, das verhüllende Tuch beiseite zu schieben und dem Laien zu sagen: Sieh' her, so wird's gemacht.

Es ist ganz merkwürdig, wie sich Nichtschriftsteller das Schreiben vorstellen. Nicht das Schreiben an sich natürlich, sondern den geistigen Vorgang, der in unserem Innern sich abspielt und uns die Feder in die Hand drückt.

Am besten ist's noch, sie stellen sichs gar nicht vor und fragen naiv: „Sagen Sie einmal, wie machen Sie das, wenn Sie schreiben? Kommt Ihnen das so plötzlich (ungefähr wie Magenweh, meinen sie!) Oder wie ist das sonst?"

Es ist nicht leicht, eine solche Frage zu beantworten. Gewöhnlich lächelt man verbindlich zu dieser Wißbegierde und erwidert geistvoll: „Ja, ja, das kommt eben so!"

Aber, wie gesagt, die Fragenden sind lange nicht so gefährlich wie jene, die nicht fragen, sich aber dafür gleich vorweg ihr eigenes, natürlich nicht immer richtiges Urteil bilden.

Eine Hauptgefahr, die dem Schriftsteller immer wieder droht, ist die Überzeugung des Laien, daß alles, was geschrieben steht, auch positiv „erlebt" sein müsse. Der Selbstschaffende weiß ganz gut, wie die flüchtigste Anregung zuweilen genügt, um einen schlummernden Ton zu wecken, eine vage Vorstellung plötzlich in lebendige Handlung zu gestalten.

Dem Laien aber ist immer nur das Photographische in der Kunst verständlich. Er begreift nur den prompten, technischen Vorgang, für ihn ist die Seele des Poeten oder Schriftstellers eine photographische Platte, auf der sich alle Begebenheiten seines Lebens reproduzieren. Allenfalls läßt er noch eine kleine Dunkelkammer der Überlegung gelten, in der das Erlebte ein bißchen chemisch behandelt wird — aber im allgemeinen denkt er sich das Schaffen eines Geistes nicht viel anders als einen gut funktionierenden Momentapparat.

Am schlimmsten ergeht's dabei dem Lyriker, denn da jeder Primaner schon weiß, daß die Lyrik die „subjektivste“ Dichtungsart ist, so schnuppern die Spürnasen jedem Liebeslied eifrig nach, um nur ja die Fährte aufzufinden, die zum Ursprung leitet. Ein Glück nur, daß es Tiefen und Höhen gibt, wohin auch die kühnste Spürnase dem Dichter nicht zu folgen vermag.

Und nicht nur das. Man rechnet so selten mit der einen Eigenschaft, die doch so recht eigentlich den Dichter zum Dichter macht: die Phantasie. Sie ist es, die ein armselig Körnchen Wahrheit zu üppigen Blütendolden heranreift, die aus dem Tropfen Freude ein Meer des Glückes entströmen läßt und aus einer handvoll Leben einen reichen Bau von Kraft und Schönheit bildet.

Niemand hat dies herrlicher und klarer dargesungen als Robert Hamerling in seinem unvergänglichen Gedichte „Corregio“. Den sinnenfrohen, farbentrunknen Meister kennen zu lernen, kommt der kunstfreudige, heitere Kardinal nach Parma. Er will den Maler sehen, der so entzückende Götterweiber auf die Leinwand zaubert, es muß eine Lust sein, mit diesem beglückt Genießenden eine Flasche goldigen Weines zu trinken! Und er findet Corregio als blassen, kranken Mann, der ein einförmig trübselig Leben führt, ohne Glanz und Sinnenfreude.

„Ein zänkisch Weib, ein lärmend Kinderrudel — blieb all mein Liebesglück . . .“

Aber nicht nur dem Lyriker späht man nach und möchte seine geheimsten Gefühle und Absichten ergründen, auch der Prosaist schwebt in Gefahr, von seinen Lesern ab und zu viviseziert und mißdeutet zu werden.

Natürlich nicht immer. Denn es gibt auch entzückend kluge, freisinnige Leser, die voll liebevollster Hingabe sich dem Dichter anschmiegen und sich willig und dankbar von ihm leiten lassen, wohin er will.

Zuweilen aber gibt es Leser, die selbst in das Gebotene hineindichten und deuteln. Sie begnügen sich nicht mit dem, was der Dichter sagt, sie schweifen darüber hinaus, ergänzen mit ihrer Phantasie die seine, meinen, das sei ihr gutes Recht und sie hätten den Nagel auf den Kopf getroffen.

Nun, wenn die lieben Leser in einer stillen Abendstunde ein Buch, eine Zeitung vornehmen und die Novelle zu einem Roman erweitern, die heitere Plauderei mit tragischen Konflikten durchspicken wollen, so ist das schließlich ein erlaubt Vergnügen und kann dem Schriftsteller gleichgiltig sein.

Anders wird aber die Sache, wenn der liebe Leser seine unrichtigen Beobachtungen an die große Glocke hängt und sie kühn hinausläutet ins weite Land. Da gibt es nicht selten einen schrillen Mißton,

der sich unerfreulich weiterpflanzt und in Disharmonien aller Art ausklingt.

Kürzlich erst ist in Schriftstellerkreisen solch ein merkwürdiges Geschichtchen passiert. Schrieb da ein bekannter Autor eine launige Kleinigkeit, flocht allerlei Scherze ein, wie der Augenblick sie ihm eingab, und hing dem Ganzen — damit es der Redaktion nicht etwa zu kurz erscheine — ein flink erfundenes Liebesszenchen an.

Im Grunde war der Autor gar nicht sehr erbaut von dieser kleinen Schöpfung, denn sie war eigentlich auffallend harmlos geraten. Du lieber Gott, man hat eben zuweilen seinen schlichten Tag und kann nicht immer Tragödien schreiben. Damit tröstete er sich.

Der Ahnungslose! Er sollte noch das Wunder erleben, seine simple Scherzgeschichte als ernstes Drama behandelt zu sehen. Und das kam so. Ein paar liebe Leser, die sonst nichts zu tun hatten (man sollte alle müßigen Menschen in sicheren Gewahrsam bringen, damit sie kein Unheil anstiften können!) machten eines Tages die gloriose Entdeckung, daß diese kleine Geschichte eigentlich in dem Kopfe eines jungen Bahnbeamten entstanden sein müsse.

Sie erklärten das nämlich so. Der Schriftsteller, der viele hundert Menschen kannte, kannte auch diesen jungen Bahnbeamten und verkehrte ab und zu mit ihm. Außerdem spielte die Geschichte in einer Stadt, die an der Bahn gelegen war (hört, hört!) und es war sogar von einem Stationschef darin die Rede, der eine rote Mütze trug, und von einem verliebten Kondukteur.

Nach der Meinung der lieben Leser konnten nur der Stationschef X und der Kondukteur Y, die sie zufällig kannten, darunter gemeint sein.

Und diese ganz abnormen Typen konnte nur der Bahnbeamte dem Schriftsteller geliefert haben, denn wie käme der Schriftsteller selbst auf den aparten Gedanken, daß er irgendwo einen strammen Stationschef in roter Mütze und einen in seine Braut verliebten Kondukteur gibt!

Also hatte der junge Bahnbeamte offenbar einen Verrat begangen und wichtige Geheimnisse seines Standes ausgeplaudert. Das heischte Rache. Und so gingen die lieben Leser hin und verklagten den jungen Bahnbeamten bei seinem Vorgesetzten, weil der Schriftsteller so kühn war, die Kappe eines Stationschefs zu schildern.

Ja, die lieben Leser! Man wird künftighin anfragen müssen, worüber man schreiben darf, ohne Gefahr zu laufen, daß der nächstbeste unschuldige Bekannte, der mit Schriftstellern am Wirtshaustisch sitzt, zur Verantwortung gezogen wird. Oder man wird zuweilen öffentlich eine Vorlesung halten über das Thema: Wie arbeitet der Schriftsteller?

Es gibt natürlich alle Arten von Schriftstellern. Eine ganze Stufenleiter zwischen dem Dichter, der Höchstes schafft, und dem Tagesliteraten, der sein fixes Pensum liefern muß. Aber dennoch kann man sagen, daß fast jeder große Poet zuweilen ein unermüdlicher Arbeiter ist und daß auch in dem geschäftsmäßigen Vielschreiber ab und zu der Poet die Oberhand gewinnt.

In keiner Kunstart wird freilich der Begriff von Kunst so verallgemeinert, keine Kunst ist so dem Überwuchern des Dilettantismus ausgesetzt wie die Dichtkunst. Und der Sammelname „Literatur" deckt so vielerlei Kleingewerbe dieser Kunstrichtung, daß nur ein klarer, sichtender Geist das Gute von dem Mittelmäßigen und Schlechten zu sondern weiß.

In diesem kritischen Unvermögen vieler Leute liegt naturgemäß eine stete Gefahr für die Schreibenden. Unterschiedliche Verallgemeinerung der Literaten schädigt den Schriftsteller von Beruf. Namentlich in einer gewissen Kaste der Gesellschaft, die am Turf und im Variété Bescheid weiß, von Kunst und Literatur aber so gut wie nichts versteht, dominiert zum Teil eine gänzlich unrichtige Auffassung intellektueller Arbeit. Da gibt es noch immer ab und zu Leute, die naiv genug sind, den hochgeistigen, vornehmen Schriftsteller mit dem kleinen Reporter eines sensationslüsternen Schmierblättchens auf eine Stufe zu stellen.

Wirkliche Schriftsteller arbeiten eben ganz anders, als viele Leser sichs vorstellen. Sie brauchen keinen Mittelsmann, der ihnen Gedanken vorkaut und Kopierrezepte liefert. Sie machen selbst die Augen auf und schauen sich die Welt an. Und ihre Augen blicken schärfer und tiefer als die anderer Menschen, das ist selbstverständlich.

Sie haben auch feine Ohren und fangen hier und dort einen Lebensklang, einen Leidenston auf, den andere nicht hören. Für sie blitzt irgendwo plötzlich ein helles Licht von sonnigstem Humor auf, das sonst keiner sieht.

Wie der Maler, so entdeckt auch der Schriftsteller auf grauem Wege jählings ein ungeahntes Farbenmotiv. Wie der Bildhauer verhüllt er unliebsame Formen mit weichen Falten und löst alle Schleier ab, wenn er einer reinen Schönheitslinie nachspüren will.

Irgendwie, in froher Stunde, kommt ihm ein apartes Scherzwort in den Sinn und er spricht es aus. Er liest aus Gesichtern eine stumme Geschichte ab und aus einer flüchtigen Situation, die er erspäht hat, bildet er ein Leben, in das er halberträumte Gestalten pflanzt.

Er spinnt aus einem kleinen, fliegenden Faden ein feines Netz. Kieselsteine klopft er auf und findet ein Goldäderchen drin, an dem er

sich ergötzt. Tiersprachenkundig ist er und erlauscht alle Sorgen der Tiere. Und wenn die Menschen in all ihrer großen Würde einhergehen, sieht er überall die kleinen Schwächen an ihnen umherkrabbeln wie Blattläuse auf Zentifolien.

Und an den Allerarmseligsten, die gedrückt an ihm vorüberschleichen, nimmt er plötzlich ein leuchtendes Königskrönlein wahr, das unsichtbar über ihrem gebeugten Haupte schwebt.

Ja, das alles vermag der Schriftsteller, wenn er nebenbei ein Dichter ist. Seine künstlerische Glückseligkeit ist oft unsagbar groß. Nur die lieben Leser machen ihm zuweilen Pein. Als mein Kollege von der Feder mir die Tragödie seiner Humoreske erzählte, da rief ich unwillkürlich aus: „Der Teufel hole die Les . . .“ — „Um Gotteswillen,“ unterbrach er mich, „sagen Sie das nicht! Die Leser sind ja doch eigentlich für uns Schriftsteller ein notwendiges Übel, ja gewissermaßen der wertvollste Menschenschlag; was täten wir ohne sie!“

Der Mann hat recht. Je mehr ihrer sind, desto besser. Nur müßte auf dem nächsten Schriftstellerkongreß ein Mittel gefunden werden, wie man aus jedem „lieben“ Leser auch einen verständnisvollen und gütigen macht!

Josef Hyrtl und seine Stiftung.

Eine Erinnerung aus meinem Leben von **Josef Schöffel.***)

Ein sonderbarer Zufall war es, der mich mit dem weltberühmten Anatomen, dem Klassiker in Wort und Schrift, dem tiefen Denker und großen Redner, zusammenführte.

In der Nähe der Pfarrkirche in Mödling, die im XV. Jahrhundert gebaut wurde, steht ein Karner im romanischen Stile, wahrscheinlich aus dem XI. oder XII. Jahrhundert stammend. Der unterirdische Teil dieses Karners, der durch eine offene Lücke zugänglich war, war bis an die Decke mit Totengebeinen angefüllt. Rings um die Kirche und den Karner befand sich bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts der Ortsfriedhof, welcher, als die Einwohnerzahl zunahm, auf den Platz, wo einst die älteste, im Jahre 1786 wegen Baufälligkeit auf Abbruch verkaufte Pfarrkirche zu St. Martin stand, verlegt wurde.

Hinter der jetzigen Pfarrkirche zu St. Othmar standen vor dreißig Jahren Ruinen eines unbekannten Gebäudes ähnlich den noch heute in Perchtoldsdorf hinter der dortigen Pfarrkirche sichtbaren. Diese Ruinen stürzten beim Baue der Wiener Wasserleitung bis auf einen kleinen

*) Aus dessen interessantem Werke: „Erinnerungen aus meinem Leben.“ Wien. Jahoda & Siegel. 1905.

Rest, der als Schweinestall benützt wurde, ein. Die vom Liechtenstein jäh abstürzenden Wässer schwemmten mit der Zeit den lockeren Boden des ehemaligen Friedhofes ab und legten die daselbst begrabenen menschlichen Überreste bloß.

Auf diesem aufgelassenen Friedhof rings um die Kirche spielten Schulkinder mit den aus dem Karner herausgekollerten und den aus der Erde herausgeschwemmten Totenschädeln Kegel. Die Schädel benützten sie als Kugel und die Arm- und Beinknochen, die sie in die Erde steckten, benützten sie als Kegel.

Als ich als Bürgermeister in Mödling mit der Aufräumung des an allen Ecken und Enden aufgehäuften Schuttes und Unrates begann, ging ich auch daran, den wüsten Friedhof um die Pfarrkirche sowie den alten Wassergraben, „Tamerlgraben“ genannt, der die vom Liechtenstein abstürzenden Niederschlagswässer aufnahm und in den Mödlingerbach führte, zu planieren und mit Alleebäumen zu bepflanzen. Der ehemalige „Tamerlgraben“ bildet heute die Kirchen- und Andergasse. Zugleich ordnete ich die Räumung des unterirdischen Gewölbes des Karners und die Bestattung der daselbst angehäuften massenhaften Menschenknochen hinter der Pfarrkirche an. Die Aufsicht über die Räumung des Karners übertrug ich einem Privatzeichenlehrer.

In der obersten, drei Meter starken Schicht waren Menschenschädel und Gebeine wild durcheinander geworfen, welche einst aus dem Friedhofe ausgegraben und in den Karner hineingeworfen wurden, denn sie trugen deutliche Spuren, daß sie früher lange Zeit in der Erde gebettet waren.

Unter dieser Schichtenlage fanden wir hölzerne Teller, unglasierte Tonkrüge mit eingetrocknetem Wein, Brot und dergleichen zwischen Knochen und Schädeln, die teils zertrümmert waren, teils tiefe Narben aufwiesen, zerstreut vor. Diese Schädel waren nicht, wie die in der oberen Schicht, ausgelaugt und daher nicht früher in der Erde begraben gewesen.

Es waren dies jedenfalls Überreste einer kleinen Schar Menschen, die sich bei irgendeinem feindlichen Überfall in den Karner geflüchtet hatten und daselbst vom Feinde entdeckt und niedergemacht wurden. Die letzte Schicht bestand bloß aus Knochenmehl, vermischt mit Knochensplittern und zahlreichen Zähnen.

Unter den aus dem Karner gehobenen mehr als tausend Schädeln fanden wir einen, dessen linker Ober- und Unterkiefer durch eine feste Beinbrücke so verbunden war, daß der Unglückliche bei seinen Lebzeiten den Mund nicht hatte öffnen können. Um dem Armen die nötige Nahrung einzuflößen, waren ihm die Vorderzähne herausgebrochen worden.

Ich übersendete diesen Schädel dem damals in Perchtoldsdorf wohnenden Anatomen Professor Dr. Josef Hyrtl mit der Bitte, ihn,

wenn er irgendeinen wissenschaftlichen Wert haben sollte, gütigst anzunehmen zu wollen. Hyrtl kam sofort nach Erhalt des Schädels in Begleitung seines Freundes und ehemaligen Prosektors Dr. Anton Fridlowsky nach Mödling, erklärte den ihm übersendeten Schädel als eine Rarität, untersuchte auch alle anderen im Karner vorgefundenen Schädel und bezeichnete über zweihundert als Abnormitäten. Diese Abnormitäten sind derzeit im Hyrtlschen Waisenhaus aufbewahrt und werden von Gelehrten des In- und Auslandes häufig besichtigt.

Über den ihm überreichten Schädel veröffentlichte Hyrtl eine Abhandlung, in der er mich ehrend erwähnte.

Als ich mich bei ihm für die mir erwiesene unverdiente Ehrung bedankte, lud mich Hyrtl freundlichst ein, ihn in seinem Tuskulum in Perchtoldsdorf öfter zu besuchen. Ich folgte dieser Einladung, besuchte ihn auf seinen Wunsch mehrmals jede Woche und verbrachte in seiner Gesellschaft die vergnügtesten und lehrreichsten Stunden.

Es war wirklich ein Genuß, diesen Meister der Rede, von dessen Lippen nicht wie üblich trüber Phrasenschwall, sondern wahre Geistesperlen floßen, reden zu hören und in sein durchgeistigtes Auge zu blicken.

Aus dieser Bekanntschaft, welche ein Totenschädel vermittelte, entwickelte sich mit der Zeit ein inniges Freundschaftsverhältnis, das, trotzdem wir beide von Natur höchst empfindlich und reizbar waren und Hyrtl als gesellschaftlich unzugänglich verschrien war, nie durch einen Mißton gestört wurde.

Als am 23. März 1885 Hyrtl sein fünfzigjähriges Doktorenjubiläum feierte, erschien der Rektor der Wiener Universität Dr. Hermann Zschokke an der Spitze einer Deputation, um Hyrtl die Glückwünsche der Universität und des Doktorenkollegiums darzubringen. Die Ansprache des Rektors beantwortete Hyrtl mit einer Rede in klassischem Latein und überreichte dem Rektor gleichzeitig ein Paket, enthaltend 40.000 Gulden österreichische Goldrente, mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals jährlich an vier arme Studierende der medizinischen Fakultät der Wiener Universität verteilt werden sollen.

Nach Ablauf eines Jahres wollte Hyrtl jeden der vier Studenten, welche, wie er glaubte, die Interessen des von ihm dem Rektor übergebenen Kapitals bereits erhalten dürften, annoch mit einem Geschenke von 1000 Gulden Goldrente überraschen. Er schrieb daher an den Rector magnificus und ersuchte ihn, ihm die vier ersten mit seinen Stipendien beteilten Studierenden namhaft zu machen und sie zu veranlassen, sich ihm persönlich vorzustellen.

Statt der Stipendisten langte ein Brief des Rektors ein, in welchem derselbe mitteilte, daß leider die Interessen des von Hyrtl zur Unterstützung armer Studierenden gestifteten Kapitals erst nach Ablauf

von vier Jahren ihrem Zwecke zugeführt werden können, da sie bis dahin zur Bestreitung der Staatsgebühren verwendet werden müssen.

Diese Nachricht traf Hyrtl wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er war ganz konsterniert und zog sich mehrere Tage hindurch in seinen Turm zurück, in den niemand zugelassen wurde.

Als ich einige Tage darauf nach Perchtoldsdorf kam, um ihn zu besuchen, ließ er mich in seinen Turm rufen, reichte mir den Brief des Rektors und rief: „Lies!“ Nachdem ich den Brief gelesen hatte, sprach er in großer Erregung: „Was sagst du dazu? Das ist ja Raub, begangen an armen Menschen, denen ich helfen wollte, und ein Betrug, begangen an mir, dem Geber! . . . Warum hast du mich nicht über den Stand der Dinge, die mir ganz unbekannt waren, informiert?“

„Weil du,“ erwiderte ich, „mir gegenüber niemals die Absicht geäußert hast, eine Stiftung zu machen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich dich gewiß aufmerksam gemacht, daß nach den bestehenden Gesetzen in Österreich jede Art von Stiftung durch Staatsgebühren und Staatsgebührenäquivalenten nach und nach vom Staate aufgesaugt wird, so daß sich jeder, dem dies bekannt ist, hütet, irgend etwas zu bestimmten Zwecken zu stiften.“

Hyrtl war nun entschlossen, sein Vermögen den Universitäten in Deutschland zu vermachen. Um sicher zu sein, daß nicht auch in Deutschland Steuern und Abgaben von Geschenken und Stiftungen zu wissenschaftlichen oder wohltätigen Zwecken eingehoben werden, richtete er an den Rektor der Carola Ferdinandea in Deutschland telegraphisch die Anfrage, ob und was in Deutschland für Stiftungen zu wissenschaftlichen oder wohltätigen Zwecken seitens des Staates an Gebühren und dergleichen vorgeschrieben wird.

Darauf antwortete der Rektor lakonisch: Nihil!

Damit war es entschieden! Hyrtls Vermögen sollte teils bei Lebzeiten Hyrtls, teils nach seinem Tode nach Deutschland wandern!

Dieser Entschluß schmerzte mich, nicht des durch den Furor bureaukraticus verkommenen Staates wegen, sondern der Armen und Elenden wegen, die in diesem Staate leben müssen und durch derartige hirnrissige fiskalische Maßregeln um Unterstützungen benachteilt werden, die ihnen von Wohltätern zugedacht waren.

Ich trachtete, Hyrtl langsam von dieser Idee abzubringen, indem ich ihm vorstellte, daß die Armen und Elenden die brutale Dummheit unserer Gesetzgeber büßen sollen, was doch nicht recht sei.

Hyrtls Antwort lautete immer: „Der Staat ist verpflichtet, für den Unterricht seiner Untertanen sowie für die Pflege der Kranken, der Armen und Elenden zu sorgen. Wozu wäre er denn da? Der Staat ist ja doch nicht Selbstzweck? Wenn ein Staat seine erste und heiligste

Pflicht, nämlich die Sorge für das Wohl seiner Untertanen, nicht erfüllt, so hat er jede Existenzberechtigung verloren! Der Staat aber, der den seinen Armen gereichten Bissen Brot vom Munde wegreißt, um ihn selbst zu fressen, sollte als Schädling vertilgt werden . . . Wenn jemand es zustande brächte, daß der Staat das, was ich zur Linderung des Elends spenden will, als ein heiliges, unantastbares Gut ansieht, an dem sich niemand, auch der Staat nicht, vergreifen darf, dann würde ich gewiß alles, was ich besitze, nur zur Besserung der Lage der Armen und insbesondere der Kinder widmen."

„Hyrtl! Ich nehme dich beim Wort!" rief ich. „Ich will es versuchen und hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, die Bedingungen, die du gestellt, zu erfüllen. Es wird einen harten Kampf gegen die Borniertheit unserer Bureaukratie und die Gefräßigkeit des Fiskus kosten, allein ich werde ihn wagen."

„Versuche es", antwortete Hyrtl, „und ich halte mein Wort, fürchte aber, daß du dir den Schädel einrennen wirst."

Ich eilte nun zu meinem Freunde und Gönner, dem damaligen Statthalter Baron Possinger, trug ihm den Fall vor und bat ihn, mir den Weg anzugeben, den man einschlagen müsse, um ohne Gefahr, in die Fänge des Fiskus zu fallen, dem Willen Hyrtls Rechnung tragen kann.

„Das ist sehr einfach", erwiderte Possinger. „Sie gründen einen Verein zum Bau und zur Erhaltung eines Waisenhauses für arme verwaiste und verlassene Kinder. In den Statuten, die ich genehmigen werde, sagen Sie, daß der Verein die Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes durch freiwillige Spenden und Geschenke beschaffen werde. Die Leitung des Vereines übernehmen Sie auf Lebenszeit und ernennen selbst eine Anzahl Personen, denen Sie Vertrauen schenken, als Vereinsmitglieder, welche keinen Mitgliedsbeitrag zu leisten haben. Wenn aus Anlaß irgend eines freudigen Ereignisses im Kaiserhause die Gebührenfreiheit für Stiftungen ausgesprochen werden sollte, lösen Sie den Verein auf und errichten aus den dem Vereine zur Verfügung gestellten Mitteln eine Stiftung."

Hyrtl erklärte sich mit diesem Vorschlage einverstanden. Ich gründete den Verein und verfaßte die Statuten, welche vom Statthalter anstandslos genehmigt wurden.

Hyrtl stellte nun dem Vereine sukzessive die Mittel zum Baue eines Waisenhauses zur Verfügung. Die Bau- und Einrichtungskosten betrugen 36.579 Gulden. In diesem Waisenhause wurden anfangs 44 Waisenkinder untergebracht. Zur Erhaltung und Pflege dieser Kinder widmete Hyrtl ein Kapital von 42.000 Gulden, das auf Wunsch Hyrtls, dem immer der Staatsbankerott von 1811 vorschwebte, zum Ankaufe von zwei Zinshäusern in Mödling verwendet wurde.

Zugleich bestimmte Hyrtl, daß auf demselben Platze, auf dem einst die älteste Kirche Mödlings stand, eine neue Kirche auf seine Kosten erbaut werde, welche im Jahre 1886, also genau hundert Jahre nach Abbruch der alten Kirche, vom Erzbischof Ganglbauer eingeweiht wurde. Die Bau- und Einrichtungskosten dieser Kirche betrugen 38.000 Gulden.

Als aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers alle aus diesem Anlasse errichteten wohltätigen Stiftungen steuer- und gebührenfrei erklärt wurden, löste ich den Verein auf und errichtete aus den dem Vereine von Hyrtl zur Verfügung gestellten Mitteln die erste Josef Hyrtl-Waisenstiftung.

In seinen letzten Lebenstagen war Hyrtl von Bittstellern und Erbschleichern förmlich umlagert.

Sein Gemüt war verdüstert, er mied ängstlich jeden Verkehr mit Menschen.

Eines Tages, als wir allein waren, sagte Hyrtl plötzlich: „Lieber Freund! Meine Tage sind gezählt. Ich werde wie mein Vater plötzlich auslöschen, ‚veluti elychnion cessante oleo'. Die Raben sitzen schon überall herum, um sich auf meinen Kadaver zu stürzen! Hier in diesem Portefeuille liegt mein ganzes Vermögen! Nimm es mit und verwende es wie ich in meinem Testamente verfügt habe. Ich kann dann ruhig erklären, daß ich nichts besitze. Wenn dann nichts mehr für meine Freunde und Verwandten zu holen sein wird, werde ich endlich Ruhe finden."

„Ich kann, so lieb ich dich habe, deinen Wunsch nicht erfüllen. Du würdest dich durch die Übergabe deines ganzen Vermögens an das Waisenhaus von den Schmarotzern, die dich belästigen, nicht befreien, mich aber würde man sicher verdächtigen, daß ich einen Teil des mir in Bausch und Bogen ohne Zeugen und ohne Wertangabe übergebenen Vermögens für mich behalten habe. Du hast das Waisenhaus zum Universalerben deines Vermögens testamentarisch eingesetzt. Ich werde als Kurator deiner Stiftungen, wenn mich Gott nicht vor dir abruft, darüber wachen, daß dein letzter Wille erfüllt und das Waisenhaus so geleitet und verwaltet werde, wie du es gewünscht und wiederholt ausgesprochen hast. Bis dahin bleibt es beim alten."

„Wenn du", erwiderte Hyrtl, „meinen Wunsch, mein Vermögen, das dem Waisenhause gehört, gleich mitzunehmen, nicht erfüllen willst, so wirst du wenigstens mir die Bitte nicht abschlagen, den in diesem kleinen Paket eingeschlossenen Betrag, als minimale Anerkennung für deine viele Mühe um das Zustandekommen der Stiftungen und um den Bau der Waisenhäuser und ihre Verwaltung anzunehmen. Wenn du auch diese meine Bitte abschlägst, so lasse ich morgen den Notar rufen und vermache dir das, was du jetzt ausschlägst, als Legat! Ich habe dem Notar für Verfassung des Testamentes und für Besorgung einiger

weniger Aufträge ein bedeutendes Legat vermacht, das er ohne weiteres akzeptiert hat und ich bin überzeugt, daß der Spektabilis sich noch nebenbei durch eine fette Expensnote aus meinem Nachlasse schadlos halten wird. Du hast mir zahllose Liebesdienste erwiesen, du hast im Interesse meiner Stiftungen Zeit und Mühe verwendet, ohne dafür die geringste Entschädigung anzusprechen. Jede Arbeit verdient ihren Lohn! Jedes Verdienst seine Krone!"

„Laß mir also diese Krone, teurer Freund", erwiderte ich, „lasse mich teilnehmen an deinen Verdiensten um die Menschheit und beleidige mich nicht mit dem Anbote eines Lohnes, sei es in Form eines Geschenkes oder eines Legates! Das was ich getan und für die Stiftung noch tun werde, will ich ohne jede Entschädigung jetzt und in der Zukunft tun!" Hyrtl umarmte mich und weinte wie ein Kind!

Kurze Zeit darauf fand man Hyrtl tot in seinem Bette! Sein Lebenslicht war plötzlich, wie er es voraus gesehen und voraus gesagt hatte, erloschen! Er starb, ein Lächeln auf den Lippen, das Werk Senecas „De consolatione" in der Hand!

Seelische Ansteckung.

Von L. Gelpke.*)

Daß Scharlach, Pocken, Cholera ansteckende Krankheiten sind, ist jedermann klar; daß aber in gewissem Sinne auch geistige Abnormitäten ansteckend sind, ist zwar den Irrenärzten nichts Neues, wohl aber dem Laienpublikum, und doch spielt dieser Faktor unter den ursächlichen Momenten der Geisteskrankheiten, besonders der leichteren Formen, den geistigen Abnormitäten eine so große Rolle, daß man mit Fug und Recht Vereine gründen könnte gegen psychische Ansteckung, wie es solche gibt gegen Ansteckung mit Tuberkulose.

Der Schreiber dieser Zeilen wohnte vor Jahren mit einigen anderen Schweizern einer Truppenschau in Versailles bei. Vor einer dicht gedrängten Zuschauermenge defilierten Infanterie, Artillerie, Kavallerie, St. Cyriens zc., empfangen vom jubelnden Beifall der Menge; uns Ausländer hätte das ganze Schauspiel mehr oder weniger kalt lassen können, trotzdem fühlten wir uns plötzlich von der Begeisterung der uns dicht umstehenden Menge angesteckt und fortgerissen und wir fingen an, so laut „Bravo" zu rufen als die Pariser. Das ist psychische Ansteckung.

*) Aus dem Werkchen „Kulturschäden oder die Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten". Gemeinverständliche Hygienie des Nervenlebens von Dr. L. Gelpke. Basel, Beno Schwabe. 1905. — Diese vom Vereine schweizerischer Irrenärzte mit dem Preise ausgezeichnete Schrift, welche unsere geistigen Kulturschäden kurz und klar behandelt, ist sehr zu empfehlen.

Die gleiche Erscheinung kann man beobachten bei irgend einer anderen Volksversammlung. Irgend ein Schlagwort, irgend ein Zufall gibt der öffentlichen Meinung eine Richtung und alles wendet sich dahin, wie die Ähren eines Kornfeldes vor dem Winde. Jeder glaubt zu schieben und wird tatsächlich geschoben. Auf der gleichen Erscheinung beruht die Panik in manchen Schlachten, bei wirklichen und vermeintlichen Unglücksfällen rc. Der einzelne kennt den Grund der Gefahr nicht, vor der er flieht; er ist angesteckt von der um ihn herrschenden Stimmung.

Wahnsinns-Epidemien. Die Geschichte der Psychiatrie kennt eine große Anzahl von Beispielen epidemisch auftretender Geisteskrankheiten. So beschreibt Sikorski eine Epidemie aus der Gegend von Kiew: Ein Mann mit religiösem Wahnsinne sammelte um sich eine Anzahl, wie sich später herausstellte, unzweifelhaft geistesgestörter Anhänger, denen sich eine weitere, große Menge abergläubischen Volkes anschloß. Der Prophet verkündete seine himmlische Mission, verrichtete allerhand Wunder, und die Menge beruhigte sich erst, als die Urheber in die Irrenanstalt verbracht waren. Einen ganz ähnlichen Fall einer religiösen Bewegung, deren Anhänger auf viele Tausende anwuchs, erzählt Lombroso aus den Siebzigerjahren. Es betrifft dies den David Lazzaretti aus Arcidasso in Oberitalien, Sohn eines Trinkers, in dessen Familie mehrere Selbstmörder und Wahnsinnige vorkamen. Er hielt sich für Messias, ahmte genau das Leben Jesu nach, verrichtete eine Menge die Welt in Erstaunen setzender Wunder, so daß sogar hochgestellte geistliche und weltliche Würdenträger (Graf Chambord) den Propheten ernst nahmen. Mit einem Anhange, der nach vielen Tausenden zählte, zog er aus mit dem Stab in der Hand, um die neue Republik zu gründen, wurde aber von bewaffneter Macht aufgehalten und kam dabei ums Leben. Lombroso hat den Fall ausführlich behandelt und die Geisteskrankheit des David und seiner Anhänger genau festgestellt. Aus alter und neuer Zeit existiert eine erstaunliche Menge derartiger Beispiele: Dasjenige der Einwohner der Stadt Abdera im alten Thrakien, welche durch die Aufführung einer Tragödie in Verzückung versetzt, mit Weib und Kind auf einen Berg zogen und sich wie unsinnig gebärdeten, ist allgemein bekannt. Bekannt ist auch, daß die Neger und andere Naturvölker, dann auch die Derwische und indischen Fakire bei festlichen Anlässen massenhaft in wahnsinnige Aufregung verfallen. Dahin gehören auch die Züge der Flagellanten (Geißelwütige), die Springprozessionen, die Kinderkreuzzüge, die epidemischen Teufelsmanien des Mittelalters. Im Jahre 1374, berichtet Lombroso, verbreitete sich in den Cevennen, ausgehend von Epileptischen, eine Tanzwut, welche sogar schwangere Frauen und abgelebte Greise ansteckte; es kamen heilige Verzückungen dazu, Erscheinungen der Mutter Gottes, der himmlischen Heerscharen; es geschahen Wunder in Masse. Da sie vom

Teufel besessen schienen, wurden die Befallenen massenhaft gehängt. Trotzdem breitete sich die Seuche aus bis nach Köln, wo 500 Individuen davon ergriffen wurden, ferner nach Straßburg und Metz und trat von da an periodisch jedes Jahr am Tage des heiligen Vitus auf. Daher der jetzt noch gebräuchliche Name St. Veitstanz.

Im Jahre 1815 machte in Basel eine spiritistische Prophetin, Juliane von Krüdener, geboren 1760 zu Riga, ungeheures Aufsehen, brachte alles in Wirrwarr, veranstaltete einen evangelischen Wallfahrtszug, an dem 20.000 Pilger teilnahmen; sie wurde den Basler Behörden schließlich unbequem; von hier vertrieben, ging sie nach Baden, wo sie auf dem Marktplatze von 4000 Personen empfangen wurde. Sie war hysterisch und hat ihr früheres, überaus genußsüchtiges und extravagantes Leben in dem Romane „Valerie" beschrieben. An ihren spiritistischen Sitzungen soll auch unter anderm Kaiser Alexander teilgenommen haben und sie nennt diesen letzteren in ihren späteren prophetischen Ergüssen und Weissagungen den weißen Engel, zum Unterschiede vom schwarzen Engel, dem ihr abgeneigten Napoleon. Juliane von Krüdener soll nach Lombroso einen großen Einfluß auf Kaiser Alexander gehabt haben (man erinnert sich an den Einfluß zweier amerikanischer Spiritisten auf den verstorbenen König von Württemberg) und sie soll sogar die Urheberin der Idee der heiligen Allianz sein.

Geisteskranke außerhalb der Anstalt. Um all das zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß die Geisteskranken nicht alle toben, um sich schlagen und sich unsinnig gebärden, sondern daß eine große Anzahl zweifellos Geisteskranker ruhig und bei oberflächlicher Prüfung vernünftig, manchmal sogar besonders witzig erscheinen, daß sie ihre Wahnideen sehr häufig geheimhalten. Es sind daher durchaus nicht alle Irren hinter Schloß und Riegel, sondern eine große Menge läuft täglich unter uns herum, nicht sogenannte „Sparrenpeter" oder Halbnarren, sondern komplett Verwirrte.

Hier nur kurz einige Beispiele. Ein älterer deutscher Ingenieur wurde dem Gerichte eingeliefert. Bei der gerichtsärztlichen Untersuchung stellte sich heraus, daß er schon viele Jahre lang an ausgesprochenen Wahnideen litt (er hielt sich für den Sohn des verstorbenen Kaisers ꝛc.). Draußen hatte niemand eine Ahnung von seiner Unzurechnungsfähigkeit gehabt, und deshalb hatte reich und arm sein Geld in ein unsinniges Unternehmen des Geisteskranken gesteckt und natürlich verloren. Ein anderer war Weichenwärter auf einer kleinen Bahnstation gewesen und dabei war ihm während langer Jahre jeden Morgen die Mutter Gottes auf dem Bahngeleise erschienen. Ein dritter, ein sonst stiller Handwerker, kam mit dem Gerichte in Konflikt wegen lebensgefährlicher Drohungen. Bei der ärztlichen Untersuchung stellte sich

heraus, daß er schon zirka zwölf Jahre lang an einer Unmenge von Halluzinationen (Wahnvorstellungen, Sinnesfälschungen) litt: Er hörte die Stimme Jesu und der Engel, welche ihm die Zukunft voraussagten und ihm Befehle erteilten; er sah den feurigen Dornbusch des Moses rc.

All das ist überaus häufig und ich habe nur deshalb länger bei diesem Thema verweilt, um im folgenden darzutun, daß die Massenepidemien von Verzückungen, Tanzwut, Geisterbeschwörungen des Mittelalters nicht verschwunden sind, sondern lebhaft fortbestehen, wenn auch unter etwas anderer, weniger auffälliger Form: Dahin gehören all die extremen und fanatischen Richtungen auf religiösem, pseudophilosophischem, künstlerischem und vor allem auf hygienischem Gebiete (Gesundheitsapostel).

Ein ausländischer Kaufmann gründete in jüngster Zeit im nördlichen Jura eine sogenannte Gesundheitskolonie nach dem bekannten Rezepte der Rohkost, des Schlafens in offenen Hütten, tunlichster Entbehrung der Kleidung, dazu noch einige wunderliche Anwendungen des kalten Wassers rc. Die Broschüren, welche der Mann herausgab, enthielten in zwar fließender Sprache das denkbar konfuseste Zeug, welches jeden denkenden Laien hätte stutzig machen sollen; trotzdem hatte der Prophet einige Jahre großen Zulauf, besonders aus Deutschland. Außerdem machte er allerlei nach seiner Meinung epochemachende Erfindungen, humanitäre Gründungen; der Mann war aber kein Schwindler, wie viele annahmen, sondern einfach ein Geisteskranker, wie sich herausstellte, als er mit der Polizei in Konflikt kam.

Eine ähnliche Kolonie, in den Alpen gelegen, habe ich selbst mehrere Male besucht. Auch diese sind „Rohkostler“, lassen Bart und Haar wachsen, tragen nur die notdürftigsten Kleider (barfuß, barhaupt, kurze Kniehosen rc.); darunter sehr achtbare, sogar hochgebildete Leute. Das Volk nennt den Ort, welcher beiläufig gesagt wundervoll gelegen ist, „Narrenparadies“, und in der Tat machen einem die Leute durch den Ausdruck ihrer Augen, durch ihre Mienen und Gebärden den Anschein von still verzückten, überspannten Sonderlingen. Redet man aber mit ihnen, so machen sie geheimnisvolle, prophetische Aussprüche über den Weltuntergang, über die „Abnahme der Natur“ rc. und man überzeugt sich, daß sie nicht nur überspannt sind, sondern daß viele, vielleicht die meisten, an richtig ausgebildeten Wahnvorstellungen und fixen Ideen leiden.

Ein deutscher Pfarrer empfiehlt Einreibungen des ganzen Körpers mit Lehm und Herumlaufen in diesem sogenannten Kakianzuge gegen alle möglichen Schäden: Die sogenannte Lehmkur; ein anderer Apostel macht mit Heu sogenannte Heukur; ein Schreinermeister in Sachsen erfindet die sogenannte Reibekur; kalte Sitzbäder, Reibungen des Unterleibes und Äpfelessen; seine Anhänger zählen nach Tausenden. Kurz, es

ist nichts so widersinnig, nichts so einfältig, daß es nicht sofort eine Legion von Gläubigen findet, welche darauf schwören wie aufs Evangelium und dafür durchs Feuer gehen, letzteres besonders gern; denn etwas Märtyrertum macht die Sache hier wie anderswo um so anziehender. Die Erscheinungen sind aber keineswegs so harmlos, als man meint. Die Gefahr liegt allerdings nicht darin, daß man sich beim Äpfelessen den Magen verdirbt oder daß man eine Ischias bekommt, wenn man herumläuft mit feuchtem Lehm bestrichen, sondern darin, daß man den gesunden Menschenverstand verliert, vorausgesetzt, daß man noch einen zu verlieren hat. Ein Narr macht hundert andere, sagt ein Sprichwort und wenn es sich auch hier um eine relativ gemütliche Narrheit handelt, welche nicht beißt und nicht schlägt, so ist es doch für das Gemeinwesen durchaus nicht gleichgiltig, wenn Tausende und Tausende sich auf diese Weise in Wahnideen hinein verrennen und ihrer Nachkommenschaft ein krankes Gehirn vererben.

Sektierer. Das gleiche gilt von gewissen extremen und überspannten religiösen Sekten; es ist gewiß mehr als Zufall, wenn zwei frühere Insassen einer Irrenabteilung jetzt im Vorstand der Sekte vom „jüngsten Tage" sitzen. Vor allem gilt das von dem derzeit stark überhandnehmenden, nervenmörderischen Spiritismus. Ich erinnere bloß an die famose Spiritistin Rothe in Berlin, welche in bezug auf noble Kundschaft ihrer Kollegin Juliane von Krüdener nichts nachgab. Sie selbst war eine schlaue Betrügerin, nur hysterisch, nicht eigentlich geisteskrank; sie machte aber Geisteskranke. Das Klopfen, welches diese Leute in den spiritistischen Sitzungen wahrnehmen, die Stimmen, welche sie hören, die Erscheinungen von Abgeschiedenen, welche leibhaftig vor ihnen stehen, gleichen aufs Haar den Wahrnehmungen von Klopfen, von Stimmen, den Gespenstererscheinungen, welche Patienten in der Anstalt haben; in diesem Sinne sind 80 Prozent Anstaltspatienten Spiritisten. — Ich kenne übrigens eine ganze Anzahl von Fällen, wo sich der Ausbruch von Tobsucht, Melancholie, sogar von Selbstmordwahn unmittelbar an die Beteiligung an spiritistischen Übungen oder Veranstaltungen religiöser Sekten angeschlossen hat. Auch Schüle berichtet solche Fälle.

Auf welche Weise diese psychische Ansteckung zu erklären sei, ist hier eine Frage zweiten Ranges. Krafft-Ebing spricht von einer eigentümlichen, unerklärlichen Anziehung, welche Hochnervöse aufeinander ausüben. Man denkt dabei an die eigentümlichen Erscheinungen des Hypnotismus, an das sogenannte Gedankenlesen, eine Art Übertragung von Willensimpulsen und Ideenrichtungen durch Berührung gewisser Körperstellen, z. B. Schlagader am Halse und am Vorderarm; eine Art Fernwirkung, ähnlich derjenigen des Magnets oder Funkentelegraphie.

Kummer und Sorgen. Wir haben anderswo von den äußeren Ursachen des Irrsinns gesprochen, den Giften, Alkohol, Morphium, den Kulturschäden, den schädlichen Einflüssen der verkehrten Erziehung 2c. und wollen nur noch kurz anführen, daß begreiflicherweise auch *Kummer und Sorgen*, heftiger Schmerz (auch heftige Freude, z. B. das Gewinnen des großen Loses) den Ausbruch des Irrsinns veranlassen können.

Einsamkeit. Auch Einzelhaft in Gefängnissen ist in dieser Hinsicht sehr unzuträglich; hierbei spielen natürlich Freiheitsverlust, Reue 2c. eine Rolle, aber auch der Mangel menschlicher Gesellschaft als solche. Man hat nämlich von jeher beobachtet, daß Leute, welche viel allein sind, Bewohner von einsamen Gehöften, Einsiedler, einsame, alte Junggesellen, Schwerhörige, welche infolge ihres Ohrenleidens der Gesellschaft entbehren, leicht zu geistigen Abnormitäten bis zu ausgesprochenen Geisteskrankheiten neigen. Es fehlt den einsam Lebenden das Moment der Korrektur, des „Sichabschleifens" der Gesellschaft. Bizarrerien, welche im täglichen Verkehre mit seinesgleichen als solche erkannt und abgelegt werden, entwickeln sich unter Umständen beim einsamen Leben zu eigentlichen Wahnideen. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß die „Leutescheu" oft schon ein Zeichen, respektive Folgeerscheinung nervöser oder psychischer Verstimmung ist; trotzdem bleibt zu Recht bestehen „Anthropos est in Zoon politikon"; der Mensch ist ein geselliges Geschöpf.

Exzesse. Von jeher hat man geschlechtlichen Ausschweifungen und der Onanie eine bedeutende Rolle bei der Entstehung von Geisteskrankheiten zugeschrieben. Dabei muß man vor allen Dingen wissen, daß sehr häufig Neurastheniker, Melancholische (Schwermütige), Hypochonder die Ursache ihrer Krankheit durchaus irrtümlicherweise in längst vergangenen „Jugendsünden" suchen, und zwar sehr häufig veranlaßt durch das Studium jener Schundliteratur, welche unter Namen wie „Ärztlicher Ratgeber gegen die Folgen geheimer Jugendsünden" allgemein bekannt sind. Andererseits ist hartnäckige, exzessive Masturbation eine häufige Folge bestehender, ausgesprochener Geisteskrankheiten oder einer bestehenden, starken Veranlagung zu solchen. Übrigens geben die meisten Irrenärzte zu, daß andauernde geschlechtliche Exzesse das Geistesleben schädigen können, wobei auch das entsittlichende Moment in Betracht fällt.

Am Fuße des Lugauer.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Von den Donaulanden ennsaufwärts kommt man in die alte Hieflau. Die Berge und das Wasser streiten um den Raum, den fleißige Menschen so hart der Wildnis abgerungen haben für ihre Hütten. Hier

zweigt sich die Heeresstraße der Reisenden. Rechterhand geht es in das weitberufene Gesäuse, linkerhand in das weltberühmte Eisenerz. Ich weiß noch einen dritten Weg und der geht zwischen beiden in ein tiefverstecktes Hochalpental hinein. Warum das nur so sorgfältig verborgen ist? Rat' mer! schlug jener übermütige Grazer Student vor. Etwa, weil es bisher noch ein bräutliches Wildgärtlein der Ennstaler Alpen geblieben, in das noch wenige Städter ihre Kulturgelüste hineingetragen haben? Warum gehe denn ich so gerne in dieses Hochtal hinein, wo statt des prächtigen Fremdenhotels noch das alte Bauernwirtshaus steht? Rat' mer! Schwer ist es nicht zu erraten und selig Studenten, die sich noch an so harmlosen Wortspielen freuen! — Und wie heißt das Tal? Radmer.

Hinter Hieflau an der Eisenerzerbahn muß man den Seitengraben nur nicht übersehen. Hinter den unauffälligen Waldbergen ragt ein weißer Kegel empor. Man meint, es sei einer derer vom Gesäuse. Die Straße führt am Rande des Wiesentals und manchmal hart am rauschenden Bache im Waldschatten sachte anwärts, um später handeben und glatt zwischen den steilen Bergen dahinzuliegen. Das Tal hat sich bald zur Schlucht verengt, die selbst am Hochsommermittag uns nur spärlich den Sonnenblick gönnt. Der uns entgegenrauschende Alpenbach führt seinen immerwährenden Kampf mit den Steinblöcken seines Bettes, die nicht weichen, die das schreiende Wasser nach links und rechts beiseite stoßen und die tiefen glatten Wellen in die Splitter der Gischte zerschlagen. Nach Jahrhunderten werden diese harten Steinblöcke aufgerieben sein. Das Wasser aber, das weiche, das unendliche, wird immer noch rinnen und rauschen und mit anderen Steinen streiten.

Die Schlucht führt gerade einem zerklüfteten Felsenberge zu, der im Hintergrunde schauerlich wild aufragt, als hätte dort alles menschliche Bereich ein Ende, als hätte noch kein Auge geschaut, was hinter jenen kahlen, von Sturm und Nebel umtosten Hochwänden für eine unermeßliche, nie zu erschließende Wüstenei anhebt. In diesem Reize des Unentdeckten, Geheimnisvollen, des ewigen Drohens schreckbar feindlicher Mächte war mir dieses Gebirge noch gestanden vor zweiunddreißig Jahren, als mein Fuß das erstemal durch die Schlucht gewandert war. Dieser Reiz des Hochgebirges ist dahin, uns allen für immer dahin. Außer einer ist allein und verlassen in Todesgefahr der starren Natur, die keine Liebe und keinen Haß kennt, die kalt, unerbittlich vom Menschen das an sich zieht, was ihr gehört. Heute kennen wir im Gebirge jeden Winkel, haben von den höchsten Gipfeln mit Gemütsruhe die Abgründe gemessen, sprengen den Stein, bauen auf Eis unsere Pfade und Stationen, sehen in den furchtbarsten Lawinen nur inter-

essante Naturspiele und erschrecken vor nichts mehr. Für mich hat seitdem das Hochgebirge jenen Zauber eingebüßt, den es auf den Knaben geübt, und an die Stelle des ehrfürchtigen Ahnens sind andere Interessen getreten. So weiß ich, daß der hohe Felskamm, der auf dem Wege in die Radmer vor mir starrt, der Kaiserschild heißt, daß der Kessel, der sich links auftut und in ein totes Kar hinaufführt, das Weißenbachtal ist, in welchem hoch oben der Kaiser bei den Gemsjagden seinen Stand hat. Ich weiß, daß der Berggipfel den Namen Kaiserschild davon hat, weil Kaiser Maximilian I. auf der höchsten Spitze des Felsgebirges einen vergoldeten Schild anbringen ließ, der weit in die Gegend hinausleuchtete und den Jägern und anderen Leuten ankündete, daß auf diesem Berg keine Gemse geschossen werden dürfe. Denn hier züchtete sich solches Wild, das dann weitum die Berge belebte, zur Ergötzung der höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die seit länger als dreihundert Jahren zeitweise ihre großen Jagden abgehalten haben in dieser Gegend, deren Bewohner also völlig nur von der Jagd leben. Wohl wird neben der Jagd auch Forstwirtschaft getrieben und obschon beide Betriebe einem und demselben Herrn, dem Kaiser von Österreich gehören, so sollen Forstwirtschaft und Jagdwesen doch alleweile ein wenig gegeneinander auf dem Kriegsfuß stehen. Nicht allein der Bauer im ganzen Lande beschwert sich darüber, daß Hasen, Rehe und Hirschen ihm die Feldfrüchte schädigen, auch der Forstmann beklagt sich bitter, daß bei reichlicher Wildpflege der junge Wald nicht aufzukommen vermöge, weil die Tiere alle Setzlinge abäseten oder benagten. Nun, hier geht's aus einem Säckel, da braucht man sich nicht zu ereifern. Es ist nur auffallend, daß der zu Jagdzwecken gehegte Wildstand sich nicht zu einem einzigen Zweige unseres Wirtschaftslebens reimen will. — Derlei Gedanken und Bedenken also sind an Stelle jener ehrfürchtigen und schauernden Stimmung getreten, mit der einfältige Menschen das erstemal ein Hochgebirgstal durchwandern. Aber da oben im Wildkessel der Weißenbachschlucht, der an großartigen Schauern seinesgleichen sucht, mag wohl auch den erfahrenen Alpinisten wieder einmal ein Ewigkeitsgefühl anwandeln.

Nun weiter am Wasser des Radmerbaches. Am Fuße des Kaiserschildausläufers biegt sich die Schlucht scharf nach rechts, sie weitet sich zu einem Tal mit grünen Matten, die von bewaldeten Vorbergen begrenzt werden, und hinter einem dieser Vorberge ragt wieder jener weiße spitze Felsenkegel, nur näher und massiger, als er von draußen erschienen. Es ist der 2205 Meter hohe Lugauer. Dieser hohe Herr, der älteste Beherrscher des Radmertales, soll seinen Namen davon haben, daß er zwischen den Gebirgsscharten der Enns weit ins Donauland, ja sogar bis zum fernen Böhmerwalde hinauslugt. Bei den

Touristen aber laufen ihm die Nachbarn des Gesäuses den Rang ab, ja diese verdecken ihn gänzlich dem Großzuge der Reisenden.

Das Radmertal sieht von diesem herrischen Patron nur das Brustbild, freundlichere Höhen mit Wald und Alm stellen sich schützend dazwischen, wenn der Lugauer seine Steine schleudert und seine Lawinen donnernd in die Tiefe fahren läßt. An einem solch heimlichen Waldberge steht das kaiserliche Jagdschloß, ein einfacher Steinbau im „Schweizerstil". Und weiter drin, von einem steilen Hügel blinkt uns die Kirche von Radmer entgegen. Sie hat zwei Kuppeltürme, die den Schuppenpanzer der Wetterschindeln tragen. Ein steilerer Weg führt rechts, am Forsthause und am Jagdschlosse vorüber, gerade zur Kirche hinauf. Die Straße geht den Bach entlang, dann halb um den Hügel herum gemach zum Dörfchen hinan, dessen altes Wirtshaus uns freundlich beherbergt. Auf dem Platze ist ein großer, zierlich gefaßter Brunnen, aus dessen Becken eine Säule aufragt, die kelchartig eine Kanzel trägt. Auf dieser Kanzel steht aus Holz, bemalt, die lebensgroße Gestalt des heiligen Anton von Padua, dem Kirche und Pfarre geweiht sind. Besonders gern trinken an diesem Brunnen die jungen Dirnlein der Radmer, und noch lieber die minderjungen. Denn während man aus dem Schöpfpfannlein trinkt und dabei unverwandt ins Wasser schaut, kann man darin ganz deutlich das Bild des künftigen Bräutigams erblicken! Wahrscheinlich muß man einen bestimmten schon so fix im Kopfe haben, daß er sich gleichsam spiegelt auf der Wasserfläche. Auch die heiratsmäßigen Burschen sollen derselben Gunst, die Braut zu sehen, teilhaftig sein und so ist's kein Wunder, daß zu Radmer die jungen Leute immer Durst haben.

Wenn wir nun in die Kirche treten, so überrascht uns eine strahlende Pracht, die eher einer Hofkirche als einer Dorfkirche angehören möchte. In altem, lachendem Barockstil leuchten die Altäre, die Kanzel, und helle Fresken zieren die Decke, Bilder aus der Legende des heiligen Antonius. Und der Vollklang der Orgel will es aufnehmen mit dem Wasserrauschen im Tal, mit dem Hallen der fallenden Bäume in den Wäldern. Nein, es klingt anders, überirdisch. Weihrauchduft und Orgelklang sind zwei Schwingen, ohne die so viele arme Seelen sich nicht himmelwärts zu heben vermögen.

Die Pfarrkirche zu Radmer ist eine Gegenreformationskirche. Als vor dreihundert Jahren Erzherzog Ferdinand mit seiner Bekehrungskommission und seinen bewaffneten Mannen durchs Land zog, um die evangelisch gewordenen Steirer scharf zu befragen, ob sie wieder katholisch werden oder auswandern wollten, mit Hinterlassung von Hab und Gut, da haben die Waldbewohner der Radmer gedacht: Er ist der Stärkere, seien wir die Klügeren. Unser Evangeliumbuch können wir

derweil ja verstecken. Wir haben kein Gotteshaus, keine Schule, keinen Friedhof, können zur Winterszeit unsere Todten oft wochenlang nicht begraben. Wie wilde Tiere müssen wir leben und sollen doch keine sein. Vielleicht läßt sich bei dieser Gelegenheit für uns ein geordnetes Gemeindewesen herausschlagen, wie's andere Leute haben, die auswendig ja sagen und inwendig denken, was sie wollen.

So sind die Ältesten vor den Erzherzog hingetreten und sie wollten wieder katholisch werden, wenn er ihnen eine schöne Pfarrkirche täte bauen. Weil die Gegend schon damals ein beliebtes Jagdrevier der höchsten Herrschaften war und weil die treuherzigen Hirten, Holzleute und Bergknappen den Herren gefallen haben, so ist ihnen die stattliche und prachtvolle Kirche bewilligt und erbaut worden. Und soll mancher Radmerer am Sonntag vormittag seine Messe gehört und nachmittag seine Lutherbibel gelesen haben: die Hauptsache wäre, fleißig arbeiten und ein Christenleben führen — ob's nachher papstisch oder lutherisch heißt, auf das wird's nit ankommen. Von diesem Standpunkte aus können die Radmerer jedem Kirchenkrieg mit Ruhe entgegensehen. Ihr Pfarrer, der treu das entsagungsreiche Leben des Waldlandes mit ihnen teilt, wird sich wohl hüten, zu zündeln, neuen Werbern wird freundlich begegnet, aber schwerlich gefolgt. Da unser Kaiser seit vielen Jahren gerne manchmal trauliche Tage im friedsamen Alpentale zubringt, wo er mit den einfachen Leuten freundlich verkehrt und sich mit der Jagd ein wenig zerstreut und erfrischt zu seiner unvergleichlich schweren Lebensaufgabe, so hat der Monarch, gelegentlich der Dreijahrhundertfeier vor wenigen Jahren, die Kirche durchaus neu herrichten lassen.

Im Schulhause, das hinter der Kirche scharf an der Kante des Hügels steht, ist ein Mann Oberlehrer, dem ich vor länger als vierzig Jahren das erste Höslein gemacht habe, der Sohn meines alten Eustach Weberhofer zu St. Kathrein am Hauenstein. Wir haben fröhlich daran gedacht. Aber nicht minder schön als der gemeinsame Rückblick in unsere waldesdämmernde Jugend war nun der Ausblick in den wasserdurchrauschten Talgrund und tief in den Finstergraben hinein, der, vom Radmertale abzweigend, vor uns liegt. Der Förster hat doch noch viel Wald gerettet vor den Rehen und Hirschen, hier sieht man ein dunkelndes Meer, das sich über die Bergeskuppen hinlegt. So wie man hier noch urtümliches Waldleben finden kann, so stoßen wir, das Radmertal aufwärts, westwärts verfolgend, in der hinteren Radmer auf Spuren alter Kupferbergwerke, die schon vor der Römerzeit Menschen in diese entlegenen Gebirgswinkel gelockt haben. Dort sind wir nun auch hart an den zerrissenen Wänden des Lugauer, dessen Vorstufen 500 bis 800 Meter senkrecht abstürzen und nicht geheuer sind. Im

Mittelalter hat dort ein Bergsturz das Tal verheert und all Menschenwerk vernichtet. So wie das Pfarrdorf mit der Kirche sich Radmer in der Stuben nennt — man sagt, wegen der stubenförmigen Eingeschlossenheit zwischen den Bergen — so heißt dieses hintere Hochtal, nach seinem Bach benannt, Radmer an der Hasel. Mich dünkt aber, daß die Abgeschlossenheit hier am Ende des Tales zwischen dem Gewände des Lugauer, der Rotwand und des Zeyritzkampels mehr stubenartig ist.

Es ist ein echt steirischer Bergwinkel, wo das helle Grün der Matten, die dunkleren Schatten der Wälder mit dem Silberweiß der Felsen überaus malerisch wirken. Hier steht auch das alte Jagdschloß der Greifenberger, wo die lutherische Kirche zuerst eingesetzt haben soll und wo nachher der mit dem Erzherzog und den Landsknechten herbeigekommene Bischof Martin Brenner von Seckau vom Schloßfenster aus die Leute zur katholischen Kirche zurückforderte. Aber die Waldsöhne waren durch die Lutherlehre, die wohl an drei Menschenalter allhier gedauert, doch nicht so verwildert worden, daß für den Prediger eine Schutzburg nötig gewesen wäre. Eher denn wilde Waldbären gehen aus diesem Hochtal gesittete Dichter hervor, womit ich auf unsere Nandl Werchota anspiele, eine Radmerin, die uns manches treffliche Volksbild in der Mundart der Heimat geschenkt hat.

Wir könnten hier umkehren und gemächlichen Schrittes das herrliche Radmertal nochmals durchwandern vier Stunden lang hinab bis zur Eisenbahnstation. Weil wir aber bei der Unerschöpflichkeit der Alpenschönheiten unseres Landes denselben Weg nicht gerne zweimal machen, so marschieren wir zum Sattel am Pleschberg hinan und jenseits abwärts ins Johnsbachtal, wo neuerdings ungeahnt großartige Naturbilder unser warten. R.

Eine Alpenwirtschaftsschule in Obersteiermark.

In früheren Zeiten, da noch keine oder nur ungenügende Verkehrsmittel gewesen sind, hat unser Gebirgsbauer seinen Lebensbedarf sich fast ganz selbst schaffen müssen auf eigenem Grund und Boden. Daher überall die gemischten Wirtschaften, die, wie bei der Leinwand-, Loden-, Leder-, Werkzeugerzeugung des Bauern, oft tief ins Gewerbliche hineingingen. So ein Bauer mußte alles Einschlägige verstehen und sehr viel können, und die Anforderungen, die damals an den Landmann gestellt wurden, haben ein vielfältig talentiertes, anschicksames Bauerngeschlecht gereift.

Später, als Handel und Verkehr auch in die Gebirgstäler und bis zu den Alpendörfern hinangriffen und die Zeiten änderten, hat es der

Bauer nicht verstanden, in die neuen Verhältnisse sich zu schicken, hat seine Wirtschaft fortgeführt in der Art seiner Vorfahren, bis er daran zugrunde ging oder noch zugrunde gehen wird. Staat und Land sehen diesem Niedergang des Bauernstandes nicht müßig zu. Seit Jahren wird dem Bauer in Schulen, durch Schriften, Wanderlehrer und Wirtschaftsanstalten gelehrt und gezeigt, wie er es machen müsse, um bestehen zu können. Unseren Gebirgsbauern wird gepredigt, den Feldbau aufzugeben, mit dem er den Wettstreit mit fruchtbaren Flachländern nicht bestehen kann, sich ganz der Viehzucht, der Milch-, Butter- und Käsewirtschaft zu widmen, bei der seine Landschaft in großem Vorteile steht. Beziehungsweise würde sich auch der Gartenbau vortrefflich lohnen. Aber unser Landwirt begreift's nicht, oder wenn ja, so fehlt ihm der Mut und oft auch das Mittel zur Änderung und überhaupt geht es ihm gegen die Natur, alte Gewohnheiten und Sitten aufzugeben. Die rationelle Änderung einer alten Bauernwirtschaft fordert nicht bloß Kenntnisse, sondern auch Geld und bedingt die Änderung der ganzen angestammten Lebensweise. Es ist tatsächlich viel verlangt, wenn man sagt, unser Bauer solle seine Wirtschaft den Zeitverhältnissen anpassen. Wenn er auch wollte. Er leugnet ja vielleicht den künftigen Nutzen nicht, aber er hat nichts dranzusetzen.

Man bleibt wohl nicht beim Verlangen allein, man sucht den Bauern, wie gesagt, auch zu unterrichten, ihn mit landwirtschaftlichen Behelfen zu versehen und ihm auf landwirtschaftlichen Anstalten praktisch zu zeigen, wie es zu machen ist. Das Land Steiermark besitzt eine vortreffliche Ackerbauschule bei Graz*) und eine Obst- und Weinbauschule bei Marburg, ferner eine große Alpenwirtschaftsanstalt im Ennstal. Auf letztere habe ich heute die Aufmerksamkeit des Lesers, der etwa ein Freund der Landwirtschaft ist, zu lenken. Es ist die Landesschule für Alpenwirtschaft Grabenhof bei Admont, die im Juni d. J. eröffnet wurde. Die Anstalt bestand schon seit zwölf Jahren bei St. Gallen, und zwar in der Steiermärkischen Landes-Molkereimusterwirtschaft Oberhof-Buchau. Seither wurden bei Admont Bauernhöfe, Wiesen, Almen und Waldungen erworben, deren Mittelpunkt nun der Grabenhof geworden ist.

In dieser Anstalt, welche von dem steiermärkischen Landesausschusse ausgiebigst gefördert wird und besonders in der Steiermärkischen Sparkasse eine treue Stütze gefunden hat, wird vorwiegend Viehwirtschaft betrieben, mit Schweine-, Geflügel- und Bienenzucht; auch Obstbau und Gemüsegartenbau. Sie soll eine Lehrstätte sein für unsere Gebirgsbauern, daß deren Söhne und Töchter dort durch Unterricht und vor allem durch praktische Arbeit ausgebildet werden, um dann mit Freuden nach Hause

*) Von der wir gelegentlich noch zu sprechen haben werden.

zurückkehren und auf heimatlicher Scholle das Erlernte nützlich ausführen können. So soll der ganze Gebirgsbauernstand allmählich für die Zeitverhältnisse herangebildet und gekräftigt werden.

Der Bauer hat aber noch vielfach Mißtrauen gegen solche Anstalten. Besonders besorgt er, daß seine Kinder, wenn sie einmal „was gelernt und gesehen haben von der Welt“, nicht mehr auf ihren kümmerlichen Heimatshof zurückkehren würden. Und so werden die vom Landesausschusse für ärmere Schüler zur Verfügung gestellten Studienstipendien manchmal gar nicht ausgenützt. Von der „Welt“ sehen die Schüler des Grabenhofes außer dem herrlichen Admonterstifte nicht viel mehr, als was in jedem Gebirgstal unseres Landes zu sehen ist: Berg und Tal. Allerdings in großartigen Formen, in gewaltigen Hochgebirgsbildern, die selbst auf die Seele eines Bauernjungen einen unauslöschlichen Eindruck machen müssen. Derlei wird ihn aber wahrlich nicht hindern, nach der Schulungszeit auf seinen in mancher Hinsicht vielleicht günstiger gestellten Heimatshof zurückzukehren. Luxus und Verweichlichung wird in der Anstalt auch nicht getrieben, im Gegenteil, die Burschen werden durch gleichmäßige Arbeit, nahrhafte Hauskost, regelmäßige Pflege und Reinlichkeit körperlich gestärkt und eignen sich nichts an, was dann nicht auch in den Rahmen eines jeden Bauernhaushaltes passen würde.

Daß in der Anstalt Grabenhof auch Bauerntöchter Unterricht finden im Haushalte, im Kochen, in der Pflege der Wohnung, der Kleidung, des Viehes und wohl nicht zuletzt des Menschen — das muß noch recht laut gesagt werden; denn an solchen Unterricht für unsere Bäuerinnen denkt man am wenigsten und gerade ihr Walten im Hofe ist so wichtig und bedeutsam, daß man die Bäuerin, ohne galant sein zu wollen, als die Seele des Hofes bezeichnen kann.

Außer der praktischen Musterarbeit dieser Anstalt gibt es auch theoretischen Unterricht aus den einschlägigen Wissenschaften, leichtverständlich vorgetragen. Besonders werden Viehhaltungskurse abgehalten, die bei der Bevölkerung schon jetzt sehr beliebt sind und aus nah und fern besucht werden.

Von 1897 bis 1904 beträgt die Anzahl der Besucher und Schüler 2288, und mancher, der erwachsen einmal selbst in der Anstalt war, schickt auch seine Kinder dahin. Der Vorstand der Anstalt ist ein kerniger Schweizer, Dr. Schuppli, der mit seiner Gattin, die aus einer gebürtigen Brandenburgerin zu einer Alpenmusterbäuerin geworden ist, das Haus verwaltet. Das Verhältnis zwischen den Schülern, Volontären und dem Hausvater, der Hausmutter, ist ein schlichtpatriarchalisches; strenge wird auf Zucht und Sitte gesehen. — Die Wirtschaft wird vor allem nach schweizerischem Muster betrieben. Von Zeit zu Zeit werden Studienreisen in die Schweiz gemacht, die bisher teils vom Lande, teils von der

Steiermärkischen Sparkasse bestritten wurden und an denen sich Lehrer und Schüler beteiligen. Wir haben in bezug auf Almwirtschaften und wohl auch in bezug auf ein tüchtiges, freies Bauerntum kein besseres Vorbild als die Schweiz und es wäre unserer Steiermark gar nichts inniger zu wünschen, als daß in wirtschaftlicher Beziehung, in Tüchtigkeit, in Zähigkeit, in kluger Ausnützung der Verhältnisse ein wenig Schweizertum ins Land käme.

Ich habe auf meinem Besuch in der Anstalt eine wahre Freude gehabt. Das ist wieder einmal ein zielbewußtes Arbeiten; die frischen, munteren Gesichter der jungen Leute bezeugen, daß ihnen die Tätigkeit auch Vergnügen macht. Die Liebe und Sorgfalt, die sie an die Haustiere verwenden, lohnen diese nicht bloß mit leiblichem Gedeihen, sondern geradezu auch mit einer erhöhten Intelligenz. Die Tiere gehen gleichsam verständnisvoll auf die Verbesserungen ein, und wenn Dr. Schuppli jedem Schwein seinen Abort baut, so benützt das Schwein denselben regelmäßig und erfreut sich im übrigen eines trockenen, reinlichen Strohlagers. Das wichtigste und für den Bauern interessanteste ist die Anlage der Düngergrube. Der Steirer ist stolz auf seinen Erzberg. Weiß er auch, daß die Düngergrube des Bauernhofes ein fast noch größerer Schatz wäre, wenn solcher nicht zumeist in so grenzenloser Weise vernachlässigt und vergeudet würde! — Schon das Erlernen der Düngerbehandlung allein rentiert sich dem Musterwirtschaftsschüler mit ungezählten Prozenten!

Heute ahnt es der Steirer vielleicht noch gar nicht, wie dankbar er seiner Landesverwaltung zu sein hat für diese landwirtschaftliche Anstalt, die mit ihren Schwesteranstalten in Graz und Marburg und mit denen, die etwa noch errichtet werden, eine bessere Zeit für unseren Bauer vorbereitet. Das was der Bauer in Zukunft leisten muß, läßt sich nicht mehr von seinem Vater erlernen, das muß ihm von außen beigebracht werden, von solchen, die es erfahren und erprobt haben; er kann es dann später wohl vielleicht selbst auf seine Kinder übertragen. Wenn die Landesregierung heute auf unser altes Bauerntum schaut, auf dieses verarmende, verkommende, kaum mehr zu rettende Abwesen, aus dem nichts mehr resultieren kann als eine schwere soziale Gefahr, so ist es allerdings nicht zu wundern, daß sie sich zu großen und noch größeren Opfern bereit erklärt, um unser landwirtschaftliches Leben, an dem auch so vielfach das Wohl der anderen Stände hängt, durch Berufsbildung wieder zu stärken und zeitgemäßer zu machen. Das Mißtrauen, das der Bauer heute noch solchen Instituten entgegenbringt, ist eben auch ein Zeichen innerer Morschheit. Die da in stumpfsinniger Ablehnung der Handhaben, die man ihnen bietet, in der Verrottung dahindämmern, bis sie im Armenhause oder in der Einlege versterben, sie sind verloren. Aber zwischen ihnen taucht doch mancher kluge Kopf

empor, der Zeit und Gelegenheit wahrnimmt, seine Kinder in die Lehre schickt und so seinem Geschlechte zur aufsteigenden Linie verhilft.

Dr. Schuppli, der Kenner bäuerlicher Verhältnisse in vielen Ländern, findet im steirischen Bauerntum einen tüchtigen Kern und die Bedingungen, aus ihm den rationellen Bauern der Zukunft zu entwickeln. Mir träumt aber auch, es kommt die Zeit, wo das Bürgertum sich Grund und Boden beilegen und Bauernschulen gründen wird. Und der Staat wird, um seine beste Grundlage nicht ganz zu verlieren, genötigt sein, dem neuen Bauerntum besondere Vorteile zu gewähren. Anstalten, wie diese steirischen Landwirtschaftsschulen, sind Anfänge zu jenen Bauernhochschulen, die kommen müssen. Keinem Berufe sonst legt die Natur sich so breit und tief zur Erfassung und zur Lösung dar, als dem Bauernstande, gerade ihm darf sie am wenigsten ein Rätsel bleiben.

So weit geht die Alpenwirtschaftsschule Grabenhof wohl nicht. Sie knüpft ans Bestehende an und ihre heutige Aufgabe besteht hauptsächlich darin, den obersteirischen Gebirgsbauern von der für ihn verhängnisvoll gewordenen Feldwirtschaft loszulösen und in eine rationelle Viehzuchtswirtschaft hineinzuleiten. Dazu eignet sich unser Land, dazu werden sich auch unsere Bauersleute eignen, wenn ihnen nicht fremde Eindringlinge zuvorkommen und sich der alten Anwesen und schönen Almen bemächtigen.

Das Land gibt Stipendien für unbemittelte Bauernsöhne, die in diesen Landwirtschaftsschulen tüchtig werden wollen. Die Bewerber mehren sich von Jahr zu Jahr, der Einfluß dieser Anstalten macht sich immer deutlicher bemerkbar auf den einzelnen Höfen und ich hoffe, es kommt die Zeit, da jeder steirische Bauer stolz ist auf seinen Beruf und er über sein Haustor den Spruch schreibt, der über dem Eingang des Grabenhofhauses steht: „Jeder Tag ein Tag des Segens und der Freude!“

Wegspruch.

Von Hans Mittendorfer.

Geh hin, wohin 's d' willst,
I halt di nöt auf;
Dei Schicksal dafüllst,
Gehst im Schriatt oda Lauf.

Mit sein Fluach, mit sein Seg'n
Paßt's wohl auf di auf,
Und es kimmt da entgegen,
Gehst im Schriatt oder Lauf.

Du denkst da: I suach
Zwegna Glück, daß igs fang
Und nimmst Seg'n oda Fluach
Ohne Bitt, ohne Dank.

Ohne Bitt, ohne Dank —
Ja es is ja dei Recht;
Drum frag na nöt lang,
Dö gonz Welt is dei Knecht!

Dö ganz Welt is dei Knecht
Und was d' fiagst, das ghert dein
Und nimmst da das Schlecht,
Muaß's da selber recht sein.

Du hast ja zwoa Aug'n
Daß d' alls anschaust guat gnua;
Drum, soll dar was taugn,
Machs nöt gar ebba zua!

Viel kenn i, dö druckan
Oans zua, wann's was gilt,
Daß's eah, wann's loszuckan,
Auf d'Seit'n nöt schielt.

Zwoa Aug'n san da geb'n!
Tua's auf, sobald's tagt:
Schau, drobn feiert 's Leb'n
Und druntn hetzt d' Jagd.

Zwoa Aug'n — da Vastand
Und 's Herz! Liaba Freund,
Schau, wia liab üba's Land
Heut d'Sunn wieda scheint!

Schau in die Nähat, auf d' Weit.
Schau mit Herz und Vastand;
Und wann di was gfreut,
Greif zua mit da Hand!

Aba nöt wia da Tod,
Der nix mehr laßt los.
Und aft schau: Gram und Not
Rund um di riesngroß!

Will's Glück übern Weg
Werfn's Schatten weithin —
Geh, bau eahm an Steg
Mit hilfsfreudig'n Sinn!

Denn a Schatt'n von dort
Is für's Glück wiar a Grab'n
Und es kimmt sunst nöt fort,
Muaß an Steg drüba hab'n.

Kimmt nöt fort, nöt zu dir,
Denn dö Schatt'n, dö bleib'n,
Wolltst as a — schad um d' Müah —
Mit da Peitschn vatreib'n.

Frisch nehma, leicht geb'n,
Nöt das oan — oda das —
Macht's Leb'n erst zum Leb'n,
Und straht d' Veigerln ins Gras.

Dei Pflicht wanns's d' dafüllst,
Nimmst ön Seg'n mit in Kauf. —
Jetzt geh, wohin's d' willst,
I halt di nöt auf.

Das große X.

Von **Hans Ludwig.**

Ihr seid, wie immer, die Ganzgescheiten und wollt es nicht glauben, daß das lenkbare Luftschiff erfunden war, meine laienfeindlichen Ingenieure! Auf Ehre, es war erfunden, ich habe das Ding mit eigenen Augen gesehen, bin auf ihm mit eigenem Körper gefahren! Jetzt freilich existiert es nicht mehr — ein Beispiel für den Verlust schon erworbener Kulturgüter! Lächelt ruhig euer hochnasiges technisches Lächeln weiter; die großen Männer im Buche der Erfindungen wuchsen lange nicht alle am Baume des Polytechnikums, ebensowenig wie am Knieholz der alma mater! Trotz eurer Ironie will ich die Geschichte erzählen, wie es war und nicht mehr ist — zu Nutz und Frommen der Konstruktionspatenteure!

Wie ihr wißt, bin ich mit 16 Jahren meinen Eltern, den Lehrern und den klassischen Schriftstellern kurzerhand und langfüßig durchgebrannt, weil wir uns über „Studium" und andere Kleinlichkeiten nicht einigen konnten. Mit verschiedenen Schlichen und unter werktätiger Mithilfe meines „Privatvermögens" — so nannten spöttisch die Meinen die paar Mark, welche ich im Laufe der Zeit durch Schulbücherverkauf mehr oder weniger mühselig zusammengehamstert hatte — genau so mühselig zusammengetragen, wie kinderleicht ich nachher die Millionen aus der Tonerde grub — kurz, mit diesen Voraussetzungen, Anfangskapital, Schlauheit und doppelt so viel Leichtsinn war ich über

den Ozean gesegelt und stand nun in New-York ein wenig ratlos und verlegen mitten im Getriebe, staunte die hohen Häuser an und den ohrenerschütternden Lärm.

Da, auf einmal sehe ich eine winzige Gestalt — ich wußte nicht genau, ob Kind, ob Zwerg — über die Straße trippeln, langsam, gemächlich, den Kopf auf die Hühnerbrust gesenkt, wie wenn — und schon saust in voller Fahrt ein Automobil heran und mochte in den nächsten Augenblicken den Gnom erfassen, der Chauffeur tutet wie besessen, bremst, daß der Kautschuk schmilzt, vergebens . . . . weiter weiß ich dann nur, daß ich neben dem Zwerg auf der gepflasterten feuchten Straße lag, ringsum ein Schwall von Leuten, die mir auf den Schulterblättern herumklopften, meine Hände faßten und schüttelten und mir in allen Sprachen und Tonarten erklärten, ich sei ein braver Kerl, der einem Menschen das Leben gerettet hätte! Dieser Mensch neben mir stand gelassen vom Boden auf, strich — und damit war sein Reinlichkeitsbedürfnis befriedigt — ein einzigesmal mit der flachen Hand über seinen von oben bis unten kotigen Anzug und dann wandte er sich mir zu: „Servus, mein Junge!“ sagte er, die Worte piepsend, durch die Kehle pressend, in meinem lieben Deutsch, „hast dich ganz famos gedeichselt!“ Plötzlich dreht sich der Kleine zu den Zuschauern, fuhr mit den kurzkrüppeligen Armen in der Luft herum und seine Stimme schwoll zum Krächzen an: „Was gafft ihr denn da? Schert euch zum Teufel, hat euch jemand gerufen?!“ — und kurzerhand faßte er mich beim Ärmel und zog mich mit sich fort. Der Zwerg, ein solcher war das kriechende Gerippe da zweifellos, stapfte eilig durch die Straßen und Gassen und über die Plätze; ich nebenher und — kaum ging ein Mensch an uns vorüber, der nicht einen Blick herwarf — man denke: in Amerika und ein Blick, der nichts einträgt! Aber es muß auch ein launiges Bild gegeben haben: ich ein halber Riese, ausgewachsene Kleider am aufgeschossenen Leib, aus dem hilflos unendlich lange Arme und Beine baumelten — dagegen mein Begleiter ein über und über mit Straßenschmutz bedecktes Männchen, kaum über einen Meter hoch, einen Riesenhöcker auf dem Rücken, über den das gerade an dieser Stelle besonders abgeschabte und fadenscheinige Sammtröckchen straff gespannt war — dazu der Kopf, **der** Kopf, ein unverfälschtes Monstrum von einem Schädel, lang, breit und hoch! Dem Scheitel gegenüber lagen sporadische, lange Haare, gezählt ein Dutzend, in denen jetzt der Wind vergnügungssüchtig tollte — weiß Gott, wo der Hut für dieses Kaput war, wenn der Herr überhaupt einen besaß; in dem glattrasierten Gesichte stieß eine Runzel die andere, in Summe eine Million rundete ich ihre Zahl nach unten ab. Nase? Von Nase keine Spur, höchstens

könnten Mikroskoptiker den verschwindenden Knollen, auf dem eine rundglasige Hornbrille wenig erfolgreich balancierte, so benennen. Aber die Augen unter den widerhaarigen grauen Brauen: hell und bös funkelnde gelbe Sterne, wie Linsen aus einem guten Feldstecher, so stechend und so scharf!

„Da sind wir!" krächzte mich auf einmal die piepsende Stimme an und ich merkte verwundert, daß wir nicht mehr auf der Straße, sondern in einem großen Zimmer standen — den Weg hieher, das Haus, alles hatte ich bei Betrachtung des merkwürdigen Kauzes übersehen.

„Nimm Platz", sagte er kurz und befehlend, ich werde mich nun waschen, was ich auch dir empfehle, dann . . ." Der Schluß verlor sich, denn Homunkulus — so nannte ich ihn bei mir — war schon im Nebenzimmer verschwunden, aber nicht bevor er das grelle elektrische Licht ausgedreht hatte, das den gewölbten, kerkerähnlichen Raum erleuchtete. Ein Raum! ein großer Saal, eine kleine Arena mit Apparaten, Büchern, Totenschädeln, Heften, ausgestopften Tieren, Papieren, gepreßten Pflanzen, Gerippen, Eprobetten, Tiegeln, Kugeln, Öfen, Hausrat — und weiß Gott, womit noch, erfüllt.

Wie aus dem Steinboden gewachsen stand Homunkulus wieder neben mir und faßte meine rechte Hand, die, lässig hängend, gerade über seinem Kopfe baumelte. „Nochmals Servus, mein Junge, und schönen Dank — halt, daß ich nicht vergesse, mich vorzustellen: mein Name ist Pix, Ferdinand Franz Xaver Pix, nicht zu verwechseln mit Ferdinand Franz Assissi Pix in Heilbronn, einem Vetter von mir! Wo kommt Er her, mein Langer?" Ob ich wollte oder nicht, dieser entschiedenen Manier und den stichigen Augen gegenüber gab es keine Ausflüchte — ich mußte erzählen, unheimlich wahrheitsgetreu erzählen, daß ich daheim durchgegangen war und jetzt komplett blödsinnig in Amerika allein und mittellos dastünde.

„Lauser", urteilte Ferdinand Franz Xaver Pix kurz ab, „willkommen! Ich könnte dich mit dem nächsten Schiff zu Xenophon, Cicero und den Logarithmen heimsenden, mein Junge — keine Angst nicht, lauft Euch nur die Hörner ab, Master, wer's nicht tut, bleibt sein Lebtag lang ein Hornvieh! Hab' augenblicklich leider keine Zeit für Euch, aber in ein paar Wochen, wenn Ihr so lang bei mir da bleiben wollt, dann können wir Eure P. T. Angelegenheiten regeln!"

Ob ich dableiben wollte!! Bei diesem Unikum, das mir imponierte, diesen Retorten und Sächelchen, die mich interessierten, in diesen Räumen, die mir ein angenehmes Gruseln einjagten!

So richtete ich mich also häuslich in dieser Rattenburg ein, schlief auf der Diele, kochte für Pix und mich — Dienerschaft besaßen wir keine! — und sah zu, wie Homunkulus hämmerte und feilte und klebte und

drechselte, dazwischen in unendlich dicke Scharteken, voll von Zeichen und Zahlen, starrte, die er alle selbst neben saubere geometrische Figuren gekritzelt hatte.

Und auf einmal war fertig, was er wollte: das „große X“, wie er sagte, halb Drache, halb Zigarre, halb Vogel und halb Fisch mit langen Spinnenarmen oder Flügelknochen oder Forellengräten! Liebevoll strichen die mageren Greisenfinger über das kleine Gestell: „Und nun paß auf, mein Junge: jetzt fliegt er!“ Ein Druck, ein Rasseln und Raschen, das „X“ schwebte vom Boden auf, in die Luft, drehte sich und wandte sich nach oben, nach unten, rechts, links . . . ganz wie Pix befahl! Die glimmenden Vogelaugen des Zwerges folgten jeder kleinsten Bewegung des Mechanismus und die zirpende Stimme fragte unter leisem Zittern: „Weißt du, was das Ding da ist?“ „Ein Vieh!“ stotterte ich verwirrt. „Ganz deinerseits, Junker, aber das da — ein lenkbares Luftschiff, das lenkbare Luftschiff!“ — „Sie hätten . . . . ?!“ Fassungslos starrte ich Homunkulus an; das lenkbare Luftschiff, das Träumen aller Knabenhirne, das lächelnde Achselzucken der Gelehrten, die über die Quadratur des Zirkels und das Perpetuum mobile gerade hinaus sind — das Problem gelöst, fix und fertig vor mir, in handgreiflichster Nähe! — „Hätte ich“, antwortete der Kleine grinsend, was man daran merkte, daß doppelt so viel Falten als sonst auf dem Gesichte erschienen: „Und morgen beginne ich mit der Ausführung in Lebensgröße!“

Wirklich! Im Hofe arbeiteten die Neger an dem Baume, um ein riesengroßes, ungeheures Abbild des „X“ herzustellen; sie schleppten und zimmerten, löteten und schweißten, schmolzen und härteten — Herr Pix stand ruhig dabei, die Krallenhände in den zerrissenen Hosentaschen und schalt, er lobte und schaffte an und griff hurtig zu. Zauberisch schnell nahte das Unternehmen seinem Ende. Ich mußte indessen Einladungen schreiben; alle Professoren und Ingenieure, Kaiser, Könige, Fürsten, Staatsmänner und Politiker, Theoretiker und Praktiker, Industrielle und Börsenjobber, Träumer und Tatsachemenschen der neuen und alten Welt, wer nur immer einen Namen hatte, wurden als „Wohlgeboren“ oder „Sir“ höflichst aufgefordert, dem ersten glücklichen Versuche mit dem lenkbaren Luftschiffe, dem „großen X“, beizuwohnen. Unterschrieben waren diese Kärtchen eigenhändig: F. F. X. Pix, nicht zu verwechseln mit F. F. A. Pix in Heilbronn.

Hunderttausende hatten wir eingeladen, zehntausende hatten zugesagt — mit Ironie!

Am Vorabende des großen Exhibitionstages, das Werk lag vollendet im Hofe, saßen Homunkulus und ich in der grauen Retortenstube, rauchten und tranken Brandy; Pix blickte ohne Augenblinzeln vor sich in die eisige elektrische Flamme . . . . langsam, zögernd begann er zu erzählen:

„In meiner Kindheit lachten sie mich wegen meines Höckers aus; das war in Deutschland; als Jungen behöhnten sie mich wegen meiner Winzigkeit — in England; und als alten Mann belächeln sie mich in Amerika wegen meiner krausen Ideen. Aus der Volksschule, aus der Mittelschule, aus der Universität — überall wurde ich 'rausgeschmissen: ‚pfui, weg mit dem Greuel, dem Narren, dem Idioten'. Nie hat mir ein Mensch liebe Worte gesagt — mein Vater schämte sich für mich; nie hat mich ein Weib gut angesehen — meine Mutter starb an meinem Riesenkopf; niemals hatte ich Freunde oder auch nur gute Bekannte — nur Spötter und Feinde und Höhner .... aber du, mein Junge, hast mir das erste Gute erwiesen; das soll dir vergolten werden! Die anderen, die anderen freilich ...." Die gekrümmten Augen unter den wulstigen Lidern gleißten scharlachrot, stichklar und haßerfüllt: „An den anderen räche ich mich — weiß Gott — ich räche mich mit dem lieben Kinde, das Geist von meinem Geiste .... mit dem großen X! Gute Nacht!"

Pix schlürfte in den Pantoffeln zum Zimmer hinaus und ich dachte: „Eine edle Rache, die Welt mit dem Langersehnten zu beschenken, wirklich eine vornehme Vergeltung."

Am nächsten Morgen waren die Spitzen der Intelligenz im Volksgarten von New-York versammelt, um die große Blamage des kleinen Mannes zu sehen; abgeschmackt näselnde Senatoren, Beamte, Offiziere, Doktoren, Händler, Aktionäre, Professoren, Kaufleute und vornehme Damen.

Pix und ich kamen mit dem Wagen, zwanzig schwere Rösser zogen ihn, herangerattert, auf dem das „große X" sorgsam gebettet lag. Ein stählerner Riesenkran lud das mächtige Tier ab und schwenkte es behutsam auf den tauigen Rasen. Die Leute, welche Homunkulus noch nie gesehen hatten, lachten bei seinem Erscheinen laut auf — ich stand daneben und drehte verlegen an dem Hute; „das Vieh fliegt sicher nicht", sagte ich zu mir; und was ich in mir leise murmelte, brüllten die übrigen laut heraus.

„Ladies und Gentlemen!" begann Pix unvermittelt von der Ballustrade seines Erfindungsungetüms: „Das Rätsel ist gelöst, das lenkbare Luftschiff ist da — hier: das große X."

Hatte die Menge früher gejohlt, jetzt stampfte, brodelte, kochte sie vor Vergnügen über das dünne quiekende Stimmchen und die selbstrühmenden Worte, auf die der Senatspräsident hochtrabend satyrisch antwortete: „Herr F. F. X. Pix — nicht F. F. A. Pix — verehrte Ladies und Gentlemen, hat das Wunder vollbracht, das Unmögliche möglich, das Unlenkbare lenkbar gemacht. Herr Pix — bitte zeigen Sie das Gewaltige!" Homunkulus verbeugte sich tief, warf den Zylinder, den er in Händen hielt, einfach beiseite — und wir beide setzten uns

behaglich auf die gepolsterte Bank im Innern des großen X. „Die Blamage beginnt!“ dachte ich ergebungsvoll und schaute fatalistisch die Hebel, Taster, Schrauben und Griffe vor uns an — aber es traf sich anders! Ein leiser unhörbarer Zug der spinnigen Männerfinger meines Zwerges, eine Kurbel drehte sich und das ungeschlachte Monstrum des großen X stieg empor, flog links, wenn wir auf den linken, flog rechts, wenn wir auf den rechten Knopf drückten, beschrieb eine Kurve hinab, hinauf, geradaus, zurück, schrieb Kreise, Spiralen .... ein gehorsames Geschöpf seines Meisters! Ich staunte, Pix lächelte kühl die zwei Millionen Falten im Gesichte, die versammelten Leute vom Senatspräsidenten angefangen bis zum Schuhputzjungen herab klatschten Beifall, die Neger fletschten ihre Zähne, die Ladies winkten mit den parfümierten Taschentüchern, daß der Duft bis zu uns, tausend Meter in die Höhe, stieg.

Endlich senkten wir uns langsam — genau auf die Stelle des grünen, arg zermalmten Rasens, von der wir emporgestiegen waren.

Von dem nun folgenden Umarmen, Händepressen und Lobeshymnen macht sich kein Mensch eine Vorstellung; ich bekam mindestens ebensoviel davon ab, wie Herr F. F. X. Pix, denn besonders die Damen hielten sich lieber an meine jugendliche Figur als an den genialen Krüppel im Frack; und die Damen waren am stärksten enthusiasmiert. Papa Senatspräsident stammelte von „Ruhm für das Land“, das solche Intelligenzen à la Homunkulus beherberge, die Offiziere priesen die Überlegenheit jener Armeen, die über ein solches „Ding“ verfügten, hoffnungsfreudige Aktionäre berechneten in aller Schnelle die Dividenden der spontan zu erbauenden X-Fabrik und stritten sich, ob eine Aktiengesellschaft oder eine offene Gesellschaft kreiert werden sollte, die Damen küßten mich unter Umärmelungen — nur die Herren Professoren der sich ergänzenden Hemisphären wackelten unbefriedigt mit den weisen Häuptern — die Erfindung mußte wertlos sein, da sie kein diplomierter .... und ein aufgeklärter Naturforscher kniff fragend die Augen ein: Steht Herr Pix nicht mit dem Teufel im Bunde?

Und F. F. X. Pix selbst? Er sprach bei Todesstille ein paar Schlußworte, dankte ergebenst für den guten und herzlichen Besuch; im übrigen sei noch eine Kleinigkeit an dem Werke zu bessern, dann gehöre es dem .... Das letzte Wort verhallte unverstanden in Jubelrufen, Trampeln und Fahnenschwenken. Es war wirklich ein schönes Fest daraus geworden!

Der Kran, die zwanzig Pferde, die Neger und unsere Lenkung taten das ihre und beförderten den Koloß in die Werkstätte zurück.

Sofort machten sich Pix und seine Arbeiter an die Verbesserung — der Fehler mußte tief liegen, denn sie nahmen das große X bis auf die Gedärme auseinander, bogen das Gerade krumm, das Krumme

brachen sie entzwei, Kessel, Batterien und Turbinen wurden zerlegt, die Teile zerschmissen, geschmolzen und verhämmert.

„Er wird schon wissen, was er will!“ Das war meine feste Überzeugung; gewiß wußte er es!

Beim Abendessen sagte F. F. X. Pix zu mir: „Eine schöne Rache, nicht?“ „Famos!“ lachte ich und trank Brandy in recht ansehnlichen Quantitäten. Nachts schlief ich sehr schlecht — war der Brandy schuld, die bösen Träume vom Schweben in der Luft, die ebensowenig wie das Wasser Balken hat, oder die infernalische Hitze im Zimmer — ich weiß es nicht! Am nächsten Morgen — im Hofe kein Neger, um die Teile wieder zu einem Ganzen zu fügen; der Kamin aus dem Schlafraume des Zwerges glühte; Homunkulus erschien nicht — gewiß die Übermüdung der überstandenen Aufregungen! — er erschien nicht um 9 Uhr — um 10 — um 11 — um 12!

Angstvoll lief ich nach einem Konstabler; ich, er und ein Schlosser sprengten die Tür zu Pix' Zimmer . . . der große Erfinder lag tot im Bette und im Ofen glosten noch boshaft flimmernd Aschenberge von verbranntem Papier — von den Büchern mit den Zahlen und Zeichen rauchten nur mehr die Einbanddeckel!

*
* *

Mich schleppten sie vor den Untersuchungsrichter wegen Mordes — die Ärzte bewiesen, daß Pix an Kohlenoxydgasvergiftung gestorben sei; von mir verlangte man die Rekonstruktion des großen X, das im Hofe als ekelhafter Trümmerhaufen ein gesuchtes Spielzeug der ungewaschenen Nachbarkinder dalag, von mir wurden die Hefte und Zettel und Modellskizzen gefordert — die Psychiater bewiesen, daß ich ein vollendeter Idiot sei.

Darauf ließen die Gerichtsherren mich frei.

Unsere Professoren und Ingenieure lächelten befriedigt — der unglückliche Senatspräsident mußte demissionieren, weil er sich hatte dupieren lassen, und die Menge behöhnte ihn; heute noch logiert der arme Mann in der Gummizelle einer angesehenen Anstalt für unheilbare Tobsüchtige und behauptet fest und steif, das „große X“ sei tatsächlich eine geniale Erfindung und kein Schwindel gewesen!

Als ich etwas von „Rache“ oder so sagte, bot sich bereitwillig das Konkurrenzunternehmen des obenerwähnten Sanatoriums an, mich ebenfalls dauernd zu verpflegen. Gekränkt und niedergedrückt zog ich nach dem Westen und grub die Golddollars aus der Tonerde; das begreift jedermann! . . .

Sie sehen also, meine Herren, daß das lenkbare Luftschiff schon erfunden war — und wäre Herr F. F. X. Pix nicht so unerwartet

gestorben, so hätte er mir sicher für die Lebensrettung, die ich ihm hatte zuteil werden lassen, ein kleines ergiebiges Geheimnis vermacht, etwa wie man das Perpetuum mobile herstellt, und mir wäre die Plage erspart worden, die paar schäbigen Millionen zehntausenddollarweise zu verdienen; es wurde mir oft höllisch langweilig und heiß dieses Verdienen! Gute Nacht, die Herren!

Heimgärtners Tagebuch.

Eine verfängliche Anfrage.

Eines Tages kam über den Semmering her ein junger Mann zu mir. Ein Gewerbsmann aus Westungarn. Kräftig gebaut, gesund und blühend, aber im Auge Schwermut. Er habe ein Anliegen und bat, einige Minuten mit mir sprechen zu dürfen. Das war ein anderer Fall als gewöhnlich, wenn sie von oben und unten kommen, um einige abgeblaßte Phrasen zu sagen und dann um Unterschriften auf Ansichtskarten zu bitten. Nicht etwa um eine, zumeist gleich um ein halbes Dutzend für Verwandte und Bekannte, und mitunter auch für die Autographensammler-Börse. Daß ich für jede solcher Unterschriften eine Krone haben will, um den Kindern meines Waldschulhauses zu Weihnachten einen Christbaum stiften zu können — das überhören solche Verehrer fast regelmäßig.

Diesmal war es anders. Mein Töpfermeister aus Ungarn begehrte keine Handschrift; er knüpfte an meine Schriften und wollte ein wenig über Christus mit mir sprechen. Einer jener Gottsucher, wie sie in unseren Tagen aus allen Gesellschaftsklassen auftauchen mit einer unendlichen Sehnsucht nach Gott und dem ewigen Leben. Er fühle sich sonst recht glücklich, sagte mein Besucher, aber das Liebste sei ihm die Einsamkeit und die Arbeit. Daß alle weltlichen Güter nichts bedeuten, das wisse er wohl, aber die Arbeit sei doch eine Rettung. Oft käme es vor, daß er im Evangelium eine große Freude finde oder wenn er manchen Menschen mit aller Kraft nach der ewigen Wahrheit streben sehe oder wenn edle Werke der Nächstenliebe getan würden, da sei ein überschwängliches Glück in ihm. Aber diesem Glück folge alsbald eine tiefe Traurigkeit, die er sich nicht zu erklären wisse und die nicht weichen wolle. Da mache er sich denn an seine Lehmkufe und an sein Drehrad und arbeite und arbeite, bis die Traurigkeit zutode gearbeitet wäre. — Da der Mann von mir ein gutes Wort hören wollte, so sagte ich, daß die Traurigkeit, von der er spreche, ein gutes Zeichen

sei. Wer zufrieden ist mit sich und wer mit dem Evangelium ganz im reinen zu sein glaubt und in seinem Herzen ein beständiges Behagen hat, der ist flach und eitel und strebt nicht, besser zu werden. Jesus ist gekommen, um uns unruhig zu machen. Und die Trauer über unsere Schwäche und Unzulänglichkeit ist der Anlaß zum Besserwerden. Bisweilen ist es, daß wir etwas getan haben, worüber wir uns unklar sind, ob es gut oder nicht gut war. Siehe, da hebt in uns eine Unruhe an, so scheinbar eine grundlose Unruhe, und die macht es uns allmählich klar: Es war nicht gut, was du getan hast! Hat man's gut gemacht, dann schweigt der Mahner und die Ruhe kehrt ein. Viel grübeln soll man nicht, sondern getreulich arbeiten, sich der schönen Welt freuen und in demütiger Weise so gut sein als möglich. Dann endlich kommt in unsere Seele das gesunde Gleichgewicht. — So habe ich es meinem Fremden ins Herz reden wollen. Allemal, wenn ähnliche Frager kommen, habe ich Angst, ich möchte, wenn auch in bester Absicht, ein unrechtes Wort sagen, das sie mißverstehen können, das sie verwirren kann. Diesmal machte mein Beichtkind keinen Einwand mehr, obwohl grüblerische Leute sonst immer noch ein Bedenken und einen Zweifel haben. Der Besucher ward ruhig und gleichmäßig und versicherte, daß mein Zuspruch ihm wohltue. Dann rückte er noch mit einem anderen Anliegen hervor, das eigentlich der Hauptgrund seines Kommens gewesen. Und dieses Anliegen war verfänglicher Natur.

Der Besucher hat in seinem Orte einen Gesinnungsgenossen. Ein junger, sanfter, arbeitsamer und gewissenhafter Mann, der strenge nach dem Evangelium zu leben strebt. Er lebt in Güte und Wohltun für andere, ist selbst mit dem Wenigsten zufrieden, betrachtet irdisches Gut nur als Mittel, das Leben zu fristen, und das Leben nur als Mittel, um ewig selig zu werden. Er liebt das Leid als einen Engel, der vor irdischen Begierden schützt und Sehnsucht erregt nach einem göttlichen Leben des Geistes. Er verachtet die Ehre und haßt die Gewalt und wäre glücklich, als geringer Handwerker in Armut und Menschenfreundlichkeit sich erlösen zu können. So schilderte mein Besucher seinen Freund. — Und nun ist dieser Freund in einen schweren Zwiespalt geraten. Er ist assentiert worden und sollte den Fahneneid schwören. Jetzt weiß er aber, daß der Christ nicht schwören darf, am allerwenigsten für ein so großes Unrecht, als es der Kriegerstand ist. Er wird aber nächstens zum Schwur gezwungen werden und nun weiß er nicht, solle er andere das Unrecht begehen und ihn zwingen lassen oder soll er selber das Unrecht begehen und schwören. Der Freund habe viel in meinen Büchern gelesen und halte etwas auf mich. Aber in diesen Büchern finde er für seine Prüfung keinen Anhaltspunkt und so lasse er mich in aller Demut fragen, was er tun solle, ob er gegen seine Überzeugung schwören solle

oder ob er den Eid verweigern und für seine Überzeugung die schweren Strafen leiden müsse. Was ich ihm raten möchte, das würde er tun.

Mensch! Verleugne nicht dich und nicht deinen Gott. Leide und sterbe für deine Überzeugung, wenn du stark genug bist. Sei ein Blutzeuge Christi! — So hätte leicht ein Überschwänglicher ausgerufen. Mich aber erinnerte die Frage ein wenig an jene, ob man als Jude dem römischen Kaiser den Zins geben oder verweigern müsse. Wie soll ein irrendes Menschenkind antworten?

„Will der Mann nicht Soldat werden oder will er bloß nicht schwören?“ fragte ich.

„Er will nicht Soldat werden und nicht schwören. Aber das erstere, wenn es schon sein muß, immer noch lieber, weil er im äußersten Falle untätig bleiben kann. Beim Schwören aber muß er eine ungerechte Tat begehen.“

„Und ist das seine feste Überzeugung?“

„Seine feste Überzeugung.“

Darauf sagte ich bedächtig: „Hm, hm!“

Aber dabei konnte es nicht sein Bewenden haben. Eines „Hm, hm“ wegen macht man nicht den weiten Weg von Ungarn her.

„Was sagen denn Sie dazu?“ fragte ich den Töpfer.

„Ich sage, er hat recht. Es steht in der Bergpredigt: Du sollst nicht bloß nicht falsch schwören, du sollst überhaupt nicht schwören.“

„Und was sagen seine übrigen Bekannten?“

„Ja — die sagen, daß er ein Narr ist. Und daß wir beide Narren sind. Es mag wohl möglich sein in anderen Sachen. Aber in diesen Stücken nicht, weil wir uns ans Wort Christi halten.“

„Ist schon recht. Aber Jesus verlangt, daß man statt des Schwures ja oder nein sagen müsse. Will Ihr Freund zur Soldatenpflicht und zur Königstreue ja sagen? Nicht schwören, nur ja sagen?“

„Damit sind sie nicht zufrieden,“ sagte mein Töpfer. „Sie verlangen, daß er einen Eid ablege. Jetzt, was soll er tun?“

„Gut,“ antwortete ich, „hören Sie, was ich an seiner Stelle täte. Ich würde den Eid in aller Form ablegen. Aber ich würde vorher sagen: Meine Herren! Ich tue das nur, weil ich muß. Meine Meinung ist ein einfaches Ja!“

„Herr, damit geben sie sich nicht zufrieden!“ rief der Mann aus.

„Dann habe ich meine Überzeugung gewahrt und sie sollen tun, was sie wollen.“

„Also doch Soldat werden? Also doch Krieg, Krieg, und doch Menschen morden?“

„Wer mich zwingt dazu, muß es verantworten.“

Nun wurde der Fremde leidenschaftlich und rief: „Wenn sich niemand zwingen ließe! Dann wären die Kriege nicht möglich. Man kann niemanden zwingen. Man kann die Leute töten, aber nicht zwingen. Und man würde sie bald auch nicht mehr töten können. Wenn die Leute danach wären.“

„Das ist es, Freund, sie sind nicht danach. Getrauen Sie sich's zu sagen, wer dafür die Verantwortung hat? — Im Ideale ja, da bin ich ganz mit Ihrem Gesinnungsgenossen einverstanden. Und wir arbeiten überall, daß die Menschen reif dazu werden und das Ideal sich einmal verwirklichen kann. Aber heute will ich nicht der Tor sein, Ihrem Freunde sagen zu lassen, er solle sich der Soldatenpflicht entziehen und den Fahneneid nicht leisten. — Ihr Freund hat wohl Tolstoi gelesen?“

„Das hat er. Ja, der hat ihm sehr gut gefallen.“

„Nun, Tolstoi sagt auch, der Christ solle nicht widerstreben. Er solle den Mächtigen nachgeben und nur seine Seele rein halten. Über die Seele hat niemand Gewalt. Wer den Krieg abbringen will, der darf niemandem den Krieg erklären, sonst fordert er zur Gewalttat heraus und ändert nur den Kriegsschauplatz.“

Ich hätte in dieser großen Angelegenheit vielleicht so dreist nicht gesprochen. Wäre mir einer vor Augen getreten mit dem festen Entschluß, nicht zu schwören, nicht Krieger zu werden, ich würde — geschwiegen haben. Aber der Mann schwankte, er machte sein Verhalten von meinem Rate abhängig. Die Helden gehen nicht erst, um zu fragen. So war es für mich in diesem Falle leicht zu reden. — Übrigens riet ich noch, der Mann solle die Militärkommission bitten, ihn auf seine Gesundheit hin zu untersuchen. Vielleicht verzichtet sie dann recht gerne auf diesen Soldaten und seinen Fahneneid.

Mein Töpfer zeigte sich nach solchen Vorstellungen wohlgemut. Er versicherte, von meinen Worten völlig überzeugt zu sein und sein Freund würde tun, wie ich gesagt hätte. So waren wohl beide beruhigt.

Ich — war es nicht.

Ein Gleichnis.

Das war an jenem Tage, als in einer deutschen Großstadt das nationale Preisfest begangen wurde. Auch ich war dazu eingeladen, ging hin, blieb aber in der Vorhalle des Festsaales stehen und über-

legte, ob ich eintreten oder mich wieder entfernen sollte. Denn ich sah schon das ganze Treiben eines solchen Festes, den Prunk, die Wichtigtuerei, die Eitelkeit der mittuenden Personen, die hundert sich vordrängenden Sonderinteressen und die Hohlheit des Interesses an dem wirklichen Gegenstand für sich. Bedenkend jedoch, daß auch ein Fernbleiben als ein Sonderinteresse oder als persönliche Eitelkeit gedeutet werden könnte, trat ich in den herrlich beleuchteten Riesensaal, in welchem die hereinströmenden Festgäste sich nach ihren Plätzen drängten.

Um nicht gleich in der Zugluft des Einganges stehen zu bleiben, ging ich ein wenig der Wand entlang und ließ mich neben dem Strebepfeiler an einem Seitensitze nieder. Von dieser etwas abgesonderten Stelle aus konnte ich sowohl das Podium, wo das reichhaltige Festprogramm abgespielt werden sollte, als auch das Publikum recht gut überblicken, ohne daß ich viel gesehen wurde. Nun kam aber ein Festordner, nahm mich höflich am Arm und sagte, für mich wäre ein Platz in der ersten Reihe reserviert. Ich weigerte mich; hier sei es mir weitaus lieber, dorthin gehörte ich auch nicht.

„Wohin Sie gehören, Herr Doktor, das zu bestimmen müssen Sie schon uns gestatten“, sagte der Ordner. Einer so liebenswürdigen Artigkeit gab ich, obschon mit Widerwillen, nach, allerdings mit der Absicht, den mir angewiesenen Primaplatz gelegentlich wieder unauffällig zu verlassen. Es saß sich dort auf dem weichen Samtfauteuil aber nicht übel, auch leuchtete mir der Vorteil ein, mit meiner Stumpfhörigkeit so nahe der Rednerbühne zu sein. Da gerade hinter mir einige größere Persönlichkeiten saßen, so wußte ich mich im übrigen auch von rückwärts unbeobachtet, was stets angenehm ist.

Das Publikum war endlich zur Ruhe gekommen und das Fest konnte beginnen. Da eilte zwischen den Sitzreihen ein anderer Ordner herbei, ganz nach vorne, gerade auf mich zu und forderte mich mit einer gewissen Erregung auf, den Sitz zu verlassen, auf den ich irrtümlich plaziert worden sei. Für mich wäre ein anderer Platz bestimmt! — Geräuschvoll und auffallend führte er mich nun zwischen den Sesselreihen zurück bis in die vorletzte Reihe. Dort im Halbdunkel zwischen Säulen war ein leerer geflochtener Stuhl, den wies er mir an. Auch gut, dachte ich, da wird man völlig unangefochten sein, und setzte mich ruhig nieder. Aber die Leute reckten ihre Köpfe und schauten, wer es denn wäre, der sich zuerst auf den vornehmen Platz gedrängt hat und dann verdientermaßen so scharf abgeführt worden ist. Aber lange saß ich nicht, so kam ein dritter Ordner zu mir und bat um Entschuldigung des Irrtums wegen, der wieder geschehen sei. Mein Platz sei mehr vorne, so in der Mitte, ich möchte ihm gütigst folgen.

Ich dankte verbindlich, mir sei es hier ganz recht und ich bliebe sitzen. Da er aber nicht abließ in der Bemühung, mich wieder avancieren zu lassen, so sagte ich unwillig: „Ich bleibe nun einmal, wo ich bin, lassen Sie mich zufrieden!“ Da begann dieser dritte Ordner mit dem zweiten zu rechten wegen der Taktlosigkeit. Der zweite behauptete, die Taktlosigkeit hätte lediglich der erste Ordner begangen, so kam auch dieser herbei und nun begannen die drei Ordner laut miteinander zu zanken über die drei Plätze und den Rang, der mir gebühre. Sie stritten über meine Fähigkeiten und Unfähigkeiten, über meine persönlichen Absonderlichkeiten, Vorzüge und Fehler und wurden dabei zum Gaudium des gesamten Publikums so heftig, daß mit jedem Augenblick zu gewärtigen war, sie würden sich gegenseitig in die Haare fahren und ohrfeigen. — Ich freute mich der Gelegenheit, ohne Unart zu entkommen, und eilte geräuschlos zum Tempel hinaus.

In stiller Mondnacht ging ich durch den weiten Baumgarten dahin, sehr glücklich darüber, dort zu sein, wohin Gott mich selber gestellt hat — von aller Torheit der Leute ferne, auf mich allein gestellt.

Ich habe mich nie vorgedrängt, habe nie einen Rang begehrt, mich nie im entferntesten um eine Ehre beworben. Man muß froh sein, sich vor Angriffen, Beschimpfungen und anderen Feindseligkeiten erwehren zu können. Gegen gemachte Ehrungen bin ich immer ablehnend gewesen. Allerdings nicht aus Bescheidenheit, sondern vielmehr aus Geringschätzung all jener äußerlichen Rangierungen und Einordnungen, die von Gnaden der Rezensenten, Literaturprofessoren und anderer Festordner kommen mögen. Angenehm ist es wahrlich nicht, dieses Hin- und Hergeschobenwerden wie eine Schachfigur, je nachdem man den Herren in ihr Spiel paßt. Also bleibe ich in der Halbdämmerung meines Baumgartens und wünsche allen, die dort im Festsaale beisamen sind — einen guten Abend.

Schönheit der Zeit und des Raumes.

Die Schönheit der Zeit! Was ist das wieder für ein Hirngespinst! Wenn man von einer „schönen Zeit“ spricht, so meint man schönes Wetter, sowie man unter einer „guten Zeit“ solche Jahre versteht, in denen z. B. die Bedingnisse des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gedeihens sind. Derlei meine ich jetzt aber durchaus nicht. Ich empfinde die Schönheit der Zeit an sich. Es ist mir ein Wohlbehagen, an die Länge meiner Vergangenheit zu denken, an die vielen Jahre, die zwischen dem heutigen Ich und einem mich betreffenden Ereignisse liegen, ich empfinde dabei so etwas wie Großzügigkeit meiner Wesenheit. Wenn andere darüber erschrecken, daß sie schon alt sind, empfinde ich eine lange Vergangenheit wie einen Schatz, wie ein unveräußerliches Eigen-

tum. Alle unsere Vergangenheit, zähle sie auch noch so viele Jahre, erscheint uns wie Jugend. Kurz, daß ich meine persönlichen Lebensepochen mit dreißig, mit vierzig, mit sechzig Jahren messen kann, löst in mir allemal, so oft ich daran denke, ein angenehmes Gefühl aus, dessen Begründung mir übrigens dunkel ist. Es ist das unbegreifliche Gefühl der Schönheit. Möchte wissen, ob das auch andere so haben. Aussprechen hörte ich es nie.

Klarer ist mir die Schönheit des Raumes. In einem geräumigen Zimmer zu wohnen ist nicht bloß deshalb angenehm, weil es Raum für weitere Bewegungen gewährt, vielen Platz für allerhand Sachen hat, oder weil man freier Luft schöpfen kann. Es ist noch etwas anderes, das mir in einem geräumigen Zimmer wohltut. Ich fühle mich in ihm freier und schwunghafter. Ich liebe die glatten Wände ohne viel Bilderwerk und anderen Zierat, ich liebe die freien Flächen auf Tischen und Schränken. Das Vollgeräumte, die üppigen Fenstervorhänge, das prunkhafte Meublement, die sogenannten Nippsachen sind mir ein Greuel. Es stoßt sich daran mein Auge, das glatt und frei hinfliegen will, es engt mein ganzes Wesen ein. Alles, was mir in der Wohnung überflüssigerweise den Eindruck des Raumes zerstört oder den Raum, wenn auch nur für das Auge, beengt, ist mir zuwider. Ein Zimmer, das für andere den Eindruck der Leerheit macht, wird für mich erst wohnlich, weil ich den Raum an sich wie etwas Heimliches und Schönes empfinde.

Daß uns in der freien Natur und auf hohen Bergen so wohl ist, hat viele Gründe; ein besonderer aber, der den meisten nicht bewußt wird, ist der weite Raum! Man glaubt, es sei die Luft, es seien die Naturdinge, die man in geringerer oder größerer Entfernung in verschiedenartigsten Beleuchtungen vor sich sieht. Aber das Geheimnis all dieser Schönheit ist der Raum. Hätten wir die Naturgegenstände in enger Nähe um uns herum, wie unausstehlich! Aber auch unendlich, unabsehbar darf der Raum nicht sein, um schön auf uns zu wirken. Eine unermeßliche Ebene ist für unser Gemüt belastend, wenn aber in der Ferne die blauen Gebirge stehen oder wenn hoch am Himmel die lichten Wölklein schweben oder in der Nacht die Sterne leuchten, die uns eine Begrenzung des leeren Raumes anzeigen, dann empfinden wir den Raum als Schönheit. So angenehm ein weiter Raum auf uns wirkt, so bedarf er doch der Begrenzung, um ihn als Raum zu empfinden, um in uns das Gefühl des Behagens und der Erhabenheit zugleich zu wecken. Zeit und Raum haben mit dem Schönen insoferne etwas zu tun, als sie ein wonniges Ahnen in uns wachrufen, ein Gefühl, das offenbar ins Bereich des Schönen gehört.

So recht empfinde ich — um ein Beispiel zu sagen — das Geheimnis des Raumes, wenn ich zur stillen Nacht in meinem Grazer

Zimmer sitze, da ich erst wenige Stunden früher auf dem Stefansplatze in Wien gestanden war. Das Glanzmeer des elektrischen Lichtes, die hohen Gebäude ringsum, der Großstadtlärm, das Gedränge, all das spielt so lebhaft in mir nach, daß ich noch alles zu sehen, zu hören meine, und doch ist zwischen jenen Gegenständen und mir in wenigen Stunden ein Raum geworden, in dem Länder und Gebirge und weite, weite Ebenen liegen. Und diese Vorstellung erzeugt in mir ein sinnliches Behagen und ein erhabenes Gefühl.

Wie mag das bei anderen sein? Vielleicht hätten da die „Kilometerfresser" was zu sagen.

Gedanken nach dem Kriege.

Diese Japaner, das sind doch ganze Kerle. Sieg auf der ganzen Linie. Sieg weit über alle Schlachtfelder hinaus. Welcher Held ist so stark, daß er, durch furchtbare Kämpfe und schwere Opfer zu ungeahnter Macht gekommen, diese Macht nicht ausnützt, um den Feind zu vernichten oder ihn wenigstens auf das tiefste zu demütigen! Die Japaner hatten ja wohl schon vor Beginn des Krieges behauptet, sie wollten keine Eroberungen machen, wollten nur sich selbst schützen und sichern vor dem immer näher rückenden Feind. Sonst wollten sie nichts und nur darum begannen sie den Krieg. Aber wo ist der Sieger, ich weiß keinen, der dem Besiegten schließlich nicht alles wegnimmt, was möglich ist wegzunehmen! Der Mikado hat sich erinnert, weshalb er den Krieg begonnen, und hat verzichtet auf weiteres. Das ist nicht Klugheit und Großmut allein, das ist ein Sieg des Menschentums gegen das Raubtier in ihm. — Und diese Botschaft muß uns Christen von den — Mongolen kommen!

Während diese Zeilen geschrieben werden, befürchte ich, daß sie falsch sein könnten. Ich habe die Botschaft aus Zeitungen. Am Ende reduziert Japans Tugend sich doch auf die Klugheit allein. Vielleicht waren die Gelben der Meinung, man dürfe den Bogen nicht allzu straff spannen und daß es besser sei, vor der ersten Niederlage einen großmütigen Frieden zu schließen, als *nach* einer solchen den — erzwungenen. Vielleicht auch, daß sie von den Machtmitteln ihrer Gegner größer denken als wir, weil sie sicherer darüber unterrichtet sind. Vielleicht, daß sie die westlichen Kulturvölker sich geneigt erhalten wollten, in der Absicht, die gelbe Gefahr nicht mit Kanonendonner anzukündigen, sondern unauffällig und einschmeichelnd, vermittels friedlicher Handelsbeziehungen und Kultur, in den Westen herüberzuschmuggeln. Wenn wir ein Naturvolk wären, so würde die Hereinschleppung neuer Bedürfnisse allerdings der gefährlichste Feind sein, aber an uns ist

nicht mehr viel zu verderben. Wenn — wie es sich bei diesem Japanerkriege beinahe gezeigt hat — die so sehr gefürchtete „gelbe Gefahr“ am Ende nur in Vaterlandsliebe, Humanität, Wahrhaftigkeit, Verläßlichkeit und Klugheit bestünde! Dann könnten wir sie wohl brauchen. Aber — ich traue auch den Japanern nicht.

Es war allerdings ein wunderlicher Instinkt der westlichen Völker, daß der Großteil derselben sich von allem Anfang an sympathisch auf die Seite der Japaner gestellt hat, obschon diese den Krieg angefangen haben. Und diese Sympathie ist gestiegen im Verhältnisse zu den japanischen Taten. Wir mußten erwägen: Vielleicht ist das nicht bloß der Feind Rußlands, sondern des Abendlandes überhaupt! Dann ist es ein ritterlicher Feind. Von den Orientalen hat das Abendland einst gelernt, verschlagen und grausam zu sein; nun kann es von ihnen die Menschlichkeit lernen. Dann — wird der Mensch des Alltagsgedankens sagen — dann kann dieser furchtbare Krieg ein Segen werden, es hat eigentlich jeder durch ihn etwas gewonnen. In Rußland hat er den Hochmut gebrochen, die inneren Kräfte geweckt, die Entwicklung gefördert. Uns, die westlichen Nachbarn, hat er vorläufig vor der Russenfurcht geheilt, Japan hat er frei gemacht und es eingeführt in die Gemeinsamkeit der Kulturvölker. — Das ist das große Resümee. Richtig oder unrichtig, jedenfalls ein Resümee, das der Berge von Menschenopfern vergißt und der Hölle von Jammer und Verzweiflung, die dieser Krieg über die Erde ausgeschüttet hat. Und dieser Jammer überdauert weit, weit die Jahre des Krieges. Nennet mir einen einzigen, unzerstörbaren Menschheitswert, der durch dieses achtzehnmonatlange Zerstören und Morden errungen worden ist. Nicht einmal auf den so schwer Geschlagenen hat er sittigend gewirkt, Rußland bleibt der alte Windbeutel.

Was man auch philosophieren möge, wie viele Vorteile des Krieges man auch aufzählt, dieser und jeder Krieg ist ein Zerstörer der Güter, der Sitten und der Gewissen, ist ein millionenfaches Verbrechen, und das einzig gute an ihm ist — der Friedensschluß.

Kleine Laube.

Gallapfelwein.

Entschuldigung.

Warum sollen just wir immer anmutig sein?
Auch unsere Tinte ist Gallapfelwein.

Ungelenk.

Einst, wenn der Frechling mit giftigem Schimpf uns berührt hat,
Bekam er's gar zierlich und spitz auf's Felle gebrannt;
Doch, wer dreißig Jahre den Spaten des Gärtners geführt hat,
Dem ist für seine Klingen zu schwielig die Hand.

Wir Deutschösterreicher.

Von Bismarcks und von Moltkes Werk
Beteilt man uns nicht gleich.
Der Goethe doch und Schiller
Ist auch unser deutsches Reich!

Zuchtrute.

Zur Bändigung des Pöbels, laßt mal sehen,
War höllisch schwer des Teufels zu entraten.
Der Teufel kam uns billiger zu stehen,
Als jetzt — die Legion Soldaten.

An B. S.

Atheist sein — je einmal,
Aber Christ sein — auf keinen Fall,
Das nennt man — liberal.

Den Autographenbettlern.

I.

Nicht Bild, nicht Handschrift ist Gewinst,
Nur Geist allein, der sich verzinst.
Was treibt ihr da für Götzendienst?

II.

Dem Bettler ein Stück Brot,
Dem Handschriftsammler eine Zeile,
Nun helf' euch beiden Gott,
Ich habe Eile.

An eines großen Dichters Grab.

Im Trauerchor pfaucht ein verhaltenes Jauchzen,
Sie recken und strecken behaglich die Glieder.
Jetzt sind sie es wieder!
Der Große ist tot, o lasset sie weinen
Und heimlich jubelnd trostlos scheinen,
Die Erde, sie hat wieder Raum für die Kleinen.

Erkenntnis.

Die Versicherung vom Freundeslieben
Ist recht häufig, merke dir's, umschrieben.
Doch ganz redlich ist das wilde Hassen,
Auf deine Feinde kannst du dich verlassen.

An . . . .

Da frevelt und höhnt der Wicht,
Und kratzt und beißt und sticht.
Ich laß' ihn und rühr' mich nicht.
Ich blicke aufs Zünglein der Wag,
Und denke: Du freches Gezücht,
Für dich kommt der zahlende Tag!

Giftige Gegnerschaft.

Laß dich nicht ein mit der Kanaille,
Die dir auf irdischer Wander
Das Leben verdirbt,
Man setzt sich mit ihr
Höflich und klipp auseinander,
Indem man stirbt.

Goethe.

Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky in 2 Bänden. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Schreiber vorstehender Zeilen ist nichts weniger, als ein Büchersammler; aber dieses Werk hat er sich in zwei Exemplaren in seinen Bücherkasten gestellt. Denn alle Familienmitglieder sollen es lesen und wollen es auch lesen, und da kommt das 1260 Seiten starke Werk wochenlang nicht aus einer Hand. Von und über Goethe zu lesen ist ja für die meisten Gebildeten, Ausnahmen gibt es zwar, köstlichster Gewinn. Die beste aller bisherigen Goethebiographien hat uns nun Albert Bielschowsky gegeben. Es hat in wenigen Jahren einen Absatz von fünfundzwanzigtausend Exemplaren erlebt. „Das ist so schön geschrieben", sagen die Leute. Obschon es ein gelehrtes, ein wissenschaftliches Buch ist, so gibt es sich doch eher als ein Kunstwerk. Liegt im Leben eines großen Menschen schon überhaupt eine stete Steigerung, so hat es

der Verfasser verstanden, durch Einordnung und Zusammenstellung, durch sinnvolle Verteilung des Biographischen und des Literarischen (abgesehen von der schönen Sprache) das Werk wie eine Kunstdichtung sich steigernd, ein immer lebhafteres Interesse auszulösen. Das Kapitel über Goethes Beziehungen zu Schiller scheint mir der Kulminationspunkt zu sein, während die Abhandlung über Faust, unmittelbar vor des Dichters Tod, einen großartigen Abschluß gibt.

Die literarischen Abhandlungen über Goethes Werke, so tief und geistvoll sie sind, dürften überschlagen werden von manchem, der sich Poetisches lieber nach seiner Weise zurechtlegt, als daß er zwischen den Dichter und sich einen Cicerone wünscht. Wer jedoch einer Interpretation bedarf, der wird gerade aus Bielschowskys Ausführungen den größten Nutzen für das Verständnis der Dichtungen ziehen können. Bielschowsky gibt dem Gehalt der Goetheschen Dichtungen zumeist das größte Lob, findet aber noch öfter die Form als mangelhaft oder verfehlt, entgegen der landläufigen Meinung, daß alles, was von Goethe ist, auch meisterhaft sein müsse.

Daß dieses biographische Werk rasch so volkstümlich werden konnte, ist schon deshalb zu verwundern, weil es dem Effekte ausweicht und sich vorwiegend dem Seelischen zuneigt. Das Kleine und Äußere in Goethes Leben, z. B. seine Gestalt, seine Kleidung, seine täglichen Gewohnheiten u. s. w. sind nur flüchtig berührt, das Anekdotenhafte ist völlig ausgeschieden. Um so tiefer sind die großen Züge erfaßt und durchgeführt. So des Dichters geistige Tätigkeit auf allen Gebieten, wissenschaftlich, beziehungsweise künstlerisch gründlich würdigend, so Goethes Verhältnisse zu den Frauen, zu den Freunden, hierin besonders zu gedenken des Verhältnisses zu seinem Herzog Karl August, zu den großen Zeitgenossen, darunter auch Napoleon. Die wichtigen Wendepunkte, z. B. so, wie Goethe aus einem etwas zerfahrenen Jugendleben nach Weimar berufen wird; so seine Reisen nach Italien, wovon die erste ihn von Deutschland innerlich abwendig, die zweite ihn Deutschland wieder zugeführt hat; so Goethes Verhalten in den Freiheitskriegen, seine Gesinnungswandlungen im Laufe des Lebens. Für uns Normalmenschen durchaus nicht einwandsfrei! Nachdem, was von uns anderen gefordert wird, müßte man Goethe für einen unsittlichen, treulosen, egoistischen Menschen halten; nach seinen zeitweiligen Handlungen für einen hochmütigen Mann, verschlossen nach unten, fürstendienerisch und dazu noch verständnislos für die nationale Bewegung. Man braucht nicht gerade ein Philister zu sein, um diesem Bedenklichen teilweise nachzugeben und ich selbst muß gestehen, daß mir die sittliche Persönlichkeit Schillers bei weitem höher steht als die des Olympiers am Fürstenhofe. Aber der Biograph Albert Bielschowsky hat es mit dichterischer Verve verstanden, alle die bedenklichen Dinge zu ebnen, zu begründen, zu rechtfertigen, ja vieles, wa andere zu Lumpen machen würde, an Goethe zu glänzendstem Vorzug zu stempeln. Es waren eben die Fehler seiner einzigartigen Vorzüge, er war „der menschlichste aller Menschen".

Gerne verstehe ich den Ausspruch, daß Goethe neben Homer und Shakespeare der einzige Weltdichter ist. Aber eben diese allgemeine Wirkung kann ein Feind der besonderen, der individuellen sein. Man kann wohl behaupten, daß die Deutschen, auf die Schiller tiefer wirkt als Goethe, in größter Überzahl sind. Goethes Poesie ist etwas fürs Sinnen und Denken, Schiller aber packt das Herz und reißt fast elementar den Menschen himmelan. Als Schiller „Hermann und Dorothea" las, rief er aus: „Gegen Goethe bin und bleibe ich ein literarischer Lump!" Wenn Goethe hingegen ein anderesmal sagt: „Lumpe sind bescheiden!" so möchte ich das als eine nicht unverdiente Strafe für eine allzugroße Bescheidenheit auf Schiller beziehen. Bei aller Bewunderung für „Hermann und Dorothea" stellen wir doch „Wilhelm Tell" unvergleichlich höher.

Übrigens läßt Bielschowsky auch Schiller alle Gerechtigkeit widerfahren und ein neues, bei demselben Verlage eben im Erscheinen begriffenes Werk „Schiller" von Karl Berger wird Schillers Bedeutung als Dichter neben die von Goethe und Schillers Bedeutung als Mensch über die von Goethe zu stellen haben.

Wie wird's nach siebenundzwanzig Jahren sein, wenn Deutschland den hundertsten Gedächtnistag des Todes Goethes begehen wird? Ob die beiden Dichterfürsten vor der Welt noch in demselben Verhältnisse nebeneinander stehen werden, als heute?

Freuen wir uns denn des neuen prächtigen Goethebuches, dessen Verfasser aber den Schluß desselben nicht erlebt hat. Mehrere deutsche Gelehrte haben das bedeutsame Werk Bielschowskys im gleichen Stile glänzend vollendet. Es ist mit zwei der bezeichnendsten Goethebildnissen geschmückt und die wahrhaft vornehme Ausstattung des Werkes hat gewiß viel zu seinem großen Erfolge beigetragen. R.

Ungalantes.

Ein schönes Mädchen, gegen das die Götter vergebens kämpfen, wird nur einen Mann heiraten wollen, der nicht alle wird.

*
* *

Auch im Theater klatschen die Frauen nur hinter dem Rücken eines andern.

*
* *

Ge—liebt; ver—heiratet. Ins Praktische übersetzt: ge— wonnen; ver—loren?

*
* *

Gib einem Manne ein Weib und einem Weibe einen Spiegel und beide werden sich nicht langweilen. Otto Bromber.

Kritik der Kritik.

Unter diesem Titel beginnt bei Schottländer in Breslau das Erscheinen einer Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von A. Halbert und Leo Horwitz. Das eben erschienene erste Heft enthält unter anderem das Teilergebnis einer Rundfrage an bekannte Dichter, Schriftsteller und bildende Künstler, was diese von der Kritik im allgemeinen und von der Gegenkritik im besonderen halten. Die Meinungen sind so verschieden wie die Persönlichkeiten, unter denen sich sowohl zünftige Kritiker als auch leidenschaftliche Antikritiker befinden. Wir glauben, daß derlei Rundfragen nicht mit dem Spieße des Don Quixote, sondern am besten humoristisch behandelt werden sollen. Was den Ernst der Sache durchaus nicht ausschließt.

Hören wir, was einige der Gefragten in bezug auf Kritik und ihre Reform für Antwort geben.

Roda Roda, Berlin.

Ich begrüße Ihr Unternehmen*) mit aufrichtiger Freude. Die Zeitschrift, die Sie gründen wollen, wird Künstler und Dichter von dem Fluche befreien, nackt und stumm wie die Ware der arabischen Sklavenmärkte dastehen zu müssen, während geile, kritische Augen ihre Glieder mustern.

*) Die Zeitschrift „Kritik der Kritik".

Lassen Sie sich, bitte, zwei Erlebnisse erzählen — Erlebnisse, die zufällig in Wien spielen, sich aber ebenso gut auch in irgend einer anderen deutschen Kulturmetropole ereignet haben könnten.

Das erste:

Eines Tages — vor zwei Jahren — trat ein schwarzgelockter Jüngling bei mir ein. Was er von mir wollte, konnte er nicht recht sagen (er mutierte gerade), aber ein umfangreiches Manuskript, das er auf den Tisch des Hauses niederlegte, sprach Bände. Zwei Bände.

Ich war dazumal noch naiv und glaubte an das Jenseits und entdeckbare Talente. Sofort bot ich dem jungen Schwarzhaar meine Hilfe und eine Zigarre an. Von der Zigarre wurde ihm übel.

Von den Gedichten mir. — Als ich sie ihm nach drei Tagen wiederbrachte — das hatte ich ihm feierlich versprochen gehabt — lag auf seinem Pulte . . .

. . . lag auf seinem Pulte mein jüngstes Buch „zur gefälligen Besprechung“ und daneben das Zeitungsblatt, worin die „gefällige Besprechung“ erschienen war — Wiens bedeutendste Wochenschrift.

Der Jüngling aber war fünfzehn Jahre alt.

— — — Nun das zweite Erlebnis.

Voriges Jahr wurde ein Stück von mir aufgeführt. Eine Wiener Tageszeitung, der größten eine, brachte, wie das so üblich ist, am nächsten Morgen die Besprechung.

Wenn ich das Wort „Besprechung“ höre, muß ich immer an Blutstillen und Hexerei denken — und jene Geschwindigkeit, die keine Hexerei ist.

Es wurden da verschiedene Dinge erzählt — auch der Inhalt meines Stückes. Ich traute meinen Augen nicht: die Titelheldin sollte im dritten Akte vergiftet worden sein. In Wahrheit endet sie durch Selbstmord. — Und an die willkürlich supponierte Vergiftung meiner Heldin knüpfte der Kritiker seine Betrachtungen an . . .

Das habe ich erlebt.

Nun zu Ihrem Blatte! Wenn es Ihnen gelingt, durch rücksichtslose Antikritik die Herren Kritiker zu gespannter Aufmerksamkeit, die Herren Verleger zur Verwendung möglichst tüchtiger Köpfe zu zwingen, haben Sie schon halb Ihr Ziel erreicht.

Den ganzen Erfolg aber sehe ich in der Aufklärung des Publikums; die Leute müssen erkennen lernen, daß der Kritiker nicht unfehlbar ist.

Denn — schließlich — sind die Dichter, deren Werke man aufgeführt und verlegt, in ihrem Handwerk, dem Dichten, gewöhnlich geschickter und gescheiter, als es die Kritiker in ihrer Eigenschaft als Richter zu sein vorgeben.

Arno Holz, Berlin.

Ich habe in jungen Jahren mal das nachstehende „Gedicht“ verbrochen:

Drei Dinge haben hier im Leben Macht:
Der Neid, die Hoffart und die Niedertracht;
Doch wenn sie dich auch noch so schön bespucken,
Am Ende wirst du sie zu Boden ducken!

Verloren aber bist du auf der Welt,
Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt:
Sie setzt Spinoza hinter Löbel Pintus
Und hat die Weisheit aller Zeiten intus!

Sie lacht wie ein Kretin dir ins Gesicht
Und lästert alles, nur sich selber nicht;
Und nichts bleibt übrig dir vor diesem Viehchen
Als sacht dich in dich selber zu verkriechen!

Trotz Neid, trotz Hoffart und trotz Niedertracht: als Kern jeder Sorte Tageskritik bin ich immer wieder und wieder auf die Dummheit gestoßen! Und gegen die — als der Schwächere — kämpfe ich jetzt nicht mehr.

Otto Julius Bierbaum, München.

Wie? Die Kritik von heute sollte einer Reform bedürfen? Das kann Ihr Ernst nicht sein! Es ist durchaus wünschenswert, daß sie genau so bleibt, wie sie ist. Denn sie ist als Ganzes im höchsten Grade amüsant. (Wenn die Literatur von heute im ganzen doch nur halb so amüsant wäre!) Welche Institution ließe sich an Kurzweiligkeit mit ihr vergleichen? Wo in aller Welt erblicken Sie Schulmeister Arm in Arm mit Clowns? Wo bietet sich Ihnen das Schauspiel, daß Biedermann und Halunken friedlich beieinander hausen? Wo finden sich in einer Zunft der ehrwürdige, erfahrene Greis, mit gefurchter Stirn redlich wägend gut oder schlecht, und der muntere Tertianer, der in glücklicher Unwissenheit gleich hurtig bald Hallelujah! bald apage Satanas! schreit? — Aber Sie meinen vermutlich, dieses komische Quodlibet richte doch allerhand Schaden an: verwirre das Publikum, beleidige die Kunst und untergrabe schließlich das Ansehen der Kritik selbst. — Ich halte das für einen Irrtum. Das Publikum, das für die Kunst in Betracht kommt, hat Unterscheidungsvermögen genug, um zu erkennen, ob ein Berufener Urteile zu ihm spricht, oder ein Mensch, der sich bloß so oder so kritisch geberdet; die Kunst leidet durch törichte oder niederträchtige Angriffe durchaus keinen Schaden, denn der Ärger, den der eine oder andere Künstler empfinden mag, wenn er albern mißverstanden oder gemein beschimpft wird, hat den Wert einer gesunden Frottage — nur wird man allzubald unempfindlich dagegen; und für die Kritik in ihren echten und anständigen Vertretern ist die fortwährende Nötigung, sich von der Afterkritik deutlich abzuheben, gleichfalls ein glücklicher Umstand.

Trotzdem ist Ihr Plan gutzuheißen, denn der Kampf ist der Vater aller guten Dinge, und manchmal empfindet wohl ein jeder das Bedürfnis, sich gegen Dummheit oder Bosheit zur Wehr zu setzen. Zumal die Jugend wird Ihnen dankbar sein, deren überschüssiges Temperament jede neue Mensur begrüßt. Ich werde mich über jede Abfuhr herzlich freuen, die einem Falschmünzer des öffentlichen Urteils beigebracht wird.

Reformieren aber werden Sie gewiß nichts.

Professor Hanns Fechner, Berlin.

Auf Ihre Anfrage möchte ich Ihnen zunächst antworten, daß man in allen Kreisen, denen die gesunde Entwicklung der Künste am Herzen liegt, Ihre Reformbestrebungen mit ehrlicher Freude begrüßt. Denn sicher ist nichts einem zielklaren Wachstum schädlicher, als eine einseitige Kritik, die ihren hohen Beruf verfehlt und die im Cliquewesen versauert und versimpelt.

Hier täte eine gesunde „Sezession der Kritiker" not; und es scheint fast so, als ob die Zeit herannahe, die geeignet ist, sie aus ihrem Senilismus aufzurütteln.

Es ist eine erkleckliche Anzahl von Jahren her, daß mein alter lieber Theodor Fontane für seine Person mit der greulichen Unsitte brach, Nachtkritiken zu schreiben, und es von da an ruhig drauflankommen ließ, erst nach stillem Aufsichwirkenlassen sein Urteil abzugeben — recht im Gegensatz zu der anderen Urteilsfixigkeit. Er erzählte mir damals eine reizende kleine Episode, die er mit Frau Conrad-Schlenther erlebt hatte und die in diesem Sinne bestimmend auf ihn wirkte. Übrigens nicht Frau Conrad-Schlenther, sondern das ganz junge Fräulein Conrad, aber schon damals die ganz entschiedene Persönlichkeit echter Prägung. Also sie kam eines

Morgens, nachdem sie seine Nachtkritik — seine letzte! — gelesen hatte, zu ihm ins Zimmer gestürmt, um ihm für seine Arbeit den Kopf zu waschen. Wenn irgend einer, dann sei er der Rechte dazu, einen ehrlich arbeitenden Künstler zu verstehen, seinen unablässigen Studien nachzuspüren, nachzufühlen, zu wissen, was für eine Summe von innerem Erleben und Gestalten vorangegangen sein müsse, ehe ihm das Spiel auf der Bühne vor die scharfen Augen kommen könne. Vor *seine* Augen, die Augen eines Schaffenden. „Was ich zehn anderen verzeihe, weil sie nicht wissen, was sie tun, das verzeih ich *Ihnen* nicht. Denn Sie gerade müssen wissen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, der sein Herzblut hingibt für seine Lebensarbeit. Von Ihnen will ich nicht mißverstanden werden, nicht abgespeist werden. Von Ihnen will ich eine ordentliche, ehrliche, eingehende Kritik, nicht so ein hingeschleudertes Bröckchen, wie das heute morgen." Ich sehe ihn noch, wie er mir die kleine Geschichte erzählte, die ihm so lehrreich war, die ihn so ergötzte, so tief erwärmte. Seine Augen leuchteten, er kanzelte sich selbst noch einmal mit ab. Und verteidigte sich alsdann bei ihr, so gut es ging, schimpfte auf die infamen Nachtkritiken, die man schreiben müsse, wenn man schon mit einem Auge schliefe, wenn man überhaupt keine gescheiten Gedanken mehr übrig habe. Jedenfalls keinen künstlerischen, keinen mehr. Aber er wolle es nie wieder tun. In ihre lieben kleinen Hände verspreche er ihr, keine Nachtkritik mehr zu schreiben, sondern fein schlafen zu gehen und morgens mit frischem Kopf und verständigem Herzen seine verantwortungsvolle Arbeit vorzunehmen. Er hat es gehalten.

Die Kronenwährung und unsere Schlamperei.

In Österreich wird vielfach — zwar unabsichtlich — aber nichtsdestoweniger sehr fleißig daran gearbeitet, den Fremdenverkehr zu verhindern. Ein vortreffliches Mittel dazu, etwas, das den Fremden den Aufenthalt in unseren Ländern recht arg verleidet, sind die Verhältnisse unseres kursierenden Geldes. Wir haben lauter falsches Geld. Nicht etwa, als ob unser Papiergeld, unsere Münzen mehr versprechen, als am Ende gehalten werden kann, in diesem Punkte steht es gar nicht einmal so schlecht — falsch ist unser Geld deshalb, weil es etwas anderes ist, als was es zu sein vorgibt. Daran ist schließlich allerdings weniger das Geld schuld, als wir mit unserer gedankenlosen Lässigkeit, mit unserem echt vaterländischen Schlendrian.

Seit fünfzehn Jahren ist in Österreich die Kronenwährung eingeführt, und ausschließlich diese ist im Verkehr zu finden. Und siehe: wir haben keine Zweihellermünzen, wir haben den Kreuzer. Unser Zehnhellerstück gilt fünf Kreuzer. Unser Zwanzighellerstück heißt Sechserl und ist zehn Kreuzer wert. Unser Zehnkronenschein ist ein Fünfer, unser Zwanzigkronenschein ein Zehner. — So rechnen wir's dem Fremden vor, der erstaunt die Hellermünzen und Kronenscheine anschaut und sich die Sache nicht zu reimen weiß. Die Kronenwährung hätte wohl dazu dienen sollen, um bessere Fühlung mit den Währungen unserer Nachbarn zu bekommen, mit der Mark, mit dem Franken, mit der Lira. Statt der erhofften Vereinfachung aber ist die Sache erst ins Unglaubliche kompliziert und verwirrt worden. Daß wir die Gleichwertung unserer Krone mit der Mark nicht erreicht haben, das trägt nicht schuld an dem, was ich meine. Ich meine die grenzenlose Denkfaulheit, die unser Volk immer noch abhält, in Kronen zu rechnen. Es scheint der Intelligenz dieses Volkes eine viel zu schwere Aufgabe zu sein, sich gegenwärtig zu halten, daß zwei Kronen genau so viel sind als ein Gulden. Man kann nicht rechnen, man wird ganz irre, wenn man statt in Gulden und Kreuzern in Kronen und Hellern rechnen soll! Und diesem selben Volke wird manchmal von Optimisten zugemutet, daß es in kulturellen Wettbewerb mit den klugen,

scharfdenkenden, vorwärtsstrebenden Nachbarvölkern treten soll! Da waren unsere Väter und Mütter noch andere Kerle. Als es sich im vorigen Jahrhundert darum handelte, die Wiener Währung in Konventionsmünze, und später diese in österreichische Währung umzurechnen, war man nach wenigen Jahren auf dem Laufenden, und welch komplizierte Verhältnisse sind damals umzurechnen gewesen! Ich glaube, unserem Volke ist die Kronenrechnung deshalb zu schwer, weil sie — zu leicht ist. Würde die Gefahr sich zu irren eine größere sein, man nähme sich mehr zusammen. Aber indem man sichs mit der Rechnung in Guldenwährung nach alter Gewohnheit leicht machen will, macht man sichs schwer. Auf jedem Stück unseres Kronengeldes steht es deutlich zu lesen, was es wert ist. Wie einfach wäre es, dem zu glauben und mit ihm zu rechnen. Aber nein, man muß sichs umständlicher machen, man muß sehen, was auf dem neuen Gelde steht und man muß denken, was es im alten wert ist. Und dieses überflüssige Denken entspringt der Denkfaulheit, die ihrem alten Trotte weitergehen will.

Der Menge, die mit Geld wenig zu tun hat, kann man diese Schlamperei weniger verdenken; ganz unbegreiflich aber ist es von unseren Geschäftsleuten, Kaufleuten, Wirten u. s. w., daß sie immer noch in der Guldenwährung rechnen. Die tun es noch zumeist mit Absicht, um den Kunden, deren Denkkraft sie über alle Maßen niedrig taxieren, Sand in die Augen zu streuen, als wäre z. B. ein Laib Brot um vierzig Kreuzer billiger, als einer um achtzig Heller! Diese Finte ist ebenso unwürdig als kleinlich. Es gibt Geschäftsleute, die auf ihren geschriebenen Rechnungen ebenso das Gulden- als das Kronenzeichen vermeiden, um unter Umständen Vorteil daraus ziehen zu können. Mancher Zahlende sitzt am Ende doch auf und anerkennt es in Gulden, was bei scharfem Aufdiekappengehen in Kronen gemeint war. Ich mache mir gerne den Spaß, im Gasthause die Kellnerrechnung von z. B. 78 mit 78 Hellern zu begleichen und eine einfältige Miene dazu zu machen, bis der Zahlkellner höflich darauf aufmerksam macht, daß 78 Kreuzer gemeint seien. Das Trinkgeld fällt dann knapp aus.

Wir zahlen mit Kronen, also rechnen wir endlich auch in Kronen. Seit vielen Jahren ärgern wir uns an dem Zwitterdinge der gegenwärtigen Verkehrsrechnungen, machen ihm aber kein Ende. Im Gegenteil, es wurde schon einmal mehr in Kronen gerechnet, als es heute der Fall ist. Mit Gesetzen ist in solchen Dingen nicht viel getan, aber unbequem sollte den Leuten die Gulden- und Kreuzerrechnung gemacht werden. Es wurde der Vorschlag gemacht, die Zweihellerstücke einzuziehen und Einhellerstücke, ferner auch Fünfhellerstücke herauszugeben. Ein guter Gedanke. Das ließe sich dann schon nicht mehr glatt in Kreuzer bringen. Vielleicht könnten zu solchem Zwecke auch Fünfundzwanzigkronenscheine ausgegeben werden, so wie die Fünfkronenstücke schon ein Schutz gegen die Guldenrechnung sind. Man muß es den Leuten schwer machen, damit sie es sich endlich so leicht machen, als die Kronenwährung in der Tat ist. Ein weiteres, in Graz versuchtes Mittel ist, daß die Marktkrämer auf ihren Waren Zetteln mit Preisangaben in Kronenwährung ausstecken müssen. Dasselbe für die Waren in den Schaufenstern.

Es gibt hundert Gründe für die praktische Durchführung der Kronenwährung, einer der wichtigsten aber ist der Fremdenverkehr. Wir haben ja gar keine Ahnung, wie lästig, unverständlich und komisch dem Ausländer unsere „Fünferl-", „Sechserl-" und guldenlose „Guldenwirtschaft" vorkommt. „Wenn jede Geldnote und Münze etwas anderes ist, als sie besagt, dann traue ich bei euch auch den freundlichen Gesichtern nicht; am Ende sind sie auch nicht das wert, was sie vorspiegeln." Dieses gepfefferte Wort sagte ein grober Schwabe einem gemütlichen Wiener ins Gesicht.

Der verneigte sich artig, ohne weiter nachzudenken, ob das eine Rüge oder eine Höflichkeit gewesen. Z. V.

Singvögel.

Im Kirchhof.

Sie haben mich alle nicht verwöhnt
Mit kosenden Liebesworten,
Ach, bettelnd pocht' ich an manch ein Herz
Und fand verschlossene Pforten.

Geduld! Es kommt noch einmal die Zeit,
Da wird sich's plötzlich wenden.
Wenn ich nichts mehr fühle von Not und Leid —
Dann werden sie Liebe mir spenden!

Sophie v. Khuenberg.

Unter Treuen.

Wie hab' ich mich weit von euch entfernt,
Wie vieles vergessen, wie vieles verlernt.

Ihr geht den alten, gleichen Schritt,
Mich riß der Strudel des Lebens mit.

Und oft trotz aller Sorgen Last,
Geh ich beschwingt meines Weges fast.

Weiß nicht, gab die Kunst mir ein Kräutlein ein,
Das mich bewahrt vor tiefster Pein.

Oder ist's unsrer Liebe heilige Macht,
Die mit Sternen durchleuchtet die dunkle Nacht!

Sophie v. Khuenberg.

Die Bergschwestern.

Die Sonne sank. Es schattet rings,
Ein Wolkenzug schwebt weiter,
Vor mir die Rax, die schöne Sphinx,
Der Himmel hoch und heiter.

Im Almkraut schweigt das Leben still,
Mein Blick hängt an dem Weibe,
Dem tief der grüne Mantel fiel
Von seinem weißen Leibe.

Doch horch! Da schlägt ein Stein zur Tief',
Sand rieselt und behende
Die Gemse flüchtet, die mich rief,
Damit mein Blick sich wende.

Schneealpe schaut durchs Dämmerlicht,
Die holde Bergesschwester,
Sie hält den Zirbelmantel dicht
Um ihre Schultern fester.

Sie trägt an enggeschlossener Pfaid
Gern Blum' und Blütenranken,
So steht sie da wie eine Maid
In sinnenden Gedanken.

Gebannt von ihres Zaubers Macht
Lieb' ich die Schwestern beide —
Die stolze Sphinx in ihrer Pracht
Und die im grünen Kleide.

H. Wolfram.

Wandel.

Als ich noch jünger war,
Mocht' ich dem vollen Haar
Oft eine liebe Hand
Kosend ersehnen:
Nun mir den Scheitel fast
Lichtet der Tage Hast,
Seh' ich den schönsten Strand
Einsam sich dehnen.

Damals, im jungen Wahn,
Ging ich den Himmel an,
Wollt' nur aus fremdem Schrein
Schätze zu Lehen;
Heute, dem Leid gedankt,
Weiß ich, daß alles wankt,
Wenn nicht in uns allein
Säulen bestehen!

Friedrich Beck.

Grabschrift (nach Minsky).

Als ich des Lichtes Kreis betrat,
Wies mir ein Gott den Lebenspfad.

Mir ward sein Wille offenbart,
Seit ich des Geistes Jünger ward.

Mein glühend Herz erhob den Streit
Mit Falschheit und Verlogenheit.

Ich kämpfte für der Wahrheit Licht,
Der Liebe Kraft, den Mut der Pflicht.

Doch schliefen Fürst und Volk umher
Und träumten wirr und träumten schwer.

Wie scharf ich schlug, wie laut ich rief, —
Der Schnarcher Gleichmut saß zu tief.

Vergebens focht ich Tag für Tag,
Bis ich dem Schicksalsspruch erlag.

Des Lebens Schaffenszeit verstrich;
Wie Fürst und Volk, so schlaf auch ich.

Theo Heermann.

Abendgebet.

Ich habe zum leuchtenden Abend gebetet
Und er hat mir heilig das Antlitz gerötet,
Das bleiche, wahntrübe Angesicht.
Er streute mir seine erschauernden Strahlen
Hinein in die Sorgengebilde, die fahlen,
Da wichen sie weinend dem goldenen Licht.

Hans Legenstein.

Die weiß Opfelblüah.

In da steirischn Gmoansproch von Rosegger.

Selm entn ban Woldroan, nebn an Stoanhaufn steht a Hulzopfelbam. 's wa hasn guat rostn in sein Schoddn afn Mias, wan ma müad war von Ockern oder von Heuhebn und daß mar oan die weitum ausbroatt Londschoft in Sunschein amol friedsum wullt betrochtn.

Oba wunaseltn, daß mar oans sitzn oda go liegn siacht intern Opfelbam. In da Gegend geht a Mär: Wan oan va dem Hulzopfelbam a Opfelblüah aufs Haupp follad, der müad bold sterbn. — Go sar unmigla groß deafads just nit sein, die Gfohr. Da Bam is scha holb und holb ohdorrt und zoagg in Wold seini Besn für. Grad gegn d Feldseitn hin reckt er noh a por frischi Äst in d Luft aussi, und kam olli zechn Johr trogg sa sih amol zua, daß oans in Lanxin dron a Blüahröserl siacht.

Nau holt jo, sa vagessn d Leut holt noch und noch af die olt Mär und ah der olt Hapfnschloga Luis hot nit drauf denkt, wiar er it seina Hapfn und mit sein Weib zwegs kemen is, und daß eahner um's Rostn war untern Hulzopfelbam. Sei Weib is eh olli marod und wans za sein Hapfnschlogn hot singa müassn vor'n Haustürn, do hot mar ihr z tod gern a por Kreuzer oder a Ladel Suppn aussitrogn, daß aufhörn möcht. Nau freilih wul, wan däs orm müahseli Spielmonsweib lustigi Gsanga hot gsunga, däs is go so viel trauri gwen. Hiaz untern Hulzopfelbam hot sa sih umglegg und die Bamwurzn zan an Kopfpulsta, a so is s eingschlossn nebn seiner. Da Hapfnschloga Luis hot sei Hapfn zan Bamstom hingloant, 'n broatn Filzhuat afn Ost ghenkt, und schaut aussi in die weit, sunguldeni Welt. Und hot nochdenkt, wias dan olls aso sei muaß, und hot sei musikalisches Elend betrocht't. Do gspürt er af seiner Glotzn af oanmol wos Küahls und über d' Stirn, vorn Augnan, fledeatzt wos nieda. Für an weißn Folter hot er's zerst gholtn, is ober a Hulzopfelblüah gwen. A weißes Röserl, a kloans Grandl rötlih, as wia wan sa sih a wenk tat schoma, daß ihr zorti Jungfräulihkeit unvagebns af a Monnsbild is owagfolln.

Wia da Hapfnschloga Luis däs Röserl, däs 'n grod af da Hond is liegn bliebn, a so ongschaut hot — jo, do folltn die olt Mär ein: Wan oan va dem Hulzopfelbam an Opfelblüah afs Haupp follad, der müad bold sterbn. — Jn selm Augnblick is d Sun hinter a Wulkn gongen und olli helln Forbn af Wiesn, Gortn und Wold sein ausgloschn wiar a glüahdigi Kuhln auslischt afn koltn Herd. — Ih? frogg da Luis, und holt't 's Röserl zwischn an Fingern, ih ful scha sterbn? Und bi noh sa jung. Js dan dos an Olter — a sechzg Johr? Do is da Mensch noh in sein bestn Johrn, wan mas nimbb und wia mih zimbb. Na, ih mog noh nit sterbn. Wissad ah nit zwe worum. Bi jo pumperl gsund. 's Essn schmeckt ma — wan ih wos hon, s Trinkn schmeckt ma — wan ih wos kriag. Schlof hot da Kaiser koan bessern und wan ih guat ausgschlofn munta wiar, do schlog ih mit olla Freud mei Hapfn za da lochendn, tonzendn Welt. Geh zua, wer wird dan do sterbn!

Und wia der olt Spielmon a so hot nochgroadt, a wenk lusti und a wenk loadi, do mocht sei schlofends Weib nebn seiner an Heschaza, findlt a pormol und schloft weita. — Da Luis draht sih stad und schauts on. — Ormi Haut. Olliweil kronk und sa bluati weh umanondgstessn wern unter 'n hortn Leutn! Host nix guats mehr af da Welt, bei Leppa nit — für dih war's schon ehnter a Glück, wan — wan d' Opfelblüah af dih war gfolln. — Won i h gach vasturb, wos sults dan onhebn, mein ormi, müahseligi Zilli? Müad jo grechn liegnbleibn af da Stroßn; da Hondwerchsbursch stupfts mit'n Stiefelspitz on: Wos liegg dan do für oani? und geht weita. Na, mei Zilli, dos nit, dos nit, do dabormast ma noh ins Grob eini. Jh muaß da bleibn. Jh kunt da dos oanmol nit ontoan, daß ih dih alloan liaß und valossn in deiner leßtn Not. Schau, mei Zilli, für dih is 's besser a so — und da Bam hot grod a wenk schlecht zielt, weil da Wind geht. — Do ghörst her, Röserl! sogg er ganz still und hoamla sogg er's: „Do ghörst her!“ und legg' d' Opfelblüah af sein Weib ihrn einbundnen Kopf.

Sie schloft ruasum und gspürt nix von Todeszoachn, däs zort und liablih af ihrer Stirn liegg.

Da Hapfnschloger Luis hot gmoant, hiaz war's in Richtigkeit und hiaz war er firti mit sein Denkn. Ober n i t is er fiati gwen. — O du mei! follts 'n hiaz ein, wiar er ihr ins blassi Gsichtl schaut, ins ormi, guati Gsicht, wo Kummer und Not mit schorfn Stemeisn die vieln Runzeln und Foltn hobn ausgstemt! Js jo ah amol jung gwen, däs Gsichtl, und schön und hot blüaht wiar an Opfelbamblüah, weiß und rot. Und wia guat aß d' mas ollaweil gmoant host. Bar an iadn Bissn Brot host zerst af mih denkt, eh 's dir wos host vagunt. Bawoaselt und in Unfruat dastickt war ih ohni deina. Hiaz noh, wan gach a frischer Brockn Elend von Himmel follt af uns zwoa ormi Leut, bist du 's, de mih muaß tröstn — die Kronki in Gsundn! — Na, na, manst du ma vasturbast, wos tat ih dan? Wos hebad ih on, muadaseelnaloan af dera traurign Welt. — Na na, Zilli, na na, dos toan ma nit, a so toan ma nit!“ — Völli zibernd greift er mit da Hond gegn ihrn Kopf und nimbb d' Opfelblüah wieda weg. Und wia 's weiß Röserl af sei Brust follt — loßt er's liegn.

Gach springg er auf, geht nochn Woldroan aussi und greift mit boad Händn noch sein Kopf. „O du mei himmlischa Herrgott!“ schreit er auf, „af dos hon ih jo noh nia denkt, af dos denkt ma jo zwenk! 's Sterbn is nit hort, oba 's Überlebn! Oans muaß do 's ander überlebn! Nit zan Ausdenken is 's! — Vasturb s i e zerst, sa möcht ah ih neama weiterlebn, und blieb sie aloan zrugg, sa kunt ih nit amol in der ewign Rua a Rua findn — va lauta Daboarma. — O mei Gad, muaß denn erst von a holbvadortn Bam a frisch Blüahröserl folln, eh's mar inne wird, wie gern daß ma oanonda hot!“

Nocha geht er stad zruck zan Opfelbam. Sei Weib is scha munta, hot sih holbad aufgloant und legg d' Hond af d' Stirn.

„Host gschlosn?" frogg er.

„Und gut a noh. Und der narrischi Tram!"

„Wos hot da den trambt?"

„Von oltn Zeitn. — Schau du, wos dos für a liabs Röserl is, do! gor sa schön weiß und röserlad, woaßt Luisl, vor a vierzg Johrn, eh's ma mit anond zan Pfarra sein gonga, wiast ma du a so a weiß Sträußl af die Brust host gsteckt, woaſt as noh? — Geh, steck mar on däs ah."

„'s selbe bozamol is scha recht gwen, mei Zilli. Oba däs nit, däs nit."

Zwischn an Fingern hot er 's Opfelbluahröserl zdruckt — und da Maiwind hot die weißn Bladla davontrogn.

Erklärungen.

Selmentn, dort drüben; hasn, beinahe; Woldroan, Waldrain; Schoddn, Schatten; oan, einem; Oana, einer; Lanxin, Lenz; Hapfn, Harfe; is eh olli marod, ist ohnehin durch und durch kränkelnd; Kopfpulsta, Kopfkissen; fledrazn, flattern; a kloans Grandl, ein klein bißchen; unvagebns, unversehens; Heschaza, Seufzer; sindln, im Schlafe wimmern und stöhnen; grechn, geradezu; Unfruad, Schmutz; Bladla, Blättchen.

Lustige Zeitung.

Richtig. Lehrer: „Aber was machst du denn da? Deine Zeichnung gleicht ja eher einer Kuh als einem Pferd." — Schüler: „Herr Lehrer, es ist ja eine Kuh."

Aus dem Tirol. Lehrer: „Wer weiß, was addieren ist?" — Schüler: „A Dirn is a Viehmagd."

Unüberlegt. Unteroffizier: „Kerls, je mehr ich euch instruiere, desto dümmer werdet ihr!"

Gewagte Benennung. Bauer: „Nun, Herr Registrator, wie haben Sie die erste Nacht in unserem Hause geschlafen?" — Registrator (Sommerpartei): „Miserabel genug, mein Lieber, hier wimmelt es ja vor lauter Mäusen, das ist keine Sommerwohnung mehr, das ist schon das reinste Mausoleum!"

Kneip-Ton. Studiosus A: „Weshalb hast du denn eine so hoch gelegene Bude bezogen?" — Studiosus B.: „Um die Sonne direkt vom Faß zu bekommen."

Erkannt. Gast: „Wo ist denn der Wirt?" — Kellner: „Er ist zu einer Taufe." — Gast: „So — dann rufen Sie ihn mal aus dem Keller rauf!"

Getroffen. Er: „Sehen Sie, mein Fräulein, die Gedanken kommen wie der Blitz." — Sie: „Dann hat es bei ihnen noch nie eingeschlagen!"

Bücher.

Zur Psychologie des Bauerntums. Ein Beitrag. Zusammengestellt von A. C. Hourt. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

Man wird wohl selten eine richtigere, gründlichere, philosophisch durchgeistigtere Darstellung des deutschen Bauerntums finden können, als die in diesem Buche. Bäuerliche Gesundheit, Herkömmlichkeit, Beharrlichkeit, Verschlossenheit, Streitbarkeit, Gutmütigkeit, Gediegenheit, Naivität, Übersinnlichkeit, Reli-

giosität, Moral, bäuerliches Maßhalten u. s. w. sind ausführlich behandelt, unter steter Gegenüberstellung derselben Gegenstände in der Kulturwelt. Von besonderer Eigenart und Wirkung sind die Kapitel über die „Unpersönlichkeit", die „spielende Energie" des Bauern, sowie über die „Dreiviertelkraft", mit der er arbeitet. Vielleicht, daß die vielen Exkursionen auf fremde Gebiete stellenweise das einheitliche Bild ein wenig beeinträchtigen und für manche etwa auch der ziemlich schwerfällige Stil, der aber tiefgründig und niemals langweilig ist. Was uns der Verfasser mit tiefster Sachkenntnis vorführt, es sind die norddeutschen Bauern. Und doch sind es auch die süddeutschen, die Grundzüge des Bauerntums sind hier wie dort dieselben. Der Verfasser sieht dieses alte Bauerntum entarten und zugrunde gehen — er sieht es mit wehmütigem Bedauern. Nicht so sehr als Brotgeber der Menschheit betrachtet er das Bauerntum, vielmehr kommt es ihm in Betracht als der große Vorrat physischer, geistiger, moralischer und religiöser Jugend und Gesundheit eines Volkes. Das deutsche Volk könne das Bauerntum nicht entbehren und es säge sich selber den Ast ab, auf dem es sitzt, wenn es das Bauerntum mit Kultur überzieht. — Hourts Buch ist unserer Zeit gesund, aber jedem wird es nicht schmecken, dafür sagt es zu viele Wahrheiten. R.

Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. (Gießen. A. Töpelmann. 1905.)

Diese Schrift führt eine Sprache, wie man sie selten hören wird. Und doch steht zu vermuten, daß manche der Gebildeten über Religion, Theologie und Kirche ähnlich denken, soferne sie Christen sind. Daß sie es nicht laut sagen, hat viele Gründe. Um so vernehmlicher muß es der Berufene tun. Die religiöse Wärme, der entschiedene Freimut, die wohlwollende Behandlung auch des gegnerischen Standpunktes ist äußerst sympathisch. Mit der Auffassung der Person und Lehre Christi bin ich nicht durchwegs einverstanden, bestreite aber nicht einen Augenblick die Art und das Recht des Verfassers, so zu denken. Das ist persönlicher Standpunkt und immer allgemeiner wird zugegeben, daß jeder, der mit gutem Willen Christ ist, die Erscheinung Jesu Christi so auffassen darf und soll, wie sie gerade auf ihn in bezug auf Vervollkommnung und Glückseligkeit am ersprießlichsten wirkt. Also wird dem gebildeten Leser und wäre er auch selbst Theologe, diese Schrift nicht schaden. Und selbst einer, der im vorhinein und prinzipiell kirchlich gesinnt bleiben will, wird sich bei der Lektüre prüfen können, wo die Schwächen des Büchleins — oder seine eigenen liegen. M.

Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Ein Briefwechsel für jedermann. Von Ernst Gollnow. (Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1905.)

Es ist, sagt der Verfasser, sein Buch gut charakterisierend, in populärer Darstellung ein apologetischer Versuch, die Welträtsel auf dem Grunde der Liebe zu lösen. Was die apologetischen Bewegungen der Neuzeit (sei es in dieser, sei es in jener Konfession) Grundlegendes über die Liebe an den Tag gebracht, oder noch unausgesprochen gleichsam in der Luft der Zeit liegt, habe ich hier zusammenzustellen und in ein System zu bringen versucht. Will mir doch scheinen, daß alle Postulate der Zeit, namentlich auch die sozialen, auf eine Vertiefung der Liebe hinauslaufen, welche — von der ersten Christengemeinde entsprungen — sich als das köstlichste Erbteil der Zeiten durch die ganze Geschichte der Christenheit bis in die Gegenwart durchgesetzt hat. S.

Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhof? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen von Eberhard Goes. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Das Buch führt unzählige Beispiele kirchlicher Unduldsamkeit in Friedhofs-, Begräbnisfragen u. s. w. an, die auf katholischer wie auf protestantischer Seite fort und fort begangen werden. Diese an sich über alle Maßen häßlichen Beispiele werden nicht entschuldigt, nur ein klein wenig gemildert durch ein besonderes Kapitel über die äußeren und inneren Gründe, die solche Konflikte verständlich machen. Es sind vielfach geschichtliche, geschäftliche, aber auch solche persönlicher Herzlosigkeit und Bosheit. Dann bespricht der Verfasser die Notwendigkeit und Möglichkeit gesünderer Zustände und macht „radikale Vorschläge". Uns scheinen einige dieser Vorschläge den harten Köpfen und Vorurteilen gegenüber zu zahm. Wir sehen hier keine mögliche Lösung des Knotens, er muß durchgehauen werden. Die Friedhof- und Begräbnisfrage ist eine weltliche, soziale, das kann doch kein Mensch leugnen. Und wer es grundsätzlich leugnet, der kann nicht überzeugt, der muß besiegt werden. Die Friedhöfe muß der Staat den Kirchen aus der Hand nehmen und auf denselben allen Staatsbürgern die gleichen Rechte einräumen. So lange das nicht ist, wird der Friedhof eine Quelle der Feindseligkeit sein. Denn bis die Leute so vernünftig und hochdenkend werden, auf „geweihte Erde" und kirchliche Formalitäten gelassen zu verzichten in dem Bewußtsein, daß die Erde überall Gottes und seiner Liebe ist — bis die Leute so wahrhaft religiös werden, das wird noch lange dauern. M.

Schillers Gedichte. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schillers Gedichte sind zwar schon in unzähligen Exemplaren in den Händen des deutschen Volkes, aber noch immer gehören gute Ausgaben dieser ewig jungen Schöpfungen zu den meistbegehrten Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte und da es auch Bücherfreunde gibt, deren Ehrgeiz es ist, noch eine besonders schön ausgestattete Ausgabe dieses poetischen Hausschatzes ihr eigen zu nennen, so darf der vorliegenden illustrierten Prachtausgabe ein glänzender Erfolg vorhergesagt werden. Die besten deutschen Illustratoren — darunter F. A. v. Kaulbach, Ferd. Keller, Edmund Kanoldt, Ludwig Burger, Alex. Wagner, W. Camphausen, W. Friedrich, W. Volz — haben zusammengewirkt, um die mit den Mitteln der bildenden Kunst darstellbaren Hauptmomente aus Schillers Dichtungen in malerischen Kompositionen wiederzugeben. V.

Büchereinlauf.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Das Duell. Ein russischer Militärroman von A. Kuprin. Übersetzung von Adolf Heß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das ewige Gericht. Geschichten eines Menschen von Max Treu. (Berlin-Groß-Lichterfelde. Kahlenberg & Günther.)

Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald von A Supper. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1905.)

Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. — **Die krumme Feder auf grünem Hut.** Ernste und heitere Erzählungen von A. Dessauer. (Beide erschienen bei A. Edlinger in Innsbruck. 1905.)

Schriften von Klementine Odendahl (Verlag Grevenbroch, Bochum): **Das Leben und der Martertod der heiligen Barbara.** — **Opy.** Indisches Märchen. — **Fritz.** Erzählendes Gedicht.

Ausgewählte Dichtungen. Von Heinrich Vierordt. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1906.)

Die Gleichnisse Jesu. Von H. Weinel. [„Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen.] (Leipzig. B. G. Teubner.)

Marksteine für ein christliches Eheleben, aufgerichtet zu Nutz deutscher Braut- und Eheleute von Frau Marie Fischer, geb. Lette. (Dresden. Justus Naumann.)

Amerikanische Streiflichter. Von Karl Beck. (Leonhard Simon ne. Berlin.)

Roseggerstudien. I. Von „Zither und Hackbrett" bis zum „Waldschulmeister". Von Dr. Rudolf Latzke. (Korneuburg.)

Kalender des Deutschen Schulvereines für 1906. Redigiert von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Sohn.)

Sächsischer Volkskalender 1906. (Dresden. Verein zur Verbreitung christlicher Schriften.)

Was soll ich werden? Praktischer Führer durch verschiedene männliche und weibliche Berufsgebiete. (Wien. Deutschösterreichischer Bürgerschullehrerbund.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. 5. Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die anticolämische Frühstück- und Abendkarte. Zusammengestellt von Josef Schmall. (Leipzig. Kommissionsverlag G. Vogt. 1905.)

Chronischer Magenkatarrh u. s. w. durch die Wasserkur geheilt. Dargestellt nach den persönlichen Erfahrungen am eigenen Körper von Adolf Wertisch. (Reichenberg, Böhmen. 1903.)

Kritik der Kritik. Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von A. Halbert und Leo Horwitz. (Breslau. S. Schottländer.)

Vöslau. Von Wilhelm Geiger. (Vöslau. Selbstverlag der Gemeinde.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

F. K., Prag. „Was andere schon gesagt, müßte doch ich auch sagen dürfen", meinen Sie. Wir hingegen meinen, ein Schriftsteller müßte vielmehr das sagen, was andere nicht gesagt haben. Natürlich ohne Originalitätshascherei. Das was er sagt, muß nicht gerade richtig sein, aber es muß wahrhaftig sein, es muß seiner Gesinnung, seinem Wesen ent-

sprechen. Dazu gehört nun freilich ein bißchen Persönlichkeit. Da sich aber niemand auf seine Gesinnung, Weltanschauung, ja selbst nicht einmal auf Erfahrung für alle Ewigkeit verlassen kann, so muß der Schriftsteller sich das Recht vorbehalten, sich irren zu dürfen, aber auch die Pflicht, erkannten Irrtum freimütig einzugestehen.

Z. M. D., Dresden. Sie schreiben, Sie hätten Talent ohne Eitelkeit. Wir haben Ihre Novelle gelesen und Sie gestatten uns, zu sagen, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist.

L. R., Graz. Es taugt nicht, wenn der Kritiker oder der Leser die Dichterwerke in bestimmte Gegenden und Zustände verlegen will, wo sie spielen sollen. Selbst der sogenannte „historische Roman" ist stets mehr Roman als Historie. Auch wenn der Erzähler an bestimmte Ereignisse anknüpft, wird er die also entstandene Fabel vermöge seiner künstlerischen Artung immer lieber idealistisch als geschichtlich lösen. Das ist seine Aufgabe. Die Geschichte ist eine spottschlechte Dichterin, wie oft läßt sie Dinge geschehen, die wenigstens scheinbar nicht genug motiviert sind. Da muß nun der Dichter die Geheimnisse zu lüften suchen. Das geschieht nicht so, daß er engbegrenzte Einzelfälle haarscharf dartut, vielmehr arbeitet er das typische heraus. Man kann nicht sagen, daß z. B. Roseggers „Waldschulmeister" in Mürzsteg, „Gottsucher" in Tragöß, „Jakob der Letzte" in Krieglach-Alpel, „Das ewige Licht" in Aussee spiele. Solche Stoffe sind allgemeinerer Natur und können in gewissen Zeitläuften dort und da vorkommen und vorgekommen sein. — Wenn der Leser einer Geschichte den richtigen Genuß haben will, so muß er gläubig wie ein Kind sein und mit seinen Gedanken nicht immer außerhalb der Erzählungssphäre herumlauern, ob wohl auch alle gewöhnliche Wirklichkeit mit der Dichtung stimme.

U. O., Wien.

„Mit der Fiedel sollst du pfeifen,
Mit der Pfeife geigen lernen,
Mit den Händen sollst du sprechen,
Mit dem Ohre schweigen lernen."

Wollen Sie dieses Sprüchlein deuten?

R. K., Wien. Lesen Sie den Aufsatz „Der neue Mensch" von Dr. Max Friedrichs in der „Deutschösterreichischen Lehrerzeitung". Wien. 1905.

Dr. **M. L. H., Berlin.** Ihre Anfrage benütze ich zur willkommenen Gelegenheit, meinen Lesern mitzuteilen: Meine Bücher des Oktavformates sind mit Stereotypen hergestellt, bei der nächsten Gelegenheit werden in einzelnen Bänden Änderungen Platz greifen, die mit dem Verleger bereits vereinbart sind. In „Allerlei Menschliches" wird weggelassen: „Dismas", „Der Rufer in der Wüste", „Das Meisterstück des Zimmermanns". In der „Sonntagsruhe" wird weggelassen: „Der Fischer von Bethsaida." In „Mein Himmelreich" wird weggelassen: „Vom Manne der frohen Botschaft", „Die letzte Rast", „Das ewige Leben", „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke". Diese Stücke werden aus genannten Bänden deshalb ausgeschaltet, weil sie seither in das Buch I. N. R. I., als zu diesem Werke gehörig, aufgenommen wurden. In „Allerlei Menschliches" werden ferner gestrichen die Zeitaufsätze: „Die Kreutzersonate", „Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen", da ich sie bei tieferer Einsicht nicht mehr verantworten kann. Aus demselben Grunde wird in den „Feierabenden" gestrichen: „Sankt Joseph der Zweite." In „Meine Ferien" hat der Aufsatz „Eins von Robert Hamerling" wegzubleiben, weil derselbe später in dem Büchlein „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" mitverarbeitet wurde. Im „Höhenfeuer" bleibt künftig weg: „Zi-zii! Zi-zii", weil dieses Geschichtchen mittlerweile zur dramatischen Idylle „Verliabti Leut" („Stoansteirisch") umgewandelt worden ist. In „Allerhand Leute" wird der Aufsatz „Ein Naturfreund" gestrichen, der dem „Geschichtenbuch des Wanderers" zu eigen ist. In den „Schriften des Waldschulmeisters" wird „Die Antwort des Einspannig" einer Kürzung unterzogen. — Soviel einstweilen durch meine Bestimmung. In bezug auf Unreifes und Unzulängliches überlasse ich die Redaktion eventueller späterer Ausgaben getrost einem Manne, der dazu ein vorurteilloses Empfinden und ein scharfes Messer mitbringt. R.

M. D. H., Leoben. Nichts stumpft literarisch so sehr ab, nichts lähmt so sehr, als das fortwährende Lesen von Dilettantenmanuskripten. Also verschonen Sie uns.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

2. Heft. November 1905. 30. Jahrg.

Die Fahnlträgerin.

Eine fröhliche Geschichte aus dem Volke der Alpen von **Peter Rosegger.**

Am Ende leitet der Verein für Priesterschutz eine Verfolgung gegen mich ein, wenn ich wieder einmal einen schalkhaften Landpfarrer aufzeige. Ich habe an solchen Schalken im Talar halt einmal meine besondere Freude, es ist an ihnen so etwas Deutschderb-Christliches und seit Abraham Santa Clara hat mancher Eulenspiegel in der Kirche manche schläfrige Seele mit einem hellen Lachen aufgeweckt.

Da oben im Gebirge, in dem kleinen weitentlegenen Wildalpen, soll er gelebt haben, mein lustiger Pfarrer, ich habe ihn persönlich nicht gekannt, denke mir ihn aber als einen behäbigen ältlichen Herrn, der die Gaben Gottes, soweit sie in Wildalpen geboten werden, nicht verschmäht, mit derbem Wort und gerader Tat der Wahrheit die Ehre gibt und die Frömmigkeit, wenn sie ihm zu süßlich wird, gerne mit einem dreisten Spaße würzt. Von seinen Predigten spricht man noch heute, es sei ihm gerade gut zuzuhören gewesen. Weil er den Nagel stets auf den Kopf getroffen, so habe er auch bei vernagelten Köpfen etwas ausgerichtet.

Weitum war es bekannt, daß der Pfarrer von Wildalpen so possierlich predigen täte. Selbst in das neun Stunden entfernte Eisenerz hinüber war sein Ruf gedrungen. Dort kannten ihn etliche Krämer und Wirte sogar persönlich, weil er mehrmals des Jahres über das

Gebirge herüberkam mit einem alten Buckelkorbe, um Kochsalz, Schnupftabak, Schreibzeug und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die in seiner Wildnis zeitweise nicht zu haben waren. Wie ein Hochgebirgler kam er daher in Knielederhose, grünen Wadenstrümpfen und grobgenagelten Bundschuhen. Nur sein Kollare hatte er um den Hals gebunden und auch den Handküssen der Weiber und Kinder wehrte er nicht; das ist ja nicht dem alten Adam in mir vermeint, sagte er, sondern der heiligen Weih, die auch hinter der Lederhose überallhin mitgeht. Manchem halbgewachsenen Dirndl griff er ans Goderl: „Na, wie du aber wachst, Annamirl, das ist frei aus der Weis', da muß ich dir ja bald einen braven Mann suchen! Na, tu' nur schön brav bleiben; Gott behüte dich!"

Da war es einmal, daß mehrere Eisenerzer Herren sich verabredeten, sie wollten doch einmal eine Bergtour machen nach Wildalpen hinüber, um den originellen Pfarrer predigen zu hören. Und das taten sie ihrer fünf oder sechs, auch der Bergverwalter und der Rentner waren dabei, und der Zolleinnehmer, der schon seit Jahren inwendig keine Kirche gesehen und dessen Hosen immer nur beim Sitzteil, nie aber bei den Knien zu flicken gewesen, weil er wohl auf den Wirtsbänken, aber in keinem Betstuhl daheim war. Am Vorabend gingen sie bis zu einer schlechten Hütte auf der Eisenerzerhöhe, um am nächsten Tage, einem Sonntage, rechtzeitig zur Predigt in Wildalpen einzutreffen, was sie auch nach angestrengten Märschen zuwege brachten. Das Kirchlein war schon gefüllt mit Andächtigen und die vornehmen Gäste bargen sich möglichst hinter den Pfeilern, um von dem Pfarrer nicht etwa unzeitig bemerkt zu werden. Der mußte sich doch mit seinen Bauern allein wissen, um nach guter Gewohnheit loszulegen.

Daß vor der Predigt in der Sakristei der Pfarrer und der Küster die Köpfe zusammensteckten, ist dem Erzähler wohl bekannt, aber die andern wußten es nicht. Und ist zu sagen, daß die Eisenerzer Herren mit Spannung auf die Predigt warteten, obschon dem dicken Rentmeister das Stehen gleich zum Beginne sauer ankam. „Grobe Wetter dauern ja nicht lang," damit trösteten sie sich.

Endlich erschien der Pfarrer auf der Kanzel. Ganz gleichmütig las er das Evangelium, betete dann das Vaterunser, was die Herren hinter den Pfeilern für ziemlich überflüssig hielten. Dann stand er auf, zog das blaue Taschentuch hervor, schneuzte sich schmetternd, wendete sich gegen den Kirchenraum und begann:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich hab' mir's heut' überlegt. Was ich euch zu sagen hätt', das wißt ihr eh, befolgt nur das fleißig, was ich euch schon gesagt hab'. Heut' wollen wir statt einer Predigt um

Erhaltung der Feldfrüchte drei Rosenkränze beten, den freudenreichen, den schmerzhaften und den glorreichen." Dann kniete er wieder hin, begann das langwierige Gebet, das von der ebenfalls sich niederknienden Gemeinde eintönig nachgebetet wurde. Die Eisenerzer Herren schauten einander mit langen Gesichtern an, dann duckten sie sich noch weiter nach rückwärts, sachte dem Ausgange zu. Und wie sie abfahren wollten, war jetzt die Kirchentür zugesperrt — sie konnten nicht hinaus. Mit Entsetzen sahen sie sich verurteilt zum Psalter. Um nicht aufzufallen, mußten sie ebenfalls niederknien auf den steinharten Boden; wenn auch einer und der andere sein Sacktuch unters Knie bauschte, wenn sie auch einmal das rechte, einmal das linke Knie vorspannten, so blieben doch die Rosenkränze höchst schmerzhaft — alle drei.

Als endlich, endlich nach geendetem Gottesdienste der Küster kam und mit einem absichtlich höchst einfältig stilisierten Gesicht die Kirchentür aufsperrte, huschten die fremden Gäste hinaus und davon und waren fürder nicht mehr leckerig auf eine Predigt des Pfarrers von Wildalpen.

Solche Geschichten also werden erzählt von diesem Dorfpfarrer, der eines Abends auf dem Kirchplatz stand hinter der Linde und heimlich einem sauberen Almdirndl zuschaute. Er wird eigentlich wohl nicht so sehr gelugt haben, weil sie so frisch und sauber war, denn solche Dirndeln sind nichts Neues in Wildalpen, als vielmehr, weil sie so andächtig vor dem großen Kruzifix kniete und betete. Einen schwarzen Filzhut hatte sie auf und ein blaues Röcklein an, das hoffentlich etwas weiter hinabgehen wird, wenn sie erst nicht mehr kniet. Neben ihr auf der Erde war ein weißes Bündel mit Achselbändern. Als sie nach verrichteter Andacht aufstand, trat der Pfarrer vor und fragte sie ohne weiters: „Nau, Dirn, woher? wohin?"

„Küß die Hand, Hochwürden!" antwortete sie, derweil sie sich zu schaffen machte, das Bündel aufzuladen. „Von der Alm herab und nach Mariazell." Er setzte sich auf die Kniebank hin vor das Kreuz und lud sie ein, doch auch ein wenig zu rasten. Gar weit würde sie ohnehin nicht kommen an diesem Abend.

„Wenn's halt noch bis Weichselboden tät geh'n," sagte sie.

„Oho! Das wirst nimmer dermachen mögen."

„Müd bin ich noch gar nit, von der Brennalm komm' ich herab. Das Almvieh haben wir gestern abgetrieben ins Gams hinüber, wo ich daheim bin, und jetzt will ich g'rad einmal unserer lieben Frau Dank sagen gehen, daß mir meine Küh' und Kalben und Säue gesund sind verblieben über den Sommer und ich meinem Bauern hübsch ein eichtl Butter und Käs hab' können heimschicken."

So plauderte sie treuherzig und schaute aus dem roten Rundgesichtlein munter auf den Pfarrer hin.

„Almerin," sprach hierauf dieser: „Du bleibst heut' da und morgen gehst mit uns. Du weißt es doch, daß wir Wildalpner morgen auch nach Mariazell gehen — mit der Prozession. Müssen freilich schon mit dem Haushahn auf, wenn wir beizeiten in Zell sein wollen. Deswegen gehst bald schlafen. Magst nicht im Pfarrhof über Nacht bleiben?"

Dem Dirndl war das recht, aber die Haushälterin nachher wollte Umstände machen. „Wo tät ma's denn hin, das fremd' Weibsbild? Im Kaplanstübel sind jetzt die Hühner und das Bischofzimmer ist voller Krautgebel, wissens eh, Herr Pfarrer!"

„Ah mei, für mich ist gleich was gut!" versicherte die Almerin bescheidentlich. „Im Stadl auf ein' Schaub Stroh schlaf' ich wie ein Ratz!" —

Nachtmahl essen taten sie selbander zu dreien. Es gab Eierschöberl mit Milch, aber als der Pfarrer eine wohlverkorkte Flasche Apfelwein auftun wollte, fand die Haushälterin den Stoppelzieher nicht und erinnerte, daß die Zellerprozession am nächsten Morgen zeitlich abziehen müsse.

„Was glaubst, Dirndl!" rief der Pfarrer plötzlich und hieb seine flache Hand auf den Tisch, daß die Almerin schier erschrocken einzuckte, „bist denn so schreckig, Nandl oder Kathl oder wie du heißt. Oder bist eine schlimme Liesel?"

„Nix derraten, Herr Pfarrer," antwortete die Almerin. „Heißen tu' ich wie dieselbige, die wir morgen heimsuchen gehen." Aus Schämigkeit darüber, daß sie sich unbedacht mit der Gottesmutter verglichen hatte, deckte sie eine Wange mit der Hand zu und mit dem anderen Auge forschte sie aus, was der Pfarrer zu einer solchen Hoffart für ein Gesicht machen werde.

Dieser aber knüpfte von vorne wieder an: „Also Maria! Was glaubst, Maria, wirst uns Wildalpnern morgen das Fahnl (Fähnchen) vorantragen? Spaß und Ernst auch, wir haben keinen Fahnltrager; der Kirchenbub, der sonst mit der Fahnenstang' gegangen ist, fahrt mit seinem Rössel hintendrein, mit der alten Fischerin, die zu Fuß nicht mehr mitkommen kann. Andere Mannsbilder wird's wieder nicht viel geben. Will ja keiner mit bei der Prozession. Lauter alte Weiber. Und gleich, Dirndl, wie ich dich heut' hab' gesehen, was du für ein nutzes Stuck bist, hab' ich mir gedacht, das wär' die richtige Fahnlträgerin. Ein sauberes rotes Fahndl, ist die heilige Barbara drauf, den Wildalpnern ihre. Und recht komod zu tragen. Gar nix schwer, aber eine Ehr', wie die Leut' sagen. Dem Kirchenbuben tut's eh leid, möcht' eh lieber mit der Fahnstang' gehen, wie mit der alten Fischerin."

Das Dirndl war über die ihr in Aussicht gestellte Würde ganz verblüfft. „Wenn die alte Fischerin mich kunnt brauchen!" sagte sie kleinlaut.

„Bist schon einmal mit einem Roß gefahren?"

„Das freilich wohl nicht. Aber Fahnl hab' ich auch noch keins getragen. Ich möcht' mich nicht schicken können. Die Fahnltrager müssen vorausgehen und ich weiß den Weg nicht recht gut."

„Hättest ihn für dich allein nicht verfehlt, wirst ihn auch mit der Prozession nicht verfehlen. Dein Bündel muß dir wer anderer tragen, das versteht sich. Und zehrungsfrei gehalten wirst von der Gemeinde. Ist alter Brauch."

„Um das gehts mir nicht. Etliche Sechserln hab' ich wohl selber bei mir. Aber mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß bei der Zellerprozession ein Weibsbild Fahnltragen tut."

„Gelt! Die Mariazeller werden einmal schauen, wenn die Wildalpner mit einer bildsauberen Fahnlträgerin anrucken!" rief der Pfarrer lustig aus. „Also? Abgemacht und petschiert!"

„Na, Herr Pfarrer, na. Zu tot schamen tät ich mich mit der Fahn'. Ich taug' nicht dazu. Werd's doch noch so viel ein Mannsbild zusammbringen in Wildalpen, daß er die Fahnstang' tragt!"

„Mannsbilder genug, liebe Dirn, Mannsbilder mehr als zu viel. Aber zu hoffärtig und nixnutzig sind sie mir für die Fahn'. Fuchteln um damit wie mit einem Peitschenstecken. Und nicht aufpassen. In der Veitsch drüben hat gar einmal einer frühmorgens, wie die Wallfahrer vom Wirtshaus fort sind, verschlafenerweis' statt der Fahnenstang' die Ofenschüssel derwischt; daß die Leut' heut noch darüber lachen. Na, na, Maria, die Fahn' mußt morgen du zu dir nehmen. Die Zeller Muttergottes wird uns doppelt gnadenreich sein, wenn wir mit so einer braven, demütigen Fahntragerin anrucken. Also, es bleibt dabei. Um fünf Uhr ist die Meß, nachher hebst dir dein Fahnstangel aus dem Bankhalter und wir marschieren in Gottesnamen ab."

Überredet hat er sie. Was kann ich denn machen? dachte die Almerin. Gegessen hab' ich jetzt im Pfarrhof und über Nacht bleib' ich im Pfarrhof; wenn er wahrhaftig will, daß ich's Fahnl trag', so wär's eine rechte Undankbarkeit, wollt' ich mich noch länger spreizen. Und sagt: „In Gottesnamen, Herr Pfarrer. Ich hab' den Futterkorb dertragen auf der Alm, ich werd' das Fahnl auch noch dertragen mögen."

Das war festgemacht. Dann stand schon die Haushälterin mit dem Kerzenleuchter da, daß sie das Dirndl in den Stadl hinausbringe aufs Stroh. Der Pfarrer gab der Almerin noch den Abendsegen: „Schlaf' dich aus, laff' dir was Gutes träumen und denk', wenn's wieder Nacht wird, sind wir in Mariazell."

Also führte sie die Haushälterin hinaus ins Wirtschaftsgebäude, über eine Leiter hinauf und wies ihr einen Haufen Stroh an. Ein etwas mürrisches „Gute Nacht!“, dann ging sie mit dem Kerzenlicht über den knarrenden Bretterboden hin und dachte: Was sich unser Herr Pfarrer doch immereinmal für Leut' aufgabelt! So ein bunkig's (rundliches) Weibmensch Fahnl tragen! Und morgen früh wird sie ihren Kaffee haben wollen. Der Herr Pfarrer hatte auch noch einen Gedanken, bevor er am selbigen Abend einschlief. Schade, daß ich's vorigen Sonntag noch nicht hab' verkünden können, was wir dies Jahr für eine Fahnltragerin haben. Da hätten sich gleich alle Burschen von Wildalpen zur Prozession gemeldet.

Die ärgsten Gedanken aber hatte unser Almdirndl auf dem Stroh. Als Kopfkissen hatte sie ihr Bündel gelegt und die Füße hatte sie ins Stroh gebohrt. Sonst war ihr warm. Aber immer mußte sie dran denken. Geradezu die Versuchung war da, ihr Wort nicht zu halten. Jetzt erst bedachte sie recht, was sie da zugesagt hatte. So ein einfältig Almdirndl, das immer nur beim Vieh gewesen, das alleweil am liebsten bei ihren Kühen und Kalben allein ist gewesen und nicht weiß, was sich schickt — das soll jetzt vor dem Leutschock her Fahnltragen! Und was sie für ein Gewand an hat! Hätt' man so was vorher gewußt, wollt' man den roten Sonntagskittel angelegt haben und die weißen Baumwollstrümpf'. Und wenn die Mannerleut' hinten drein gehen und heimlich ihr Gespött treiben! Und schon ums Kaiserg'schloß in der Radmer nicht! Sie tut's nicht. Das Fahndl soll tragen wer will, sie tut's nicht. Aber was wird der Herr Pfarrer sagen, der ihr drum so gut zugeredet hat und dem sie zugesagt hat? — Da gibt's kein anderes Mittel als durchgehen. — Kein Aug' hat sie zugetan. Die Kirchenuhr schlägt zwölf und nach einer langen Weile eins. Du liebe Welt, wie stad (langsam) die Zeit vergeht, wenn der Mensch so da liegt und keinen Schlaf hat. Endlich schlägt es zwei Uhr. Noch drei Stunden und sie muß an die Fahnenstange. Jetzt geht der Mond auf und scheint wässerig durchs Dachfenster herein. Da hebt sie sich hastig, schüttelt das Stroh von dem Gewand, nimmt ihr Bündel auf, hängt sich's auf den Rücken, steigt vorsichtig die Leiter herab. Und wie sie in der freien kühlen Nacht steht und vor ihr die Straße blaß und still dahin liegt, da läßt sie einen frischen Atemzug aufspringen und eilt wegshin — die Richtung gen Mariazell. Finsterer Wald, bisweilen blinkt ein Mondstrahl auf die Straße, dann wieder steht der Mond hinter hohen Felsen und in der Schlucht rauscht die Salza. Endlich wird der Himmel blasser über den Gebirgskämmen, kalter Wind fächelt in den Bäumen, helle Vogelstimmen werden laut — es kommt der Tag. Dort, wo die Straße durch eine stille ebene Au führt, bleibt

die einsame Wanderin stehen und horcht. Ob man am Ende nicht schon die Wallfahrerprozession beten oder singen hört hinten drein? Oder ob der Herr Pfarrer nicht etwa gar den Kirchenbuben nachschickt, um die Flüchtige einzuholen und mit Ernst zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Dann eilt sie weiter, je heller der Tag, je schneller ihre Schritte. Nach Stunden kommt sie ins Dörfchen Weichselboden, das in einem stillen Wiesentale liegt zwischen schauerlich aufsteigenden Felswänden. Sie hätte Hunger und Durst, wagt es aber nicht, im Wirtshause einzukehren aus Angst, die Prozession von Wildalpen könnte sie einholen. Ein Stück Brot und ein wenig Käse holt sie aus ihrem Bündel hervor, an der Quelle Wasser trinkt sie, und eilt weiter. Die Straße geht bergan und talab. Holzknechte und Steinschläger, Kohlenfuhrwerke, auch Roheisenwagen begegnen ihr in der Bergwildnis, und mancher Hirt treibt seine Herde daher und ruft ihr ein munteres Wort zum Gruße zu. Marand Josef, denkt sie, wenn mich alle diese Leut' gesehen hätten mit der Fahnlstang', zu Tod hätt' ich mit geschamt, in den Erdboden hinein, und ist er auch noch so steinhart.

Hoher Mittag, da kommt sie ins Gußwerk, wo die großen Hochöfen stehen und Eisenhämmer und die weiße Kirche. In diese kehrt sie ein wenig ein, um sich andächtig vorzubereiten auf Mariazell, dem sie schon nahe ist. Dann spricht sie bei einer kleinen armen Hütte um einen Löffel Suppe zu; bei großen Häusern, denkt sie, kriegt man ja ohnehin nichts geschenkt. Rückt dann wieder ihr Bündel zurecht und wandert rasch — sich immer umsehend, ob ihr nicht etwa die Wildalpener schon auf der Ferse seien — nach Mariazell hinein, wo sie ganz verschwitzt und erschöpft ankommt.

In der großen Wallfahrtskirche bringt sie ihren Ankunftsgruß der lieben Frau und dann eilt sie wieder ins Freie, um nach der Wildalpener Prozession auszuschauen. Diese kommt erst gegen Abend an. Das rote Fähnlein mit dem funkelnden Kreuz flattert über der kleinen Schar von Weibern, Greisen und einigen jungen Burschen, die während des lauten Singens ihre Augen vorwitzig nach allen Seiten ausflattern lassen. So viele und schöne Häuser, eine so prachtvolle Kirche und so allerhand Leute sieht man in Wildalpen freilich nicht. Ein weißköpfiger Alter, der den Hut hinten am Nacken hängen hat, trägt die Fahne, sicher und würdig trägt er sie und neigt sie dreimal vor dem Kirchentor. Hinter ihm geht der Pfarrer im Chorrock, und unsere Almerin, die sich hinter eine Mauer duckt, ist es, als schaue er finster drein und strampfe mit den Füßen wie einer, der auf jemand einen großen Zorn hat.

Sie schleicht hinaus auf den Markt und kauft sieben kleine Kühe aus rotem Wachs und drei Kälbchen aus weißem. Diese trägt sie in

die Kirche und an der Mariensäule, wo über einem Haufen ähnlicher Wachsgebilde viele Lichter brennen, legt sie ihre Opfer hin, und kniet davor nieder, und während die Wildalpener weit hinten an dem Gnadenaltar ihren Preisgesang tun, gedenkt die junge Almerin ihrer Herde von der Brennalm und betet in Einfalt für jede Kuh und jedes Kalb und jedes Schwein, daß die Himmelmutter, so wie den Sommer über, sie auch im Winter beschützen möge. In der Kirche, in den Winkeln und Seitenkapellen, in den Gewölben und Kuppeln dunkelt der Abend. Maria, die Hirtin, kniet unbeweglich vor dem Lichterherd und ist versunken in liebevolles Gedenken an ihre Tiere. Sonst hat sie bisher ja niemandem begegnet, der so sehr ihrer Liebe bedurfte als die guten Rinder mit den treuen großen Augen. Das Gefühl war süß, und doch ist der Maid nicht ganz wohl zumute gewesen bei dieser Andacht. Wenn sie jetzt zum Beichtstuhl gehen soll, so wird sie auch sagen müssen, daß sie eine gar weltlich gesinnte, eitle, unverläßliche Person ist. Der Beichtstühle gibt es in allen Winkeln und in jedem sitzt einer drinnen. Sie sieht, wie ein paar Wildalpnerburschen in grünverbrämtem Lodengewand an den Beichtstühlen hinschleichen und überlegen, in welchem der nachsichtigste Beichtvater sitzen könnte. 's ist ein Unterschied und mancher Knab' hat ein besonderes Bündel, das er daheim beim eigenen Pfarrer nicht gerne auspackt. Jahre alte Sachen sind drinnen, die man nur auf der Wallfahrt anbringen mag. In einer gar dunklen Nische steht ein Beichtstuhl und den wählt unser Almdirndl. Und bekennt dem würdigen Greis, der drinnen sitzt, ihre Sünden. Besonders die von Wildalpen, wie sie dort vom Herrn Pfarrer so gütig in der Herberge aufgenommen worden sei, recht tüchtig gegessen habe, wie sie das Fahnltragen versprochen hätt', dann aber in der Nacht ganz leichtsinnig durchgegangen wäre.

Und was sagte auf dieses Bekenntnis der Beichtvater? „Liebes Kind! Da du deine Sünde beichtest und bereuest, so will ich dich davon lossprechen und dir eine heilsame Buße aufgeben. Hast du das Wildalpener Fahnl schon nicht ausgetragen, so wirst es heimtragen.“

Und jetzt merkte sie 's erst zu ihrem Schreck, ihr Beichtvater war kein anderer als der Herr Pfarrer von Wildalpen. — So ungeschickt! Just den zu erwischen! grollte sie zornig sich selber aus. Es muß mir rein aufgesetzt sein, daß ich Fahnltragen muß. Nau meinetwegen, Buß' ist Buß' und so eine Fahnstang' wird mich auch noch nicht umbringen.

Dann am Mittag des nächsten Tages, als alle und jedes ihre frommen Obliegenheiten verrichtet hatten, sammelten die Wildalpner sich in der Kirche, um in guter Ordnung auszuziehen, wie sie eingezogen waren. Da winkte der weißköpfige Alte die Maria aus

der Bank, nahm ihr das ohnehin zusammengeschrumpfte Bündel ab und hing ihr einen Lederriemen um die Achsel, an dem unten eine Hülse war. Dann hob er aus einem Fahnenhalter vor dem Gnadenaltar das rote Fähnlein mit dem Bildnisse der heiligen Barbara, gab es dem Dirndel in die Hände, das untere Ende der Stange in die Hülse versenkend. So jetzt war sie angeschirrt. Aber das war ja federleicht zu tragen und nahm sie sich vor, gewissenhaft und tapfer ihren Beruf zu erfüllen. Stramm voraus. Hintendrein die alten Weiber und Dirnen und Greise und Bursche — auch die zwei mit dem grünausgebrämten Lodengewand. Sie hörte flüstern und kichern. Das ist ihr jetzt schon alles eins, wenn sie sich ausgekudert haben, werden sie schon aufhören. Ihr schwarzes Hütlein hatte sie sich fest in die Stirn gedrückt. Als Frauenzimmer kann sie es auch beim Beten und Singen aufbehalten und braucht es nicht an den Rücken zu hängen. Der Herr Pfarrer guckte mit stillem Wohlgefallen auf die tapfere Büßerin und wenn Leute, die sie auf der Straße begegneten, stehen blieben und mal dreinschauten, was die Wildalpner für eine saubere Fahnenträgerin haben, war der Pfarrer nicht wenig stolz darauf und sagte sogar das Wort: „Paßt auf, der Schock wird bald wachsen. Dieser Fahne folgen auch die Waldlotter!“ Denn es hatten sich schon etliche Holzhauer und Pechschaber angeschlossen und sogar ein schmucker Jägerbursch' ging eine Strecke mit der Prozession und surrte den Psalter, sein Auge andächtig auf die Fahnenstange gerichtet.

In Weichselboden kehrten sie ein wenig im Wirtshause zu und Maria lehnte die Fahne neben der Türe an die Wand, um die Schale Kaffee zu trinken, die sie vermöge ihres Amtes vorgesetzt bekam. Ein wenig schämte sie sich zwar darob, doch tauchte sie mutig ihre Semmel ein und genoß die wohlverdiente Sach', immer mit dem Auge wachsam. Plötzlich sprang sie auf, eilte zur Türe hinaus und erfaßte dort einen der grünverbrämten Lodenburschen am Kragen: „Oho Bübel! Derweil gehört das Fahnl noch mein!“ Und entriß ihm das schon zusammengerollte Fähnlein, das er von der Stange gelöst hatte, in der Absicht, es ihr scherzeshalber zu entwenden. Er ließ sie nicht willig los und da im Augenblick die Ringenden sonst niemand sah, so suchte der lebfrische Bursch im Kampfe um die Fahne seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen und ihr Rundgesichtchen an seinen Mund zu bekommen. Aber das Almdirndl wehrte sich so heldenhaft, daß er weder Fahne noch Kuß eroberte, vielmehr unter Gelächter Herbeieilender mit Schand und Spott abziehen mußte. Der Pfarrer hatte zum Glück von diesem Angriffe nichts gewahrt, sonst hätte es wohl ein höllisches Wetter setzen mögen.

Es dunkelte, es wurde finster und sie waren noch lange nicht daheim. Das Beten unterwegs hatten sie aufgegeben, stolperten und

tappten nur langsam so dahin auf schlechtem Wege. Der weißköpfige Alte hatte der Maria die Fahne abnehmen wollen, um sie einzuwickeln und die Stange bequemer über der Achsel tragen zu können. Aber das Dirndl gab sie nicht her, hoch aufrecht wie am Tage trug sie die Fahne auch in der Nacht, sie tat's ja nicht der Leute wegen und Gott hat auch in der Nacht helle Augen. Die Schar war merklich kleiner geworden und als endlich das Dörfchen Wildalpen erreicht wurde, löste sie sich schon halb verschlafen auf. Aber ehe das Dirndl noch die Fahne an den Alten abgeben konnte, war ein Augenblick, daß der grünausgebrämte Bursch neben ihr stand und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Da schwang sie die Stange: „Soll ich Dir eins geben?!"

Am nächsten Morgen wanderte das Dirndl seiner Heimatgegend zu und es kümmerte sich niemand mehr um sie — ausgenommen der eine. Der junge Großbauer Steinschlachtiger ging eines Tages nach der Messe dem Pfarrer zu auf dem Kirchplatze und er möchte wissen, was es mit der Fahnlträgerin sei?

Schief blinzelte der Pfarrer den Grünbesämten an und sagte endlich: „Schau du! Gewundert hätt's mich, wenn du nicht gekommen wärst fragen. Hab's wohl wahrgenommen dazumal auf der Wallfahrt. Aber ich bin nicht so dumm, dir ihren Unterschlupf zu verraten."

„Meiner Seel', Herr Pfarrer, die möcht' ich heiraten!"

„Das glaub' ich dir, Franzl. Aber ich fürcht', einen solchen Lotter nimmt sie nicht."

„Mich ziemt, wenn ich die hätt', so wollt' ich brav werden."

„Das ist eine Red," antwortete der Pfarrer. Aber als dieser nachher bei einem Amtsbruderbesuch in Gams der Maria begegnete, die im schlechten Kitterl mit dem Spaten auf der Achsel ins Erdapfelgraben ging und er bei ihr gleich das Kuppeln versuchte für den jungen Burschen, antwortete sie scharf: „Er hat gesagt, wenn er mich hätt', nachher wollt' er brav werden? Ich laß' ihm sagen: Wenn er erst brav wird, nachher kann er mich haben."

Drauf ein wenig ungleich der Pfarrer: „Aber 's ist ein blutarmer Bursch', muß ich sagen. Steinerschlagen tut er und geht's halt ein bissel kümmerlich her in seiner Hütten."

„Das macht mir nix, das Kümmerliche bin ich eh gewohnt. Wenn er brav wird, so mag ich ihn."

„Jesseles, Madl!" rief der Pfarrer aus und faßte sie an beiden Händen, als ob er auf der Straße mit ihr eins tanzen wollte, „du machst ja dein Glück! Ein reicher Bauer ist er. Der größt' in meiner Pfarr'! Und brav ist er so weit auch — wenn man die verliebten Übermütigkeiten ausnimmt. Und die gewöhnen sich im Ehestand bald

ab. Also ich darf ihm sagen, daß er kommen mag? Schon am nächsten Sonntag, wenn Ihr wollt', schmeiß' ich Euch von der Kanzel herab."

Mit großen Augen, fast erschrocken, schaute sie auf, was ihr da widerfahren soll mit dem Burschen, von dem sie seit der Wallfahrt immer hat träumen müssen.

„Siehst du," rief der Pfarrer, „siehst du, Dirndl, den Mann schickt dir die Zeller Mutter für's Fahnltragen!"

Kathrein sperrt den Tanz ein.

Ein Volksbild von **Luise Seidl-Derschmidt.**

Was hat denn der Herr Pfarrer predigt heut'? — fragte die alte Drischtrammerin beim Mittagessen ihre Hausleute, die um den mächtigen Ahorntisch herumsaßen und dem Sonntagsbraten eifrig zusprachen.

„Mein, was wird er predigt haben! 's Evangeli vom Samenkorn hat er fürg'lesen und drei Brautpaar' sind verkünd' worden: die Humerlehner Nani mit dem Moisenlois, die Seppenhansenliesl mit 'n Natzlböck-Schorschl und die alte Schuastarin mit 'n Wirt auf der Schneid'."

„Hat's auch noch not, dö alte Schachtel, daß 's no amal heirat," brummte der Hausvater.

„Und dö G'legenheit, hat er g'sagt, der Pfarrer, kann er nöt vorbeigeh'n lassen, ohne seine Pfarrkinder zu ermahnen, eine christliche Hochzeit z'halten, beileibe koan Tanz."

„Oje, a sitzede Hochzeit, so was Labs!" so urteilten die jungen Leute, „das is ja wie bei einer Totenzehrung!"

„Ja, der Herr Pfarrer will's Tanzen no ganz abbringen, hat er g'sagt."

„Dö Wirtsleut', die ein' Tanz zulassen, sagt er, sind verantwortli für die Sünden, die dabei begangen werd'n, und ein Segen Gottes kann auch bei so einer Hochzeit nöt sein; denn der Tanz, sagt er, ist ein Kreis, in dem inmitten der Teufel drin sitzt. An und für sich wär' er wohl keine Sünd', aber zur Sünd' verleiten tut er."

„Zu meiner Zeit," wandte die alte Hausmutter ein, „da hat tanzt werden dürfen, in allen Ehren freili, und so viel Putz und Hoffart hat's auch nit geben untern Weiberleuten wie heut', wo jed's Deanstmensch daherkommt wia a Stadtfräuln. Damals haben dö geistlin Herrn selber zuag'schaut beim Tanzen."

„Wie wird's denn aft dö Wochen," fragte die schwarzköpfige Rosi, die Bauerntochter, „därf bei uns im Haus nach dem Ruabnschäl'n und Krautschneiden nöt tanzt werd'n wie alle Jahr?"

„Was nöt no!" entgegnete der Vater, „bei mir im Haus kann i do no erlauben und verbieten, was i will. A Tanzl in Ehren, weg'n was denn nöt? Wann da Pfarrer predigt gegen die Freitanz in Wirtshäusern, wo g'soffen wird und z'letzt grafft oder gar g'stochen, wo die jungen Leut' ohne Aufsicht umhupfen und hoamgeh'n, das kann ich ihm nöt verdenken. Aber bei uns daheim bin schon i da, daß i auf a Ordnung schau."

Allgemeiner Jubel erfolgte auf diese Erlaubnis. Am anderen Tage begann das Krautschneiden. Ganze Wagenladungen voll der festen runden Krautköpfe waren vom Felde heimgeführt worden und lagen bereits in großen Haufen im Hausflur.

Der Krautschneider stand schon da mit seiner Maschine, während am Ecktische die Mägde beschäftigt waren, die Krauthäupel zu putzen und zu „schrefeln", d. h. im Strunk mehrfach einzuschneiden. Andere breiteten große Grastücher über den Fußboden und nun begann die Maschine zu kreisen. Im weiten Bogen flogen die fadendünnen, weißgrünen Krautfasern auf das Tuch und bildeten immer wachsende Haufen. Hierauf kam das Kraut in die steinerne Krautbottich und wurde eingetreten. Das alles gab Arbeit für den ganzen Tag.

Abends aber nach dem Essen holte der Knecht seine Ziehharmonika hervor und gab damit das Signal zum Haustanz. Nachbarn und Nachbarinnen hatten sich eingestellt, um an dem häuslichen Vergnügen teilzunehmen.

„Wer gern tanzt, dem ist leicht 'pfiffen," sagte der Musikant, „geht's nur an, Leut'ln, und seid's lusti heut'. Buama, schaut's euch um d' Dirndln um, daß koane sitzen bleibt. I fang an!"

Er fing an, eine überaus einfache Walzermelodie zu spielen, die sich abwechselnd in zwei Tonarten bewegte. Sogleich stellten sich die Tänzer auf und die Sangeskundigen fielen mit dem passenden „G'sangel" ein. Denn es gibt zu jeder Schrittart ein Liedchen, das den strengen Rhythmus der Tanzschritte bezeichnet und den Anfängern das Takthalten erleichtern soll.

So beim gewöhnlichen Walzer im Dreivierteltakt:

Hin! Jagl, Jagl, her! Jagl, Jagl,
Stierberg und Kranzagl, Jagl,
Heang'schroa und Stoan,
I bleib a nöt alloan.

(Stierberg, Kranzagl, Hühnergeschrei und Stein sind Namen von Bauerndörfchen.)

Dagegen zur Polka im Zweivierteltakt:

I wett, i wett, i wett mit dir,
Du hast koan Kreuzer Geld bei dir!

Beim „Schwedischen", einem anmutigen Reigen im Walzertakte, müssen wohl auch die Herzen höher schlagen, denn die Tänzer fragen sich mit Hinweis auf ihre glühenden Wangen:

Glos' i leicht, glos' i leicht?
Leicht i denn glos'?
Leicht i denn ganz verglos'
Frag' i di bloß.

Die Anzahl der ländlichen Tanzarten ist nicht klein. Immer wieder spielte der unermüdliche Knecht neue Weisen und die arbeitgewohnten Glieder der ländlichen Jugend erwiesen sich als nicht minder geschickt zum Ausführen der mannigfachsten, vielseitigsten Verbindungen der Polka- und Walzerschritte.

Aber der Vater kommt jetzt mit einem großen Mostkruge und lädt die Tänzer zum Trinken ein. „Halt's aus ein wengerl und eßt's a Stückel Brot z'erst, bevors einitrinkts."

Als alle rastend auf den Bänken sitzen, singt ein Bursche:

Hiatzt hab'n mar oans aberg'rissen
Vom Rockflügel, vom Frack,
Bei da Fersen hab'n mar ang'fangt,
Sein auffikemma bis afs Gnack.

Das eröffnet einen lustigen Wechselgesang:

Mir san Tirolerschützen,
Mir hab'n an frischen Muat,
Mir lassens Stutzerl blitzen,
Trifft jede Kugel guat.

Auch der „Stumpfsinn" hat seine Anhänger, z. B.:

I und mei Vater,
Mei Vater und i,
I kenn mein Vater,
Mei Vater kennt mi.

Am beliebtesten bleibt es jedoch, die holde Weiblichkeit zu besingen, je nach dem Grade der Schönheit und Tanzgewandtheit.

Menscha, dö schen',
Werd'n alleweil z'weng,
Von dö wild'n is koa Röd,
Werd'ns z'weng oda nöt.

Der schlechten Tänzerin wird gar Ungeheuerliches nachgesagt:

Trah hinum, drah herum,
Mei Weib hat drei Füaß.
Wia wars denn, wia wars denn,
Wanns mir den oan liaß?

„So, jetzt geh'n mars wieder an," ruft endlich der Musikant, „und daß nöt glei wieda schwitzad werd's, so machen wir an Langsamen!"

Auf seine schnell verstandene Weisung wandeln die Paare langsam im Wechselschritt in der Runde und singen dazu:

Druck nur zua, druck nur zua,
Hast an Stiefel oder an Schuah.

Druck nur zua, druck nur zua,
Hast a Kaibl oda a Kuah.

Druck nur zu, druck nur zua,
Bist a Dirndl oda a Bua.

Auch andere Reime und Lieder werden gesungen, die sich nicht wiedergeben lassen. Hier ein Verzeichnis der üblichen Tänze und ihrer originellen Namen: Der Schwedische, der Bairisch Kurz—ab, der Tusch-Polka, der Radetzky-Tanz, der Hax-auf, der Schusterg'sell, Guten Morgen, Herr Fischer!, der Tiroler Schützen-Tanz, der Siebenschritt, der auslasserische Bairische, der Druck nur zu, der Marschierpolka. Außerdem die auch sonst üblichen gewöhnlichen Walzer, Polka und Mazurka. Es ist auch Sitte, daß an einem Tanzabend mindestens ein Tanz von Frauen und Mädchen allein getanzt wird — und der Anblick ist kein übler.

Aber der sorgsame Hausvater hat es nicht gern, wenn der Übermut zu weit geht. Gegen Mitternacht mahnt er zum Heimgehen.

„Morgen müßts wieder bei der Arbeit sein,“ sagt er, „und ein paarmal könnt's schon noch tanzen, bis der heilige Advent anhebt. Aber Kathrein*) sperrt den Tanz ein.“

Bei mir muß's geh'n, wias der alte Brauch ist. Im Sommer, der uns heuer mit seiner Gluthitz sauber z'schaffen g'macht hat, habt's eng plagen müssen und ich hab' eng koan Tanz verlaubt, weils bei uns verboten ist, daß tanzt wird, derweil die Feldfrucht auf der Wurzel steht. Jetzt aber haben wir trotz der Dürr'n doch noch ein' schön' Erntesegen g'habt, die Stadeln sein voll und so sollt's auch enger Freud' haben. Hat uns ja selber auch g'freut, wie wir jung waren, dö Umhupferei, gelt Alte?“

„Ja, wenn dö jungen Leut g'scheit und ehrsam bleiben, aft is guat — aber, aber!“

Die alte Bäuerin sagt's nicht, was ihr auf dem Herzen und auf der Zunge liegt. Sie hat viel mitgemacht in ihrem langen Leben und die Jugend beobachtet. Darum ist es, daß sie bedenklich den Kopf schüttelt und sich vornimmt, noch mehr aufzupassen auf ihre schwarze Rosl und den Nachbarn-Poldl.

Ganz unrecht hat wohl der Herr Pfarrer nicht, wenn er warnt vor dem Zauberkreise des Teufels. — Wenn's auch vielleicht im besten Falle nur ein Teufelchen ist — ein heidnisches, lachendes Bürschlein mit Pfeil und Bogen — es stellt sich gar gerne ein bei dem gefährlichen Vergnügen.

*) St. Kathrinentag, am 25. November.

Als ich noch so kindisch war.

Eine Erinnerung an Robert Hamerling von **Peter Rosegger**.

Vor zwanzig Jahren war ich noch ein sehr dummer Junge. Nachdem ich damals schon eine Reihe von Jahren öffentlich tätig gewesen und bestrebt war, meinem Heimatlande zu nützen, wo und wie es anging, kam hinterher natürlich auch der Teufel mit der langen, giftigen Zunge. Es hatte sich ein kleines Konsortium zusammengetan mit dem löblichen Programm, das Wirken des heimischen Poeten zu verhöhnen, zu verdächtigen und ihn persönlich zu verleumden. Ich habe ja mein Lebtag nicht nach Lob und Dank ausgeschaut, das wäre ein undankbares Geschäft; man sollte sich's im Gegenteile angewöhnen, jedem, dem man Gutes tun konnte, als seinen späteren Widersacher zu betrachten, ohne Arg und Entrüstung, weil es ja einmal so der Lauf der Welt ist. Doch jene plötzlichen, aus der Luft gegriffenen Feindseligkeiten, die mündlich, schriftlich, journalistisch, juridisch sich zu einer systematischen Verfolgung entwickelt hatten, waren mir einfach unfaßbar. Durch körperliches Leiden ohnehin herabgestimmt, wurde ich beinahe gemütskrank. Ein guter Bekannter sagte mir: „Ihr Schriftsteller habt es in solchen Fällen leicht, ihr könnt euch öffentlich verteidigen.“ Das konnte ich eben nicht, das mir zugefügte Unrecht drückte auf mich mit solcher Gewalt, die Leidenschaft der Entrüstung, des Hasses war so mächtig, daß ich nicht imstande war, weder mündlich noch schriftlich ein Wort hervorzubringen, das mir als Verteidigung auch nur im entferntesten genügt hätte. Wenn's um das Tiefste in mir ging, da hat mich mein schriftstellerisches Können ja immer im Stich gelassen, da war ich stummer, hilfloser, wie der beleidigte Bettelmann, der sich mit landläufigem Geschrei Genüge tut. Diese völlige Ohnmacht währte ein paar Wochen lang. Da war's in einer Nacht, als mich Unmut und Asthma nicht schlafen ließen, daß ich aufstand, mich an den Schreibtisch setzte und ein zorniges, wildes Wetter gegen meine Widersacher hinschrieb. In glühenden Strömen entlud sich mein so tief beleidigtes Gemüt, in heftigen Worten und mit drastischen Beispielen widerlegte ich die Entstellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, bewies in leidenschaftlichem Grimme, wie sehr mir Unrecht geschehen und appellierte feierlich an den Rechtssinn meiner Landsleute, der da Richter sein sollte.

Jetzt war mir leicht. Jetzt konnte ich schlafen. Am nächsten Morgen war mir gar zuversichtlich zumute und ich reiste von meinem Landaufenthalt nach Graz zu meinem Freunde Robert Hamerling. Mit ihm hatte ich natürlich über die Sache schon Briefe gewechselt; er war

auf das entschiedenste an meiner Seite gestanden und hatte die Handlungsweise meiner Gegner zerschmetternd verurteilt.

Den Dichter fand ich in seinem Stiftinghause, und zwar im Bette. Unter dem Drucke seines langjährigen Leidens abgezehrt, abgehärmt, lag er da, aber in seinem Auge war noch das warme, leuchtende Feuer, und sofort wendete er sich meinem Anliegen zu. Ich wollte seinen Rat haben, in welcher Art, in welchem Blatte mein flammender Protest veröffentlicht werden sollte und las ihm denselben vor mit vor Leidenschaft fiebernder und stockender Stimme.

Als das Schriftstück zu Ende gelesen war, saß ich da und wartete, was er sagen würde. Er sagte nichts, faltete über der Brust die Hände und schaute starr vor sich hin. Endlich, auf meine Frage, was er meine, wendete er ein wenig sein ernstes Haupt zu mir und sagte: „Was wollen Sie mit diesem Aufsatz?"

„Ich werde ihn veröffentlichen."

Er schwieg wieder, dann schüttelte er das Haupt: „Veröffentlichen? Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Auf gar keinen Fall."

Dieses Wort des Freundes stieß mich zu Boden. Also soll man sich zu Tode hetzen lassen von der Kanaille, schweigend, nur stöhnend wie ein armer getroffener Sünder, so daß die Leute sagen: Nicht mit einem Wort kann er sich rechtfertigen! — Diese Augenblicke, als der edle Freund meine Waffe gegen die Verfolger mir gleichsam so aus der Hand nahm, sind vielleicht die allerbittersten gewesen in jenen mir unvergeßlichen Leidenstagen. Hamerling hatte es bemerkt, wie mir war, er richtete sich halb auf, streckte mir seine abgemagerte Hand entgegen und sagte mit leiser, unbeschreiblich inniger Stimme, wie so mitleidsvoll und herzensbang ich weder früher noch später ein Wort von ihm vernommen zu haben glaube: „Rosegger! — Hab' ich Ihnen weh getan?" Er faßte meine Hand und hielt sie fest und lange und wiederholte noch einmal: „Habe ich Ihnen weh getan?" Ich war keines Wortes mächtig. Und weil er das Zittern meines Körpers merkte, so setzte er bei: „Ist es so weit mit Ihrem Gemütszustand? Ei, damit tun Sie Ihren Gegnern zu viel Ehre an. Das haben diese Herren wohl selbst nicht erwartet, daß ihr politischer Firlefanz Sie so niederschmettern würde. Über einen solchen Erfolg würden sie nur triumphieren. Sehen Sie denn nicht, daß das Ganze nur auf eine Reklame für den tölpelhaft verfahrenen Antisemitismus hinausläuft? Sie sollen Ihre Landsleute verraten haben, sollen von Juden bestochen sein, sollen Ihre Überzeugung um dreißig Silberlinge verkauft haben? Ich bin — und das habe ich Ihnen mitgeteilt und sage es allen, die in dieser Zeit zu mir kommen — ja selbst auf das tiefste empört über die niederträchtige Art, mit der diese tollen Streit-

hähne gerade an Ihnen, dem Leidenden, Sensitiven ihr Mütchen kühlen. Wenn das deutsche Kampfesweise sein soll, dann kaufe ich mir morgen eine tschechische Grammatik, will kein Deutscher mehr sein. Aber im Grunde — gehts nicht hundert anderen, hochehrenwerten Männern ähnlich wie Ihnen? Lesen Sie doch einmal diese Fachblätter der politischen Verleumdung. Der Künstler wie der Gelehrte, der Minister wie der Richter — jeder, der nicht ins Bockshorn dieser Leute bläst, wird umgebracht. Ihre milde, versöhnende Art muß ihnen ja natürlich ein Dorn im Auge sein, und je mehr Sie im Lande an Boden gewinnen, je lebhafter müssen diese Unfriedstifter schon berufshalber Ihren Boden zu untergraben suchen. Vielleicht sollte man Ihnen zu diesen Angriffen nur gratulieren, denn dieselben sind ein vollgültiger Beweis Ihrer Bedeutung, der erste, den Sie erleben. — Und jetzt wollen Sie sich öffentlich rechtfertigen! So schmerzlich es wäre, Sie auf dem Wege solcher Demütigung zu sehen, im Grunde müßte man doch lachen über die Naivität eines Dichters, der solchen Leuten Rede stehen will. Nein, Rosegger, Sie werden sich nicht rechtfertigen, weil Sie sich nicht zu rechtfertigen haben. Sie schweigen und bleiben was Sie sind — das ist die einzig richtige Entgegnung. Und dann, glauben Sie mir, es kommt der Tag der Genugtuung. Rühren Sie keinen Finger, er kommt von selbst. — Und jetzt Freund, machen Sie Ihr munteres Gesicht. Ich will wieder einmal ein munteres Gesicht sehen."

Zu einem „munteren Gesicht" wird er mich kaum gebracht haben, damals. Aber aufgerichtet hat er mich. Ganz zu schweigen meinen Widersachern gegenüber, dazu bin ich allerdings zu schwach gewesen. Aber jene heftige Rechtfertigungsschrift wurde nicht gedruckt. Die Tage der Genugtuung sind ja gekommen. Die Theorie des Schweigens und Ignorierens bösartiger Angriffe habe ich seither beibehalten; leider oft nur die Theorie. Ein lyrischer Mensch, der sein Innenleben heraussagen, heraussingen, herausschreiben und herausschreien muß, ist so gar nicht geeignet, gerade das, was ihm am tiefsten geht, für sich zu behalten. Dazu muß man sich mit aller Selbstverleugnung erst erziehen. Hinterher, das muß ich sagen, hat das Schweigen mich nie gereut, das Reden sehr oft. Nach Goethes Rat, daß man sich erst rechtfertigen solle, bis man beschuldigt ist, silberne Löffel gestohlen zu haben, hätte ich mich damals wehren müssen, denn meine Gegner behaupteten nicht bloß, daß ich Löffel gestohlen hätte, sondern dem Volke auch die Schüssel, den Tisch, das Deutschtum und das Seelenheil.

Nun sehe ich längst ein, daß es eigentlich gar nichts Ungewöhnliches war, was mir widerfuhr. Das ist eben Parteipraktik, die — um ihre Zwecke zu erreichen, alles ausschaltet, was sonst an Wohlanständigkeit und Wahrhaftigkeit einem Kampfe den Adel verleiht. Es gibt auch andere

Arten verneinender Geister, die nicht aus Selbstsucht oder Bosheit, sondern aus Beruf verneinen müssen. Doch von solchen Schalken rede ich nicht, die sollen „recht haben", damit ist man mit ihnen fertig. Im übrigen gibt es keine politische, keine soziale, keine religiöse, keine reformatorische und keine reaktionäre Partei, die nicht zeitweilig mein Gegner gewesen ist. Manche haben mich so lange für sie zu bekehren gesucht, bis sie sich — zu mir bekehrten. Meine konsequentesten Widersacher sind die Religions-Phariten. Sie fälschen zuerst meinen Text, entstellen meine Absichten, um mich dann als den richtigen Volksverderber und literarischen Taugenichts auf den Pranger stellen zu können. Das ist, mit Ausnahme weniger, ihre Taktik.

Das Volk hat ja instinktiv seine Dichter gern. Aber es ist ihm doch auch wieder ein heimliches Gaudium, wenn so ein wunderlich Menschenkind manchmal recht zerzaust und gegerbt wird. Man darf sich dann nur nicht wundern, wenn so ein gegerbter Kerl allmählich — ledern wird.

Ich besitze eine interessante Sammlung. Es sind zwei große Laden voll. Da drinnen gibt es in Form von bedrucktem Papier lauter Pfeile, Nadeln und Messer, womit seit fünfunddreißig Jahren nach mir geschossen und gestochen wurde. „Wir sind eigentlich", sagte Hamerling einmal, „ein paar hartgesottene Sünder. Schon so oft und gründlich hingerichtet worden und leben immer noch." Denn auch er hatte ein solches Arsenal; auf ihn hatten sie mit Kartätschen und vergifteten Wurfspießen geschossen, auch solche, die dann nach seinem Tode so jämmerlich elegisch nach einem „würdigen Denkmal für den edlen Dichter" riefen. Hamerling ist von einer unbegreiflichen, diabolisch boshaften Wut der Großstadtrezensenten zuschanden gequält worden. Und dieser Mann war es, der damals auf dem Krankenbette mir die hagere Hand entgegenstreckte: Dulden Sie. Verteidigen Sie sich nicht! Der diesen innigen Anteil nahm an meinem Leide, das ach so kindisch war. Einundzwanzig Jahre lang sind wir als gute Kameraden miteinander gegangen in Schauen und Schaffen, in Freud und Leid. Jene eine Stunde aber, am 28. September 1885, ist mir am unvergeßlichsten. Aber dann kommt mir allemal wieder der Gedanke: Diese immerwährende Duldung, ist sie das Richtige? Ist Unrecht leiden nicht Sünde? Das Unrecht *tun* ist Sünde, deshalb auch das Unrecht *leiden*, denn dieses fördert jenes. Je geduldiger man alles erträgt, je weniger die Feinde von einem zu fürchten haben, je keker werden sie. Und auch hier weist mich wieder ein Wort Hamerlings, die Widersacher umzubringen: *Tüchtiges Schaffen!* Das hält auf die Dauer kein Gegner aus.

Allein.

Auf schroffer Felsenhöh'
Steh' ich allein.

Wolken jagen vorüber,
Gewitterführende, graue,
Unter mir.
Blendend grelle Blitze
Schlagen hinab ins verhüllte Tal,
Schlagen herauf, empor
Feindselig in die lichten Höh'n,
Krallen sich ein ins Urgestein,
Kraftlos sterbend.

Und die Stürme brausen machtvoll um mich her,
Ungeschwächter Kraft sich freuend,
Rütteln am Felsen,
Zerren an meinen Kleidern,
Wühlen in den Haaren mir
Ungeduldig, wild.

Fest steht der Fels,
Unerschütterlich,
Ewig.

Ich aber freu' mich des Augenblick's,
Da ich dem dräuenden Ungewitter
Und dem wuchtigen Anprall der Stürme
Trotzen kann!

Dann aber freu' ich mich
Des sicheren Sieges der strahlenden Sonne:
Die blitzetragenden Wolken zerfließen,
Der Donner schweigt,
Die Stürme ruhen.
In feuchtem Glanze schimmert das weite Tal
Lebensfrisch, grün,
Leuchtend bis in die blaue Ferne.

Hinter dem Wäldchen dort
Qualmender Rauch —
Das hat der Blitz getan.
Arme Menschen!

Freude, die mir einsam naht.
Freude über den Sieg der Sonne;
Freude, die so sanft und gut
Fast feuchten Aug's die Stirne küßt,
Im Menschenleben ein selt'nes Glück.

Hans Mittendorfer.

Die Sendung Moses.

(Eine geschichtliche Folgerung von **Friedrich Schiller.***)

Die Gründung des jüdischen Staates durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohnten Erde beherrschen, das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der mosaischen Religion einen großen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutigen Tages erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Teil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, was man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu sein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und ebensowenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt sein, dem hebräischen

*) Dieser wenig bekannte Aufsatz, der in seinem hohen Ideenfluge ein wahres Schillergedicht ist und der in seiner schlichten Darstellungsweise Gedankenrichtungen wandelt, die uns heute lebhafter beschäftigen, wird viele Leser des „Heimgartens" entzücken.

Volke einen Wert aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über siebzig Seelen begriff, nach Ägypten und wurden erst in Ägypten zum Volk. Während eines Zeitraumes von ungefähr vierhundert Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen sechshunderttausend streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während dieses langen Aufenthaltes lebten sie abgesondert von den Ägyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte und von allem Anteil an den bürgerlichen Rechten der Ägypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgnis der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reiches, durch ihre nomadische Lebensart müßig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staate aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Versuchung geraten, die Schwäche des Staates, deren müßige Zuschauerin sie war, zu benützen. Die Staatsklugheit riet also, sie scharf zu bewachen, zu beschäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staate sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zu öffentlichem Frohndienst und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu verteilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dieses erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Ägypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er notwendig haben mußte. Als der König der Ägypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des unteren Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderem Umfang, und das Geschenk war immer schon großmütig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Teil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Ebräer

nicht im gleichen Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachteilige Art in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Falle unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Übel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüten. Die schrecklichste Plage dieses Himmelsstriches, der Aussatz, riß unter ihnen ein und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet und aus einem zufälligen Übel entstand endlich eine erbliche Stammeskonstitution. Wie allgemein dieses Übel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugnis der Profanskribenten, des Ägypters Manetho, des Diodor von Sizilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler anderen, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts als diese Volkskrankheit des Aussatzes kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Ägyptern gewesen sei.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Ägypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Ekel und eine tiefe, zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich alles für erlaubt und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Ägypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröberen Fehler zu verbessern. Da es ihr, allen Druckes ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen ebenso unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der besseren Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Ägypten wußten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen und die Regierung konnte ihre gewalttätigen Maß-

regeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich mußte die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sein.

Woher sollte aber nun den Ebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Ägypter selbst, denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand, und sich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines besseren Schicksals ebenso unfähig als unwürdig scheinen mußte. Aus ihrer eigenen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Ägypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lange anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Tier heruntergestoßen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenpöbel Ansehen, einem so lang gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Überlegenheit über seine verfeinerten Unterdrücker verschaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte ebensowenig, als unter der verworfenen Kaste der Parias unter den Hindu ein kühner und heldenmütiger Geist entstehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Ökonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Ökonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Ägypter fehlte es an der nötigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Ebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volke, und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Ebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine ebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die

aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu gewähren. Die Not gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine ebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweitenmal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte und wo es nötig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal des Volkes zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder und überließ *ihr* nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn und gab ihm den Namen *Moses*, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als solcher aller Vorteile teilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschließende Eigentum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, daß sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtschreibers Manetho, worin er den Moses zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuten läßt, daß er zum priesterlichen Stande bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was Moses in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Anteil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Gesetzgebung gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Institutes einlassen und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugnis alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet sein. Der Geschichtschreiber Philo

sagt, Moses sei von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Tiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugnis bestätigen mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher getan und verordnet hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einsicht der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staates die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigentum eines besonderen Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Muße empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Ökonomie der Natur getan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrtümer siegen und die Vorstellung von dem höchsten Wesen mußte sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopfe eines Priesters? Da Ägypten der erste kultivierte Staat war, den die Geschichte kennt und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Ägypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern — durch wer weiß wie viele? — Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigentum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit, Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, notwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja gefährlich sein würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staates zu stürzen und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre

keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig sein würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigentum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnisvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sei, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betruges auch zum Vorteil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüt ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemütes durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechslung zwischen Finsternis und Licht und dergleichen.

Diese Zeremonien, mit jenen geheimnisvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen der Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis und waren das Vorbild, wonach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothracien und in neueren Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis während ihres unverdorbenen Zustandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse teilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übertritt aus der Finsternis zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich unb eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrtümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen sein mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade und erst im inneren Heiligtum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfnis der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nötig, denn es ist keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist," und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war, und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J-ha-ho — ein Name, der mit dem ebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermutlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Ägypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligtums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er ist einzig und von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig."

Eine vorläufige notwendige Zeremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von anderen, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältnis zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Inneren des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter

diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu öffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.

In den ägyptischen Mysterien stieß man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehreren Tiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaften bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Tier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Tier oder dem Stier und endlich von dem mächtigsten aller Tiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchsten Wesens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Außenseite, die das Volk täuschte und selbst mit dem Götzendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äußerliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligtum selbst seiner spottete.

Doch ist begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Götzendienst verträglich zusammenleben konnte, denn indem er ihn von innen stürzte, beförderte er ihn von außen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Notwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Übeln das geringere zu sein, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die üblen Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man das, was anfangs nur bloße Nothilfe gewesen, nämlich das Geheimnis, zum Zweck des Institutes, und anstatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geschickt zu machen, suchte man seinen Vorteil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle

jener unschuldigen lauteren Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntnis des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegenteils zu werden und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüter nicht zu verlieren und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufschluß, der alle falschen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten, und die Zugänge zu dem Heiligtum durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten. (Schluß folgt.)

Zum Glaubenszwist im deutschen Volke.

Von einem süddeutschen evangelischen Geistlichen.

Wer in unseren Tagen über die Lage der Konfessionen, über konfessionelle Polemik oder gar über den konfessionellen Frieden redet oder schreibt, der befaßt sich mit einer ebenso mißlichen wie undankbaren Aufgabe. Mag er auch jedes Wort auf die Goldwage legen und so vorsichtig wie möglich vorgehen, so erreicht er bei dem Gegner meist gar nichts; denn dieser zieht entweder die ihm mißfälligen Äußerungen hervor, um sich an dem Redner zu reiben und ihn der Unfähigkeit und Unduldsamkeit zu zeihen, oder der Friedensfreund wird als Kronzeuge für Anschauungen in Anspruch genommen, die ihm völlig fremd sind und deren Verteidigung ihm nicht im Traum eingefallen ist. Aber auch im eigenen Lager stößt er auf nichts als Undank, auf Verkennung und Feindschaft; er wird verdächtigt als Verräter, als Streber, als charakterloser Schwächling, er wird beschimpft als ein Vogel, der sein eigenes Nest beschmutze.

Unter solchen Verhältnissen gehört schon ein besonderer Mut dazu, ein Thema zu berühren, dessen Ausführung mit ebensoviel Widerwärtigkeiten wie Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn wir im nachfolgenden gleichwohl den Versuch wagen, so geschieht dies darum, daß wir den Konfessionshader in Deutschland nachgerade für ein nationales Unglück halten und mit dieser Annahme nicht allein stehn. Es ist eine alte Erfahrung, daß, wer einem hohen Ziel nachstrebt, der öffentlichen Meinung auch einmal muß Widerstand leisten können. Mag diese uns hochheben, mag sie uns in den Staub zerren, was kümmert es uns? Wer eine gute Sache vertritt, der darf sich daraus nicht viel machen. Zuletzt wird sich doch die Erkenntnis Bahn brechen, daß die auf die Spitze getriebenen

konfessionellen Gegensätze die wichtigsten nationalen und wirtschaftlichen Interessen nur schädigen können und daß der konfessionelle Friede ein unabweisbares Bedürfnis unserer Zeit ist. Noch läßt freilich die Hochflut konfessioneller Leidenschaft andere Strömungen, die auf gegenseitiges Sichverstehen und Sichvertragen hindrängen, nicht aufkommen. Aber gut Ding will ja manchmal Weile haben zum Fertigwerden, zur Ausreifung. Das deutsche Volk hat im großen und im ganzen keine Freude an dem konfessionellen Gezänk. Es weiß aus seiner Vergangenheit, wie sehr seine Väter unter dem religiösen Zwiespalte gelitten haben und es ist viel zu verständig, als daß es ein Wiederaufleben der alten Kämpfe begehrte. Darauf gründen wir auch unsere Hoffnung, daß die jetzigen kriegerischen Zeiten weichen und einem anderen friedlicheren Geist Platz machen werden. Zu diesem Glauben haben wir um so mehr Veranlassung, als die Religion in unseren Tagen eine ganz andere Macht repräsentiert, als dies noch vor vierzig Jahren der Fall war. Religiöse Zeitstimmungen zu betrachten und zu prüfen hat für jede tiefere Natur einen besonderen Reiz.

Wer das Atmen der Volksseele beobachten will, der muß ein scharfes Ohr haben, er muß mitten unter dem Volke stehen, er muß die Zeichen der Zeit, die Erscheinungen der Gegenwart verstehen, er muß sich gleich fernhalten von einseitigem Optimismus wie von übertriebenem Pessimismus. Erst dann erschließen sich ihm die tieferen Regungen des Volkslebens, das Atmen der Volksseele. Die deutsche Volksseele ist seit vielen Jahren voll Unruhe, eine Unruhe nach den verschiedensten Seiten hin. Durch viele Kreise zieht sich schon lange eine gedrückte Stimmung, deren Ursache in der industriellen Krisis, in dem geschäftlichen Niedergang, in der politischen Lage, in hundert anderen Dingen liegt. Es ist kein Zufall, sondern es hat einen anderen tieferen Grund, wenn in solchen Zeiten die religiösen Fragen wieder lebhafter die Gemüter beschäftigen, wieder mehr in den Vordergrund treten als vordem. Waren es vormals Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterhaltungssucht, Erwerb und Vergnügen, die das Volk beherrschten und die Seele bewegten, so sind nun neuerdings religiöse Fragen aller Art noch dazu gekommen, vornehmlich die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Hauptkonfessionen zueinander. Es sind, kurz gesagt, die konfessionellen Zänkereien und Streitigkeiten, die aus der Welt geschafft werden müssen, nachdem sie eine Höhe erreicht, eine Schärfe angenommen haben, daß man nicht ohne Besorgnis in die Zukunft sehen kann. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, wenigstens das eine zu erreichen, daß man mit Anstand kämpft und die Waffen der Gerechtigkeit und der Wahrheit führt?

Das alles scheint so selbstverständlich und wird doch nur von den wenigsten beachtet; es scheint so leicht und ist doch so unendlich schwer.

Der Haß macht ja zu allen Zeiten blind und ungerecht. An den Ausfällen und Ausbrüchen, die fast täglich geschehen, kann man sehen, welche Fülle von Groll und Haß sich im Laufe der Jahre angesammelt hat. Wie not tut es da, die dringende Notwendigkeit konfessioneller Verständigung immer wieder zu fordern!

Treitschke beklagt einmal die rückständige Gesittung der Deutschen, die in dem politischen Gegner immer gleich auch den persönlichen sehe und sie abhalte, dem Andersdenkenden menschlich gerecht zu werden. Diese Einseitigkeit, diese Engherzigkeit hat sich bei uns nachgerade zu einem Nationallaster ausgewachsen. Wir vergessen zu leicht, daß der Kampf niemals Zweck und Endziel sein darf. Wir Volksgenossen sind doch nun einmal alle miteinander deutscher Mütter Söhne. Wir haben einen so großen Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, daß wir wahrlich keine Ursache haben, nur immer auf die Gegensätze ein Auge zu haben und uns an ihnen zu reiben. Können auch die beiderseitigen Interessen nie ganz ineinander aufgehen, so gibt es doch genug Fragen, in denen wir Hand in Hand miteinander gehen können im Kampf für Wahrheit und Recht, für die Wohlfahrt der Gesamtheit.

Der Protestantismus insbesondere muß eine solche Fülle von Problemen und Fragen lösen, daß er sich die unausgesetzte Betonung des Gegensatzes zum Katholizismus billig ersparen könnte. Was soll es heißen, wenn sich sogar bei Festen der „innern Mission" häßliche Polemik breit macht? Wozu soll es führen, wenn man den Katholizismus dem Haß und der Verachtung zu überantworten sucht, indem man von ihm ein Zerrbild widerwärtiger Art entwirft und ihm alles an extremen Theorien aufbürdet, was zu irgendeiner Zeit von irgendwem als katholische Anschauung vertreten worden ist?

Wir wünschen keine Vereinigung der Konfessionen in einer deutschen Nationalkirche. Was der Breslauer Domherr Dr. Soltmann von Verhandlungen erwartet, deren Grundlagen die lutherischen Bekenntnisschriften und die Beschlüsse des Konzils von Trient bilden müßten, das sind Luftschlösser und Utopien. Aber das eine glauben wir von Christen, die Söhne eines Vaterlandes sind, verlangen zu dürfen, daß sie das Einigende höher stellen als das Trennende, daß sie „das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben, von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt sich jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet." (Döllinger.)

Alle Versuche, die auf Wiedervereinigung zielten, waren müßige Zeitverschwendung. Wir können den katholischen Brüdern nicht zumuten, ihr Lager zu verlassen, und ebensowenig können die Protestanten ihren Glauben verleugnen. Eine Vereinigung kann niemand erzwingen. Diese

kann nur der Lenker der Geschicke herbeiführen, der sich nichts vorschreiben läßt. Und sie wird kommen, nicht heute und nicht morgen, auch nicht zu der Zeit unserer Enkel, aber sicherlich später, wenn auch viel später. Die Petrinische Kirche reicht von der Zeit der Apostel bis ums Jahr 1500, die Paulinische beginnt mit dem Zeitalter, wo eine neue Zeit eingeleitet, eine reiche Geisteswelt erschlossen wurde, und ein Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Geistestätigkeit erfolgte. Aber das Ende der Entwicklung ist die Johannesära, wo die bestehenden Kirchen ihre Vorzüge und Besitztümer (dort Einheit, Autorität, mystische Verinnerlichung, hier Freiheit, Geisteskraft, Weltverklärung) miteinander austauschen und so in die edelste Gütergemeinschaft eintreten werden. Bis freilich endlich jenes höchste Maß geistiger Bildung und religiöser Einsicht herausgewachsen aus dem reinen Evangelium und verbunden mit religiöser Wärme und Tiefe, erreicht ist, dazu muß aber die Kultur noch ganz andere Fortschritte machen. Es geht nicht an, daß sich zwei Kirchen, die jahrhundertelang getrennt waren, nun plötzlich in die Arme sinken wie ausgesöhnte Gatten. Dazu daß es in künftigen Zeiten zu einer Union kommt, bedarf es eines langen, langen Entwicklungsprozesses. Aber diese Entwicklung aufhalten und stören wollen, das ist verkehrt und unchristlich, ist Unrecht und Sünde. Und dies geschieht in unseren Tagen hundertfach, tausendfach. Darum sind wir auch vom Ziele ferner als jemals.

Wir können uns für keine künstlich geschaffene Zentralisation begeistern. Dies taugt nirgends etwas. Daß in Deutschland in kirchlicher Beziehung die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken so tief geworden ist, das muß aber auch darum beklagt werden, daß wir sonst durch Gemeinsamkeit der Sprache und Literatur, der Sitte, der Gesetze und der Rechtspflege, kurz durch alle Bande, die die Menschen aneinanderketten, innig verbunden sind. Diese Zustände sind auf uns gekommen, wir haben sie nicht geschaffen. Sorgen wir nur dafür, daß wir sie nicht verschlimmern, sondern wenn möglich verbessern.

Wer denkt heute noch daran, daß es eine geistige Union in beiden Lagern gibt! Eint uns nicht der Glaube an den dreieinigen Gott, an seinen Gesalbten, den Gottes- und Menschensohn Jesus Christus, in dessen Namen allein unser Heil ruht? Könnte nicht die Anerkennung des christlichen Sittengesetzes beide Teile praktisch noch näher bringen? Und wenn Gott, Christus und christliche Sitte der gemeinsame Boden sind, sollten sich nicht auf eben dieser Grundlage die Christen im Kampfe gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit in allen ihren Formen brüderlich die Hand reichen? Fern bleibe religiöse Verflachung! Die trennenden Unterschiede brauchen nicht verwischt zu werden. Aber wann werden wir uns dazu aufraffen, gegenüber den riesenhaft emporstre-

benden Mächten des Unglaubens und der Zerstörung in den wichtigsten Fragen zusammengehen?

Zu keiner Zeit sind so viele Mischehen geschlossen worden wie in unseren Tagen. Wie die Dinge heute liegen, bei den sich immer mehr steigenden konfessionellen Störungen, Reibungen und Bitterkeiten werden die Gatten mit Gewalt in die religiöse Gleichgültigkeit hineingetrieben. Die Rücksicht auf ein geordnetes Familienleben, auf ihr Eheglück hält sie von der Kampfstätte fern, auch von den kirchlichen Segnungen.

Aber nicht bloß die heimatlichen Brüder nehmen vielfach Anstoß an der Berechtigung und der Wahrheit der christlichen Lehren und Anschauungen infolge des konfessionellen Haders und kehren ihrer Kirche den Rücken, sondern auch die mangelnden Erfolge der Missionen draußen in der Fremde sind auf dasselbe Schuldkonto zu setzen. Wir selber sind leider nur zu sehr an die kirchlichen Unordnungen, an den Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit gewöhnt; aber können wir es den Heiden in der Ferne im Ernst so arg verübeln, wenn sie sich wenig hingezogen fühlen zu den Anhängern von Religionsgesellschaften, die Liebe und Verträglichkeit predigen lassen, ohne sie zu üben?

Zur gedeihlichen Entwicklung jedes Hauses, zum Familienglück gehört es, daß sich die Kinder, die Geschwister vertragen, und wenn sie es nicht verstehen, es lernen. Unablässig sich mit lieblosen Worten verfolgen heißt nichts anderes, als das Glück untergraben, den Ruin herbeiführen. Protestanten und Katholiken sind aber nun einmal als getaufte Christen Geschwister eines Hauses. Darum sollen sie auch Verträglichkeit üben und sie zurückgewinnen, wenn sie sie verloren haben. Wir reden keinem falschen, faulen Frieden das Wort. Wie in der Familie zuweilen eine klare, deutliche Auseinandersetzung unvermeidlich ist, wenn die vorige Stimmung zurückkehren soll, so mag ja auch unter den Konfessionen das reinigende Gewitter rückhaltloser Aussprache ganz heilsam sein. Wenn nur die Luft danach rein und klar ist! Die schwüle Atmosphäre hält jetzt wahrhaftig lange genug an. Der Wetter sind genug niedergegangen. Zerstörungen und Verwüstungen begegnen wir an den verschiedensten Orten. Das deutsche Volk sehnt sich nach einem sonnig blauen Himmel. Mehr als drei Jahrzehnte sind es jetzt, daß die dunkeln Wolken über unserem Haupte hängen. Wir haben uns so an die zerstörenden Blitze gewöhnt, daß viele wähnen, es könnte gar nicht anders sein. Was ist das für eine verschobene Lage! Wie schwer hält es da, an der richtigen Stelle anzusetzen, damit es besser werde!

Es heißt den Riß vergrößern, den Konflikt verschärfen, wenn man immer wieder auf Aussprüche des Papstes zurückkommt, in denen er sich scharf gegen alles Akatholische wendet, wenn man aus diesem Grunde den konfessionellen Frieden für undenkbar hält. Ist es unter dem neuen

Papst darin schon viel besser geworden, so würde es einen noch gewaltigeren Fortschritt bedeuten, wenn Rom sich endlich dazu entschließen könnte, seine Prinzipien gegenüber dem Protestantismus einer Revision zu unterziehen. Solange Rom den Zustand des Westfälischen Friedens von 1648, der den Evangelischen Religionsfreiheit gewährt, nicht anzuerkennen beliebt, so lange werden die Reibungen nur schwer zur Ruhe kommen. Weg auch mit tatsächlichen Rechtsverletzungen, wie Taufen von Konvertiten, Versagen notwendiger Zeugnisse, weg mit den Herabsetzungen der protestantischen Trauung, mit den Verunglimpfungen unserer Reformatoren, weg mit der Weigerung, den evangelischen Kranken Seelsorger ihres Bekenntnisses herbeizurufen, weg mit dem Sicheindrängen in gemischte Ehen, weg mit der Verleitung unmündiger Kinder, weg mit dem lieblosen Vorgehen bei Bestattung evangelischer Christen in der Diaspora! Wieviel böses Blut hat dies alles gemacht im Laufe der Jahre!

Freilich läßt sich nicht leugnen: es wird nicht bloß extra muros, es wird auch intra muros gesündigt. Die Protestanten müssen aufhören, die katholische Kirche als etwas Unberechtigtes, Antinationales zu betrachten, nachdem die göttliche Vorsehung es so gefügt hat, daß die beiden Konfessionen in Deutschland beieinander wohnen sollen. Wir dürfen auch drüben nicht alles als Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, als Nacht und Lüge hinstellen. Katholische Beamte für eine latente Gefahr des Staates zu erklären, ist doch ein starkes Stück. Auch die engen Fesseln, die unzeitgemäßen Beschränkungen, denen der katholische Kultus noch in einzelnen deutschen Gegenden unterworfen ist, können unmöglich dem Frieden dienen. Wie manches verletzende Wort, das nur um eines rhetorischen Effektes willen gesprochen wird, würde besser ungesprochen bleiben!

Wie viel wäre schon gewonnen, wenn man nur endlich einmal das Schweigen auf beiden Seiten lernen wollte!

Man hat ja wohl eingewandt: So gar schlimm ist die Sache doch nicht. Unsere Bevölkerung als solche ist durchaus tolerant. Zelotismus insbesondere ist keine Eigenschaft breiterer Volksschichten, und in unserem öffentlichen, wie in unserem gesellschaftlichen Leben kommen Protestanten wie Katholiken vorzüglich miteinander aus. Aber diese Schilderung trifft heute nur noch teilweise zu. Schon sind die Fälle nicht mehr vereinzelt, wo bei der Wahl des Arztes die Konfession den Ausschlag gibt. Da und dort fragt man bei Geschäften, Kaufläden, Hotels nach der Konfession der Inhaber. Sind es auch erst Anfänge, die Sache wird weiter gehen, das Ende ist der förmliche Boykott, der unvermeidlich ist, wenn nicht beizeiten der Riegel vorgeschoben wird. Soll gestritten werden, so rufe man und reize

auf zu dem edlen Wettstreit, bei dem sich beide Kirchen überbieten könnten, in wahrer Seelenpflege, in Verbreitung tiefer Religiosität, in treuer Erziehung und Belehrung der Jugend, in sorgfältiger Unterstützung der Armen, in uneigennütziger Pflege der Kranken, in ernstem Schaffen der theologischen Wissenschaft, in innerer und äußerer Hebung des gesamten Volkswohls. Nicht der Kirche gehört die Zukunft, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, sondern der, die den tiefsten Reichtum an werktätiger Liebe zu entfalten vermag.

Wer will uns hindern, Fühlung zu suchen, in großen oder kleineren Versammlungen zusammenzukommen und Zwiesprache zu halten über religiöse Verhältnisse und notwendige Fragen der Gegenwart? Aber nicht bloß in die Öffentlichkeit hinaus gilt es Friedenskörner als Saat auf Hoffnung zu streuen, sondern auch in den Familien, in den Schulen, in privaten Kreisen, wo immer sich Gelegenheit findet, sollten wir zum Frieden mahnen. Die Heilung des Schadens kann freilich nur langsam geschehen. Einen großartigen Umschwung über Nacht erwarten wir nicht. Aber auf eine Besserung der jetzigen Zustände hoffen wir. Es ist genug gehadert, genug gekämpft worden. Was sind heute die Früchte des Kampfes? Verstimmung, Verbitterung, Verkennung. Das Volk verlangt nach Frieden, und es braucht den Frieden. Und unsere Christenpflicht ruft uns dasselbe zu. Die Religion, die Pflegerin und Hüterin der Liebe und des Friedens, muß es heute erleben, daß mit Berufung auf sie zwei feindliche Lager einander gegenüberstehen. Wir wollen kein Kapitulieren. Jeder bleibe unter seiner Fahne. Aber die Kriegsfanfaren sollen verstummen oder wenigstens ihre Melodien wechseln. Das nationale und das religiöse Leben hat lange genug gelitten unter dem Kriegsgeschrei.

Die Stellung der evangelischen Christenheit zur römischen Kirche war im Laufe der Zeit nicht immer gleich. Die Anstrengungen des Dreißigjährigen Krieges hatten gezeigt, wie ernstgemeint die Spaltung war. Es war ein Ringen auf Leben und Tod, und zuletzt hatte keiner den andern überwunden. Eine lange Ruhezeit folgte, bis in unseren Tagen der Kampf aufs neue entbrannt ist. Daß dieser Kampf bisher unblutig verlaufen ist, das ist nicht das Verdienst der Hetzer, Schürer und Agitatoren.

Es ist noch nicht lange her, daß die vaterländische und die religiöse Begeisterung, die durch die Freiheitskriege hervorgerufen war, zahlreiche Norddeutsche und Süddeutsche, Protestanten und Katholiken zusammenführte und sie in der Liebe zu der wiedergefundenen irdischen und ewigen Heimat verband. In der Nachblüte unserer großen Dichtung, in unserer aufblühenden bildenden Kunst wurden protestantische und katholische Geistesgaben ausgetauscht. Die großen philosophischen Lehr-

gebäude, die auf Kant gefolgt sind, finden Nachahmung bei katholischen Forschern. Ja sogar da, wo sich der konfessionelle Gegensatz am unmittelbarsten und schneidendsten geltend machte, auf theologischem Gebiet, trat Fehde und Widerspruch zurück und Arbeitsgemeinschaft, Geistesgemeinschaft dafür ein; bei den besten deutsch-katholischen Theologen wohltuende Wärme und Innerlichkeit, Wahrheitsliebe und Geistesfreiheit, die so leicht Brücken zu dauernder, gegenseitiger Verständigung hätten abgeben können. Standen früher schon Claudius, Hamann und Jacobi auf das herzlichste mit katholischen Freunden in Münster, predigte Goßner, als katholischer Pfarrer den Rhein hinabziehend, bald in einer katholischen, bald in einer evangelischen Kirche, so lebt heute noch in vieler Mund der ehrwürdige Bischof Sailer von Regensburg, der, der Vertreter einer milden, christlichfrommen, evangelisch-katholischen Gesinnung, ein zweiter Fénélon an Gewissenhaftigkeit, Erlösungsverlangen, Liebe und Leben in Gott, sich über jede Erscheinung wahrhaft christlicher Frömmigkeit und praktischen Christentums herzlich freute, wo er ihr begegnete, und auch jenseits der Schranken der eigenen Konfession ihr gern die Hand reichte. In der Nähe und in der Ferne pflegte er mit Protestanten vielfach schriftlichen und persönlichen Verkehr, und so bahnte sich durch ihn ein näheres Verhältnis zwischen Gliedern beider Kirchen an. Noch ist die Sailer'sche Schule nicht völlig ausgestorben; aber argwöhnisch werden ihre Vertreter beobachtet, und man liebt diese Art nicht mehr.

Welches frische theologische Geistesleben bei dem edlen katholischen Münchner Philosophen Johannes Huber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein! Welches edle hochherzige Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, nach Versöhnung von Christentum und Kultur, nach Reform, sogar nach einer kirchlichen Wiedervereinigung, wovon der außerdeutsche Katholizismus nichts wußte! Man glaubte, man hoffte, daß diese Keime einer Wiedersammlung der deutschen Geister die Verheißung der schönsten Zukunft in sich trügen! Aber wie hatte man sich getäuscht! Ist alles umsonst gewesen? Ist es zu spät? Wir glauben nicht. Weg mit den pessimistischen Klagen! Eine Kirche, die Leute wie Tauler und Thomas a Kempis, Fénélon und Pascal, Sedlnitzky, Amalie von Lasaulx hat hervorbringen können, darf nicht als des göttlichen Geistes bar hingestellt werden. Noch fehlt es nicht an Geistesverwandten in beiden Konfessionen.

Die „Grenzboten" werden es der Sache willen entschuldigen, daß wir ihnen diesen beherzigenswerten Aufsatz entlehnen, um ihn in unsere Kreise zu tragen.

Die Waldschule.

Von **Anna Plothow**. Berlin.

Von einer Waldschule will ich erzählen.

Nicht von der in Alpel bei Krieglach, die moderne Kultur in den geheimnisvollen Schatten der stillen Waldberge trägt und den einfältigen Hirtenjungen zum brauchbaren Bürger des Volkes macht, die den Bauern in den Hinterwäldern nützliche Kenntnisse als Waffen für den Kampf ums Dasein gibt und an das Uralt-Bodenständige das Wissen von den neuzeitlichen Errungenschaften knüpft, so daß selbst im verborgensten Winkel der Steiermark frisches Gegenwartsleben und Zukunftsstreben erblühen kann. Meine Waldschule liegt draußen im Reich, nahe bei der Zweimillionenstadt Berlin. Zwar gehört sie nicht der Reichshauptstadt selber, wohl aber ihrer Nachbarstadt Charlottenburg, die so eng mit Berlin verwachsen ist, daß sich ihre Straßen in die der Metropole hinein verschlingen, wie ein Kind sich in die offenen Arme der Mutter schmiegt.

Charlottenburg, das vor gerade 200 Jahren als Sommerresidenz der Königin Sophie Charlotte begründet wurde, hat sich in dieser Zeit aus einem Schlößchen mit ein paar Dutzend Ackerbürgerhäusern zu einer regen Industriestadt mit zweimalhunderttausend Einwohnern entwickelt. Straßen reihten sich an Straßen und so nutzte ihm seine landschaftlich bevorzugte Lage zwischen Tiergarten und Grunewald und sein alter Ruf als Gartenstadt auch nichts mehr. Es hat seine engen, schlechten Wohnungen, sein Arbeiterproletariat und seine bleichen ungesunden Kinder wie jede andere Großstadt auch.

Aber Charlottenburg ist zugleich in der Lage, für jedes öffentliche Übel auch Abhilfe schaffen zu können, denn es ist die reichste Stadt Preußens. Seine schöne Lage zog immer reiche, vornehme Bewohner an, und später wurden all seine Felder und Gärten Bauland; und zwar Bauland für vornehme Straßen mit Villen und Prachtbauten.

Und noch einen anderen Vorzug hat Charlottenburg von altersher, den man nicht immer mit dem Reichtum vereint findet, den der Wohltätigkeit. Hochintelligente Bewohner, voran die Frauen, und ein sehr rühriger Bürgermeister haben aus dieser Neigung zum Wohltun W o h l f a h r t s p f l e g e gemacht, d. h. jene moderne Fürsorge, die weniger unheilbare Schäden heilen als ihre Entstehung verhüten will. So ist Charlottenburg stets auf dem Wohlfahrtsgebiet voran und so war es gerade hier, wo naturgemäß der langjährige Traum naturfreudiger Pädagogen, d i e W a l d s c h u l e, entstehen mußte.

Man hatte mit den armen kranken Kindern allerlei versucht, sie in Ferienkolonien und Bäder geschickt. Ein Erfolg war wohl da, aber

kein nachhaltiger; allzubald verlor sich die Ferienschminke von den blassen Wangen und die alten Leiden kamen wieder zum Vorschein. Charlottenburg war die erste Stadt, die sich für die gesundheitliche Erziehung der Schulkinder Helfer gewann, indem sie Schulärzte anstellte. Die rieten dazu, die kränklichen Kinder einmal für längere Zeit hinauszuschicken, und da diese dabei ihr mühsam erarbeitetes Wissen nicht verlieren sollten, so kam man zur Gründung der Waldschule.

Die Hauptstraße Charlottenburgs führt nämlich durch die Villenkolonie Westend direkt in den Wald hinein. Da auch eine Straßenbahn hier entlang läuft, so war die Beförderungsfrage leicht zu lösen. Zwar gehörte der Wald nicht der Stadt, sondern dem Fiskus, aber die Stadtverwaltung war weitherzig genug, eine Summe auszuwerfen und dem „Herrn Fiskus", der in Preußen sehr habsüchtigen Charakters ist, ein gutes Stück Grunewald abzupachten. Das wurde mit einem Drahtzaun eingegittert und eine Baracke darauf errichtet und die Waldschule war begründet. Man begann den Versuch im Hochsommer vorigen Jahres und dehnte ihn bis Ende Oktober aus und der Erfolg war ein überraschend guter. Kinder, die sonst dreißig Tage und länger im Semester gefehlt hatten, fehlten kaum zwei Tage beim Unterrichte und ihr gutes Aussehen, ihr munteres Wesen deuteten an, daß sie ihre Kränklichkeit überwunden hatten.

In diesem Frühling wurde nun der Versuch in größerem Maßstabe fortgesetzt. Es fand sich ein Wohltäter, der die Summe von 100.000 Mark für die Waldschule spendete, so konnten weitere Baulichkeiten errichtet und das ganze System ausgebaut werden. Die Stadt Charlottenburg hat inzwischen an einer anderen Seite ein eigenes Waldland erworben und dort wird später dann die Waldschule ein dauerndes Heim finden, respektive wird man eine zweite dort errichten.

Das Terrain der jetzigen Waldschule ist sehr günstig. Es liegt in den Ausläufern der sandigen Pichelsberge, hat also coupiertes Gelände mit Hügeln und Schluchten, mit freien sonnigen Plätzen und schattigen Gründen. Zwar ist es nur die schlichte märkische Kiefer, die darauf ihre grüne Krone erhebt und den Waldboden bedecken keine üppigen Farne und Moose, aber auf dem trockenen Sandboden wächst doch Gras, Brombeergebüsch mit den vielbegehrten süßen Früchten breitet sich aus und die zarten lila Glocken des Heidekrautes wachsen auf den Hügeln. Das Schulhaus besteht aus einer Wellblechbaracke mit zwei Klassenzimmern. Die Luft darin ist ebenso rein wie die Waldluft draußen, denn die Fenster stehen immer offen und auch durch die in der Decke angebrachten Ventilationen streicht die würzige Kiefernluft aus und ein. Auch ein Schmetterling gaukelt zuweilen zur Freude der Kinder herein oder ein vorwitziges Schwälbchen sucht die tan-

zenden Sonnenstrahlen im Winkel zu fassen, stößt mit dem Schnabel an die Wand und schießt dann wieder zum Fenster hinaus. Das Stillsitzen ist hier nicht schwer, denn die Stunde währt nur 45 Minuten; dann folgen 15 Minuten Pause; auch werden nie mehr als zwei Lehrstunden hintereinander gegeben.

Die zwei Klassen müssen für 120 Kinder ausreichen; aber man teilt sie nicht etwa wie drinnen in der Stadt zu 60 und 60 ein, sondern man unterrichtet sie in kleinen Gruppen von 15 bis höchstens 20. Nicht allein die Hygiene, auch die verschiedenen Unterrichtsstufen, von denen die Kinder kommen, machen diese Teilung notwendig. Natürlich werden Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet.

Manche Unterrichtsstunden wie Rechnen, Naturgeschichte werden bei gutem Wetter stets im Freien gegeben. Einer Rechenstunde hörte ich zu, die äußerst vergnüglich war. Der Lehrer stand an einen der Holztische unter den Bäumen gelehnt; die schwächsten Kinder saßen auf einem Holzbänkchen, die andern standen dicht gedrängt um ihn. Hei, das gab ein lustiges Fragen und Antworten und einen Wetteifer unter den Buben und Mädels!

Neben dem Schulhaus liegt eine an drei Seiten geschlossene Halle, in der bei Regenwetter gespielt und geturnt, sowie die zweistündige Mittagsruhe in Triumphstühlen gehalten wird. Bei warmem Wetter legen die Kinder allerdings ihre Wolldecke direkt auf den Waldboden. Den Klassen gegenüber ist eine rings offene Halle, die nur durch ein Dach gegen die Sonnenhitze schützt. Dies ist der Speisesaal und auch die schriftlichen Schularbeiten werden hier gemacht.

Ein zweites festes Haus endlich enthält die Küche und Vorratskammer und den Baderaum für Wannen- und Duschbäder. Für dies alles muß vorgesorgt sein, denn die Waldschule soll ja zugleich Erholungsstätte sein und sie behält ihre Schüler den ganzen Tag.

Des Morgens um 8 Uhr langen sie mit der Straßenbahn, die in der Nähe vorüberfährt, an. Dann bleiben sie den ganzen langen Sommertag draußen und kehren erst abends um halb 8 Uhr mit den Lehrern und Lehrerinnen gemeinsam zur Stadt und zu ihren Eltern zurück.

Wohl das Gescheiteste ist's, daß die Waldschule auch am Sonntag ihre Schüler beruft. Nicht zum Lernen zwar, sondern zur Andacht und zum Spielen im Freien. So entgehen sie der Gefahr, den Sonntag in den engen ungesunden Wohnungen zu verleben oder gar in Bierkneipen oder zu anderen schädlichen Vergnügungen mitgenommen zu werden. Dafür haben aber die Eltern das Recht, sie am Sonntag mit den Geschwistern zu besuchen.

„Nun weiß ich wenigstens, wo ich hingehe, nun hab' ich doch auch einen Sonntag im Waldesgrün," hat da neulich ein Vater zum Lehrer gesagt.

Ob die Kinder gern in die Waldschule gehen, braucht man nicht zu fragen, ihr regelmäßiges Kommen beweist es. Auch der Jubel, der einem entgegenschallt, wenn man nur die Gitterpforte zur Waldschule öffnet. Denn hier gibt es viel Spielzeit, und wie schön wird die ausgenützt! Die Lehrer und Lehrerinnen erzählten mir, daß sie nur vielleicht einmal am Tage ein gemeinsames Spiel veranstalteten, sonst die Kinder nach eigener Neigung spielen ließen, weil sie dabei augenscheinlich am glücklichsten seien. Es sei erstaunlich, wie sich ihre Phantasie dabei entfalte und ihre Fröhlichkeit zunehme.

Das ist um so bemerkenswerter, als es sich in der Waldschule doch um lauter kranke oder doch mindestens sehr schwächliche Kinder handelt, von denen viele infolge der steten Unterrichtsversäumnis auch geistig zurückgeblieben waren und von denen manche überhaupt erst das Lachen und Umherspringen lernen mußten.

Die Mädchen zeigen eine starke Vorliebe für Blumenpflege. In dem kleinen Garten, den sie sich angelegt haben, blühen bunte Sommerblumen. Die Zuckererbsen und Bohnen sind schon geerntet und sollen besonders schmackhafte Gerichte ergeben haben. Selbst einige Erdbeeren sind reif geworden. Da haben die Mädchen mancherlei gelernt, worüber sie auch gut Bescheid geben konnten.

In den Knaben, von denen viele Söhne von Bauarbeitern sind, regte sich die technische Geschicklichkeit. Sie haben an einem Hügelabhang „Gebirgszüge“ erbaut. Die Anlagen zeigten ein bewundernswertes Geschick. Nach einigen vom Lehrer hergeliehenen Abbildungen hatten sie ganz richtig den Grundstock des Gebirges geformt und die einzelnen Gipfel aus feuchtem Sand gebildet, der dann mit Rasen bekleidet war. So war der Kamm des Riesengebirges und das Bodetal im Harz dargestellt; ein großer glatter Granitstein, den sie im Walde gefunden, stellte den Hexentanzplatz dar. Es fehlte so wenig an richtigen Serpentinpfaden auf diesem Berge wie an Schluchten, Höhlen, Flußbetten und Wasserfällen. Selbst ein Schienenweg mit regelrechten Tunnels fand sich und oben auf den Bergen kleine aus Holz gezimmerte Bauten. Das Schönste bei diesem Spiel ist das Rauschen der Wasserfälle; man stellt es dadurch her, daß man den Inhalt einer Wasserkanne die steinige Schlucht hinabgießt.

Auch sonst regt der Umgang mit der Natur die Kinder zum Nachdenken an. Da kommt ein Knabe angesprungen und bringt dem Lehrer einen Stein mit Moosansatz und läßt sich erklären, wieso das Moos auf dem Stein wachsen konnte. Ein anderer wieder bringt einen Käfer und fragt nach Stamm und Art.

Und alle wissen etwas zu berichten. Sie haben das rotschwänzige Eichkätzchen gesehen, wie es auf einem Ast saß und Kiefernsamen ver-

zehrte, und sie haben die Ameisen beobachtet, wie sie Holzstückchen in ihren Bau trugen.

Ein kleiner Junge berichtet eifrig, daß mal dahinten im Wasserloch ein toter Hamster gelegen habe. Und die Mädchen versichern, daß sie jetzt ruhig Raupen angreifen könnten, ohne sich zu fürchten; sie wüßten nun, wie sie sich verpuppten und hätten auch schon bunte Schmetterlinge auskriechen gesehen. Und mit den Vögeln sind sie nun auch vertraut und freuen sich, wenn sie die Semmelbröckchen sich holen, die sie ihnen streuen.

Die Unterhaltung der Waldschule geschieht zwar aus städtischen Mitteln, doch müssen die Eltern nach ihrem Vermögen zur Beköstigung der Kinder beisteuern. Gutgestellte Handwerker und Arbeiter zahlen 60 Pfennig pro Tag und Kind, ärmere 30 Pfennig; für ganz Arme sind Freistellen vorhanden. Dafür erhalten die Kinder täglich einen Liter Milch, außerdem Frühstücksbrot, ein kräftiges Mittagessen mit Gemüse und Fleisch, Vesper und eine Abendsuppe. Manche Kinder haben denn auch schon eine Gewichtszunahme von 6 bis 8 Pfund aufzuweisen; bei anderen geht es langsamer, namentlich wenn sie die Erbschaft allzu schlechten Blutes von ihren Eltern überkommen haben. Aber wenn nicht gerade ein schweres organisches Leiden vorhanden ist, dürfte wohl ein wiederholter Besuch der Waldschule vom 1. Mai bis Ende Oktober genügen, um auch das schwächlichste Kind zu kräftigen.

Später wird man dann auch nicht erst die schwere Erkrankung der Kinder abwarten, um sie in die Waldschule zu senden, sondern ihr gleich bei der Einschulung die schwächlichen Kinder zuweisen, wodurch sich dann noch weit günstigere Resultate erzielen ließen.

Ja vielleicht wird die Charlottenburger Waldschule der Grundstein zu einer Reform des Schulwesens überhaupt. Zu einer Ausbreitung der Freilufterziehung, in der weitsichtige Pädagogen schon längst den einzigen Ausgleich für die von der Natur losgelöste Existenz des Großstädters erblicken, die Schulen hinaus an die Peripherie der Städte, in die Parks und Stadtwälder, damit die Jugend dort den verlorenen Zusammenhang mit der Natur wiedergewinnen kann.

Dresden ist bereits dem Beispiele Charlottenburgs gefolgt; dort hat ein reicher Mann seinen Park hergegeben, damit darin eine Freiluftschule errichtet werde. Welche deutsche oder österreichische Stadt folgt nun?

Wir brauchen starke Geschlechter, um den immer heißer werdenden Kampf ums Dasein in gutem Sinne zu kämpfen, und dazu stählen wir die Jugend in der reinen Luft unserer Wälder besser als in dem stickigen Dampf unserer Millionenstädte.

Das politische Schermesser.

Ein Zeitbild aus Österreich.

Unser altes Österreich, so oft in Gefahr zugrunde zu gehen, ist auf alle Weise schon gerettet worden. So lag einmal die Errettung des Vaterlandes in den Händen der Bartscherer. Ein Beweis der milden Gesinnung unserer Machthaber: Die Franzosen haben bei ihrer großen Revolution die Köpfe wegrasiert, die Österreicher bei der ihren nur den Bart. „Das Wilde abaputzen," wie der Wiener sagt, das haben nach 1848 die Bartscherer getan.

Solches erzählt uns Moritz von Angeli, ein alter Offizier, dessen Tagebuchnachlaß unter dem Titel „Wien nach 1848", mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung versehen, vor kurzem bei Braumüller in Wien erschienen ist. Dieses Buch schildert in ungezwungenen Plaudereien die politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zustände Wiens nach der Revolution, und zwar nimmt der Verfasser den traurigen Ernst am liebsten von der humoristischen Seite. Wir mögen es uns nicht versagen, zur Kennzeichnung jener Zeit aus dem Buch „Toiletteregeln" abzudrucken, ein Kapitel, in dem eben unsere eingangs aufgestellte Behauptung völlige Begründung findet. Also erzählt Oberst von Angeli:

Vor 1848 waren Schnurrbärte eine Seltenheit in der Zivilbevölkerung; Vollbärte aber, sowie langwallendes Haupthaar konnte man sich nur in Verbindung mit einem Schlapphute denken, und dann war der Träger solcher Abnormitäten nolens volens ein „Künstler", gleichviel ob er dichtete oder malte oder durch Reifen sprang oder nichts von alldem verstand. In jenen ruhigen Zeiten ging jeder glattrasiert seinen Geschäften nach und es galt als Unreinlichkeit, sich gegen diesen Usus zu versündigen; nur dem Backenbarte war ein vielfach beschränktes, bescheidenes Dasein gewährt. Das fast militärisch kurz gehaltene Haupthaar deckte ein mehr oder weniger glänzender „Zylinder", und wer diesen nicht zu erschwingen vermochte — so wie die unteren Stände überhaupt — fand es unter einer Schirmkappe ganz behaglich.

Nach den Märztagen änderte sich dies in überraschend kurzer Frist gründlich; die „Freiheit" äußerte sich zunächst in dem nur durch die natürliche Grenze eingeschränkten Wachstum von Haar und Bart; dies kostete nichts, verlieh dem Träger ein martialisches Aussehen und war außerdem auch noch sehr bequem. Die Furcht, als Reaktionär verschrien zu werden, wie nicht minder das eigene Gefallen an der „neuen Mode", veranlaßte schließlich auch die „Gutgesinnten", ihre Köpfe — soweit es die Verhältnisse eben gestatteten — durch einige Haarbüschel zu verzieren, während die hoffnungsvolle Jugend damals keinen größeren

Kummer kannte, als von Mutter Natur in der Entwicklung ihrer haarigen Mannheit nicht die gewünschte Unterstützung zu finden. Unfehlbare Universalmittel zur Erzeugung martialischer Bärte schossen mit einemmal wie Pilze aus dem Boden, wurden massenhaft gekauft — und hatten die ganz gleiche Wirkung wie die heutigen.

Völlig verfehmt war der „Zylinder“ als das Abzeichen freiheitsfeindlicher, reaktionärer Gesinnung. Günstigenfalls riskierte sein Träger, daß ihm das damals gehässigste Schimpfwort „Schwarzgelber“ ringsum in die Ohren gellte, wenn sich nicht etwa fortschrittliche Fäuste fanden, welche die hochaufstrebende Kopfbedeckung durch einen kräftigen Schlag auf das normale Maß freiheitlicher Anschauung herabdrückten. Gegen dieses summarische Verfahren gab es natürlich keinen Rekurs, keine Nichtigkeitsbeschwerde; der von ihm Betroffene mußte es ruhig hinnehmen oder des mehreren gewärtig sein. Alles, was in jenen Tagen auf „Gesinnung“ Anspruch erheben wollte, verschmähte jede andere Kopfbedeckung als den weichen Filzhut, wie ihn die Freiheitshelden aller Zeiten und auf allen Bühnen trugen. Je verknüllter der Filz, je breiter und wildherabhängender die Krempen, desto größer die Gesinnungstüchtigkeit des Trägers. Es ist überhaupt ein eigentümlicher Zug der modernen Freiheitskämpfer, daß sie sich mit Vorliebe ein mittelalterliches Exterieur zulegen und mit Attributen aus längst vergangenen Zeiten umgeben, welche doch für ihre völkerbeglückenden Ideen nicht das geringste Verständnis hatten, wohl aber bereit waren, alle derlei Agitationen auf kürzestem Wege mit Galgen und Rad anzuerkennen.

Doch wie dem auch sei — noch weit schneller als sie entstanden, verschwanden diese Abzeichen einer an sich wohl gerechtfertigten, aber auf pfadlose Irrwege geratenen Bewegung, als endlich die kaiserlichen Regimenter von allen Seiten heranrückten und Windischgrätz als Sieger in die Stadt einzog. Wie mit einem Zauberschlage vollzog sich da ein Wechsel der Szenerie, wie er selbst der modernsten Bühne unerreichbar ist. Lange Haare, struppige Bärte, Schlapphüte, Kokarden, Waffen, mit einem Worte jedes noch so unscheinbare Anzeichen einer Teilnahme an dem Befreiungskampfe waren wie in die Erde verschwunden. Die langen mit so wenig Respekt behandelten Zylinder erfreuten sich nun einer fast ehrfurchtsvollen Wertschätzung und erhielten in richtiger Würdigung der Motive, welche ihnen dazu verholfen, den bezeichnenden Namen „Angströhre“. Hutmacher und Barbiere machten glänzende Geschäfte, während jene spekulativen Kaufleute, die seit März die revolutionärsten Abzeichen an Mann gebracht hatten, nun in heller Verzweiflung vor ihren gefährlichen Warenlagern standen. Die sozusagen über Nacht eingetretene Metamorphose gab Wien ein derart verändertes Aussehen, daß selbst gute alte Bekannte nun Mühe hatten, einander zu erkennen.

Mitten unter diesen Schafen, die den Wolfspelz abgeworfen hatten, gab es aber doch auch solche, welche den Wechsel der Dinge entweder nicht begriffen oder eine Force darein setzten, ihm zu trotzen. Wer weiß, ein bißchen billiges Märtyrertum ist in keinem Falle zu verachten. Diese Armen im Geiste, diese Superpfiffigen, waren nun den uniformierten und nicht uniformierten Ordnungswächtern ein Wild, für das es keine Schonzeit gab. Wo immer sich im Gewühl der Großstadt ein „weicher Hut“ — es brauchte gerade kein „Kalabreser“ zu sein — wallende Locken, üppiger Bartwuchs, eine rebellische Kokarde blicken ließ, wo ein Sacktuch mit „verdächtig“ farbigem Rande aus der Tasche guckte, da stürzten sie wie Aasgeier auf den willkommenen Fraß. Ging auch ob dieser „Niederjagd“ anderes, weit wertvolleres Wild verloren, so hatte dies nichts zu sagen; man hing eben, wie herkömmlich, mit Vorliebe den kleinen Dieb und ließ die großen laufen, wenn nur der „Rebeller“ dingfest gemacht und ein Exempel statuiert werden konnte.

In letzterer Beziehung leistete man allerdings ganz Urwüchsiges, das man eigentlich komisch finden könnte, liefe einem nicht dabei die Galle über. Wahrscheinlich um einer allzu großen Anhäufung von „Arretierten“ vorzubeugen, oder auch um desto abschreckender zu wirken, war den Wachleuten die Freiheit eingeräumt, an den wegen gewisser Toilettegebrechen der Hand des Gesetzes Verfallenen die notwendige Remedur auf kurzem Wege ohne weiteres vorzunehmen.

Wer mit einem Vollbarte oder langen Haaren betroffen wurde, den führte der Polizeiwachmann sofort in die nächste Barbierstube und versicherte sich dort, daß der Inkulpat — natürlich auf eigene Kosten — nach der vorgeschriebenen Mode loyaler Denkungsart zugestutzt wurde; dann konnte er seinen Weg wieder fortsetzen! (Das Vaterland war gerettet.)

Dies klingt wohl schwer glaublich? Aber ich war persönlich Zeuge einer solchen „Arretierung“, der ein gar nicht übel gekleideter Herr am „Stock-im-Eisenplatze“ zum Opfer fiel. Manche lachten über eine solche Prozedur, die meisten aber ballten ob dieser schimpflichen Behandlung ingrimmig die Faust — im Sacke, denn die Atmosphäre war sozusagen mit „Spitzeln“ gesättigt und Kempen allmächtig.

Wie unangenehm für die Betreffenden der gewaltsame Eingriff in ihre Frisuren auch sein mochte, sie waren dennoch gewissermaßen im Vorteil gegen jene ihrer Gesinnungsgenossen, deren Kleidung keine Gnade vor dem alles nivellierenden Auge des Gesetzes fand. Denn hier war die Remedur nicht so einfach wie dort; man konnte den Inkulpaten doch nicht ohne weiteres in ein Kleidergeschäft führen und ihn dort vorschriftsmäßig adjustieren lassen; so etwas kostete Geld und hiezu war die p. t. Regierung nicht zu haben. Die auf frischer Tat Ergriffenen wurden also „zur Polizei“ geschleppt, wo sie, wenn in dem aufgenom-

menen Verhör keine anderen Sünden zutage kamen, entweder einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, bestenfalls aber ihren „radikalen" Geschmack mit einem entsprechenden Strafgelde büßen mußten.

Was einem auf diesem Wege alles passieren konnte, zeigt ein Vorfall, der einen gelungenen Vorwurf zu einem frohgemuten Einakter abgeben könnte und post festum auch große Heiterkeit hervorrief, zur Zeit als er sich abspielte, aber den hievon Betroffenen sicher sehr wenig belustigte.

Einer meiner Bekannten — Beamter im Grundbuchsamte — gehörte auch zu jenen, die voller Ingrimm behaupteten, es stehe niemand zu, ihn in dem zu bevormunden, was sein rein persönliches, natürliches Recht sei. Er könne sich Haar und Bart ebenso nach Belieben wachsen lassen, wie etwa die Fingernägel; die Form seines Hutes kümmere nur ihn allein, und was dergleichen weit vom Schuß geleistete Rodomontaden mehr. Endlich aber gab doch auch er — so wie alle — klein bei, ließ sich auf dem Wege nach seinem Bureau den Bart abnehmen und wollte gleicherart seinen Hutmacher aufsuchen, um dort den Umtausch des rebellischen Rundhutes gegen einen wohlgesinnten Zylinder zu bewirken. Anfänglich ging alles vortrefflich. Aalglatt rasiert und auf das konservativste frisiert, fühlte Freund X. nun auch sein k. k. Beamtenbewußtsein wieder in voller Kraft sich regen und stolzierte gemessenen Schrittes über den Burgplatz und den Kohlmarkt nach seinem „Amte" am „Alten Fleischmarkt". Doch bevor er noch seines Schlapphutes ledig geworden war, ereilte ihn das Verhängnis in Gestalt eines Polizisten, der ihm in unverfälschtem Libussadeutsch zuraunte: „Kummens mit!" Was war zu tun, als, um kein Aufsehen zu erregen, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten. Vor dem diensthabenden Polizeikommissär war es Herrn X. ein Leichtes, sich zu legitimieren und sowohl aus Kollegialität als auch weil mit Rücksicht auf sein frisch rasiertes Gesicht die beabsichtigte konservative Metamorphose glaubwürdig erschien, freien Abzug zu erhalten.

Selbstverständlich trachtete er nun der verdächtigen Kopfbedeckung baldmöglichst los zu werden und ging daher hastigen Schrittes durch die „Tuchlauben" seinem Ziele zu. Aber vielleicht ebendies, jedenfalls aber der unglückselige Rundhut, erregte am „Hohen Markt" den Spürsinn eines dort placierten „Stehpostens". Wieder ertönte es: „Kummens mit!" und wieder mußte der so „Gestellte", seiner eindringlichen Versicherung ungeachtet, daß er ja eben „von dort komme", aufs Kommissariat. Nach längerem Warten, denn er war ja beileibe nicht der einzige, empfing ihn der Gewaltige mit halbem Lächeln und bedeutete dem Wachmann, daß der Herr schon einmal da gewesen sei und daß man ihn ungehindert ziehen lassen könne.

Wenn sich jetzt in Herrn X. die Galle regte, war dies nicht zu wundern, denn, abgesehen von allem anderen, hatte die zweimalige „Einladung" viele Zeit in Anspruch genommen, die „Bureaustunde" war fast schon überschritten und der Bureauvorstand seit „Wiedereinführung geordneter Zustände" in diesem Punkte überaus empfindlich. In Anbetracht dieser Umstände verzichtete Freund X. auf die Intervention seines erbgesessenen Hutlieferanten, sondern beschloß, sich beim ersten besten Hutmacher eines tadellos gesinnten Zylinders zu versichern, der ihm freie Bahn nach seinem Bureau gewährleisten würde. Vorsichtig — wie er meinte — benützte er bei seinem Abgange aus dem Polizeihause diesmal nicht den auf die „Tuchlauben" führenden Hauptausgang, sondern wählte die rückwärtige gegen den Petersplatz gelegene Türe, wo er ganz in der Nähe einen Hutmacherladen wußte. Springenden Schrittes enteilte er den unwirtlichen Hallen, umkreiste die Peterskirche — und lief einem gerade vom „Stehdienste" zurückkehrenden Wachmanne in die Hände. Zum drittenmal tönte ihm nun das fatale „Kummens mit!" in die Ohren; wieder versicherte er dem „Auge des Gesetzes" hoch und teuer, wie er schon zweimal das läuternde Feuer des Kommissariates passiert habe und nun eben im Begriffe sei, in dem nur wenige Schritte entfernten Laden einen Zylinder zu kaufen — alles war vergebens. Der charakterfeste Tscheche kannte nur seine Dienstvorschrift und diese forderte die unnachsichtliche Festnahme jedes Umstürzlers: „Se habens Kalabrese, sans Radikale, kummens mit!" Es half absolut nichts, der unglückliche X. mußte abermals den sauren Gang antreten, wieder unter einem unqualifizierbaren „Parterre von Arretierten" endlos lang antichambrieren, bis er angesichts jenes Kommissärs gebracht wurde, der ihn schon zweimal als „unverdächtig" entlassen hatte und nun mit unverhohlenem Staunen wieder vor seinem Forum sah. Das bemitleidenswerte Opfer strammen „Sicherheitsdienstes" aber war nachgerade an jener Grenze angelangt, jenseits welcher die absolute „Wurstigkeit" beginnt. In entschiedenster Weise erklärte er dem Kommissär, daß er das Amtslokal nur mehr unter Bedeckung eines Wachmannes verlassen werde, der ihn bis zu dem Kaufladen irgendeines Hutmachers begleiten würde, denn anders sähe er keine Möglichkeit, an diesem Tage noch sein Bureau zu erreichen. Dieses Verlangen wurde auch erfüllt; X. kam endlich zu seinem Zylinder und hat wohl seitdem keinen Rundhut mehr getragen.

Ein seltener Mensch.

„Jene wenigen Auserwählten des Glückes, jene sporadisch, vielleicht alle Jubeljahre einmal in aller Herren Ländern auftauchenden Erscheinungen, bei denen sich sprühender Geist mit seltenem Wissen und tiefem Gemüt paart, sollten zum Wohle der Menschheit der Begünstigung zuteil werden, ewig zu leben."

Das war der Gedanke, welcher mich bewegte, als ich Kenntnis erhielt von dem Tode eines Mannes, der mir wie Ihnen, lieber Heimgärtner, ein Menschenalter hindurch nahestand. Ich spreche von Zacharias Konrad Lecher, dessen Lebenslaufbahn am 28. April d. J. überraschend schnell zum Abschlusse kam. Das „überraschend schnell" soll nicht etwa so verstanden werden, daß er durch Absicht oder Unvorsichtigkeit sein Ende förderte. Er war im Gegenteil ein Lebenskünstler, der es, wie selten ein zweiter, verstanden hat, dem nichts weniger als dornenlosen Pfad seiner irdischen Laufbahn die besten Seiten abzugewinnen, der gern lebte, sich — ich möchte fast sagen — die unverdorbene Kindlichkeit, die Freude an der Natur, an der Kunst, an allem Guten, Schönen und Edlen bis in das hohe Alter hinein zu wahren wußte und das Leben ohne Übermut genoß; er lebte gerne.

Nach Lechers Tode haben Sie mich aufgefordert, für die Spalten Ihres Blattes eine kleine Skizze über diesen seltenen Mann zu schreiben. Ich willfahre Ihrem Wunsche gerne, aber eine gewisse Zaghaftigkeit hat mich bisher immer veranlaßt, die Erfüllung desselben hinauszuschieben; einerseits fragte ich mich bange, ob ich der Aufgabe wohl auch gewachsen sei, Ihnen ein Bild des Mannes zu entwerfen, dessen Können, Wissen und Fühlen mir stets ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, anderseits tat es mir leid, einem anderen diese Aufgabe zuteil werden zu lassen, weil ich weiß, daß die Zahl derjenigen, welche Zacharias Konrad Lecher nach seinem vollen Werte zu würdigen wissen, keine große ist. Und ich würde bedauern, wenn jemand, der ihn nicht so gut gekannt wie ich, ein Bild von ihm entwerfen wollte, welches der Wirklichkeit nicht genau entsprechen würde, ihm vielleicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Schließlich glaube ich, einen Ausweg gefunden zu haben, indem ich den biographischen Daten, welche Ihnen den Lebenslauf Lechers zeigen sollen, Zitate aus Briefen und Feuilletons hinzufüge, die sich in meinem Besitze befinden. Erstere sind zu den verschiedensten Zeitepochen im Laufe voller dreißig Jahre an mich gerichtet und tragen vielleicht dem Gemütsleben Lechers, welches seiner oftmals rauhen Außenseite wegen für das Gros der Menschen verschlossen blieb, am meisten Rechnung. Die Feuilletons, deren Zahl eine äußerst namhafte ist, habe ich im Laufe dreier Dezennien gesammelt. Sie zeigen

die Vielseitigkeit seines Wissens, die Meisterschaft seines Stiles, die Logik seiner Denkungsweise. Während ich diese Zeilen an Sie richte, sehe ich nicht nur im Geiste den markigen Charakterkopf, die gedrungene, mittelgroße, breitschulterige Gestalt, die geistsprühenden, blauen Augen des alten Mannes mit der Feuerseele vor mir, sondern es richten sich auch meine Blicke auf ein Bild von ihm, das auf meinem Schreibtische steht und in seiner lebensfrischen Ähnlichkeit dagegen Protest zu erheben scheint, daß er von uns gegangen für immer!

In wenigen Worten sei Ihnen der äußere Lebenslauf des Mannes erzählt, welcher fünfzig Jahre hindurch zu den Koryphäen der österreichischen Journalistik gehört hat und der, undankbar wie die Menschheit nun einmal ist, von dieser von dem Moment an vergessen wurde, in welchem er sich ins Privatleben zurückzog und aufgehört hat, vermöge seiner einflußreichen Stellung den zahllosen Wünschen Rechnung zu tragen, die an sein Können und Wollen gestellt wurden.

Zacharias Konrad Lecher war ein Sohn der Berge, für die er auch sein Leben lang eine große Vorliebe behielt. Im Jahre 1829 wurde er zu Dornbirn in Vorarlberg als Sohn eines Arztes geboren, wuchs in verhältnismäßig einfachen, halb ländlichen Verhältnissen auf, über die er auch in späterer Zeit häufig und gerne sprach, was mehrfach zu der Anschauung beitrug, daß ein Stück Bauernnatur in Lecher stecke. Ich möchte das nur bedingt zugeben; aus der Kindheit hat er sich jedenfalls seine außergewöhnliche Vorliebe, sein feines Verständnis, seine scharfe Beobachtungsgabe für die Natur im allgemeinen, für das Landleben im besonderen in das reife Alter mit herüber gebracht, aber mit diesen Eigenschaften, deren Keim, wie gesagt, in der Umgebung seiner Kindheit, in dem Milieu zu suchen ist, in welchem er aufgewachsen, paarte sich eine Vornehmheit der Gesinnung, eine uneigennützige Mißachtung des eigenen Vorteils, wie man dieselbe nur bei jenen wahren Aristokraten des Geistes findet, die, Gott sei es geklagt, im praktischen und nüchternen 20. Jahrhundert bald zu den sagenhaften Erscheinungen aus fernabliegenden Tagen gehören werden. Lecher war viel zu sehr Phantast und Idealist, um eine echte Bauernnatur zu sein; wenn auch die guten Eigenschaften des Bauers ihm anhafteten, der nüchterne praktische Rechensinn desselben hat ihm beispielsweise vollständig gefehlt.

Zacharias Konrad Lecher betrieb medizinische und naturwissenschaftliche Studien an den Universitäten von Innsbruck und München. Er zog im Jahre 1848 mit der Innsbrucker Studentenlegion an die italienische Grenze, war eine Zeitlang Amanuensis am Zootonischen Institut in München und kam zu Beginn der Fünfzigerjahre nach Wien. Von da an widmete er sich der journalistischen Laufbahn; zuerst

beim „Wanderer“, später bei der „Donauzeitung“, die Ernst von Schwarzer, dessen Tochter Lecher dann heiratete, begründet hatte. Zu Ende der Fünfzigerjahre wurde er Mitarbeiter der von August Zang gegründeten „Presse“, ging für die Dauer einiger Jahre zur „Neuen Freien Presse“ über, als diese ins Leben trat, und kehrte im Jahre 1868 zur alten „Presse“ zurück, bei welcher er bis zu deren Auflösung, 1896, zuerst mit in der Redaktion, später als Chefredakteur tätig war. Dann trat er ins Privatleben und verkehrte eigentlich nur mehr im Kreise seiner Familie und mit wenigen auserlesenen Freunden. Lecher war einer der Gründer des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia“, Gemeinderat des 3. Bezirkes in Wien und Anreger dessen, daß zu Beginn der Achtzigerjahre infolge eines Feuilletons, welches er schrieb, der Verein „Carnuntum“ ins Leben trat. Seine Frau, welche ebenfalls schriftstellerisch tätig war,*) ist ihm im Tode einige Jahre vorangegangen. Seine Kinder sind lauter tüchtige Menschen geworden, welche sich gesicherter Lebensstellungen erfreuen. Trotz seines harmonisch ausgeklungenen Lebensabends hat er viel Ernstes durchgemacht, was wohl manchen anderen, der nicht seine phantastische Frohnatur besessen, veranlaßt haben würde, die Flinte ins Korn zu werfen. Er war aber so sehr Sanguiniker, daß er über die Schattenseiten des Lebens hinwegsah und sich nur am Lichte erfreute. Er hatte leichten Sinn, ohne dabei leichtsinnig zu sein, und er war nebst allem ernsten, gediegenen Wissen, ohne Dichter zu sein, ein poetisches, feinfühlendes Gemüt. Zur Beglaubigung dessen, was ich da ausspreche, gestatten Sie mir, aus einzelnen Briefen aphoristisch und unzusammenhängend, Ihnen Stellen anzuführen, die vielleicht besser als die längste Charakteristik die Gemütsseite Lechers kennzeichnen; so schrieb er mir z. B. vor Jahren:

„Können Sie wirklich glauben, daß ich irgend wen immer seines religiösen Glaubens, seiner Herzensüberzeugung wegen verspotten, auch nur durch die kleinste ironische Glosse verletzen könnte? Und schon gar jemanden, von dem ich nicht erst seit heute, sondern schon seit Jahren voraussetze, daß seine Herzensreligion ihm der Anker im wilden, rauhen Sturm des Lebens geworden?“

„Wir Zeitungsmenschen werden durch die Übung des Geschäftes, durch den Zwang im Verkehr mit Politikern und Diplomaten erfahren zu müssen, was diese nicht sagen wollen, wie alte Kriminalrichter gewandt im Kombinieren und Erraten.“

In einem späteren Briefe heißt es:

„Was ist Glück? Das Glück ruht im Herzen. Dem einen bringt Entsagen Glück, dem anderen, jenem von der vulkanischen Art, bietet

*) Siehe Luise Lecher in früheren Jahrgängen des „Heimgartens“.

sich das Glück, indem er danach ringt, ohne die Chancen des Mißlingens zu achten. Die Energie des Empfindens liegt bei manchem in der Stetigkeit, nicht in wildem Sturm und Drang der Leidenschaft, und das ist ja auch eine Bürgschaft zufriedenen Herzensglückes. Wohl ein recht relatives Glück, dieses Glück der Resignation und des Hoffens der endlichen Einlösung des langsichtigen Wechsels, denken Sie: der gute Mensch predigt da wirklich wie ein Kapuzinerguardian, der er gerne sein möchte, über Dinge, die er noch viel schlechter versteht als seine langweilige Politik. Vielleicht haben Sie damit Recht, vielleicht aber versteht ein Mann von diesem Zeug doch auch ein bißchen etwas, der auf der Jagd nach dem Glücke, das er sich mit großer Hartnäckigkeit zu eigen zwingen wollte, auf manchen Irrwegen gegangen, in manchen Moorbruch geraten ist und auf manchen Felsen sich verstiegen hat, um zuletzt mit noch jungem Herzen im Nothafen der Resignation einzulaufen. In der Offenbarung der Liebe liegt das Glück, sei diese nun ein stilles Feuer, an dem man den Kochtopf wärmt und die Suppe gar kocht, sei sie die Flamme der Seele, sei sie ein verzehrender Glutbrand der Leidenschaft, je nach Veranlagung des Erdengeschöpfes, über das sie gekommen; sie bleibt doch das Glück in diesem irdischen Jammertal und alles andere ist Brimborium; befriedigter Ehrgeiz, materielles Wohlergehen, geistige Schwelgerei in Wissenschaft und Kunst, ja sogar blaugesottene Forellen, sie alle müssen vor diesem Köhlerglauben aus der Märchenwelt und den Kindertagen der Menschheit bescheiden in den Hintergrund treten Pardon, Köhlerglaube — es ist nicht bös gemeint; das ist der helle Neid eines Philosophen, der sich über die Grenzen menschlicher Erkenntnis keiner Täuschung hingeben kann, ehrlich überzeugter Frömmigkeit gegenüber die im Koran, Talmud oder Neuem Testamente ihren Stab und ihren Trost gefunden."

Räumliche Beschränkung läßt es unmöglich erscheinen, eine Fülle solcher und ähnlicher Stellen anzuführen, welche geeignet sind, das reiche Gemütsleben Lechers zu charakterisieren. Halte ich Umschau unter der Menge Feuilletons, bei deren Lektüre mir das Bild des Dahingeschiedenen in voller Lebensfrische entgegentritt, so finde ich die verschiedenartigsten Themata in seltsam geistvoller Weise behandelt. Bald schreibt er über „Goethes Säkularfeier in Weimar", über „Georg Ebers Roman ‚Der Kaiser'", über den „‚Gottsucher' von Rosegger", über „das überschwemmte Welschland", über „die Buchdruckausstellung", über den „Semmering" und „Schöntalers neueste Waldidylle", dann wieder über „die Stadterweiterung von Berlin und Wien", über „das Maskenfest im Künstlerhaus", über „die Samojeden im Orpheum", über „Wallfahrten, über „Graf Harry v. Arnim", über „die Nihilisten von 1848", über „Vorarlberger Landschaften", über „Hermann Schmid und seinen Kanzler von

Tirol", über „die Pustertaler-Bahn", über „Leopold Kompert", über „russische Gefängnisse", über den „Arlberg" u. s. w. Die Vielseitigkeit der Themata, welche Lecher beherrschte und meisterhaft behandelte, ist geradezu verblüffend und in Naturschilderungen wird nicht bald, soweit die deutsche Zunge reicht, ein zweiter es ihm nachmachen können. Wie reizend schildert er beispielsweise einen Ausflug an den Wannsee bei Berlin, welchen er in den Achtzigerjahren anläßlich einer Berufsreise in die Spreestadt unternommen:

„Sonnwendzeit war's. St. Johannistag, als im deutschen Süd lustige Feuer auf Bergeshöhen und Waldvorsprüngen die hereinbrechende Nacht erhellten, das Jungvolk im Reigentanz um die Flammen schwebt und Paar um Paar über die Lohe springt. Sonnwendtag! Mittsommernacht, und ich sollte dieselbe verbummeln, nicht wenigstens durch Träume in Busch und Hag, wo Glühwürmer durch die linden Lüfte flattern, an das Funkensprühen der Johannisfeier meiner allemanischen Jugendheimat mich erinnernd! Eine Mittsommernacht auf der Wirtshausterrasse, am geräuschvoll lebendigen Potsdamerplatz oder unter dem Zeltvordach des Kaiserhofes hinter dem Bierkrug und dem Grogglas, in laut angeregter Kumpanei! Das wäre gotteslästerliche Freveltat! Ich wallfahrtete hinaus ins freie Land, dorthin, wo auch der Berliner eine Gegend hat, und zwar wie ich erfahren sollte, eine wundersam reizvoll schöne, an den Wannsee.

Eigentlich ist der Wannsee eine große Bucht der Havel, durch ein vorliegendes Eiland halb abgeschlossen von dem mehrere Meilen lang sich erstreckenden Seebecken, in welches der Fluß nord- und südwärts von Potsdam ausgeweitet erscheint. Es liegt dort an der Havel und östlich an der Spree, in Waldhügelzüge und Waldauen eingebettet, ein überreiches Geäder von Wasserflächen, die zusammen an Ausdehnung sämtlichen Seen unseres Salzkammergutes kaum nachstehen. Sie würden, dank der bizarren Zeichnung ihrer Uferumrisse, welche bei jeder Kahnwendung mit neuen Perspektiven überraschen, in einem landschaftlich besser als des Deutschen Reiches Streusandbüchse beleumundeten Gau ihre große Anziehungskraft auf das naturschwärmende Touristenvolk ausüben. Hätte Wien solche Seen im Marchfelde, die Hälfte der Ausflügler, die es jetzt alle in die Berge zieht, möchte sich ihnen zuwenden. Die Berliner freilich werden die Naturschönheiten, die vor den Außenwerken ihrer Stadt ausgebreitet liegen, erst voll und ganz zu genießen wagen und zu würdigen vermeinen, wenn ihnen irgend ein unfehlbarer Papst des guten Geschmackes das „tolerari potest" literarisch verbrieft hat. Zum naiven Genuß der noch nicht mit dem Doppelstern ausgezeichneten Naturschönheiten ihres engeren märkischen Vaterlandes ist der Durchschnittsberliner viel zu wohl gedrillt aus seinen guten Schulen hervorgegangen. Zur vollen Wertschätzung solch „intimer Landschaften" wie diese wundervollen

Wasserpartien im Seegeäst der Havel gehört entweder ein feingeschultes Künstlerauge oder eine Unmittelbarkeit der Anschauungsfreude, die noch nicht im Kern angekränkelt ist, durch den Schlagwortblödsinn, welchen in sonst ganz ertragbar vernünftig konstruierten Gehirnen die unverstandenen Bezeichnungen „pittoresk und romantisch" vollführen.

Deshalb bleibt der Wannsee in einer mondklaren Mittsommernacht doch schön und selbst der Weg dahin durch ein Stück der Reichsstreusandbüchse ist anmutiger, als ein von Haus her gutgewöhnter Gast vermuten mag. Hat man einmal die grünumfriedeten Landhäuser der Vororte mit ihren waldrebenumsponnenen Giebeln und Erkern, ihren jasmin- und rosendurchdufteten Gartenparterres und ihren dichtästigen, blütenübergossenen Linden hinter sich, steigt die Chaussee mäßig an.

Wohlbestellte Ackerbreiten, dazwischen ab und zu eine Baumgruppe am Wegraine, strecken sich rechts weit hin bis zum niedrigen Hügelkamm, der das Seefeld abschließt. Spärlich sind die Gehöfte auf dem wenig nährsamen Boden verstreut; klein die räumlichen, aber prosaisch kahlen Dorfanlagen an der Heerstraße. Stände das Korn dichter in der Furche, wären die Bauernhäuser behäbiger in ihrer Anlage und rührten nicht die vielen Windmühlen auf dem Hügelrücken ihre Riesenarme, man könnte sich auf das mittelfränkische Plateau, auf die bayerische Hochebene versetzt glauben. Endlich hinter Zehlendorf nimmt uns der Wald auf; ein magerer Kiefernbestand, mit Birken und Eichen besäumt, ohne Unterholz zwischen den Bäumen, ohne das üppig wuchernde Blütengestäude unserer heimischen Laubholzberge. Eine die spärliche Bodenkraft rationell ausnützende Waldhegerei duldet keinen unnützen Zehrer; nur ab und zu unterbrechen ein paar Farrenwedel das Gelbbraun des Sandgrundes. Die Straße senkt sich, die Luft atmet sich feuchter ein, der Baumwuchs wird üppiger, saftiges Laubholz verdrängt die Kiefer; eine scharfe Wendung des Wagens, etliche Schritte vorwärts und die Wellen bespülen den Wegrand.

Weithin leuchtet im Glutgold der sinkenden Mittsommertagssonne der See auf. Kühlende Nebel steigen empor, im Wald wird's finster, ein leises Lüftchen spielt im Gehänge der Birke und im Buschwerk schmettert die Nachtigall. Der Mond kommt hinter Bäumen hervor ...."

Wer Lecher nur in seiner Redaktionstätigkeit, zuerst in der Gärtnergasse, später in der Berggasse kennen zu lernen Gelegenheit fand, der dürfte sichs nimmer haben träumen lassen, wie er ein ganz anderer war, wenn er den Redaktionsärger von sich abgeschüttelt, bei dem er manchmal recht gewaltig und schonungslos, aber immer gerecht dreinwettern mochte, und in Gottes freier Natur leben, oder sich mit feinstem Verständnis einem Kunstgenusse widmen konnte. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß Lecher das lebendige Konversationslexikon gewesen ist und es kein Feld der Wissenschaft und Kunst gegeben, in welchem er

nicht wohl beschlagen gewesen wäre, in dem man nicht hätte von ihm lernen können; dabei war ihm die so seltene Eigenschaft angeboren, mit seinem Wissen nie zu prahlen, sein Licht nie in den Vordergrund zu drängen. Im Gegenteil! Er hat sich sein Leben lang in den Schatten gestellt und ist deshalb nie nach seinem vollen Werte gewürdigt worden. Ein oft recht lästig zutage tretender Fehler mancher Geister ist es, daß sie keine Polemik dulden, keine andere Anschauung gelten lassen als die ihrige und jedem anderen die Überzeugung aufdrängen wollen, daß sie allein klug und weise sind; von diesem Fehler war Lecher frei. Er ließ mit sich reden und hatte auch Duldsamkeit und Milde für andere Meinungen; es gehörte zu den lehrreichsten Genüssen, sich mit ihm in eine Polemik einzulassen, bei der man immer Gelegenheit zum Lernen fand. Er war ein durchaus bescheidener, einfacher Mann trotz seines leuchtenden Geistes und das erhöhte den Zauber seines Wesens.

Würde er noch unter den Lebenden weilen, würde er noch eine Machtstellung einnehmen, so könnte man vielleicht den Verdacht hegen, meine Worte rühmender Anerkennung seien so echt menschlich mit dem Hintergedanken zu Papier gebracht, daß mir irgend ein Vorteil daraus erwachsen könne. Dem Toten aber Lob zu spenden, das wird man doch wohl dürfen, ohne sich solch häßlichem Verdachte auszusetzen. Es ist nur ein Akt der Huldigung, der jenem Geiste, jenem edlen Herzen gilt, welches für immer dem Reiche des Schattens anheimgefallen, ein Akt der Huldigung, der sich mit dem Wunsche paart, der Menschheit zu erzählen, daß es zuweilen doch noch Menschen gibt, die gekannt zu haben sich der Mühe verlohnt, die Freunde genannt haben zu dürfen, man mit wehmütigem Stolze als Glück empfindet, deren Andenken heilig zu halten ein Gebot des Herzens ist, das man in Liebe erfüllt, als einziger Tribut, der über das Grab hinaus reicht.

Max v. Weißenthurn.

Leichenzeug.

Eine Umschau am Totenfeste.

Von Professor D. Dr. R. Freybe in Parchim.*)

Eine alte bedeutungsvolle Sitte, welche dem Vergessen des Allergewissesten, des Todes, wehren sollte, war die, daß man noch in gesunden, lebensfrischen Jahren, „ehe die bösen Tage herzutreten“, sich den Sarg oder auch das Leichenhemd anfertigen ließ, in welchem man begraben werden wollte. Ganz ausgestorben ist diese ernste Sitte auch heute noch nicht, doch erscheint sie wohl sehr vereinzelt, und der

*) Aus der vorzüglichen Zeitschrift „Das Land“, Berlin. Dort unter dem Titel „Eine alte bedeutungsvolle Sitte“.

Verfasser würde allen Lesern sehr dankbar sein, wenn sie ihm weitere Belege aus ihrem Heimatkreise, sowohl für die Anfertigung des Sarges wie für die des Totenkleides bei Lebzeiten, geben wollten! Was er selbst davon weiß, möchte er hier zur Anregung für andere mitteilen.

So wird von Wunibald, dem Verwandten und Gehilfen des heiligen Bonifatius und Abt von Heidenheim, berichtet, daß der Sarg, der für seinen Leichnam bestimmt war, manches Jahr in der Klosterkirche stand (Vita Wunibaldi s. 19, p. 169). Der Anblick des Sarges sollte ihn täglich an die Nähe des Todes mahnen, der im Jahre 751 erfolgte, wo dann die Leitung des Klosters Heidenheim an die heilige Walpurgis überging, die unser Volk so dankbar in Geschichte und Sage feiert. Und dieser des Todes täglich gedenkende Abt Wunibald war ein sehr fröhlicher Mann, bei dem das Gedenken des Todes nicht in Widerspruch stand mit der berechtigten und von Gott gewollten Freude am Leben.

Ebenso jener Hans von Geroldseck, von welchem die Zimmerische Chronik (I, 349) berichtet: „Der hatte einen Totenbaum, darin er nach seinem Ableben gelegt zu werden begehrte, stets in seiner Schlafkammer neben seinem Bette stehen." Der „Totenbaum" ist der alemannische Ausdruck für Sarg; diesen machten die Deutschen in vorchristlicher Zeit einfach aus einem Baumstamme, indem sie ihn durchsägten die eine Hälfte aushöhlten und die andere als Deckel benutzten. Das waren die eigentlichen Baumsärge oder Totenbäume. Dieser Name hat sich z. B. im Schwarzwald bis auf unsere Zeit erhalten, wie er u. a. in den Erzählungen von Hansjakob wiederkehrt.

Auch von Nikolaus von Amsdorf, dem exul Christi und Zeitgenossen Luthers, wird berichtet, daß er seinen Sarg stets vor seinem Bette stehen hatte, so daß er im Ein- und Austreten ihn habe berühren und sich seiner Sterblichkeit habe erinnern wollen, so oft er zu Bett gegangen oder aufgestanden sei. So erzählt noch Scriver in seinem Seelenschatz (III, 5. Teil, Predigt 15) und daselbst auch von einer Greisin, welche in ihrem achtzigjährigen Leben nicht einmal recht krank gewesen, daher man hätte denken mögen, daß sie desto mehr Furcht vor dem Tode hätte haben sollen; allein sie ließ sich zehn Jahre vor ihrem seligen Heimgang ihren Sarg verfertigen, Kissen und Polster darin legen, und hielt zuweilen, sonderlich an hohen Festtagen, ihre Mittagsruhe in ihrem Sarge.

Einen Studenten, berichtet Scriver, hatte eine Verwandte von Kindesbeinen an gewöhnt, in einem Sarge zu schlafen, damit er sich mit stetiger Erinnerung des Todes in den Schranken der Furcht Gottes halte.

Die heroische Sitte, den Sarg, in dem man begraben sein wollte, schon bei Lebzeiten neben dem Bette stehen zu haben, übte übrigens noch in neuerer Zeit eine mehr als neunzigjährige Greisin in Bremen.

Von Kaiser Maximilian I. wird erzählt, daß er auch auf seinen Reisen seinen Sarg mit sich führte.

Bekannt ist, wie die mit Sturm und Not vertrauten Halligbewohner sich bei Zeiten auf den Tod vorbereiten. Sie haben ihre Särge oft lange genug bereit stehen. Ja, es kommt wohl vor, daß sich Leute daran gewöhnen, ihr Nachmittagsschläfchen im Sarge zu halten; so vertraut sind sie mit dem Gedanken an den Tod, ohne daß sie selbst darin etwa eine heroische Sitte sehen.

Auch in Mecklenburg, besonders im Südwesten des Landes, pflegte man sonst den Sarg, die sogenannte Rustkist (von ruste, Ruhe) lange vor dem Tode bereit zu halten. Er wurde aus schweren Eichenbohlen verfertigt. Nicht der Tischler, sondern der Bauer selbst stellte ihn her, und zwar unter Beihilfe seiner Nachbarn und „Freunde". Die Freunde sind nach altem volksmäßigen Sprachgebrauch die Verwandten, die auch mit den Nachbarn das Grab gruben, eine Sitte der Pietät, von welcher uns als letzter armseliger Rest die „drei Hand voll Erde" blieben, welche die Verwandten des Verstorbenen heutzutage ihm ins Grab nachwerfen, statt, wie es sonst üblich war, das Grab selbst zu graben.

Auch in der Magdeburger Börde hatte man sonst die Särge fertig stehen, wie dies denn noch aus den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts von zwei reichen Landwirten dem Verfasser berichtet wurde mit dem Bemerken, daß sie einstweilen als Apfelkisten benützt würden.

Aus Lüneburg schrieb Pastor B.: „Im ganzen Fürstentum Lüneburg habe ich den Brauch gefunden, daß Haus- und Hofbesitzer sich zwar keinen fertigen Sarg, wohl aber die zu einem Sarge zugeschnittenen Bretter, meist aus Eichenholz, vorrätig halten für einen Todesfall, besonders für ihren eigenen. Ich habe das mehr für eine gute Wirtschaftsordnung angesehen, um auf alle Fälle eingerichtet zu sein, worin freilich immer ein Memento mori eingeschlossen ist. Auch ist mir in diesen Tagen versichert worden, daß in der ganzen Provinz Sachsen, die sich ja vom Lüneburgschen hinstreckt, es ebenfalls Sitte sei, sich Sargbretter vorrätig zu halten. Das gilt durchgehend bei besser gestellten Leuten, bei Haus- und Hofbesitzern.

Unter den Landleuten gehört der Tod zur Ordnung in der Natur, auf die man rechnen und sich einrichten muß, wie auf Sommer und Winter, Frost und Hitze, Säen und Ernten, Tag und Nacht, so daß man also wohl sagen kann: das Memento mori durchzieht ihr ganzes Leben.

Darum ist's ihnen nur natürlich, beizeiten auch für das sogenannte Not- und Ruhholz, für die Särge der Familienglieder zu sorgen.

Ein Sägemühlebesitzer der Lüneburger Heide berichtete im „Land", daß von den Bauern in letzter Zeit mehrfach geäußert sei, in der jetzigen

Zeit der teuern Holzpreise könne man es seiner Familie gegenüber schon nicht mehr verantworten, daß man sich „Notholz" hinlege. Das erinnert, sagt der Verfasser, an den auf einsamen Dörfern Niedersachsens noch geübten schönen Brauch der Bauern, das Holz zum eigenen Sarge und zu den Särgen der Familienglieder auf dem Hausboden aufzubewahren. Dort findet man oft mächtige eichene Bohlen, die schon der Großvater hat hinlegen lassen; nur wenn ein Todesfall eintritt, darf von diesem Holz genommen werden. Der Sarg wird dann im Hause des Bauern oder in einer Scheune — viele Bauern haben eine eigene Tischlerwerkstatt — vom Tischler fertiggestellt. Das Holz wird auch hier und da Rauholt (von rauen = ruhen) genannt.

Am Schlusse jenes Aufsatzes heißt es: In einem Kirchspiel der Heide war es Sitte, in den neuen, vom Hause mitbekommenen Schrank zuerst die Bibel und das Totenhemd zu legen. Die Sitte, ein Totenhemd zu haben, besteht noch mehrfach in der Heide, weniger geübt ist der alte Brauch, es zuweilen anzulegen und Andacht darin zu halten.

Wie im Bereithalten des Sarges ein bedeutungsvolles Wehren des Vergessens des Todes liegt, so auch in dem des Sterbekleides und des Leichentuches.

Als der heilige Bonifatius, der sich zeitig seine Begräbnisstätte in Fulda ersah, vor seiner letzten Missionsreise im Jahre 755 nach Friesland sich eine Truhe mit Büchern, die er mitnehmen wollte, füllen ließ, sagte er zu dem treuen Schüler, dem die Tränen in die Augen stiegen: „Lege auch das Linnen hinzu, in welches man meinen Leib hüllen wird." Dann fuhr er mit seinem Gefolge rheinabwärts, und als er am 5. Juni von den heidnischen Friesen erschlagen war, brachte man die Leiche, wie er selbst bestimmt hatte, in das Linnentuch gehüllt in seine Lieblingsstiftung Fulda, im Buchonia-Gau, wo sein Schüler und Freund Sturm, der hier als Abt waltete, sie empfing.

Auch die edle Königin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Kaiser Ottos des Großen, hatte längst die Decken zurückgelegt, die nach ihrer Bestimmung bei ihrer Bestattung verwendet werden sollten. Als ihr Enkel Wilhelm, der Mainzer Erzbischof (954—968) vernahm, daß die Großmutter zu Quedlinburg zum Tode erkrankt darniederliege, machte er sich eiligst auf den Weg, um ihr den letzten Trost zu bringen. Sie empfing ihn auf ihrem Krankenlager hoch erfreut, berichtete dem Enkel ihre Sünden und erhielt aus seinen Händen das heilige Abendmahl, um nun mit dieser Wegzehrung getrost und froh abzuscheiden. Als aber ihr Heimgang sich verzögerte und der Erzbischof sich verabschieden und aufbrechen wollte, rief die Königin ihre treue Dienerin Richburg und fragte sie, ob sie nichts wisse, was sie ihrem Enkel zum Andenken mitgeben könnte? „Nichts ist da," sagte Richburg, „alles hast

du bereits den Armen gegeben." „Doch, wo sind die Decken," erwiderte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurücklegte? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; — wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollt ich sterben, so mag's so kommen, wie die Leute zu sagen pflegen: Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen schon zu finden." Da brachte Richburg die Decken und die Königin schenkte sie ihrem Enkel, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied.

Auch Matthesius, der Biograph Luthers, sagt von sich: „Ich habe meinen Sterbekittel und Haube mir schon zu Hand gelegt und mir mein Epitaphium und Grabschrift vor etlichen Jahren gemacht, wie ich denn auch wöchentlich mein Requiem aeternam mir bei lebendigem Leibe fröhlich und tröstlich selber singe."

Hochzeitskleid und Leichenhemde finden sich seit alter Zeit oft beisammen als bedeutsames Memento mori, indem unser ernst gerichtetes Volk gerade auf dem Höhepunkte des Lebens, am Tage der Hochzeit, des Wortes nicht vergißt: „Alles Fleisch ist wie Gras; das Gras verwelkt und die Blume verdorrt." So ist's z. B. im Oldenburgschen in der Gemeinde Huntlosen nach der Mitteilung ihres Pastors noch immer Sitte, der Braut für den Ehestand beides an demselben Tage zu schenken, das Hochzeitskleid und das Sterbekleid, wiewohl das eine ein Freuden-, das andere ein Trauerkleid ist, als bedeutsame Symbole für Lebensfreudigkeit und Sterbensbereitschaft.

In anderen deutschen Gegenden schenkt die Braut am Hochzeitstage das Hochzeits- und Totenhemd. Bei den siebenbürgischen Sachsen wird das Totenhemd geradezu das Bräutigamshemd genannt, weil es ein und dasselbe ist.

So teilte dem Verfasser Herr Konsistorialrat D. Teutsch aus Hermannstadt mit: „Bei den siebenbürgisch-sächsischen Bauern ist es alte Sitte, daß die Braut am Hochzeitstage dem Manne das selbstgenähte „schöne Hemd" überreicht, in welchem er sich trauen läßt, und das dann für das Begräbnis aufbewahrt wird. Die Frau webt sich selbst in der Ehe das Totenhemd.

So sagt bei Fronius ein alter Bauer zum Pfarrer: „Die Jahre drücken mich, es heißt nicht umsonst: achtzig Jahre Gnad vor Gott, neunzig Jahre Kinderspott. Ich wäre nun lieber unter als auf der Erde, und ich sehne mich danach, mein Bräutigamshemd wieder anzutun. Der Taler für die Leichenpredigt ist besonnen (liegt bereit)." Ein andermal wünscht der Pfarrer seinem „lieben Hannes" langes Leben mit den Worten: „Möget ihr das Bräutigamshemd noch lange nicht anziehen und der Taler für die Leichenpredigt noch manches Jahr ruhig im Kasten liegen!"

Im Böhmerwalde liegt in jedem Hause das Leichenhemd, welches hier „Totenpfoad" heißt, ebenso bereit, wie der „Laden" oder das „Totenbett", ein uraltes Heiligtum, das vom Scheunengerüste heruntergeholt wird, wenn ein Hausbewohner stirbt, das ausschließlich diesem Zwecke dient und auf dem schon die Urgroßeltern ihren letzten Schlaf geschlafen haben. Der Leichnam wird daraufgelegt; am Kopfende steht das Kruzifix. Auf diesem „Laden" liegt er bis zum Tage der Einsargung. Dann wird der „Laden" wieder an seiner alten Stelle aufbewahrt im Unterschiede von den sogenannten „Totenbrettern", welche als Denkmal an die Wege gesetzt werden.

Das Totenhemd bei Lebzeiten anzufertigen, war früher auch in Mecklenburg Sitte, kommt aber jetzt selten vor. Sonst wurde alles, was zur Einkleidung der Leiche nötig war, lange Jahre vor dem Tode fertiggestellt und in einem Päckchen beisammengehalten. Das Totenhemd wurde jedes Jahr gewaschen und gebleicht. Ein Namenszug durfte nicht darin stehen. Wurde ein schon gezeichnetes Hemd benutzt, so mußte der Name herausgeschnitten werden; denn im Namen steckt die Person und wie der Name vergeht, so vergeht nach dem Volksglauben auch die Leiche.

Im Lüneburgschen ist die alte Sitte, Totenhemde und Bahrlaken vorrätig zu halten, besonders bei den sogenannten Häuslingen noch erhalten. Die Bahrlaken werden als Erbstück von den Eltern her, selbst von jungen Mädchen, aufbewahrt und in Ehren gehalten.

Im Braunschweigschen war's Sitte, sogar schon in jungen Jahren sein Leichenhemd und Leichenlaken anzufertigen. „Bei uns in Eitzum," sagt die freundliche Berichterstatterin, Frau Pastor Sch. in Eitzum bei Schöppenstedt, „haben wohl alle Personen, die über vierzig Jahre alt sind, noch heute ihr Totenhemd im Koffer liegen. Die jüngere Generation denkt an so etwas nicht mehr. Hauptsächlich aber ist der Grund dieser Unterlassung wohl darin zu suchen, daß die Flachsbereitung vollständig eingeschlafen ist und daher auch kein Leinen mehr vorrätig im Koffer liegt; fürs Leichenkleid aber vorzeitig Geld auszugeben, kommt kaum einem in den Sinn, dagegen haben die älteren Leute alle noch ihre Leichenbekleidung fertig liegen. Erst vor einigen Wochen zeigte mir eine sehr reiche, fünfundvierzigjährige Bauersfrau ihr schon lange fertigliegendes Totenhemd. Es war sehr sauber in ein feines, schwarzgezeichnetes viereckiges Leinentuch geschlagen, welches schon von ihrer Mutter und Großmutter zum gleichen Zweck benutzt war. Auch manche andere Personen verschiedenen Alters haben mir gegenüber schon von ihrem „Leichenzeug" gesprochen. Mit diesem Ausdruck bezeichnen sie Leichenhemd und Leichentuch. Das Leichenhemd hat eine riesige Länge. Frauen- und Männerhemden haben denselben gleichen Schnitt, Halsbändchen, lange Ärmel mit Bändchen, keine Knöpfe, sondern Bänder. Sie ähneln

sehr dem gewöhnlichen Männerhemd, sind nur sehr viel länger und weiter. In das Leichentuch geschlagen wird jede Leiche, dann wird sie auf Stroh gebettet und auch mit dem Leichentuch in den Sarg gelegt. Leichenhemd und Leichentuch sind nicht mit Namen, sondern nur mit einem schwarzen Kreuze oder mit einer Krone gezeichnet, denn Namen dürfen in keinem Kleidungsstück der Leiche stehen, sonst stirbt nach dem Volksglauben die ganze Familie aus. Auch alle sonstigen Leinzeuge, Tischtücher, Handtücher, welche bei dem Leichenbegängnisse gebraucht werden, waren nur schwarz gezeichnet, diese jedoch mit Namen. Gemusterte Tisch- und Handtücher wurden am Begräbnistage nicht verwendet, sondern nur ganz glatte Leinenlaken und glatte leinene Handtücher. Das gemusterte Drellzeug wurde an dem Tage als unpassender Staat vermieden.

Von selbstgefertigten Totenkleidern erzählt uns Rocholl in seinem „Christoforus“, zunächst von einer ungenannten Greisin: „Hinten in einer Ecke der Stube lag auf einem Stuhl ein Bündlein, sorgfältig zusammengelegt, ein weißes Tuch darüber gebreitet. Die Sonne warf ihren Schein darauf, durch den hohen Rosmarin am Fenster. — Herr Pfarrer, sagte sie, ich bin bereit, dort liegt mein Totenhemd! Sie war auch innerlich bereit, die gute Alte. Das Totenhemd allein tut's freilich nicht, aber das Totenhemd stand dem Erzähler noch lange vor Augen. Und warum denn?

Nun, er weiß für die fleißigen Hände, die mit Lust an ihren Staats- und Ballkleidern nähen und sticken, eine schöne Arbeit. Keine Musterzeitung wird sie ihnen zeigen, kein Modejournal ihnen diese Mode bringen. Wenn's stille ist um sie, so mögen sie einmal dieses Kleid zu machen beginnen, und wenn's still werden soll in ihnen, so mögen sie daran fortfahren. Etliche werden's mit geringem Stoff und Zeug tun, etliche werden höher hinaus wollen. Die können dazu rote Seide nehmen, wie die Gräfin Dorothea von Solms. Sie nahm zu ihrem Totenkleide rote Seide, das heißt: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Auf dem roten Kleide stand der Vers gestickt:

In Jesu reiner Seiden
Will ich mich gläubig kleiden
Und von der Welt abscheiden
Zu meinem Gott mit Freuden.

Sollte das nicht ein schönes Kleid gewesen sein?

Aber noch ein anderes Kleidermuster für die fleißigen Hände?

Frau Helene von der Asseburg verfertigte sich's so. Sie nahm weißes Zeug zu ihrem Ehrenkleide. Dreißig Jahre vor ihrem Tode war's, da schnitt und nähte sie es schon, und nun stickte sie mit schwarzer Seide diese schönen Sprüche hinein:

Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.

Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Und noch vier andere tröstliche Sprüche stickte sie ein. Wie schön muß ihr das Kleid, da sie in ihrem Sarge lag, gestanden haben! Und — wieviel ernste und gottselige Gedanken wird sie bei dieser Stickerei, so oft sie Hand anlegte, gehabt haben!

Es gibt so manche kunstgeübte Hand, die sich in tausend Kleinigkeiten verewigen will, sollte es ihr nicht hochdienlich sein und in ihr Herz wahrhafte Gedanken der Ewigkeit bringen, wenn sie sich einmal an solche Arbeit machte? Wovon keine Modezeitung etwas weiß, was längst keine Mode mehr ist, das ist doch das gewisseste Kleid, und ein Kleid, das keiner Mode unterworfen ist. Der Schnitt mag dreist derselbe sein, wie er Anno 1599 war, wo die Gräfin von Solms es anlegte und trug. Also wer sich's frühe schneidet, braucht nicht zu fürchten, daß er damit aus der Mode käme.

Wie diese Gräfin von Solms und Frau Helene von Asseburg, eingedenk des „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen", sich dies gewisseste letzte Kleid zeitig bereiteten, so auch jene Waschfrau, die liebe Alte, die es wert ist, daß wir ihrer neben jener deutschen Königin Mathilde und diesen hochgeborenen Frauen gedenken.

Von echter Lebensfreudigkeit und Todesbereitschaft predigt uns ihr Denkmal, wie es Chamisso dieser seiner alten Waschfrau in seinem bekannten Gedichte gesetzt hat; ein ebenso beschämendes wie erbauliches Lebensbild für unsere Frauenwelt. Sagt doch der Dichter in der Schlußstrophe von sich selbst:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt, ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Was der Dichter angesichts dieser lebens- und todesfreudigen Witwe sich wünscht — wer möchte sich's nicht auch erbitten? Wie herrlich bewährt sich da das deutsche Sprichwort: „Wer an den Tod denkt, fängt an zu leben" und das andere: „Wer sich alle Tage zum Sterben schickt, den hat Gottes Gnade angeblickt."

Heimgärtners Tagebuch.

Er will Dichter werden.

Deren gibt's alle Wochen ein paar. Aber dieser verdient eine flüchtige Erinnerung.

Kam auf dem Landhause ein junges Bürschlein zu mir. In dunklem Stadtgewand, ganz sauber, nur bei der Wäsche pflegt's in solchen Fällen gern ein wenig zu hapern. Ein Kellnerjunge aus Wien war's. Gestand mir aber sofort, daß er's nicht bleiben wolle. Er sei seinem Chef durchgegangen, denn er wolle Dichter werden. Deshalb sei er zu mir gekommen und ob er nicht gleich einstehen könne. Oder daß ich ihn studieren ließe. Ein Student werden, das möchte er wohl gern. Er sei nun einmal da. Er habe gemeint, ich lebte in Graz, aber auf der Wanderung durchs Mürztal habe er es in St. Marein erfahren, daß ich in Krieglach sei und so wäre er wieder bis hieher zurückgegangen. — Er packte gleich aus. Ein paar Klassiker aus Reklams Universalbibliothek und eine Poetik, Anleitung zur Dichtkunst. In Schulheften und losen Blättern hatte er seine Gedichte, Erzählungen, Dramen und Possen. Rechtschreibung und Stil war nicht übel, aber sonst! Alles von jenem gewissen Schlag, bei dem man die Achseln zuckt und sagt: Ist ja gut gemeint. — Wobei ich mir immer in Erinnerung rufen muß: mit fünfzehn Jahren hast du's auch nicht anders gemacht.

„Ja mein Lieber," sagte ich, „Dichter werden, das geht nicht so, wie Sie glauben. Das ist kein Handwerk. Vor allem müssen Sie sonst was werden, daß Sie leben können. Nebenbei lesen Sie fleißig gute Bücher, schauen offen in die Welt aus und in sich hinein und wenn es sein muß, dann dichten Sie manchmal was. Auf solche Art kommt bisweilen was Leidliches zustande und da könne es wohl auch einmal gedruckt werden. Nach diesen Vorlagen läßt sich gar nichts sagen." Nicht jeder, der versemachen und reimen kann, ist ein Dichter. Das Dichten kann man auch nicht lernen wie ein Handwerk; man muß dazu geboren sein." — Und was man in ähnlichen Fällen halt vorbringt. Es tut weh, wenn man's sagen, und noch weher, wenn man's hören muß. Plötzlich, als ich so sprach, lebte der Junge auf und rief, er sei schon gedruckt. Ein Wiener Zeitungsblatt nestelte er hervor aus seinen Sachen, mit zitternden Händen; der arme Junge war sehr aufgeregt. Das Blatt hatte, mit einer wohlwollenden, mitleidigen Bemerkung versehen, wundershalber vom Piccolo ein Gedichtchen abgedruckt, das in der

Form nicht schlecht, im Inhalt jugendlich-sentimental war. Und nun meinte der Kleine, es wäre erreicht. Aber ich mußte ihm sagen: Es ist nicht erreicht, es ist noch gar nicht angefangen. Erst einen bürgerlichen Beruf, das weitere gibt sich mit den Jahren. Gehen Sie nur wieder nach Wien zurück. Das wolle er aber nicht. Die Gäste täten ihn immer Schiller oder Goethe nennen und grob seien sie trotzdem.

„Sie haben wohl noch Eltern?"

Er habe nur noch den Vater, der sei Zeitungsagent in Wien. Der Vater sei gebürtiger Gottscheeber, dort in Gottschee sei auch seine Mutter begraben. Wenn ich ihn nicht brauchen könne, so wolle er nun nach Krain wandern. In Wien, sagte der Junge, habe er ein Gedicht zurückgelassen, er könne es auswendig. Das Gedicht lautete:

Die Flucht.

Warum hab ich die Flucht ergriffen?
Ich bitt' Euch, fraget nicht.
Es ist geschehn mit höherem Willen,
Weil sonst das Herz mir bricht.

Ich sah in Zukunftsbildern
Mich als einen Dichter stets,
Um dieses zu erfüllen
Ergriff die Flucht ich jetzt.

Jetzt aber muß ich eilen,
Das Wagnis, es ist schwer,
Und wenn es mir mißlinget,
Bleibt Spott und Schande mir nur mehr.

Mich treibt es fort zum Grabe
Meiner Mutter,
Die mich so innig hat geliebt,
Dort will ich weinen, will ich beten,
Auf daß mir Gott zur Seite steht.

„Sie wollen den weiten Weg zu Fuß machen, nach Gottschee? Ohne Mantel, ohne Paß, ohne Geld?"

„Betteln werde ich nicht. Wo sie an der Straße Heu machen, werde ich sagen: Darf ich helfen? Dann werden sie mir Essen und Nachtherberge geben."

„Und wenn Sie endlich hingekommen sind und am Grabe Ihrer Mutter gebetet haben, was dann? Was wollen Sie dann machen?"

Da schaute mich der Junge verblüfft an. Was dann? — Übers Grab seiner Mutter hatte er nicht hinaus gedacht.

„Lassen Sie sich etwas sagen, guter Piccolo. Denken Sie, die Mutter sei Ihnen auf Ihrer Reise entgegengekommen. Auf der Straße irgendwo haben Sie sie begegnet. Darauf hat die Mutter Sie an der

Hand genommen und gesagt: Mein Kind, kehre um. Kehre wieder nach Wien zurück zum Vater. Ich will dich führen, wenn mein Leib auch im Grabe ruht, ich bin doch bei dir. Wir wollen gute Menschen suchen, die dich aufnehmen, daß du eine rechte Arbeit lernst und daß du auch zu deiner geistigen Ausbildung Gelegenheit hast. Und will beten für dich, daß du brav bleibst. Wäre das nicht, dann wäre alles umsonst! — So, lieber Junge, spricht Ihre Mutter, und Sie müssen ihr folgen."

Nun war er entschlossen, umzukehren. — „Ihre Sachen nehmen Sie nur wieder mit. Ich kann sie doch nicht lesen. Sehen Sie die zwei großen Kästen dort. Die sind angefüllt mit handschriftlichen Werken angehender Dichter. Vielen sind sie auch schon zurückgeschickt worden. Andere haben sie nicht angenommen, haben mich schier zwingen wollen, ihre Sachen abdrucken zu lassen. Ich habe nicht Zeit finden können, sie zu lesen, und wenn auch, ich hätte ihnen nicht helfen können. Also machen Sie, packen Sie ein! Und dann schreiben Sie einmal, wie es Ihnen geht. Und bis Sie fünfundzwanzig Jahre alt geworden sind, viel Gutes gelesen und manches erfahren haben, dann lesen Sie auch Ihre Dichtungen wieder durch. Ist eins dabei, das Ihnen selber ans Herz stoßt, dies schicken Sie nachher in die Welt."

Als der Junge noch eine kleine Spende in Empfang nehmen sollte, wollte er sie durchaus nicht nehmen. Er schäme sich zu sehr! Er wurde tatsächlich rot über das ganze Gesicht.

„Was, Sie möchten Student werden und wollen kein Moos nehmen?" — Er verstand mich nicht. „Als Piccolo müssen Sie so Kleinigkeiten ja auch gewohnt sein!"

Das verstand er. „Bekommt alles der Zahlkellner," war die Antwort. „Der nimmt's. Wir andern verdienen's bloß. Aber das hab' ich nicht verdient. Ich möchte nur meine Gedichte drucken lassen."

Als er fort war, fand ich das Geld auf dem Pulte liegen.

Ob er den Dämon Druckbuchstaben überwunden und ein bürgerliches Gewerbe mit Ernst ergriffen hat, ich weiß es nicht. Ich möchte ihm's wünschen.

Ein Ärgernis.

In dem steirischen Marktflecken St. ist es geschehen am Frohnleichnamstage des Jahres 1905. Zog die Prozession durch den Ort, kam in der Menschenmenge ein evangelischer Geistlicher vorbei und der zog nicht den Hut. — Gleich nach der ersten Nachricht habe ich das bedauert. Schon die allgemeine Menschenfreundlichkeit verlangt es, daß wir gegenseitig Achtung haben vor unserer religiösen Überzeugung. Ich neige mein Haupt vor jeder wahren Frömmigkeit und selbst wenn es jüdische oder

heidnische ist. Darf also auch das gleiche für mich fordern. Wenn mir aber die Rücksicht einmal versagt bleibt, so mache ich mir auch nichts daraus, und nicht einen Augenblick kommt mir bei, daß mein Gott erniedrigt werden könnte, weil es irgend jemandem an Anstand gebricht. — Aber die Sache in St. war schließlich ein wenig anders. Zweien Pastoren, von ihrer Berufsangelegenheit denselben Weg geführt, war es sehr peinlich, daß sie der Frohnleichnamsprozession begegneten, die nach den Begründungen des Tridentinischen Konzils vor allem als Trutzdemonstration gegen die Lutheraner gedacht ist. Nach ihrem Gewissen konnten sie also diesem Aufzug — so wenig sein ursprünglicher Zweck auch den katholischen Teilnehmern bekannt sein mochte — nicht die Reverenz bezeugen. Aber es war auch keine Gelegenheit mehr, auszuweichen, und so duckten sie, wie jene Schweizer vor dem Geßlerhut, rasch vorüber. Das war nun verständlich. Auch der Katholik, wenn er nicht just ein Händelsucher ist, kann es entschuldigen. Aber die evangelischen Geistlichen wurden beim Staatsanwalt verklagt, die Übeltäter sollten zur Rechenschaft gezogen und gerichtet werden. — Eine religiöse Sache wird in demselben Augenblicke, als sie den Juristen zur Entscheidung zufällt, lächerlich. Hatten jene Protestanten auch wirklich ein öffentliches Ärgernis gegeben? Wie hat das ausgesehen? Was mag sich so ein biederer St. Bauer gedacht haben? Dort nimmt einer nicht den Hut ab! Wer ist denn das? Ah, ein lutherischer Pastor ist's. Na, nachher wird er freilich den Hut nicht abnehmen. Punktum! Unser Landvolk ist oft viel toleranter, als die Stadtleute glauben, ja als sie es selber sind. Und wenn sich wirklich einer geärgert hat über diese mit bedeckten Häuptern vorübereilenden Pastoren, so war es ein künstlicher Ärger. Das Ärgernis war genommen, ohne daß es gegeben wurde und einem klugen Richter könnte es leicht einfallen zu sagen, an einer Frömmigkeit, die von einem Hute abhängt, sei wenig zu verderben.

Merkmale.

Willst du dich zum Menschen machen,
Mußt du lieben, leiden, lachen.

Kleine Laube.

Rudolf Baumbach †.

Graben sie den Spielmann ein,
Bleibt uns seine Fiedel;
An der Donau und am Rhein
Singt man gern sein Liedel.

Einst bei Krug und Tintenfaß
War er froh gesessen;
Seiner Lieder reiches Maß
Sei ihm nie vergessen.

Hing an mancher Schönen Mund —
Liebe brennt wie Feuer.
Tat uns manches Märlein kund,
Schwänk' und Abenteuer.

Und dann klang die Fiedel drein,
Hei, das klang so helle! . . .
Ruh dich aus im Totenschrein,
Fahrender Geselle!

Leopold Hörmann.

Guckkastenreisen.

Graz, das von seinem Schloßberge aus ein Naturpanorama bietet, wie es künstlerisch kaum schöner angeordnet werden könnte, besitzt auch ein Kunstpanorama, das an Natürlichkeit unsere jetzigen Anforderungen befriedigt. Es ist freilich nicht eine jener Rundschauen, wie sie in großen Städten gebaut sind, als z. B. die Schlacht von Sedan, die Einfahrt in den Hafen von New-York oder die in Wien leider abgebrannte Kreuzigung Christi; Rundbilder von bestrickendster Wirkung. Nie versäume ich auf meinen Reisen die Gelegenheit, solche Panoramen zu besuchen und so bewahre ich wirklich den Eindruck, als wäre ich z. B. einmal in den Hafen von New-York eingefahren oder bei der Schlacht von Sedan zugegen gewesen oder wäre zur Stunde der Kreuzigung Christi auf einer Anhöhe bei Jerusalem gestanden. Die Kunsttheoretiker sagen, zur wahren Kunst gehörten solche Rundgemälde nicht. Mag sein, für mich sind sie mehr als Bilder.

So etwas haben wir in Graz allerdings noch nicht. Unser Panorama ist einer jener im dunklen Raume stehenden Rundkästen, an denen außen ringsherum Guckgläser sind, durch die viele Personen auf einmal die Bilderreihe betrachten können, die in der Runde vorüberzieht. Es sind färbige photographische Aufnahmen, mit hellem Lichte beleuchtet. Jedes Bild bleibt für jeden Beschauer etwa 25 Sekunden stehen, bis das nächste kommt. Wer sich noch erinnert an die alten Guckkastenanstalten, bei denen der Beschauer von Bild zu Bild wandern mußte, um dann in engen Rahmen bloß farblose Aufnahmen ohne besondere Plastik zu sehen, der mag sich doppelt freuen an der Vervollkommnung, trotzdem sie die Vollkommenheit noch lange nicht erreicht hat.

Das Panorama ist täglich geöffnet von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends. Allwöchentlich einmal wird die Bilderserie gewechselt. Je eine Serie hat etwa 50 Bilder.

Solche Serien sind z. B. das südliche Frankreich, Rom, Ägypten, Ostindien, Tirol, die Donaugegenden, Japan, Südamerika, Steiermark, kurz, Bilder des Malerischesten und Interessantesten vom ganzen Erdkreise. Die Gletscherwelt, wie das hohe Meer, das Innere des Vatikans, wie die Gemächer des Sultans, der Niagarafall, wie die Pyramiden, der Kurort Gastein, wie die Stadt Athen — Dinge, die die meisten Leute in Wirklichkeit ihr Lebtag nicht zu sehen bekommen, hier findet sie das Auge des Beschauers, als blicke es aus einem hohen Fenster ins Weite darauf hin.

Ich kann nicht mehr ausfliegen in die weite Welt, nun, so gehe ich manchmal auf Guckkastenreisen. Selten verabsäume ich eine Serie des Panoramas, um bequem und billig die schönsten Touren zu machen. Eine Reise nach Amerika kostet dreißig Minuten Zeit und vierzig Heller Geld. Eine Reise nach Asien kostet auch nicht mehr. In Mexiko schlendert man durch die Straßen, in Port Arthur besieht man sich die Zerstörung, ohne besonders erst eines Passes vom Festungskommandanten zu bedürfen. Die Ciceroni sind gratis, so ist auch bei einer Gebirgstour auf den Großglockner oder im Himalaya der Führer schon mit eingerechnet, der als Papierschildchen uns stets die Örtlichkeit nennt. Man beobachtet in aller Welt die Gebirgsformation, die Vegetation, die Baustile, die Tierwelt und die Leute, wie sie leben und arbeiten. Man fährt auf den Schiffen, betrachtet die hohe See und läuft dann glücklich in irgendeinen berühmten Hafen ein. Alles Denkbare, was fürs Auge sich fassen läßt, ist in das leuchtende Zellchen hineingebannt und gibt sich dort wie in natürlicher Größe und bietet eine fabelhafte Fernsicht dar, „so weit das Auge reicht". Und wenn man schließlich die paar Schritte tut, ist die Überraschung nicht gering, auf einmal wieder in der Herrengasse oder Annenstraße von Graz zu stehen. Deren Gebäude sind freilich schlichter als die Boulevards von Paris, die man erst bewundert hat, hingegen setzen die Passanten, die eilig den Fuß heben, denselben eben so eilig wieder auf's Pflaster, derweil die Pariser oder Neapolitaner des Panoramas während des Laufschrittes mit gehobenem Beine unbeweglich dastehen und in dem ungeheueren Straßentumulte der Großstadt sich nicht eine Nadel rührt. Und das wildbewegte Meer, das am Felsenstrande himmelhoch emporbrandet, ist ein regloses schweigendes Bild. Das ist der unangenehme Widerspruch bei solchen Darstellungen. Je „bewegter" eine bildliche Darstellung ist, je mehr vermißt man in ihr die dazugehörige Bewegung. Darum sind im Panorama die Landschaften, die Bauten und monumentalen Denkmäler am vollkommensten. Der ruhige Nadelwald geht auch noch an; die Laubwälder und Sträucher jedoch scheinen wie aus Papier geschnitten, und auch die Farbe bei diesen weiß den Naturton selten zu treffen. Eben so unnatürlich zeigen sich die Bäche und Wasserfälle, während stehende Gewässer mit ihren Spiegelungen die entzückendste Täuschung bieten. Kurz, alles Lebendige, sich Bewegende erscheint auf dem Bilde unnatürlich, weil ihm Bewegung und Geräusch fehlt. Wir können es aber auch hierin bei solchen Darstellungen zur Vollkommenheit bringen. Bisher nützten wir im Guckkasten nur die Photographie allein aus. Aber es ist doch auch der Kinematograph erfunden und der Phonograph. Ließe sich das nicht so verbinden, daß wir im Panorama z. B. am Hafen von Konstantinopel sehen, wie die Menge sich schreiend untereinander tummelt, die Wägen und Karren lärmend hin- und herrollen, die Krane ächzend ihre Warenballen auf- und niederziehen, die Kähne und Schiffe aller Art auf dem Meere dahingleiten und schrille Dampfpfeifen die Luft durchschneiden? Der Hafengeruch, ein Gemenge von Düften aus faulem Wasser, Obst, Fischen und Teer, wäre künstlich leicht zu erzeugen. Allfällige Erschütterungen, wie man sie etwa auf dem Schiffe oder auf einem anderen gedachten Standpunkt spürt, sind auch unschwer zu machen, so daß alle unsere Sinne beschäftigt würden und die Täuschung vollkommen wäre. Und das wird noch kommen.

Bei solchen Perspektiven dürfte das Guckkastenpanorama nicht allzulange auf dem jetzigen Standpunkte stehen bleiben. Ist die Vereinigung genannter Erfindungen für das Volkspanorama einstweilen praktisch auch schwer zu bewerkstelligen, so könnte sich's doch der Reiche gönnen, in seinem Salon zu jeder beliebigen Stunde alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu fühlen, was je einmal an einem bestimmten Platze zu London oder zu Singapore oder in den Urwäldern Südamerikas vorgegangen ist.

Kunst in klassischem Sinne ist das zwar nicht, Natur ist es auch nicht; doch ein höchst anregendes belehrendes Schauen kann es sein. Das Schauen ist alle Grundlage der Erkenntnis.

Stachelreime.

Religion.

Sie ist dem A ein Ideal,
Dem B ein Hirngespinst,
Dem C ein schönes Kapital,
Das herrlich sich verzinst.

Zeloten.

„Der Glaube ist in Gefahr!"
So hört man sie schnauben,
Und prüft man ihr Treiben — fürwahr,
Dann muß man es glauben.

Geschmeiß.

Daß Gott der Herr höchst gütig,
Ist nicht erdichtet,
Sonst hätt' er Euch zornmütig
Schon längst vernichtet.

Studierende Jugend.

Mit ehernem Fleiße lernt Stix darauf los,
Daß hohl ihm die Wangen und blaß sind;
Im Trinken sind wieder die anderen groß,
Daß dick sie und rund wie ein Faß sind.

Der Geldprotz.

Haus und Hof und Stall und Fluren
Zeigen seines Reichtums Spuren;
Nur mit einem steht es übel
Und das ist sein Oberstübel.

Adolf Frankl.

In schlaflosen Nächten.

Der Welt sollst du dein Herz zeigen, aber nicht geben. Das aufgezeigte imponiert ihr, das hingegebene tritt sie mit Füßen.

*
* *

Das W im Erwerben.

Der Unterschied zwischen Ererben und Erwerben besteht bloß in einem W. Dieses W liegt im Erwerben. Bedeutet es Wehe darüber, daß man um seine Sache arbeiten und sich bemühen muß, oder bedeutet es Wonne darüber, daß man seine Sache durch Arbeit und Mühe sich selbst erwerben kann?

*
* *

Beschenkt werden.

Nichts kommt teurer zu stehen, als das, was man geschenkt bekommt. Manch einer bezahlt es mit seiner persönlichen, moralischen Freiheit. Manch anderer ist so viel beschenkt worden, bis er durch die von ihm indirekt beanspruchten Gegenleistungen — verarmte. Kluge Leute werden es also möglichst verhindern, beschenkt zu werden.

*
* *

Ein Leitmotiv.

Warum geht uns das Leid unserer Eltern weniger nahe als das unserer Kinder? An dem Leide der Eltern sind wir nicht schuld. Die Vergangenheit ist für uns verantwortlich, wir sind es für die Zukunft.

*
* *

Wenn mir eine Musik gefallen soll, so muß ihr Takt mit meinem Herzschlag gleichen Schritt halten.

*
* *

In ein Stammbuch.

Was soll ich dir denn geben
Als Wahlspruch für das Leben?
Gütig und treu!
Das ist und bleibt hienieden
Für Seelenglück und Frieden
Die ganze Zauberei.

*
* *

An die Deutschen.

Volk der Treue und der Speere,
Steh' auf heiliger Wart, bewache
Manneswort und Weibesehre,
Vaterland und Muttersprache!

*
* *

Mahnung.

Wissen allein — ist eitel Schein.
Zum Wissen muß auch das Können sein.
Zu Wissen und Können erst noch der Fleiß,
Dann bist du stark und gewinnst den Preis.

*
* *

Eintag.

Er ist an demselbigen Morgen
Zum wonnigen Leben erwacht,
Er liebt an demselben Abend,
Er stirbt in derselbigen Nacht.

*
* *

Einem Angstmeier.

Mit dem Tod mußt du dich auf guten Fuß stellen.
Die Angst vor ihm kann dich um's Leben prellen.

*
* *

Letzte Gedanken.

. . . Was da stirbt, ist ja nur der Körper und an dem habe ich mein Lebtag die wenigste Freude gehabt. Das Vergnügen, das er mir jeweilig gemacht, war doch allemal wieder verdorben durch den darauffolgenden Katzenjammer, abgesehen von den nie ganz ruhenden Beschwerden, die mir des Körpers Last und Gebrechlichkeit verursacht hat. Das Beste, was die Sinne mir gaben, das Sehen und Hören mußte doch erst durch die Seele gehen, um ein hoher Genuß zu werden.

Dieser arme Leib ist es, was sich auflöst, der Schaden ist nicht groß. Was mir die wahren und reinen Freuden des Lebens gebracht hat, das kam den geistigen Weg daher, die Quelle und das Ziel meines Glückes lag in der Seele; mein Ichbewußtsein, Denken, Hoffen, Lieben, Schaffen liegt allein in der Seele. Und die stirbt nicht. Wie soll einen denn da das sogenannte Sterben bange machen können?

Es frägt sich nur, ob man, von diesem Körper und seinem Milieu losgelöst, sobald seinen trauten Wirkungskreis wieder findet oder ob man sich einen solchen neuerdings mühevoll suchen und bauen muß; ob man seinen Werken der Vergangenheit nie wieder begegnet, sie nie wieder als die seinen erkennt. Oder ob man die lieben Menschen je wieder findet, die man beim Abfallen des Körpers mit verlieren zu müssen scheint! Da wird die Sache kritisch.

Ich rechne darauf, daß die Seele in ihrem jungen, neuen Leben eine unbeschriebene Tafel sein wird, die nichts vermißt, weil sie noch von nichts weiß, und der gerade das neue Erwerben des neuen Besitzes zum Segen werden muß. Hat es sich denn in unserem gegenwärtigen Leben anders vollzogen? Wir freuten uns mehr an dem Schaffen als an dem Haben, mehr an dem Werden als an dem Sein. Darum ist die Umwandlung des festgewordenen Seins zu einem neuen Werden notwendig. Und es ist vielleicht ein verhängnisvoll ungeschickter Ausdruck, daß wir statt Wiedergeburt: Sterben sagen.

Wenn du, Freund, an meiner Bahre stehst und ins starre Totengesicht des Peter Rosegger schaust, so wirst du denken: Ach, wie hat sich der geirrt! Mausetot! Der ganze Mensch ist ausgelöscht. — Und mein Gesicht bleibt starr und ich kann dir nicht mehr widersprechen, du bist der Lebende, du hast recht.

Aber unter Gottes Sonne irgendwo und irgendwann wird irgendetwas geboren . . . Mein Ichbewußtsein hat eine neue Statt.

Nun frägst du mich wieder, warum ich mich gerade auf mein Ich von jetzt kapriziere, ob — wenn die Erinnerung ausgelöscht ist — von einem solchen Ich noch die Rede sein könne? Ob es mir denn nicht genüge, zu wissen, daß ein sich bewußtes Ich überhaupt existiere.

Das zu wissen, genügt mir auch. Aber Freund, um das zu wissen, muß man eben ein Ich sein.

Vielleicht gibt es tatsächlich nur ein einziges sich bewußtes Ich. Und jeder ist es. Diese eine große Seele ist wirklich und ewig. Die Millionen Körper aber sind nichts als Krankheitsstoffe, die sich in der Seele bilden, um immer wieder ausgeschieden zu werden. Und die Seele ist ewig, ewig.

Fühlen wir uns sicher, daß es so ist, dann ist alles gewonnen.

Singvögel.

Liebe zum Leben.

Der Jüngling:

Ich liebe das Leben! Im Frühgoldschein
Durch den blühenden Mai zu schreiten,
Wenn mit süßem Klang von Flöt' und Schalmei'n
Mich tanzende Nymphen begleiten.

Ich liebe das Leben! Im leichten Spiel
Die schwellenden Glieder zu regen.
Der rosigen Zukunft leuchtendem Ziel
Eil' ich selig lächelnd entgegen.

Ich liebe das Leben! Wenn meine Brust
Macht Frühling und Liebe erbeben,
Und ich jauchze in froher Jugendlust:
Ich liebe, ich liebe das Leben!

Der Mann:

Ich liebe das Leben! Am hellen Tag
Beim Ambos den Hammer zu schwingen.
Wie das Eisen sich krümmt bei jedem Schlag,
So des Lebens Härten zu zwingen.

Ich liebe das Leben! Am heiligen Herd
Mein Weib und mein Kind zu beschützen,
Wenn mein Wort im Rate der Männer wert,
Auch dem Wohle des Landes zu nützen.

Ich liebe das Leben! Trotz Sorg' und Plag'
Will mutig mein Haupt ich erheben
Und rufen: Es komme, was kommen mag,
Ich liebe, ich liebe das Leben!

Der Greis:

Ich liebe das Leben! Wenn purpurrot
Am Abend die Berge sich säumen,
In des Weltalls mächt'ges Naturgebot,
In die Ewigkeit mich zu träumen.

Ich liebe das Leben! Wenn frischer Saft
Bringt den alten Eichstamm zum Blühen.
Ich habe gepflanzt, ich habe geschafft,
Gott lohnte mein eifriges Mühen.

Ich liebe das Leben! Ich geh' zur Ruh',
Die Seele will himmelwärts schweben.
Auf den Grabstein schreibt die Worte dazu:
Ich liebte, ich liebte das Leben!

Waldemar v. Puttkamer.

Du!

Durch meine Seele quillt
Ein leises Liebeslied.
Es klingt so müd', so müd',
So weh und wirr!
Und weißt du, wem es gilt?
Dir!

Und durch mein Herz geht leis'
Ein sehnend süßer Ton,
Er ächzt und endet schon.
Gott, deine Stimme!
Ein Funke mitten im Eis?
Verglimme!

Ludwig Winder.

Nordlicht.

Morgensonn' ist Liebeswerben;
Gluterwartend steht der Süden;
Tief im Westen winkt das Sterben
Still und schön dem Wandermüden.

Heilig aber wie die Sterne
Sei mir, flammend Licht im Norden!
Jene dunkle Rätselferne
Ist durch dich mir freund geworden.

Hans Mittendorfer.

Das Toderkennen.

Johanniskäfer fliegt hinein
In eine kleine Stube;
Schon halb verschlafen streckt sich fein
Des Friedhofgärtners Bube.

Gebetet hat er und gedacht
An buntes Kindertreiben.
Wo aber — sieh', es kommt die Nacht! —
Mag Röschen klein denn bleiben?

Blond Röschen, das schläft still und kalt —
So sagten ihm die Leute;
Wie klang dies Wort so klug und alt
Durch helles Grabgeläute.

Sie nahmen sie und trugen fort
Die kleinen, zarten Glieder.
Der Bube kennt genau den Ort
An brauner Erde wieder.

Ganz nahe starrt beim Fliederrist
Die rauhgescharrte Grube.
Und weiß doch nicht, was Sterben ist,
Der Friedhofgärtnersbube!

Da schwebt herein der Silberschein,
Das Käferchen, das traute.
Was macht dich bangen, Büblein mein,
Daß starr dein Auge schaute?

„Das ist die Rosel jetzt als Stern,
Ihr Leibchen nur muß liegen.
Ich spielte, ach, mit ihr so gern —
Und jetzt . . .! Ich kann nicht fliegen!"

Was sinnst du, Friedhofgärtnerbub,
Was stürzen Tränlein nieder?
Jetzt weißt du: Was man dort vergrub,
Das Liebste kehrt nicht wieder.

Karl Krobath.

Ruhestunden.

Das war der schönste Feiertag,
Wenn ich nach Werktags Müh' und Plag'
Die Glocken hörte läuten;
Wenn sonnenlicht die Heimat lag,
Und durch den taubeglänzten Hag
Ich sah die Leute schreiten.

Das war der schönste Abendschein,
Wenn ich vom Felde ganz allein
Bin arbeitsmüd' gegangen;
Und wenn vom fernen West' herein
Schien auf die stille Heimat mein
Der Abendröte Prangen.

Das war das schönste Schlafengeh'n,
Wenn ich noch einmal nachgeseh'n
Im Haus mit stillem Sinne,
Und wenn ich auf dem Herd' die Spän'
Gelegt, damit beim Frühaufsteh'n
Ich froh mein Werk beginne.

So wird es wohl auch jenen sein,
Die hier im Leben sündenrein
Trugen viel schwere Lasten,
Daß sie im dunklen Totenschrein
Sich auf das Wiederaufsteh'n freu'n
Und still einstweilen rasten.

Rosa Fischer.

Vom Einflusse des Wetters.

„Wettereinflüsse" betitelt sich ein in London erschienenes Buch des Professors Edwin Grant Dexter von der Universität Illinois, das die Beobachtungen über die Beeinflussung des Lebens durch das Wetter zusammenzufassen sucht. Es wird die Zeit kommen, meint der Verfasser, in der man von den Instrumenten der meteorologischen Bureaus wichtige soziologische Einwirkungen auf das Behagen und Unbehagen der Menschheit ablesen wird. Man wird sich dann wohl fragen, ob es von größerer Bedeutung für die Gesellschaft ist, daß ein Nordwind Frost bringt oder daß er eine Epidemie von Morden, Selbstmorden, Gewalttätigkeiten bringen wird. Professor Grant Dexter zeigt, daß es kaum eine Witterung in der Natur gibt, die nicht ihren unmittelbaren Reflex in den Handlungen der Menschen im Guten oder Bösen hat. So bringen beispielsweise Westwinde eine Zunahme der Verbrechen, die Anzahl der Selbstmorde wächst mit der Schnelligkeit des Windes, trockenes Wetter erzeugt Selbstmordtendenzen, Kinder befinden sich am wohlsten bei kaltem Wetter, und Knaben sind empfänglicher für Witterungsumschläge als Mädchen. Im ganzen sind 12.759 Schulkinder beobachtet worden, in welcher Weise das Wetter ihr Betragen und ihre Leistungen beeinflußt. Es zeigte sich sehr deutlich, wie beides am besten bei nassem, stürmischem und windigem Wetter war. Auch die Hitze beeinträchtige die Leistungen wie das Betragen. Gewalttätigkeiten sind am häufigsten bei heißem Wetter; vom Jänner, dem kältesten Monat, ab wächst bei Männern deren Zahl allmählich bis zum Juli und nimmt dann langsam wieder ab. Eine viel stärkere Zunahme der Gewalttätigkeiten zeigt sich bei Frauen; sie erreicht im August ihren Höhepunkt und nimmt erst dann wieder ab. Während der Londoner Nebel und an Tagen, an denen das Wetter besonders drückend ist, werden in der Bank von London gewisse Bücher weggeschlossen — da ein Fehler in ihnen verhängnisvolle Folgen haben würde — und die Angestellten werden mit weniger schwierigen und wichtigen Arbeiten beschäftigt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Prozentsatz der Fehler bei derartigen klimatischen Bedingungen stark zunimmt und daß man darauf Rücksicht nehmen muß. Dieselbe Notwendigkeit wird auch von den größeren Bankinstituten in New-York und anderen östlichen Städten anerkannt, und eine Abwechslung in der Arbeit unter steliger Berücksichtigung des Wetters wird streng beobachtet.

Griasnocka.

Oberösterreichisches von Karl Mayer.*)

A ganz Gscheidta!

„Da hoaßts allweil, d' Stadtleut
Hand gar so vül gscheidt?"
Sagt da Thomanbaurn Jogl,
„Daweil feihlts oft weit!„

I kann enk a Gschicht vazöhln
Van vorign Jahr;
Koa Wartl is zuitan,
Allsanda is wahr.

*) Aus „Griasnocka, foaste und feerö, wias ös wöllts". Mundartliche Dichtungen von Karl Mayer. (Linz. Vinzenz Fink. 1905.)

Da hat sö ban Nachban,
Van Haushamma Wirt,
A feinö Familie
Va Wean einlogiert.

Da altö Herr Hofrat
Und sie, dö gnä Frau,
Sand ba ins umanandgstiegn
Als wiar a paar Pfau.

Dö Töchta hamd allweil
Französisch öbn grödt.
Und da ölta Herr Suhn
Hat sei Weisheit grad zött!"

Der is olli Tag
Um d' Jausnzeit
Za ins af a Glas
Guatö Müh afakreult.

Da han i mi öfta
Za eahm zuigmacht
Und han eahm af d' Hausbänk
Sei Müh aui bracht.

Allhand hat da gsprachigö
Weana aft vazöhlt:
Was mar olls kriagt
In da Stadt um sein Geld.

Wia dumm, daß mir Baurn hand,
Gögn oan va da Stadt,
Va den oft dö Gscheidtheit
Koan Platz nimma hat.

Da is 's amol gwön,
Das ön so, intan rödn
Han gfragt, ob a doh
Schon an Küahstall hat gsegn?

Na sagt a, da Weana,
Ös tat'n wohl blanga
Da bin i mit eahm
Glei hintarö ganga.

Ön Stall hams grad gmolcha,
Da hat a groß gschaut
Und sö za dö Küah
Frei nöt zuwitraut.

Danah, auf da Hausbänk,
Da hat a mi gfragt.
(Es is eh frei z' dumm,
Daß ma 's nachisagt):

Was 's Mensch tuat da
Da Kuah da int,
Da, wo d ö s W a s s a
Auarinnt! . . . .

Da han i mi nimma
Dahaltn mögn
Und han eahm a weng
Was z' küfeln göbn.

Brühawarm han i gsagt,
Daß halt doh, wia mi ziemt,
Af fünf a söchs Stadtherrn
A saudumma kimmt?

Koa Wort hat a gsagt
Und is af und davon;
Er schaut mi seit den Tag
A gar nimma an.

Ön Haushamma Wirtshaus
Drunt hat as dafragt,
Daß ma za den Wassa
Kuahmüli sagt!

„Was?" — soll a gsagt ham:
„Die fließt aus dem Bauch
Der Kuh so heraus . . . .
Ist das allgemein Brauch?" —

Er mag seit den Tag
Nix mehr hörn va da Müh',
Und trinkt nöt a Tröpfl,
Es graust eahm z' vü"! —

D' Linza Häusa.

„Marand Josef! — Dö Häusa hand groß! —"
Sagt z' Linz da Tschabalbaur, recht a dumms Roß.
Sei Weibal danöbn, dö lach a weng blöd
Und deut af dö vüln Telegrafendräht:
„Schau afi Stöffel! — Tua afischaun!
Da kinnans leicht groß̈i Häusa baun;
Da dromad Stöffel, ön da Höh
Hands zsammg'hängt mit dö Draht, siagst eh!" —

Übast.

Schon ruckt da Wald öns Tal,
Schon klingt da Widahall
Van toten Mäuan oba,
Nehmts eng zsamm!

Schon gspür i d'Almluft wahn,
Schon hör i d' Senna mahn;
Ös sechts ja, daß ma 's leſtö
Stüdl ham! —

Schon gspür is in mein Bluat
So rein, so frisch und guat;
So wird ma allmal, wann i
Steig af d' Höh!
Wann i zan Almbodn kimm
Und frisch a Liad anstimm
Van Edelweiß, van ewign
Eis und Schnee! —

Was is ma 's Menschenlöbn
Da draustn in da Ebn,
Was is ma d' Stadt, was is ma
Linz und Wean? —
I bin in Himmö gstiegn,
Und bin so federlgring,
Da Herrgott is um mi und
I ba eahm!

Van Fenstaln.

's Diandl:

Heunt ba da Nacht
Han i narrisch vül glacht.
Da Bua woaß mei Fensta,
Da klopft a, da benzt a! —

Da Bua:

Und hätt is öbn gwißt,
Daſt' munta gwön bist,
Aft war i nöt ganga
Ön Herzn voll Blanga;
Aft hätt i da 's gsagt,
Was mi gar a so plagt,
Und daß i wögn deina
Kriag allö Tag z' greina!

's Diandl:

Was? — Du kriagst wögn meina
Allö Tag z' greina?
Du bist mar a feina! . . .
Z' greina . . . wögn meina! . . .
Geh — vazöhl ma 's do glei! —

Da Bua:

Daß i angfrer dabei! —
Denn dö Gschicht hat a Läng;
Laß mi einö a weng! . . .

's Diandl:

Ah! — Hiaz woaß i aus!
Na, na! — Wird nix draus!
Was denkst' denn va mir,
Daß i ausgfeanzt wiar!

Da Bua:

Aba Nandl sei gscheidt,
Kimmt ja nix inta d' Leut!
Zwö magst mi denn nöt? —
Weil i africhtö röd,
Und weil i 's alloan
Mit dir africhtö moan! —

(Pause.)

Dapamat va Kältn
Und wirklö dabei,
Ön Aschling, a Ruckal,
Und alls war vabei! . . .

's Diandl:

Es gwigazt ja d' Stadltür.
Und nacha is 's Riegerl vür! . . .

Da Bua:

Juhe Dulia! —
Han koa Angst liaba Schatz;
D' Stadltür knagazt nöt,
Netta 's Riegerl hat 's! —

Lustige Zeitung.

Aus der Kaserne. Unteroffizier: „Was trägt der Soldat an der Mütze?" — Soldat: „Die Kokarde." — Unterofficier: „Was für Farben sind da drauf?" — Rekrut: — „Grün und weiß." — Unteroffizier: „Was sind das für Farben?" — Rekrut: „Lackfarben."

Galant. Dame: „Nun, Herr Baron, für wie alt halten Sie mich?" — Baron: „Ich denke, Sie sind zweiunddreißig." — Dame: „Fünfundzwanzig, wenn's beliebt." — Baron: „Dann muß ich um Entschuldigung bitten, aber Sie sind eine so achtbare Dame, daß ich Sie nicht hoch genug schätzen kann."

Schusterphilosophie. Ja, das is alleweil a so. Mach i die Stiefel den Leuten nach die Füß', nachher sind's net nach ihrem Kopf, und mach i' s' ihnen nach'm Kopf, nachher passen's net an die Füß'.

Ein Rechenkünstler. Der Lehrer hat seinen Schülern eine Rechenaufgabe gestellt; alles rechnet eifrig, nur Fritzchen schaut gedankenvoll durchs Fenster nach dem gegenüberliegenden Hause hinüber. Plötzlich fährt ihn der Lehrer an: „Nun, Fritz, was kommt heraus?" — Fritz (erschrocken): „Die Frau Meyer!"

Advokatentrost. Advokat (zu einer schwer geprüften Frau): „Klagen Sie nicht, liebe Freundin, handeln Sie." — Frau: „Ja, was soll ich tun?" — Advokat: „Klagen Sie."

Schmeichelhaft. „Wissen Sie, Verehrteste, daß wir heute den kürzesten Tag des Jahres haben?" — Fräulein: „Wahrhaftig, aber Ihre Anwesenheit läßt einen das so ganz vergessen."

Schweizerischer Volkshumor. Ein luzernischer Volksdichter sagt: Maschine zum Mähe, Maschine zum Räche, Maschine zum Säe, Maschine zum Futterbreche, Maschine zum Nähe, Maschine zum Dresche, Maschine zur Wäsche, Maschine zum Mahle, nur keine zum — Zahle.

Bücher.

In majorem Dei gloriam. Ein Gedächtnisbuch aus dem XVII. Jahrhundert von Wilhelm Jensen. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Der dreißigjährige Krieg, der „zur größeren Ehre Gottes" geführt worden, ist eben zu Ende, als der Roman einsetzt. Die Zeit ist so unerhört, daß der Dichter ihr auch unerhörte Geschehnisse zuschreibt. Er erzählt höchst romantische Familiengeschichten der Pfalzgrafen von Sulzbach und eines fränkischen Landmannes. Mehr als diese unwahrscheinliche Erzählung, deren Bedeutung wohl in der Kleinmalerei und Stimmung liegt, fesselt das zeitgeschichtliche Kolorit, das uns des Erzählers hohe Meisterschaft dartut. Mancher Leser dürfte zwar finden, daß in dem Buche des Epischen ein bißchen zuviel getan ist und daß besonders das Idyllische bedenkliche Längen habe. Nicht ohne Absicht wird es sein, daß der Dichter sein großes Gemälde von den Greueln eines Religionskrieges gerade heute entfaltet. Merkwürdig ist das Fazit, das er daraus zieht: Abwendung von allem Kirchlichen, Freiheit für jeden, unter Toleranz für andere, sich seine eigene religiöse Weltanschauung zu bilden. Bemerkt sei nur, daß der Verfasser mit seiner durch Lutz Fahrnbühler vertretenen Religion mitten im Materialismus stecken geblieben ist. Freilich immer noch besser als die schauderhaften Ereignisse, wenn zwei „christliche" Kirchen sich befeinden, bekriegen, Volk und Kultur verderben und vertilgen „zur größeren Ehre Gottes". M.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg. (Halle a. d. S. Gebauer-Schwetschke.)

Den Prospekt dieses Unternehmens, das gewiß allgemeine Beachtung verdienen dürfte, leiten Verleger und Herausgeber mit den Worten ein: „Es ist eine Tatsache, daß das Interesse für religiöse Fragen in den gebildeten Schichten unseres Volkes stark zunimmt. Die Entfremdung von der Religion wird nicht mehr als Fortschritt, sondern als eine Schwäche empfunden. Mit dieser Empfindung ist aber zugleich auch der lebendige Wunsch emporgewachsen, über die Dinge der Religion zu einer klaren Erkenntnis zu kommen. Diesem Wunsche sollen die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" des Gebauer-Schwetschkeschen Verlages dienen. Dieselben erscheinen in Heften zu drei bis fünf Bogen, zu je 30 bis 40 Pfg. Erschienen sind bisnun: 1. „Quellen des Lebens Jesu", von Prof. Wernle. 2. „Jesus", von Prof. Bousset. 3. „Paulusbriefe", von Prof. Vischer 4. „Paulus", von Prof. Wrede. 5. „Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat?", von Lizentiat Hollmann. 6. „Das apostolische Zeitalter", von Prof. Dobschütz. 7. „Die Entstehung des neuen Testamentes", von Prof. Holtzmann. 8. „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren", von Prof. Löhr. 9. „Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie", von Prof. Pfleiderer. 10. „Seelenwanderung", von Prof. Bertholet.

Da vorliegende Zeitschrift keineswegs eine fachtheologische ist, können und wollen wir auf eine nähere Besprechung dieser „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" nicht eingehen; es dürfte ja das Interesse für sie bereits mit der einfachen Aufzählung der bisher erschienenen Hefte genügend geweckt sein. Wg.

Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. Auf Grund der Quellen und seitherigen Forschungen, dar-

gestellt von Franz Hutter. Mit vielen Abbildungen. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1905.)

Dieses Buch muß doch jedem Steirer nahegehen. Es behandelt einen der interessantesten Orte des Landes, eine großartige Geschichte. Es behandelt eine Bevölkerung, die tüchtig, bieder und ursprünglich ist, im XVI. Jahrhundert aber durch ihre außerordentlichen Taten zwischen Verbrecher- und Heldentum geschwankt hat. Ausführlich schildert der Verfasser die Ennstaler und salzburgischen Bauernkriege und die Glaubensbewegung daselbst, wo seit der Reformation die Evangelischen nie mehr ausgerottet werden konnten. Die Objektivität, der er sich bestrebt, ist ihm zwar nicht durchwegs gelungen, was man aber dem katholischen Priester (ein solcher ist der Verfasser) gerne zugute hält. Schon dadurch, daß Urkunden wohl zumeist in kirchlichen Archiven gefunden werden und sich vorwiegend auch mit kirchlichen Angelegenheiten befassen, bekommen die darauf aufgebauten Werke leicht das Gepräge einer Kirchengeschichte, was hier im ganzen zwar durch Schilderung allgemeiner sozialer, politischer, wirtschaftlicher sowie auch landschaftlicher Zustände geschickt ausgeglichen worden ist. Der Verfasser wußte dem Buche so viele Vorzüge zu geben, daß es als Muster von Ortsbeschreibungen gelten kann. Möchten doch mehr solche Heimatsbücher geschrieben werden. Wenn man an der sonst ganz vorzüglichen Ausstattung etwas tadeln dürfte, so wären es die unzähligen gesperrt gedruckten Wörter und Stellen, die dem Auge weh tun und das, was sie hervorheben wollen, durch ihre Unmenge wieder verwischen. R.

Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Von A. Harpf. (Stuttgart. Strecker & Schröder.)

Obiges Werk ist vor kurzem im Buchhandel erschienen und verdient eine eingehende Würdigung seitens der Kritik und des Publikums. Der Autor hat uns schon in früher von ihm erschienenen Werken den Beweis geliefert, daß er ein scharfer Beobachter ist, welcher nicht nur ein sehr gutes Gesicht besitzt, soferne er die Dinge sieht und sehen kann, wie sie wirklich sind, sondern auch einen nicht minder scharfen Verstand, mit welchem er die richtig erschauten Dinge auch in origineller und geistreicher Art und Weise zu beurteilen versteht. Das vorliegende Werk beweist neuerdings die Richtigkeit des Gesagten. Es zerfällt in zwei Teile oder Bücher, von denen das erste uns vor allem eine Reise nach Luksor, Assuân, dann durch Nubien und den Sudân bis Chartum und Omdurmân schildert. Abgesehen von den sehr lebhaften Reisebildern, finden wir hochinteressante Schilderungen altägyptischer Sitten und Gebräuche, insbesonders auch über die Entstehung der dortigen Religionen, von denen der älteste monistische Materialismus, ein Sonnenkultus (die kurzdauernde Achenatenkultur unter Amenhotep IV. und dessen Mutter Teje oder Ti) besonders hervorgehoben wird. Wir finden die Entstehungsgeschichte und den Untergang der Sonnenstadt, Schilderungen aus Tell-el-Amarna und dann aus Assuân, wo das herrlichste Landschaftsbild der ganzen Nilreise bei der Vereinigung des blauen und des weißen Nils uns entgegentritt.

Der Verfasser spricht dann über die Wichtigkeit der Nilstauung bei Assuân, über den Bau des großen Stauwerkes durch die Engländer, welches sich aber als unzulänglich erwies, so daß der erhoffte Erfolg ausblieb.

Interessant und belehrend sind besonders die politischen Erörterungen und Darlegungen, welche der Verfasser an die Eroberungen der Engländer in der jüngsten Zeit knüpft. Diese Darlegungen gewähren einen klaren Blick in die afrikanischen Machtverhältnisse, in die Ursachen der Bestrebungen der europäischen Kultur- und Kolonisationsmächte, welche seit Jahrzehnten im schwarzen Weltteil beschäftigt sind und die schon öfter am Sprunge waren, sich selbst zu befehden, z. B. Frankreich und England in der Faschoda-Angelegenheit.

Der Verfasser — ich lasse ihn einmal selbst sprechen — sagt: „In Ägypten noch, das ja im Grunde der tatsächlichen Verhältnisse nach wie vor ein mohammedanischer Kulturstaat ist, erscheint europäische Kultur durchwegs nur nebengeordnet, dem Zwange äußerer Umstände zufolge, wenn überhaupt, auch nur rein äußerlich angenommen, obschon die englische Führung der Geschicke des Landes eine deutlich fühlbare Tatsache ist. Diese Führung besteht aber bisher nur in der Ausübung materieller Oberherrschaft, die ja für sich allein die Grundlagen einer alten, festgewurzelten Kulturart noch lange nicht berührt.“ — — „Noch viel äußerlicher wie an die islamitische Welt tritt aber unsere Kultur an die altindischen und ostasiatischen Kulturwelten heran, deren Wesen davon immer unberührt bleiben wird, mögen sie sich wie die Japaner immerhin die ganze Technik unserer Kriegführung samt deren Waffenerfolgen angeeignet haben oder sich anzueignen erst noch in Zukunft vielleicht bestrebt sein.“

Diesen in obigen Worten dargelegten Gedanken über die eigentliche Unvermengbarkeit der beiden Kulturen finden wir in den Gegenüberstellungen und Beurteilungen des Verfassers im ganzen Werke immer wieder. Derselbe schildert dann des weiteren die ganze Art der Reichsgründung des Mahdi und findet in derselben ein anschauliches Bild der Gegenwart, welches er mit dem Siegeslauf der Horden des Propheten (Mohammed) vergleicht, obschon die Derwische des Mahdi jetzt der

englisch-ägyptischen Macht unterlegen sind. Im nächsten Kapitel: „In Omdurmân", schildert Harpf seinen interessanten Ausflug auf das Schlachtfeld von Kerreri, auf dem die 35.000 Derwische des Mahdi 10.000 Todte und 16.000 Verwundete liegen lassen mußten.

Ich kann hier auf die stets geistreichen und immer interessanten weiteren Kapitel des Buches nicht eingehen, erwähne aber, daß Harpfs Darlegungen ebenso einen klaren Blick in die Vergangenheit der hochinteressanten Völker Altafrikas gewähren, wie auch einen solchen in die wahrscheinliche Zukunft derselben, so daß der Leser ein sehr wertvolles historisches Bild von den inneren Verhältnissen politischer und wirtschaftlicher Natur des schwarzen Weltteils gewinnt.

Das zweite Buch behandelt die „Kulturziele". Ein genaues Eingehen in den Inhalt der verschiedenen Kapitel geht hier nicht an, aber im allgemeinen will ich hervorheben, daß der Verfasser scharf eintritt für die „Rassenmoral", welche er über die „Allmenschheitsmoral" stellt. Er bespricht die diesbezüglichen Anschauungen der neueren Autoren, welche sich mit dieser wichtigen Kulturfrage beschäftigen und zieht endlich den Vergleich zwischen den Slawen und den Deutschen als Träger verschiedener Kulturen. Aus Harpfs Erörterungen geht genau hervor, wie er über das Deutschtum, aber auch wie er überhaupt über das Rassentum und die Rassenbestrebungen fühlt und denkt. Ich stimme mit seinen Erörterungen und Anschauungen größtenteils überein und will meinerseits nur besonders hervorheben, daß eine Einigung der deutschen Volksstämme, insbesonders auch auf jenen erkenntnistheoretischen Gebieten, welche das Gefühlsleben der Völker besonders tangieren, äußerst wünschenswert und notwendig wäre. Diese Gebiete betreffen Weltanschauung, religiöses Gefühl und Religion, welche ja nichts sein kann als die tiefe Empfindung des Weltprinzipes von sich selbst, in Form persönlichen Daseins.

Viele, ja die meisten Übel unserer Zeit und speziell unseres Volkstums quellen aus der Zerfahrenheit der Anschauungen auf diesen Gebieten. Und eben auf diesen Gebieten sollte im Volke der Denker, wie die Deutschen oft genannt wurden, jene Einheit herbeigeführt werden, aus welcher allein auch politische und völkische Kraft entsprießt und dauernd erhalten werden kann.

Ich schließe meine Besprechung über das Werk A. Harpfs mit der Bemerkung, daß dasselbe sehr lesenswert ist und daß jeder Leser desselben vielfältigen Stoff finden wird zum Selbstdenken, Selbsturteilen, und daß keiner dasselbe zur Seite legen wird, ohne vielfache Anregung und vielfachen Nutzen aus ihm gezogen zu haben. Anton Ganser.

Adalbert Stifter. Eine Studie von Wilhelm Hosch. (Leipzig. C. F. Amelang. 1905.)

Angehende Stifter-Freunde, und deren gibt es immer mehr und mehr, die sich über diesen großen österreichischen Dichter und seine Werke kurz orientieren wollen, finden in dem klar und schön geschriebenen Büchlein eine ausgezeichnete Einführung.

Briefe einer Mutter. Von Max v. Weißenthurn. (Dresden. Richard Lende. 1905.)

In diesem Buche tritt eine der seltensten Intellektformen stark hervor: jener gesunde Verstand, der eine praktisch-ethische Lebensanschauung ergibt. Die so gewonnene Einsicht möglichst allgemein und vornehmlich für die heranwachsende Generation fruchtbar zu machen, ist das einheitliche Streben, das dieser Feuilletonsammlung zugrunde liegt. Wenn auch vornehmlich für Mütter bestimmt, appellieren die „Briefe einer Mutter" mit ihren pädagogischen Hinweisen doch an alle Erzieher von Kindern. Die „Herren Eltern" erfahren in ihnen eine ziemlich strenge, doch aber in vielen Fällen nicht ungerechte Beurteilung. Besonders da, wo es sich in deren mißverstehenden Liebe um das Großziehen von Egoismus, Eitelkeit und Hochmut handelt. Die Verfasserin bietet keine psychologischen Enthüllungen oder Tiefforschungen, allein eben indem sie das scheinbar klar am Tage Liegende, dennoch aber zumeist Übersehene mit ebenso rechtschaffen-warmem Gemüte wie klugem Sinne zusammengefaßt und ersichtlich macht, dürfte das nicht allein gutgemeinte, sondern auch in seinem Gehalte gute Buch in weiteren Kreisen gedeihlich wirksam werden. Um so mehr, da Frau v. Weißenthurn den guten Geschmack besitzt, nicht in lehrhaftem Tone, sondern feuilletonistisch unterhaltend auf die Gebreste unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen, wie z. B. im „Armenstrumpf" und in mehrfachen Persiflagen üblicher Wohltätigkeitsbräuche. Sehr gut und abgelegen von schon breitgetretenen Pfaden ist der Abschnitt „Die Roheit der Glücklichen". Gar vieles in dem Buche verdient Beherzigung. W. Z.

Dem Andenken Karl Morres. Festschrift, geleitet von Max Besozzi. Herausgegeben und verlegt im Auftrage des Morre-Denkmal-Festausschusses von Dr. Alfred Gödel. Graz.

Diese für ein Volksfest zugunsten eines Morre-Denkmales in Graz gedachte Schrift ist so gediegen geraten, daß sie als eine würdige Gedenkschrift für den steirischen Volksdichter überhaupt gelten kann. Fast alles, was in Steiermark Atem hat, sang mit, um den Unvergessenen zu preisen, und auch von

weiter her, aus Künstlerkreisen kam manches gute Wort. Reich mit Bildern, wovon die meisten sich intim auf Morre beziehen, ist das Heft geschmückt, das wir mit aller Wärme empfehlen können. M.

Eduard Mörikes gesammelte Schriften. Neue billige Volksausgabe. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Mit dieser billigen Volksausgabe wird ein neuer Schritt vorwärts getan, um die Kenntnis des hervorragendsten Lyrikers seit Goethe in immer weitere Kreise zu bringen. Denn wenn auch die Mörike-Gemeinde von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so ist der Dichter doch immer noch leider nur zu vielen so gut wie unbekannt. In seinen formvollendeten Strophen singt und klingt alles und zu diesen herzerwärmenden Tönen tritt die herrlichste Landschaftsmalerei: mit wenigen Zeilen wird der Leser unwillkürlich der Wirklichkeit entrückt, alle edleren Gefühle werden in ihm wach. Aber auch in seinen Prosawerken bleibt Mörike immer der gleiche gottbegnadete Poet. V.

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Herausgegeben von Hans Devrient. (Stuttgart. Karl Krabbe. 1905.)

Es sind die Jugenderinnerungen einer glücklichen Frau, wie sie sie einst ihren Kindern und Enkeln erzählt und für sie niedergeschrieben hat, die hier dem deutschen Publikum geboten werden, ein Beitrag, weniger zur Literatur- und Theatergeschichte, als zur Geschichte des menschlichen Herzens, die Erzählungen der bewegten Jugendgeschichte eines Mädchens, das mit hellen Augen die Vorgänge um sich her erfaßt und so wie sie sich in ihrem warmen Gemüt spiegelten, wiedergibt. So die Franzosenzeit in Hamburg, die mit ihren Schrecken und ihrer wilden Bewegtheit ihre Kindheit erfüllten, so die abenteuerlichen Schicksale ihres Bruders, die sie Reichtum und Armut in raschem Wechsel empfinden ließ, bald in der Kaufmannswelt Berlins, bald auf dem Kohlenbergwerk Babigora in Schlesien, so das romantische Haus des alten strengjüdischen Onkels, ihr eigenes Musiktreiben und ihr Übertritt zum Christentum; besonders aber die Seelenbegegnung mit Eduard Devrient in ihren Kämpfen und ihrer Charakterentwicklung. V.

Das Tagebuch einer Hofdame. Roman von Hans v. Zobeltitz. (Berlin. Vobach & Komp.)

Die Geschichte eines Duodezhofstaates entrollt uns der Dichter in den Tagebuchblättern der Gräfin Edith Brock. Als Menschen zeigt er uns die Obersten der Oberen, unter deren glatten, durch Etikette und Erziehung bestimmten Außenseite ein warmes Herz schlägt, das das oberste Gesetz, die Liebe, trotz alledem nicht verleugnen kann. Wir sehen mit zwingender Notwendigkeit sich entwickeln, was schon Schopenhauer bekannte: daß zwei Menschen, die ihre Bestimmung sich hat finden lassen, entweder zueinander kommen oder zugrunde gehen. V.

Im Jagastübl. Gedichte in steirischer Mundart über Jäger und deren tatsächliche Erlebnisse im steirischen Oberlande von Anton Roßmann. (Graz. Verlag „Styria". 1906.)

Der Beginn des Büchleins ist ungewandt und zaghaft. Aber schon nach wenigen Seiten fühlt der Dichter festen Boden unter sich, und sogleich auch wächst das Behagen des Lesers, das bis zum Schlusse anhält. Es sind aber auch drollige Dinge und manches geht über das Anekdotenhafte weit hinaus, indem es uns Leben und Sitten der Jägersleute zur Anschauung bringt. So das „Gamsjogd", das in einer besonders volkstümlich beliebten Form behandelt ist. Die Mundart ist so geschrieben, daß sie auch für den nicht ganz mit ihr Vertrauten leicht gelesen wird. In Jägerkreisen dürften diese frischen humorvollen Gedichte großes Halloh erwecken. M.

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Über dieses Buch schreibt die „Tägliche Rundschau" unter anderem: Selten hat die Lektüre eines Buches einen so nachhaltigen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, selten einen so mächtigen Sturm der verschiedensten Gefühle in mir wachgerufen, als Helen Kellers Selbstbiographie. Helen Keller ist eine Geistesheldin, die durch einen mit beispielloser Energie und Tatkraft geführten Kampf zu den Höhen einer Bildung sich durchgerungen hat. Erfahren wir, daß unsere Heldin der edelsten Sinne, des Gehörs und des Gesichts, zudem auch der Sprache seit ihrer frühesten Kindheit beraubt, wissenschaftliche Leistungen vollbrachte, wie sie selbst in ihrem Buche in so meisterhafter Form uns geschildert hat, so steigert sich unsere Bewunderung.

Dr. Hermann Schweitzer in Freiburg i. B. läßt soeben im Verlag von Otto Maier in Ravensburg eine **Geschichte der deutschen Kunst** erscheinen. Leicht verständlich und in schöner Sprache, frei von allem nebensächlichen Ballast ist die künstlerische Entwicklung des deutschen Volkes übersichtlich dargelegt, und in begeisterten Worten wird der jetzigen Generation durch Wort und Bild die stolze künstlerische Vergangenheit des deutschen Volkes lebendig vor Augen geführt. V.

Die andere Ehe. Eine Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis von Ottoma Beta. (Rudolstadt. Karl Keil.)

Ein Witwer mit Kindern, der sich noch einmal verheiraten will, möge vorher dieses Buch lesen. In demselben Fall auch eine Witwe. Es ist darum, daß man für die schlimmsten Fälle rechtzeitig die Augen aufmacht. Das Buch handelt von dem grenzenlosen Elend der Stiefkinder. Viel Wahres mag es sagen, einigermaßen ist es aber zu pessimistisch. Der Verfasser mißrät nicht eigentlich die zweite Ehe, aber mit viel zu theoretischen und unzweckmäßigen Mitteln will er die unvermeidliche Not der Stiefkinder lösen. Z. B. die Einmengung Fremder. Wenn es so ist, daß die Stiefmutter, und wäre es sonst die beste Frau, als Stiefmutter naturgemäß böse sein muß, so hilft dagegen keine Geduld, keine Liebe und kein Gesetz, als einfach das: Die Wiederverheiratung eines Menschen, der schon Kinder hat, ist verboten. Das Buch ist geistvoll gemacht, aber nicht immer von jener hochgemuten Liebe erfüllt, von der es so viel spricht. S. G.

Hütten im Hochland. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.) Dieser bietet das Lebensbild einer bergeinsamen Waldgemeinde im deutsch-böhmischen Grenzgebirge. Aus dem Leid und der Lust, aus der Arbeit und Armut der Stillen in den Hütten auf dem Berge klingen die vollen Töne des Menschheitsliedes uns entgegen. Diesmal in einer Form und Darstellung von so starker Volkstümlichkeit, daß wohl behauptet werden darf: die Reihe der wenigen Werke künstlerischer Volksliteratur ist durch die „Hütten im Hochlande“ um ein Erzeugnis von dauerndem Werte bereichert worden. Die Freude des Dichters an lebensvoller Gestaltung überträgt sich rasch auf den Leser und nimmt ihn gefangen. So aus der Tiefe, so aus den Quellen des Lebens schöpft Max Geißler, daß er nicht nötig hat, durch die Mittel ungesunden Nervenreizes die tiefe Verinnerlichung zu ersetzen, die allein Gewähr für die Eindrucksmacht eines Kunstwerks ist. V.

Die Kommune. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Erich Gußmann.) Über keinem geschichtlichen Ereignis lastet eine solche Schicht von Legenden und Unwahrheiten wie über dem Kommunekampf. Bleibtreu unternahm es nun, die Wahrheit herauszuschälen und dies gleichzeitig plastisch zu veranschaulichen. All die zahlreichen Personen, die auf beiden Seiten in geschichtliche Aktion traten, sind redend und handelnd mit packender Charakteristik vorgeführt. Alle inneren sozialen und politischen Triebfedern der kämpfenden Parteien bloßlegend, die Verschiedenheit der bloß bürgerlich-revolutionären von den rein sozialistischen Elementen der mächtigen Bewegung sondernd, bis in jede Schattierung das selbstlos Idealistische neben dem abenteuerlich Gemeinen dieser „Diktatur des Proletariats“ malend, reinigt Bleibtreu die Kommune von vielen ihr angehefteten Schandflecken, sucht nachzuweisen, daß es noch nie eine humanere, bis zur Schwäche und Torheit milde, Revolution gegeben hätte. V.

Kinderheil. Unter dem Titel „Kinderheil“ tritt jetzt im Verlag Seitz & Schauer, München, eine neue Monatsschrift ins Leben, welche unseren Frauen ein treuer Kamerad bei der Erziehung der Kinder sein will: eine Zeitschrift zur Gesundung und Gesunderhaltung der Nachkommen. Herausgegeben von Johanna Elberskirchen und Max Below bietet „Kinderheil“ unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachschriftsteller und Fachschriftstellerinnen Belehrung und Anregungen, die Segen in jedem deutschen Haus stiften können. V.

Wie man Kindern das Malen lehrt und ihnen Lust und Freude an künstlerischer Beschäftigung beibringt, zeigen die neuen „Methodischen Malhefte“ von C. Hoffmann, dem Herausgeber der „Zeichenkunst.“ (Ravensburg. Otto Maier). Jedes Heft enthält 4 farbige Tafeln größeren Formats und ebensoviel schwarze, zum kolorieren eingerichtete Blätter. Die neue Methode dieser Hefte berücksichtigt in vollem Maße die Neigungen der Kleinen und ist ihrem jugendlichen Können völlig angepaßt. V.

Schaubeks illustriertes Briefmarkenalbum. (Leipzig. C. F. Lücke.)

Hand in Hand mit dem Anwachsen des Handels aller Staaten geht die Entwicklung der Verkehrswege, der Transporteinrichtungen und aller jener Hilfsmittel, die geeignet sind, fern von einander abliegende Länder und Gegenden miteinander in Verbindung zu bringen. Diese fortschreitende wirtschaftliche Annäherung von Staaten und Völkern, dieses Anwachsen weit über die politischen Grenzen hinaus wirkender staatlicher Macht spiegelt sich in den Briefmarken der einzelnen Länder wider. Mit ein wenig Übung in der Betrachtung von Freimarken liest man aus ihnen die ganze Weltgeschichte beinahe eines Jahrhunderts, das so reich an Veränderungen, Umstürzen und Neugestaltungen; Kriegs-, Jubiläums-, Kolonial- und Interims-Postwertzeichen registrieren solche bedeutsame Tatsachen mit übersichtlicher Genauigkeit. Daneben lehrt die Briefmarkenkunde noch Geographie, die Unterscheidung von Druckarten, Papiergattungen u. s. w., ein nicht zu unterschätzender Vorteil im Zeitalter der Industrie. Ein „Sammeltrieb“ als solcher liegt

tief in der menschlichen Natur begründet, ihn in die besten Bahnen zu lenken, soll unsere Aufgabe sein und dieses Problem auf dem Gebiete der Postwertzeichen löst der Verlag C. F. Lücke in ebenso glücklicher wie kunstvoller Weise. Sein Schaubek-Briefmarkenalbum, das gerade zur Weihnachtszeit eine neue Schaar Anhänger gewinnen dürfte, paßt sich durch seine verschiedenen durchwegs vorzüglichen Ausgaben allen Anforderungen an, angefangen von den bescheidenen Ansprüchen des sparsamen Anfängers bis zu den eigenartigsten Wünschen der größten Sammler.

Dr. H. L. R.

In Max Hesses Volksbücherei ist wieder eine Reihe neuer Bändchen zur Ausgabe gelangt, die vornehmlich Unterhaltungsschriften umfassen. Von dem Thüringer Dichter August Trinius ein Band Erzählungen aus dem Thüringer Walde, betitelt **Wenn die Sonne sinkt.** Von Lulu v. Strauß-Torney drei Erzählungen unter dem Titel **Hinter Schloß und Riegel.** Plattdeutsche Geschichten von Felix Stillfried: **Wedderfunn'n** und **De Hex von Moitin. Martin Greif,** eine Einführung in seine Lyrik von Laurenz Kiesgen. Von Annette v. Droste-Hülshoff: **Die Judenbuche, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl** und **Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter** von Klemens Brentano. Eine Übersetzung der bekannten Shakespeare-Fibel, **Shakespeares** Lebenslauf und Schaffen von Edward Dowden.

V.

Im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien, VI., Leimgrubengasse Nr. 17, sind erschienen: Wünsche: **Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur** und Wilser: **Die Herkunft der Bayern** und **Zur Runenkunde.** Beide Bücher sind wegen ihres neuen und wissenschaftlichen Inhaltes der Beachtung wert.

Österreichische illustrierte Familien- und Modenzeitung. (Wien. W. Vobach u. Comp.) Ein äußerst billiges und trotzdem reichhaltiges Familien- und Modenblatt, geschmückt mit zahlreichen Illustrationen.

Büchereinlauf.

Ausgewandert. Roman von Meta Kremnitz. (Stuttgart. Alfred Kröner.)

Katholische Studenten. Roman von August Friedwalt. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 1905.)

Im Zauber der Wartburg. Roman von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Buchhandlung.)

Lenas Wanderjahre. Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. (Zwickau i. S. Johannes Herrmann.)

Anita. Römische Novelle von A. Veldenz. (Stuttgart. Strecker u. Schröder. 1905.)

Der Primaner Pichel und andere Pennäler. Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune-Roßla. (Leipzig. Verlag „Der Barde". 1906.)

Niobe. Drama nach der antiken Sage in zwei Aufzügen von Mary L. Mohr. (Plau. Louis Hancke.)

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. (Halle a. S. Hermann Gesenius.)

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben Aphorismen. Herausgegeben von C. Schröder. (Hannover. Otto Tobies.)

Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben von Konrad Guenther. (Freiburg i. Br. F. Ernst Fehsenfeld. 1905.)

Der Weg zum Selbst. Ein Buch für das deutsche Volk von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1905.)

Bilder aus dem Jenseits. Herausgegeben von Adelma Vay. (Wien. R. Lechners Verlag. 1905.)

Theologisches Repetitorium, zunächst als Vorbereitung auf den Pfarrkonkurs. Von Johannes Zehly. Neu bearbeitet von Dr. C. J. Vidmar, k. k. Professor a. D. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

Protestantismus und Katholizismus in Irland. Von John A. Bain, M. A., Deutsch von H. Wegener. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Apollo oder Dionysus. Kritische Studie über Friedrich Nietzsche und den imperalistischen Utilitarismus. Von Ernest Seillière. Autorisierte deutsche Ausgabe von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf.)

Friedrich Schiller und Königin Luise von Preußen. Von Krueger-Ottzen. (Tilsit. Artur Richter. 1905.)

Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. Hermann Kuhz.)

Heinrich Vierordt. Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag von Heinrich Lilienfein. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1905.)

Zur schwedisch-norwegischen Unionsfrage. Die Adresse des schwedischen Reichstages an den König. (Stockholm. P. A. Norstedt u. Söner. 1905.)

Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts. Von Käthe Strunz. (Wien. Franz Deuticke. 1905.)

Gegen den Strafvollzug. Von Dr. med. Otto Juliusburger. (Berlin. Deutscher Arbeiter-Abstinentenbund, J. Michaelis.)

Illustrierter Führer durch Graz und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. (Leipzig. Woerls Reisebücherverlag.)

Woerls illustrierter Führer nach und auf dem **Semmering**. 1905. (Leipzig. Woerls Reisebücherverlag.)

Wege nach Weimar. Monatsblätter von Fritz Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Werde Gesund! Zeitschrift für Volksgesundheitspflege und Krankheitsverhütung. Herausgegeben von Dr. med. Georg Liebe, Leiter der Heilanstalt Waldhof Elgershausen.

Der Dorfboten-Kalender für das Jahr 1906. (Budweis. Verlag der „Moldavia".)

Wasserräder zum Antrieb beweglicher Figuren und kleiner Apparate. Für Kinder. Von Eugen Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

* Der Verleger von Hans Grasbergers Schriften, Herr Georg Müller in München, schrieb an einen Grazer Freund vor kurzem unter anderem folgendes: „Was nun Grasberger anbelangt, weiß ich noch nicht, ob ich dieses Werk zu Ende führe. Ich habe bis jetzt nur 110 Abnehmer und das ist zu wenig. Aber auch hier will ich noch mein Möglichstes versuchen, ob ich die Sache nicht doch so weit bringe, daß die Ausgabe zu Ende geführt werden kann. Die Deutschösterreicher lassen mich leider in meinen Bestrebungen ihrer Dichtkunst zu dienen, ganz im Stiche." — Mit dem Bettel für Dichterdenkmäler, Dichtergedenktafeln werden fortwährend viele hundert Leute behelligt. Aber wozu denn Dichterdenkmäler, wenn die Dichter selbst nichts wert sind! Wenn sie aber was wert sind, warum kauft man, liest man sie nicht?

J. W. Prag: Seit 40 Jahren permanente Stifterfeier. Wenn ich ein hohes Pfingstfest haben will, so ziehe ich den Sonntagsrock an, gehe hinaus zum stillen Waldrand und lese Adalbert Stifter. Zu seinem Hundertsten wollen wir einmal horchen, was andere über diesen Dichter sagen. R.

A. D. Innsbruck: Raten Ihnen den folgenden Spruch zur gewünschten Grabschrift:

Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid.
Was wir lieben
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.

E. L. und M. O. L. Petersburg: Wenn Sie alle Zeitungen der Welt, die gegen die kläglichen Zustände Rußlands und über das Elend des russischen Volkes schreiben, korrigieren und Lügen strafen wollen, dann haben Sie viel zu tun. Wäre es nicht gescheiter, statt dessen in Ihrem Lande tüchtig mitzuarbeiten, daß es besser würde? Sie persönlich werden sich wahrscheinlich sehr wohl fühlen. Aber es gibt auch noch andere Leute.

J. O. Linz: Das macht nichts. Erinnern Sie daran, was Gotthilf Heinrich von Schubert sagt in seiner Selbstbiographie: man möge es ihm doch zugute halten, daß er von den Personen, mit denen er im Leben in Berührung gekommen sei, fast immer nur Gutes berichte. Sein Auge leide an dem Naturfehler, daß es bei den Menschen, die es sehe, sich mehr auf das Lichte, als auf das Dunkle richte. Was der edle, liebenswürdige Greis in kindlicher Bescheidenheit hier einen Naturfehler nennt, ist in der Tat nur ein Zutagetreten der innern Verklärung, die der Geist von oben an ihm vollzogen hat. Die Pflicht der Liebe, den Nächsten „zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum besten zu kehren", war ihm durch treue Ausübung derselben zur anderen Natur geworden.

M. A. Budapest: Jenen glänzenden Artikel über Nietzsche, von dem Sie hörten, finden Sie in der „Deutschen Rundschau", Oktober 1905, unter der Überschrift „Aus der Werkstatt des Übermenschen", von Julius Kaftan.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 18. Oktober 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck**. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Schneeweiße Blümelein.

Erzählung von **Peter Rosegger.**

Lieblicher und friedlicher ist es nie über Land zu gehen, als an sonnigen Spätherbstnachmittagen. Wie ist der freundlichste Frühlingstag noch unstet und leidenschaftlich im Vergleiche mit solch einem Novembertage, da man den Pulsschlag der Zeit kaum mehr spürt. Nie so groß dünkt sich das fünf Schuh hohe Menschlein, als wenn es über die kahl gegrasten Matten schreitet, und sein Schatten reicht weithin wie ein gleitender Riesenbaum über Feld und Wiese. Und nie so frei und ungebunden fühlt es sich, als wenn ihm alle Zaungatter und Feldschranken offen stehen und es über das weite Feld mag schreiten, schrankenlos.

So habe ich an jenem Tag, um vielleicht meine Wanderstrecke nach Krimstein etwas abzukürzen, von der weißen Straße ausgebogen und bin hineingegangen in die Wiese, die weiterhin zur Heide ward und die eben und glatt und fast unendlich vor mir dalag wie ein stilles, blaßgrünes Meer. Kein Baum und kein Strauch, nur bisweilen die Furche einer Rainung, an der abgewelkte Grasbüschel standen. Stellenweise Pfotenspuren von Rindern, die hier geweidet haben mochten. Bisweilen tänzelte mir ein geringeltes Buchenblatt entgegen, das sich aus fernem Walde hierher verloren hatte. Dann war mir ein Mann begegnet, der ebenso planlos als ich, aber in entgegengesetzter Richtung über die

Digitized by Google

Ebene gegangen sein mochte. Wir sagten zueinander: „Guten Nachmittag!“ und gingen vorüber. Nach einiger Zeit sah ich zwei Männer herankommen. Wir grüßten flüchtig und gingen aneinander vorüber. Die Sonne hinter mir war nahe einer schnurgeraden Wolkenbank, die über dem fernen Gebirge lag; ich konnte gerade in dem schwarzen Streifen meines Schattens entlang gehen — immer voran.

Endlich kam ich wieder zu einem Menschen und der war mit einer Erdarbeit beschäftigt. Mitten auf der Heide war eine Grube geworfen und die schaufelte er eben zu. Ich stand still und fragte den Arbeiter, was er da vergrabe. Er ließ ab vom Schaufeln, glotzte her und gröhlte etwas. Das war ein heiseres Gröhlen, wie es Kretins zu tun pflegen und das man nicht versteht. Dann grinste er mich gutmütig an und begann wieder zu schaufeln. Ich ging fürbaß.

Die Sonne war verschwunden, über die Heide strich scharfe Abendluft. Ich schlüpfte in meinen Überrock, beschleunigte meine Schritte und wunderte mich, daß ich nicht längst schon wieder an die Straße gestoßen war, deren sachte Biegung diese Gegend durchqueren mußte. Am Himmel flimmerten schon Sterne und sie flimmerten so lebhaft wie Lampenlichter, wenn der Wind dreingeht. Und wenn ich stillstand und sie lange anblickte, da funkelten sie blau und grün und schienen größer zu werden und noch lebhafter zu flackern, als ob sie näher und näher kämen.

Endlich sah ich vor mir finstere Zacken aufragen; das war Wald und nun lag auch die Straße da. Nach der Mattenwander ging sich das glatt und hart, doch nun konnte mein Ziel nicht mehr weit sein und als der Waldschachen zurückgelegt war, grüßten mich die Lichter von Krimstein. Ich suchte mein gewohntes Gasthaus auf. Das führt im Schilde den Kaiser Josef, weil dieser Fürst auf seiner Reise durchs Land einmal hier übernachtet haben soll. Mir wurde sogar wieder „sein Zimmer“ aufgesperrt, wo ich manche Heide- und Waldgeschichte geschrieben hatte. Als ich dann in der großen Gaststube froh bei Bekannten meinen üblichen Pfannenkuchen mit dem Glase Rotwein genoß, kam noch der alte Bezirkshauptmann von seiner Behausung herüber, setzte sich zu uns und zog aus der Brusttasche eine Depesche. Zum Hauswirt wandte er sich und sagte: „Sie werden heute noch Gäste bekommen. Eben habe ich aus Budapest dieses Telegramm erhalten mit der Bitte, in Krimstein für zwei Personen Unterkunft zu schaffen; sie dürften noch vor Mitternacht mit Wagen einlangen. „Es ist doch Platz bei Ihnen, Kaiserwirt?“

„Wenn es noble Herrschaften sind?“ entgegnete der Wirt und schaute auf mich her.

„Ja, ja,“ sagte ich, „das Kaiserzimmer sollen sie haben. Ich bleibe ja nur eine Nacht und nehme diesmal mit dem blauen Stübel gerne fürlieb.

„Oha, oder was zwickt mich!“ lachte die dralle Kellnerin auf, da lachten alle. Denn das blaue Stübel war ihre Schlafkammer. Und solche Späße macht man im Dorfwirtshause bloß des Spaßes halber. Schließlich wurde mir die „Wallfahrerstub'n“ zugesprochen, in der ich zu jeder Stunde der Nacht in einem anderen Bett liegen könne, falls nicht noch in dieser Nacht Wallfahrer einlangten.

Die Herrschaften aus Budapest waren nun Gegenstand von Vermutungen. Wohl von der Eisenbahnstation Großpatting mußten sie kommen; da konnten sie in einer Stunde eintreffen.

Um solche Jahreszeit noch Fremde?

„Ich vermute, daß es Verwandte des Selbstmörders sind,“ sagte der Bezirkshauptmann. Das leuchtete allen ein, nur mir nicht. Ich wußte nichts von einem Selbstmörder. So ward mir erzählt, daß sich zwei Tage vorher auf der Heide ein fremder Mann erschossen habe. Er sei früher noch in Krimstein gesehen worden, ein junger schöner Mensch, habe dem Anscheine nach besseren Ständen angehört, sonst wisse man nichts. An der Leiche sei nichts gefunden worden als der Revolver und ein goldener Ring und in beiden seien die drei Buchstaben „A. M. Z.“ eingegraben gewesen. Diese Tatsachen habe man in die Zeitung gegeben und so — meinte der Bezirkshauptmann — stehe zu vermuten, daß die angesagten Fremden mit dem Unglücklichen in irgend einem Zusammenhang stünden.

„Und die Leiche des Selbstmörders?“ fragte ich ein wenig erregt.

„Wie du weißt,“ sagte nun der Wirt zu mir, „ist es hier Sitte, daß Selbstmörder am Orte ihrer Tat verscharrt werden. Gestern oder heute muß er auf der Heide begraben worden sein.

„Die Beerdigung,“ berichtete der Bezirkshauptmann, „hat an diesem Nachmittage stattgefunden. Der Beamte kam eben vorhin mit den Sachen zurück.“

Dann stand er auf, grüßte würdig und ging nach Hause, um der etwa bei ihm zuerst vorsprechenden Ankömmlinge gewärtig zu sein.

Auf der Ofenbank saß ein alter Knecht. Der hatte gekochte Erdäpfel in Milchsuppe gebrockt und löffelte sie jetzt aus. Als er den Löffel an seinem Ärmel abgewischt und neben auf die Bank gelegt hatte, begann er sich in Betrachtungen zu ergehen. „Den wird's brennen!“ murmelte er mit Behagen. „Den wird's brennen da unten! Selbstmord! Ist ja eine Sünde gegen den heiligen Geist. Lest's nur nach. Den werden wir noch oft winseln hören. Schauderlich, so ein Mensch! Schauderlich!“

„Magst nicht noch Erdäpfel essen, Lipp?“ redete die Wirtin hin, in der Absicht, ihm so auf gute Art den Mund zu stopfen.

„Mag nit meh', Frau Muatter!" antwortete der Alte. „In der ewigen Pein sitzen, 's ist kein Spaß, meine Leut'! Den werden wir noch oft winseln hören auf der Heiden!" — Also in einem fast wollüstigen Jammer versunken, erhob er sich endlich und torkelte zur Tür hinaus.

Gegen Mitternacht kam der Wagen angefahren. Die Fremden. Ein alter Mann mit langem weißen Bart und eine junge schöne Dame. Sie traten nicht in die Gaststube, sondern gingen gleich auf ihr Zimmer. Ich sah noch, wie die Dame ihr weißes Tuch vor das Gesicht hielt und heftig schluchzte. Sie hatten eben vorher bei dem Bezirkshauptmann den Ring und den Revolver in Augenschein genommen. Als der Wirt nach einer Weile von ihrem Zimmer zurückkam, sagte er zu uns: „Ja, das müssen Verwandte sein, Sie wollen morgen auf die Heide, an die Stelle, wo er liegt. Sie wünschen einen Führer, aber der Adjunkt ist amtlich verhindert und sonst ist niemand, der sie weisen könnte."

„Wenn es das ist," sagte ich, „die Stelle wüßte ich. Bin heute über die Heide hergegangen und sah, wie ein Mann das Grab verscharrte. Wenn sonst niemand ist, so will ich die Herrschaften begleiten."

Das ward verabredet und dann gingen wir zur Ruhe. In der großen Stube, die mir angewiesen wurde, stand mehr als ein Dutzend Betten, jedes mit dem Kopfende gegen die Wand gestellt wie in einem Spital. Sie waren hoch aufgeschichtet, hatten blaue Leinwanddecken und warteten auf Wallfahrer. Heute kam keiner mehr. An der Stubecke hing ein großes Kruzifix, ganz mittelalterlich, mit sehr langen Armen, scharfgebogenen Knien, reichlich mit Blut überströmt der Christus. Die Züge waren verzerrt. Vor diesem Kruzifix brannte eine rote Ampel, deren Schein an der Zimmerdecke unruhig hin- und herglitt. Ich wählte mir ein Bett, legte mich hinein, stand aber wieder auf, um die Ampel auszulöschen. Trotzdem konnte ich lange nicht einschlafen. Immer sah ich noch das verzerrte Gesicht des Kruzifixes. In den Dachbrettern polterte der Wind. An den Selbstmörder mußte ich denken. Was das für ein Schicksal gewesen sein mochte! Dann war mir, als ob in den Betten neben mir fremde Leute lägen, solche, die sich bewegten und seufzten, solche, die reglos dalagen und an den Schläfen Schußwunden hatten. Hinter einem dieser letzteren tauchte eine Gestalt auf, ich sah sie deutlich, denn es ging ein glutroter Schein von ihr aus. Sie streckte den langen, dünnen Arm, der wie ein dürrer Ast war, nach dem Toten aus, rüttelte ihn und führte ihn vor den Richterstuhl Gottes. Da oben saß Christus mit dem Kreuze in furchtbarer Majestät. Der rote Teufel zerrte die arme Seele bis an seine Stufen heran und rief dreist: „Herr, das ist der Selbstmörder. Sprich mir ihn zu!"

Dieser sank auf sein Angesicht und wimmerte um Gnade. Das Leben sei zu hart gewesen. Die Schuld wäre zu groß geworden. Da habe er ein Ende gemacht.

„Richter!“ rief der Teufel. „Du hast den Selbstmord als die Sünde genannt, die nimmer verziehen werden kann. Bleib' bei deinem Wort! Gnadenzeit hast du ihm übergenug gegeben.“

Da sagte der Richter zum Sünder: „Du hast an meiner Erbarmung verzweifelt, als du daran glauben solltest, und willst jetzt an sie glauben, da du in der Verzweiflung bist. — Ich muß dich verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!“

Auf einer weißen Wolke schwebten die Heiligen heran, unschuldige Kinder und Gerechte. Sie falteten ihre Hände zum Richter: „Herr! Uns hat deine Gnade gehütet und geführt und wir hatten kein Verdienst. Wir opfern dir unsere Unschuld und unsere Tugend auf für den armen Sünder, der vergeblich nach deiner Liebe gesucht hat. Verzeih' ihm und nimm ihn an!“ — Und der Schuldige flehte um Erbarmen.

„Bleib' bei deinem Wort!“ kreischte der Teufel dem Richter zu. Und der Herr blieb strenge und sagte: „Auf Erden hat er der Gerechten nicht geachtet und die Unschuldigen verführt, so soll er jetzt von ihnen keinen Anteil haben. Ich muß ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!“

Auf einer rosigen Wolke kamen Büßer und Märtyrer herangeschwebt. Auch sie hoben ihre gefalteten Hände bittend zum Richter: „Herr! Uns warst du gnädig, da wir doch auch Sünder gewesen. Wir haben unsere Missetaten mit Blut und Tod gebüßt. Herr, nimm es so, daß auch dieser Arme freiwillig in den Tod gegangen ist wegen seiner Sünden. Er ist geflohen aus dem Lande der Schuld, um zu dir zu kommen. Wir bitten, wir bitten, nimm ihn barmherzig auf!“

Und der arme Sünder wimmerte um Gnade.

Da zischte der Teufel gegen den Richterstuhl hinan: „Bleib' bei deinem Wort!“

Und der Herr sprach: „Er hat sich nicht getötet, um zu mir zu kommen, er hat sich getötet, um mir zu entfliehen. Er haßte meine Werke und fürchtete sich vor meiner Ewigkeit. Anstatt durch Taten der Liebe und der Sühne zu mir heranzuklettern, hat er sich aller Pflicht und Verantwortung entziehen und sich ins ewige Nichts stürzen wollen. Nun ihm das nicht gelungen ist, will er mich zum Freunde haben und es ist zu spät. Ich will ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!“

Aus den Höhen nieder flogen nun die Chöre der Engel und flehten um Gnade für den Selbstmörder. Sie sangen ein Lied von dem Erlöser, der gestorben ist für die Sünden der Welt. Der Selbstmörder lag auf den Ellbogen kniend und weinte: o du Lamm Gottes . . . .!

„Bleib' bei deinem Worte!" pfauchte der Teufel.

Der Herr blieb in seiner furchtbaren Majestät und sagte: „Ich bin gestorben für die Sünder, aber nicht für die Unbußfertigen. Der Selbstmörder ist der einzige, der alle Möglichkeit, seine Tat zu büßen, frevelnd von sich geworfen hat. Er hat sich ausgeschlossen aus meinem Reiche und den Schlüssel in die ewigen Abgründe geworfen. Ich will ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen!

Und als alle Fürbittenden betrübt zurückwichen und der Teufel sein Opfer fassen wollte, da stand vor den Stufen des Thrones Maria, die Mutter des Herrn. In dunkelblauem Gewand, wie sie auf Erden gewandelt, mit kummervollem Gesichte, so stand sie da und faltete in Demut die Hände vor ihrem herrlichen Sohne: „Jesus, mein Kind! Weise mich Bittende nicht von dir. Gedenke, was ich habe gelitten an deiner Krippe und an deinem Kreuze. Um der sieben Schwerter willen, die mein Herz durchbohrt haben, sei ihm gnädig und lass' ihn nicht verloren sein! Der vom Vater Erschaffene, dem von Anbeginn sein Los bestimmt gewesen, er kann nichts dafür! Du Eins mit dem Vater — du bist sein Vater. Du des Vaters ewiger Sohn bist sein Bruder —"

„Höre sie nicht!" schmetterte der Teufel auf. „Höre sie nicht, o Gerechter. Bleib' bei deinem Worte!"

Maria aber fuhr fort zu bitten: „Siehe, mein Sohn, er lebt wie alle das ewige Leben. Er hat sich nicht getötet und nicht töten können. Er wollte heim zu dir. Er liegt vor dir in Reue und Buße. Er weint in Sehnsucht zu dir. Von den Ängsten der Sünde, des Verderbens gejagt wollt er sich flüchten in deine Arme. O verstoß' ihn nicht. — O mein Sohn, du Heiligster, du Göttlicher, der du mich erkoren hast zur Mutter aller Menschen, siehe, auch dieser Unglückliche hier, er ist mein Kind. O Allerbarmer! Wegen deiner Dornenkron' und deiner Wunden, wegen deiner Nägel und deines Kreuzes, wegen deines Sterbens und Auferstehens flehe ich dich an: Verzeih' ihm. Nimm ihn auf zu deinen Büßern!"

Der Herr saß auf dem Thron in furchtbarer Majestät. Er sprach nichts mehr, seine Züge waren verzerrt. Er winkte mit der linken Hand. Der Teufel faßte den Unseligen und führte ihn hinab in die flammenden Abgründe der Hölle.

Und siehe, da stiegen die Unschuldigen und Gerechten zur Erde nieder und folgten dem Sünder in einer langen Reihe. Es stiegen die Büßer und Märtyrer herab und folgten dem Sünder zur Hölle hin. Mit Palmen fächelten sie, um den Qualm zu lindern, Thränenkrüge gossen sie aus, um die Flammen zu dämpfen. Und in den Lüften kamen herangeschwebt die Chöre der Engel und streuten schneeweiße Blümlein hinab, um den Verdammten zu erquicken. In einer rosigen

Wolke schwebten sie über dem dämmernden Abgrund und streuten schneeweiße Blümlein hinab. Maria saß auf grauem Stein und weinte . . .

Nach dem Erwachen fand ich mich in Schweiß gebadet. Es war schon Morgen. Ein blasser matter Tag dämmerte in der großen Stube und die Betten mit den blauen Leinwanddecken standen nach der Reihe wie gestern. Mich fröstelte. Mir graute vor dem Traume, vor der Gotteslästerung, die in diesem Traume war. Dieser rachgierige Gottrichter! Der das Ende eines armen Verirrten mit der denkbar größten unaufhörlichen Pein strafen kann. Ich fluchte dem frevelhaften Traum und betete zum gütigen Gott, daß er mir ihn verzeihe.

Dann stand ich rasch auf und sah, daß draußen die Dächer und die Bäume weiß waren und daß es schneite. Der Winter war da. Als ich in die Gaststube kam, saß dort schon der alte fremde Herr und die schöne junge Dame. Sie waren schwarz gekleidet, hatten sich Kaffee und Eier bestellt, genossen davon ein weniges, sagten zueinander manchmal ein kurzes Wort, so leise, daß ich's nicht verstand. Meinen Gruß entgegnete der alte Herr kurz und kühl wie dem eines Bedienten; dann winkte er der Kellnerin, sie möge mir das Frühstück bringen. Ich fand es zweckmäßig, zu erklären, daß ich — ohnehin den gleichen Rückweg nehmend — sie aus freiem gerne begleiten wolle. Der Hauswirt kam herein, lüftete sein grünes Samtkäppchen und ersuchte um ein bißchen Geduld. Die Herrschaft hatte nämlich einen Wagen aufgenommen; statt eines solchen mußte nun aber vom Übergeschoß des Geräteschoppens der Schlitten herabgeholt und dann dem Pferde ein Schellkranz umgehangen werden. Die Luft prickelte frisch an der Wange. Der Schnee war schon so hoch, daß er den rotwangigen Schulkindern, die auf der Straße heranwateten, bis über die Schuhe ging, und das Schneien war so nebeldicht, daß der nahe Kirchturm wie ein unbestimmter grauer Riesenblock dastand. Die Ammerlinge flogen in kreuz und krumm, ob aus Winterfreude oder aus Ratlosigkeit? Die Herrschaft setzte sich in den Schlitten, der Wirt deckte sie mit Kotzen zu. Ich saß schon neben dem Pferdeknecht, rief noch zurück: „Lebt wohl all'samt, um Weihnachten so Gott will auf Wiedersehen!"

Dann glitt es glatt dahin auf der noch pfadlosen Straße und der Schellenkranz war das einzige Geräusch, während der Flockenschleier lautlos und ununterbrochen vom Himmel sank. Ich horchte manchmal ein wenig hin, ob die Schlitteninsassen etwas miteinander redeten. Aber sie waren in ihre Wollentücher und Kotzen gemummt und schwiegen. Wir fuhren durch den Wald, die Fichtenäste hingen nieder unter dem Schnee und ein leichter Wind stäubte ihn in weißen Wölkchen auf uns herab. Hinter dem Walde, wo die Straße sachte sich nach rechts biegt, übersah ich das Brücklein nicht, das über den Graben ins Feld führt. Wir

fuhren darüber hin und nun ging es schnurgerade in die Heide hinein. Der Fuhrmann ließ das Pferd langsamer gehen, obschon es eben und glatt war. Ringsum schneiender Nebel, so daß wir nicht hundert Schritte weit sahen.

Ich berechnete bei mir die Strecke, wie lange ich gestern etwa von jenem Mann, der die Grube zuschaufelte, bis zur Straße gegangen sein konnte und wie lange jetzt der Schlitten bis hin zu fahren haben mochte. Es war eine gleichmäßige ununterbrochene Fläche, über die wir schnurgerade ausfuhren, aber es hatte sich schon gezeigt, daß wir das Grab nicht finden würden. Ungefähr nach einer Stunde ließ ich den Schlitten halten, stieg ab und forschte umher.

Über alles lag das glatte weiße Wintertuch — kein Hügelchen war zu sehen und der Fuß stieß an keine lockere Scholle. Weiter ließen wir den Schlitten gehen, mehr nach links und mehr nach rechts, in einem Kreise fuhren wir herum und ich watete im Schnee und tastete mit den Füßen nach einem Schutthügel, nach einer Scholle. — Wir haben das Grab nicht gefunden.

Der Greis und die junge Frau, die im Schlitten selbst fast unter Schnee begraben waren, schauten mich fragend an. Ich sagte, weit könne die Stelle nicht sein von hier. Sie stiegen ab und gingen schweigend im Schnee herum. Er zog den Hut vom Kopf, als ob er still betete; sie nahm etwas, das an ihrer Brust verborgen gewesen, beugte sich zu Boden und legte es in den Schnee. Und wie sie so dastand in der schneewirbelnden Einsamkeit und ihr Gesicht wieder mit dem Taschentuch verdeckte und wie ihre Achseln schütterten, da war es mir, als klinge leise in den Lüften ein heiliger Gesang. Beständig sanken vom Himmel die Flocken — wie weiße Blümlein, von den Engeln gestreut . . .

Der Wind war heftiger geworden und wirbelte den Schnee auf, so daß ich zur Umkehr mahnen mußte, wenn die Schlittenspuren nicht eher verweht werden und wir nicht planlos auf der Heide herumirren sollten. Mußten wir doch jetzt schon den Spuren der Kreuz- und Querfahrt nachgehen, bis wir zur Not noch die schnurgerade Furche fanden, die uns endlich der Straße wieder zugeführt hat. Dort an der Straße stieg ich vom Schlittenbock und verabschiedete mich von den Fremden.

„Der Schnee," sagte ich noch, „liegt in dieser Gegend bis in den April. Dann werden wir das Grab finden und einen Merkstab stecken." Sie sagten kein Wort, aber drückten mir die Hand, der alte Mann lange und heftig, die Dame zart und flüchtig. Dann glitt ihr Schlitten weglos hin und ich hörte noch eine Weile das zarte Rieseln der Schellen.

Ich habe hernach einen dreistündigen Straßenmarsch getan bis zu meinem Wohnorte. Noch ehe er erreicht war, hörte das Schneien auf, der Nebel stieg zur Höhe und vor mir lag die stille weite Schneefläche der Heide. Da dachte ich bei mir: So schön und feierlich hat die Ewigkeit noch kein Grab in Empfang genommen als dieses müden Erdenpilgers Ruhestatt. Sie hat ihn entrückt aller Liebe, allem Wahne . . .

Die Fremden sind in der Fremde so schweigsam geblieben, als sie es in dieser Gegend gewesen. Und von dem armen Lebensmüden, der sich dieses stille weltferne Land für seinen ewigen Schlaf ausgewählt hat, kann nicht um ein Wort mehr berichtet werden, als in diesen Blättern geschehen ist.

Ein halbes Jahr später, als die Erde wieder grün geworden, ging ich über die Heide, um das Grab zu suchen. Kein Hügel war zu finden und keine gelockerte Erde. Überall zartes Moos und junges Gras und Blümlein drin. Schneeweiße Blümlein — wie sie die Engel streuen.

Boxels letzter Lebenstag.

(Selbstgespräch.)

Von **Josef Wichner-Krems.**

Wu, wu, wau! Seppl, Peterl, Nessi, was rennt ihr denn wie närrisch den Berg hinab?!

„Na . . . dem Seppl und dem Peterl wollt' ich's verzeihen, sind halt noch gar so jung und dumm, gehen erst in die Taferlklasse; aber die Nessi, die heuer ausg'schult wird, die könnt' schon g'scheiter sein und d'rauf denken, daß sich ein Kettenhund nicht selber sein Futter suchen kann!

Wie die Ödbäuerin heut' früh um vier Uhr mit dem Bauern und der Magd und dem Knecht fort ist ins Mahd hinauf, da hat sie die Nessi noch extra g'weckt und hat g'sagt:

„Daß du dem Boxel sein Fressen zur Hütt'n stellst und seine Trinkschüssel vollpumpst, vor d' in d' Schul gehst . . . ja nit vergessen, Nessi!"

Selbst hab ich's g'hört, wie sie 's g'sagt hat, die Frau Mutter, sie hat ja gar so eine kreischende Stimm', daß man's fünf Steinwürf weit hören kann; aber die Nessi . . . mein Gott, was ist mit so einem halbschlafenden Mädel ausg'richt!

Auf sind sie g'sprungen alle drei, ihre lauwarme Stohsuppen haben s' ausg'löffelt und . . . hinaus beim Tempel; denn unten ist Prüfung und Schulschluß und oben hat der Boxel das Nachsehen!

Kinder, Kinder, was hab' ich mir von euch nicht schon alles g'fallen lassen! Auf jeden Fremden fahr' ich los wie der leibhaftige Satan auf den Menschen, den er holen darf, euch aber hab' ich noch nicht ein einziges Mal angebellt . . . höchstens ein wenig geknurrt, wenn ihr's gar zu arg getrieben und mir in eurem Unverstand bei lebendigem Leibe die Haare ausgerissen habt. Und wie hab' ich mich von euch alleweil herumzerren lassen, wie bin ich unermüdlich dem Aportel im Teiche nachgeschwommen und hab' auf keinen Rheumatismus geachtet, nur damit ihr eine Freude habt! Wie hab' ich aufgewartet, wie bin ich immer und immer wieder über den Stock g'sprungen, wie hab' ich in aller Geduld und mit Verleugnung meiner Natur euer Wagerl gezogen!

Und nun . . . zum Dank laßt ihr mich verhungern und verdursten!

Na . . . das ist heut' wirklich eine nette Bescherung! Mein Essen steht in der Küche, meine Trinkschüssel da ist leer und vor dem Zunachten kommt heute niemand heim; denn oben müssen sie Heu machen und haben ihr Essen im Korb mitg'nommen, und die Kinder, die bleiben über Mittag im Dorfe unten . . . ist halt gar so weit in die Schul' . . . fast anderthalb Stund'!

Und eine Hitz gibt's heut', man möcht' rein glauben, die Hundstage seien schon gekommen.

Schatten hab' ich auch fast keinen, wenn ich mich nicht in die Hütt'n verkriech' . . . aber da drin ist's so dumpf und, obschon ich nicht gerade heikel bin, so unsauber!

Sind jetzt g'rad fünf Wochen her, daß mir die Magd frisches Stroh hineing'legt hat . . . da kann man sich's denken, wie's ausschaut!

Soll ich vielleicht selber ausmisten? Nein, das tu' ich nicht, das ist Sache der Menschen, ein Hund gibt sich mit so gemeiner Arbeit nicht ab.

Dafür könnt' ich zum Zeitvertreib ein wenig nach den Flöhen sehen; denn, das merk' ich schon, die Gäste haben es auch darauf abg'sehen, mir heut' das Leben sauer zu machen.

Ach, das ist ja g'rade, als hätt' mich der Knecht mit Mohnkörnern übersäet! Fällt ihnen, den Leuten, aber auch gar nie ein, mir jagen zu helfen . . . g'schieht ihnen schon recht, wenn sie von mir eine lebendige Erbschaft davontragen . . . wenigstens wissen sie, wie einem diese Hupferl, die nicht einmal die Könige verschonen, sekieren können.

Erst vorgestern ist eine Dame an unserem Hause vorbeigangen mit einem schneeweißen Hunderl auf dem Arm . . . das hat nicht

ein einzigesmal gekratzt. Ja . . . wenn ich so gepflegt würde, wär' ich nicht der struppige Boxel. Zwischen Hunden und Hunden ist doch ein gewaltiger Unterschied!

Na . . . und jetzt legen wir uns halt außer der Hütt'n mit dem Kopf gegen die Wand, auf daß die Sonne nicht g'rade den edelsten Teil bescheint, und versuchen wir, ein wenig zu schlummern und zu träumen . . . vom Essen und Trinken, von der Katzenjagd, von den Kindern . . .

* * *

Na . . . jetzt bin ich wieder ein wenig aufg'wacht! Nichts regt sich in Haus und Stall. Der Hahn ist mit seinen Weibern ins Walderl hinüber, Ameisen klauben, das Vieh, das Milch gibt, und das Vieh, das Schinken gibt, ist auf der Alm und geht frei herum und ißt und trinkt nach Herzenslust, nur das Vieh, das das Haus bewacht, liegt an der Kette und hat keinen Knochen, ihn zu benagen, keinen Tropfen Wasser, die brennende Kehle zu befeuchten!

Gras wär' allerdings noch da und ich könnt' 's auch erreichen; aber . . . wenn ich Gras esse, dann regnet 's und das darf heut' nicht sein, meine Herrenleute müssen das Heu trocken in die Scheune bringen.

Bleibt auch schön. Keine Wolke am Himmel, kein erfrischendes Lüftchen, die steigende Sonne ein furchtbarer Glutball; mir ist, als fahr' mir die Magd mit dem heißen Bügeleisen über den Teil, den ich der Sonne zukehre . . . schier brenzeln tut's . . . muß mich rein etwas wenden . . . es ist wirklich ein Hundeleben bei dieser Hütt'n da!

* * *

He, was knistert denn da? Was schleicht sich zum einsamen Ödhaus? Was will sachte am Boxel vorbei? O, du verfluchter Haderlump, du rotnasiger, stinkender Stromer und Landfahrer! Meine Herrenleut' willst du bestehlen und der Boxel, meinst, der schläft und du kannst zum Fenster hinein! Kerl, der Boxel hat einen gar leisen Schlaf und eine Gefahr, die wittert er sogar im Traum!

Wu, wu, krrrrr . . . gelt, du Gauner, meine Zähn', die tun gar weh' in den Waden?! Und die Hose ist auch hin . . . ist nit schad' d'rum. Au weh, jetzt hat er mir aber mit dem Knotenstock' auf den Kopf und die Pratzen g'haut, daß ich mein', es ist aus mit mir.

Aber . . . da gibt's kein Nachdenken und kein Nachgeben! Ich kenn' meine Pflicht, ich muß das Eigentum meines Herrn, des Ödbauern, verteidigen!

Merk' dir's, du hautschlechter Kerl und du Schnapsbruder, der Weg in dieses Haus geht nur über meine Leiche . . . krrrrr!

Na . . . jetzt hat er g'nug! Wie er abfährt! Wie er am Teich drüben seine Wunden auswäscht!

Ich aber . . . ich kann meine Wunden nicht auswaschen . . . ist ja kein Wasser da . . .

Na, die blutenden Füße, die kann ich ja ablecken, und der blutende Kopf, der muß von selber heil werden.

* * *

Ein Hundereich für einen Tropfen Wasser! Es ist Mittag, das sagt mir die Dorfglocke, das sagt mir die Sonne, die zuhöchst am Himmel steht.

O, wie das brennt . . . außen und innen! Mein Blut siedet . . . meine Zunge klebt ausgedorrt am Gaumen . . . ich werde noch wahnsinnig vor lauter Durst!

Lieber Bauer, verzeih' mir, ich muß Gras fressen, und wenn das ärgste Gewitter oder selbst ein Wolkenbruch daraus entsteht!

Ist aber auch keine Feuchtigkeit im Grase mehr — ist verwelkt und vertrocknet wie das Blut auf meiner Kopfwunde.

* * *

Jetzt habe ich in der Verzweiflung meine Hütt'n aug'fallen, ein paar schöne Stücke herausgebissen und sie verschluckt. Ich weiß, da setzt es Hiebe, wenn der Bauer heimkommt, aber ich kann nichts dafür — Not bricht Eisen. Ach, wenn ich nur das Eisen brechen und mich in den Teich stürzen könnt'! Aber so eine verhexte Kette ist schon verteufelt stark; ich kann zerren, wie ich will, sie gibt nicht nach, nur die Haut reißt sie mir auf am Hals.

* * *

Endlich . . . Menschen . . . von weitem . . . fröhliche, singende Menschen, die nicht ahnen, daß zweihundert Schritte vor ihnen ein Geschöpf Gottes in Hitze, Hunger und Durst verschmachtet!

Sommerfrischler sind's; ein Herr mit weißem Bart, zwei Damen mit Sonnenschirmen (was gäb' ich um einen Sonnenschirm!), ein Mädchen in schneeweißem Kleid, drei wilde Buben, die jubeln und jauchzen und in die Weizenfelder hineinrennen, um Kornblumen zu pflücken.

Wenn ich frei wär', ich wollt' euch . . .! Ist das eine Art, im reifenden Korn herumzuspringen und unser Brot niederzutreten?!

Aber . . . jetzt gilt's mein Leben, das merk' ich wohl, jetzt muß ich Wasser haben! Wu, wu! Hört ihr denn nicht, daß der Boxel aus heiserer Kehle um einen Tropfen Wasser fleht?!

Gottlob, sie kommen in die Nähe, Gottlob der alte Herr versteht Hundedeutsch, er sagt dem Mädel etwas, er deutet mit seinem Stocke auf mich, das Mädel nähert sich furchtsam und schaut bald auf mich, bald auf die leere Schüssel.

O, mein süßes Kind, fürcht' dich nicht . . . ich bin nicht wasserscheu, ich hab' nicht die Hundswut. Nimm die Schüssel und pump' sie mir am Brunnen hinter dem Haus voll — Gott lohn' dir's und geb' dir einen Hund, der so treu auf dich und die deinen schaut, wie ich auf das Haus meiner Herrenleute, die mich vergessen haben!

Richtig . . . sie kommt, sie nimmt die Schüssel, sie eilt zum Brunnen. Ich höre das Ächzen der Stange im Gelenke, ich höre, wie das Wasser aufgluckst und aus der Röhre sprudelt . . . bin kein Freund von Musik, aber d i e Musik ist mein Leben.

Und nun nähert sich das gute, herzliebe Geschöpf mit der Schüssel voll des Lebenstrankes und stellt sie vor mich hin . . . voll Angst, ich könnt' nach den zarten Händchen schnappen, und rennt davon . . . die wilden Buben mit lautem Hallo! hinterdrein.

Ach, um des Himmelswillen, Kind, wart', kehr' zurück!

Du hast ja die Schüssel in deiner törichten Angst zu weit weggestellt . . . ich bin ja angekettet . . . ich kann sie nicht erreichen!

Wu, wau . . . wu . . . u . . . u . . . ui! Es ist entsetzlich . . . sie hören mich nicht! Die Alten gehen gemächlich ihres Weges, die Jungen fahren wie's Wetter über Stock und Stein und durch den Busch, allmählich verschwinden sie hinter dem Hügel dort und ich . . .?

Meine Nase, mein Mund . . . eine Menschenhand weit von dem erfrischenden, belebenden Trank entfernt! Ich rieche das gute, gute Wasser, ich strecke meine Zunge nach ihm aus, daß ich sie mir in der Wurzel völlig ausrenke und die bittersten Schmerzen empfinde, und ich kann . . . ich kann's nicht erreichen!

Das ist denn doch . . . es möcht' kein Hund so länger leben!

Verdammte Hütt'n, warum bist du so schwer und warum mit Pflöcken in den Boden gerannt!

Verdammte Kette, warum gibst du nicht nach wie das Gummiband, mit dem die Kinder spielen?!

Es muß . . . es muß . . . es muß gehen! Vorwärts . . . mit aller Kraft, wenn's auch noch so würgt an meinem Hals, wenn mir auch das siedende Blut in die Augen schießt, wenn mir auch der

Atem versagt, vorwärts . . . nur noch eine halbe Menschenhand weit . . . ah . . . oh . . . ersticken oder . . . verdursten . . . ist alles eins . . . jetzt . . . jetzt . . . a . . . u!

Abends kamen die Kinder mit den guten Zeugnissen jubelnd aus dem Dorfe herauf, die Alten, des gelungenen Tagewerkes froh, von der Mahdwiese herab fast gleichzeitig nachhause. — — —

Da lag der Boxel vor seiner Hütte . . . langgestreckt . . . mit verglasten Augen . . . mit heraushängender Zunge . . . zum Erschrecken häßlich, hart neben der vollen Wasserschüssel.

Der Seppl und der Peterl weinten laut auf. Auch die Nessi weinte; denn sie erhielt von der Mutter ob ihrer Vergeßlichkeit Schläge, aber das machte den armen Boxel nicht mehr lebendig.

Und der Bauer, der fluchte und schalt: „Die Hütt'n hat er auch noch zerbissen, der Sakra . . . das Luder! Na, der kann froh sein, daß er hin ist, sonst hätt' i ihn ordentlich karbatscht, den Kerl, den schiach'n!"

Unter der Linde.

Gedichte von O. Kernstock.*)

Die schönste Stadt.

Ein Ritter ritt vom Donaustrand
Zur Kreuzfahrt aus ins heil'ge Land.
Ihm schwoll das Herz, da er geschaut
Venetia, die Wogenbraut.
„Meerwunder du, das auf der Flut
Wie eine Königskrone ruht,
Du bist", rief glückberauscht der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Doch als am Weg zum heil'gen Krieg
Byzanz aus der Propontis stieg,
Da schien's, als sei dem reis'gen Mann
Die Pforte Edens aufgetan.
„Heil dir, Constantinopolis,
Des Weltalls Herz*) und Paradies!
Du bist — jetzt weiß ich's" — rief der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Vom Ölberg blickte kampfesmatt
Der Pilgrim auf die Davidstadt.
Das volle Mondenlicht beschien
Des Christusgrabes Hüterin.
„Was schön ist, lernt' ich erst versteh'n,
Seit ich, o Salem, dich geseh'n.
Du bist", rief andachtsheiß der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

*) Aus „Unter der Linde". Gedichte von O. Kernstock. (München. Braun und Schneider.) Wir können es unmöglich unterlassen, aus der neuen Gedichtesammlung unseres steirischen Sängers diese Proben abzudrucken. Es ist eine Freude, auf diese teils minnig milden, teils männlich herben, immer urkräftigen Lieder hinweisen zu dürfen. Vorstehende Proben einer wahrhaft herrlichen Poesie machen jede weitere Empfehlung überflüssig. Die Red.

Der Ritter ritt ins Donautal
Vom Kreuzzug heim. Mit einem Mal
Im Bergwald zügelt' er sein Roß.
Ein Städtchen und ein wehrhaft Schloß
Erglänzten drunten durchs Geäst.
„Mein Heim — du liebes deutsches Nest,
Du bist", rief feuchten Aug's der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Nonnenklage.

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Du willst mit deinem süßen Schall
Mein junges Herz betören.
O jauchze nicht so laut — so laut!
Bin eine zarte Himmelsbraut
Und darf auf dein Werben nicht hören.

Rot Rosenblust! Rot Rosenblust!
Hab' all mein Lebtag nicht gewußt,
Wie stark du zwingst die Herzen.
O atme nicht so schwül — so schwül!
Bin König Dornwunds Herzgespiel
Und darf nicht mit Rosen scherzen.

Mittsommertag! Mittsommertag!
Was reien und sich freuen mag,
Lockst du aus allen Toren.
O leuchte nicht so blau — so blau!
Bin eine fromme Klosterfrau
Und habe die Weltlust verschworen . . .

O Sternennacht! O Sternennacht!
Lösch' deiner Hochzeitkerzen Pracht!
Mich darf kein Buhle werben —
Lösch' aus geschwind! Lösch' aus geschwind!
Ich bin ein arm', verrat'nes Kind
Und möchte am liebsten sterben.

Einem Poeten.

O Freund, das arme Dichterherz
Gleicht einem Frauenzimmer.
Ertragen lernt's den tiefsten Schmerz,
Doch schweigen — lernt es nimmer.

Verstummt's am Tag, erschöpft vom Lauf,
Das Glück nicht zu versäumen —
Dann schreit's im Dunkel schmerzlich auf
Und redet nachts in Träumen.

Zwei Kreuze.

Jüngst fand ich, Herr, dein Bild in Marmorpracht
Auf einem Square der Metropole stehen.
Ein großer Meister hat es ausgedacht.
Geschäftig Volk sah ich des Weges gehen.

Der eine hielt und übte Kunstkritik.
Ein andrer eilte ohne Acht vorüber.
Ein dritter sandte einen Hassesblick
Und ein verächtlich Wort zu dir hinüber.

Das war ein rastlos Hin- und Wiederflieh'n,
Ein Wogen Armer, Reicher, Großer, Kleiner,
Ein stetes Grüßen, Winken, Hütezieh'n!
Nur dich, Gekreuzigter — dich grüßte keiner . . .

Ich weiß ein Kreuz auf einem Bergjoch fern —
Gerank umspinnt den Stamm, den wettergrauen.
Ein schlichter Zimm'rer hat den Leib des Herrn
Aus Fichtenholz notdürftig zugehauen.

---

*) Alter Beiname der Stadt Byzanz.

Die Dornenkrone ward vom Sturm entrafft.
Die Farben blichen unter Regengüssen;
Die Seitenwunde, die so grausam klafft —
Der Sonne Lichtspeer hat sie aufgerissen.

Doch zieht kein Wand'rer durch den Alpenwald,
Der hier nicht eine Weile knieen bliebe
Und zu des Heilands dürftiger Gestalt
Inbrünstig die beschwielten Hände hübe.

Kein Haupt bleibt vor dem armen Bild bedeckt,
Der starrste Nacken beugt sich untertänig — —
Am Marktplatz bleibst du nur ein Kunstobjekt,
Im Wald, Gekreuzigter, bist du ein König!

Die Sendung Moses.

Eine geschichtliche Folgerung von **Friedrich Schiller.**

(Schluß.)

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des Moses in die blühenden Zeiten des Institutes oder in den Anfang seiner Verderbnis fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken, und im Beisein des Pharao es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen, und zu dem letzten höchsten Grade der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Zeremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volkes getan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staates gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgange mit seinem Volke ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu sein, worunter es seufzen mußte.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volkes erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer sei, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Frohnvogts mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn; er ermordete den Ägypter. Bald wird die Tat ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Ägypten meiden und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug zu wissen, daß Moses nicht sehr jung mehr sein konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Ägypten recht beurteilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. — Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Ägypten zum Viehhirten in Arabien, vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknechte eines Nomaden — wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hilfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Szenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz

erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzutun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Tätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Ägypten wäre er ein Ägypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen."

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Mut, weder Gemeingeist noch eine kühne Taten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestückes ebenso wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohltat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuversicht, Heldenmut, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Ägypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, daß es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stiche lassen? Werden sie nicht, mutloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hilfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instrumentes, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte.

Dieses Instrument ist kein anderes als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Laufe der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Mut machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, so hat er nichts zu tun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höheren Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle anderen Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimieren, so sind sie ein Ball in seinen Händen, er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von Ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbteil weniger ägyptischer Weisen ist und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Ägyptens etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die wenigsten faßten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntnis des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntnis desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er ließ sie ihre Sache mit den Ägyptern ausfechten und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihn die Mysterien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohltätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohltätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen inneren Überzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Mut, an Freude, an Be-

harrlichkeit gebrechen. Er will die Wohltat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volke zu erweisen; er will sie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet sein. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündigt, und so entsteht sein Jehovah.

In den Gemütern seines Volkes findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstande ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jenes Volk unter dem Schutze einer besonderen Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolze, diese Gottheit über die Götter aller anderen Völker zu setzen. Diesen letzteren wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrtum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle anderen Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bilde, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren

Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kindische Stolz, die Gottheit ausschließend besitzen zu wollen, mußte nun zum Vorteil der Wahrheit geschäftig sein und seiner Lehre vom einigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrtum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverständnis seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gotte machen können? Mit diesem Nationalgotte hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glücke der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältnis, das sie selbst gegen die Ägypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Ägypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer im Sternenkreise haben, und daß dieser Beschützer erwacht sei aus seiner Ruhe, daß er sich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Taten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Rufe eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte Moses in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte — der schon jahrhundertelang ein müßiger Zuschauer der Mißhandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigeren halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen mußte. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gotte ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volkssagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohl-

bekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgendeinem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständnis Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde sein, der ich sein werde. Sage zu dem Volke Israel, legt er ihm in den Mund, Ich-werde-sein, der hat mich zu Euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem dummen Volke der Hebräer durchaus unverständlich sein. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und Moses hätte also mit einem anderen Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Übelstande aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gotte, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimieren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nötiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Ägypten eben keine große Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst als die Macht und Größe dessen, der ihn sandte, darzutun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wundertaten unterstützen. Daß er diese Taten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder in Wind zu erscheinen, gleichgültig sein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. — Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er

die Schuhe von den Füßen ziehen solle; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müsse -- und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungszeremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich sein könnte — er kam also diesem Übelstande zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung aufnötigte. Überhaupt malt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen mußte, zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Ägypten führen und ihm zum Besitze der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volkes so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde: so begriff er, daß er ihnen einen höheren, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Ägyppten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht getan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Ägypten, als einen bloßen Feldherrn, gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staates braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer

und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der Tat glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Wege der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlenswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gotte gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle anderen Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug oder Irrtum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Ägypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der erste, der es wagt, dieses geheim gehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräter der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit teilnehmen, die bis jetzt nur das Eigentum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.

Vom schweigenden Sänger.

Eine Erinnerung an Rudolf Baumbach.

Diese Erinnerungen an Rudolf Baumbach beginnen mit meinem alten Freunde Josef Dobernig, dem jetzigen Reichsratsabgeordneten von Kärnten. Der war in seiner Jugend nach Rußland verschlagen worden

und hatte Heimweh nach dem deutschen Vaterlande. Durch einen günstigen Zufall konnte ich dem angehenden Publizisten eine Stelle bei der „Triester Zeitung" vermitteln. Damals gehörte Triest noch halb und halb zur deutschen Heimat. Bald darauf hatte ich im Schillerverein zu Triest eine Vorlesung zu halten und bei dieser Gelegenheit vergalt Dobernig mir jene Vermittlung glänzend, indem er mich mit dem Dichter Baumbach bekannt machte.

Rudolf Baumbach lebte damals als schlichter Privatlehrer in Triest. Aber er war schon berühmt, hatte den „Zlatarog" schon geschrieben und sang den drei köstlichen W, dem Weibe, dem Weine und dem Wandern gar liebliche Lieder. Man besuchte ihn in seiner Weinstube. Um die Vormittagszeit, wenn die Erinnerung nicht trügt, gingen wir also nach jener Osteria. Es war ein schlechtbeleuchtetes, rauchiges Lokal, das eher einer geräumigen Küche ähnlich sah, als einer Wirtsstube. Es war auch schlecht besucht. Nur an einem Nebentisch saß ein Mann in schwarzer Kleidung, mit dunkelblondem Bart und einem kahlen Vorderhaupt. Es mochte wohl ein evangelischer Pastor sein, dem Aussehen nach. Er saß zurückgelehnt in den Winkel und schien behaglich vor sich hinzuträumen. Das war Rudolf Baumbach.

Bei der Vorstellung machte er nicht viel Umstände, ruhig reichte er mir seine Hand und hielt sie ein wenig fest. Da mußten die Sympathien ineinander geströmt sein, denn wir waren uns traut von diesem Augenblicke an. Gesprochen wurde bei dieser ersten Begegnung nicht viel, bloß ein wenig über den Wein. — Welchen Wein ich mir bringen lassen sollte?

„Natürlich, diesen!" antwortete er, auf das irdene Töpfchen weisend, das vor ihm stand. Es war braun glasiert und ähnlich den Geschirren, aus welchen arme alte Frauen ihren Kaffee trinken. Als das meine kam und ich den ersten Trunk tat — na, da guckte ich einmal hinein, ob das auch Wein sei. Eine dunkelrote Flüssigkeit war's, aber leicht erholte ich mich nicht von der Überraschung. Es war ein feindlicher Überfall in der Kehle, den ich lange nicht überwinden konnte. Baumbach schlug mir lachend die Hand auf den Rücken, bis ich mich erfing.

„Freilich wohl wird er kratzen," sagte er, „weil Sie zu wenig getrunken haben. Der kleine Schluck reizt, der große gleicht's aus. Trinken Sie nur ritterlich, es wird schon gut werden."

Und der Mann hatte recht. Beim zweiten Krug war's schon leidlich, beim dritten war's wonnig. Das ist der berüchtigte Ostraner, auch Terraner, der jeden festnagelt, so er nach dem ersten Zuge nicht auskneift. Auch Dobernig und ich waren feierlich geworden, aus Ehrfurcht vor dem Dichter oder vor dem Weine — ich weiß es nicht

mehr. Wir saßen und tranken und — schwiegen. Baumbach verstand so geistreich zu schweigen. Wenn einer sein schönes ernstkluges Auge anschaute, da dichtete es ordentlich daraus hervor, voller Wärme und Frohmut. Und war einem: Wenn er jetzt den Mund aufmacht, so springen die Verse fix und fertig auf den Tisch. Aber er machte ihn nicht auf. Als ich einer Einladung zum Mittagessen wegen fortgehen mußte, stießen wir an, dann schüttelte er mir derb die Hand und blieb sitzen.

Später habe ich schnöden Undank verlauten lassen. „Nimm eine Maß gute Galläpfeltinte und eine Maß echte Essigessenz, menge das gut durcheinander und du hast zwei Maß Terraner."

Das konnte Baumbach auf seinem Lieblingstrank nicht sitzen lassen. Zu mir kam der folgende Sang:

Ihr habt meinen Terran geschmäht,
Dafür werdet Ihr angekräht.

Sitzt am Meer ein Liederschmied,
Durstig wie ein Hummer.
Der vertreibt mit Wein und Lied
Sich des Lebens Kummer,
Singt wie Spatz und Ammerling
Auf dem Kirschbaum droben;
Selbst Herr Robert Hamerling
Tät ihn einst beloben.

Diesen jüngst ein Fremdling traf,
Gleichfalls ein Poete,
Ruhmbekannt bei Fürst und Graf
Wie bei Hans und Grete.
Und der Erste freudenreich
Zog vom Haupt die Kappe;
Vorzulesen griff er gleich
Nach der Dichtermappe.

Sprach der Gast mit ernstem Ton:
„Fort mit den Gedichten!
Eure Lieder kenn' ich schon,
Euren Wein mit nichten.
Nach des Malvasiers Genuß
Bin ich längst schon lüstern,
Den Ihr Eurem Pegasus
Träufelt in die Nüstern."

Nach der Schenke im Verein
Zogen sie von dannen,
Wo des Karstgebirges Wein
Schäumt in irdnen Kannen.
Dunkelrot, rubinenklar
Rann er aus den Spunden. —
Nach dem ersten Krüglein war
Jäh der Gast verschwunden.

Nordwärts ihn das Heimweh trieb,
Denn es ward ihm graulich.
Was er von dem Karstwein schrieb,
Klingt nicht sehr erbaulich;
Und im Stillen spricht er so:
„Sagt nicht ein Genie wo:
Tales versus facio,
Quale vinum bibo?"

Solches schreibt er freilich nicht,
Denn er will nicht kränken
Einen, der beim Karstwein dicht't,
Doch er tut sich's denken.
Seine Feder spritzt er aus,
Putzt sich klar die Brille,
Und zu einem andern Haus
Zieht der Dichter stille.

In den Krug zum grünen Kranz
Trägt er seinen Ärger,
Seinen Groll versenkt er ganz
In den Luttenberger
Und vergißt den Karstweinkrug
Bei dem Kleinoschegger —
Wohl bekomm' Euch jeder Zug,
Wackerer Rosegger!

Triest, 12. Jänner 1885. Rudolf Baumbach

In diesen Versen fand ich eine persönliche Ehrenbeleidigung. Es wird dreist gedichtet, daß „nach dem ersten Krüglein war jäh der Gast verschwunden". Das hat der Mann wider besseres Wissen geschrieben, denn beim dritten Krüglein hat er mit mir angestoßen, schweigend

aber klingend. Da war ich doch tapfer dabei! Mißlich ist es schon, daß ich erst jetzt, da der Gegner nicht mehr lebt, meine Rechtfertigung vorbringe, um so mehr, als die Tischgesellschaft im „Krug zum grünen Kranz“ zu Graz, wo ich wöchentlich einmal Tiroler trinke, sich nicht zu erinnern weiß, wie ich je einmal drei Krüglein hintereinander überwältigt hätte.

Baumbach selbst ist später seinem „Terraner“ untreu geworden. Der Dichter übersiedelte nach Meiningen, wo er an dem Großherzog einen kunst- und literaturfrohen Gönner gefunden hatte. Ich glaube, er hat am Meininger Hofe die Bibliothek verwaltet und war des edlen Fürsten wohlberatener Hausliterat. Seine weltheiteren Dichtungen, wovon jedes Jahr ein Bändchen erschien, waren mittlerweile so allgemein beliebt geworden, daß jene Mächte, die es sich zur Aufgabe gemacht, keinen Baum in den Himmel wachsen zu lassen, emsig einsetzten, um den beliebten Dichter möglichst herunterzuziehen. Da sich über die lebensfrischen, jauchzenden Lieder nichts anderes sagen ließ, so sagten sie, es sei „Butzenscheibenlyrik“. Man wollte damit wohl das künstlich Gemachte der modernen „altdeutschen“ Poesie bezeichnen, womit man freilich gerade bei Baumbach nicht das Richtige getroffen hat. Ich wäre vielmehr geneigt, die Butzenscheiben der Ähnlichkeit wegen auf die Bodenscheiben der Weinflaschen zu beziehen. Und daß bei einem echten Deutschen die Trinklieder nicht künstlich gemacht, sondern wirklich tief empfunden sind, das unterliegt keinem Zweifel. Auch mit den Liebes- und Wanderliedern dürfte es so sein.

Meine zweite Begegnung mit Baumbach war in Thüringen. Ich hatte in Meiningen eine Vorlesung zu halten. Auf der Hinreise kam mir in Coburg ein Brief Baumbachs entgegen. Er sei vom Großherzog beauftragt, mich am Tage meiner Vorlesung bei Hof zu Tische zu laden. Nun stand ich wieder einmal dort, wo ich mein Lebtag so manchmal gestanden. Ich besitze kein höfisches Kleid. Und weiß, wie schwer der Verstoß ist, wenn man ohne Frack und weiße Krawatte in den Salon tritt. Das Äußere ist dort ja zumeist Hauptsache. Das Inwendige kann ausschauen wie es will. Ich berichtete dem Baumbach sofort zurück, in Ermangelung eines Frackes könne ich die Einladung nicht annehmen. Aber der Bescheid ließ nicht lange warten: der Großherzog habe nicht den Frack zu Tische geladen, sondern den Rosegger, und der werde um fünf Uhr desselben Tages auf dem Schlosse erwartet. Auf dem Bahnhofe in Meiningen angekommen, war schon Rudolf Baumbach da, dessen behaglich rundliche Gestalt mir rasch entgegenkam. Er geleitete mich ins Hotel und half mir dort — die Stunde drängte — Toilette zu machen. Den schwarzen „deutschen Rock“ fand er ja ganz gut, auch das Übrige; nur der Bürste be-

durfte es. Auch eine weiße Krawatte hatte er in Bereitschaft, die er mir eigenhändig umband. „So! Und jetzt noch das Haar ein bißchen glatt. Sie haben noch eins. Und nun, Jüngling, voran! An den Fürstenhof!"

Wir marschierten zu Fuß die Höhe hinan. Durch das erste Tor tretend, begann mein Begleiter einen weißen Handschuh anzustreifen und als er merkte, daß ich nichts dergleichen hätte, blieb er stehen. „Handschuh haben Sie auch keinen? Das ist nun ein bißchen fatal. Warten Sie, dafür habe ich ihrer zwei. Genehmigen Sie gütigst meinen rechten; die hohen Herrschaften werden uns hoffentlich mehr ins Auge schauen als auf die Hände. Verzeihen Sie mal!" Er streifte mir den Handschuh an. „Sehen Sie, Bruder in Apollo, das geht ja spielend leicht. Aber wo ist denn —? Sie haben ja keinen kleinen Finger!"

„Hau," rief ich erschrocken, „der ist ja beim Zeigefinger drinnen!"

„Nein, es geht nicht," sagte er resigniert. „Es geht nicht. Das Futteral ist ungefähr um das zweifache zu groß," Und nahm den Handschuh wieder an sich.

Es ist auch ohne gegangen. Und zwar sehr gut. Es hätte mir leid getan, wenn des Großherzogs markiger Händedruck durch Katzenleder abgeschwächt worden wäre. Der Kreis war ein kleiner: Der Großherzog, seine Gemahlin die Baronin Hellburg, die Prinzessin Marie, Baumbach und Peter ohne Frack. Gesprochen wurde von der Kunst-Wandertruppe „Die Meininger", ein für die deutsche Bühne so bedeutungsvolles Institut, das das großherzogliche Paar ins Leben gerufen hatte. Die „Meininger" waren kurz zuvor in Graz gewesen und der Großherzog äußerte seine Freude über den mächtigen Erfolg, den sie in der steirischen Hauptstadt gehabt hatten. Dann kam bei Tische das Gespräch auf Vorlesereisen, auf Literatur und endlich auf den deutsch-französischen Krieg, aus welchem der Großherzog manche interessante Episode, manch heiteres Geschichtchen zum besten gab. Baumbach schwieg die ganze Zeit, nur wenn er um irgend eine Auskunft befragt wurde, gab er klipp und klar wie ein Konversationslexikon Antwort. Sein Gesicht blieb ein stets ruhig ernsthaftes, das sich auch bei den lustigen Anekdoten zu keinem Lächeln verzog. Baronin Hellburg bemerkte scherzend, daß der Doktor sicherlich wieder an einem Schelmenliedchen dichte, weil er ein gar so ernsthaftes Gesicht mache.

Am Abende dann, nach der Vorlesung, gab es lustige Tafelrunde im Künstlerkreise. Baumbach blieb schweigsam, war schließlich aber der, so am längsten beim Becher saß. Erst auf dem Wege in mein Hotel wurde er heiter plaudersam. Mir scheint, er war einer, „der sich nur gab zu zweien, weil mehrere Gemüt und Red' so leicht zerstreu'n".

Auf jeden Fall hatte er gut schweigen, weil ja seine Dichtungen für ihn sprachen.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber seine weiße Krawatte war an mir hängen geblieben, so daß sie am nächsten Tage unter Kuvert und Siegel zurückgeschickt werden mußte. Er bestätigte den Empfang mit einem launigen Vers. Noch einige Jahre, dann war, wie sein Mund, auch seine Feder schweigsam geworden. Bei meiner letzten Anwesenheit in Triest suchte ich, nach vielen Jahren, jene Osteria wieder auf, unter lärmenden Welschen die einzige deutschfühlende Brust, trank ich ein Krüglein „Terran“ und gedachte des schweigenden Sängers. R.

Thomas Koschat.

Ehrenblätter zum 60. Wiegenfeste. 8. August 1848—1905.

Von **Karl Krobath.**

Das Kärntnerlied ist der ungetrübte Spiegel der kärntnerischen Volksseele. Witzig oder gemütlich, sehnend oder trauerdurchweht, zart und ausdrucksvoll sich allen Seelenregungen anschmiegend und in unübertrefflich einfacher Weise alle Gestaltungen des ländlichen Liebeslebens schildernd, sind diese duftigen Blüten echter Volkspoesie im Rahmen heimatlicher Berge mit weißleuchtenden Gletschern, dräuenden Schutthalden und tosenden Wildbächen, in den flußdurchschlängelten Tälern und an den villenbesäten Ufern lieblicher Seen von einer Wirkung, welche an der Sangeskunst höchste Genüsse heranreicht. Kärntnerlieder, bei ungesuchter Gelegenheit von Kärntnern im Kärntnerlande gesungen, üben einen Zauber aus, dem sich auch ein nicht so sehr sangesfroh gestimmtes Gemüt kaum entziehen kann. Selbst in der für das schlichte Naturkind beklemmenden Schwüle des Konzertsaales verfehlt es, sinnreich in die Vortragsordnung eingestreut, selten seine Wirkung, die etwa jener des kühlen Bergquells gleicht, der gerade oft nach Rheinwein und Sekt am besten mundet.

Leicht ist es zu sagen, worin des Kärntnersanges Erfolge wurzeln. In seiner Einfachheit und Innigkeit liegt seine Schönheit. Aber es ist auch in seiner musikalischen Fügung eigenartig, wie kaum ein Lied des Volkes im deutschen Sangbereiche. In den sieben Tönen der Dur-Stufenleiter und ihrer Erweiterung nach oben und unten bewegen sich Melodie und Harmonie. Auf Versetzungszeichen, auf enharmonische Zusammenklänge, auf chromatische Tonfolgen und auf das Moll wird fast ausnahmslos verzichtet. Im engen Rahmen, der durch den unterlegten vierzeiligen Text gegeben ist, entfaltet sich die Melodie, zumeist im Dreivierteltakte und in

zwei melodische Phrasen gegliedert. Ohne Notenblätter, ohne zeitraubende Proben wird vier- und fünfstimmig gesungen, werden durch ganz seltsame Anordnung der Stimmen überraschende, einschmeichelnde Klangwirkungen hervorgebracht. Nicht der erste Tenor führt, wie sonst Regel, die Melodie, sondern meist der Bariton, seltener der zweite Tenor. Dazu mag wohl der Umstand beigetragen haben, daß Kärnten viele gute Baritonisten, aber bedeutend weniger erste Tenöre aufzuweisen hat. Dem „Vorsänger“ schmiegen sich die anderen Stimmen weich und zurücktretend an: der erste Tenor, oft an dessen Stelle auch eine Frauenstimme, gleitet als „Übersänger“ oder als „Überschlager“ im weichen Falsett über der Melodie wie verklärender Mondschimmer ob einer stillen Frühlingslandschaft; der zweite Tenor „schabt“ die „hohe Quinte“; der zweite Baß aber macht sich regelmäßig nur drei Töne, Tonika, Dominante und Subdominante, zu eigen. Die fünfte Stimme ist entbehrlich, da sich die Vorsänger- oder die Überschlagstimme oft mit den übrigen zur vollen Harmonie notwendigen Stimmen decken. Es werden daher im Quartette gleich hübsche Klangwirkungen erzielt, wie im Fünfgesang. Der Ansänger schließt mit dem Gang vom Leitton zum Grundton, während der Überschlager von der Subdominante zur Terz schreitet. Das Zeitmaß des Vortrages ist dem feinen Empfinden der Sänger anheimgestellt. Es wechselt in dem gleichen Liede vielfach vom Andante oder einem noch getrageneren Zeitmaße zum Allegro. Auch die Abtönung vom Piano zum Mezzoforte und Forte oder schroff vom Pianissimo zum Forte ist Auffassungssache der Sänger und, wie die ganze Fassung des Liedes, nach den einzelnen Tälern sehr verschieden.

So läßt sich ein Kärntnerlied unschwer zergliedern, lassen sich seine charakteristischen Merkmale in ziemlich allgemein giltige Sätze kleiden. Wer aber vermöchte nun auf Grund aller theoretischen Einsicht ein Kärntnerlied zu „komponieren“! Wer ist so glücklich, wie jener jung dahingegangene Dr. Mitterdorfer, der das wunderbar stimmungsvolle Liedel „Diandle, tiaf drunt im Tal“ ersonnen, oder wie der ältere Josef Ritter von Metnitz, dem wir das frischfröhliche „Lippitzbach“ verdanken? Dachte etwa die unglückliche Ottilie Freiin von Herbert daran, ein Volkslied zu „machen“, als sie vor dem Sprung in des Wörthersees dunkelgrüne Wellen Melodie und einige Baßnoten zu den tieftraurigen Worten „I tua wohl, i tua wohl, als ob mir nix war; oba drin in mein' Herzlan, da is ma so schwar“ am Klavierpult in ihrem Salon zurückließ? Oder der fünfundzwanzigjährige Koschat, dem sein rehäugiges Karntnerdirndl die Lieb' kündete, weil er statt „Geist'ler“ (Geistlicher) oder sonst etwas „Rechtschaffenes“ Komödiant geworden, welchen anrüchigen Titel damals auch Sänger „und anderes fahrende Gesindel“ zugeschnauzt bekamen? Und doch ersann er damals mit wehzuckendem Herzen sein Opus 4, „Verlass'n bin i“,

welches seinen Namen in die ganze sangeskundige Welt trug und außerhalb Kärntens allgemein für ein ursprüngliches Kärntner Volkslied gehalten wurde.

Zu Beginn der Beliebtheit alpenländischer Weisen war das Kärntnerlied weit weniger vom Glücke begünstigt, wie etwa das Tiroler- und Steirerlied, das nicht nur in den Salons der vormärzlichen Aristokratenwelt ein Treibhauspflanzenleben fristete, sondern auch durch Sängergesellschaften von Ruf, wie beispielsweise durch die Familie Rainer vom Achensee, seine Weltwanderschaft antrat. Allerdings bemühte sich in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts das Mischitz-Quartett, dem Kärntnerliede in der Fremde Geltung zu verschaffen; aber der Augenblickserfolg, der sich einstellte, zog keine weiteren Kreise. Wie Dornröschen schlief das kärntnerische Volkslied in seiner Rosenhecke unbeachtet von auswärtigen Musikkennern, wenngleich es in seiner Heimat auch in adeligen und bürgerlichen Familien, von denen die Moro, Rainer, Metnitz, Herbert, Gorton angeführt seien, verständnisvolle Pflege fand. Erst das Jahr 1864, da der Wiener Männergesangverein unter Johann Herbecks Leitung drei der schönsten Kärntnerlieder, das „Lippitzbach", „Diandle, tiaf drunt im Tal" und „I tua wohl", mit durchschlagendem Erfolge einer angenehm überraschten Zuhörerschaft vorführte, trat in dieser Beziehung Wandel ein. Tonsetzer und Chorleiter überboten sich nun im Sammeln, Setzen und Arrangieren der neuentdeckten, so überaus eigenartigen Volkslieder — ohne nennenswerten Erfolg. Hingegen wurden die von Herbeck gesetzten Lieder, von denen das vierte, „Diandl, tua na lis'n-los'n", erst nach seinem Tode herauskam, von fast allen deutschen Singvereinen immer wieder unter hellem Jubel gesungen. Die weiteste Öffentlichkeit war auf das kleine Kärnten und dessen Kleinod, sein Lied, aufmerksam geworden. Nach Herbeck, dem Vorläufer, aber kam Koschat, der für das Lied seiner Heimat die erlösende Tat vollbrachte.

In dem schönen, grünen Viktring, dessen schmucke gotische Kirche und das nun als Herrschaftsschloß benützte, vom Kaiser Josef II. aufgehobene Zisterzienserkloster über die Baldachine der Obstbäume ragen, wurde am 8. August 1845 einem ehrsamen Färbermeister der Moroschen Tuchfabrik, dem „alten Thome", ein lebenskräftiger Junge geboren, der in der Taufe des Vaters Namen zuerkannt erhielt. Kaum etwas über sechs Jahre alt, lenkte er die Aufmerksamkeit der sangeseifrigen Josefine von Moro auf sich, als er, über Aufforderung, das ihr abgelauschte, damals sehr beliebte „Schicksalslied" mit heller Kinderstimme vorsang: „O Schicksal, o Schicksal, han a anzige Bitt': Oba all's kannst ma nehman, bloß mei Diandle nit." Das offenkundig geäußerte Wohlwollen des Schloßfräuleins brachte es dahin, daß er zum Altisten des Kirchenchores befördert wurde. Mit zwölf Jahren besuchte er das damals von Benediktinern geleitete Gymnasium der Landeshauptstadt, denn

seiner Eltern sehnlicher Wunsch war es, ihr Thomale solle dereinst ein Geistlicher werden. In dieser Zeit begründete er in seinem Heimatsorte ein Quartett, das aus dem herrschaftlichen Kutscher Blase, aus den Tuchwebern Rude und Balte und aus dem Thomale selbst bestand. Kirchenchor und Kirchtagsingen wechselten mit Serenaden bei der Mehlspeisköchin und der für durstige Sängerkehlen erbarmungsvollen Frau Wirtin. Dann kamen Ständchen und festliche Gelegenheiten, bei denen sich der junge Koschat als Pyrotechniker auszeichnen und seine Sangesbrüder zu dem feurigen Liedchen „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr" anspornen konnte. Bald genügte ihm aber all das nicht mehr und er rief unter seinen Studiengenossen ein Quartett zur Pflege des Kärntnerliedes ins harmonische Leben. Dazu — „singwütig war ich," berichtet er — sang er Soli in der Benediktinerkirche und bei Studentenkneipereien, trällerte den ganzen lieben Tag zur Mußezeit bekannte oder selbstersonnene Weisen vor sich hin, als gäbe es für einen mittellosen Studenten keine Plagereien mit Lektionenerteilen, keine unangenehmen Empfindungen beim Löffeln der Studentensuppe. In Viktring war er zweiter Tenor, in Klagenfurt glänzte er als Baritonist oder als Herr tiefster Stimmregister. Für Solosingereien an stillen Fenstern war er zeitweise auch zu gebrauchen; hierbei begleitete er seine musikalischen Gefühlsausbrüche mit der Gitarre. Diese hervorragende Betätigung auf dem Gebiete des Gesanges — nicht unerwähnt sei nebstdem seine Mitwirkung an den Vorträgen des Klagenfurter Männergesangvereines — hinderte ihn aber nicht, seinen Studien mit Ernst und Eifer zu obliegen. Literaturgeschichte, Algebra und die Naturwissenschaften bildeten seine Lieblingsgegenstände; 1865 bestand er die Reifeprüfung und nahm Abschied von der fröhlichen Gymnasiastenzeit, in welche nur der Tod seines Vaters einen tieferen Schatten geworfen hatte, um sich an der Universität Wien einem Fachstudium zuzuwenden.

Physik und Chemie, in deren Geheimnisse er nun eindrang, bildeten kein Hindernis, sein heimatliches Lied auch in der Kaiserstadt zu Ehren zu bringen. Bald war unter Gleichgesinnten ein Quartett und kurz darauf ein Sextett zusammengestellt. Verschiedene Sängervereinigungen, durch den großen Einschlag der von Herbeck für Männerchor eingerichteten Kärntnerlieder für dieselben begeistert, bemühten sich, und mit Erfolg, den jungen, begabten Kärntner in ihre Reihen zu ziehen. Bald war er in diesen Kreisen eine beliebte und vielfach maßgebende Persönlichkeit. Und nun kam die Wende seines Lebens. Der Hofkapellmeister Heinrich Esser hörte den zweiundzwanzigjährigen Koschat bei einer Liedertafel ein Solo vortragen und machte ihm den Vorschlag, sich zum Opernsänger ausbilden zu lassen. Bald darauf wurde Jung-

Thomale als Chorsänger und Solist für kleine Baßpartien mit 50 fl. Monatsbesoldung in den Verband der Hofoper aufgenommen, dem er noch heute, zugleich Hofkapellsänger, angehört. Lange konnte ihm sein Mütterchen nicht vergeben, daß er sich nicht der Theologie zugewendet hatte. Wie es in dem Volksliede heißt, so war es eingetroffen:

„Mei Muatta saget's gern,
I sollt' a Geist'ler wer'n,
Sollt' die Diandlan lass'n,
Das war' ihr Begehr'n.

Mei Muatta folg' i's nit,
A Geist'ler wer' i's nit
Und die Diandlan lass'
I erst recht nit."

Nun er, nach ländlichen Begriffen von anno dazumal, sich einem so wenig achtbaren Berufe zugewendet hatte, weinte die Mutter erst recht; aber sie vergab dem einzigen Sohne. Das Dirndle im Kärntnerlande weinte auch, als jene für sie so betrübliche Kunde kam; aber sie hatte dafür keine Vergebung, wie das unerschöpflich reiche Mutterherz. Liebe und Leid aber gebaren wieder einmal einen Künstler.

Koschat ist Gefühlsmensch in Wort und Werk. Mit grenzenloser Liebe hängt er an der wundervollen Kärntnerheimat. Sie gab ihm das erste Lied; ihr wird er, wie doch fast alle seine Sänge „'s Hamatle", seinen Wald- und Seezauber, seine sauberen Dirndlan und seine „g'reimten" Mannsleute, seine Gemütlichkeit und seine Lieblichkeit preisen, einst wohl auch den letzten Sang weihen. Mit dem Liede der Heimat wuchs er auf und es bildete schon in Jahren, da noch Jugendlocken um seinen Scheitel wallten, eine Lebensbedingung für ihn. Dieses Lied wurde durch ihn berühmt im ganzen deutschen Sangbereiche und darüber hinaus; und umgekehrt ist auch er durch dieses Lied oder, besser gesagt, durch das diesem Liede entsprossene „Koschatlied" weltbekannt, vielgeliebt, vielgesungen und vielbesungen geworden.

Es war im Jahre 1870, da er bangend und hoffend seinem nachherigen Busenfreunde Franz Grünanger seine erste Vertonung in heimatlicher Weise, „Kärntnerliab", überreichte. In dem unwiderstehlichen Drange, in Worten und Tönen der Heimat zu singen und zu sagen, war sie entstanden. Mit schönem Erfolge wurde sie von dem Quartette Grünanger in einem Konzerte bei den „Drei Engeln" in Wien zu Gehör gebracht. Esser und Herbeck spendeten schlichte, aber inhaltsreiche Aufmunterung. 1871 wurde das erste Koschatlied zum erstenmale im Chore vom Wiener Männergesangverein „Arion" gesungen. Die Erstlingserfolge ließen aber Koschat nicht erschlaffen, täuschten ihn nicht über die Lücken in seinem tonsetzerischen Können hinweg. Eifrig wurde Generalbaßlehre studiert, mit warmem Empfinden, mit immer reicheren Mitteln der holden Kunst komponiert. Und wieder das Jahr 1871, schon das vierte kleine Tonwerk brachte Koschat zu Beginn seiner Komponistenlaufbahn einen Erfolg, wie solcher so vielen bedeutenden Männern niemals, spät oder zu spät erblüht ist. Mit dem „Verlass'n", jener

durch ihre Einfachheit und den tiefen Stimmungsgehalt ausgezeichneten Weise, welche bisher ihrem Wortlaute nach in 16 Sprachen übersetzt worden ist, hatte er sich mit jähem Rucke einen ehrenvollen Platz am Parnaß deutscher Tonkunst volksgemäßer Richtung erobert.

Was Koschat versprochen, hat er gehalten. Welcher deutsche Sänger kennt nicht das wehmutvolle „Herzlad", den ergreifenden „Abschied" (Koschats Liebling unter den Kindern seiner Muse), das in die dunklen Farben der Ballade getauchte „Röserl von Wörthersee", das lockende „Bein Fensterln", das innige „Mei Freud", das vom Weh nach der Heimat durchbebte „In der Fremd'"? Wer von deutschen Sangesfrohen beider Erdhälften hat nicht schon „Die Senner-Mitzi", den „Graus-Paule", das „Vorbei", das „Mei Zartele" gesungen oder singen gehört, wer sich nicht an des melodienreichen Meisters Märschen und Walzeridyllen erfreut? Um die beliebtesten Koschatlieder anzuführen, müßte man fast die ganze lange Reihe seiner Chorschöpfungen — bisher 140 an der Zahl — aufzählen. Fast alles Treffer! Es will nichts geringes besagen, wenn die deutschen Sängervereine jenseits des großen Wassers mit gleicher Spannung jeden neuen „Koschat" erwarten wie die Singgenossen der alten Welt. Kein gewöhnlicher Reklamepuff hält die Werke des so schlichten, so gemütvollen Künstlers, der, wo er es nur halbwegs kann, bescheiden zur Seite tritt, um unbeachtet zu bleiben. Und doch hat das Koschat-Album allein, ganz abgesehen von den Chorausgaben und den verschiedensten Arrangements, eine Auflage von ungefähr einer Million erreicht. Koschats Volkstümlichkeit ist in stetem Zunehmen begriffen. Sein Name prangt als der eines Lieblings-komponisten auf der goldenen Ehrenkette, die Kaiser Wilhelm II. den deutschen Gesangvereinen gewidmet hat. Das kaiserliche Lob aber, an den Lobsinger Kärntens gerichtet, klang in folgende Worte aus: „Mit Herz und Gemüt, Harmonie und Innigkeit erzielt man noch immer die größten Erfolge; das haben Sie mit Ihren einfachen Liedern gezeigt."

Koschats Chöre, zu denen er die Texte fast durchwegs selbst geschrieben hat, da er keinen passenden vorfand, sind in vier scharf voneinander abgegrenzte Gruppen zu teilen: in einige Vertonungen schriftdeutscher Texte fremder Dichter; in Bearbeitung ursprünglicher Kärntnerlieder für Männerchor, ohne irgendwelche Abänderung; in Kompositionen, welchen teilweise Volkslieder aus Kärnten eingeflochten wurden, und endlich — welche Gruppe vier Fünfteile der Gesamtwerke umfaßt — in Originalkompositionen. Die dritte und vierte Gruppe nun bildeten die Zielpunkte für vielfache Angriffe, besonders die letztere. „Salonkärntnerei", Verfälschung des echten Volksliedes u. dgl. wurde Koschat zum Vorwurfe gemacht. Auch von „Effekthascherei" und „falscher Sentimentalität" mußte er vieles über sich ergehen lassen; anmaßend

preise er seine Gesänge in kärntnerischer Weise als echte Kärntnerlieder, wurde ins Treffen geführt. Darüber möge sich nun Koschat selbst äußern: „Ich muß betonen, daß ich nie ein ‚Kärntnerlied‘ oder ein ‚Volkslied‘ komponiert habe. Niemand kann ein von meiner Hand geschriebenes Manuskript vorweisen, das mit dieser Bezeichnung versehen ist. Aus diesem Grunde ist auch jeder Vorwurf müßig, ich hätte die Absicht, ‚Volkslieder‘ zu schreiben. Was Tausenden von Komponisten vorwurfsfrei erlaubt ist — Volksweisen in Phantasien und Paraphrasen zu verwenden — das kann doch mir nicht verboten werden; schließlich auch das nicht — eigene Lieder auf volkstümlicher Grundlage zu komponieren. Auch über meine Muse in Holzschuhen darf man nicht allein hinter dem Bierglase urteilen, sondern man soll meine anspruchslosen Werke vorurteils- und leidenschaftslos prüfen und zu verstehen trachten. Meine lieben Landsleute haben mir schon so viele und große Ehrungen erwiesen, daß ich diese wohl mit ihrem Urteile identifizieren darf. Das Urteil meiner Heimat dünkt mir aber ungleich kompetenter, als das nichtkärntnerischer Beckmesser.“

Es soll an dieser letzten Stelle nicht verschwiegen werden, daß das Kärntnerland lange das Lied des von aller Fremde vielgerühmten Sohnes mehr oder weniger unbeachtet ließ, der Klagenfurter Männergesangverein erst im Mai 1874 das schon zweieinhalb Jahre zuvor selbst vielerorts in Amerika gesungene „Verlass'n“ zum Vortrag brachte. Erst viele Mißverständnisse zur Einnahme eines weiterreichenden Standpunktes zu gerechter Würdigung des neuerstandenen Liedermeisters galt es aus dem Wege zu schaffen. Vor allem übersah man vielfach, daß das Koschatlied (das sind jene seiner Lieder, welche den Vormerk „Text und Musik von Thomas Koschat“ tragen) und das eigentliche Kärntnerlied zwei streng voneinander geschiedene Sanggebiete sind. Wohl gleicht das Koschatlied der Tanne, welche ihre Wurzeln in die gleiche Erde treibt wie die benachbarte Eiche. Doch sind diese beiden deshalb das gleiche, weil sie beide Waldbäume sind? Muß das vom Kärntner Koschat zum Preis und aus dem Leben der Heimat gesungene Lied mit gleichem Maßstabe wie das bodenständige Kärntner Volkslied beurteilt werden? Etwa deshalb, weil der Text und die Melodie volkstümlichen — kärntnerischen Einschlag haben? Aber auch sonst ermangelt es nicht an Unterscheidungsmalen. Der Rahmen des Koschatliedes ist viel weiter, als der des echten Volksliedes in Kärnten. Ohne theatralische Pose werden alle Hilfsmittel moderner Kompositionskunst verwertet. Da erklingen weit mehr Saiten, als deren die einfache Harfe des Volksliedes bedarf; da zeigen sich Dur und Moll in wohlermessenem Wechsel; da treten Versetzungszeichen und Wechsel der Tonart in dem gleichen, oft nicht allzulangem Stücke auf; die Melodie geht vom

Bariton (Vorsänger) auf den ersten Tenor (den Übersänger) in dem einen Liede über und ihr Ausdruck, obwohl trotz breiterem Fluß kärntnerisch, erinnert in fast allen Fällen an kein bestimmtes Kärntnerlied, wie auch der Takt oft genug von dem üblichen Dreiviertler abweicht. Kurz — wir haben es mit keinem Nachahmer, wir haben es vielmehr mit einem selbständig schaffenden Komponisten zu tun, der allerdings, wie im Privatleben, so auch in seinen Liedern Kärntner vom Scheitel bis zur Sohle ist. Reichlich hat die dankbare Heimat nun das einem ihrer getreuesten, einem ihrer begabtesten Söhne gegenüber Versäumte nachgeholt. Die Kärntner wissen, was ihr „Thomale" ihnen ist. Ihm hat die kleine, vorher so wenig genannte Alpenheimat so viel zu verdanken, daß kein Marmor, kein Erz, sondern nur der Heimatleute unbegrenzte Liebe des Dankes Fülle fassen kann.

Auch die deutsche Sängerschaft aller Gaue hat Koschat zu danken. Sein frischer Liederquell zauberte an Stelle vielfacher Öde in den Programmen der Liedertafeln duftige Blümlein volksgemäßen Gesanges hervor. Seine Lieder sind aber auch insoferne ein kostbares Gemeingut aller Deutschen, als sie, mit Überschreitung jeder politischen Grenze, ein ideales Band aller Stammesbrüder sind, gar oft deutsche Herzen in Treue und Gemüt erschlagen machen. In dem heiligen Quell, der uns aus der Brust des Volkes durch eines würdigen und berufenen Priesters liebliche Vermittlung strömt, möge sich jede weltkranke, den Naturkindern und ihrer schlichten, oft überwältigenden Sprache entfremdete Seele wieder gesundbaden.

Es dürfte bekannt sein, daß Koschat auch Liederspiele, wie das an der Wiener Hofoper mit vielem Beifall aufgeführte „Am Wörthersee", weiters „Aus Kärntens Bergen", „Der Bürgermeister von St. Anna", „Der Schreckschuß" geschaffen, ein Lustspiel („Aus Kärntens Sommerfrische") und drei Bücher („Hadrich", Gedichte in Kärntner Mundart; „Erinnerungsbilder", gesammelte Feuilletons und Aufsätze; „Das Kärntnerlied"), ganz abgesehen von zahlreichen Arbeiten in verschiedenen Blättern des In- und Auslandes, geschrieben hat.

Nicht mit rauschenden Festen in Wien und Klagenfurt, wie sein 50. Wiegen- und zugleich 25jähriges Tondichter-Gedenkfest, wurde Koschats 60. Geburtstag gefeiert. Umjubelt von dankbaren Sängergemeinden in den hervorragendsten Städten des Deutschen Reiches, von vielen Freunden volkstümlicher Gesangskunst begrüßt, zog er mit dem „Koschat-Quintett der Hofoper" wie ein greiser Heerführer durch die Reihen der Getreuen. In München weilte er am 8. August — der Sechzigjährige. Und doch ist er jung geblieben: in unseren Herzen, in seinen Werken.

Traudi.

Ein flüchtig Kinderbildchen.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für derlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzustürzen und sie mit Liebkosungen zu ersticken. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Liebling des Hauses, und ich darf wohl sagen, er wurde auf den Händen getragen. Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obschon sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte, wie man das macht, daß man ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unverrichteter Sache aufzustehen, erraffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie naschte nämlich gerne Kieselsteine — weil ihr das verboten war. Wären der Eva im Paradiese anstatt Äpfel Kieselsteine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin tat es mit einer solchen Blitzschnelle, daß — wenn wir ihr zuriefen: „Nit Steiner essen, Traudi!“ — sie jedesmal schon längst eine Handvoll im Munde hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fußwanderungen erweiterte sich auch das Reich. Alle erreichbaren Blätter und Blüten abzureißen, war gestattet, nur ein einziger Stock von roten Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete hier gewissenhaft des Verbotes, wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen immer dort zu Boden fiel und sich am Blumenstock erfing, so daß allemal ein schönes rosenrotes Krönlein in der kleinen Hand blieb! Dasselbe war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Bu“ streichelte; diese zärtliche Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerchen urplötzlich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! du! du!“ Mit demütiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis, und wenn einem von uns auch einmal etwas passierte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tische ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerchen: „Du! du! du!“ — zur heilsamen Erinnerung für uns, daß niemand unschuldig durch die Gärten des Lebens wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten oder wenn sie sich sonst eines, ach du mein Gott, oft wie natürlichen Versehens bewußt war, machte sie sich am liebsten in der Nähe von mir zu tun. Bei Goh — ist es doch noch am sichersten für alle Fälle.

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich, wir verstanden sie alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Mühe gemacht. „Ma“ heißt Mama, „Bu“ heißt Blume, „Wa“ heißt Wasser, „Bo“ heißt Brot, „Bugl“ heißt Kuß, „Mugl“ heißt Kuh, „Hogl“ — Hose, „Sogl — Schuh, „Pa pa“ heißt so viel als: hinausgehen; wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß du weiter kommst! Entschiedener und artiger zugleich kann man doch niemanden abschaffen, als mit dem entsprechenden Handwinken: „Pa, pa! — Pa, pa!“ Später vervollkommnete sie aus uns unbekannten Gründen das Pa pa in „Pa pag“; Nein, nein in „Nein ag“. Wenn sie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem leisen, ein wenig singenden „Nein, nein!“ abgelehnt hatte, so tat sie es später mit einem ruhigen, aber entschiedenen „Nein ag!“ —

Ferner „Gohgl“ heißt Großmutter und „Goh“ Großvater.

Da ich vorhin gesagt, daß sie sich gerne zu Goh flüchtet, so ist das Inkognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es ist nicht anders, die kleine blonde Wienerin ist meine dritte Jugend. Die erste Jugend erlebt man an sich selbst, die zweite an seinem Kinde, die dritte an seinem Enkel. Und dieser Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi — da habt ihr alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am allerkindischesten wird! Des Morgens am Schreibtisch, die Arbeit mochte noch so ernst, die Sammlung noch so nötig sein, wohl alle zehn Sekunden zog's mein Auge zum Fenster hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobeldach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch schon unten. „Goh! Goh!“ sagt sie ruhig und reckt die Ärmchen entgegen, und schon saß sie am Alten, ganz oben, und streichelte das borstige Kinn: „Ei ei! — Ei ei!“ Und gleich dem „Goh“ auch ein „Bugl“, welches Wort sie mir rasch ins Gesicht pfaucht — und das ist der Morgenkuß. Dann zum „Bom“. Denn mitten im Garten steht ein Lärchbaum, an dem sie gerne die rissige Rinde betrachtete, und die Käferchen, Würmchen und Ameisen, die daran krabbelten. Ganz besonders anziehend dort waren ihr ein paar Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen“ durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Kalamitäten geriet, weil jedes Splitterchen dran hängen blieb und das Kleidchen dran kleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf

diesen mißratenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächstemal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgültig; fiel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie mit dem Kopf an den Türpfosten oder an den Lehnstuhl, so sah sie sich das Hindernis prüfend an, um ihm das nächstemal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ernsten Tone vorgebrachtes: „Du schlimme Traudl, du! du! du!“ schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um es eben gelegentlich, wenn andere was anstellen, zurückzugeben: „Du! du! du!“ Sie konnte sogar die Konsternierte spielen, ohne es zu sein wenn sie ein verdrossenes Maulchen machte, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Und ein Schnutchen konnte sie ziehen, mit der aufgebauschten Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Zornige, Mürrische, Launische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Zärtlichkeit, streichelte, herzte und „buglte“ alle Gegenstände, nicht bloß die „Gohgl“, die „Evi“, die „Taudl“ im Spiegel, sondern auch das Milchtöpfchen, den Hut. Selbst den aus dem Rohre sprudelnden Brunnen streichelte sie und wenn dabei die Finger „britschelnaß“ wurden, so machte ihr das ein stillfröhliches Vergnügen. Vor allem aber die Tiere! Jeder von uns hat's vielfach erfahren, wie zugetan die Kinder den Tieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halbwilde Rinder, zornige Hähne herankommen und wie diese nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindseligkeiten eröffnet wohl zumeist der erwachsene Mensch. Das Kind aber wäre imstande, das paradiesische Verhältnis zwischen den Geschöpfen aufrechtzuhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Mugl“ geführt wurde, wie da das kleine Menschenwesen aufging und sich nicht genug tun konnte, das klobige, vierfüßige Ungetüm zu herzen, und „Bugl“ geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahmte sie dieselben mit komischer Übertreibung nach, um sich dann allemal mit ganzer Zärtlichkeit den Kindern anzuschließen. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, stellten sich zur kleinen Fee gerne in ein vasallenartiges Verhältnis, das die Traudi nur insoferne ausnützte, als sie dieselben tyrannisch nach Herzenslust küßte und koste.

Traudis Vater ist ein Mann, der gerne mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Österreich-Ungarn ein finsteres Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen,

bisher aber noch nie erörtert der Nachteil, den Traudi durch sie hat, indem sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie das noch nicht so recht, aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er wochenlang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie „Waterl!" und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so interessant sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte jählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!" Das war ihr aber nicht genug, jetzt begehrte sie die junge Mutter herbei, drückte mit beiden Händchen deren Kopf zum „Waterl" hin: „Bugl, Bugl!" Und alle Hausbewohner, der „Han" und die „An" und die „Mart" und die „Len" und die „Evi" und der „Goh" und die „Gohgl" mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeugen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Zärtlichkeiten für sich haben, sie dirigiert derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt zu sehen, wie alle sich untereinander gern haben.

Damals freilich wußte sie sich der Alleinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders — ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder. Ein Brüderlein. Daß sie es liebkost und heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt — es wundert uns nicht. Aber daß sie auch uns andere immer wieder an der Hand nimmt oder am Rockzipf packt, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir den winzig kleinen Peterl herzen und küssen sollten und daß wir ihr an solchen Liebkosungen gar nicht genug tun können — das wundert uns doch ein wenig von einem jungen Frauenzimmer. Die Kinder wissen es sonst fein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen — mit den spitzen Ellbogen die junge Nebenbuhlerschaft sachte beiseite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Trauderl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebt sie nur im Brüderlein und fürs Brüderlein. Von allem, was ihr gegeben wird, muß zuerst der Peterl bekommen, und sie nötigt es ihm auf. Die Semmel sucht sie dem Säugling in den Mund zu stecken, den Strohhut will sie ihm auf das Köpflein setzen und ihm ein Kleidlein anziehen. Dafür sollte er sich auch stets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeschirr begeben, und sie schien anfangs sehr verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr so scharf verboten; freute sich aber darüber, daß das Brüderchen, es mochte was immer treiben, nicht stets der Gefahr des Ausgezankt-

werdens ausgesetzt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenosse heranwachsen, wenn's drauf ankam. Das nebenbei. Mich entzückt ihre selbstlose Liebe zum Brüderlein und ihr ruhigfrohes in den Hintergrund Treten und sich Bescheiden und ihr wonniges Zusehen, wenn dem Brüderlein etwas Gutes geschieht.

Wie ist so ein junges Menschenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langsam aufs Knie sinken als vor dem reineren Wesen, an dem noch so viel von Gott lebt und webt, weil es ja erst vom Himmel gekommen. Am liebsten möchte man einen großen Glassturz darüber geben, daß die kleine himmlische Seele nicht bestaubt oder gar zerbrochen werde.

Unsere Traudi verändert sich von Woche zu Woche und hat alle Tage was Neues, lauter Kinderselbstverständlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzücken. Die frohe, reine Kindesseele bewahre dir Gott — du süße, kleine Traudi!

Bauerntum und Kinderwelt.

Von **R. l' Houet.***)

Gesundheit! Richtige Bauerngesundheit.

Es bedarf nur der Erwähnung, diese Eigenschaft als Charakteristikum wie beim Bauerntum so bei der Kinderwelt hervortreten zu lassen! Die nervenstarken Kinder in ihrer Unempfindlichkeit! Unempfindlich gegen Lärm, unempfindlich gegen Schmerz, unempfindlich gegen Tadel und gegen Beleidigungen!

Man denke, wenn das sonst so liebe Mädchen tagaus, tagein mit seinem Gießkännchen im Hause umherläuft, nicht ohne jedesmal ein paar Steine hineingetan zu haben, zum Entsetzen der Großeltern. Oder wenn die Kinder eine Klingel erwischt haben! Oder man denke später an den Lärm bei all den Spielen im Charakter „Räuber und Soldaten"! In einer Kleinigkeit sind beide Teile ganz auffällig gleich: In dem lauten Sprechen, wie wenn der andere Teil keine Ohren hätte! Wie oft muß jede Mutter ihrem Kinde vorhalten: Schrei nicht so, das kann kein Mensch ertragen.

Weiter! Die Unempfindlichkeit beider gegen Schmerz, gegen eigenen wie gegen fremden! Was es heißt, Schmerz erfahren, verstandsmäßig weiß ein Kind das recht früh. Nur die erste Biene braucht es zu stechen, daß es mit dem Stachel im Finger angelaufen kommt! Was

*) Aus dessen sehr beachtenswertem Buche: „Zur Psychologie des Bauerntums." (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

kann es da weinen und schreien! Aber wie bald ist es auch wieder ruhig! Da vom Weinen die Rede ist! Es möchte gegen die obige Behauptung ja leicht das direkte Gegenteil eingewandt werden: Das leichte und häufige Weinen des Kindes beweise gerade seine große Empfindlichkeit gegen Schmerz. Indes der Einwand dürfte hinfällig sein. Die lautlose Träne des Erwachsenen, das stille, schamhafte Hinausgehen und bitterliche Weinen des Petrus, das war Schmerz; das laute Schreien des Kindes aber ersetzt wesentlich erst noch die Sprache. Solange das Kind überhaupt noch nicht sprechen kann, verständigt es sich, wie jede Mutter weiß, überhaupt nur durch Weinen und der Mutter bleibt es überlassen, aus der Verschiedenartigkeit desselben die verschiedenen kleinen Begehrungen herauszuhören. Je mehr dann die Sprache sich einstellt, desto mehr verschwindet diejenige Art von Weinen, die bisher bloß an deren Stelle stand. Das ganz kleine Kind, wenn es müde wird, weint, das größere sagt: „Bett!" So darf man also daran keinen Anstoß nehmen, dadurch sich über den eigentlichen Sachverhalt nicht täuschen lassen, daß dieses erste Verständigungsmittel in jener Zeit so ungleich viel mehr Platz im Leben einnimmt, wie später: Es ist nicht so großartig, gewaltig und schmerzlich gemeint, wie's aussieht. Trotz des gewaltigen Schreiens empfindet das Kind den Bienenstich selbst momentan kaum so stark wie der Erwachsene, der dabei allerlei Nebengedanken hat an Blutvergiftung, an alle möglichen weiteren Stiche, denen man im Laufe des Sommers noch könnte ausgesetzt sein, und dergleichen mehr, woran alles das Kind nicht denkt; bei dem vielmehr, wenn man nicht weiter daran erinnert, es vorkommen kann, daß es selbst überhaupt nie wieder einen Blick auf die aufschwellende und abschwellende weiße Stelle am Finger tut! Es sind die gefühlsknappen Kinder! Dieselben Kinder, die in einem Augenblick sich schlagen und prügeln, wie kleine Todfeinde, und eine Minute später sich wieder in den Arm nehmen und küssen, und bei denen wir uns jedesmal sagen müssen, das ist kein leichtes, schnelles, christliches Vergeben, sondern das ist Gesundheit, ist Nervenstärke, bei der alle Feindseligkeit den Leib nur halb und die Seele überhaupt gar nicht berührt! Es ist alles dieselbe Unempfindlichkeit, die der robuste Bauer hat, den der Arzt im Krankenhause unchloroformiert operiert oder der von seinem harten und gesunden Leben aus die Schmerzen, die den verweichlichten Kulturmenschen quälen, verspottet! Dessen eigener Kranker nichts darin findet, wenn in der Ernte alles auf dem Felde draußen ist und man die Türen des Hauses schloß, damit ihn niemand stört, und im übrigen ihm einen Birkenzweig in die Hand gegeben hat gegen die Fliegen. Derselbe braucht das nicht zu vergeben, sondern er empfindet das nicht als Härte und Vernachlässigung.

Und ebenso die Unempfindlichkeit der Kinder gegen Tadel, den das richtige Kind doch immer abschüttelt wie der Pudel das Wasser. Daher doch eben die Erziehung als solch große Kunst! Die Kunst, diese gefühllosen kleinen Seelen, denen mit den normalen Eingriffen in die menschliche Ehre nicht beizukommen ist, doch zu fassen! Die Kunst, solche kurze und wuchtige Worte zu finden, die etwas vom Blitzschlage an sich haben, der sich seinen Weg durch alles hindurchbahnt und auch den Unempfindlichsten empfindlich macht! Und wie die Unempfindlichkeit gegen Tadel, so ebensolche gegen alle Kränkungen und Beleidigungen überhaupt! Was sagen sich Kinder für Scheltworte! Und wie leicht sind sie vergessen und vergeben! Oder vielmehr richtiger, wie werden sie wieder überhaupt so gar nicht empfunden! Nicht vergeben. Auch nicht überhört. Gehört wird der „Esel" sehr wohl. Aber nicht empfunden wird er, überhaupt in das Innere der Seele dringt er wieder nicht ein! Es ist, wie sich zur Zeit Friedrichs des Großen seine Generäle untereinander regalierten: „Ein Hundsfott, der das nicht tut!" Man gehörte zur besten Gesellschaft, man schalt sich mit den besten Scheltworten, die die Sprache hatte, aber man empfand sie nicht! Es ist dieselbe Härte, wie sie der Bauer hat, wenn er von der Kanzel seine Lektion nicht Sonntag für Sonntag tüchtig genug bekommt und dann selbst zum Pfarrer hingeht und ihn darauf aufmerksam macht, er müßte deutlicher sprechen!

Zweitens, etwas ebenso auf der Hand Liegendes! Der Frohsinn! Der Frohsinn der Kinder bedarf keiner Beweise. Das spätere Alter denkt an ihn zurück und spricht: O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! Es ist die Grundstimmung der ganzen ersten Jugend, wie ebenso alles Bauerntums! Nicht vielleicht auf den allerersten Blick. Das Lachen und laute Jauchzen fehlt bei ihm. Wir sind zu gewohnt, uns das Kind lachend und den Bauer ernst vorzustellen, ernst, vielleicht mit einem Scherzwort oder Spottwort auf den Lippen, zu etwas, wie lautem Lachen oder ähnlichem aber unfähig. Und doch, wie der Kaufmann sich ausdrückt, nur die Aufmachung ist verschieden, die Grundstimmung bei Bauern und Kindern ist dieselbe. Die Grundstimmung als eine innere Zufriedenheit, inneres Gleichgewicht, innere Harmonie. Das Kind ist zufrieden, ein unzufriedenes Kind, d. h. mit der Unzufriedenheit nicht als vorübergehender Erscheinung, sondern als dauernder Stimmung, ist ein Unding, das gibt es nicht. Und der Bauer ist ebenso von Natur und bei weitem in der Regel still im Inneren zufrieden, still resigniert. Nicht resigniert, wie wir es uns leicht vorstellen, nachdem alle Wege versucht, alle Mittel durchprobiert sind, verzweifelt ergeben in das Unabänderliche und Unabwendbare! Nein, man hat den Eindruck, er ist mit der Lage der Dinge zufrieden, findet sich in sie, nachdem noch

lange nicht alles ausprobiert, noch lange nicht alle Mittel und Wege durchversucht waren! Und wenn ihm in dem ewigen Herbstregen die Kartoffeln auf dem Felde verfaulen und der Hafer in den Garben auswächst und die Wiesen voll Wasser stehen, daß er überhaupt nicht hinunter kann, um das Gras zu mähen, und wenn er einem versichert, bei dem Wetter würde man mutlos und verzagt: Es ist, als könnte man ihm nicht glauben! Die Klagen kommen so sachlich, so ohne Schmerz und ohne Pathos heraus, daß sie einem nicht wahrscheinlich dünken wollen. Der Mann scheint in den Tiefen seiner Seele und seiner Weltanschauung einen unergründlichen Fonds von stiller, zufriedener Festigkeit zu tragen, den in Bewegung und in Unruhe zu versetzen ganz andere Dinge dazu gehören, wie ein verdorbener Herbst.

Drittens die Naivität! Über diese Eigenschaft bei Kindern bedarf es keines Wortes weiter. Und wenn die „erwachsenen Leute" noch so oft sprechen: So etwas darfst du nicht sagen! Diese Quelle, die erst die Jahre zuschütten, liefert in dem Alter stets reichlich.

Viertens die auch wieder aufs äußerste auffallende Ähnlichkeit der spielenden Energie! Beim Bauer in zahlreichen Sitten, beim Kinde in seinen noch weit zahlreicheren Spielen sich findend, beidemale eine kaleidoskopartige, buntfarbige Welt, vom Standpunkte der straffen Hochkultur ohne eigentlichen Zweck. Beim Kinde wird sie entschuldigt, weil das Kind im Ernste noch nicht mitzählt, beim Bauern wird es zu dem mancherlei getan, was an ihm überhaupt unverständlich ist. Dem Manne der straffen Hochkultur, der seine Quadern himmelwärts türmt, ist die kurze Lebenszeit, die ihm vergönnt ist, die ihm noch vergönnt ist, zu eng begrenzt, wie um sie auf anderes zu verwenden als auf, wie wir oben sagten, organisierte Energie. Er wird gegen das Toben und Schießen in den Zwölfnächten einwenden, daß dabei schon mehr wie einmal am Ende eine zerschossene Hand oder ein verlorenes Auge das Ergebnis gewesen, und gegen die Osterfeuer, daß durch sie schon manches Strohdach in Flammen aufgegangen sei!

Noch zum Schluß zwei sehr auffallende Ähnlichkeiten: Die Beharrung und der Mangel an Individualität.

Der konservative Zug bei beiden. Beim Bauer sehen wir ihn offen zutage liegen! Daß ein Kind besonders konservativ sein soll, dünkt einem vielleicht eine absonderliche Behauptung. Und ist es doch kaum! Auch in der Kindesseele liegt in breitem Strome eine Konsequenz, eine Beharrung, eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit, auch in seinem Seelenleben gehen die Gedanken wie in der Bauernseele in einfacher, großer Linienführung, in Linien, die lang und langsam ausschwingen, die nicht gern sich kreuzen, abbrechen oder abbiegen lassen durch andere dazwischentretende. Einige Beispiele! Ein Kind steht an der

Gartentür und ruft: „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht! Es ruft wieder: „Heinrich"' „Heinrich!" „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht. Es ruft noch zehnmal und jeder weiß, es kann noch fünfzigmal „Heinrich!" rufen: Eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder ein Knabe klopft an die Tür und wünscht den Lehrer zu sprechen. Er hört, drin wird geredet und der Lehrer antwortet nicht und öffnet nicht, weil er im Augenblicke nicht frei ist. Aber der Knabe fährt fort, zu klopfen und zu klopfen, bis sich die Tür auftut und er den Gefürchteteten in anderer Weise zu sprechen bekommt, als er es wünscht! Oder er klingelt. Aber es ist niemand zu Haus und die Tür tut sich nicht auf. Er klingelt nochmal und nochmal. Aber er klingelt auch fort bis in Endlosigkeit: Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder anderes! Dieselben Spiele und dasselbe Spielzeug! Jeder besinnt sich aus seiner Jugendzeit her, es dürfte gar nichts Besonderes gewesen sein, etwa fünfzig Tage hintereinander jeden Nachmittag zwanzigmal Verstecken gespielt zu haben. Mit denselben fünf anderen Kindern und denselben sechs Versteckplätzen! Man stelle sich vor: Nicht mehr und nicht weniger wie tausendmal hintereinander dasselbe Spiel: Das zuletzt, wie man sich auch besinnen wird, regelmäßig nicht abgebrochen wurde aus Überdruß, sondern aus irgendwelchen anderen Gründen! Es ist eine Lebensäußerung, ein Geschmack, der der Kultur absolut fremd ist. Man denke, an irgendeinem Theater wird eine neue Posse gegeben, fünfzig-, hundert-, fünfhundertmal. Was für eine Zumutung, ein und derselbe sollte alle fünfhundertmal sich dieselbe ansehen! Einmal, zweimal, vielleicht eines Bekannten von auswärts wegen noch ein drittesmal: Aber dann ist's sicher genug und übergenug! Oder dasselbe Spielzeug! Ein Hund! Ein alter Lederhund! Noch so oft in den Regen geraten und hinter dem Ofen wieder getrocknet und jeder weißen Stelle schon lange verlustig: zuletzt im Badewasser abgescheuert und nun rauh und struppig wie keiner; dazu aller irgendwie vorstehenden Gliedmaßen schon längst beraubt: Und bis zuletzt der erklärte Liebling des Kindes! Oder das Kind fährt sein Schäfchen im Garten spazieren. Dasselbe erliegt endlich seinen Liebkosungen, so daß nur die vier Schafbeine noch auf dem Brett stehen: Aber da werden die spazieren gefahren! Bis auch von ihnen eins nach dem andern verloren geht und das Brett allein weitergefahren wird! Irgendein Onkel denkt sich zu erbarmen und beschafft eines Tages ein neues Schaf: Er bemerkt zu seinem Erstaunen, wie das Kind ihm, dem schönen neuen, sein leeres Brett auch weiter vorzieht! Und wenn die Puppe keinen Kopf und keine Arme mehr hat: wir wollen nicht sagen, daß das Kind die neue, die ihm der Weihnachtsmann bringt, nicht nimmt! Aber es wird im Anblick der alten nicht nach der neuen verlangen. Es wird die neue mehr

eine Ansicht der Eltern wie ein Wunsch des Kindes gewesen sein und mit nichten imstande sein, ihre Vorgängerin kurzerhand zu verdrängen. Oder weiter! Stets dieselben Geschichten! In der Beziehung sind, wie jede Mutter und jede Erzählerin weiß, die Kinder konservativ trotz jedes Bauern! Eine Geschichte fünfzigmal! Aber absolut nicht, wie alle Hochkultur will, fünfzig Geschichten, jede einmal! Und auch stets in derselben Fassung! Womöglich wörtlich jedesmal dasselbe wie beim vorigenmale! Eine Änderung in der Form ist durchaus ein sachlicher Fehler, den die Kinder nicht unterlassen, scharf zu markieren! Oder dieselben Gerichte! Ein städtischer Vater geht mit seinen zwei Söhnen über Land und nachdem endlich die zwei Stunden Weges von den kleinen Beinen zurückgelegt sind, wird zur großen Freude draußen zu Mittag gespeist! Was wird sich der Vater wählen? Sicher etwas Besonderes! Und wenn da auf der Speiskarte noch etwas Absonderliches steht: „Poissons aux confitures“! Er wird bei sich denken: Was soll das gar sein? Und wird sich's geben lassen! Während seine zwei Söhne sicher den ihnen bekannten und vertrauten Eierkuchen bevorzugen werden. Durchaus in breitem Zuge ein konservativer Zug in der Kindesseele: Wie beim Bauer.

Und endlich bei beiden der Mangel an Individualität! Wie kränkt es den Herrn Tertianer, daß er allein noch Pumphosen trägt, weil die Mutter besser auf Pumphosen eingearbeitet ist. Wie oft kommt er nach Hause: „Sie haben alle schon lange!“ Und wie nimmt die ganze Klasse Anstoß an dieser Ausnahme von der Regel! Bis dann endlich die ersten „Langen“ zur Firmung die Sache wieder ins Geleise und in den Bienenstock wieder Ruhe bringen? Und wie wird ebenso in der Mädchenschule die erste auffällig gefunden, die „schon“ Sommerkleider trägt, bis dann endlich die letzten übrig sind, die „noch“ keine haben und sich nun ebenso auffällig und unglücklich vorkommen, bis die Mutter sie auch ihnen verlängert und ausplättet. Dieselbe Scheu, von der Allgemeinheit abzuweichen, dieselbe Scheu vor Individualität und Silhouette, wie beim Bauer.

Es sind alles Ähnlichkeiten zwischen beiden, Beispiele von noch zahlreicheren. Man könnte noch an das Protzen und die Gefühlsarmut, an das Maßhalten und die Übersinnlichkeit, an den Trotz und die Gutmütigkeit beider denken.

Bauerntum und Kinderwelt — die Doppelstraße der Menschennatur.

Der Advent.

Von Rosa Fischer.*)

Draußen ist es eine trübe Zeit. Oftmals kalte Nebeltage, dann Schneegetriebe — dann wieder scharf und klar — Tage, an denen das Sonnengold aufsteigt — Nächte, in denen die Sterne schimmern und der helle Mond. Und kalt, und der Sturmwind, der um die Gehöfte heult und an den Fenstern rüttelt, — der Frost, der die Menschen bis ins Herz erschauern macht.

In dieser Zeit, wo draußen alles erstarrt ist in Gottes freier Natur, alles, was sonst die Menschen beglücken konnte, in dieser Zeit des ersten Winterwehes und der farblosen Adventtage, da erwacht in den Gemütern der Menschen ein tief innerliches Glück.

Noch gibt es freilich wohl Arbeit. Noch gehen die Düngerwagen aufs Feld und im Walde schlägt die Axt; auf der Tenne tönt die Drischel und zeitweise surrt die Maschine. Die letzten Schab**) sind auszuarbeiten und die Bohnen sowie der Kleesamen zu dreschen. Eine scharfe Kälte ist dabei erwünscht, weil alles Korn lieber herausgeht, und so stehen denn die Drescher in starken Stiefeln oder Holzschuhen, die Frauenspersonen oftmals in warmen „Filzpatschen" auf dem Tenn, meistenteils noch mit „Fäustlingen" bewaffnet.

Dann wieder heißt es einmal „Haarabziehen", nämlich das feine, silberglänzende Reistenwerg vom groben Rupfenen durch scharfzähnige Hecheln herausziehen, und mit einer Spindel alles zu gleichmäßigen runden „Wickerln" formen, wie sie gerade aufs Spinnrad passen — auch eine „Tennarbeit", bei der es zuweilen aufs Kälteleiden ausgeht. Anderseits gibt es für die Hausmutter oder „Saudirn" um diese Zeit überaus viel Patscharbeit bei den Schweinen, da das „Mästen"***) im Zuge ist, und in den letzten Wochen vor den Feiertagen geht ein gründliches Waschen und Reiben im ganzen Hause an — alles in allem noch immer eine arbeitsreiche Zeit, und doch auch eine innige, sinnige, glückliche Zeit.

Ist die letzte Tennarbeit geschehen, dann läuft einer der Drescher in die Küche, kehrt den Holzwinkel aus und schichtet auf dem Herde Häfen und Reinen, Kochlöffel und Quirl, Schmalzpfandl und Mehlschauferl auf und eilt dann flugs wieder zur Türe hinaus.

Für die Hausmutter aber, die dann das „Kripplg'spiel" auf dem Herde sieht, bedeutet es eine Überraschung und heißt soviel als: „Den Stadlhahn her," nämlich einen gebratenen Hahn als letztes Drescher-

*) Aus dem für steirische Volkskunde so wertvollen Buche: „Oststeirisches Bauernleben", Österreichische Verlagsanstalt. **) Schon einmal gedroschene Garben. ***) Fettfüttern.

mahl. Stadlhahn gibt es nun meistens keinen, wohl aber sonstiges Fleisch und schmalzgebackene Krapfen.

Ein „bummelwitziges“ *) Menschenkind aber geht mit einem strohgeflochtenen oder hölzernen, meist bandgeschmückten Schlüssel zum Nachbarhause, sagt einen Spruch, daß sie daheim den Tenn zugesperrt hätten, und die Nachbarn sollten's auch tun, den Schlüssel bringe es mit — und läuft dann eiligst wieder heim. — „Tennschlüssel weitertragen“ nennt man diese Neckerei, und ist es eigentlich für die nicht so fleißigen Nachbarn eine Art Gespött, weshalb der Überbringer des Schlüssels schauen muß, daß er weiter kommt, um nicht mit einem Wasserguß oder etwas ähnlichem **) für seine Keckheit belohnt zu werden.

Im übrigen kehrt mit dem Schluß der Tennarbeit und insbesondere wenn ein tiefer Schneefall niedergeht, so recht das Behagen und die Ruhe ein ins Bauernhaus.

Kurz ist der Tag und lang die Nacht und darum werden die frühen Abendstunden schon wieder ausgenützt zur gemeinschaftlichen Nachtarbeit und traulichen Rast.

Früh wird abgefüttert und die Buben, die den Tag über vielleicht ihren Schlitten hervorgeholt haben und weit ausgefahren sind auf abschüssiger Bahn oder die „geschneebelt“ und Schneemannderl gemacht haben in kindlichem Übermute, sie drängen nun im Dunkelwerden um den warmen Herd, tun Späne anbrennen beim Feuer und schwingen sie wie glutige Räder im Kreise, bis die Mutter sie verjagt mit ihrem „Umzündeln“.

Von den Mädeln strickt vielleicht eines beim Feuerscheine des Ofens und ein anderes sitzt etwa unten im Kuhstall auf dem Melkschemel und läßt sich von der Waberl oder Mirzl eine „Gschicht'“ erzählen von Räubern und Geistern oder sonst schaurige Sachen, bis die Kuhdirne fertig gemolken, gestreut und noch einmal eingefüttert hat und nun mit mahnendem „Gehst vüri!“ ***) „Umisteh!“ †) die letzten Handgriffe macht.

Und dann, wenn die Tiere friedfertig kauen und auch die Mitzikatze schnurrend ihr Milchlackerl sich erbettelt hat, nimmt die Dirn Melksechter und Laterne, schaut noch einmal zurück auf ihr anvertrautes Vieh und geht dann über die Grede in die Küche hinauf.

Die Milch wird „g'siech'n“ ††) und gleich gestellt, und dann greift die Magd um den Laib Brot und Krug Most und setzt sich gleich den anderen Hausbewohnern zur Jause nieder. Darauf wird angerichtet und gegessen und nach dem Nachtmahl gehn Herrenleute, Kind und Gesinde in die warme Stube hinein.

*) Übermütiges. **) Etwa Anschwärzen mit Kohlen. ***) Gehst Du vorwärts! †) Hinüber steh! ††) Geseiht.

Wieder schnurren die Spinnräder wie einst und wieder ist ein Haufen Kürbiskerne zum Ausschälen auf den Tisch geschüttet. — Früh ist es noch am Abend, vielleicht sechs oder sieben Uhr, und einige Stunden traulichen Rastens, tiefen Behagens haben die Leute vor sich, ein Behagen, das noch gehoben wird, wenn vielleicht der „Stör-Schuster" im Hause ist und längs der Wandbänke oder vor einem niederen Tischlein sich eine Werkstatt errichtet hat.

Da ist es dann so gut sein. Bei den Nägeln und Stiften, Hammer und Zangen, Schuh-Örtl und Ahlen, bei Kneip und Schusterpech und noch verschiedenen interessanten Kleinigkeiten gucken die Kinder herum, und Klein und Groß verfolgt mit Anteilnahme die Leistungen der Schuhmacher. Hat ja doch jedes sein Interesse daran — muß ja doch der „Schuaster" jedem etwas liefern — sei es ein Paar neue Schuhe, ein Paar hochröhrige Stiefel oder ein „Doppler", ein Vorschuh, Holzschuhe annageln oder Patsch'n b'setz'n, wie es eben den Dienstleuten als „Besserung" versprochen ist und wie die Kinderfüße samt Vater und Mutter es bedürfen.

Nacheinander stellt im Laufe der Woche der Schuster die fertige Ware der „Zeil" nach auf, klein und groß und blank gewichst, und mit prüfendem Blicke, freudig oder leise schmollend, betrachten die nunmehrigen Besitzer ihr Eigentum. Es ist ja nicht jeder Mensch gleich zufrieden geartet, und ein sauberes Schuhwerk, kommod und stark, will doch jedes haben.

Nach der neuen Arbeit kommt dann die alte. Und Himmel, was bringen da die Leute alles daher! Die zertretensten und zerrissensten Schuhe suchen sie zusammen und fragen dann keck oder schüchtern den Schuster, ob und was da zu machen sei. Er prüft, urteilt, sagt, er werde sie schon machen und stellt nacheinander die Schuhe unter die Bank.

Diese alte Arbeit gibt aus „wie a Bettlersterz"*) und könnte eines wohl den Appetit verlieren dabei, aber der Störschuster ist so etwas gewohnt von Haus zu Haus, und wohlgemut hammerlt und klopft, näht und pappt er darauf los und abends, wenn so die Hausleute beisammen sind und der Schuster oder der Geselle oder sonst jemand allerlei kurzweilige Geschichten erzählt, da mögen sie sich wohl nicht trennen und ihr Bett aufsuchen bis in später Stunde.

Es ist gar so wohlig in dem eigentümlichen Duft von Papp und Pech und Tabakrauch, und wenn die wassergefüllten Glaskugeln am Lampengestell einen schimmernden Lichtschein werfen auf die Arbeit von Meister und Gesell. Und so schnurren die Spinnräder und plaudern die Menschen und draußen liegt die Winternacht, kalt und still.

*) Ein nicht gutes Essen.

In diese Stille klingt einmal ein Ton — Kettengerassel. Es ist der Abend vom fünften auf den sechsten Dezember und — der „Niklo“ *) kommt. Das ist wohl ein Schreck.

Die ganze Woche über sind die Buben schon „duckmausig“ **) gewesen, wenn die Nacht kam, und angelegentlicher als sonst haben sich die Mädeln an die Mutter gehalten, sobald es dunkel wurde. Und heut' schon gar! Eine brennende Angst malt sich auf den kindlichen Gesichtern und das Verlangen nach der Bescherung des Nikolos wird übertäubt von der Furcht vor der schrecklichen Erscheinung.

Wie oft im Jahre, wenn die Kinder schlimm und ungehorsam waren, ist ihnen gesagt worden: „Wart's nur, wenn der Niklo kommt, er packt Euch mit!“

Wie oft ist ihnen erzählt worden, daß er droben wohnt auf der Alm, auf der „rot' Sohl'n“ ***) und daß er die schlimmen Kinder mitnimmt, hinauf in den tiefen, tiefen Schnee. Und Zell-Wallfahrer haben erzählt, daß sie den Niklo sitzen haben gesehen in seinem hölzernen Häuserl auf der „rot' Sohl'n“, mit seinem langen, weißen Bart und dem Bischof-Stab und mit den zwei „Barteln“ an seiner Seite. Und wie er versprochen hat, daß er kommen wird und fragen, ob die Kinder recht brav sind und fleißig beten.

Und jetzt ist er da. Oftmals haben die schlimmen Buben gesagt, es gibt keinen wirklichen Niklo, es tue sich nur jemand so herrichten, und sie würden nicht beten.

Und die Starken behaupteten, sie würden dem Niklo die Larve herunterreißen.

Dann aber, als der Abend kam, sind sie dasig geworden und furchtsam, und jetzt auf einmal dieser Ton. Die Größeren flüchten — wo denn hin? Unters Bett, auf den Ofen — sie kommen zu keinem Ziel. Die Kleineren klammern sich an die Mutter, bitten um Verzeihung, bitten, daß sie ihn nicht hereinlassen soll und versprechen alles Gute in fliegender Angst.

Aber schon geht die Türe auf und brummend und kettenrasselnd kommt eine furchtbare Erscheinung herein — meist weiß gekleidet, mit hoher Bischofs-Kappe und wallendem Barte, der Niklo, und hinterdrein der „Bartl“ im rauhen, schwarzen Pelz mit glutroter, heraushängender langer Zunge, mit schwarzer Larve und einem Buckelkorb auf dem Rücken, aus dem schon ein Paar Schuhe herausschauen, wie von einem kopfüber hineingesteckten Buben.

Und wie der Bartl jetzt mit der Kette rasselt und der Niklo so furchtbar gröhlend sagt: „Habts keine schlimmen Kinder? — Werds

*) Der Nikolaus. **) Demütig. ***) Ein Alpenpaß über die Hohe Veitsch.

bet'n?" — Wie sollten sie da nicht niederknien und hastig und stockend, weinend und angstvoll zu beten anheben: „Vaterunser, der du bist in dem Himmel" bis zum „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder" — und noch mehr — den „Glauben" und die zehn Gebote Gottes, bis der Niklo abwinkt und sagt, es sei schon gut.

Dann kommen erst die Lehren und die guten Versprechungen — es kommt eine mächtige Rute, und schließlich sagt der Niklo milde, weil die Kinder so brav seien und schön beten könnten, kriegen sie jetzt was. Und aus einem mitgebrachten Säcklein nimmt er Äpfel und gedörrte Zwetschken, Nüsse und Zuckerwerk und legt es in die zitternd hingehaltenen Hände.

Damit nimmt er Abschied, sagt noch: „Schön brav sein und schön folgen und fleißig beten," und schreitet zur Türe hinaus, der furchtbare Bartl vor ihm. Die Kinder aber atmen auf, lächeln und kosten ihr Naschwerk. Schließlich werden sie gut aufgelegt und sprechen dann halblaut so manche Beobachtung aus. Der Niklo habe so rar ausgeschaut bei den Augen und ein Banderl hätte er angemacht gehabt, als ob er eine Larve anhabe, und der Bartl habe so eine Stimme gehabt wie ein bekannter Bursche aus der Nachbarschaft.

Gleichwohl geben sie sich zufrieden und die Kleineren schon gar, denen kommt kein verwegener Gedanke. Vielmehr stellen sie allesamt ihre sauber geputzten Schuhe vors Fenster, auf daß der Niklo „einlegen" soll über Nacht und im Frieden schlüpfen sie ins Bett.

Schlimmer aber schaut es dort aus, wo die Kinder schon so groß und gescheit sind, daß sie „nichts mehr glauben". Da kommt es dann wohl zum Widerstand und Kampf gegen den Niklo, bis er eines oder das andere anhängt mit der Kette und mit hinauszerrt in die Nacht. Insbesondere auch jungen Dirnen kann dies passieren, wenn sie nicht rechtzeitig flüchten, und der Halterbua, der seine Stalltüre zuspreizt mit Mistgabel und Besen — er ist auch nicht sicher, daß sie ihn hinauszerren in den Schnee, wenngleich er in den Futterbarren schlüpft und warnend sagt: „Zu meiner blaselt'n Kuh darf niemand füra, sie stößt."

So gibt es wohl manche laute Hetze in dieser Nacht und manches helle Lachen. Allmählich aber wird es still und um die Fenster webt ein trübes Zwielicht. Zwischen den Fenstern aber stehen die Kinderschuhe der Reihe nach und behutsam legt eine sachte, gute Mutterhand Backwerk und Obst in die Schuhe ein, vor allem aber auch in jedes Paar einen schönen, lebzeltenen Niklo und einen recht „schiach'n"*) Bartl.

Und wenn dann in der Frühe die Kleinen erwachen aus süßem, sanftem Kinderschlaf, da kommt ihnen die Erinnerung an das, was

*) Häßlich, schrecklichen.

gestern war und ein Blick, jäh und schüchtern, trifft das Fenster. Dann ein Jubelruf und wieder ein schreckhaftes Bangen, bis sie allmählich in brennender Neugierde die Scheu überwinden und das Fenster öffnen, um zu schauen, was der Niklo eingelegt hat.

Und wie sie sich dann freuen und einander die Gaben zeigen, den schönen Niklo und den schreckhaften Bartl, wie sollte nicht bei so viel Süßigkeit alle ausgestandene Angst überwunden sein, trotz der zwischen den Schuhen lehnenden Rute?

Solch ein Nikolausabend mit seinem Schauder und solch eine Bescherung in graudämmernder Morgenfrühe haben etwas unendlich Reizvolles und Trauliches an sich. — —

Von dieser weltlichen und kindlichen Freude hinweg führt der Advent dann zu einem anderen Glücke, das auch in überaus reichlichem Maße die Menschenherzen erfüllen kann — zu dem in dieser Zeit so besonders schönen und beseligenden Gottesdienst.

Das Bild Marias als unbefleckte Jungfrau steht blumengeschmückt auf dem Altare, von Schleiern umhüllt, von Lichtern umschimmert. Und zu diesem Bilde heben sich die gläubigen Blicke und klingen die herzinnigen Lieder empor, sei es bei der „Andacht" im Abenddämmern oder bei der „Rorate" im frühen Morgengrauen.

Das sind selige Stunden für das Volk — abends meist für die Kinderwelt und für jene Erwachsenen, denen es ihre freie Zeit gestattet und ihr schönheitssehnsüchtiges Gemüt verlangt, einer herzinnigen, süßen, schimmernden Feierlichkeit beizuwohnen — morgens aber für jene ernster veranlagten Menschenkinder, denen eine heilige Messe über allen anderen Gottesdienst geht.

Wie eilen da zur Andacht im Dämmersinken die Leute der Kirche zu, indes am Himmelssaum das Abendrot verglüht; wie lehrt man die Kleinen auf dem Arme und an der Seite, aufschauen zur „Himmelmutter", bei der die vielen Lichtlein brennen und wie freut man sich auf den Gesang, der nach der Litanei die „Andacht" beschließt.

Freilich, oftmals ist ein Stück weltliche Schönheitsfreude und Kunstgenuß sehr nahe und auch der abendliche Spaziergang nicht ohne Reiz, und insbesondere die Schulbuben erlauben sich auf dem Heimwege viele Torheiten und Tändeleien. Da kommt es dann zuweilen unter den Angehörigen der verschiedenen Gemeinden wohl zu Streit und Raufereien, und die Kleineren und Schwachen, insbesondere die Mädeln, trachten wohl zeitlich heimzu oder schauen, daß sie jemand bekannten Großen treffen.

Und dann ist's wohl lustig, wenn sie auf mondhellen Straßen unterm Sternenhimmel heimzu wandern, oder wenn ihnen in dunkler

Nacht durch die grauwogende Nebelmasse eine schimmernde Lichtsäule entgegenströmt, das Licht am Heimatherde.

Und in der Früh, wenn die Leute zur Rorate gehen, was liegt erst auf diesem Weg und über diesem Gottesdienste für eine heilige Weihe. Schon das Hinwandern zur Kirche, wie ist es schön, wenn der Mond am Himmel steht, hell und voll oder als schmale Sichel, die gegen Westen sinkt, und wenn die Sterne funkeln und blitzen, der glänzende Abendstern, der kleine und große Wagen oder die „Henndelhenn", wie man das kleine Siebengestirn nennt. Dann die Milch- oder Romstraße und die Zeilsterne.

Die Leute beurteilen nach dem Stande der Sterne die Zeit und haben ihre Freude an dem schimmernden Bilde. Und ringsum an Weg und Pfad und übers einsame Land schimmert und blitzt es auch — es ist der Reif, der Schnee, der im Mondenscheine glitzert. Übers Hügelland hinauf aber schimmert wieder ein Sternlein ums andere auf, Lichtlein im Menschenheime. Manche brennen so hoch oben am Bergkamme, wo Himmel und Erde sich einen, so daß man nimmer mehr weiß, ist's Lichtlein oder Stern, was droben scheinet.

Wenn aber die Nächte dunkel sind und dunkel der Advent-Morgen, da ist es wieder schön — schön, wenn die Leute mit Kienfackeln oder Spanleuchten von den Bergen nieder, aus den Taldörfern und von den einsamen Höfen der Kirche zugehen. Wie leuchten da weither schon die Lichter und wie schlägt der Fackelschein an die Fenster der Häuser, die nahe oder ferner am Wege stehen. Leise plaudernd und munter fürbaß gehend folgt manchmal eine kleine Schar dem Lichte und der Träger desselben räuspet zeitweise seine Leuchte auf dem Erdboden oder an einem Stamm am Wege ab.

Knisternd sprüht es wieder auf und die Funken fliegen verglühend in den Lüften. Breithin fällt der Flammenschein, ein Schein, der wiegend hinziehet. Der heimatliche Duft des Spanlichtes liegt in der Luft und hie und da auf dem Wege knistern verglühende Reste, ein Bündel niedergebrannte Späne, die die Menschenhand nimmer halten konnte. Auf dem Boden glimmen und brennen sie noch und leuchten manchem Menschenkind, das mit dürftigem Laternenlicht oder still und lichtlos seines Weges zieht.

Und dann, dann kommt das Gotteshaus und alle Lichter draußen löschen aus. Denn drinnen ist es hell, so licht und so schön, daß es den Naturkindern, den arbeitsharten Menschen wohl zuweilen ist, als gäbe es nichts Schöneres, als sei es ein unendliches Glück, mitten unter den Gläubigen knien und weilen zu dürfen, wenn die Weihrauchwolken hinziehen zum Altar und hin über die ganze Gemeinde, und wenn die Orgel tönt und die weichen Lieder klingen.

„Maria, sei gegrüßet,
Du lichter Morgenstern —
Der Glanz, der dich umfließet,
Verkündet uns den Herrn.“

Oder das alte Adventlied:

„Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab.“

Dann wieder die so süßen Marienlieder:

„Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild“

und:

„Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grüner Au“

sowie das wunderbar schöne:

„Wir schmücken dir
Dein goldenes Haar
Mit Rosenzier
Und Lilien klar“

und jenes mit dem stets wiederholten Schlußsatz:

„Süße Mutter, süße Mutter,
Süße Mutter, segne uns!“

Wie sollte es da den Menschenkindern bei so viel Licht und Duft und süßem Sang und Klang nicht sein, als täte sich der Himmel vor ihnen auf?! Und mit diesem Himmelsahnen im Herzen treten sie hinaus ins graue Dämmerlicht des trüben Adventtages oder in das Morgengold, das sich von Osten her ergißt über die reifstarrende Welt. Und die Sonne kommt lieb und warm und daheim im Bauernhaus wartet ein freundlich Gesicht auf die Kirchgänger und ein gutes Frühstück.

Weihnachtslieder in den deutschen Alpen.

Von **Karl Kronfuß.** *)

Kaum irgend ein Gegenstand hat auf die Phantasie des Volkes so befruchtend gewirkt wie die Ereignisse um die Geburt des Heilands. Selbst die allbezwingende Liebe hat nicht so viele Lieder zu schaffen vermocht.

*) Aus der volkstümlich sehr wichtigen Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“. Herausgegeben von J. Pommer, Wien.

Lange vor Weihnachten schon wehte in den deutschen Alpenländern und in den angrenzenden Gebieten Festesluft; jedes kleine Dorf hatte in irgend einem Bauernhause sein „Krippel“, das zu besuchen und an den dabei vielleicht aufgeführten Spielen sich zu ergötzen die Freude der Kinder und der Großen ausmachte. In dieser frommen, ehrfürchtigen Stimmung entstanden in dem kindlichen und naiven Volke die Weihnachtslieder, insbesondere aber die für die Alpenländer charakteristischen dialektischen Hirtenlieder. Sie wurden entweder bei den Hirtenspielen vor dem Krippel gesungen oder an dem heiligen Abende in der Familie und an den Festtagen in der Kirche selbst.

Den kleinen, armen Gotteshäusern in den Gebirgsdörfern fehlte häufig die Orgel. An deren Stelle traten bis gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts die „Kirchensinger“, ernste, oft angesehene Männer der Gemeinde, welche den Gottesdienst durch ihren Gesang verherrlichten. Besonders für die Festzeit und da wieder ganz besonders für das Christfest, wurden zu den alten Liedern neue gemacht.

Dr. Hartmann sagt darüber: „Ein Kunstdichter dürfte wohl seinen ländlichen Kollegen beneiden, dessen schlichtes Werk unter so hochpoetischen Umständen in die Öffentlichkeit trat: in der heiligen Nacht, angesichts eines der höchsten religiösen Akte und selbst mit einer welterlösenden Botschaft als Inhalt, vor der aus Tal und Höhen zusammengeströmten, atemlos lauschenden Gemeinde!“

Nicht alles, was da entstand, war gut, aber nur das Gute wurde vom Volke aufgenommen, weitergesungen, abgeändert und zersungen und so zum Volksgute gemacht, während das Mittelmäßige und Schlechte rasch wieder in die Vergessenheit zurücksank.

Ein großer Teil dieser Gesänge lebt zwar heute nicht mehr im Volke — die „Kultur“ hat sie zugleich mit der treuherzigen Kindlichkeit verdrängt — aber deutscher Sammeleifer hat hier besonders fleißig und erfolgreich gearbeitet und zahlreiche herrliche Blüten der Volksdichtung der Vergessenheit entrissen.

Der Gegenstand, die Geburt Christi, wurde in den verschiedensten Arten vorgetragen: Einfache, betrachtende Lieder und Lobgesänge, erzählende Lieder, Hirtenlieder, Hirtenspiele und endlich die großen Weihnachtsspiele, welche alle Ereignisse von der Erscheinung des Engels bei Maria bis zu dem Kindesmorde durch Herodes behandeln.

Wir finden in Dr. Karl Weinholds Sammlung über 40 Weihnachtslieder und -Spiele, in Dr. Matthias Lexers „Kärntnerisches Wörterbuch“ 37, in der Sammlung steirischer Volkslieder von Dr. Anton Schlossar 85 Lieder, in Dr August Hartmanns „Volkstümliche Weihnachtslieder aus Bayern, Tirol und Salzburg“ 152 mit Melodien und in der großen, beinahe erschöpfenden Sammlung: „Weihnachtslieder

und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol" von Wilhelm Pailler gar an 340 solcher Spiele und Lieder. Außerdem kommen noch Weihnachtslieder vor in den Sammlungen von Süß (Salzburg), Tschischka und Schottky (Niederösterreich), Dr. Anton Werle, Rosegger und Heuberger (Steiermark) und anderen mehr. Die Anzahl der diesen Sammlungen gemeinschaftlichen Lieder ist nicht sehr groß, auch ist, trotz der größten Gründlichkeit und Ausdauer, sicher nicht alles erhalten, was gefunden wurde.

Es tritt uns hier also eine ungeheuere Reichhaltigkeit der poetischen Arbeit des Volkes entgegen und Wilhelm Pailler hat gewiß recht, wenn er sagt: „Woran die größte Dichterkraft scheitern müßte, einen und denselben mageren Stoff beinahe fünfhundertmal und stets mit eigentümlichem Zuge zu bearbeiten, das hat hier die frischquellende poetische Ader unseres Volkes geleistet."

Der Ursprung dieser herrlichen Volkspoesien reicht bis auf die lateinischen Weihnachtshymnen der ersten Zeit der christlichen Kirche zurück, die man ins Althochdeutsche übersetzte. Im XI. Jahrhundert schließt sich das gemischt lateinische deutsche Lied an (In dulci jubilo, nu singet und seit fro) und in das XII. Jahrhundert setzt Weinhold das erste auf Weihnachten bezügliche Lied in deutscher Sprache. Von da an fließt der Born reichlicher; viele der heute noch bekannten oder in Handschriften vorkommenden Hirten- und Weihnachtslieder weisen auf das XV. und XVI. Jahrhundert zurück.

Die Weihnachtslieder sind zumeist sehr lang, es kommen Lieder mit über 30 Strophen vor; der Strophenbau ist ausgebildet, längere Strophen von sieben bis zehn Zeilen sind bevorzugt.

Die Ereignisse um die Geburt des Erlösers werden breit und ausführlich nach der Anschauungsweise des Gebirgsbewohners schlicht erzählt, aber auch schwungvolle, herrliche Bilder sind nicht selten. So heißt es einmal zur Erklärung der Jungfräulichkeit der Gottesmutter:

„Die göttliche Sonne durchscheint den Kristall,
Tritt hinein, tritt heraus und macht doch kein Mal."

Die ferne Vergangenheit wird zur Gegenwart, der Ort der Handlung wird nach den gewohnten Örtlichkeiten der Heimat beschrieben. Jahreszeit, dann auch Sitte und Tracht wird wie in den Alpenländern aufgefaßt und dargestellt. Die mithandelnden Hirten haben durchwegs die ortsüblichen Taufnamen:

„Miedl, Jagl, Hansl, Stöfl,
Wastl, Bartl und sein Bua."

Auch ein derber Scherz wird oft eingeflochten:

„Han ja no nie Tag hör'n leuten,
und jetz is schon so schen liecht,
daß ma jeden Floh schon siecht."

Oder als Antwort des Hirten auf die Auskunft des Engels über die Geburt Christi:

„Ei so loig, was falld dir ein,
wird g'wiß Gott so narrisch sein,
und wird g'wiß zu uns aba kema,
mecht uns ja wohl aufi nehma,
ich gieng ja mit größter Freud,
wa ma wohl der Weg nicht z'weit."

Nie wird aber das Gefühl verletzt, immer atmet trotz der Derbheit das ganze Gedicht naive, treuherzige Andacht und Frömmigkeit.

Die meisten Lieder beginnen mit dem Erwachen eines oder mehrerer Hirten und mit dem Erstaunen über die durch den Stern hervorgerufene ungewöhnliche Helligkeit:

„Was wunder hitzunder, was han i dablickt,
Stehts auf, meine Buama, und schauts, was Gott schickt,
Habs nie a so g'seha, was leicht denn so schen,
Es muß sein was g'schäha, wir müessen hingeh'n,
Dort in da Stadt Betlaham, moani daß brinnt,
Seynt fremde Leut kema, die Stadt hamt anzint."

Manchmal bewirkt der Gesang der Engel das Erwachen:

„Potztausend was hör ich für a Stimm,
Was hör ich für a Gsang,
Der Himmel, der ist ja Geigen so voll,
Es ist ein englischer Klang,
Es singen und springen und pfeifen so schön,
Trompeten und Pfeifen, die lassen 's aufgehn,
Daß ich, mein Oad, auf dieser Erd,
Kein schönere Musik hab g'hert."

Sehr drastisch wird der Unwille über die Störung der Ruhe nach der harten Arbeit ausgedrückt. Häufig erscheint der Engel, oder es wird von dessen Erscheinen erzählt.

Nun machen sich die Hirten auf, um auf Grund der Fingerzeige des Engels den Weltheiland zu suchen und ihm zu huldigen. Der Führer der Hirten ist seiner Leute nicht ganz sicher, ob sie sich angemessen benehmen werden, er gibt häufig gute Lehren:

„Pst, Pst! liebe Buama,
Blatzt nit so grob drein,
Wer 's Kindl will seha,
Muß höfla sein."

Rührend ist das Mitleid mit dem kleinen Kinde, das im rauhen, kalten Stall in hilfloser Armut gefunden wird:

„A Stall is sein' Hörberg,
Der is voller Klüft,
Es mag der Wind einiwah'n,
Wo er zutrifft;
Der Esel und Rind,
Bedienen das Kind,
A Sach', die ma nicht gleich
Wird antröff'n g'schwind."

Tief empfunden wird hiebei die Liebe Gottes zu den Menschen, für die er dieses schwere Opfer gebracht hat.

„O Lieb', wie mächtig war dein' Gewalt,
Daß du Gott in des Menschen Gestalt
Vom Himmel hast gezogen.
Das ewige Gut,
Ist Fleisch und Blut,
Hat menschlich' Brüst gesogen."

Der packende Gegensatz zwischen dem kleinen Kindlein und dem allmächtigen Gott wird häufig behandelt:

„Dies Kindlein war der gewaltige Gott,
Der Himmel und Erden erschaffen hat,
der alle thier bekleidet,
der alles erhält,
was in der Welt,
Kein Hilf wurd ihm erzeiget."

Und später im selben Liede:

„Der sonst mit Blitz und Donner schlagt,
mit schwefel, Pech und große plag,
die Sünder pflegt zu Straffen,
der ist gar klein,
und leidet Pein,
hat jetzt kein gwer noch waffen."

Aber der praktische Sinn des Bauers beschränkt sich nicht auf das unfruchtbare Mitleid; trotz der eigenen Armut kann er ja hier immer noch helfen und Gaben für die Nahrung, Kleidung, Unterkunft, ja sogar für die Erheiterung beisteuern. Höchst mannigfaltig sind diese Geschenke und gar nicht erschöpfend anzuführen:

„Schau Schatz, da han i dir a Lagal voll Milch,
a etliche Ayrln, es sand halt nit vill,
a sechs barl Semmel,
a junges barl Henal,
und in an klain Sakel an Grieß und a Mehl,
in an Schachterl a Butta, in an gspaterl*) an Zuga,
in an Testel a Salz, in an Haferl a Schmalz."

In einer anderen Strophe:

„O mein Kind, i han dir a Lamperl zeckfoast**),
wohl von a klaren Leinwath ha i da a Pfoad."

Ein anderes Lied sagt:

„Geh Hansel, köpf gschwind a zwo Anten und Gäns,
brats, schau aban, dastas nit öppa vobrenst,
nim d' Födern und d' Pflau,
wir wölln geh g'schwind schaun,
daß ma für's kloan Buewall,
a kloans Betterl zam baun."

*) gspaterl = kleine Schachtel.
**) zeckfoast = dick wie ein vollgesogener Zeck.

Anderswo heißt es:

„I bring ihm a schnölla *) und a Kohlmoasen drein,
wanns anfangt zum locka, wie wird 's Kindl s' g'freun."

Die Zärtlichkeit für das geliebte Kind tritt hier bei der Geschenkwahl am meisten hervor und läßt den armen Hirten in ihrer überströmenden Zuneigung die größten Opfer bringen. Auch Josef geht nicht leer aus; er erhält einmal ein Paar „Beistling":

„Damit er ihm kan
die Händ warma dran,
wie bald wär's geschehn,
dast er dafruh der alt Man."

Häufig wird das heilige Elternpaar gescholten, daß es mit dem zarten Kinde keine bessere Herberge genommen habe:

„Was falt enk den ein,
daß mit den kloan Kind
in der Kältn da mögts sein
gehts trachts a wenigs fort,
i hab a kloans Häusl
auf an Bergl stehts dort.

A Stuberl schen warm,
geh Vata nimms Kindl,
nimms auf deine Arm,
du Mutter gehst mit,
du siehst, daß für enk da
koan Herberg net ist."

Nun wird Abschied genommen und den Eltern Sorgfalt für das Kind ans Herz gelegt. Gewöhnlich schließt ein Gebet an das Jesukind um Fürbitte für eine selige Sterbestunde oder Verzeihung der Sünden mit treuherziger Vertraulichkeit das Lied:

„So pfüti dich liebs Schatzerl, mein Herr und mein Gott,
ich bitt sey uns gnädig in Leben und Tod,
o mein Gott wie kränkent mich Sünden so sehr,
die ich hab begangen, o liebreicher Herr,
jetz wirds nimma g'schehn, ich sags mit Herz und Mund,
so du derfst dich verlassen, liebs Schatzerl, löb gsund."

Sämtliche hier angeführten Beispiele sind einer Handschrift aus dem Salzkammergute, mit der darin angewendeten charakteristischen Rechtschreibung wörtlich genau entnommen. Die Handschrift, wahrscheinlich von einem der alten, jetzt ausgestorbenen Kirchensänger herrührend, enthält über fünfzig geistliche Lieder, darunter gegen dreißig Weihnachts- und Hirtenlieder.

In einigen Orten des Salzkammergutes, auch in Schladming, werden am Christtage heute noch Hirtenlieder in der Kirche gesungen. Die Melodien der Lieder sind der passende Ausdruck der Weihnachtsstimmung und der Freude des Volkes, sie sind unlösbar mit den Worten verbunden. Gewöhnlich wird mehrstimmig nach dem Gehör gesungen, etwa: Die Führungsstimme mit der eigentlichen Weise, die Fistel- oder Frauenstimme als Überschlag und ein einfacher Baß.

---

*) schnöllö = ein Vogelhaus, worin mittels eines aufschnellenden Gitterchens der Vogel gefangen wird. Niederösterreichisch: Moas'ntrucha.

Diese Art geistlicher Lieder soll uns nicht nur wegen der darinnen waltenden herzerhebenden, innigen und treuherzigen Andacht wert sein, sie lassen uns unserem Volke auch ins Herz schauen. Sie sind ein Denkmal der Kultur desselben, seines Webens und Schaffens, seiner Sitten und Anschauungen und seines gesunden Humors. Sie stellen ein wertvolles Denkmal des Volksgemütes dar und in keinem deutschen Hause sollen Sammlungen derselben, wie die von Dr. August Hartmann oder von Wilhelm Pailler, fehlen. Bei der Weihnachtstanne und öfter in der Familie sollten sie wieder erklingen diese kindlichen Lieder unseres Volkes.

Bauerngspoaß.

Mundartgedichte von Ferdinand Stechauer.*)

Motto: Ma tuat halt, so is s Brauch am Land,
Statt woana — liaba' lachen.

Was da Teufel is.

Da Seppel und da Lenzel,
Dö stehngan beianand
Und reden mitanander
No — so von allerhand.

Von Dokta Faust aa redens
Und von sein Höllenzwang,
Aa von dö schwarzen Teufeln,
Dem Lenzel wird fast bang.

Da fragt er dann den Seppel,
Ob wohl die Sach aa gwiß?
Aa möcht er gern es wissen,
Was wohl da Teufel is?

„I hab mit eam Bekanntschaft,"
Mant drauf der schlaue Sepp,
„Wannst d zahlst an halben Liter,
So sag i dirs, du Depp!"

„Meinswegen," sagt da Lenzel,
„Das zahl i schon dafür!" —
„No nacha greif halt eini
Da, in den Sack bei mir!"

Da Lenz, der tuats — der Seppel
Fragt: „No, was is da drin?"
„Gar nix! das is so sicher,
Als i da Lenzel bin!"

„No siehgst," sagt drauf da Seppel,
„Daß da nix drinnat is,
Das is ja ebn da Teufel —
Jatzt man i, waßt es gwiß!"

's Farbengspiel.

Ganz nah bei Wean, da hat a Bäurin
An Garten ghabt, an großen,
Was ihr da wachst, das tragts in d Stadt nei,
Drum hats alls fleißi gossen. —

Da nimmts amal ihrn Buam mit außi,
Der soll ihr s Wasser tragen,
Da siecht er s erstemal an Wirsing —
Glei tuat er d Muatter fragen:

„Was is denn das?" ‚No,' sagts, ‚a Blaukohl,
Der gar beliabt in Wean is!'
„Was schaut er denn so rot aus nacha?"
‚No weil er halt no grean is!' —

*) Aus dem Büchlein: „Was da Hias und da Hans beim Keanliacht dazählt." Heitere Dialektdichtungen zum Vortrag in geselligen Kreisen von Ferdinand Stechauer. Selbstverlag des Verfassers. Rottendorf-Landegg.

Da hast es!

Da Lipp, der sagt zum Hiasel:
„Pfui Teufel, dummer Tapps!
Sag, schamst di du denn gar net —
Saufst alleweil nur Schnaps!“

Da schaut n an da Hiasel
So schlau und do so blöd
Und sagt zu eam ganz zurni:
„Gel, das verstehst halt net:

Wann i an Schnaps tua trinken,
Werd i a andrer Mann —
Und wann a andrer Schnaps trinkt,
Was geht denn mi das an!“

Heimgärtners Tagebuch.

Vom Wetter des Jahres.

Jetzt will ich wissen, wie in diesem vergangenen Jahre die Witterung war — aber vor Schauen habe ich vergessen zu schreiben. Und nichts vergißt man so schnell, als Sturm, Regen und Sonnenschein, wenns vorüber ist. Außer man ist jemand, dem der Sturm das Haus zerrissen, der Regen die Wiesen verschwemmt, der Sonnenschein die Ernte verbrannt hat.

Will aber doch nachsehen, was in meinem Gehirn hängen geblieben. Mir ist, als wäre das Wetter eine Freude gewesen das ganze Jahr. Es war so lebhaft, so energisch und doch so gutmütig dabei, wenigstens bei mir daheim. Im Winter hatte das Gebirgsland Schnee wie seit vielen Jahren nicht. Dachfensterchen, um die sich seit Menschengedenken niemand gekümmert hatte, als die Schwalben und die Katzen, genossen auf einmal die Ehre, als Haustür zu dienen, durch die allein man ins Freie gelangen konnte. Dann im Frühjahre kamen aus den Hochtälern die braunen, wallenden Wässer, aber selten eins sich grob am Eigentum der Menschen vergreifend. Und hernach der warme, sonnenreiche Sommer. Bis in den Juli hinein hatte er gleichwohl zu tun, um vom Hochgebirge die weiße Kruste loszulecken, aber dann kam keine Schneeflocke mehr den Sommer über. Es kamen glühend heiße Tage, am Himmel erschienen die ungeheuerlichsten Wolkenungetüme und fast jede Wolke donnerte. Aber die Wetteregen waren, mit Ausnahme einiger flüchtiger Hagelstriche, nicht schwer und zogen rasch vorüber. Trotzdem weiß ich mein Lebtag nicht so viele Elektrizitätsentladungen als in diesem Sommer. Die Zeitungen brachten Tag für Tag Nachrichten von verheerenden Blitzschlägen und ich behaupte, daß wir in unserer Gegend mindestens ein halbes Hundert Gewitter gehabt haben; aber nicht ein einziges zur Nachtzeit. Mancher Tag brachte zwei schmetternde Donnerwetter oder drei oder noch mehr. Oft eines

rollte stark, aber man kehrte sich nicht drum und im ganzen langen, reichbevölkerten Tale weiß ich einen einzigen Bauernhof, den der Blitz niedergebrannt hat. Er steht schon wieder, denn die Bauernschaft hält zusammen und läßt keinen ausgetilgt sein, der sich nicht freiwillig austilgt. Wenn aber einer seinen Hof an einen Jagdliebhaber verkauft und dann davonläuft, so blickt ihm die Nachbarschaft gleichgültig nach; die Klügeren mit stiller Verachtung, die Törichten mit Neid, daß er für seine Sorgenhütte Geld bekommen. — Oft purzelte der Barometer zum Erschrecken herab, am Himmel flogen die Winde und mauerten ihn mit grauen, schweren Wolken ein. Aber der tagelange feuchte West war nicht gewesen und am nächsten Morgen lagen hoch an der Schlafzimmerwand wieder die flammenden Sonnentafeln, in denen die scharfen Schatten der Birkenzweige standen, die draußen vor den Fenstern schwebten. Der Barometer war wieder hinaufgesprungen, es wurde wieder ein heißer Sommertag, gegen Abend donnerten die Wolken und die Wurfspieße der Blitze flogen quer durch die Himmel hin. In der Nacht alles ruhig und lieblich.

So viel man hörte von schwerem Gewitter und anhaltendem Regen auswärts, bei uns war es eher trocken und im August begann das Gras im Garten einmal gelb und spröde zu werden, bis der nächste warme Platzregen wieder alles auffrischte.

Im September las man in den Zeitungen Klagen über den frühen Blätterfall. In unserer Gegend entfärbte sich kein Baum und wo ein Blatt zu Boden fiel, da war's ein krankes. Sonst haben wir um diese Zeit ja auch schon die gelben Tinten in dem mit Buchen und Ahorn gemischten Lärchen- und Fichtenwald. Diesmal war noch im Oktober alles frisch und die Lärchen behielten bis nahe zu Allerheiligen ihr helles Grün. Es hatten mit Oktober rauhe Winde, heftige Stürme eingesetzt, auf den Bergen schneit es eine Woche lang wie mitten im Winter; war eine Nacht klar, so gab es Herbstreif, daß die Dächer weiß schimmerten; die Tümpel hatten Eiskrusten. Der Blätter aber fielen immer noch wenige, der Laubwald färbte sich allmählich ins Rostfarbige und Fahle, die Lärchen hielten stand, zeigten noch keine gelben Nadeln trotz Frost und Schnees.

Erst im November waren die Lärchen zu goldig leuchtenden Pyramiden geworden, deren in den Wildgärten und auf den Bergen so viele standen, daß sie im Vereine mit den roten Buchen der ganzen Gegend ein rosiges Licht verliehen. Und meine Stube, in der von den buschigen Bäumen des Gartens den ganzen Sommer über eine grünliche Dämmerung brütete, war jetzt auf einmal erfüllt von gelbem warmen Lichte, so daß an den Wänden die Goldrahmen wie in Sonnenlugt leuchteten. Es war nicht der Sonnenstrahl selbst, es war nur der

Widerschein der Birken und Lärchen, aber es war ein so warmer Ton, daß er mir nahezu das Ofenfeuer erspart hätte.

Kurze Zeit später war aus dem Gold Silber geworden. Die Stube hatte ein eisblasses Licht bis in alle Winkel hin — denn draußen wirbelte der Schnee nieder auf Baum und Strauch. Dann kam fauchender Föhn — tagelang — und brach die Bäume.

Geheime Neider.

„Das Angenehmste, was einem passieren kann, ist, beneidet zu werden,“ sagte mir Anzengruber einmal. „Nicht just, weil's einem dessentwegen gut gehen muß, vielmehr weil sich die falschen Freunde giften müssen. Und das ist doch auch was wert.“

Hamerling hingegen wollte nicht beneidet werden. Er, der keines Menschen Feind war, wollte auch keine Feinde haben. Insofern war ihm der Erfolg sogar unbequem. Der Erfolg erzeugt Neid und der Neid macht Feinde. Und das nicht einmal ehrliche, offene Feinde, sondern heimliche, tückische, heuchlerische, die noch weit schlimmer sind. Gerade aus dem Freundeskreise rekrutiert dieses Gezücht. „Wehe den Beneideten! Es gibt Leute, die lieber das Verbrechen verzeihen als den Erfolg.“ Einen ähnlichen Ausspruch hat der Dichter des „Homunkulus“ einmal getan.

Theoretisch halte ich's mit Anzengruber, der seinen Mißgünstigen mit Wonne den Ärger gönnt, tatsächlich aber mit Hamerling. Beneidet zu werden, das ist mir unheimlich. Nach jedem Erfolg, und selbst wenn ich daran völlig unschuldig bin, habe ich das Unbehagen: Gott weiß, wie viele dich jetzt wieder beneiden! Und gerade um das, woran mir stets am wenigsten lag, wurde ich beneidet. Denn weil es nichtige Menschen sind, so beneiden sie andere eben nur um Nichtigkeiten. An meinem inneren, moralischen Erfolg im Volke gehen sie vorüber, den verstehen sie nicht. Aber das Honorar denken sie sich so hoch, daß sie darüber nicht schlafen können. Und die Popularität, die öffentliche Anerkennung macht weniger glückliche Kollegen und Kolleginnen heimlich wütend. Nun sind aber Schlaflosigkeit und Tollwut große Übel, die ich selbst meinen besten Feinden nicht wünsche. Denen zu lieb wäre ich beinahe imstande, meine Reichtümer scheffelweise ins Meer zu werfen oder alle Kritiker und Zeitungsschreiber des deutschen Reiches, die österreichischen miteingeschlossen, persönlich zu beleidigen, damit sie jenen Armen die argen Wutanfälle ersparen. Solchen, die meine Bücher immer wieder nach der Schablone loben, habe ich tatsächlich schon verletzende Briefe geschrieben und in Lesestücken und Spottgedichten mich darüber lustig gemacht, weil sie vor lauter Anerkennung vergessen, meine Schriften

etwas eingehender zu charakterisieren, nicht daraufhin, ob sie „gut“ oder „schlecht“ sind, sondern was sie sonst sind.

Seit einiger Zeit fängt's auch an, besser zu werden. Statt zu loben tadeln sie, allerdings den Tadel so wenig begründend als früher das Lob, aber den armen Seelen im Fegefeuer des Neides ist damit doch etwas geholfen. Nun, mit der Zeit wird sich's schon machen.

Ob jene Sauerampferseelchen einen nicht auch beneiden um das wahre und reine Glück, Freunde zu haben, die einen nicht beneiden! Vielleicht können sie es nicht fassen, aber es gibt solche. So wie mir selbst der Neid eine unbegreifliche Sache ist, so habe ich Freunde gefunden, die bei allem manchmal auch kritischen Freimut ohne das leiseste Räuchlein von Mißgunst mich in Glück und Leid durchs Leben begleiten. Darunter gibt es Kollegen, die das äußere Geschick auch nicht immer gut bettet; sie lassen es nicht dem zeitweilig Glücklicheren entgelten. Sie sind und bleiben ein verläßlicher Halt. Von solchen wahren Freunden habe ich mein Lebtag keinen verloren, außer durch den Tod.

Am Ende geht's auch ohne Blutvergießen!

Am 1. November 1905.

Man könnte es fast glauben. Das heißt, wenn der rechte Wille da ist — beiderseits. Das heißt, wenn die Leute nicht toll sind. Anderswann und anderswo hätten gleich die Kanonen gekracht, die Leute wären mit Schußgewehren und Spießen aufeinander losgesprungen, wenn ein Königreich Norwegen zu einem Königreich Schweden gesagt hätte: Ich mag nicht mehr mit dir zusammengespannt sein, ich will los sein von dir und frei, und meinen eigenen König haben! — Na da möcht's ordentlich geknallt haben, da hätt's immer wieder geheißen: Was nicht so zusammenhält, das muß mit Blut zusammengekittet werden. Nun hat zwar die Geschichte tausendmal dargetan, daß Blut ein spottschlechter Kitt ist. Selbst wenn's Verwandtenblut wäre. Da gehört noch etwas anderes dazu. Hat nun das Königreich Schweden gedacht: Wenn das Andere nicht da ist, zur Liebe kann man niemanden zwingen. In Gottesnamen, Norwegen soll frei sein, soll nach Belieben seinen König haben. — Friedlich sind die beiden Völker auseinander gekommen, um friedlich und in Freundschaft nebeneinander zu leben. Es war eben eine protestantische Ehe und diese ist lösbar. Vereint hätten sie in beständigem Kriege gelebt, nun sind sie die besten Freunde und Nachbarn.

Das nennt man Gesittung. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist doch wohl das Wichtigste in der menschlichen Entwicklung. Eine Person, die völlige Freiheit hat, kann allerdings Unheil stiften, ein freies Volk aber reguliert sich immer selbst, da kommt im großen und

ganzen weder persönlicher Egoismus noch persönliche Willkür auf, da kommt vielmehr der praktische Durchschnittswille, das allgemein Erhaltende zur Geltung. Ob aus einem so sich selbst überlassenen Volke viel Großes, Heroisches hervorgehen kann, ist eine andere Frage, jedenfalls ist es sicherer vor gefährlicher Abenteuerlichkeit in der äußeren Politik und sicherer vor innerer Empörung.

Das russische Volk hat Revolution gemacht, und zwar eine ganz moderne. Einmal durchaus nichts zu arbeiten. Eine „trockene Revolution" hätte es sein sollen. Aber wenn man nicht arbeitet, hat man nichts zu essen, muß stehlen, rauben, da wird dreingeschossen und so ist aus der trockenen Revolution doch eine nasse geworden.

Die russischen Machthaber, die ihre Macht um keinen Preis aus der Hand geben wollen, haben die Ausrede, daß das russische Volk mit seinen zahllosen Analphabeten für die Konstitution nicht reif sei. Gesetzt nun, die große Bauernschaft ist es nicht, was wird geschehen? Sie wird den Agitationen nicht zugänglich sein und ihre Freiheiten einfach nicht ausnützen, was gibt's dabei für eine besondere Gefahr? Durch die geänderten Verhältnisse und ihre natürlichen Einflüsse wird sie schon allmählich reif werden für den freien Staat. Ist es bei uns anders gewesen? Noch in den sechziger Jahren haben unsere Bauern großenteils sich als Hörige gefühlt. Noch heute nennen sie die Behörden „Herrschaft" und manche ducken sich, als ob sie zu jeder Stunde in den Kotter abgeführt werden könnten, je nach Laune der „Herren". So müssen solche Volksschichten vom modernen Staate eben ins Schlepptau genommen werden, bis sie gelernt haben, nebenher zu rudern.

Im ganzen hat die Weltgeschichte von gestern und heute gezeigt, daß bei politischen Umwälzungen das Blutvergießen nicht immer notwendig ist. In Rußland war hauptsächlich der allgemeine Arbeiterausstand wirksam, aber die Greueltaten des Pöbels hätten bei einem Haar alles wieder verschüttet, denn sie zwingen eine Regierung, dreinschießen zu lassen. Die ungeheuerlichen Ereignisse in Odessa z. B. setzen den brutalsten Absolutismus, der schon abgetan schien, wieder ins Recht. Nachgerade glorreich aber hat menschliche Gesittung sich in unserem germanischen Norden erwiesen: Selbstbestimmung des Volkes ohne Blutvergießen!

Möge es auch unserem Vaterlande stets so beschieden sein!

Die Gewissenhaftigkeit als Kampfmittel.

Am 10. November.

Daß bei unserem Gewerbe und in dem öffentlichen Verkehrsleben die Gewissenhaftigkeit so arg schwinde, wie oft habe ich das beklagt! Mit Unrecht. Oder gibt es eine größere Genauigkeit, ist eine strengere

Erfüllung der Vorschriften denkbar, als sie jetzt von den Eisenbahnbediensteten geübt wird? So schwer nehmen die braven Leute ihren Beruf, daß die Züge vor lauter Schwere gar nicht weiterfahren können; so groß ist die Gewissenhaftigkeit, daß darin die Züge stecken bleiben wie bei einem Schneefall. Die Eisenbahndirektoren, Sektionschefs und Minister haben nahezu auf den Knien die Arbeiter bitten müssen, doch um Gotteswillen weniger gewissenhaft zu sein, und durch Geld und gute Worte haben sich die Leute endlich doch bewegen lassen, etwas ungesetzmäßiger zu handeln. Und so geht's wieder.

Die Revolutionen fangen an humoristisch zu werden. Aber die drolligste Parodie kann den ernstesten Gehalt haben. Wir konnten bei dieser „Resistenz" arg bedenklich werden. Wie krankhaft doch die modernen Verkehrsbedürfnisse sind! Der Verkehr darf sich nicht einmal mehr Zeit nehmen, gesetzmäßig zu sein. Sobald er gesetzmäßig wird — stockt's. Wenn ein Eisenbahnzug fahrplanmäßig eintrifft, so ist das immer ein Zeichen, daß die Verordnungen nicht erfüllt wurden. Und so weit hat unser politisches und soziales Leben schon sich verloren in Gewissenlosigkeit, so sehr ist die Schlamperei und Unverläßlichkeit Lebenselement geworden, daß, wenn man Obstruktion treiben will, man nur — gewissenhaft zu sein braucht.

Nun, das war ein Seitenhieb auf anderes. Bei den Eisenbahnbediensteten stimmt's nicht. Ihre plötzliche und besondere Gewissenhaftigkeit in Ausübung des Dienstes war nur ein Witz. Jedermann sah klar, daß es eine Dienstverweigerung sein sollte, für die sie aber noch ihren Lohn haben und gleichzeitig einen höheren erzwingen wollten. Er sei ihnen gegönnt, wenn sie die neuen Verordnungen ebenso strenge erfüllen werden, wie sie bei den alten sich jetzt den Anschein gaben.

Das allgemeine Wahlrecht.

Am 13. November.

An jenem Abend, um die Zeit des Schlafengehens, war noch der japanische Krieg da und die ungarische Arroganz und der nationale Hader und das parlamentarische Elend. Am nächsten Morgen, als man erwachte, war von dem allen fast nichts mehr da und noch andere Zeitgespenster waren verschwunden. Dafür aber war etwas anderes da und erfüllte alle Parteien, alle Zeitungen, alle Gemüter: das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht. Über Nacht war's gekommen.

Anfangs soll es von den Herrschenden gegen die ungarischen Revolutionäre ausgespielt worden sein und schon wurde es von den Revolutionären gegen die Herrschenden ausgespielt. Das allgemeine Wahlrecht! Träume ich denn noch? Und die Regierung? Sie selbst hatte das Wort ja zuerst ausgesprochen, ein leiser, kaum ernstgemeinter Hauch,

der das Sandkörnchen zur Lawine, die Lawine zum Bergsturz gemacht hat. Das ändert Zeiten!

Selbst die Parteien sind einig über das allgemeine Wahlrecht, ja noch mehr, sie streiten sich sogar um die Priorität — jede will es ausgeheckt und zuerst verlangt haben. Und dieses allgemeine Einsehen zeigt: die Sache ist reif. Allerdings ist es schwer zu glauben, daß bei manchem rückständigen Kopf über Nacht mit dem Wahlrecht auch die Denkkraft gekommen sein soll. Manchmal muß man mit den Wölfen nur heulen, um nicht aufgefressen zu werden. So manches Schrittchen nach vorwärts haben sie gestoßen und geschleift werden müssen und diesen Riesenschritt springen sie wohlgemut aus eigenem Anlaß mit?! Das sind Zeichen einer merkwürdigen Wandlung. Was soll denn aber geschehen? Seht doch, an unseren bisher abgesonderten Zimmern reißen wir die Wände ein, statt unserer persönlichen Bettstätten bereiten wir uns ein gemeinsames Riesenlager. Ja fürchtet ihr euch denn nicht?

Nein, sie fürchten sich nicht, sie hoffen. Was denn? Genau weiß es selber niemand.

In meiner Verschlafenheit weiß ich kaum noch, was das so recht bedeutet, das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht. Vielleicht nicht so viel, als mein Erstaunen denkt, vielleicht noch viel mehr. Wer darf nun wählen? Jeder Staatsbürger? Auch jeder bei uns lebende Ausländer? Auch die Soldaten und Mönche? Auch die Frauen und Säuglinge? Regieren wird die Mehrzahl. Die Klugen oder die Dummen, die Anständigen oder die Lumpen, wer wird die Mehrzahl sein? Hätte ich gesehen, daß bei der bisherigen Einrichtung die Braven, die Klugen, die Tüchtigen stets obenauf gewesen wären, ich würde vor dem allgemeinen Wahlrecht laufen, so weit mich die Füße tragen, wenn's ginge, bis zu den Chinesen. Aber ich bin ganz getrost. Es ist nichts mehr zu verderben. Grundsätzlich ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, daß jeder Mensch an der Bestimmung seines staatsbürgerlichen Geschickes mitstimmen kann. Wenn's dann noch nicht geht, dann sollen die Leute sich selber die Schuld geben.

Doch, mir schwant, es wird besser gehen als bisher. Die Regierung, die nun weiß, was sie will und muß, soll nur nicht zu lang umbraten, soll nicht warten, bis der Straßenmob zum wilden Tanz geigt. Der Mob soll stimmen, aber nicht geigen.

Kleine Laube.

Die Leute vom blauen Guguckshaus.

Roman von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Der Held dieses Buches ist die Arbeit. Da werden mir etliche Romanleser davonlaufen. Macht nichts. Solche, die bei Freytags „Soll und haben“, bei Stifters „Nachsommer“, bei Frenssens „Jörn Uhl“ standgehalten, werden bleiben und ein merkwürdiges Buch gefunden haben. Ein Buch der Heimatkunst, des Bürgerstolzes, der bürgerlichen Tüchtigkeit und der Arbeitslust. Ganz unbändiger Arbeitslust. Und zwar ist die körperliche Arbeit gemeint, bei der man sein eigenes persönliches Werk selbst sehen kann, so daß man nicht allein des Lohnes, sondern auch der Freude am Geschaffenen wegen arbeitet.

Der Roman ist nicht aus unserer Zeit und doch kann ich mir nichts Zeitgemäßeres denken, als dieses Kulturbild aus Wien vor hundert Jahren. Wer das Werk kennen lernt, wird schon verstehen, wie das gemeint ist. Es spielt bei den Seidenwebern auf dem Schottenfelde. Das sind keine großen Ereignisse und Taten, es ist vielmehr die Lebensführung und Entwicklung einiger Familien, die sich allerdings zu einem geschichtlichen Höhepunkt steigert — zur Schlacht bei Aspern. Aber dieses Kriegsbild ist gewissermaßen nur da als Gegensatz zur bürgerlichen Arbeit, es bildet den Konflikt zwischen enggefriedeter praktischer Tätigkeit und heldenhafter Vaterlandsliebe. Der Ehre des Patriotismus und des kriegerischen Heldentums wird entgegengesetzt die Berufsehre des Gewerbsmannes, die grundehrliche Leistung und das stolze Bewußtsein des Könnens auf dem Gebiete der Handarbeit. Und zwar so eindringlich, daß man sich fast schämt, Zuschauer zu sein, daß man gleich mittun möchte. Dieser Gegensatz nun und diese Darstellung des bürgerlichen Lebens und Schaffens jener Zeit gibt dem Dichter Gelegenheit zu bewundernswerter Kleinmalerei bei Schilderung der Arbeit und der Charaktere. Technisch bis aufs kleinste vertraut ist der Verfasser, selbst ein adelsstolzer Abkömmling jener Weberdynastie auf dem Schottengrunde, mit allen Werkzeugen und Handgriffen. Und in den verschiedenen Webstühlen, Stoffarten und Behandlungen weiß er so gründlich Beischeid, daß ihn der gewissenhafte Vater Guguck oder der strenge, grobe Meister Schroll sofort zum Webergehilfen freisprechen würde, wenn er nicht schon lange Meister — in der Dichtkunst wäre.

In dieser Zunft hat Emil Ertl das Meisterstück geleistet mit dem Roman: „Die Leute aus dem Guguckshaus“. Die zartesten, sonnigsten Seiden auf den Webstühlen vom Schottengrund konnten nicht kunstvoller und anmutiger gewoben werden als die Fäden der menschlichen Charakterzüge und Geschicke in dieser Erzählung. Eine

wundersame Einleitung stimmt uns zum Trautsamsten: Innigkeit durchwärmt alles, Froheit leuchtet über allem und diese tüchtigen, treuen Menschen mit ihren großen und drolligen Eigenschaften werden einem im Verlaufe des umfangreichen Romanes so lieb, daß es mich schier wie Heimweh überkam, als das Buch fertig gelesen war. Auch die wenigen unguten Gesellen, die durch das Buch gehen, sind so, daß man ihnen nicht böse werden kann. Und welch eine Menge von Gestalten, welch ein feines Auseinandergehaltenwerden und sorgfältiges Durchführen ihrer Entwicklung, welche Plastik! Nie wird das abstrakt, immer drängt es zu unseren Sinnen. Das ist kein Sprecher, das ist ein Gestalter. Das ist endlich wieder einmal ein Erzähler, der sich Zeit nimmt zum Erzählen und dem, als echtem Webersohn, die Fäden nicht aus der Hand gleiten, ehe sie ganz verarbeitet sind. Die größte Meisterschaft bekundet er in der naturwahren Wiedergabe der Gespräche, die bei ihrer Schlichtheit, ihrem wienerischen Schollenklange oft tiefe und schlagende Weisheit dartun. Doch nie eine solche, die außerhalb des Vorstellungsbereiches jener Leute läge. Da kommen mitunter Dinge zur Verhandlung, die ganz natürlich aus jenen Verhältnissen herauswachsen und doch fast erschreckend wuchtig und tief in seelische Angelegenheiten des heutigen Menschen fallen.

Die Idylle auf dem Schottengrund, die in dem Milieu ihrer Zeit uns derart anheimelt, als gehörten wir selbst mitten in sie hinein, tritt gegen Ende aus dem Plan und wir sehen vor uns ein Schlachtenbild sich entrollen, das, ohne in eine widerliche Naturmalerei sich zu verlieren, uns die Schrecken einer Schlacht auf das gewaltigste empfinden läßt. Diese Schilderung der Vortage und des großen Tages auf dem Marchfelde riß mich hin zur hellen Bewunderung einer dichterischen Kraft, die den dröhnenden Riesenkampf bei Aspern uns mit gleicher Vollendung darzustellen weiß, als den gemütlich klappernden Webstuhl bei den Tuch- und Bandmachern auf dem Schottengrunde.

Ich hätte Lust, mich mit manchen Einzelnheiten des Romanes zu befassen, mit freundlich ernsten und mit humoristischen, mit schlauen und mit einfältigen Gestalten, mit eigenartigen Situationen und bemerkenswerten Aussprüchen, besonders auch mit der Fabel; mag aber dem Leser die Spannung nicht verderben. Aufmerksam machen muß man ihn nur, daß er einen gewöhnlichen Roman mit ungewöhnlichen romanhaften Geschehnissen nicht zu erwarten hat, daß er vielmehr mit biederem Bürgersinn und grundtüchtiger Gewerbearbeit vertraut werden wird. Er mag dann auch einen Vergleich ziehen zwischen dem Bürgertum von damals und jetzt — vielleicht aber ist es besser, er tut's nicht. Es hat freilich auch in jenen Zeiten das Gewerbe anderswo seine schweren Schicksale gehabt und wenn man Gerhart Hauptmanns „Weber" mit den Webern von Emil Ertl vergleicht, so wird aus jener Tragödie uns Trauer und Mutlosigkeit überfallen, während die Leute aus dem Guguckshaus unser Gemüt mit Sonnenschein und Zuversicht erfüllen.

Rosegger.

Zur Lebensphilosophie.

Von Friedrich Schlegel.

Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen.

*
* *

Prüderie ist Prätension auf Unschuld ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prüde bleiben, solange Männer sentimental, dumm und schlecht genug

sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das einzige, was Bildungslosigkeit adeln kann.

* * *

Nur derjenige kann ein Künstler sein, welcher eine eigene Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

* * *

Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beides zu verbinden.

* * *

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht.

* * *

Die Deutschen, sagt man, sind, was Höhe des Kunstsinns und des wissenschaftlichen Geistes betrifft, das erste Volk in der Welt. Gewiß; nur gibt es sehr wenige Deutsche.

* * *

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

* * *

Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten.

* * *

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Ein Adalbert Stifter-Bekenntnis.

Über Adalbert Stifter hatte ich bei seinem Gedächtnistage folgendes zu sagen: Unter allen deutschen Erzählern ist er mir der liebste. Bei dem Lesen seiner Schriften wird einem so behaglich, als wiege man sich in einer Sänfte unter dem blühenden Apfelbaume. Wenn ich mir einen feinen Seelenfesttag machen will, so gehe ich in die stillste meiner Stuben oder an den Waldrain, wo man frei hinaussieht über die Felder und Matten, und lese eines der wundersamen Naturbilder von Adalbert Stifter. So sparsam ich vorgehe mit diesem Genuß, in wenigen Jahren bin ich doch herum, und ist die letzte Erzählung gelesen, so fange ich bei der ersten wieder an. Also habe ich seit vierzig Jahren ungefähr achtmal den ganzen Stifter gelesen (mit Ausnahme des „Witiko“) und, anstatt etwa langweilig, wurde er mir immer lieber. Immer findet man an ihm neue Schönheiten und ungeahnte Tiefen, so daß man manchmal nicht weiß, ist vor allem unsere Armseligkeit früherer Auffassung oder des schlechten Gedächtnisses zu beklagen oder die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit dieser scheinbar so einfachen, schlichten Dichtungen zu bewundern.

Vielleicht auch ist es, daß ich einst meine Jugend in diese Bücher hineingelesen habe, so daß sie mir nun daraus wieder entgegenquillt in allen ihren sonnigen

und wonnigen Stimmungen. Jeder Mensch sollte sich in seiner Jugend einen bestimmten Dichter zum besonderen Freunde machen. Im Alter, wenn alle Wiesen abgegrast sind, wenn man von allem übersättigt ist, dann kommt noch einmal der Jugendfreund mit dem milden Widerschein längst vergangener Seligkeiten. Und besonders Adalbert Stifter ist einer der treuesten. Wer sich ihm einmal hingegeben, den läßt er nimmer.

Aber diese Liebe zu Stifter machte es bei mir auch nötig, sich vor ihm zu wehren. In meine Feder schlich sich seine Art. Und obschon selbst empfunden und geschaut, mußte doch manches Blatt durchstrichen werden, weil es zu deutliche Züge Stifters trug. Es gelang mir zwar, mich vor ihm zu behaupten, aber einzelne Spuren seiner Art sind in meinen älteren Schriften nicht austilgbar. Jedenfalls ist Adalbert Stifter der Meister, bei welchem der literarische Lehrling am meisten gelernt, der große Dichter, dem der Mensch von der Jugend bis zum Alter so viele Freuden zu verdanken hat.
Rosegger.

Singvögel.

Eine Weihnachtsbescherung.

Nach dem Französischen des François Coppée.

Vorbei die Messe der Mitternacht,
Nun rasch nach Haus, schon friert der Bart;
Es funkelt die kalte Sternenpracht —
Wie ist die Christnacht diesmal hart!

Man schloß allüberall zum Schutze
Vor Frost die Türen und die Lucken
Und unter ihrer Schneekapuze
Die Häuser scheinen sich zu ducken.

Nur schlecht durchwärmte Betten winken
Und zaghaft wagt man sich hinein,
Gemalte Kirchenfenster blinken
Nicht mehr in zitternd buntem Schein.

Dann herrscht der Schlaf. Das tiefste Schweigen
Umgibt das Dörfchen wie ein Grab.
Geheimnisvoll vom Sternenreigen
Und schelmisch blinzelt es herab.

Doch stille! In der Zeit der Ruhe
Der Engel kommt vom Himmelszelt;
Jedwedes Kind hat seine Schuhe
Heut abend an den Herd gestellt.

Wie jährlich, seit uralten Zeiten,
Kommt leuchtend er auf diese Nacht,
Läßt durch den Schornstein Gaben gleiten,
Den lieben Kindern zugedacht.

Er glaubt sein gutes Werk vollendet,
Als er ein Häuschen noch entdeckt
Am Dorfesrand, vom Schnee, der blendet,
Das niedre Dach fast ganz verdeckt.

Wie kam's nur, daß im sel'gen Schweben
Die arme Hütte ihm entging?
Nun hat er alles hingegeben,
Es blieb ihm nicht das kleinste Ding.

Ein Urgroßmütterchen hier lebte,
Das, spinnend um nur kargen Lohn,
In Treuen aufzuziehen strebte
Des toten Enkels einz'gen Sohn.

Sie sind so arm, da Schrank und Truhe
Auch gar nichts mehr von Wert enthält,
Und doch hat gläubig seine Schuhe
Das Kind in den Kamin gestellt.

Die Engel haben — ach wie schade —
Nie Geld bei sich, nicht groß noch klein;
Soll nun kein Freudenstrahl, gerade
Für diesen Ärmsten, übrig sein?

O nein, denn sicherlich der Wille
Ist dies auch nimmer Gott des Herrn.
Der Seraph schwingt sich auf ganz stille
Und pflückt vom Himmel einen Stern.

Der wird, berührt vom Engelsfinger,
Zum größten Goldstück umgeprägt
Und rasch vom frohen Segenbringer
Dem Waisenknaben eingelegt.

Zur Heimat dann im ew'gen Lichte
Der gute Engel nahm den Flug,
Dort ward ihm bang im Angesichte
Der Jungfrau, die ihr Söhnchen trug.

Damit der Engel sich nicht gräme,
Nahm kindlich lächelnd Jesus schnell
Aus seiner Mutter Diademe
Den schönsten Stern, erstrahlend hell.

Dann spricht er mild: „Sei ohne Sorgen"
Und reicht den schönen Stern ihm dar,
„Geh, bringe diesen vor dem Morgen
Zur Stelle wo der andre war".

Seitdem blickt mancher Hochgelehrte
Verwundert zu dem Stern empor,
Der seine Strahlen plötzlich mehrte
Und heller glänzt als je zuvor.

Verdeutscht von Wilhelm du Nord.

Die Nacht.

Nun springt am hohen Wolkenhaus
Die Silbertüre auf.
Bedachsam tritt der Mond heraus,
Löscht alle Sternenlichter aus
Und bahnt sich seinen Lauf.

Nun fällt im Herzenskämmerlein
Die Sorgentüre zu.
Leis pocht das gold'ne Hämmerlein:
„Ihr Schmerzenskinder, schlummert ein,
Geht allesamt zur Ruh!"

O milde Ruh! O süßer Traum! —
Du ernste Fee der Nacht,
Komm', pflanze in den stillen Raum
Den blütenreichsten Hoffnungsbaum
Und halt' getreue Wacht.

Otto Promber.

Tagesanbruch.

Wellengekräusel im Morgenwind,
Wenn die Sänger des Waldes erwachen
Und taugesättigt die Blumen sind,
Die wie Kinder durch Tränen lachen,
Ein zitternder Schleier auf blinkender Flut,
In deren Tiefe der Himmel ruht:
Das wechselnde Flimmern der hellen
Kleinen silbernen Wellen
Will ihn verstecken,
Verhüllen, verdecken,
Damit kein Mensch ihn suche im See —
Die ewige Wonne beim tiefen Weh.

So senkt ins Herz die tiefe Qual
Und tiefer noch die höchste Lust
Ein Traum, der Fernen unbewußt:
Die Liebe fällt, ein Frührotstrahl
Siegrufenden Lichts — und der Morgenwind
Streicht über die Wellen dir zu, mein Kind!

Hans Mittendorfer.

Unter der Linde.*)

Ein Zweiglein liegt auf meinem Tisch
Mit Blatt- und Blütentrieben;
Verdorrt ist es, nur eins ist frisch
Für mich daran geblieben:
Der Hauch von Glück zur Sonnwendzeit,
Da ich vom Lindenbaume
Das Zweiglein brach, als dunkel, weit,
Gleichwie im nächt'gen Traume
Das Waldland lag, und mitten drinn
Hochragte eine Feste,
Vor deren Tor Glühwürmchen zieh'n
Ich sah durch das Geäste.

Und wie ein andersmal ich Rast
Hab' unterm Baum gefunden,
Als Sonnengold mit Glanz und Glast
Das Waldland hielt umwunden,
Als schlanker Birken lichtes Grün
Im Sommerhauch gezittert,
Und Fichten hoch, zum Himmel hin
Geraumet, alt, verwittert,
Und wie am Berge Hütten schlicht
Ich sah im Frieden stehen,
Und wie das Schloß, alttraut und licht,
Hat weit ins Land gesehen. —

*) Bezieht sich auf Kernstocks Buch „Unter der Linde".

Und heute habe ich das Blatt
Entnommen seiner Hülle,
Weil mich ein Buch erinnert hat
An jenes Glückes Fülle,
Ein Buch auf dessen Seiten ich
Gleich Tau sah Perlen blinken
Und Märchenglück trautinniglich
Mit Frau'n und Rittern winken,
Und warme Lieb' und Wehmut geh'n
Auf Welt- und Waldespfaden,
Und doch alttreu am Wege steh'n
Das Kreuz mit Leid und Gnaden. —

Und nun weht mich ein Sinnen an,
Als ob im Waldesfrieden
Der sonnenherzig deutsche Mann,
Der uns dies Buch beschieden,
Auch etwas hätte eingelegt
Vom Heil der Lindenblüte,
Damit es den, der's liebend hegt,
Vorm Leide auch behüte,
Und in die Herzen, reich und arm,
Die Wärme Eingang finde,
Wenn sie trotz Wintersgrau'n und Harm
Ausruh'n unter der Linde.

Rosa Fischer.

Kaiserlatein.

Der Vater des Kaisers von Österreich, Erzherzog Franz Karl (bekanntlich folgte Kaiser Franz Josef seinem Onkel Kaiser Ferdinand auf dem Thron) hielt sich mit Vorliebe in der grünen Steiermark auf, wo er oft tagelang einsam, ohne jede Begleitung, in den Bergen umher wanderte. Auf einem dieser Ausflüge, in der Nähe von Mariazell, traf er eines Tages einen Älpler, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, das dann in der Folge eine sehr vertrauliche Wendung nahm. Nachdem der biedere Sohn des Gebirges ihm über seine Familienverhältnisse sehr eingehend berichtet hatte, fragte er endlich seinen Begleiter, den er für einen Wiener Bürgersmann hielt: „Was ist denn nachher dein Vater gwest?" — „Kaiser," antwortete der Erzherzog ruhig. Der Älpler warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und erwiderte dann vertraulich: „Sag' das wenigstens nit so laut, 's könnt's a Gendarm hör'n. Bei uns haben's neulich erst einen eing'sperrt, weil er was vom Kaiser g'sagt hat. Und wenn du gar sagst, dein Vater is Kaiser g'west . . ." — „Er ist auch Kaiser gewesen," erwiderte der Erzherzog immer mehr belustigt, aber sehr ernst. — „So," sagte jetzt mit pfiffiger Miene der Bauer, „nachher hast g'wiß auch an Bruder oder a Schwester. Was sind denn die?" — „Mein Bruder ist auch Kaiser," erwiderte der Erzherzog. — Nun lachte sein Begleiter laut auf und stehenbleibend fragte er: „Hast a Kinder?" — „Gott sei Dank, ja," nickte der Erzherzog. „Da ist gleich mein Franzl." — „Was ist denn der?" — „Kaiser." — Der Steirer lachte wieder auf und stemmte die Hände in die Hüften. „Host no mehr solchene Kinder?" — „Freilich. Mein zweiter Sohn Max —" — „Is auch Kaiser?" — „Das hast erraten. Der ist auch Kaiser." — „Na — und was bist denn nachher du?" — „Wenn ich gewollt hätt', könnt' ich auch Kaiser sein. Aber ich hab' keine Lust dazu gehabt." — Der Bauer machte einen Luftsprung. Als er sich dann erholt hatte, klopfte er aber befriedigt seinem Begleiter auf die Schulter. „Schad um di," sagte er „hättst a Jager werden sollen! Aber wenn m'r jetzt nach Mariazell kommen, dann geh glei' beichten — du — du Kaiserlateiner du!" — Es braucht kaum geschildert zu werden, was für ein Gesicht der Bauer machte, als er später in Mariazell erfuhr, daß der fremde Herr aus Wien ihn durchaus nicht mit Jägerlatein gefoppt, daß er im Gegenteil nur die Wahrheit gesprochen hatte, daß er der Sohn eines Kaisers, der Bruder eines Kaisers und der Vater zweier Kaiser war und daß er auch selbst hätte Kaiser werden können.

Das Droschkenpferd.

Ich bin ein altes Droschkenpferd
Und kaum noch hundert Märker wert;
Nein, nein, der Hafer sticht nicht mehr,
Das Leben ist auch gar zu schwer,
Es geht bergab, das geb' ich zu.
Na, und nun geht das immerzu,
Als wär es eine Hasenjagd;
Ob's einem paßt, wird nicht gefragt.
Ein bißchen Ruh', sonst weiter nichts!
Versucht es nur, daran gebricht's,
Und laßt mich bloß zwei Tage stehn,
So sollt ihr mich mal gehen sehn!
Und dann nehmt einen Kutscher an,
Der wirklich Pferde pflegen kann,
Und der nicht säuft. Denn unser Knecht,
Der ist doch manchmal arg bezecht
Und haut dann voller Gall' und Gift
In mich hinein, wo's immer trifft,
Und droht, tu ich gar einen Fall:
„Na, komm Du mir mal in den Stall!"
Und dann geht es von neuem los.
Da möcht ich eine Stunde bloß:
Ich wär' der Kutscher, er das Tier;
O, diesen Kunden langt' ich mir!
Heut ging's, wie immer in der Hast,
Nun hielten wir ein wenig Rast,
Das trock'ne Futter ist verzehrt,
O, Wasser, Wasser! Doch wer schert
Sich auch um eines Pferdes Qual!
Den Menschen ist's doch ganz egal!
Wie ich so halb im Schlafe steh'
Und alles wie im Nebel seh',
Bald tret' ich mit dem linken Bein,
Bald muß das andre Stütze sein;
Da wiehert's. Und ich wieh're mit
Nach guter alter Pferdesitt':
Und sieh', ein edler Stammgenoß,
Und jugendschönes Vollblutroß,
Ein spiegelblankes prächt'ges Tier
An einem Zweirad hält vor mir.
Schnell werfe ich das Haupt empor,
Es zuckt in mir, es spielt das Ohr.
Erinnerungen steigen auf. —
Doch fällt der Kopf gar bald darauf
Wie Blei herab und tunkt und nickt,
Daß jener da recht höhnisch blickt
Und spricht so recht von oben her,
Als wenn er etwas bessres wär,
Der Frechling, dieser Luxusgaul:
„He, Tantchen, häng' nicht so das Maul!
Und schaue mich nur einmal an,
Wie ich den Kopf schön tragen kann!"
„Herr Kamerad", sag' ich, „nur sacht!
Hab's auch einmal so schön gemacht,
Wie ich als ausgelass'nes Ding
Als Vorderpferd im Vierer ging.
Sanft wurd' ich mit der Hand geklopft
Mit guten Bissen fast gestopft,
Kein böses Wort! — Bis endlich dann
Das Alter kam und ich war dran:
Und — — bald war das Geschäft gemacht.
— — — — — — — — — — — —
Mein Freund, hast du noch nie bedacht?
Auch du wirst einmal älter werden
Und nicht entrinnst du den Beschwerden,
Im Dienst des Menschen aufgerieben."
— — — — — — — — — — — —
Drauf ist der Spötter still geblieben.

Theodor Kölling.

Lustige Zeitung.

Treffend. Kellner (im Rennbahn-Restaurant): „Denken Sie, Herr Blaschke, beim heutigen Hürdenrennen stürzte der Fuchshengst „Don Juan", brach ein Bein und mußte gleich darauf erschossen werden." — Blaschke: „Na, da können Sie gleich von morgen an Renntierbraten auf die Speisekarte schreiben lassen!"

Eine hübsche Stilblüte hat die „Tägl. Rundschau" in einer Berliner Tageszeitung entdeckt. Über Kolonialdirektor Dr. Stuebel wird da ebenso liebenswürdig wie kühn behauptet: „Alle berechtigten kolonialen Wünsche fanden bei ihm ein williges und in der Form sehr angenehmes Ohr."

Die knarrenden Stiefel. „Deine Stiefel knarren aber fürchterlich — nach einem alten Glauben ist das ein Zeichen, daß sie noch nicht bezahlt sind." — „Ach Unsinn! Weshalb knarrt mein Hut, mein Überzieher, mein Anzug nicht?"

Gewohnheit. Ein Berliner Professor, den seine Studien so in Anspruch nahmen, daß er nicht Zeit hatte, sich um das Wechseln seiner Wäsche zu bekümmern, klagte einem seiner Freunde: „Ach, lieber Doktor, Sie glauben gar nicht, wie mich meine Frau tyrannisiert; kaum habe ich mich an ein Hemd gewöhnt, so zwingt mich meine Frau auch schon, ein anderes zu nehmen!"

Kennzeichen. Gatte (zur Frau): „Du, unserem Hausarzt muß es mit seiner Praxis schon recht gut gehen, der fängt auch schon an, 's Biertrinken zu verbieten!"

Mißglückte Täuschung. Ein Ehemann kommt etwas später als es sein soll vom Wirtshaus heim. Damit seine Gattin nichts davon merken soll, zieht er seine Stiefel aus und schleicht auf den Zehen ins Zimmer. Aber o weh! — die Gattin erwacht. Schnell gefaßt, geht er zur Wiege seines Erstgeborenen, wiegt ihn und singt ein Schlummerlied dazu. — „Ja, was machst du denn, Karl?" — „Ich sitz' schon zwei Stunden da, um den Buben ruhig zu bekommen!" — „Aber Karl, der liegt ja bei mir im Bett!"

Vernichtendes Urteil. „Na ja — je dümmer einer ist, desto mehr Glück hat er. Der alte Klobig hat schon wieder 3000 Mark in der Lotterie gewonnen." — „Hm — der müßte eigentlich schon vielmehr gewonnen haben."

Revanche. Kunde: „Sehen Sie nur, wie Sie mich da geschnitten haben!" — Barbier: „Ach, entschuldigen Sie nur, verehrter Herr, das wollen wir gleich kriegen!" (Klebt ein Heftpflaster auf die Wunde.) „So!" — Kunde: „Was bin ich schuldig?" — Barbier: „Rasieren 10 Pfg., ein Heftpflaster 5 Pfg., Wundbehandlung 25 Pfg., macht 40 Pfg." — Kunde: „Weil Sie das alles eingerechnet haben, verlange ich Schmerzensgeld, und zwar 50 Pfg. Also bekomme ich 10 Pfg.!"

Stoßseufzer. Neffe (Student, nachdem er seinen Onkel angepumpt hat): „Ach, du bist doch mein einziger Onkel!" — Onkel: „Ja — leider!"

Auch eine Totenfeier. Hermann Bahr erzählt im „Weg" folgendes Geschichtchen: Da war in Czernowitz ein Sonderling von Souffleur, störrisch, versoffen, verrückt, aber ein sehr merkwürdiger und sehr begabter Mensch, der den Mitterwurzer sehr gern hatte, und dieser ihn. Als nun Mitterwurzer starb, traf es ihn furchtbar und er vertrank seinen wilden Schmerz. Abends endlich muß er ins Theater, wankt hin, da steht ein kleiner Chorsänger und dreht sich das eitle Bartchen. Er aber: „Mitterwurzer tot! Und so was lebt!" Schreit's und haut ihm eine herunter. — Wenn ich sicher wäre — setzt Bahr bei — daß ein einziger Mensch nach meinem Tode so stark an mich denken wird, dies würde mir genügen."

Richtigstellung. Gast: „Also Sie sind Musiker? Was für ein Instrument spielen Sie denn?" — Herr: „Die erste Geige spiele ich!" — Seine Gattin (mit Betonung): „Aber nur im Orchester."

Nur nobel. Sammlerin: „Ach, wollten gnädige Frau nicht etwas für den Wohltätigkeitsverein zeichnen?" — Reiche Frau: „Ich zeichne nichts!" — Sammlerin: „Nun, dann bitte ich Sie, doch wenigstens dreißig Mark zum Schein zu zeichnen!" — Reiche Frau: „So, so, bloß zum Schein? Na, ich will nicht unnobel sein — da zeichne ich fünfzig Mark!"

Fatale Wendung. Bauer: „Ich sprach zuerst Bader Egele und der gab mir den Rat, ich soll . . ." — Arzt (unterbrechend): „Na, das wird mir ein schöner Blödsinn gewesen sein!" — Bauer: „. . . ich soll mich an Sie wenden."

Im Wirtshaus. Gast: „Wo sind denn hier Nägel oder Haken zum Rock- und Hutaufhängen?" Da kann man sich ja nicht einmal ausziehen." — Kellner: „Bitte, das Ausziehen ist unsere Sache!"

Hätte sogar fahren können. Bahnwärter (zu einem Bauern, der auf dem Bahnkörper geht): „Gleich macht Ihr, daß Ihr da herunter kommt — da oben auf der Bahn darf man nicht gehen!" — Bauer: „Was, das wär' mir schon z'dumm — i hab' ja a Billet; i hätt' sogar fahr'n könna, wenn i den Zug net versäumt hätt'!"

Bücher.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. Neuausgabe in zwei Bänden. (Berlin. Otto Elsner. 1905.)

Es ist erklärlich, daß sich schon zahlreiche Schriftsteller mit der Geschichte des Theaters, die ja mit der Geistesgeschichte unserer edelsten Geister innig verknüpft ist, beschäftigt haben und reichliche Arbeiten liegen vor, welche in dieser Hinsicht einzelne der deutschen Bühnen behandeln. Aber eine historische Gesamtdarstellung des deutschen Theaters ließ gar lange auf sich warten. Zu derselben gehörte ja nicht nur gründliches literarisches Wissen nach allen Richtungen, sondern auch eine genaue Kenntnis des Bühnenwesens überhaupt, die selbst Gelehrten zumeist abgeht. Freudig begrüßt erschien dashalb die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ von Eduard Devrient im Jahre 1848, welche mit dem 5. Bande im Jahre 1874 zum Abschlusse gelangte. Dieses epochemachende Werk hatte ein Mann verfaßt, der nicht nur die trefflichsten literarischen und theatergeschichtlichen Kenntnisse besaß, sondern als Angehöriger der berühmten Schauspielerfamilie Devrient selbst viele Jahre auf der Bühne tätig war als Darsteller, als Regisseur sowie als Vorkämpfer für die Befreiung des Schauspielerstandes von alten Vorurteilen. Devrient konnte in der zweiten Abteilung seines großen Werkes vielfach aus eigener Anschauung über selbst Miterlebtes sprechen und seiner Auseinandersetzung haftet daher der Charakter des Persönlichen an, ohne daß dabei das Sachliche in den Hintergrund gedrängt wird. Es war das erstemal, daß ein wirklicher Schauspieler auf hoher Stufe gelehrten Wissens sich bewegte und durch die Darstellung auch seinem Berufsstande eine literarische Arbeit bot, deren Bedeutung heute fast mehr noch als zur Zeit der Erscheinung dieses Werkes gewürdigt wird. Die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ aber erschien schon seit Jahrzehnten vergriffen, die wenigen etwa erhältlichen Exemplare wurden immer seltener und teuer bezahlt.

Es hat sich daher der für Theaterliteratur überhaupt so rührige Verleger Otto Elsner in Berlin bestimmt gefunden, eine Neuausgabe des für die deutsche Bühnengeschichte grundlegenden Werkes zu veranstalten und diese eben in zwei stattlichen Bänden vorgelegt. Für viele wird diese Neuausgabe überhaupt ein neues Buch sein, denn, wie gesagt, die erste Auflage kommt nur noch als große literarische Seltenheit vor. Der reichhaltige Inhalt von Devrients Werke bietet uns die Geschichte des deutschen Theaters von den ersten Anfängen, wo der Entwicklung der dramatischen Kunst (die sich zunächst aus dem Gottesdienste entwickelte) überhaupt ausführlicher gedacht wird, schildert das dramatische Leben des Mittelalters und der späteren Zeit, gedenkt auch des Ursprunges und der Herausbildung der Oper und behandelt auch die volkstümliche Dramatik. Große Aufmerksamkeit wird dem Schauspiele des 18. Jahrhundertes von der Neuberin bis auf Ackermann und Iffland zugewendet. Die Folgezeit, welche der Verfasser schon teilweise miterlebt hat, erscheint ganz besonders eingehend besprochen und findet in dem fünften Bande der alten Ausgabe „über das Virtuosentum“ ihren Abschluß in dieser Darstellung, welche im Neudrucke die Hälfte des zweiten Bandes füllt.

Auch diese Neuausgabe ist von einem Angehörigen der Familie, von Hans Devrient herausgegeben und hat der Genannte ein sehr pietätvoll gehaltenes, an biographischen Daten reiches Vorwort, welches sich mit Emil Devrient beschäftigt, dem ersten Bande beigefügt. Von außerordentlichem Werte bei dieser Ausgabe erscheinen auch die Quellenangaben des Anhanges, die im zweiten Bande befindlich sind. Dieselben bieten auf Grundlage der Untersuchungen des Herausgebers eine ungemein ausführliche Bibliographie zur Theatergeschichte, welche Werke und Aufsätze bis in die neueste Zeit berücksichtigt und verzeichnet. Auf Grundlagen dieser Angaben ist jedermann Gelegenheit geboten, nicht nur den Haupttext nachzuprüfen, sondern sich auch über die neuere Literatur zur Theatergeschichte zu belehren. Eine weitere, nicht minder wichtige Beigabe bildet das ausführliche Register, welches dieses große und bisher noch immer durch kein späteres übertroffene Werk erst auch zum eigentlichen Nachschlagewerke gestaltet. Nicht nur für Theaterfreunde, sondern für jeden, welcher sich mit dem Kultur- und Literaturleben Deutschlands eingehend beschäftigt, wird „Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ in dieser neuen verbesserten Gestalt ein wichtiges, ja unentbehrliches Handbuch bilden.

A. Schlossar.

Lebensmorgen. Erzählungen von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller 1906.)

Schon im Titel widerstrahlt uns der Reiz, der in diesen Märchenerzählungen liegt. Leser, die sich noch ein kindliches Gemüt bewahrt haben, werden diese Dichtung mit stillem

Entzücken lesen. Die Weihe der Schönheit und der Zuversicht liegt auf ihnen. — Wir beeilen uns, noch vor dem Weihnachtsfeste darauf aufmerksam zu machen. R.

Ausgewandert. Roman von Mite Kremnitz. (Stuttgart. Alfred Kröner.)

Dieser Roman der reichbegabten Schriftstellerin ist mehr als Unterhaltungslektüre, ist ein interessantes Kulturbild aus Rumänien. Es enthüllt uns Charakterbilder und Zustände, die einfach frappant sind. M.

Au Sonnengeländen. Schweizer Novellen von Goswina v. Berlepsch. (Zürich. Institut Orell Füßli.)

Die Novellen spielen sich in den verschiedensten Kreisen der schweizerischen Bevölkerung, ländlichen sowohl als städtischen ab. Hier spricht aus ihnen tiefer Ernst, dort Wohlbehagen, Lebenslust und gemütlicher Humor und überall zeugen sie von feinster Beobachtungsgabe. V.

Heimliches Läuten. Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staakmann. 1906.)

In den „Heimgarten"-Jahrgängen hat etlichemal ein Gedicht Aufsehen erregt, das mit Franz Karl Ginzkey gezeichnet war. Ein neuer Name, fast schwer zu behalten. Nicht jeder behielt ihn, aber das Gedicht fiel einem immer und immer wieder ein. Man vergaß es nicht. Einen wahren Dichter kann man nicht immer erklären, aber man fühlt ihn. Jetzt liegt von Ginzkey das „Heimliche Läuten" vor, eine kleine aber ganz exquisite Sammlung seiner Gedichte. Ein Büchlein Lyrik ist schon früher von ihm erschienen; dieses „Heimliche Läuten" dürfte viel weiter gehört werden, es läutet einen Sonntag voll Poesie ein. Ich wollte gerne, daß neue Volksanthologien die Gedichte: „Stunde der Fülle", „Der Wanderer", „Wann bricht an mein reifer Tag?" „Dunkle Stunde", „Lied zweier Mönche vor dem Bilde Mariens" u. s. w. nicht übersehen möchten, damit weiten Kreisen die Kunde wird, daß uns hier wirklich ein Lyriker von tiefer Kraft entstanden ist. Und wer kerndeutschen Humor will, der lese doch „Tani, Tani Titibu", „Kalifenlied", „Die letzte Pflicht". Da lacht einem ja das Herz. Auch die Ausstattung ist so, daß das Büchlein sich zum Festgeschenke eignet. Selten kann man einen jungen Dichter mit so rückhaltslosen Vergnügen empfehlen, als es hier der Fall ist. R.

Maria vom Schiffchen. Novelle von Adolf Stern. Mit Einbandszeichnung von Richard Lipps. München. (Hamburg-Großborstel. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.)

Die Novelle erzählt von der reinen Entsagungskraft der unüberwindlichen selbstlosen Liebe eines Mannes aus dem Volke und ist von einem bedeutenden Literarhistoriker mit Recht als eine „Perle von dunklem Glanze" bezeichnet warden. V.

Das heilige Evangelium nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Übersetzt und erklärt von Dr. F. S. Gutjahr. Drei Hefte. Mit vielen Bildern nach Meisterwerken. (Graz. (Verlagsbuchhandlung „Styria". 1903.)

Jeder Christenmensch, ob Geistlicher, ob Laie, hat jetzt das gesteigerte Bedürfnis, sich zur Gestalt des Weltheilandes in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Die vielen Tausende von Werken aller Art, die über den Gegenstand geschrieben worden sind, genügen nicht. Jeder glaubt noch etwas zu sagen zu haben, teils um auszusprechen, wie Jesus gerade in seiner Seele lebt und wirkt, teils um in der Heiligen Schrift größere Klarheit zu schaffen, dieselbe für alle möglichst verständlich zu machen. Zu dieser letzteren Schriftgattung gehört das genannte Werk eines unserer hervorragendsten Theologen. Der Evangeliumtext ist an sich sorgfältig übersetzt, wohl geordnet und alle Stellen, die irgendwie eine besondere Bemerkung erheischen, einer Erklärung bedürfen oder eine solche auch nur wünschenswert machen, sind mit deutlichen Auslegungen versehen. Daß diese Auslegungen im katholischen Sinne gehalten und für die Bedürfnisse der Kirche eingerichtet sind, ist bei einem katholischen Theologen selbstverständlich. Wie ja jeder, der einen Standpunkt hat, das Jesubekenntnis gerade von seinem Standpunkte aus machen soll. Auf das „Wissenschaftliche" kommt es bei der Religion ja weniger an, diese ist eine Herzenssache, die nie bloß vom Buchstaben abhängig sein kann. M.

Bei Robert Mohr in Wien eben erschienen:

Eduard Pötzl: **Wiener Tage.** Inhalt: Nach Gaunersdorf. Die Bauernbahn. N. O. Ein Wiener Seebad. Die Landstadt. Im Automobil. Von der Jagd. Der Blütenzweig. Der Weg zum Ruhm. Allerweltstadt. Die Garderobe. Der Zeitungshypochonder. Das verschollene Wort. Der Überzug.

Eduard Pötzl: **Launen.** Neu revidierte 3.—6. Auflage. Inhalt: Regentage. Sonntagnachmittags-Konzert. Gedanken beim Haarschneiden. Der Branzino. Der Schwedentrunk. Der Verstoßene. Kauflust. Eine Fechtstunde. Ein guter Bekannter. Der neue Ton. Der Zornbinkel. Hühnerjagd. Im Polizeibureau. Potemkins Wirtshaus. Nach englischem Muster.

Ein sogenannter trockener Humor, ders aber doch dahin bringt, daß dem Leser manchmal die Augen naß werden vor lauter Lachen. Da es wohl schon fast die seltenste und größte Wohlthat ist, in so späten Zeiten der Menschheit noch ein urfrohes Lachen zu entlocken, so wird man die paar Wiener Humoristen, die wir noch haben, bald zu den größten Wohltätern zählen müssen. M.

Luzifer oder das Ringen der Menschen. Eine Trilogie. Von Paul Hugo. (Dresden. Richard Linke. 1905.)

Eine junge Dichterkraft, der man zuhören muß, wenn sie hier einen seltsam wuchtigen Gesang singt von Adam, Kain und Jesus. Dieses erste Wort wird kaum das letzte sein über Paul Hugo. M.

Bilder aus der Geschichte der bildenden Künste fürs christliche Haus. Von Martin Pfannschmidt. Sieben Höhepunkte der Kunstentwicklung stellt der Verfasser dar und läßt seine Leser von ihnen aus Ausschau halten über die Wege, welche die Geschichte der bildenden Künste eingeschlagen hat. Er vermittelt auf diesem Wege gründliche und übersichtliche Kenntnis, sowie Verständnis für die Kunst. Besonders in der Neuzeit mit ihrem Gewirr von Erscheinungen kann eigentlich nur solche zusammenfassende Darstellung, welche das Hauptsächliche von dem Nebensächlichen, das bleibend Bedeutungsvolle von dem zeitweis Glänzenden scheidet, wirklich orientieren. Der Verfasser — der Sohn des bekannten Malers — bringt für solche schwierige Darstellung nicht nur die nötigen Kenntnisse, sondern vor allem die noch notwendigere Klarheit des Urteils und Sicherheit des Geschmacks mit sich. Dadurch wird dieses Buch mit seinen charakteristischen Illustrationen zu einem dauernd wertvollen Schatz für das gebildete Haus, besonders zu einem trefflichen Handbuch für die Einführung der Jugend in die Kunstgeschichte. Wir wüßten kein besseres und angenehmeres Lehrbuch. M.

Gletscher. Von Hoch. Zu der Künstlerlithographie von Hoch „Morgen im Hochgebirge, das bei allen Alpenfreunden eine so gute Aufnahme gefunden hat, kommt jetzt, ebenfalls in der Wandbilder-Sammlung von B. G. Teubner erschienen, ein zweites Blatt des Künstlers. Er führt uns diesmal mitten in die Eisregion. Wir befinden uns in der Moräne eines Gletschers. Die Stimmung der Gebirgswelt findet hier ihren Interpreten. V.

Der Bauernbündler-Kalender für 1906 ist soeben erschienen. Das Jahrbuch stellt sich den Zweck, hauptsächlich der Bevölkerung des platten Landes durch Unterhaltung, Vermittlung von Wissen und Aufklärung zu dienen. Mit vielem Geschick zusammengetragen, was den Landmann interessieren kann.

Büchereinlauf.

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1906).

Karl Willinger. Roman von Berta Kehren. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Lonie von Esskebüll. Roman von Thusnelda Kühl. (Jena. Herman Costenoble. 1905.)

Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Drittes Buch. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1905.)

Der Wetterwart. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1905.)

Im Dienste der Menschheit. Roman von Heinrich Keller. (Berlin. Egon Fleischel & Ko. 1905.)

Maria-Himmelfahrt. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Ko.)

Grete Wolters. Roman von Eva Gräfin Baudissin. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Lebensdrang. Roman von Paul Ilg. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ihr führt ins Leben uns hinein. Roman von H. Walter. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Akkorde in Moll. Sechs Novellen von Berta Saturny. (Graz. Franz Pechel.)

Peter Roseggers ausgewählte Erzählungen. Russische Schulausgabe für die deutsche Sprache von Sergius Manstein. (St. Petersburg. 1905.)

Kia Larsky. Ein russisches Frauenleben von J. v. Averina. (Berlin. Hüpeden & Merzyn-Verlag. 1906.)

Eine Liebesheirat. Geschichte einer Offiziersehe für die deutsche Frauenwelt. Von H. Dalmer. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.)

Die fünfte Dimension. Humore der Zeit, des Lebens, der Kunst von Ludwig Hevesi. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Franz Herczeg: **Die Scholle.** Roman aus dem Ungarischen von Leo Lázár. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Aus dem Touristendampfer. Novellen von Alice Schalek. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Weihe. In drei Handlungen von Franz Nabl. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Lustige Gschichtlen vom Tiroler Hiesl. Erzählt in Meraner Mundart von Otto Rudl. 4. verbesserte Auflage. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1905.)

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Dreierlei Wege. Lebensbilder von Johannes Renatus. (Leipzig. Max Spendig.)

Johannes Pranka. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Johannes Renatus. (Leipzig. Max Spendig.)

Sonnenweib. Ein Stück Menschenseele. Von Rega Seca. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Auf dem Rade von Genf bis Tunis, sowie Schweizer und italienische Reisebriefe, Reiseerlebnisse in humoristischer Fassung. Von Otto Tejaner. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Bucklige Welt. Kleine Sachen zum Weinen und Lachen. Von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. Robert Mohr. 1906.)

Karl Eugen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Karl M. Klob. (Wien. Verlag „Neue Bahnen". 1905.)

Welt und Seele. Gedichte von Karl Oppermann. (Stuttgart. Strecker und Schröder.)

Unter der Linde. Gedichte von Ottokar Kernstock. (München. Braun u. Schneider.)

Vom Heimatherd. Lieder und Balladen. Von Emil Klein. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Gedichte und Lieder. Von Theodor Keller. (Achen. R. Bott.)

Schüttelreime. Ein kurzweilig Büchlein. Von Regine Mirsky-Tauber. (Prag. Jos. Koch. 1904.)

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. (Leipzig. C. F. Amelang. 1905.)

Vom Lande des Sternenbanners. Eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika. Von Dr. Gotthold August Steff. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1905.)

Wilde Rosen. Dichtungen von Hermann Kronpelin. (Malchow. Mecklenb. Selbstverlag.)

Triumph der Liebe. Von F. E. Köhler-Haussen. (Dresden. E. Pierson.)

Im Wunderland der Liebe. Gedichte von Felix Freiherrn v. Stenglin. (Berlin. Franz Wunder.)

Griechische Götter- und Heldengeschichte. Von Professor C. Witt. (Stuttgart. Max Waag.)

Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.)

Beethoven. Von Emil Lucka. (Wien. C. W. Stern. 1906.)

Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Volksausgabe. 2 Bände. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1905.)

Was alle Welt sucht. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb.

Das Größte, was wir kennen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr, 2., verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1905.)

Glocken. Ideales, Geschichtliches, Technisches. Von Kuhn-Kelly, St. Gallen. (St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 1904.)

Mein Himmelreich. Von Peter Rosegger. Ins Böhmische übersetzt von K. Velemínského. (Prag. J. Laichter. 1905.)

Dyologie, oder die Lehre von den zweierlei Menschen. Von Leonore Sienkiewicz u. Dusnelda Bortmann-Sienkiewicz. (Bern. Selbstverlag.)

Intérieurs. Allen denen, die begreifen, zugeschrieben von Dr. Richard Kühnelt. (Abbazia. Franz J. Schmid.)

Sprichwörterbuch. Herausgegeben von Franz Freiherrn v. Lipperheide. Lieferung 1. (Berlin. Expedition des Sprichwörterbuches.)

Ungarische Rhapsodien, politische und minderpolitische. Von Lutz Korodi. (München. J. F. Lehmann.)

Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche, National-Sprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Von R. Handmann. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1905.)

Schalk- und sündhafte Plauderei nach Noten. Von Kuhn-Kelly. (St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei.)

Chinesische Tautropfen. Kulturhistorische Skizzen und Anregungen von Eduard Wilhem v. Thümen. (Villach. J. Gitschthaler. 1905.)

Die Pflege des Kindes vor und nach der Geburt. Von E. Schönborn. (Berlin S. Buchhandlung und Verlag „Der Naturarzt".)

Vinzenz Prießnitz. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages. Ein Wort an das deutsche Volk von Philo vom Walde. (Berlin. Verlag der Geschäftsstelle des Deutschen Bundes.)

Die Jugendfürsorge mit Rücksicht auf das Gesetz der Vererbung im allgemeinen und der erblichen Belastung im besonderen. Vortrag von Kuhn-Kelly. (St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei. 1903.)

Ist unser Gymnasium eine zweckmäßige Institution zu nennen? Von Alexander Hinterberger. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Pinselzeichnen. Vorbilder und Vorlagen nebst Anleitung. 2 Hefte. (Ravensburg. Otto Maier.)

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In zirka 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in drei Bänden. (Wien. Karl Fromme.)

Reformkochbuch oder wie koche ich ohne Fleisch und Alkohol? Von Ida Spühler. Für Frauen von Vegetariern und Antialkoholisten ein geradezu unentbehrliches Handbuch. (Zürich. Fäsi & Beer. 1901.)

Bilder. Verlag B. G. Teubner, Leipzig: **Das Fähnlein der sieben Aufrechten.** Von Ernst Würtenberger. **Abendfrieden.** Von Liner. **Sternennacht** (Matterhorn). Von Wieland.

Erziehungssorgen. Wegweiser zur Heilung der Fehler unserer Jugend. Von Regierungs- und Schulrat a. D. H. Kietz. (Leipzig. Konrad Grethleins Verlag.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Bis zur 10. Lieferung erschienen.

G. Hübner's geographisch-statistische Tabellen für 1906. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt. Heinrich Keller.)

Deutscher Volkskalender für 1906. Herausgegeben von August Jekelius. 2. Jahrg. (Kronstadt. H. Zeidner.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

E. W., Wien. Seit etwa zwei Jahren schreiben Sie uns einmal sentimental, einmal kläglich und zur Abwechslung einmal flegelhaft; wir sollten Ihnen Ihr Gedicht „Sehnsucht nach dem Frühling" zurückschicken. Die Sehnsucht muß mittlerweile doch schon mehrmals in Erfüllung gegangen sein, was quälen Sie sich noch!

B. B. A., Mannheim. Den Bescheid finden Sie am Schlusse dieser Postkarten. Er gilt für alle.

C. Ch., Paris. Sie höhnen die Deutschen und gleichzeitig ersuchen Sie mich, für Ihr Blatt — zu schreiben! Ja, kann denn einer schreiben, der die Hand zur Faust ballt? R.

G. F., Nürnberg. Solche Dinge lassen sich von fremder Seite niemals schlichten, das muß sich zwischen Eheleuten vollziehen. Versorgen Sie Ihre junge Frau nur mit Liebe, die bleibt stolze Siegerin. Eifersucht ist ein schlechter Wächter, eher eine Kupplerin. In der Ehe ist das Vertrauen die Mutter der Treue.

„Einsam." Warme, frohe Liebe zu den Mitmenschen, frisches, stets heiteres Vertrauen zu sich selbst — wenn Sie es so weit brächten, dann stünde vieles anders. Ist unser Herz einmal vergrämt, dann sieht man leicht zu schwarz.

L. L., Linz. Da sehen Sie sich gerade einmal Kernstocks neues Büchlein „Unter der Linde" an und Sie werden Ihr Urteil, daß es in der neuen Literatur keine deutsche Männlichkeit und Innerlichkeit mehr gäbe, zurücknehmen.

Dr. **W. L., Paris.** I. N. R. I., frohe Botschaft eines armen Sünders, ist bisher nur in deutscher, dänischer, schwedischer und englischer Sprache erschienen. Um Erlaubnis zu einer Übersetzung ins Französische hätten Sie sich an den Verleger L. Staackmann in Leipzig zu wenden.

J. E., Wien. Es gibt keine österreichische Literatur. So wenig als es z. B. eine preußische oder eine schweizerische Literatur gibt. Wohl aber eine deutsche, eine französische, eine italienische. Literaturen gründen sich nicht auf Staaten, sondern auf Sprachen.

J. W. in G. Jenem Aufsatze nach zu schließen dürfte Johannes Müller wohl evangelisch sein.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hans Johanns Hauptsache.

Geschichte eines seltsamen Menschenkindes von **Peter Rosegger.**

Wenn ich sage, es war ein einzig guter, rührender Mensch, so legt jeder das Blatt hin und läuft davon. So sage ich lieber, er war ein Taugenichts.

Und das war er auch.

In den Schulen, wo er stets vorgeschriebene Marschroute hatte, da ging es noch an. Aber als er selbst der leitende Teil ward, als Lehrer in der Dorfschule, da ging es nicht mehr an. Die unterschiedlichen Kinder machten ihm viel zu große Sorgen, als daß er sich ihrem Unterrichte widmen konnte. Ob sie in der Fibel lesen konnten oder auf der Schiefertafel die Ziffern zusammenzählen und in einer sehr pedantischen Ordnung hinschreiben, das war Nebensache. Hauptsache war die Gesundheit. Und so kümmerte er sich, ob das kleine Volk auch warme Jöpplein hätte und Schuhe an den Füßen, ob die Kinder wohl gewaschen und gekämmt wären — und wo es mangelte, da griff er flink zu und trachtete, beim Bäcker, beim Müller, beim Fleischer, als den Großen des Dorfes, für die armen Wald- und Gebirgskinder altes Gewand zu bekommen; er nahm auch Eßwaren und ließ durchblicken, daß solche Wohltaten an ihren eigenen Kindern würden vergolten werden. Die großmütigen Spender verstanden das so, daß — wie die Kinder der Armen Not an Hemden und Strümpfen hätten, die Kinder der Reichen zumeist

Digitized by Google

Not an guten Schulnoten haben, und daß der Herr Lehrer dann wohl den richtigen Ausgleich treffen würde. Hans Johann sah auch wirklich nicht ein, weshalb er die Spenden für mittellose Kinder nicht mit hübschen Fleißzetteln und ausgiebigen Fortgangsklassen der reichen Bürgerskinder schlichten sollte. Hauptsache war die Gesundheit. Und so setzte er sich auch gerne zu den Kindern auf eine Bank und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln, wie sie gesund bleiben, ihren Körper stärken und zur Arbeit tüchtig werden könnten. Solches Bestreben war nicht fruchtlos und nach einem Jahre schon waren alle Kinder reinlich gehalten, soweit ordentlich gekleidet und von frischerem Aussehen. Der Bezirksschulinspektor aber konnte bei der Schulschlußprüfung nichts als den Kopf schütteln und die Hände ringen, und nachdem die Kinder nach überstandener Plage lustig davondrollten, stellte er sich vor den Lehrer hin, rang wieder die Hände und rief: „Aber um Gottes willen! Herr Johann!"

Sonst sagte er nichts. War auch nicht nötig. „Seh's eh ein", sprach der Lehrer ganz gemütsruhig, „daß ich nicht recht tauge zu einem Lehrer."

„Wenn Sie irgendwo eine Stelle als Kindsmagd bekommen können, greifen Sie sofort zu." Mit diesem wohlwollenden Rate ging der Bezirksschulinspektor seines Weges.

Und der Hans Johann des seinen. Denn er war erledigt. Aber nicht auf lange. In demselben Orte hatte er unschwer die Briefträgerstelle bekommen. Er hatte täglich über Berg und Tal zu gehen und den zerstreuten Vierteln die Post zu vermitteln. Das tat er auf das gewissenhafteste, und wenn ihm ein Bauer eine Post auftrug, für ihn im Dorf Einkäufe zu besorgen, oder eine Bäuerin irgend was Wichtiges zur Nachbarin zu befördern hatte, so tat ers bereitwillig, vergaß aber dabei manchmal, einen Brief abzugeben. Es war zuwider, aber Besonderes daran konnte Johann nun nicht finden. Was pflegen sich die Leute denn zu schreiben? Daß sie, Gott sei Dank, soweit gesund sind, daß der oder die geheiratet hat oder gestorben ist, daß es sonst nichts Neues gibt und daß sie schön grüßen lassen. Ob die Bauern das wissen oder nicht, Hauptsache ist, daß man ihnen mitunter eine Gefälligkeit erweisen kann. Das ging ein Jährchen so herum. Dann kam die Geschichte mit dem Geldbrief. An den Obergamshofer in Spittelberg hatte Johann einen Geldbrief zu bestellen. Aber der Weg dahin ist ziemlich weit, unterwegs hatte er ein mühseliges Bettelweib getroffen. Dem war die Fußkrücke entzweigegangen und so konnte es nicht recht vorwärts. Johann ging ins Wegmacherhaus um Werkzeug und zimmerte der Alten eine neue Krücke. Denn es war just des Obergamshofers Weidknecht des Weges gekommen, dem konnte er den Geldbrief mitgeben. „Ja richtig, Mathes", sagte er noch, „das Blattel da mußt unterschreiben. Nicht können tust

schreiben? Nachher mach halt drei Kreuzeln. Bin froh, daß du mir den Weg ersparst. Hauptsach' ist, daß das Mutterl da wieder auf die Füße kommt. Bleib schön gesund, Mathes."

Einige Wochen später kam's zutage, daß der Obergamshofer keinen Geldbrief erhalten hatte, daß ihm aber sein Weidknecht durchgebrannt war. Dieses Ereignis kostete dem Briefträger allerhand und auch den Dienst.

Jetzt hatte er Zeit, sich den Hauptsachen zu widmen, und merkwürdig — jetzt verlangte niemand darnach. Ja, es kam allmählich ungefähr so heraus, als ob für den Hans Johann nun die Hauptsache wäre, einstweilen nicht zu verhungern. Er bewarb sich also wieder um einen Dienst. Das Steueramt im nächsten Bezirksorte suchte einen Amtsboten. Aber den Johann nahm man nicht an, aus Besorgnis, er würde aus Erbarmen mit den Parteien die Steueraufträge unterschlagen. Das Bezirksgericht hatte für einen Gerichtsarrest die Profosenstelle ausgeschrieben; der Bewerber Hans Johann wurde rundweg abgelehnt; der hätte keinem Arrestanten die Tür verschlossen nach dem Grundsatz, Hauptsache bei den Menschen sei die Freiheit. Soweit war unser Johann schon in Verruf gekommen. Dann verscholl er auf einige Zeit, um später in einem Haushaltungsbureau aufzutauchen.

Hier war er fleißig und akkurat und füllte seine Stelle völlig aus. Aber es war das Haushaltungsbureau eines Siechenhauses. Seine Erholungsstunden brachte er bei den Siechenden und Krüppeln zu, um ihnen die Zeit zu vertreiben und sie aufzumuntern. Er ließ sich von ihnen ihre Anliegen erzählen; sie, auf die sonst niemand mehr hören wollte, an denen jeder gleichgiltig vorüberging, waren seiner Teilnahme so froh. Er besorgte den Ofen, wenn sie fröstelte, holte ihnen ein frisches Glas Wasser, wenn sie dürstete, schrieb ihnen Briefe an Angehörige. Dann blieb er noch länger und las ihnen erbauliche oder lustige Geschichten vor oder trieb Schwänke und Späße in eigener Person. So daß die Armen getröstet und munter wurden. Wenn er darob bisweilen seinen Bureaudienst versäumte, so dachte er, ob die Reisballen, die Strohsäcke und Bettdecken und Medizinen aufgeschrieben werden oder nicht, wenn sie nur da sind. Hauptsache sind die armen Leutle und daß sie immer einmal ein bissel Zerstreuung haben.

Da war in der Anstalt ein alter Holzhändler, so vergichtet und mühselig, daß er in der dunklen Stube bleiben mußte, wenn draußen die warme Sonne schien, weil niemand war, der ihn ins Freie führte. Als nun der Schreiber Johann erschien, der tat es gerne. Er blieb auch sitzen unter dem Kastanienbaum neben dem alten Manne und hörte geduldig seinen Klagen zu. Und eines Abends, als die übrigen Spazierhumpler und Sitzer sich verzogen hatten, weil es kühl geworden und

auch Johann seinen Schützling ins Haus führen wollte, blieb der Alte sitzen, langte mit der dürren, fiebernden Hand hinter seine Brustjacke und zog ein verknülltes, vergriffenes Paket heraus.

„Herr Johann!“ sagte er leise und hastig, „das gehört Ihnen. Es ist mein Geld, sie wissen nichts davon. Ich mag nit, daß es in den großen Sack kommt, da spürt kein Mensch was davon. Sie sind der Mensch, der's recht anwendet. Es gehört Ihnen. Da, da — nur geschwind einstecken!“

Johann nahm das Paket in die Hand. „Sie meinen, daß ich's Ihnen aufheben soll.“

„Ich brauch's nimmer. Will nur, daß wer was hat davon. Erspart ist's redlich. Aber dumm dürfen Sie nit sein und es ausplauschen. Tuns es gut einschieben.“

Es schien ihm nicht weh zu tun, dem Alten, wie er nun seinen Sparpfennig hingab, an dem er wohl viele Jahre lang gesammelt hatte und an dem sein Herz gehangen war. Aber angelegentlich verfolgte sein Auge den Vorgang, wie Johann das Paket in seine Brusttasche steckte. „Schön fleißig zuknöpfeln!“ murmelte der Alte und knöpfte mit krampfigen Fingern über Johanns Tasche den Knopf ein. Bald hernach wankte er am Arm des Schreibers ins Haus.

An demselben Abend war's, daß der Direktor der Anstalt dem Hans Johann eröffnete, daß er entlassen sei. Grund gab er keinen an, war auch überflüssig. Johann wußte recht gut, daß er nicht aufgenommen worden, um die Pfleglinge zu unterhalten, sondern um die Rechnungen und Wirtschaftskorrespondenzen zu besorgen. Da er letzteres vernachlässigt hatte, so fand er seine Abdankung völlig in Ordnung.

Stärker überrascht war er nachher auf seinem Zimmerchen, und zwar von der Menge Geldes, die er im Paket fand. Dafür kann man ja ein Schloß kaufen und den alten Holzhändler in der Kalesche hineinführen! Und dann kann der Hans Johann sein Kammerdiener werden — so ist allen geholfen.

An einem der nächsten Tage, als er mit solch neuem Lebenslaufe beginnen will, ist der alte Gichtkrüppel richtig schon seit früh morgens tot. Der Johann steht wie zerschlagen da. „Was tu ich jetzt!“ Auf die Leiche verwendete er nicht viel, denn davon hat niemand was und der Hans Johann ist ein praktischer Mann. Auch Almosen teilte er nur spärlich aus; Almosen sagte er, mache Bettler; den Leuten müsse man viel gründlicher helfen. Von seinen großen Mitteln ließ er noch nichts verlauten, nur daß er ein Weilchen später im vorderen Labachtal, dort wo es windgeschützt und sonnig ist, ein Grundstück kaufte und große Erdarbeiten beginnen ließ. Eine Anstalt für Gichtleidende und Unheilbare soll errichtet werden, wo die armen Kranken besonders gut gehalten

werden müssen und wo er mitten unter ihnen leben will, um zu helfen, zu trösten, wie es nötig sein wird.

Während die weitläufigen Grundfesten zu diesem Gebäude gegraben und gebaut wurden und stellenweise schon ein Mauerwerk emporzustreben begann, half der Johann einem notigen Kleinhäusler das Heu und das reife Korn unter Dach bringen, denn das — meinte er — sei für den Bauern die Hauptsache. Inzwischen, zu den kleinen Ruhepausen, trachtete er im Heu oder auf den Garben dem Söhnlein des Kleinhäuslers das Abc beizubringen; derlei Buchstaben, sagte er, seien zwar nicht die Hauptsache, auch die Lesekunst nicht und auch die Gelehrtheit nicht, aber daß man mit solchen Wissenschaften in der lieben Welt weiterkomme und ein tüchtiger Mann werde, das sei die Hauptsache.

„Wann d' schon alleweil von der Hauptsach' redest, da hast eine!" Mit diesen Worten versetzte ihm der Kleinhäusler eine klatschende Ohrfeige. „Garbentragen heißt's jetzt und nit schulfuchsen!"

Der Johann griff sich an sein also besachtes Haupt und schwieg. Richtig ist's eh, dachte er, wenn sie im Winter was zu essen haben wollen, muß man jetzt ernten. Daß er für sich nur Undank erntete, das war er schon gewohnt und fand es auch für selbstverständlich. So viel Tiefblick hatte er wohl, um zu wissen, daß es am besten sei, einem, dem man was Gutes getan hat, nachher in weitem Bogen auszuweichen; denn die Begegnung mit dem Wohltäter, den sie nicht mehr brauchen, ist den Leuten zuwider und der ganze Mensch wird ihnen zuwider, sie wollen am liebsten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Außer sie brauchen ihn wieder plötzlich einmal, dann halten sie es auch für selbstverständlich, daß er ihnen neuerdings hilft, und wenn er das zufällig einmal nicht kann, so werden sie ihm weit feindseliger als einem anderen, der ihnen nie was Gutes getan. Das alles hatte Johann erfahren und er dachte weiter nicht darüber nach. Er war jedem dankbar, der sich von ihm etwas Gutes tun ließ und blieb ihm dankbar und betrachtete ihn als einen Gönner, dieser mochte oft noch so roh und erkennungslos sein. Nun, so hat den Johann auch die Ohrfeige nicht im mindesten beirrt, er half emsig Garben tragen, und abends, als der Häusler ihm freundlich eine gute Nacht zurief, schlich der Johann gerührt in seine Behausung und dankte Gott für die vielen guten Menschen, die er erschaffen hat.

Wenn Johann dann wieder hinausging, um die Fortschritte seines Baues zu beschauen und wie emsig hier brave Leute arbeiteten, um armen Kranken ein Heim zu schaffen, da freute ihn die ganze Welt. Jedoch aber! Als die dritte Auszahlung war und der Baumeister darauf drang, endlich doch auch einen Kostenüberschlag zu bestimmen, da kam für unsern Idealisten einmal eine wirkliche Überraschung. Er hatte gemeint, mit

seinen zweieinhalbtausend Gulden, dem Nachlasse des alten Holzhändlers, ein stattliches Krankenhaus mit den hierzu erforderlichen Stiftungen bestreiten zu können, und nun zeigte es sich, daß das Geld schon verbraucht war, während das Mauerwerk kaum noch mannshoch aus der Erde hervorstand. Da haben wir's jetzt. Der Johann griff sich an den Kopf und rief: „Deuxl, Deuxl noch einmal, daß so was so saumäßig teuer mag sein!“ Nun mußte der Bau eingestellt werden und mit dem Gelde, das zu so hohen Dingen bestimmt gewesen, war nichts geschaffen als ein durchwühlter Boden mit Schutt und Steinen. Hans Johann wollte sich jetzt den Kopf wegreißen. Nicht ob der Leute Gelächter und Spott, denn hierin hatten sie ja recht, und er lachte und spottete mit ihnen — ach wie bitter bitterlich ist es, sich selbst auszulachen. Daß er aber ein so grundschlechter Verwalter des Nachlasses gewesen und kein einziger Notleidender davon auch nur um eines Hellers Wert Erleichterung hatte, das wollte ihm nicht gestatten, einen solchen Kopf noch länger auf dem Rumpfe stehen zu lassen. Jetzt wußte er endlich auch, was bei ihm die Hauptsache war. Eine grenzenlose Dummheit.

Fast schien es, als hätte er nun auch allen Kredit verloren. Wenn er jemandem auf der Straße das Bündel wollte tragen helfen, oder wenn er am geländerlosen Labachsteg schwindelige Leute hinüberführen wollte, da sagten sie dreist: „Schau du auf dich selber!“ Und das war tatsächlich ein guter Rat, denn er begann leiblich zu verkommen und zu verderben. Auf der Baustelle, zwischen den Mauern und Sandhaufen baute er Erdäpfel an, aber diese wußten, daß der stolze Grund nicht ihnen vermeint gewesen, fühlten darob ihre Ehre verletzt und wollten nicht recht wachsen. Als sie im Spätherbste endlich doch so weit waren, daß sie den Spaten lohnten, dachten die Nachbarsleute: der Johann verschenkt sie ja doch! und stahlen ihm die Erdäpfel in der Mondnacht.

So ist die praktische Seite von Johanns Tätigkeit stets unpraktisch ausgefallen, während über die ideale das Fazit im Himmel gezogen wird, wir einstweilen also keinen Einblick haben. Zu jener Zeit aber behauptete ein tiefsinniger Mensch, der Hans Johann würde seinen Mitmenschen noch einmal tüchtig imponieren und er hätte das Zeug zu einer großen Heldentat. Man hörte aber nichts weiter, als daß Johann in einem Eisenwerke ein Weilchen Schichtenschreiber war. Später soll er in einem Meierhofe des Unterlandes als Taglöhner gesehen worden sein. Und dann hörte man gar nichts mehr von ihm. Er war verschollen und auf der verlassenen Baustelle, wo das große Krankenhaus hätte stehen sollen, wucherten Nesseln und Disteln.

Um so merkwürdiger ist es, daß viele Jahre später von Leuten, die darum wußten, bei Mostar in der Herzegowina auf einem Friedhof

ein halb verwitterter Grabstein gefunden wurde, der die Inschrift trug: Hans Johann, Soldat aus dem steirischen Infanterieregimente 27. Und darunter einige Worte in türkischer Sprache. Die darauf angestellten Forschungen ergaben folgendes: Hans Johann soll unter außergewöhnlichen Umständen für einen jungen Rekruten, der sehr an Heimweh litt, eingestanden sein, sei aber ein spottschlechter Soldat gewesen. Bei dem Einmarsche der Österreicher in die Herzegowina habe sich auf einem Bergpasse zwischen den Österreichern und den Türken ein Gefecht entsponnen. Johann sollte schießen, da sah er in demselben Augenblick, von einer anderen Kugel getroffen einen türkischen Soldaten fallen. Das Gewehr warf er weg und eilte hin, um dem Schwerverwundeten beizustehen. Während er ihm aus seiner Feldflasche Labung einzuflößen suchte, sank er selbst nieder, von einer österreichischen Kugel getroffen. Der türkische Soldat, der mit dem Leben davongekommen, habe den barmherzigen Österreicher mit Ehren begraben lassen und den Denkstein mit der Inschrift gestiftet. Die türkischen Worte auf demselben heißen zu deutsch: Aller Hauptsachen Hauptsache ist die Liebe.

Eine glückliche Ehe.

Von **Alice Schalek.***)

Vor dem schwarzverkleideten Portal des alten, vierstöckigen Hauses auf der Landstraße stand der würdevolle Portier der Pompes funèbres mit dem weiten, pelzverbrämten Mantel und dem hohen, schwarzen Stabe, und gab acht, daß sich die gaffende Menge zu beiden Seiten des Toreinganges nicht zu weit vordränge und dem erwarteten Trauerzuge den Weg nicht versperre. Die viersitzigen Trauerequipagen, jede mit einem Diener in schwarzer Gala hintenauf, standen in schier unabsehbarer Reihe die Straße hinunter und dicht vor dem Tore harrte der sechsspännige Leichenwagen auf die sterblichen Überreste der toten Hausbesitzerin.

Oben in den Zimmern der Verstorbenen drängten sich flüsternd die Trauergäste. Die Flurtüre der sonst so stillen Wohnung im ersten Stocke stand weit offen, schwarzgekleidete Menschen, Damen mit langen Kreppschleiern und Herren mit florumwundenen Zylinderhüten, Dienstleute und Leichenträger erfüllten die Räume, über denen ein schwüler Duft von welkenden Blumen und Lorbeerbäumen schwebte.

*) Aus „Auf dem Touristendampfer", Novellen von Alice Schalek. Wien. Karl Konegen. 1905. Wenn dies Büchlein nichts als diese kleine Erzählung enthielte, so müßte man es schon herzlich liebgewinnen. Aber es erzählt auch noch sechs andere Geschichten, die in ihrer Art ebenso trefflich und gemütsinnig sind.

In einem von der übrigen Wohnung abgetrennten, mit schwarzem Tuche ausspaliertem Raume, zu dem vom Vorzimmer ein eigener Zugang führte, lag die Tote aufgebahrt. Sechs hohe Kerzen brannten zu beiden Seiten des Katafalks. Auf dem Betschemel vor dem Sarge kniete der Gatte der Verstorbenen, Magistratsrat Vinzenz Ehrenberger. Er hielt den Kopf tief über die gefalteten Hände gebeugt und betete ein Vaterunser. Dann stand er auf, die Diener traten heran, und während die Menge zurückdrängte und eine Gasse freiließ, hoben sie den Sarg und trugen ihn hoch über dem nachfolgenden Trauerzuge zu dem harrenden Wagen hinab.

Vinzenz Ehrenberger schaute fast ängstlich zu Boden. Er fühlte die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet, und noch stärker als vorher überkam ihn die seltsame Unruhe, die ihn seit der Todesstunde seiner Cilli quälte.

Bisher war sein Leben so regelmäßig wie ein Uhrwerk vorwärts gegangen, bis zu dem Tage der vorigen Woche, wo es plötzlich abschnappte, um sich in Aufregung und peinliche Ungemütlichkeit zu verwandeln. Und während er im ersten der Trauerwagen hinter dem Sarge her zur Kirche fuhr, zog diese schreckliche Zeit noch einmal an seinem inneren Auge vorüber.

Es war sehr schnell gegangen mit der Cilli, kaum daß sie eigentlich recht über Unwohlsein geklagt hatte. Ganz unvorbereitet war er eines Tages bei der Heimkunft aus dem Bureau von der entsetzten Köchin im Vorzimmer mit der Nachricht von dem Schlaganfalle seiner Frau empfangen worden.

Drinnen lag sie schon bewußtlos, als er eintrat. Der rasch herbeigeholte Arzt sagte ihm gleich, wenn auch mit aller Schonung, daß alle Hoffnung vergebens sei. Und wenige Stunden später, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb sie so sanft und still, daß er, der an ihrem Bette in Nachdenken versunken war, erst aufschrak, als die Krankenschwester ihr die Augen zudrückte und über die Regungslose das Zeichen des Kreuzes machte.

Vinzenz Ehrenberger war dann mit seltsamen Gefühlen bei der Leiche seiner Frau gestanden — nach dreißig Jahren einer glücklichen Ehe. Tag für Tag, all die lange Zeit hindurch, war er nach dem gemeinsamen Frühstück in sein Amt gegangen, während sie die Wirtschaft besorgte, und immer erst knapp vor dem Mittagessen nach Hause gekommen, zwischen dessen Gängen er seine Zeitung las. Dann pflegte er ein Weilchen zu schlafen, ehe er noch auf zwei Stunden ins Amt ging, und abends eilte er, so rasch er dort loskommen konnte, in sein Stammgasthaus, um bei Bier und Zigarren zu tarockieren und Politik zu machen. Die Frau besuchte indessen ihr Kränzchen, das täglich bei

einer anderen Freundin stattfand, aber sie wartete immer schon zu Hause mit dem Auftragenlassen auf ihn, wenn er gegen neun Uhr zum Nachtmahl heimkam. Da besprachen sie die wichtigsten Ereignisse, die Neuigkeiten der Gasse und der Bekannten und um zehn Uhr lag er allabendlich zu Bette und las das Abendblatt, während sie noch Anordnungen traf und im Hause umhertrippelte. Des Sonntags besuchten sie morgens zusammen die Kirche und nachmittags seinen Bruder, wo sich stets ein dritter zum Tarock einfand, während die Cilli bei der Schwägerin saß.

Es gab fast nie einen Streit in dieser Ehe, die allgemein für eine sehr glückliche galt. Und sie war es ja auch. Es war eine Ehe wie tausend andere, in denen der Mann sein ganzes geistiges Leben außer dem Hause lebte. Und trotz der gemeinsamen Wohnung wußten sie nach dreißig Jahren kaum mehr voneinander als die äußeren Gewohnheiten — ihre Seelen waren sich fremd geblieben.

Jetzt stand er an ihrem Totenbette. Und ein ungeheures Staunen stieg in ihm auf, wie es denn möglich sein konnte, sie so ruhig anzusehen, wie sie da vor ihm lag, tot, starr und stumm. Er fühlte nichts in seinem Innern als eine peinliche Verpflichtung, den tiefen Schmerz zu gehörigem Ausdruck zu bringen, den der Arzt, die Krankenschwester und die entsetzten Dienstleute von ihm erwarten mußten; aber er fand kein echtes Leid, kein wirkliches Weh, nicht die Verzweiflung, von der er so oft gelesen und die er bei anderen in solcher Stunde stets selbstverständlich gefunden hatte.

Eigentlich — nahe gestanden war sie ihm niemals. Er hatte die Hausbesitzerstochter geheiratet, weil ihre und seine Eltern es wollten, weil er in den Jahren stand, in denen man sich ein eigenes Heim zu gründen pflegte, weil sie eine große Mitgift bekam und weil sie ihm auch nicht mißfiel. Aber sie hatte dann nicht mit ihm, sondern neben ihm gelebt — allerdings hatte er auch nie den Versuch gemacht, sich ihr innerlich zu nähern. Es genügte ihm, ihr die Treue zu halten, aber er sah nie mehr in ihr als eine ausdauernde und liebevolle Wirtschafterin, die ihm innerlich fern stand und für die ihm nach dem täglichen Austausche geistiger Anregungen mit Freunden und Bekannten nichts mehr übrig blieb. Und auch jetzt, nach ihrem Tode, sprach nichts in seinem Herzen für sie als die Gewohnheit und er fühlte deutlich, daß die Erinnerung an ihr Wesen verwischt sein würde, noch ehe die Erde sie deckte.

Äußerlich freilich verursachte das Ereignis einen förmlichen Aufruhr in seinem stillen Leben. Alles schien ihm aus dem Geleise geraten. Seit der Todesstunde — seit jener sonderbaren Entdeckung, daß der erwartete Schmerz ausgeblieben war — ließen ihn die Vorbereitungen für den heutigen Tag keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Da mußten

die Geistlichkeit verständigt, die Aufbahrung, das Begräbnis, die Anzeigen an die Zeitungen besorgt werden, dann mußte er zur Versendung der Partezettel die Adressen seiner Bekannten erst aus dem Wohnungsanzeiger zusammensuchen. Und dabei hieß es sehr vorsichtig auf die Titel achten, denn manche waren seit der letzten Ausgabe des Buches avanciert und insbesondere bei seinen Vorgesetzten konnte das geringste Versehen leicht Anstoß erregen. Das kostete ihn viele Stunden. Dann mußte er die Parteien des Hauses verständigen, Kränze bestellen, Trauerkleider anfertigen lassen, auch für die gänzlich verstörten Dienstmädchen, er brauchte Visitkarten und Briefpapiere mit Trauerrand, mußte mit dem Advokaten Rücksprache nehmen und tausend andere kleinere und größere Angelegenheiten erledigen. Trotz seines Urlaubes vom Amte hatte er in all den Tagen kaum Zeit gehabt, im Gasthause rasch etwas zu essen, und während man seine Wohnung mit den äußeren Zeichen der Trauer ausstaffierte, war er noch nicht dazugekommen, über das, was ihm geschehen war, nachzudenken.

Bis zum Begräbnistage dauerte das unruhige Hasten, weil er alles zum Besten erledigen wollte. Derselbe Geistliche, der sie vor dreißig Jahren in der Rochuskirche getraut, sollte dort seiner Frau zum letzten Wege wieder den Segen erteilen.

Schon lange vor der angegebenen Stunde strömten die Leidtragenden in die geöffnete Wohnung. Jeder drückte dem Magistratsrate die Hand und sagte ein paar teilnehmende Worte, die dieser dankend erwidern mußte. In dem gedrückten, klagenden, halblauten Ton, den er in den letzten Tagen angenommen hatte, erzählte er immer wieder von ihrem raschen Tode, dessen Schmerzlosigkeit ihm den einzigen Trost bieten müsse, und dabei hörte er seine Stimme wie einen außerhalb seiner selbst mechanisch schwingenden Klang und hielt auf seinem Gesichte krampfhaft den ihm von der Welt vorgeschriebenen ernsten, düsteren Ausdruck fest. Dabei aber sah er jeden, der kam, vermißte jeden, der fehlte, und hörte jedes Wort, das neben ihm geflüstert wurde. Denn wenn die Neuangekommenen ihre Pflicht erfüllt und dem Witwer ihre Teilnahme ausgedrückt hatten, dann durften sie ihre Gesichter wieder in die natürlichen Falten legen und mit den an den Wänden Herumstehenden von allem möglichen leise schwatzen, unbekümmert darum, das der Tod im Hause weilte. Dieser Tod galt ja heute nicht ihnen und sorglos vergaßen sie, daß er über allen schwebe und daß keiner von ihnen wissen könne, wann ihn dasselbe Schicksal ereilen würde. Heute war eben Vinzenz Ehrenbergers Haus an der Reihe.

Und so bildete sich immer wieder eine Leere um ihn, der mitten im Zimmer stand, denn seine besten Freunde, die ihm sonst tagtäglich so froh und unbefangen begegneten, vermieden es heute, mehr als die

nötigsten Worte mit ihm zu wechseln. Er fühlte sich wie ausgeschlossen aus seinem eigenen Kreise, weil seine Frau gestorben war. Man ließ ihn ehrerbietig, aber selbstverständlich mit seinem Schmerze allein, er aber empfand nur eine verlegene Unsicherheit, eine beklommene Unruhe, weil er sich als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wie herausgerissen fühlte aus seinem täglichen Einerlei durch ein Ereignis, dem er verständnislos gegenüberstand. Nur einen heißen Wunsch empfand er klar und deutlich — daß doch auch dieser schreckliche Tag endlich vorübergehen möge — — —

Er gab sich selbst einen Ruck, als der Wagen vor der Kirchentüre hielt. Dann schritt er tiefgebeugten Hauptes, den Hut in der Hand, hinter den Ministranten, die den Sarg eingeholt hatten, in das Hauptschiff hinein. Drei mit schwarzem Tuche überzogene Bänke waren auf beiden Seiten für die nächsten Leitragenden bestimmt, links für die Frauen der Verwandtschaft, rechts für die Männer. Die erste blieb für den Magistratsrat allein reserviert.

Als er eben Platz nehmen wollte, drängte sich ein altes Weiblein dicht an ihn heran. Sie schluchzte bitterlich und suchte ihm die Hand zu küssen.

„Jessas, gnä' Herr, uns're arme Gnädige! Nein, was Sie an ihr verlor'n hab'n — — —"

Das Schluchzen erstickte die ferneren Worte.

Vinzenz sah auf. Es war die alte Marie, die ehemalige Köchin, die jahrelang bei seiner Frau gedient hatte und die jetzt die Wäsche des Hauses wusch.

„Ja, ja, Marie!"

Er nickte flüchtig dankend und trat rasch an seinen Platz, weil eben die Orgel mit tiefem, brausendem Klange einsetzte.

Das Begräbnis erster Klasse mit all seinen Zeremonien — die Ehrenbergers durften sich als im ganzen Bezirke bekannte Hausherrenleute doch nicht lumpen lassen — gab nun endlich dem Magistratsrate Gelegenheit und Muße, über alles mögliche nachzudenken. Eigentlich fand er hier die erste ruhige Minute der Sammlung seit seiner Cilli Tod.

Zuerst folgten seine Blicke halb zerstreut den heiligen Handlungen, dann tönte ihm plötzlich ein eben vernommenes Wort im Ohre:

„Was Sie an ihr verlor'n hab'n — — —"

Und zum erstenmal dachte er an die Zukunft und daran, wie sich sein Leben ohne die Cilli nun gestalten würde. Er sah sich plötzlich im Geiste allein bei dem bisher so gemütlichen Frühstück. Die Cilli wußte, wie er den Kaffee liebte, nicht zu stark, nicht zu weiß, und sie saß immer so ruhig ihm gegenüber und wartete, bis er ausgetrunken hatte, um ihm noch eine halbe Tasse nachzufüllen.

Einmal — bloß einen Morgen lang — hatte sie ein Unwohlsein ans Bett gefesselt — aber an die dadurch entstandene Ungemütlichkeit erinnerte er sich ganz deutlich. Er hatte den Kaffee verschüttet, sich dabei ein wenig verbrüht und natürlich zum Nachguß zu wenig im Kännchen übrig behalten. Und so ähnlich würde es nun wohl immer sein.

Vormittags, bei einem Ärger mit dem Chef oder sonst einer Unannehmlichkeit pflegte er immer mit einem Aufatmen an das Mittagessen zu denken. Die Cilli entdeckte stets die ersten jungen Backhendel mit frischem Salat, den zartesten Spargel, die süßesten Kirschen, sie verstand es, das Essen ungewöhnlich saftig und schmackhaft zubereiten zu lassen — Leberknödel machte sie selbst, das war ihre Spezialität — und auch das sollte für immer vorüber sein! Jetzt würde er wohl selbst vor dem Fortgehen mit der Köchin den Küchenzettel machen und auf alle derartigen Überraschungen verzichten müssen.

Nach dem Essen lag stets auf seinem Sofa ein weiches Kissen für ihn vorbereitet, im Winter auch eine warme Decke, und die Cilli wachte mit unnachsichtlicher Strenge darauf, daß er im Schlafen nicht gestört werde. Am Todestage ihrer Mutter, an dem sie alljährlich nach Wiener-Neustadt zu deren Grabstätte fuhr, polterte immer gerade während seines Nachmittagsschläfchens jemand in sein Zimmer und schlug nebenan die Türe zu.

Und dann hatte die Cilli immer darüber nachgedacht, was er anziehen sollte, manchmal morgens den Pelz, mittags, wenn die Sonne herauskam, den einfachen Mantel. Sie schickte ihm seinen Schirm ins Gasthaus, wenn es unversehens zu regnen begann, sie schnitt ihm die Zeitung auf und brachte ihm abends Schlafrock und Pantoffeln; das Gabelfrühstück, das er morgens ins Amt mitnahm, lag täglich sorgsam zubereitet auf seinem Platze, die Pfeife war immer gereinigt und gestopft — zum erstenmal fiel's ihm plötzlich auf, wieviel Liebe eigentlich dazu gehöre, all diese hundert kleinen Wünsche im vorhinein zu erraten, zu erfüllen. Eine Wirtschafterin würde das niemals treffen, denn die tat bestenfalls ihre Pflicht — die wußte nichts von der liebevollen Sorge, die ihn bisher umgeben und die so still und geräuschlos gewaltet hatte, daß er gar nie merkte, wie unentbehrlich ihm die Cilli war.

Und plötzlich überkam ihn die Erinnerung an seine Krankheit im vorigen Jahre. Er hatte zwar von der leichten Influenza nicht viel zu leiden gehabt und die Tage des Nichtstuns, des wohligen Ausruhens nach dem Fieber, in denen die Cilli ihn wie einen vom Tode Erstandenen umsorgte, waren — wenn er es recht bedachte — eigentlich eher schön gewesen. Aber in den ersten Nächten, als er des Fiebers halber nicht schlafen konnte, zündete sie geduldig und unermüdlich immer wieder das Licht an und verlöschte es, wenn er es wollte, sie brachte Tee und

Limonade und wechselte die Umschläge — er aber hatte es selbstverständlich gefunden, daß sie nicht aus den Kleidern und zur Ruhe kam, wenn er litt. Und er fand es eigentlich auch heute unverantwortlich von ihr, daß sie ihn, wenn auch zum erstenmal, treulos verließ und daß er nun eben sehen mußte, wie er das Leben allein fertig brachte.

Er sah sich im Geiste krank zu Bette liegen — einsam und elend, den unverläßlichen, gedankenlosen Dienstmädchen überantwortet. Kein Mensch sorgte um ihn, keiner fragte nach ihm. Er würde des Nachts wach liegen, ohne daß ihm jemand Mitleid zollte und seine Schmerzen teilte — allein, allein — — —

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden — — —“

klang es in feierlichen Akkorden vielstimmig vom Chore herab.

Jählings riß ihn der Gesang in die Wirklichkeit zurück. Und ein plötzliches Weh kam so heftig, so machtvoll über ihn, daß Vinzenz, seine Umgebung vergessend, mit einemmal in ein lautes, schmerzhaftes Weinen ausbrach. Er barg das Gesicht in den Händen und die große, schwere Gestalt des Magistratsrates wurde von einem krampfartigen Schluchzen geschüttelt.

Der Gesang war verhallt — in der Kirche herrschte Totenstille. Jeder in der lautlos dasitzenden Menge hatte den plötzlichen Schmerzensausbruch gehört. Und die Trauergäste reckten die Hälse und blickten mitleidig zu dem Witwer hinüber.

„Zuerst hab' i g'meint, er nimmt's net so schwer“, flüsterte Frau Solinger, die Partei vom dritten Stock, ihrer Nachbarin zu, „aba seg'n S', jetzt packt's 'n freili, sie war'n halt doch soviel glücklich mitanand'.“

Wie ich meine Frau eifersüchtig machte.

Erzählung von **Hans Walser.**

So hatte an der Tafelrunde also jeder der Reihe nach das Ungewitter seiner Ehe erzählt. Nun war's an dem Ingenieur Thomi.

„Es ist daher evident, meine Herren“, begann dieser, „daß jede Ehe, auch die beste und glücklichste, ihre Stürme, ihre Hochgewitter hat. Aus den sechs eben erzählten Fällen ist es leicht zu erkennen, um was die Stürme sich drehen — eben um die beiden Pole Mann und Weib. Die Geschichten sind sich ähnlich, sind miteinander verwandt. Ich erwartete, daß eine oder die andere derselben aus der Art schlagen würde, doch ich sehe, daß es mir allein beschieden ist, etwas Außerordentliches zum besten zu geben.

Hören Sie. Ich hatte eine Frau, die nicht eifersüchtig war. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe wohl noch die Frau, aber sie hat nicht mehr die Tugend, um die mich alle Welt beneidete. Ich habe ihr die Tugend abgewöhnt, es mußte mit Gewalt geschehen. Aber ich will nicht vorgreifen. Bald nachdem ich vor einunddreißig Jahren meine Eva geheiratet hatte, erkrankte ich an einem Magenleiden, das mich auf lange Zeit nahezu siech machte. Entkräftet und verdrossen mußte ich die meiste Zeit auf meinem Zimmer zubringen, während meine junge Frau in Konzerte, Theater, auf Volksfeste und Landpartien ging und die schöne Welt genoß. Allerdings stets in Begleitung ihrer beiden Cousins, wovon einer Offizier, der andere Studierender an der Universität war. Zwei schneidige Burschen, so daß ich mir eigentlich gratulieren konnte, meine Eva stets in sicherer Hut bei Verwandten zu wissen. Die Väter meiner Frau und ihrer Mutter waren Brüder gewesen. Aber ein älterer Freund, der mich eines Tages besucht, redete so neben Betrachtungen über meine Krankengeschichte her allerlei Menschliches, darunter auch, daß man sich selbst auf Blutsverwandte nicht in allen Fällen verlassen dürfe. Besonders zwischen Cousins und Cousinen sei — kurz .... Da brach der Freund ab, sah auf die Uhr und fand, daß er sich bereits bei mir verspätet habe. Der Floh in meinem Ohr sprang aber ganz wütend hin und her. Und abends, als meine liebe Frau wie immer froh erregt nach Hause kam, um sich wieder in die Einförmigkeit der Krankenstube zu finden, schien mir, als sei in ihrem Rundgesicht ein gewisser Widerwillen bemerkbar. Nun begann ich anzüglich zu reden, freilich fände ich es begreiflich, daß es ihr draußen bei lustigen Leuten besser gefalle, als in einer Krankenstube. Aber ich möchte sie nur erinnern, was sie beim Standesamt versprochen hätte! — Wie ich das meine? — Den Ehegatten auch in Krankheit und Not nie zu verlassen... Jetzt blickte sie mich verblüfft an. Ob sie es hierin an etwas fehlen ließe? Ob sie mir nicht persönlich alles täte, was sie glaube, daß mir gut tun könne? Ob sie die paar Stunden, die sie außer Hause sei, nicht der Pflegerin alles einschärfe? — Das, war meine Entgegnung, hätte ich nicht sagen wollen, und weshalb sie einer geraden Antwort ausweiche? Nun, wie bemerkt, ein paar lustige Vettern seien unterhaltsamer als der kranke Ehemann! — Rasch stieß ich's heraus, in mir kochte alles, mit den Nerven war ich ja arg herabgekommen. Sie aber lachte jetzt leichthin auf und sagte: Mir scheint, du bist eifersüchtig! Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch und schrie: Ich leid es nicht mehr länger!

Für denselben Tag war's abgebrochen. Aber schon an einem der nächsten Tage wiederholte sich Ähnliches, und da gab meine Eva ganz ruhig zu verstehen, wieso ich ihr die liebe Gesellschaft verbieten könne, da doch auch sie mir völlig freigebe, umzugehen mit wem ich wolle.

Sie hatte freilich leicht reden in jenen Jahren. Aber selbst, als es später besser wurde mit mir und jene Cousins längst in weiter Ferne weilten, ging sie täglich ein paar Stunden nahezu eigensinnig ihrer Wege und ließ mich die meinen gehen. Ich aber glaubte nicht an Liebe, die ohne Eifersucht ist. Ich selbst hatte ja meine Eifersucht, die immer noch heftiger wurde, mit der Liebe begründet. Ich empfand wirklich auch gar keine Neigung, meiner schönen Eva untreu zu sein, obschon sich vielfach gar bequeme Gelegenheit dazu geboten hätte. Und hätte ich mir freilich sagen können: Sie kennt dich eben zu gut, um eifersüchtig zu sein, sie hat eben das Vertrauen zu dir, das mit jeder wahren Liebe verbunden ist. Aber das sagte ich mir nicht, erklärte mir ihr Benehmen vielmehr als ein sicheres Zeichen gänzlicher Gleichgiltigkeit gegen mich. Ich fühlte mich todeselend. Und eines Tages klagte ich mein Unglück einem Freund. Es war ein Musiker, der nach meinem Bekenntnisse sachte zu pfeifen anhub. O Mensch! rief er dann aus, Mensch! Dann war er wieder ein Weilchen still, bis er anhub, gemütlich also zu reden: Thomi! Knie' nieder. Da, wo du stehst, knie just einmal nieder, und als ob du ein Katholik wärest, rutsche auf den Knien bis zur Kirche unserer lieben Frau und danke der Muttergottes unter heißen Freudenzähren, daß deine Frau nicht eifersüchtig ist! Du weißt es nicht, du glückseliges Kind. Eine eifersüchtige Frau ist ärger als ein siebendoppeltes Fegfeuer!"

Das half nichts. Ich wollte eine eifersüchtige Frau haben. Erstens sollte sie nur auch die Qual kennen lernen, die ich um sie ausgestanden. Zweitens sollte sie die Möglichkeit des Verlustes veranlassen, ihren Schatz mit größerer Sorgfalt zu wahren. Und wenn die Eifersucht auch ihre Liebe zu einer etwas temperamentvolleren Leidenschaftlichkeit entzündete, so konnte das nicht schaden. Erst mit der Eifersucht kommt's. O warte, Evchen, dachte ich, da nur meine Gesundheit wieder hergestellt ist und die Nervosität geschwunden, so daß sich alles mit ruhiger Überlegung ausführen läßt, du sollst mir noch ganz erträglich eifersüchtig werden.

Zur Zeit hatte die Nachbarin ein hübsches Küchenmädchen, das ich Tag für Tag auf der Stiege, im gemeinsamen Vorhause und an anderen Orten begegnete. Aber, dachte ich mir, mit diesem Feuer wäre doch nicht gut spielen. Lieber eine Häßliche. Erst wenn sie sieht, daß ich gar eine Häßliche ihr vorziehe, müßte sie mit Schrecken gewahr werden, wie viele Schöne ich ihr schon vorgezogen haben könnte. So begann ich mein Auge auf unser Stubenmädchen zu werfen. Das war soweit ganz nett an Gestalt, doch schon übertragen, hatte aber schielende Augen und ihren schwarzen Chignon nicht immer so an den Kopf geheftet, daß alles fuchsrote Haar verdeckt gewesen wäre. Mir graute vor ihr. Auch stahl sie in der Küche Zucker, weil sie gerne naschte. Meine Frau kündete ihr den Dienst, in vierzehn Tagen habe sie das Haus zu verlassen. Das war

nicht ungünstig und hier setzte ich ein. Eines stillen Nachmittags, als meine Frau wieder ihrer Wege ging und ich mit dem Stubenmädchen allein zu Hause war, ging ich auf sie zu und fing an, zärtlich zu sein. Es war erschreckend, wie morsch sie stand. Mit beiden Armen mußte ich ihren Leib umfangen, um festzuhalten, daß sie nicht umfalle. Dann drückte ich rasch zwei oder drei Küsse auf ihre gestickte aber etwas ungewaschene Halskrause, ließ sie los und unter dem Vorwand mich zu schneuzen wischte ich mir mit dem Sacktuch den Mund ab. Dann griff ich in die Tasche und sagte: So, Mina, da haben Sie zwanzig Mark. Aber Sie müssen mir einen Gefallen tun. — Ach gern, gnädiger Herr! lispelte sie. — Sagen Sie meiner Frau, daß ich mit Ihnen etwas gehabt hätte. Am besten, Sie tun es im Augenblick, wenn Sie fortgehen. Verraten Sie mich, daß ich Sie umarmt, Sie geküßt hätte, sagen Sie, was Sie wollen. — Aber mein Gott, Herr Ingenieur, was glauben Sie denn von mir? — Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Ich glaube nicht, daß sie mich ohne weiteren Anlaß verraten hätte, denn Solche sollen zumeist sehr gutmütig sein. Doch als meine Frau ihr das Dienstbotenbuch hinwarf und ihr bei dieser Gelegenheit noch einmal all ihre Schlampereien, Unverläßlichkeiten und Unsauberkeiten vorhielt, war es dem Stubenmädchen bequem, ihr einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Unsauberkeiten?! entgegnete sie giftig. Dem gnädigen Herrn bin ich sauber genug gewesen. — Die Frau: Was soll das heißen? — Das soll heißen, daß er mich, das arme Mädchen, lieber gehabt hat, wie Sie! — Na, meine Herren, das Weitere können Sie sich denken.

Ich hatte mir's zwar nicht so gedacht. Nein, so hatte ich mir die Folge meiner Machination nicht gedacht. Eva trat in mein Zimmer, gemessen und schweigend — ruhig auf mich zu, ganz instinktiv duckte ich mich. Sie rief mit ihrer gewöhnlichen Stimme — nur etwas weicher schien sie noch — ins Vorzimmer: Kommen Sie noch ein wenig herein, Mina! — Wiederholen Sie mir jetzt, was Sie früher gesagt haben! Und Mina wiederholte es, kam dabei in neue Erregung, die Eitelkeit und Phantasie ging mit der Wahrheit durch, sie sagte das Äußerste. Das schien sie wohl ihrer Ehre schuldig zu sein. Und meine Frau? Eine Minute blieb sie wie versteinert, als wäre es unfaßbar. Dann aber begann sie zu rasen und raste den ganzen Abend und die halbe Nacht. Es war gräßlich. Die erträglichsten Momente waren mir noch, wenn sie sich auf mich stürzte, mit Faustschlägen auf meinen Kopf, auf meine Wangen her. Im übrigen war ich keinen Augenblick sicher, daß sie sich selbst ein Leid antue. Noch um Mitternacht schritt sie, während ich im Bette lag, heftig das Zimmer auf und ab und hielt mir in leidenschaftlichsten Ausdrücken meine Niedertracht vor. Sie hätte so an

mich geglaubt, auf mich vertraut. Sie hätte gemeint, so wenig in unserer Ehe bei ihr ein Selbstvergessen, ja auch nur ein leiser Gedanke an Untreue möglich gewesen, so wenig könne das auch bei mir sein. An so etwas habe sie gar nie gedacht. Und nun das! Das! Um vor Haß und Verachtung nicht zugrunde zu gehen, müsse sie annehmen, ich sei wahnsinnig geworden. Leider auch das könne sie nicht. Meine Handlungsweise zeige die größte teuflische Schlauheit, sie so aus Absicht mit dieser Person in ihrem eigenen Hause tödlich zu beschimpfen. Ich, der ihr Einziges, ihre ganze Zuversicht gewesen! Und dann hub sie an zu weinen, wie ich in meinem Leben noch nie weinen gehört habe. Ich mag nicht dran denken. In mir aber schrie es auf: Mensch, was hast du da angestellt?! Ich war ja freilich nicht so schuldig, als sie glaubte und glauben mußte, aber ihr das zu beweisen, das war einfach undenkbar, unmöglich. Dazu jagte das Stubenmädchen der Teufel in der Nachbarschaft umher. Das Beest prahlte überall, der Herr Ingenieur Thomi habe sie seiner hochmütigen Frau vorgezogen und deshalb hätte sie natürlich aus dem Hause müssen. Das war doppelte Rache, auch gegen mich. Und ich wehrlos, wehrlos.

Jetzt, meine Herren, ist mir ein Licht aufgegangen, ein schreckliches. Was ich da in unbegrenzter Dummheit getan, das war nie wieder gut zu machen, nie wieder. Ich verübelte es meiner armen Frau nicht, daß sie es nicht glauben konnte, wie ich die Komödie in Szene gesetzt, nur um sie eifersüchtig zu machen. Das glaubte mir selbst von meinen Freunden keiner, war er nun durchtrieben oder naiv, das glaubte kein einziger.

Das Elend der darauffolgenden Zeit erzähle ich nicht. Meine Frau und ich waren zwar beisammengeblieben, aber so wie zwei aneinandergekettete Galeerensträflinge. Sie ging nicht mehr einen gesonderten Weg, sie blieb um mich; selbst zu meinen Berufsarbeiten und auf allen Reisen begleitete sie mich. Aber in sich gekehrt und kühl. Als jene ersten Stürme vorübergewesen, hat sie den Fall nicht mehr berührt, nicht mit einem einzigen Worte. Doch ich wußte, daß sie immer daran denken mußte, daß sie bei mir an gar nichts anderes denken konnte, als an meine Untreue. Es ist unsagbar, wie sehr sie mich erbarmte. Aber ich wagte es nicht, ihr Liebes zu erweisen; nur was heimlich geschehen konnte, um ihr ein Gutes zu tun, das geschah. So lebten wir nebeneinander hin. Manchmal lauerte ich, ob in ihrem Wesen nicht doch etwas zu entdecken wäre, was sie ein wenig ins Unrecht setzen und mich rechtfertigen könnte. Aber statt dessen fand ich, daß nicht ein Zug in ihr war, der meine frühere Eifersucht auch nur zum Teile entschuldigt hätte. Das kann ich wohl sagen, auch mein Leben war korrekt, aber viele Jahre hat es gedauert, traurige, endlose Jahre, bis alles vergeben

und vergessen war. Als erst in späteren Jahren Kinder erschienen, war die letzte Spur verwischt und meine Eva ist wieder herzlieb zu mir geworden und froh. Nichts ist zurückgeblieben bei ihr, als ein klein wenig Eifersucht, die sie zwar sorgfältig zu verdecken sucht, die ich aber merke an ihrem manchmal wehmütig bittenden Blicke. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, noch vor meinem Alter auch diesen letzten trüben Hauch von ihrer reinen Seele zu verscheuchen."

Als Ingenieur Thomi seine Erzählung geendet hatte, fragte ihn einer von der Tischgesellschaft: „Und ist Ihnen oder Ihrer Frau in jenen Tagen nicht der Gedanke an die Ehescheidung gekommen?"

„Zum Glücke, nein. Das erst wäre die Untreue gewesen. Denn wir können ohneeinander nicht leben."

Päan.

Laß immerhin — droht auch dein Herz zu brechen —
Vom Haß und von der Bosheit dich verwunden,
Gib selbst dem Spotte preis, was du empfunden,
Und fassen laß dich stets an Deinen Schwächen.

Es werden Tage kommen, die dich rächen,
Und wenn die Feinde, wider dich verbunden,
An ihren Freunden ihren Lohn gefunden:
Dann werden selbst die Steine für dich sprechen.

Dann preist man dich, statt dich wie einst zu schmähen,
Und was man niemals ernstlich an dir prüfte,
Wird dann, bewundert, sich von selbst verstehen.

Denn so nur werden frei die Weihrauchdüfte,
Die um der Menschheit Hochaltäre wehen —
Und so nur steigt ein Phönix in die Lüfte!

Ferdinand v. Saar.

Winter.

Ein Stimmungsbild aus den Bergen von **Peter Rosegger.**

Im Herbst, wenn die Sommerfrischler nach und nach sich alle verzogen haben, wenn der Landmann seine Früchte eingeheimst hat, sitze ich noch gerne am Waldrand in der stillen, blassen Sonne, schaue hin über die kahlen Felder, auf die gilbenden Wälder, auf die Berge, die ihre blauen Ätherschleier abgeworfen haben und schier kristallklar dastehen. Ich schaue den Geheimnissen des schlafengehenden Sommers zu.

Andere Leute werden zu solcher Jahreszeit vom Todesahnen befallen. Ich nicht. Ich empfinde es wie einen stillfrohen Feierabend vor einem hohen Festtag. Die Bäume legen ihren Schmuck ab, ihre Kleider; alles

schickt sich nach einem monatelangen Streit gegeneinander an zu einem behaglichen Ausruhen. Und hat der Wind das letzte Blatt von den Zweigen gerissen, dann ist ja wohl der Weg wieder frei für den Frühling, der morgen die Knospen schwellt. Auch das Fest der Toten sollte man nicht begehen, wenn die Natur so in sachter, behaglicher Vorbereitung ist, sondern warten, bis in wenigen Monaten alles wieder wach wird und aufersteht. Da grüßen uns aus der Erde hervor die Toten, da lachen sie uns an in den hellen Augen der Blumen, und da empfinden wir sie wieder als traute Ankömmlinge und als neue Lebensgenossen.

Aber nein. Das ist die Stimmung des rührseligen Stadtmenschen. Das Landvolk, das lebensfrische, weiß von keinem Schlafengehen der Natur, von keiner Ruhe seiner selbst. Im Winter wird's auf dem Lande erst recht lebendig. Die Natur ist nie so übermütig als im Winter, wenn sie, anstatt in Halmen aufwärts zu wachsen, in langen dicken Eiszapfen niederwärts wächst; sie ist nie so ungestüm als im Winter, wenn der Wind in den trotzigen Bäumen tost, sie ist nie so blendend hell als im Winter, wenn die Schneefelder funkeln wie ungeheuere Silberschilder, wenn die Feuchtigkeit der Luft uns umgaukelt in wunderbaren Schneeflockengebilden, die an Schönheit keiner Frühlingsblume nachstehen. Und die Landleute? Nie sind sie so frisch und ebenmäßig geruhigt in sich als im Winter. Nie arbeiten sie munterer als unter dem Scheunendach oder im Walde unter schneebelasteten Bäumen, wenn der Frost an den Wangen prickelt. Nie spinnen sie behaglicher am Phantasierocken ihrer Seele als an langen Winterabenden beim Herdfeuer oder dem warmen Ofen. Und nie ruhen sie so gottesfriedlich als unter der Wollendecke, wenn draußen der Uhu kreischt und der Schneestaub um die Dachgiebel tanzt. Ja noch mehr. Ich glaube sogar, die Menschen sind nie so gut als im Winter, wenn nebeltrübe Tage und lange Nächte sie veranlassen, in sich selbst einzukehren, wenn der enge gezogene Weltkreis sie in ein gemütliches Gleichgewicht bringt. Das Weihnachtsfest könnte ich mir in keiner anderen Jahreszeit denken als mitten in dem hohen Winter. Und nichts bittet so eindringlich für die Armen als das Gestöber, das an den Toren der Wohlhabenden rüttelt, als der Frost, der geheimnisvolle Zeichen meißelt aufs Fensterglas. Im Sommer weist man manchen Bettler ab, der um Nachtherberge bittet, er solle im Freien schlafen oder in einer verfallenden Hütte. Wer wagt das im Winter zu tun? Der Winter führt die Leute näher zusammen und was er an äußerer Wärme nimmt, das gibt er an innerer.

Ein Winterabend im entlegenen Bauernhause! Wenn einmal ein übersatter Weltling als Jäger oder Tourist verirrt oder durch Unwetter gezwungen in einem alten Bauernhause des steirischen Gebirges Nacht-

herberge suchen müßte, er würde vor sich in natura das deutsche Märchenbuch aufgeschlagen finden. Die wohlgewärmte Stube ist durch eine Kienspanlunte in mattem Rot beleuchtet. Das einfache, aber reichliche Mahl ist eingenommen, der große Eichentisch abgedeckt. Daran sitzt noch der Hausvater und raucht behäbig seine Pfeife. Vor ihm liegt die alte Hauspostille, aber er liest nicht, er schaut zufrieden in die Stube hin. Die Hausmutter wiegt das jüngste Kind in den Schlaf — eijo popeijo! Das größere Töchterchen strählt dem Brüderlein das blonde Haar. Die Magd flickt das Hemd des Knechtes und der Knecht beschlägt über einem Eisenleisten die Schuhe der Magd mit Nägeln. Auf dem Lehnstuhl sitzt die Großmutter beim Spinnrade und summt ein uraltes Lied. Im Ofenbankwinkel hockt ein weißlockiges Greislein und schmunzelt. Denn die Kleinen bestürmen ihn, daß er ein Märchen erzähle. Er sagt, er wisse keins mehr, dabei ist seine alte Hirnschale voll der köstlichsten Mären und Schwänke. Die Stube ist bald erfüllt von schalkhaften Geisterlein, und durch der Hausmutter und der Magd angestimmten Doppelgesang weht die Weihe des altheiligen Volksliedes durch den niederen Raum. Was da in diesem kleinen Bergwaldhause gesagt und gesungen wird — es raunt herüber aus uralten Zeiten, es ist noch das Wort und die Seele derer, die vor tausend Jahren auf diesen Schollen gewandelt sind in Lust und Leid. So führt der Winter auch die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammen.

Ja selbst das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wird vertrauter im Winter. Im Bauernhofe werden die Haustiere oft nahezu wie Familienmitglieder behandelt. Das Gesinde rückt mit seinen Lagerstätten in die Stallwärme zu den Rindern und Schafen, und selbst in der Stube das Ehebett ist nächtlich umgeben von Tieren. Unter dem Bette schläft der Hund, der in grimmen Kältenächten von der Kette befreit ist: auf der Ofenbank schläft die Katz' und auf den Wäschestangen hocken die Hühner. Die Ammern und Gimpel, von Nahrungssorgen getrieben, kommen in die Scheunen, ja — wie es schon in der Kinderfibel steht — sogar an die Fenster und picken ans Glas, ein Almosen heischend. Und das Reh, das sich sonst ängstlich scheu von aller Menschheit ferne hält, im Winter naht es sich den menschlichen Wohnungen im Vertrauen, daß das gleiche Schicksal vielleicht doch den Erbfeind versöhnt. Und der zweibeinige Feind zieht statt der Flinte das Mitleid hervor und streut dem Tiere Nahrung in den Schnee. Und dieselben schreckigen hochbeinigen Wesen, die zu anderen Jahreszeiten mit Lust und Gier totgeschossen werden, um die Winterszeit sind sie die gerngesehenen Gäste der Menschen.

Der Jäger hat schon im Herbst vorgesorgt und in tiefergelegenen Waldmulden hölzerne Hütten gebaut, sie mit Krippen versehen und mit Heu gefüllt, damit — wenn alles sonst im hohen Schnee begraben liegt

— Reh und Hirsch gedeckten Tisch finden. Da kommen aus den Wäldern, aus Schluchten und Strüppen ganze Rudel von hochgeweihigen Hirschen herbei, mit schrillem Geröhre die Luft erschütternd. An größeren Fütterungsstellen versammeln sich auch Leute wie zu einem Volksfest, aber die hungernden Tiere fürchten sich nicht, mit hastiger Gier fressen sie an dem ausgeworfenen Heu. Nach der Sättigung werden sie munter, beginnen miteinander zu scherzen, erproben einander ihr Gestämme, aber vorsichtig, daß sie sich nichts zu leide tun, belecken einander am Halse und mancher der kühnsten reckt sein Haupt über den hohen Zaun hinaus, betrachtet sich die Leute und fühlt sich sicher seines Lebens. Freilich ahnen sie nicht, weshalb sie so freundlich betraut, wozu sie so fürsorglich gefüttert werden. Es kommt der Tag, da der Jäger, der die Tiere heute so liebreich zählt, auf seinem Kerbholz anmerkt, wie viele „zur Strecke gebracht" worden sind.

Wie der Winter in dieser Art das Zusammenkommen der Wesen begünstigt, so fördert er auch den Verkehr in anderem Sinne. Wenn der Städter glaubt, daß der Winter die einzelnen Höfe und Dörfer von einander abschließe und einmauere, so irrt er freilich auch wieder einmal. Es kommt ja bei besonderem Unwetter vor, daß Menschenbehausungen durch Schnee voneinander auf mehrere Tage abgeschnitten werden. Im allgemeinen aber ist der Schnee ein Verkehrsmittel. Er glättet die Wege wie die See. Der Sommer hat kaum etwas, das sich mit der Lust einer gemeinsamen Schlittenfahrt vergleichen ließe, und seit das Skilaufen aufgekommen ist und die Rodelschlitten wieder in ihre Rechte gesetzt sind, ist manche Gegend mit Berg und Tal ein einziger meilenweiter Festplatz geworden.

Aber wichtiger als das Spiel ist die Arbeit, und für den Fleißigen auch ergötzlicher. Monatelang hat der Baumeister Steine gebrochen, der Förster Holz geschlagen, der Hirte Heu gemacht, und dann warteten sie mit Verlangen auf den Winterschnee, der ihnen über Stock und Schründe für ihre Fracht die Bahn bereitet. Was im Sommer oft nur mit ungeheueren Anstrengungen befördert werden kann, das geht im Winter spielend, und lustig gleiten die wuchtigsten Urwaldstämme auf glatter Runse dahin an ihr Ziel, ohne daß der Holzknecht dabei etwas anderes zu tun braucht als dem Block mit der Hacke den ersten Ruck zu geben.

Aber in den Sturmtagen, wenn feiner unendlicher Schnee quer vom Himmel niederweht, wenn er vom Boden wieder auffliegt, wenn er von den Dächern, den Bäumen, den Wänden herabsprüht, wenn er durch die Wandfugen in die Kammern dringt, daß ganze Schneeberge drinn entstehen, wenn er die Fenster vermauert und die Tür, so daß ununterbrochen geschaufelt werden muß, um den Zugang zu den Ställen aufrecht zu halten, und wenn dieses Wirbeln und Brausen dauert, tage- und tage-

lang, während die Morgendämmerung und die Abenddämmerung sich die Hände reichen zu einem Bunde ewiger Nacht — da wird es den Leuten wohl bange und sie sagen: „Was soll da werden?“ Wer geboren wird, der kann nicht zur Taufe, wer stirbt, der kann nicht zum Grabe. Aber siehe, eines Morgens leuchtet aus blauem Himmel die Sonne nieder auf eine stille, blendend weiße Schneelandschaft. Trockene Kälte ist da und über alle Flächen hin fliegen lustig die Schlitten. Auf einem sitzen musizierende Spielleute — dem Dorfwirtshause geht es zu.

Lasset sie pfeifen und tanzen. Wir genießen den Winter nach unserer Weise. Die Luft ist stahlhart und glattgefroren der Schnee. Wir gehen über die weite Heide hin, es ist alles so wundersam neu. Wo sonst die buschigen Fichten gestanden, ragen jetzt reglose Schneekegel auf; wo sonst Strupp und Strauch gewuchert, liegen weiße Riesenkissen; wo sonst der schimmernde Teich geruht, starrt jetzt das verglaste Auge des Eises. Dort und da fliegen Raben, suchen vergeblich nach Nahrung und krächzen. Dann rudern sie mit müden Flügelschlägen durch die Lüfte davon, und es ist ganz still. War da nicht der rieselnde Bach? Ja, der ist eingewölbt mit Eis und zugedeckt mit Schnee, wir gehen darüber hin und suchen ihn.

Und mitten in der Schneewüste da läutet plötzlich — aber ganz von ferne, das Glöcklein der Sehnsucht. Wie eine Lerche, so schwebt es einen Augenblick über uns, das Märchen vom Frühling. Nach wenigen Vollmonden und hier an dieser Stelle am murmelnden Bach wachsen die Primeln, die Veilchen, die Maßliebchen und die Vergißmeinnichte. Die Kirschbäume blühen in weichem lieblichen Weiß. Wie ein kreiselnder See, so wogt das Kornfeld, und die Schmetterlinge zucken darüber hin wie schaukelnde Blumen. Zarte Wölklein mit sonnigen Rändern ziehen selig durch das milde Blau. Eine unendliche Lust lebt und webt am Himmel und auf der Erde.

Wer wüßte, empfände etwas von dieser wonnigen Lust, wenn der ernste Winter nicht wäre! Alljährlich einmal muß uns der Sommer genommen werden, damit wir seinen Wert empfinden. Und alljährlich muß eine herbe Zeit den Menschen weisen zur Heimkehr in sein Selbst, damit er sich nicht verflüchtige und verliere in der weichen Üppigkeit des Sommers.

Josef Viktor Widmann und seine jüngste Dichtung.

Vor 13 Jahren schrieb der schwerkranke Konrad Ferdinand Meyer wehmütig an Josef Viktor Widmann: „Sie müssen jetzt das Banner halten. Gewiß mit Ehren.“ Das Wort war prophetisch.

Widmann steht seit Meyers Heimgang obenan unter den Schweizer Poeten und Prosaikern. Schon vorher wußte der Bundesrat keinen Würdigeren für den Entwurf des Glückwunsches zum 70. Geburtstag Gottfried Kellers zu wählen. Und seither ist Widmann durch sein unbefangenes, wohlwollendes Kennerwort der Vertrauensmann der Aufstrebenden, durch seine Reiseblätter und ariostischen Dichtungen der Liebling der Leser, dank seinen Verdiensten um die Schweizer Literatur Ehrendoktor der Universität Bern geworden. Widmann und die Eidgenossen dürfen miteinander zufrieden sein. Nach Erziehung und Gesinnung ist der Feuilletonredakteur des „Berner Bund" ein Musterschweizer. Nur wollen und sollen wir darüber nicht vergessen, daß Widmann seiner Abstammung nach Vollblutösterreicher ist. Vater und Mutter waren Wiener, er selbst ist am 20. Februar 1842 in dem mährischen Dorfe Nennowitz zur Welt gekommen. Reine, heiße Liebe hat die Eltern des Dichters zusammengeführt, ein im vormärzlichen Österreich unüberwindliches Ehehindernis hat sie zur Auswanderung getrieben.

„Ob und wann die Vorfahren Widmanns aus Süddeutschland in Österreich einwanderten, ist" — wie mir der verehrte Freund 1895 auf die Frage nach diesen und anderen Schicksalen seines Geschlechtes für einen in meinen Acta diurna gewürdigten „Wiener Widmann-Abend" mitteilte — „ungewiß. Ein Wappenbrief aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, österreichischen Ursprungs, der die Versicherung enthielt, der zweite Löwe auf dem Helm „mit Lorbeer" sei dem „Herrn Widmann für bewiesene Tapferkeit im Felde gegen die Türken" verliehen worden, ist vor ungefähr 12 Jahren, als er kopiert werden sollte, durch Nachlässigkeit des betreffenden Malers in Verlust geraten." Soviel ist hingegen gewiß, daß die Großeltern Widmanns väterlicher und mütterlicher Seite Wiener Bürger waren.

Der Großvater väterlicher Seite war Baumeister und soll die erste, für schweres Geschütz passierbare Brücke über den Wienfluß gebaut haben. Er starb früh (1823) infolge einer Erkältung, die er sich bei den Bauten im Fluß geholt hatte. Die Wittwe erfreute sich einer bescheidenen Staatspension, die jedoch nicht hingereicht hätte, den einzigen Sohn (Widmanns nachmaligen Vater) studieren zu lassen, zumal noch zwei (längst verstorbene) Schwestern da waren. Daß aber der fähige Knabe studieren sollte, wurde von niemand Geringerem als dem Komponisten Franz Schubert und namentlich von dessen Vater, dem Schullehrer, dessen Gemeindeschule Widmann besuchte, befürwortet. Der Komponist Franz Schubert gab zuweilen für seinen Vater Unterricht und war bei solchem Anlaß auf die wunderschöne Stimme des Knaben Widmann aufmerksam geworden. Widmann durfte in mancher von Schubert dirigierten Messe oder in anderen Kirchenaufführungen mitsingen. Schubert

war es auch, der auf sonstigen Musikunterricht des Knaben drang, so daß Widmann senior ein sehr tüchtiger Violinspieler und später im Kloster Heiligenkreuz bei Baden Regens chori wurde.

Das nämlich schien die einfachste Lösung der Frage nach den Mitteln zu höherem Studium, daß Widmann nach Absolvierung des Schottengymnasiums sich der Theologie widmete und hierdurch der Stipendien teilhaftig wurde, welche künftigen Klostergeistlichen das Studium ökonomisch erleichtern. Am 1. April 1839 legte Widmann im genannten Cisterzienserstift Profeß ab; er war damals ein 23jähriger junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, hohem Wuchse und so stattlicher Haltung, daß die Wachen, weil sie ihn für einen Offizier in Zivil hielten, vor ihm zu präsentieren pflegten. Er nahm den Klosternamen Bruder Otto an und ist im Katalog der seit 1134 mit Namen angeführten Geistlichen dieses Stiftes der 598ste. Neben seiner erwähnten Tätigkeit als Chordirigent war er seit 1840 Gastmeister (hospitibus excipiendis praefectus) des Klosters und Professor der Theologie.

Diese letztere Stellung machte es ihm zur Pflicht, der Entwicklung der Theologie auch in deutschen Landen zu folgen. So kamen die Aushängebogen von Strauß' „Leben Jesu" in die Hände des jungen Klostergeistlichen und brachten sein Innenleben in gewaltige Aufregung. Der Geist der Kritik und des Zweifels erwachten in ihm. Nächtelang irrte er in den Kreuzgängen, wo die Babenberger in ihren steinernen Grüften ruhen, ruhelos umher, den Entschluß reifend, sich eine Lebensstellung zu schaffen, die ihm die volle Freiheit des Forschens gewähren würde, was freilich damals in Österreich nur durch Flucht möglich war.

In jene Gährungszeit fiel die Bekanntschaft mit Karoline Wimmer, der Tochter des Buchhändlers Franz Wimmer, der nachmaligen Mutter des Dichters J. V. Widmann.

Der Buchhändler Franz Wimmer, verheiratet mit einem Frl. v. Pichler, einer Verwandten der Dichterin Karoline Pichler, war selbst einigermaßen Schriftsteller. Er schrieb Seitenstücke zu Christoph Schmids einst so berühmten Jugendschriften, indem er hauptsächlich die weibliche Jugend ins Auge faßte. „Die Orangenblüten", „Wie Luise von Birkenstein zur Erkenntnis Gottes kam", „Das Mädchen von Algier", „Die gute Fridoline und die böse Dorothea", „Ludovika" u. s. w., das sind einige Titel der ebenso hochromantisch als streng katholisch gehaltenen Erzählungen Wimmers, dessen Verlag später an Karl Gerold überging. Diese Erzählungen waren beinahe alle jungen Damen aus der höchsten Aristokratie Österreichs gewidmet, deren Eltern wohl ihren Bedarf an Büchern aus der frommen Buchhandlung Franz Wimmers bezogen. Dem Buchhändler Franz Wimmer war strenge Katholizität eine so heilige Sache, daß er auch bedeutende Geldsummen an kirchliche Stiftungen verwandte

und z. B. für einen Marienaltar in der Umgebung Wiens ein massives silbernes Gitter stiftete. Gleichwohl verkehrten später, als seine schönen Töchter herangewachsen waren, auch Männer von sehr freier philosophischer Denkungsart gern im gastlichen Hause Wimmers, so besonders auch der Verfasser der „Diätetik der Seele“, Ernst von Feuchtersleben, ebenso Maler und Musiker.

Am stolzesten war Widmanns nachmalige Mutter mit Recht darauf, daß einst Beethoven sich für sie interessiert hatte. Er hielt sich in Mödling auf; ebendaselbst machte die Familie Wimmer einen Sommeraufenthalt. Die damals noch nach Schmetterlingen mit einem Garn emsig Jagd machende Karoline Wimmer war höchlich entrüstet über einen älteren Herrn, der ihr auf einer solchen Schmetterlingsjagd mit einem nicht sonderlich sauberen Taschentuche die schönsten Falter verscheuchte, so daß sie an jenem Morgen keinen einzigen fing. Im Ärger redete sie ihn darauf hin an. Der seltsame Herr mit dem großen Kopf und den unruhigen Augen fragte dagegen, ob denn ein artiges Mädchen sich nicht anders zu beschäftigen wisse als mit dem Morde armer Schmetterlinge. Ein Wort gab das andere. Das junge Mädchen wollte zeigen, daß es nicht die reine Barbarin sei und berichtete von ihrer Freude am Klavierspiel. Der fremde Herr wollte hören, was sie leiste. Er begleitete sie zunächst vor das einstöckige Haus, wo er stehen bleiben wollte, während Karoline oben bei offenem Fenster ihm etwas vorspielen sollte. Dies geschah, und zwar phantasierte das Mädchen frei. Plötzlich steht der fremde Herr hinter ihr, legt ihr die Hand auf den lockigen Scheitel und spricht mit freundlichen Worten sein Wohlgefallen aus. Die hinzukommende Mama erkennt zu ihrer größten Überraschung in dem Besucher — Beethoven, der von da ab mit Karoline öfter auf Spaziergängen freundlich sprach, nachdem sie ihm zuliebe auf fernere Schmetterlingsjagden verzichtet hatte.

Merkwürdigerweise hat später Karoline Wimmer von ihrem Vater den Flügel zum Geschenk erhalten, der in Beethovens Sterbezimmer stand, und, weil noch nicht bezahlt, an den Verfertiger, Hoffortepianomacher Graf in Wien, aus Beethovens Nachlaß zurückwanderte. Dieser eigens für Beethovens Schwerhörigkeit angefertigte Flügel war bis vor ungefähr 15 Jahren im Besitz des Dichters J. V. Widmann und steht nunmehr im Beethovenmuseum zu Bonn.

Die Musik war es denn auch, welche die Eltern Widmanns zusammengeführt. Karoline Wimmer hatte mit Mutter und Schwester im Sommer 1841 einige Zimmer auf dem fürstlich Liechtensteinschen Jagdschlosse bei Sparbach eingeräumt erhalten, wohin die Herren von Heiligenkreuz zuweilen ihre Spaziergänge ausdehnten. Darunter auch Bruder Otto. Da gab es denn bald gemeinschaftliches Musizieren und dann zwischen den jungen Herzen ein

anderes erwachendes Gefühl und den Gedanken, wie gut sie beide fürs Leben zusammenpassen würden. Und nun ein kühner Entschluß des ohnehin geistig von der römischen Kirche losgelösten Mannes. Auf Burg Wildenstein, in geschlossener Burgkapelle fand vor wenigen Zeugen die Trauung der Liebenden statt, die nach den damaligen österreichischen Gesetzen freilich ungesetzlich war, von beiden Teilen aber als heilige Gewissensehe betrachtet wurde. Einige Zeit nachher verließ Widmann das Kloster und wandte sich nach der Schweiz, um sich und den Seinen in fremdem Lande ein Heim zu schaffen, was mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden war und erst vier Jahre später gelang, als Widmann zum protestantischen Pfarrer der Stadtgemeinde Liestal bei Basel erwählt wurde. So kam es, daß der Dichter J. V. Widmann noch in Österreich, und zwar in Nennowitz (Mähren) am 20. Februar 1842 zur Welt kam, indem seine Mutter sich in jene Ortschaft zurückgezogen hatte, bis endlich die Verhältnisse in der Schweiz ihr die Vereinigung mit dem geliebten Gatten gestatteten.

Es mag hier erwähnt werden, indem es auf alle Beteiligten ein gutes Licht wirft, daß in späteren Jahren das Verhältnis des reformierten Pfarrers Widmann in Liestal zu den Konventualen des Stiftes Heiligenkreuz ein keineswegs feindseliges war. Mit mehreren der einstigen Stiftsgenossen unterhielt Widmann bis zu seinem Tode einen freundlichen, wenn auch manchmal durch Jahre gegenseitigen Stillschweigens unterbrochenen Briefwechsel. Hierauf vertrauend, besuchte J. V. Widmann, der Sohn des einstigen Zisterzienserpriesters, mit seiner Frau bei einer Reise nach Wien vor einigen Jahren Heiligenkreuz und sandte einem der ehrwürdigen Herren seine Visitenkarte hinauf, während er unten bei dem bleiernen Brunnen wartete. Sehr bald erschien der alte Geistliche. Und als Widmann ihn mit den Worten anredete, er fühle wohl, daß er eigentlich gar nicht das Recht habe, an dieser Stelle überhaupt zu existieren, fiel ihm der duldsame Priester ins Wort, indem er ihn und Widmanns Frau freundlich einlud, sich auf seine Zelle zu bemühen. Hier mußte Widmann dem einstigen Freunde des Vaters vom Tode des Vaters und sonst noch manches erzählen. Und dann führte der Geistliche Herrn Widmann in die Klosterbibliothek und wies auf ein Regal, wo J. V. Widmann zu seinem Erstaunen seine bisher erschienenen Bücher so ziemlich vollständig beisammen erblickte, ein Beweis, daß das Kloster auch die Deszendenz eines einstigen Angehörigen im Auge behalten hatte.

So viel von den Eltern Widmanns und seinen Beziehungen zu Wien und zu Österreich.

Widmanns eigenes Leben war nicht ein so bewegtes wie das seiner Eltern. Die erste Bildung, namentlich die Einführung in die

alten Sprachen und Klassiker, verdankte er seinem trefflichen Vater, daneben den Schulen von Liestal, später dem Pädagogium von Basel und den Universitäten Basel, Heidelberg und Jena. In der Musik hatten ihn beide Eltern gefördert. Seine erste Anstellung war als Organist, und zwar sowohl für den protestantischen wie für den römisch-katholischen Gottesdienst in Liestal. Pfarrer einer Gemeinde war er nie, obschon er, auf Wunsch des Vaters, Theologie studiert hatte; seine philosophische Weltanschauung gestattete ihm diesen Beruf nicht mehr. Von 1868 bis 1880 war er Direktor der städtischen Mädchenschule in Bern. Seit 1880 wirkt er als literarischer Redakteur des „Bund".

Und als rastlos und redlich fortarbeitender Künstler, der in seinen besten tragischen und humoristischen Schöpfungen die deutschösterreichische Landsmannschaft nicht verleugnet, am allerwenigsten in den beiden letzten Dichtungen, in denen Widmann die Summe seiner Existenz zieht, in der Maikäfer-Komödie und der Passionsgeschichte „Der Heilige und die Tiere". Zwei Werke, die Lust und Leid aller Kreatur in ihre Kreise ziehen, die tiefsten Wurzeln des Weltwehs aufgraben und — nach echter Wiener Art — in überraschend milden Schlußwendungen dem liebenswürdigen Gemüte des Dichters ein besseres Zeugnis ausstellen, als der fragwürdigen Philosophie des Denkers.

Im Abbild eines Tierstaates zeigt die Maikäfer-Komödie Himmelfahrt und Himmelsturz eines weltunkundigen Schwärmers. Der junge phantastische König des Maikäfervolkes verläßt, ohne der Warner, Zweifler, Spötter zu achten, im Flugjahr mit seinen Untertanen die Engerlingsgruft. Licht, Luft und der Frühlingsmost im jungen Grün berauschen anfangs die Schar. Sie kosten die Freude der ersten Liebe, jauchzen in überschwänglichem Glückstaumel auf dem Hochzeitsgelage des Herrschers, bis ein Ende mit Schrecken hereinbricht. Die Menschen jagen und morden die Maikäfer als Ungeziefer. Die Schwalben verspeisen sie bei lebendigem Leibe. Zweiräder und Bauerngäule bereiten anderen ein schmähliches Ende im Straßenkot, Fröste raffen sie massenweise dahin, der König selbst wird von einem spielenden Knaben mit einer Nadel durchbohrt. Tödlich getroffen, wird der König deshalb noch lange nicht irre an Erdenglück und Weltordnung. In allem Jammer seines martervollen Endes „verzeiht er dem König aller Könige die Welt, wie man verzeiht dem Weibe, das uns log, um seiner argen Schönheit willen". Noch mehr. In einem Todeskampf, der zum Pessimismus berechtigen, wenn nicht gar herausfordern dürfte, bekennt sich unser Maikäferkönig zum „grundlosen Optimismus": selbst wenn er künftige Geschlechter warnen könnte, tät' er's nicht.

Sei's, daß dies Leben eine Zaubermaske
Mit Augen, die erst locken, herrisch dann
Uns bannen, endlich arg und hohnvoll funkeln —
Wer einmal dem gewalt'gen Zuge folgte,
Je in den Wirbeltanz gerissen ward,
Der kann sich denken nicht, noch möcht' er wünschen,
Er wäre nicht dabei gewesen! Nein!
Wer Leben je erfuhr, muß dennoch danken,
Daß ihn der Hauch berührte, der ein Nichts
Aus dumpfem Schlafe weckt, den Staub mit Atem
Beseelt und mit Gestaltung ihn bekleidet. —
Blüht, künftige Geschlechter! blüht, wie wir,
Und tragt wie wir die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all das bittre Leid.

Urwienerische Lebensbejahung, urwienerische, weichmütige, gar zu weichmütige Lebensweisheit, mit der die eigentümlichsten Reize unserer heimischen Art und Kunst so unlöslich verbunden sind, wie die Altwiener typische Wehleidigkeit, die im vormärzlichen Burgtheater nur einen Lear mit gutem Ausgange duldete. Töne und Texte, die heroischen Totenmärschen elegische Trauerwalzer folgen lassen.

Herber und härter klingt Widmanns jüngste Dichtung aus „Der Heilige und die Tiere". Wiederum weist der Dichter auf unlösbare Widersprüche der Weltordnung im Spiegel des Tierlebens hin. Aus einem der anmutigsten Gesänge der Maikäfer-Komödie wissen wir, warum Widmann seine Motive mit so besonderer Vorliebe aus diesem Stoffkreis wählt. Ein halbes Kind liest in einer Kornelkirschen-Laube Shakespeare. Mit Bleisoldaten kämpft der Knabe die Kriege der roten und weißen Rose durch. In gleichem Spieltrieb will er ein andermal Kleopatras Nilfahrt auf ihrem Prunkschiff leibhaftig nachbilden. Sein Kindertheater behilft sich mit der bescheidensten Ausstattung. Das Boot formt er aus einer Tulpe, Kleopatra stellt ein hastig eingefangener Zitronenfalter vor und an Stelle der vier gezähmten Krokodile sollen ein paar Maikäfer die Barke ziehen; da die Kerfe sich nicht willig einspannen lassen, spießt sie der kleine Theatermeister mit Nadeln auf. Die gepeinigten Tiere sausen mit einer letzten Kraftanstrengung davon, um in Qualen zu enden. Angesichts ihrer Leiden erwacht in dem Knaben Mitleid und Reue. Die Muse sieht den Weinenden und weiht ihn zu später Sühne seiner Jugendschuld. An Liebesworten und -Werken für die Tierwelt hat es Widmann seit seiner Reifezeit in der Tat nicht fehlen lassen. Lang vor der Maikäfer-Komödie hat er Buddha, den Schutzgeist auch der tierischen Kreatur, zum Helden eines Epos gewählt. Auf seinen Spaziergängen in den Alpen ist sein Lieblingshündchen sein vielgeliebter, viel beschriebener, in Anwandlungen von Bergkrankheit vielbetreuter Begleiter. In seinen (1896 von der Wiener Literarischen Gesellschaft herausgegebenen) Novellen bildet seine Tierliebe von dem kleinen Esel in den „Weltverbesserern" und den „Hasen

von Türfflingen" bis zum „Herrn Krattelmeyer im Tierschutzverein" ein Hauptmotiv. Keine dieser früheren Schöpfungen kann sich in der Durchbildung ähnlicher Grundgedanken mit dem „Heiligen und den Tieren" messen, einer freien und kühnen Phantasie über den Vers des Markus-Evangeliums: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht vom Satan und war bei den Tieren und die Engel dieneten ihm." Fernab von theologischer Spitzfindigkeit führt unsere Dichtung den in der Einsamkeit seiner Sendung nachsinnenden Mittler in die leibhaftige Anschauung des bestialischen Vernichtungskampfes aller gegen alle. Und der Versucher tritt ihn mit der Lockung an, statt der unverbesserlichen Menschen die keines Sündenfalls schuldigen Tiere zu erlösen. Der Heiland erwehrt sich der Anfechtungen des Lügengeistes. Sein Ziel bleibt unverrückt: Opfertod für die Menschenkinder. Im unvergessenen, nicht verwundenem Martyrium aller vor seinen Augen von Hunger, Elend, Martern heimgesuchten, fehllos verfolgten Tiere sieht er das Sinnbild des eigenen Schicksals: „Sich selber treu sein und unschuldig bluten." Dogmatisch glaubhaft sind diese Gedankengänge schwerlich. Und mit der Größe der darwinistischen Lehre vertragen sie sich nicht besser; „wenn wir über diesen Kampf ums Dasein nachdenken," so lautet ein großes Wort in der ‚Entstehung der Arten', „so mögen wir uns mit dem vollen Glauben trösten, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im allgemeinen schnell ist und daß der Kräftige, der Gesunde und Glückliche überlebt und sich vermehrt." Nun hat schon Goethe das Dichterrecht gewahrt, „daß ihn kein Name täuscht, daß ihn kein Dogma beschränkt". Und keine Philisterweisheit soll dem Tragiker wehren, seinen eigenen Weg unbeirrt durch Scholastik und Naturforschung zu wandeln. Aber ist Widmann ein Tragiker? Gibt er auch im „Heiligen und den Tieren" sein Eigenstes nicht als Humorist, als echter Humorist wohlverstanden, dem wehmütige Anwandlungen niemals völlig fremd bleiben können? Töne, wie sie Widmann dank seiner fast schubertisch gemutenden Frische in den köstlichen, einleitenden, erzählenden Gesängen anschlägt, auf der Schwarzwald-Wanderung seines „Schwarzwild auf zwei Beinen", d. h. von zwei Gottesgelehrten, einem norddeutschen und einem süddeutschen Kandidaten der Theologie, trifft kaum ein zweiter unter den Lebenden. Dazu die übermütig mit der Form spielende Meisterschaft des Verskünstlers, der u. a. den neuesten Reim auf „Nietzsche" münzt: „Baselbietsche." Nicht minder gewinnend ist der Hausstand des naturfrommen, häretischen, an Franz v. Assissi in dessen grenzenloser Liebe für die Tierwelt gemahnenden Pfarrers verfestigt. Und in dem Schattenspiel, das der geistliche Wirt seinen zu lateinischer Zehrung eingekehrten Gästen aus dem Stegreif zum besten

gibt, ergötzen groteske und lyrische Zwischenspiele, Naturbilder aus der Wüste und dem Teutoburger Walde, Tierstücke (zumal die Reineke-würdige Parodie der Sündenbock-Schicksale und die Raben-Dialoge), die ihren Schöpfer wirksamer loben als jedes fremde Wort. Auf gleicher Höhe behaupten sich, nach meinem gewiß fehlbaren Geschmack, die Begegnungen des Heilands mit Satan und Lilith nicht durchaus. Dicht neben dem herrlichen Abschiedslied der sterbenden in allem Weltleid weltfrohen Blaudrossel, vielleicht der Krone aller lyrischen Eingebungen Widmanns, stehen die Goethes Prolog und Epilog im Himmel allzugefährlich angenäherten Engelschöre. So kühn gedachte Abschlüsse wären nur in einem michelangelesken Weltgerichte oder durch die Wucht des letzten Beethoven zu bewältigen. Und Widmann ist ein Nachgeborener aus dem Geschlechte der Schubert-Schwärmer und Schwind-Jünger. Größe und Grenze der Naturgaben Widmanns bedingen Reiz und Wert genau so wie Stärke und Schwächen seiner jüngsten Künstlergabe. Trotz aller Ungleichheiten ist „Der Heilige und die Tiere" ein Werk, das Dauer verheißt und verdient. Eine Dichtung, die in Vorzügen und Schwächen so urösterreichisch ist, wie das Blut ihres Dichters. Eine Schöpfung, der heimische und reichsdeutsche Preisrichter bei guter Gelegenheit den Kranz nicht weigern sollten, der heute weit ärger und häufiger als zu Schillers Zeiten „auf der gemeinen Stirn entweiht" erscheint.*)

Anton Bettelheim.

Zwei bosnische Volksmärchen.**)

Der Dumme und seine Brüder.

Es waren einmal drei Brüder. Zwei von ihnen nahm man für so gescheit, wie es die meisten Menschen sind, aber der dritte galt für recht einfältig. Alle drei waren verheiratet, hatten Kinder und wohnten gemeinschaftlich in dem ererbten Vaterhause, wie das schon so ist. Mit der Zeit wurde aber den Frauen das Haus zu enge, besonders deshalb, weil es nur eine Haustüre hatte, und obgleich die Männer meinten, es sei genug Platz da, so mußten sie doch nachgeben und das Väterliche aufteilen, damit jeder seinen eigenen Hausstand habe. Solch eine Teilung geht nicht so schnell, wie man glaubt. Sie hatten zwei große Heuschober und einen Strohschober. Die waren bald geteilt. Die Heuschober behielten die klugen Brüder und den Strohschober gaben sie dem Dummian, der damit zufrieden war. Nun kam das Vieh an die

*) Seit der Niederschrift dieser Zeilen hat das Bauernfeld-Kuratorium Widmanns Dichtung „Der Heilige und die Tiere" mit einem Preise von 2000 Kronen ausgezeichnet.

**) Aus „Bosnische Volksmärchen", mitgeteilt von Milena Preindlsberger-Mrazović. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Reihe, und die gescheiten Brüder zerbrachen sich die Köpfe, wie es wohl am besten zu teilen wäre. Der Dumme aber meinte: „Das ist doch ganz leicht! Wir lassen das Vieh in den Auslauf und das, was dem Schober eines jeden zuläuft, ist sein.“ — Der Vorschlag gefiel ihnen sehr gut und sie ließen das Vieh aus. Dieses lief natürlich zu dem süßen Heu und zu dem Strohschober kam nur ein Ochs. Aber unser Dummerl war auch damit recht zufrieden und dachte nach, was er mit dem Ochsen anfangen solle. Schließlich meinte er, es sei wohl am besten, wenn er ihn abschlachte, denn habe er sonst nichts, so brauche er den Ochsen auch nicht. Das Fleisch verzehrte er gemeinsam mit Weib und Kindern und die Haut gedachte er in der weißen Stadt Livno zu verkaufen.

Er nahm also eines Tages die Haut und machte sich auf den Weg. Dabei mußte er über einen Berg und als er oben war und hinunterschaute, sah er in einem Tale vier Räuber hinter einem Felsblock sitzen und Dukaten zählen. Wie er das erblickte, warf er die Ochsenhaut auf den Wegrain, ergriff einen Knüppel und drosch damit die Haut, daß es nur so klatschte. Dabei schrie er: „Jao! jao! nicht mir die Prügel, sondern denen da unten, die die Dukaten zählen!“ — Als die Räuber dies hörten, erschraken sie so heftig, daß sie schleunigst davonliefen und die Dukaten liegen ließen. Er warf nun die Haut in einen Ponor*), stieg ins Tal, suchte die Dukaten zusammen und trug sie vergnügt heim, wo er sie seinen Brüdern vorzeigte. — „Wo hast du denn das viele Geld her?“ fragten diese verblüfft und er antwortete: „Ich habe meinen alten Ochsen geschlachtet, die Haut nach Livno getragen und dort jedes Haar um einen Dukaten verkauft. Schade, daß der alte Ochs nicht mehr viel Haare gehabt hat.“ — Diese Auskunft ließ die beiden klugen Brüder nicht ruhen und sie kamen überein, all ihr Vieh zu schlachten und die Häute nach Livno zu bringen. Gedacht, getan! In Livno luden sie die Häute von den Tragtieren bei einem Hadschi ab, den sie als Fellhändler kannten. — „Was kostet's, Rajah**)?“ fragte sie der Hadschi. — „Jedes Haar einen Dukaten!“ lautete die Antwort. „Ihr seid wohl Propheten, daß ihr eine ganz neue Ordnung einführen wollt“, meinte der Hadschi, ergriff dann einen Ochsenzimmer, seine Diener taten desgleichen und flugs lagen die beiden draußen auf der Straße. Sie hatten es so eilig heim zu kommen, daß sie sogar ihre Häute vergaßen. Zu Hause fielen sie über den dritten her: „Du hast uns schön angeführt; nun aber ist es aus mit dir, wir bringen dich um!“ — „Das wäre mir gar nicht

*) Typische Bodenschlünde in den wasserlosen Karstgegenden, die bei den periodischen Überschwemmungen die Austrittsöffnungen für das im Erdinnern angesammelte Wasser bilden, bezw. den Abfluß bewerkstelligen.

**) „Ungläubige.“ Anrede für christliche Bauern seitens der Moslims.

recht," sagte das Dummerl, „wenn ihr aber durchaus jemanden umbringen wollt, so schlagt mein Weib tot. Es ist nichts besonderes an ihr und ich bekomme schon wieder eine andere."

Die Brüder gingen auf den Vorschlag ein. Der Dummian nahm nun das tote Weib, zog es schön an, setzte es aufs Pferd, so als ob sie lebend wäre, nahm das Pferd am Halfter und ging nach Livno. Auf halbem Wege blieb er vor einer Herberge stehen, um dort zu übernachten. „Guten Abend, Hadschi," sagte er zum Wirte. Dieser erwiderte: „Möge uns Gott Gutes bescheren, Rajah!" — „Willst du uns übernachten lassen und kann mein Weib für sich eine Kammer haben?" — „Das kann sie schon haben," versetzte der Hadschi. Da es recht kotig war, nahm der Dummian das Weib auf die Schulter, so als wolle er ihren Sonntagsstaat schonen, und trug sie hinauf in die Kammer, lehnte sie dort an die Wand und sperrte die Türe. Dann ging er hinunter zu den Männern und verzehrte sein Abendessen. Hierauf gab ihm der Hadschi eine volle Schüssel und hieß ihn, sie seinem Weibe hinauftragen. Er tat das, und da er immer bei gutem Appetit war, aß er auch diese leer, trug sie wieder hinunter und sagte: „Sehr gut hat es meinem Weibe geschmeckt."

Am nächsten Morgen stand er zeitlich auf, nahm seinem Weibe die Umhüllung vom Kopfe und erhob ein großes Geschrei: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Wirt hat mein Weib erschlagen!" Außer sich stürzte dieser herbei: „Ich habe dein Weib mit keinem Auge gesehen, ich schwöre es dir!" Aber der andere schrie fortwährend: „Nur du kannst es getan habe, ich werde dich beim Scheriat (Gericht) verklagen." — Der Hadschi war ein ehrlicher Mann, den noch niemand verklagt hatte, und darum sagte er: „Ich gebe dir hundert Dukaten, nur verklag' mich nicht!" — Der jammernde Ehemann überlegte: „Tot ist sie jetzt so wie so, also gib her." Er nahm das Geld und das Weib und zog wieder heimwärts. Das Weib begrub er und die Dukaten zeigte er seinen Brüdern, wobei er erzählte, er habe das Geld für sein Weib bekommen. Das machte die beiden nachdenklich und sie sprachen untereinander: „Wir könnten auch unsere Weiber erschlagen; es ist nichts besonderes an ihnen und wir bekommen schon wieder andere." Und sie taten es, zogen die Weiber schön an, setzten jede auf ein Pferd, banden sie da fest und führten sie gegen Livno. Auf halbem Wege mußten sie ebenfalls bei jenem Hadschi halten, um in dessen Herberge zu übernachten und sie fragten, ob ihre Weiber wohl eine Kammer für sich allein haben könnten. „Das können sie schon haben," sagte der Wirt, „aber vorerst will ich nachsehen, ob sie gesund sind." Der Hadschi schob die Kopftücher der Weiber zur Seite, und da sah er, daß sie tot waren. Er wurde daraufhin so böse, daß er einen Knüttel nahm und im

Verein mit seinen Dienern auf die Brüder losschlug, so daß sich diese kaum nach Hause schleppen konnten.

Der Dumme hatte nun nichts zu lachen. Sie fielen über ihn her und sagten: „Deinetwegen haben wir unsere Weiber umgebracht und bekommen haben wir nichts für sie, als Schläge. Und nun haben wir noch die Sorge, wo wir andere hernehmen. Jetzt hilft dir nichts mehr, jetzt ist die Reihe an dir, totgeschlagen zu werden. „Tut es doch lieber nicht," jammerte der arme Narr, „sondern werft mich lieber in einen Ponor." — „Gut," sagten diese, „weil du unser Bruder bist, so wollen wir's dir zuliebe tun."

Sie steckten ihn in einen Sack und schafften ihn zur Nachtzeit fort. Aber so viel sie auch suchten, sie konnten im Finstern keinen genügend großen und tiefen Ponor finden, und der Sack wurde ihnen recht schwer. So kamen sie denn überein, den Sack bis zum Morgen liegen zu lassen und dann erst weiter zu suchen. Sie warfen also den Sack hin und gingen heim, um ein wenig auszuruhen. Mittlerweile kam ein junger Hirte, der zu Sonnenaufgang seine Schafe auf die Weide trieb, an dem Sack vorbei. Er blies auf der Hirtenflöte und dachte daran, wo er wohl eine schöne, reiche Frau hernehmen könnte. Da hörte er aus dem Sacke eine Jammerstimme: „Jao, jao! Ich will aber des Kaisers Tochter nicht, ihr könnt machen, was ihr wollt!" — Der Hirt kam neugierig herbei und fragte: „Was ist denn los? Was redest du da?" Und der im Sacke zetterte: „Unten im Ponor sitzt eine Kaiserstochter und meine Brüder wollen mich durchaus hineinwerfen, damit ich die Prinzessin heirate, und ich will nicht!" Erfreut sagte der Hirte: „Wenn du nicht willst, ich will schon! Achte indessen auf meine Schafe und du sollst ein ordentliches Trinkgeld bekommen, sobald ich mit der Prinzessin wieder oben bin!" — Damit öffnete er den Sack, ließ den, der drinnen steckte, heraus und kroch selbst hinein. Der Dummian band den Sack wieder fest zu, trieb die Schafe auf die nächste Anhöhe und schaute herum. Er sah nun, wie seine Brüder gelaufen kamen. Es war schon spät und sie hatten heute noch viel zu tun. Sie hoben also den Sack ohneweiters auf, schleiften ihn schnell zu dem nächsten Ponor, warfen ihn hinein und gingen dann ihrer Wege. Abends saßen sie recht müde vor der Hütte, da sahen sie auf einmal ihren albernen Bruder eine schöne Herde Schafe zur Zauntüre hereintreiben, wobei er sich etwas auf der Flöte vorspielte. Sie rieben sich die Augen und als sie wirklich ihren Bruder vor sich sahen, fragten sie ihn, wie er daher komme und woher er die Schafe habe. Der lachte und sagte: „Werft mich nur in den Ponor, das ist mir schon recht! Man fällt wie auf Seide und tut sich gar nicht weh. Und unten ist es wunderschön; wie auf einer Alm. Leider habe ich nur einen kurzen

Stecken bei mir gehabt und so konnte ich bloß diese Schafe heraus-treiben; wer aber einen langen Hirtenstab mitnimmt, der kann sich Ochsen holen, und wer gar eine Peitsche hat, der kann von den Pferden da unten fortführen, wie viel er will."

„Das wollen wir auch tun," riefen die klugen Brüder; „der eine nimmt einen langen Stock mit sich und der andere eine Peitsche!" — Sie konnten kaum den Morgen erwarten, um zu dem Ponor zu laufen. Der dritte ging mit ihnen. Zuerst sprang der mit dem Hirten-stab hinein und im Fallen schlug er an den Felswänden des Schlundes einigemale auf, und man hörte ihn eine Weile poltern und kollern, so daß das Dummerl rief: „Schnell, schnell, er treibt sonst alles allein weg!" Wie der mit der Peitsche das hörte, nahm er einen Anlauf und — schwupp! — war auch er in dem Ponor verschwunden.

Von diesen beiden klugen Brüdern ist aber keiner mehr wieder-gekommen, so daß das Dummerl ganz allein auf dem väterlichen Grund zurückblieb, wo es ihm so gut ging, wie es weder dir noch mir jemals ergehen wird.

Die Pest im Sacke.

Es lebte einmal in einer kleinen Hütte am Waldesrande ein Mann mit seinem Weib. Obgleich er nur einen kärglichen Verdienst hatte, konnte er doch nach und nach einen Sack Geld ersparen, von dem aber das Weib nichts wußte. Als sie zufällig einmal den Sack erblickte, sagte ihr der Mann, es wäre die Pest darin, und so oft er sich vom Hause entfernte, schärfte er ihr ein, an dem Sacke nicht zu rühren, damit sie nicht pestkrank werde.

Eines Tages entfernte er sich abermals, und das Weib blieb allein. Da kam ein Töpfer des Weges mit schönen, schwarzen Töpfen, die das Weib sehr gerne gekauft hätte. Sie hatte aber kein Geld. Und wie sie so nachdachte, fiel ihr der Sack ein, und sie machte dem Töpfer den Vorschlag:

Gib du mir einen Topf, und ich gebe dir die Pest im Sacke." Der Töpfer war mit dem Handel einverstanden. Das Weib brachte den Sack herbei, und als er neugierig ein wenig hineinguckte und das viele Geld sah, gab er ihr alle Töpfe, lud den Sack auf das leere Pferd und ging vergnügt davon.

Das Weib nahm die Töpfe und tat sie sorgfältig einen neben dem anderen auf das Stellbrett. Nur für das kleinste Töpflein fand sich kein Platz. Das brachte sie in Zorn. Sie nahm ein Scheit Holz, schlug auf die Töpfe los und schrie: „Macht Platz dem Töpfchen!" Und so gingen alle in Stücke. Sie las die Scherben auf und warf sie in eine Pfütze vor die Türe.

Als der Mann nach Hause kam, fragte er: „Was hast du gemacht, Weib?“ Sie antwortete: „Da habe ich nun endlich diese Teufelspest angebracht, über die ich mich schon längst ärgerte, und habe das kleine Töpfchen auf dem Stellbrett dafür eingetauscht, und die anderen, die in der Pfütze vor der Türe liegen. Jetzt ist es wenigstens hübsch trocken vor unserem Hause.“ — Der Mann erwiderte aufgebracht: „Du bist wohl nicht bei Trost! Wenn du zwei Hörner hättest, könnte man dich auf die Weide treiben! In jenem Sacke war ja Geld, schönes, blankes, weißes Geld, für böse, schwarze Tage! Ich gehe jetzt fort in die Welt und finde ich einen noch größeren Tropf, als du es bist, so will ich umkehren und dir verzeihen; finde ich aber keinen, so werde ich dich braun und blau prügeln.“

Und so ging er fort. Er war noch gar nicht weit, so stieß er auf drei Brüder, die ein Haus bauten. Sie bestrichen einen Balken, der ihnen zu kurz war, mit Butter und plagten sich ab, ihn in die Länge zu ziehen. „Was treibt ihr denn da?“ fragte sie der Mann. Die Brüder entgegneten: „Wir haben hier einen Balken, der zu kurz ist, um von einem Ende des Hauses zum anderen zu langen. Nun haben wir ihn mit Butter geschmiert und ziehen ihn in die Länge.“ — Der Mann nahm nun einen zweiten Balken, nagelte ihn kundig an den ersten und die Brüder hatten jetzt, was sie brauchten.

„Wahrlich, diese drei sind noch größere Toren als mein Weib,“ sprach der Mann weitergehend zu sich. Dabei erinnerte er sich seines Versprechens und kehrte um, wählte aber einen anderen Rückweg. Schon vor dem nächsten Bauernhof blieb er kopfschüttelnd stehen, denn er sah, wie mehrere Männer Nüsse mit Heugabeln auf den Dachboden schaffen wollten. Er unterwies auch diese Einfaltspinsel und eilte heimwärts. Es ereilte ihn jedoch die Nacht und er mußte in einem Hause am Wege um ein Nachtlager bitten, das ihm auch gewährt wurde. In der Stube war es schon recht dunkel, als er eintrat, und nun nahm von den Hausgenossen jeder einen Gegenstand in die Hand und fuhr damit in der Luft herum, als wolle er etwas verjagen. „Was soll das heißen?“ fragte der Gast neugierig, und der Hausälteste erwiderte: „Wir machen Tag.“ Da entfachte der Mann das Herdfeuer, steckte ein Kienholz an und sagte: „So macht man es, wenn es dunkel geworden ist, und der Tag wird schon von selber kommen.“

Jetzt hatte er es satt, überall noch größere Tröpfe, als es sein Weib war, eines Besseren zu belehren. Aber als er am nächsten Tage heimkam und sie wieder sah, da kam auch der alte Zorn über ihn und er sagte ihr, um sie zu erschrecken: „Höre Weib! Von nun an hebt man auch Weiber als Soldaten aus. Willst du, daß ich dich verstecke, damit dich die Werber nicht finden?“ Bereitwillig ging sie darauf ein.

Er führte sie also in den Wald, grub dort ein tiefes Loch, steckte sie hinein, verdeckte die Öffnung nur mit Astwerk, damit sie atmen könne und überließ sie dann ihrer Angst.

Kaum war er fort, so kamen Räuber, die einen Sack Geld nach der Stelle trugen, wo das Weib verborgen war. Es war derselbe Sack, den sie tags vorher dem Töpfer geraubt hatten, der singend durch den Wald gezogen war. Einer der Räuber schnallte seinen breiten Ledergurt ab, legte ihn auf das Astwerk über dem Kopfe des Weibes und nun begannen sie darauf das Geld zu zählen. Das Weib hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten; aber schließlich konnte sie es nicht länger tun, und da es kühl war, stieg ihr Hauch wie eine Dampfwolke zwischen dem Geäste auf.

Die Räuber erschraken, denn sie vermeinten, das Geld brenne auf dem Ledergurt, und liefen davon. Das Weib aber stieg aus ihrem Verstecke, suchte das Geld zusammen, tat es in den Sack und trug ihn ihrem Manne nach Hause.

„Da hast du wieder deine Pest im Sacke,“ sagte sie.

Der Mann freute sich sehr, und da das Weib fortan nicht mehr so einfältig war wie bisher, lebten sie wieder glücklich miteinander.

Poesie im Zuchthause.

Herausgegeben vom Strafanstaltspfarrer Dr. Johannes Jäger.*)

Im Kerker.

Gottes Mutter voller Gnaden,
Breite deine Arme aus
Über die, so schuldbeladen
Wohnen hier in diesem Haus!
Schließe sie mit deiner Güte
An das treue Mutterherz,
Höre gnädiglich die Bitte,
Wenn sie stöhnen oft vor Schmerz!

Königin am höchsten Throne,
Liebevolles Sonnenlicht,
Bitt um Gnade Gott beim Sohne,
Wenn der Tod das Auge bricht!
Führe du sie zu dem Ziele,
Da nur reine Seligkeit,
Gottes Trost in reichster Fülle
Für die ganze Ewigkeit!

(22 Jahre alt, lediger Magazinsgehilfe, katholisch, ehelicher Geburt, Bayer. Seine Eltern Hausmeisterseheleute. Gute Volksschulbildung. Kontemplative Natur. 4 Vorstrafen wegen Betruges und Diebstahls. Zuletzt 13 Monate Zuchthaus wegen Betruges. Sehr gute Führung. Verlor während seiner Strafzeit seine einzige Schwester durch den Tod, was einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Seit 10 Jahren entlassen und brav.)

*) Das Buch betitelt sich „Poesie im Zuchthause“. Gedichte von Verbrechern. Herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg, Bayern. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.) Wir ziehen aus dieser merkwürdigen Sammlung einige Gedichte, versehen mit kurzer Notiz über die betreffenden Verfasser. Das Vorwort zum Buche legt alles Weitere dar. (Die Red.)

Der Gefangene.

Wie viele bange Tage sind doch schon verflossen,
Seit ich betreten diesen Raum?!
Wie lange hat sich doch das Tor schon hinter mir geschlossen;
Es ist schon lange her, noch weiß ich's kaum!
Grau wie der Himmel ist beim Regenwetter,
So sind auch meine Stunden allzeit hier.
Wann wird erscheinen mein Erretter?
Wann wird sich öffnen meiner Zelle Tür?

O Herz, hör auf zu weinen und zu klagen,
Es ist ja nur ein arger, böser Traum!
Sei fröhlich wie in früh'ren guten Tagen;
Bald, bald sollst du die Freiheit wieder schau'n!
Blick auf zum Himmel, zu des ew'gen Vaters Thron,
Vertrau auf ihn, er meint es gut allein;
Er hat Erbarmen mit dem reu'gen Sohne,
Er will nun wieder ihm ein güt'ger Vater sein!

Hast du verloren Freiheit, Glück und Ehre,
Sei dennoch niemals traurig, ohne Mut!
Des Fleisches böser Lust und Neigung wehre,
So wird am End' noch alles wieder gut!
Hast du den Herrn nur, deinen Gott gefunden,
Laß fahren alles, was vergänglich ist!
O Herz, du kannst erstarken und gesunden,
Wenn du dem Herrn nur treu ergeben bist!

Der Tag und auch die Stunde meiner Freiheit ist gekommen,
Schon hör' ich Schritte meiner Zelle nah'n;
Schon hab' das Wort all meiner Sehnsucht ich vernommen:
„Du kannst nun gehen, bist nun frei fortan!"
Demütig knie ich nieder, Gott zu danken,
Für alle Wohltat, die er mir getan,
Gesundheit gab er mir, dem geistlich Kranken,
Gelöst hat er der Augen Bind' und Bann.

Sei mir gegrüßt, du Gottes freie herrliche Natur!
Vorüber sind die Stunden schwerer Pein;
Ich darf jetzt wieder schauen Wald und Flur,
Ich darf nun wieder fröhlich sein!
Den Schritt ich jetzo nach der Heimat richte,
Wo sehnsuchtsvoll die Mutter sich nach mir verzehrt;
Und hell erstrahlt die Zukunft mir im ros'gen Lichte,
Durch Liebe und Vergebung sanft verklärt.

(35 Jahre alt, lediger Maschinenschlosser. Franke, protestantisch. Aus ärmlichen Verhältnissen. Gute Schulbildung und Intelligenz, tüchtiger Techniker. Gute Führung in der Anstalt. Gemeinsame Haft. Seit 10 Jahren entlassen. 5 Vorstrafen wegen Diebstahls und Betruges. Zuletzt 18 Monate Zuchthaus wegen Diebstahls. Seit seiner Entlassung an einer Stelle in Arbeit; fleißig, sparsam, häuslich. Seit 6 Jahren verheiratet. Arbeitet unablässig an seiner technischen und geistigen Weiterbildung.)

Auf Nußsteiners Hinrichtung in Straubing (1897).

Das Urteil gilt und keine Gnade waltet!
Zurück vom König kam es unterschrieben.
Wie sehr er auch sein Volk mag lieben,
Für Bösewichte ist sein Herz erkaltet.

Schnell der Gefängnishof wird umgestaltet —
Da nur nach Recht zwei Tag dem Sünder blieben —
Zum Richtplatz; und unter Äxte Hieben
Fügt sich die Bühn'; 'ne span'sche Wand entfaltet
Im Viereck sich um diese ernste Stätte.

Und mitten auf der Bühn' steht die Maschine,
Am Fußend' angelehnet schon das Brette,
Daß leichter man den Sünder darauf schiene.

Wer ist's, der solche Straf' verdienet hätte?
Wünsch jeder, daß nicht er sie sich verdiene!

„Nußsteiner auf!" Denn hörst du wohl das Tönen
Der Sünderglock', die aufs Schafott hinauf
Dich ruft, beschließend deines Lebens Lauf,
All' deiner Morde Schreien zu versöhnen?!
All' Menschlichkeit tatst grausam du verhöhnen,
Und gleichen Lohn empfängst du jetzt darauf!
Gefangen zwar — steht Schreck' im Herz dir auf,
Und der Gedanke macht es mächtig dröhnen:
„So jung, so kräftig und schon sterben müssen!"
Die letzte Kraft hast du noch angewendet,
Hast — glücklich — auch die Eisenband' zerrissen.
Der Themis doch ist schon der Kopf verpfändet,
Magst durch Gebet dir noch den Gang versüßen!
Gleich rollt der Stahl! Dein irdisch Schicksal endet. —
Die Glock' ist stumm! Das blut'ge Amt vollendet!

Und durch die Gitter schauten wir hinaus,
Unheimlich fühlten wir im Herzen Graus.
Nicht schelten durften wir den, der geendet.
Denn ob wir niemandem den Tod gespendet,
Und nur gelebt in leichter Sünd' Gebrauch',
Wer weiß, ob auf abschüss'gem Weg im Saus
Uns nicht das Schicksal zum Schafotte sendet?

Und leise fing's im Innern an zu tönen:
„Du großer Lenker meines Schicksals droben,
Leih Kraft du mir, daß ich im Guten, Schönen
Und himmlisch Wahren mög' den Weg erproben!
Du selbst entzünd dazu ein leichtes Sehnen,
Ich bin zu schwach, wenn du nicht hilfst von oben!"

(22 Jahre alt, lediger Taglöhner, Hanoveraner, protestantisch, ehelich geboren, früher Schiffsjunge und Kochlehrling. Viermal wegen Diebstahls und elfmal wegen Bettels vorbestraft. Zuletzt wegen Diebstahls 3 Jahre Zuchthaus. Gute Volksschulbildung. Führung anfangs sehr schlecht, später hausordnungsgemäß. Meist in Einzelhaft. Die im Straubinger Untersuchungsgefängnis miterlebte Hinrichtung Nußsteiners hat ihn tief ergriffen. Da er nach seiner Entlassung nirgends Arbeit und Unterkunft fand, ließ er sich an der französischen Grenze für die Fremdenlegion anwerben, was er seinem ehemaligen Seelsorger von Marseille aus mitteilte. Seit 4 Jahren ohne Nachrichten über ihn.)

Der Gemeindearme.

Geht's schenkt's mer eppes, g'strenger Herr,
I bi so gar viel arm;
Schaugt's o den Huat, dös z'schliss'ne G'wand,
Dös Schuahwerk, Gott derbarm!

Heunt legt's Christkindl überall ei',
Zu mir, da find's nöt hi,
's muß wohl so sei, derweil i halt
Da tappet Seppei bi.

I hon kan Menschen, der mi mag,
Der Anteil an mir nimmt,
So ball's mi sehg'n, da lache's all:
„Da tappet Seppei kimmt!"

Do kenn i oan, der dengerscht wird
Für mi a Platzei ham,
Wann's in dem Armawinkel draußt
A mal mi eing'scharrt ham!

(26 Jahre alt, lediger Zementier, Franke, katholisch, unehelicher Sohn einer Näherin, nicht legitimiert. Mehrere Vorstrafen wegen Ruhestörung, Untreue, Diebstahls, dann wegen Bettels und Landstreicherei. Gute Volksschulbildung. Gewandter Stilist mit sehr hübscher Schrift. Sehr belesen und gut in der Weltgeschichte orientiert. Wegen Urkundenfälschung 2½ Jahre Zuchthaus. Führung anfangs unbefriedigend, dann hausordnungsgemäß. Amtliche Qualifikation: Hoffnung auf Besserung noch vorhanden. Seit 10 Jahren entlassen. Fand in einer schweizerischen Fabrik lohnende Arbeit. Seit 3 Jahren ohne Nachricht.)

Des kranken Dichters letztes Gedicht.

Ich soll euch Frohgedichte bringen,
Wo nehme ich den Frohsinn her?
Kein heit'rer Vers will mir gelingen:
Es geht nicht mehr!

Wo es begeistert war erklungen
Im Herzen, ist es liederleer;
Der Lyra Saiten sind gesprungen:
Es geht nicht mehr!

Ihr sagt, daß meine kleinen Lieder
Euch rührten gar oft und sehr;
Geduld! Im Jenseits dicht' ich wieder:
Hier geht's nicht mehr!

Der dunkle Engel wirft den Schatten
Nah' meinem Lebenswege her;
Der Schwung des Geistes will ermatten:
Es geht nicht mehr!

Darum ade, der Dichtkunst Muse!
Von dir zu scheiden ist so schwer;
Ade! Du sprichst mit ernstem Gruße:
Es geht nicht mehr!

(50 Jahre alt, lediger Kaufmann, protestantisch, unehelicher Geburt, Bayer. Sehr mangelhafte Erziehung bei sogenannten Zieheltern. Sollte die Kaufmannschaft erlernen, da er ausgezeichnete Gaben besaß und ein vorzüglicher Rechner war. Schon als Kaufmannslehrling wegen Kassendiebstahls bestraft. Außerdem 16mal wegen Bettels und 15mal wegen Diebstahls vorbestraft. Zuletzt wegen Fahrraddiebstahls 3 Jahre Zuchthaus. Bei seiner Einlieferung verkommen, religiös indifferent und unzugänglich. Nach und nach ging er aus sich heraus, bat um seelsorgerlichen Besuch, um „lehrreiche Bücher" und um „Paul Gerhardts Lieder". Auf seine Schiefertafel hat er viel geschrieben, täglich Neues, auch seinen Lebenslauf, der mit den Angaben im Personalakt übereinstimmte. Er bat, mit ihm zu beten, und bekannte eines Tages dem Seelsorger, er fühle, bald sterben zu müssen. Bei seiner Einlieferung war er herzleidend, aber eine Gefahr für sein Leben bestand nicht. Nach einjähriger Haft erkrankte er, sein Herzleiden verschlimmerte sich und er wurde ins Spital aufgenommen, wo er noch ein Vierteljahr leben durfte. Dort hat er sich zu einer neuen Weltanschauung hindurchgerungen. Seine Schiefertafel war seine einzige Vertraute. So oft der Seelsorger ihn besuchte, stand ein neues Gedicht auf derselben. Es war ihm ein leichtes, seine religiösen Gedanken in Versen niederzuschreiben, und was an Gedichten von ihm im vorerwähnten Buche veröffentlicht wird, hat sich der Seelsorger von der Schiefertafel des unglücklichen Mannes abgeschrieben. Nach langem Leiden erlag dieser Gefangene, der sich „heim" sehnte wie ein Kind ins Vaterhaus, einer Herzlähmung.)

Der fehlende Gulden.

Zur Zeit der Hungerjahre
Als Mesner angestellt
War einst ein armer Schlucker,
Von dem mein Lied erzählt.

Er hatte Frau und Kinder,
Die lebten all' in Not;
Vom Fleisch gar nicht zu reden —
Es fehlte auch an Brot.

Da sprach die Frau zum Manne:
„Wir halten's nicht mehr aus!
Mich zwingt die Not zum Betteln,
Ich geh' von Haus zu Haus."

Drauf sprach der arme Mesner:
„Ich ess' kein Bettelbrot!
Ich fleh' zur Mutter Gottes,
Der Helf'rin in der Not."

Er ging dann in die Kirche,
Hin zum Marienaltar
Und bat Maria weinend
Um hundert Gulden bar.

Der Pfarrer, der just hinter
Dem Hochaltare stund
Und hört die bitt're Klage
Selbst aus des Mesners Mund,

Der ging in Tränen über
Und faßte den Entschluß,
Dem Mesner jetzt zu helfen;
Er hatte Überfluß.

Er ging an seine Kasse,
Zählt' durch sein bares Geld.
Doch zu einhundert Gulden
Ihm noch ein einz'ger fehlt.

„Darauf wird's nicht ankommen!"
Und rollt die Summe ein
Und tritt hin zum Altare:
„Jetzt wird geholfen sein!"

Er stellt' sich dann dahinter.
Gleich drauf der Mesner kam;
Der war ganz außer Sinnen,
Als er das Geld wahrnahm.

Er fiel auf seine Knie,
Dankt' weinend inniglich,
Worauf er mit dem Gelde
Sich heim zum Weibchen schlich.

„Schau, liebes Weib, was hab' ich?
Schau her — die Rolle Geld!
Darin sind hundert Gulden;
Jetzt sind wir gut bestellt."

Die Frau erschrak zusammen,
In Ohnmacht sank sie fast:
„Sag' mir, wo du das viele,
Das viele Geld her hast?

Du hast's doch nicht gestohlen?
Dann wär' es mit uns gar!"
„Sei du nur Gott befohlen —
Ich nahm es vom Altar,

Worauf die Mutter Gottes
Für uns es hat beschert;
Ich hab' sie drum gebeten,
Und sie hat mich erhört."

Nun fing man an zu leben
Und lebt' in Saus und Braus;
Es dachte wohl der Mesner:
Dies Geld geht nicht mehr aus.

Er ging des Nachts zum Kneipen
Und trank sich toll und voll.
Dies merkte der Herr Pfarrer
Und wurde voller Groll.

„Er muß mir's wieder geben,
Das Geld lass' ich ihm nicht!
Werd' heut' es noch verlangen,
Eh' alles er verpicht.

Sein Weg führt durch den Kirchhof,
In dem viel Steine steh'n;
Da stell' ich mich dahinter,
Kann er mich nachts nicht seh'n."

Und als der Mesner nachts nun
Um zwölf Uhr trollt herein,
Da tönte eine Stimme
Hervor vom Leichenstein:

„Du liederlicher Bursche,
Du lebst in Saus und Braus:
Das Geld, das du bekommen,
Gibst wieder du heraus!"

„Wer bist denn du?" lallt jener
In ganz betrunk'nem Ton.
„Ich bin — du sollst es wissen —
Ich bin der Gottessohn!"

„Der Sohn der Mutter Gottes?
So groß hab' ich die Ehr'?
Daß ich mit dir kann sprechen,
Das freut mich um so mehr.

Geh heim zu deiner Mutter,
Mein lieber Jesu Christ,
Und sag, daß einen Gulden
Sie mir noch schuldig ist!"

(24 Jahre alt, lediger Mechaniker und Elektrotechniker, katholisch, ehelich geboren, Württemberger. Geringe Vorstrafen. Militärpensionist — wurde wegen Astigmatismus entlassen. Zuletzt wegen Betruges u. a. 14 Monate Gefängnis. Sehr gute Volksschulbildung. Bereute seine Tat aufrichtig. Einzelhaft. Sehr gute Führung. Seit seiner Entlassung brav und fleißig in der Arbeit.)

Merkwürdiges aus dem Tierleben.

Schade, daß unsere Literatur, unser Zeitschriften- und Zeitungswesen sich so wenig mit dem Naturreiche befaßt, außer der Landschaft, die von der Touristenwelt wohl berücksichtigt wird. Freilich stehen dem Menschen die menschlichen Angelegenheiten am nächsten, aber die Natur, in der er lebt, ist auch eine menschliche Angelegenheit und vielen Tausenden näher als Politik, Theater, Kunst, Gerichtssaal und Tratsch. Die Zeitungen machen so gerne Jagd auf Merkwürdiges und Kurioses. Ja, daran hätten sie in der Natur den unerschöpflichsten Vorrat, es gibt in derselben auch absonderliche Neuigkeiten, manchmal sogar sensationeller Art. Denn die Natur ist durchaus nicht erforscht, wie manche glauben; wir wissen von ihr nur das uns Nächstliegende, das Äußerliche; wir haben keine Ahnung davon, wie oberflächlich, lückenhaft und irrtümlich unser Naturwissen noch bestellt ist. Am meisten wundert es mich, daß bei der großen Mehrzahl der Menschen das Interesse an der Tierwelt so gering ist. Der Bauer lebt für seine Haustiere, der Jäger für sein Wild, der Kavalier für seine Pferde und Hunde, und so haben

verschiedene Menschenklassen ihre Tierkreise. Ins Allgemeine und durch dieses ins Besondere des Tierreiches tauchen die wenigsten. Die Leute können nicht beobachten, es fehlt ihnen dazu an Zeit und Geduld. Und auch an Methode. Wer es aber kann, wem die Zeitungen, Spielkarten, Sporte u. s. w. so viel Zeit übrig lassen, um sich in die Wunderwelt zu versenken, die ihn umgibt und deren üppigster Reichtum ihn fast zu ersticken droht, dem eröffnet sich ein Genußbereich, ein für seinen Geist hocherspriеßliches, unerschöpfliches Feld — von dem alle anderen keine Ahnung haben.

Lerne beobachten! Diese Worte sollten nicht bloß an jedem Schulhause geschrieben stehen, sondern auch an jeder Menschenwohnung. Die Natur in ihrem Wesen, ihren Gestalten und Zuständen spricht ununterbrochen zu uns und erzählt uns die wunderbarsten Dinge, die tiefsten Geheimnisse, sie hat für unsere wissensdurstige Seele die weittragendsten Berichte und Aufklärungen, wir müssen ihre Sprache nur verstehen lernen.

Zur Naturbeobachtung führen und anregen kann besonders ein neues Buch, das den Titel führt: „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das heimatliche Tierleben von Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br. Fr. E. Fehsenfeld, 1905). Das Buch bespricht die Probleme des Lebens, löst sie aber nicht; es geht die Straßen Darwins und kommt geradewegs zu Nietzsches Herrenmenschen. Die immerwährende Auslese der Natur schafft im Laufe der Zeiten die denkbar vollkommensten Wesen. Und bis die so ungefähr fertig sind, ist auch die Erstarrung der Erde da, wo alles Leben aufhört. Eine trostlose, eine zur Verzweiflung trostlose Theorie, wenn man daran — glauben müßte. Das verlangt aber der Verfasser gar nicht, er stellt auf Grund menschlicher Wahrnehmungen und Spekulationen ein Gedankengebäude auf, nebst dem der Naturforscher auch alle anderen Theorien als eben so dem menschlichen Gehirne, also der Natur entsprossen gelten läßt. Er läßt außerhalb seines wissenschaftlichen Gedankengebäudes das Bewußtsein gelten und erkennt ihm das Recht individueller Vorstellung zu. Das heißt, jeder kann sich die Welt vorstellen nach seiner Weise, die Rätsel des Lebens lösen nach seiner Weise. Tuts doch jeder aus Natur, wohl unbewußt auf jenem Wege der natürlichen Auslese und Entwicklung, die der Naturforscher von vorneherein anerkennt. Der gelehrte Verfasser gesteht, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung nicht die Wirklichkeit selbst bietet, sondern nur eine Auffassung derselben, wie sie dem menschlichen Fassungsvermögen entspricht. So kann er denn auch jedes individuelle Auffassungsvermögen als berechtigt zugeben, und schaffe es auch eine Weltanschauung, die der seinen gerade entgegengesetzt wäre. Damit scheiden wir im Frieden von einer Theorie,

die als einzig wahr und richtig hingestellt — uns zur Verzweiflung gebracht haben müßte.

Aber wir scheiden von dem Buche nicht bloß im Frieden, sondern mit dem Gefühle großen Dankes. Ja, wir möchten von ihm überhaupt nicht scheiden, sondern es als Handbuch bei uns behalten, zur Beobachtung der uns umgebenden Tierwelt. Denn der konkrete Teil des Buches (nicht der spekulative), der vom Naturleben erzählt, ist so überaus fesselnd und unterrichtend, daß wir es nicht unterlassen können, zur weiteren Anregung hier einige Merkwürdigkeiten aus dem Tierreiche hervorzuheben.

Die Schlupfwespen

wie sie die uns schädlichen Raupen vertilgen. Diese Wespen besitzen am Hinterleibe eine sogenannte Legeröhre, mit der sie eine Raupe anstechen. Dann lassen sie ihre Eier in das Innere derselben hineingleiten. In dem Fleisch des unglücklichen Wirtes entwickeln sich aus den Eiern die Larven der Wespe, die die Raupe nun von innen heraus langsam auffressen, was aber so lange dauert, daß dieselbe noch lange lebt und frißt, und erst vor ihrer Verpuppung kriechen die Wespenlarven aus und verpuppen sich nun ihrerseits neben oder auf der toten Hülle ihres vorherigen Wirtes.

Vom Winterschlaf.

In einem Nest, das nach außen hin fest abgeschlossen ist, in hohlen Baumstämmen oder unter der Erde, verbringen unsere Winterschläfer die strenge Jahreszeit. Hier bedürfen die Tiere gar keiner Nahrung, sie verfallen in einen totenähnlichen Schlaf und zehren langsam von ihrem Fette. Eine solche Hungerkur macht ihnen die Natur dadurch möglich, daß sie ihre Körpertemperatur um 25 Grad Celsius hinunterschraubt und sie neunzigmal weniger Atemzüge machen läßt als sonst. Bei so verminderter Lebenstätigkeit ist auch eine Nahrungsaufnahme überflüssig.

Nicht immer ist der Winterschlaf ein absolut fester. Sogar unser Siebenschläfer, der seinen Namen mit Recht führt, weil seine Winterruhe volle sieben Monate dauert, erwacht zeitweilig und zehrt wie im Traume etwas von den eingeheimsten Vorräten. Andere, wie der Hamster, erwachen in ihrem Bau, sobald die Erde aufgetaut ist, öffnen aber die verstopften Löcher noch nicht und fressen ihr aufgespeichertes Getreide auf, das gerade vom Hamster in solchen Massen im Bau aufgeschüttet wird, daß die Thüringer Hamsterfänger ihren Hauptgewinn an den Körnern haben, die sie reinigen, trocknen und dann wie gewöhnliches Getreide vermahlen. Vorratskammern werden fast von allen

Winterschläfern angelegt, ja sogar von Tieren, die keinen eigentlichen Schlummer halten. In den Spalten von Bäumen, in Büschen und in selbstgegrabenen Löchern speichert das Eichhörnchen seine Vorräte auf, um im Winter diese Kammern aufzusuchen. Und doch bringt ein strenger Winter unzähligen den Tod, denn mancher Speicher wird vergessen, zu anderen verwehrt hoher Schnee den Zugang und die entkräfteten Tiere fallen leicht ihrem Hauptfeinde, dem Edelmarder, zur Beute, vor dem sie sich im Sommer durch ihre Schnelligkeit und besonders durch Herabspringen von der höchsten Spitze des Baumes, ein Kunststück, das ihnen ihr Verfolger nicht nachmachen konnte, retteten.

Anderen Tieren ist gerade der Winter die Zeit der fetten Jahre. So hat man schon seit langer Zeit beobachtet, daß besonders in strengern Wintern in den Maulwurfsgängen Vorräte von Regenwürmern aufgeschichtet lagen, die nicht tot, sondern nur derartig verstümmelt waren, daß sie nicht fortkriechen konnten. Während man diese Speicher früher als Vorratskammern für den Winter aufgefaßt hat, ist man heute anderer Ansicht. Der Maulwurf vermag nämlich im Winter so viele Regenwürmer zu fangen, daß es ihm unmöglich ist, alle zu verzehren, und die Jagd wird ihm deswegen so leicht, weil er sein Wild in dessen Winterstarre mit geringer Mühe ergreifen kann. So hebt er sich denn das Überflüssige in den betreffenden Vorratskammern auf, die also für den Sommer angelegt werden. Daß diese Vorräte recht beträchtlich sein können, beweist die Zahl von 1280 gelähmten Regenwürmern und 18 Engerlingen, die man einmal in einem Maulwurfsbau fand.

Vom Fluge der Wandervögel.

Alle Vögel, welche von Insekten leben, und zu diesen gehören unsere besten Sänger, sind schon im Herbst in ferne Lande gezogen, wo ihnen unter ewig blauem Himmel ein neuer Sommer entgegenlachte.

Und diese riesige Reise, die von Deutschland über das Mittelmeer nach Afrika geht, dauert bei den Wanderern nur eine überraschend kurze Zeit, denn eine gewaltige Geschwindigkeit können die kleinen Tierchen entwickeln.

Schon Heinrich II., König von Frankreich, erfuhr im 16. Jahrhundert, wie schnell ein Vogel fliegen kann. Ihm war ein Falke von Fontainebleau entflohen und 24 Stunden später wurde derselbe auf Malta eingefangen. Berechnet man nun die Entfernung zwischen diesen beiden Orten, so ergibt sich für den Flug des Tieres eine Geschwindigkeit von 70 Kilometer in der Stunde, die aber sicher zu niedrig gegriffen ist, da der Falke kaum in einem Zuge und in gerader Richtung geflogen sein wird. Auch wird er sich wohl eine Beute gefangen, gefressen und in Ruhe verdaut haben.

Durch genaue Beobachtungen weiß man, daß Enten über 76 Kilometer in der Stunde zurücklegen können und Brieftauben bis zu 117 Kilometer. Die größte bekannte Geschwindigkeit hat nach einem sicheren Versuch eine Hausschwalbe erreicht, die von Gent nach Antwerpen nur 12·5 Minuten brauchte, mithin 300 Kilometer in der Stunde zurücklegen konnte.

Natürlich kann der Vogel die Schnelligkeit seines Fluges vermehren und vermindern, je nach Bedürfnis. Und darum können uns auch jene beobachteten Zahlen nichts sicheres über die Geschwindigkeit des Wanderfluges sagen. Auch über die Dauer des Zuges wissen wir nur wenig. Es scheint, daß manche Vögel an geeigneten Orten Stationen machen, andere aber ihren Flug, so lange es die Witterung erlaubt, bis zum Ziel nicht unterbrechen.

Wunderbar ist es, daß ein Vogel so lange mit solcher Schnelligkeit fliegen kann, und doch hat man gerade bei den Zugvögeln nie etwas von Ermüdung wahrgenommen. Nur ein heftiger Sturm kann ihnen das Fliegen erschweren, und überrascht sie ein solcher auf dem Meere, so können Tausende von ihnen in den wilden Wogen ihren Tod finden. Übrigens können sich auch Landvögel auf ein ruhiges Meer niederlassen, ohne zu ertrinken.

Ferner weist man auch oft auf die große Anpassung des Vogels an das Fliegen hin, man erinnert an die in seinem Leibe befindlichen Luftsäcke und an die ebenfalls mit Luft gefüllten Knochen, die durch ihre Luftfüllung das Volumen des Tieres vergrößern, sein spezifisches Gewicht also verkleinern.

Was es in unserem Vaterlande einst für Tiere gab.

Vor vielen Hunderttausenden von Jahren, zur sogenannten Jura- und Kreidezeit, hielten sich auch in unseren Breiten ungeheure Mengen von mächtigen Reptilien auf. Wo heute der Wind lange Wellen über die fruchtbaren Ährenfelder jagt, wühlte er damals die Wogen eines weiten Meeres auf. In diesem Gewässer der Urzeit schwamm der Plesiosaurus einher, ein riesiges Reptil, dessen Beine zu mächtigen Flossen umgestaltet waren. Auf 7 Meter langem Halse ruhte das mit scharfen Zähnen bewehrte Haupt. Hoch schwebte es über dem Wasser, und zogen Fische nichts ahnend vorüber, so senkte sich der Kopf mit reißender Gewalt in die Tiefe, um mit der erhaschten Beute wieder hervorzutauchen.

Ebenfalls den Fischen und noch mehr den Tintenfischen, jenen polypenartigen Weichtieren, gefährlich waren die Ichthyosaurier. Den Delphinen an Gestalt und Größe vergleichbar, tummelten sich diese Reptilien in großen Scharen im Meere. Doch auch auf dem Lande

gab es Reptilien. Durch die Büsche brachen in schwerfälligem Paß die riesigen Dinosaurier, unter denen der 12 Meter lange Cetiosaurus sich durch seinen lächerlich kleinen Kopf auszeichnete. Ein mächtiges Tier war auch der Iguanodon. Dem heutigen Känguruh ähnlich stützte sich das Ungeheuer auf die starken Hinterbeine und den schweren Schwanz und riß mit den kleinen Vorderextremitäten Massen von Blättern herunter, um diese seinem pferdeähnlichen Maule zuzuführen. Denn die Dinosaurier waren trotz ihrer gewaltigen Größe harmlose Pflanzenfresser. Ihre furchtbaren Feinde waren die Megalosaurier, riesenhafte Räuber, mit messerscharfen Zähnen bewehrt.

Auch das dritte Element, die Luft, war zu jener Blütezeit der Reptilien von solchen belebt. Von Baum zum Baum flogen die Pterosaurier, indem sie ihre Flughaut ausspannten, die sich von dem enorm langen fünften Finger bis zu den Beinen, ja bis zum Schwanze erstreckte. Am bekanntesten von diesen Flugechsen ist der Pterodactylus, dieser war nicht allzugroß, besaß aber Verwandte, deren Flügel bis zu 7 Metern klafterten.

Wir müssen weiter in der Erdgeschichte zurückgehen, wenn wir die Glanzzeit der Amphibien kennen lernen wollen. Zur „Permperiode“ und zur „Trias“ hatte diese Klasse ihre riesigsten Formen aufzuweisen. Es waren das die Stegocephalen, mächtige Tiere, die am Ufer der Meere in den Schachtelhalmdickichten auf ihre Opfer lauerten. Der fast meterlange Rachen des Mastodonsaurus war mit zahllosen, scharfen Zähnen bewehrt, Bauch und Schädel waren durch gewaltige Panzerplatten geschützt und außer den beiden Augen besaß dieses Ungeheuer noch ein drittes, ein Cyklopenauge, mitten auf der Stirn.

Reptilien auf ihren Jagden.

Die Reptilien zeigen schon einen gewissen Verstand, besonders die Eidechsen. Wenn vor einer solchen eine Raupe über den Weg kriecht, so weiß das Tierchen wohl, daß dieses Opfer nicht schnell entfliehen kann und folgt demselben eine Zeitlang mit neugierig klugem Auge. Plötzlich wird der Kopf senkrecht erhoben und die nach unten gerichtete Schnauze saust mit Gewalt auf die Beute. Unter kauenden Kieferbewegungen wird diese zusammengequetscht, in die richtige Lage gebracht und verschluckt und das Zünglein fährt noch längere Zeit nachher über die Nase, wie aus Behagen über den leckeren Schmaus. Ein flüchtiges Insekt, wie eine Heuschrecke, wird nicht mit Gemütsruhe betrachtet, sondern ohne Besinnen in raschem Sprunge erhascht.

Weit mehr Mühe bereitet den Schlangen das Fangen und Verschlingen der Nahrung. Die glatte Natter faßt ihre Beute, die hauptsächlich aus Eidechsen besteht, windet sich schnell in drei Windungen um

dieselbe herum, erhebt dann das Haupt und sucht nun mit weit geöffnetem Rachen den Kopf des Opfers zu umfassen. Aber auch die Eidechse weiß, was sie allein retten kann und sperrt ebenfalls ihr Maul weit auf, und stößt die Schlange hernieder, so sucht sie deren Unterkiefer zu fassen und läßt denselben nicht mehr los, wenn sie ihn erwischt hat, bis jene ihr Vorhaben aufgibt. Besonders größere Eidechsen retten sich so oft vor dem drohenden Tode.

Der wehrlose Frosch aber ist seiner Feindin, der Ringelnatter, rettungslos preisgegeben. Ist ihm eine solche auf den Fersen, so sucht er in verzweifelten Sätzen davonzukommen, wobei ihm in der Angst seine sonst wohl abgemessenen Riesensprünge versagen. Ein klägliches Geschrei entringt sich seiner Kehle und oft ergibt er sich in sein Schicksal, indem er sich niederdrückt und nun von der Schlange gefaßt wird. Erwischt diese seinen Kopf, so ist sein Ende verhältnismäßig schnell, aber oft packt sie zuerst seinen Fuß. Und nun stülpt sie sich gewissermaßen über das Bein, indem ihre Zähne immer weiter vorwärts greifen, denn diese haben bei den Schlangen nicht die Funktion des Kauens, sondern nur des Festhaltens und, weil sie nach hinten zu gerichtet sind, lassen sie die Beute wohl ins Maul hineingleiten, verhindern aber ein Herausstrampeln oder Fallen derselben. Nachdem nun das eine Bein im Rachen der Schlange verschwunden ist, sucht sie auch das andere heftig zuckende zu erwischen, ist auch dieses gelungen, dann greifen die Zähne am Körper des Frosches weiter. Furchtbar schwillt der Kopf der Räuberin an, ein letztes verzweiflungsvolles Quaken des Frosches und der Rachen schließt sich über dem lebendig Begrabenen. Man wundert sich darüber, was für große Frösche in den kleinen Kopf der Schlange hineingehen, dieser ist aber in seinem hinteren Teile ganz ungemein ausdehnungsfähig, und das hat seine anatomische Begründung darin, daß die Knochen des Unterkiefers gelenkig an denen des Oberkiefers ansitzen, welche letztere noch dazu lang nach hinten ausgezogen sind und nun, wenn sie sich quer stellen, den Schlund gewaltig erweitern.

Anders wie die Nattern verfahren die Giftschlangen. Diese üben ihre Jagd fast ausschließlich in der Nacht aus, wie sie denn überhaupt Nachttiere sind. Wer eine Kreuzotter fangen will, kommt am sichersten zum Ziele, wenn er nachts im Walde ein Feuer anmacht. Die ungewohnte Helle zieht die Ottern an, die sich verwundert nähern und neugierig in die Flammen starren. Am Tage erscheinen die Kreuzottern träge und beim Nahen des Menschen rollen sie sich zu einem Teller zusammen, über den sich der drohende Kopf erhebt. Über die Jagdmethode der Kreuzotter ist nicht viel bekannt, es ist wohl anzunehmen, daß sie der Maus, welche ihre Hauptnahrung bildet, den töd-

lichen Biß versetzt und vor dem Verschlingen den Tod des Opfers abwartet. Auch in die Wohnungen der Mäuse dringt sie ein und fürchterlich muß das Entsetzen der Tierchen sein, wenn sie die mordfunkelnden Augen der schrecklichen Feindin plötzlich im Bau vor sich sehen, aus dem kein Entrinnen möglich ist. Über die furchtbare Waffe der Otter, das Gift, sind viele Untersuchungen gemacht. Bei sofortiger Unterbindung und Aussaugung der Wunde ist der Biß nicht tödlich, immerhin stellen sich häufige Ohnmachten ein und erst nach sechs Wochen verlieren sich die letzten Symptome der Krankheit. Am besten wirkt ein Behandeln der gebissenen Stelle mit übermangansaurem Kali und ein altes, stets bewährtes Mittel ist das Trinken von großen Portionen von Alkohol.

Von den Fischen und Insekten.

Alle Fische kennen ihre Feinde wohl, ja man hat sogar beobachtet, daß sie ein Gedächtnis besitzen, daß Fische, zu denen man einen Tauchervogel setzte, denselben zuerst neugierig umkreisten, dann aber, nachdem er sich erst einige aus ihrer Mitte geholt hatte, sich versteckten und nun auch in der Folge äußerst vorsichtig waren. Auch den Wärter, der ihnen Futter bringt, lernen die Fische erkennen, daß sie aber auf Glockentöne sich zum Futter versammeln, beruht auf ungenauen Beobachtungen. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die Fische nicht hören. Ihr Ohr dient ihnen nur zum Wahren der Gleichgewichtslage, und Fische mit herausgeschnittenem Ohr können sich nicht aufrecht im Wasser halten, reagieren aber auf Töne genau so wie gesunde. Wenn die Fische zur Fütterung kommen, so spüren sie die Tritte des Wärters an der Erschütterung und folgen ihnen oder sie sehen den Nahrungsspender. Auch die Empfindlichkeit der Haut ist bei den Fischen nicht allzu groß, sonst würden sie nicht, wenn sie sich von der Angel losgerissen haben, immer wieder von neuem anbeißen.

Groß ist die Anzahl der Verfolger der Fische, aber der schlimmste Feind ist ihnen der Mensch. Weniger sind es seine verschiedenen Fangarten, die das Geschlecht der Schuppenträger dezimieren, als vor allem seine Kultur, die ihnen durch ihr stetiges Fortschreiten schadet. Da sind es die Fabriken, die ihre giftigen Abflüsse in die Gewässer fließen lassen und alljährlich Tausende von Fischen töten.

Die Vereinigung der beiden Geschlechter ist bei den Insekten oft stürmisch. Daher flüchten sich die Weibchen der großen Libellen in offenbarer Angst vor ihren Gatten. Bei anderen Insekten ist es wieder das Männchen, das sich inacht nehmen muß. Nur zu oft kommt es vor, daß eine männliche, liebeserfüllte Grille vom gefühllosen Weibchen einfach aufgefressen wird. Ja, bei der Gottesanbeterin, jener grünen Heuschrecke, deren Vorderbeine wie zum Gebet gen Himmel erhoben

sind, aber nur dazu dienen, ein anderes Insekt zum Fraß einzufangen, wird das Männchen meistens während der Vereinigung, immer aber nach derselben gefressen. Ja man hat sogar bei dieser Art beobachtet, daß dem zaghaft nahenden Männchen vom Weibchen zunächst der Kopf abgebissen wurde und daß der Torso trotzdem sein Werk vollbrachte, wonach auch er dem Magen der Unersättlichen zum Opfer fiel. Auch bei den Spinnen muß das Männchen dem Weibchen, das in der Mitte seines Gespinstes sitzt, mit Vorsicht nahen, denn dieses ist gewohnt, alles Lebendige, was in sein Netz kommt, ohne lange Prüfung totzubeißen. Hier aber zeigt das Weibchen dem zitternd harrenden Männchen seine Willfährigkeit an. Es begibt sich nach unten und hängt sich mit abwärts gerichtetem Kopf an einen Faden, worauf die Vereinigung zustande kommt.

Wie die Kreuzspinne baut.

Wenn eine Kreuzspinne ihr Netz anfertigen will, so klettert sie zunächst auf einen hochgelegenen Punkt, um hier aus ihren Spinndrüsen zwei Fäden abzusondern und diese zu verankern. Dann läßt sie sich an den beiden nieder, entweder auf einen senkrecht tiefer gelegenen Ast oder auch in etwas schräger Richtung; das letztere erreicht sie durch Hinundherpendeln des Körpers. Der eine der beiden Fäden wird nun wieder verankert und straff angezogen, der andere abgebissen, so daß er vom Winde ergriffen wird und flattert, bis er sich an einem dem oberen Punkte wagrecht gegenüberliegenden Zweige verwickelt. Dahin kriecht die Spinne nun, zieht den Faden straff an und befestigt ihn. Durch Sichniederlassen bereitet sie dann den zweiten senkrechten Faden. Den noch fehlenden wagrechten sucht sie entweder auf obige Weise oder durch einen Umweg fertig zu stellen, indem sie von einem Punkt zu dem anderen immer spinnend auf dem Boden herüberläuft und diesen langen Faden mit den Vorderbeinen aufwickelt und anzieht. Ist auf solche Weise der Rahmen des Netzes fertig gemacht, so läuft sie auf die Mitte des oberen wagrechten Fadens und läßt sich senkrecht bis zum unteren hinunter, zieht also auf diese Weise den Durchmesser. Nun kommen die von der Mitte dieses Durchmessers ausgehenden Strahlen dran, diese werden an allen nötigen Stellen angezogen, nachdem die Spinne diese auf den vorhandenen Fäden erreicht hat. Zum Schlusse werden konzentrische Kreise durch Hinüberwandern von einem Strahl zum anderen geschlagen. Das ganze Radnetz wird oft in einer Nacht fertiggestellt.

Ein Schelmenstück der Raubwespe.

Diese kräftigen Tiere überfallen ein Insekt, etwa eine Raupe, lähmen diese durch einen Stich und schleppen sie in ihren Bau, wo sie

die Beute in eine Zelle legen, ein Ei darauf absetzen und die Zelle zudeckeln. Aus dem Ei schlüpft die Larve, die sich von dem Opfer ernährt, dessen Fäulnis eben dadurch ausgeschlossen wird, daß dasselbe nur gelähmt wurde. Oft wird sogar das Ei über dem Opfer an einem Faden aufgehängt, damit die konvulsivischen Zuckungen der Raupe die junge Larve nicht gefährden, die immer sich auf ihren Faden flüchten kann.

Vom Regenwurm.

Darwin war es, der zuerst nachwies, daß dieser Erdbewohner für die Pflanzen unentbehrlich ist. Er zeigte, daß der Regenwurm die Stelle des Pfluges in der Beurbarmachung der Erde vertritt. Denn das Tier nährt sich von den verdaulichen Stoffen der Erde und es frißt sich gewissermaßen durch diese hindurch, so daß sie seinen Darm in der ganzen Länge passieren und dann wieder entleert werden, was immer auf der Oberfläche der Erde geschieht. So werden durch die Würmer stetig die feineren Bestandteile der Erde nach oben gebracht, so daß hier nur gute Erde zu liegen kommt. Die zahlreichen Röhren, die der Wurm durch seine Wanderungen hinterläßt, lockern den Boden immer wieder auf und durch das Einstürzen dieser Gänge werden die Erdbestandteile aneinandergerieben und zerkrümeln dadurch immer mehr. Endlich werden auch Blätter und andere Körper von den Tieren in ihre Röhren gezogen, hier zerkleinert und dann wieder oben abgesetzt. So wunderbar es klingt, wir müssen annehmen, daß die ganze Masse der oberflächlichen fruchtbaren Erde durch den Darm der Regenwürmer durchpassiert ist und alle paar Jahre wieder denselben Auflockerungsprozeß durchmacht.

Man kann einen Regenwurm in zwei Teile zerschneiden, immer wird der eine Teil, öfters auch zugleich der andere, das verlorene Stück regenerieren. Zerschneidet man ihn aber in mehrere Stücke, so erhält man höchstens ein neues Tier, oft aber auch gar keines, und halbiert man ihn gar der Länge nach, so tritt ziemlich schnell der Tod in beiden Hälften ein.

Derlei Beobachtungen nun enthält Dr. Konrad Guenthers Werk, das auch in einer billigen Volksausgabe erschienen ist, zu Hunderten. Und gerade dieser Teil desselben, der Tatsachen behandelt, bietet eine Menge von Anregungen zu eigenem Nachdenken.

Der Bachtag.

Ein Bild aus obersteirischem Bauernhause von Peter Rosegger.

Jener Stand, der das Brot erzeugt, kennt weder Mühlner noch Bäcker. Ein Bauer, der beim Mühlner malen läßt und beim Bäcker das Brot kauft, ist schon auf der Rutsche. Im Bauernhause vom alten Schlag ist der Hausvater Mühlner und die Hausmutter Bäcker. Der Bauer hat seine eigene Mühle mit ein oder zwei „Laufern“ (Betrieben). Gibts auf eigenem Grund und Boden nicht die nötige Wasserkraft, so steht seine Mühle altrechtlich am Bache eines Nachbargrundes. Ein ordentlicher Bauer, der nebst seiner oft vielzweigigen Landwirtschaft allerlei Gewerbe verstehen und betreiben muß, mahlt sein Korn gleich einem tüchtigen Mühlner.*) Und aus gutem Mehl ein gutes Brot zu backen, daraus macht die Hausmutter sich eine Ehre.

So ungefähr alle zwei Wochen ist „Bachtag“, ein gar bewegter Tag. Eine Hausmutter, die beim „Bachen“ nicht „grantig“ wird, hat starke Nerven. Keine ist ihrer Sache sicher. Es gibt allzuviele Zufälligkeiten, die die „Bäck“ mißlingen lassen können. Die Hausmutter muß an alles denken, ihre Augen und ihre Hände überall haben, wenn auch unterstützt von mehreren Mägden, die an dem Tage in fieberhafter Aufregung sind.

Schon am Vortage wird von der Hinterkammer der große Backtrog in die Stube getragen, dann schütten sie einen Sack voll Mehl (Roggen oder auch Hafermehl) hinein, weichen es mit mehreren Kübeln voll Wasser an und versetzen es mit „Ura“. Das ist der Sauerteig, der von der vorherigen Bäck übrig gelassen wurde, oder auch oft von einem Nachbarhause entlehnt werden muß. Dann möchte ich die junge Bäuerin kennen, die gleich das erstemal weiß, wie viel Salz in den Trog kommen muß, wie viel Anis oder Kümmel oder „Brotsamen“. Auch ist darauf zu achten, ob das Mehl fein oder grob, feucht oder trocken, kalt oder durchwärmt ist. Aber noch schwerer als der Kopf müssen die Hände arbeiten, besonders beim „Kneten“, das mit den nackten Armen eine Stunde lang so heftig geschieht, daß der Schweiß vom Gesichte rinnt. Eine Bäck hat ungefähr fünfzehn große Laibe und noch etliche „Strizel“, weckenartige Gebäcke für die Hauskinder oder Armen. In dem großen finsteren Kachelofen, der zumeist vom Küchenherd aus heizbar, auch zum Durchwärmen der Hausstube bestimmt ist, wird von einem Knaben der große Scheiterstoß geschichtet. Alles das muß am Vortage vorbereitet werden.

Am Bachtage selbst wird „in aller Herrgottsfrüh“ der Scheiterstoß im Kachelofen angezündet. Es knistert und schnalzt, daß man glauben

*) Ich schreibe dieses Wort absichtlich „falsch“, weil es einzig nur so richtig ist.
Der Verf.

könnte, das ganze Haus stehe in Flammen. Bald herrscht in der Stube die Temperatur eines Schwitzbades, „hell zum derstiken!“ Aber die Hausmutter öffnet keine Tür und kein Fenster. Nichts in ihrem ganzen Haushalte ist so wichtig, als daß beim Bachen alle Löcher geschlossen bleiben! Ein einziger Luftzug und es „geht“ der Teig nicht, oder er „fallt zusamm“. Es vollzieht sich die Gärung nicht und das Zeug bleibt „ein Batzen“. Wenn alles recht ist, dann kommt die Magd mit den aus Stroh geflochtenen schüsselförmigen „Brotkörbeln“. Es macht sich die Hausmutter ans „Auskörbeln“, bei welchem der Teig klumpenweise aus dem Trog genommen, mit trockenem Mehl überstreut, dadurch die Laibform bekommt, daß jeder Klumpen in ein Körbel „gelupft“ wird. Während diese Taiglaibe in den Körbeln auf Tisch und Bänken herumstehen, ist noch die allergrößte Vorsicht nötig, daß kein kühles Lüftchen in die Stube dringt. „Blattern am Leib und Brot im Körbel brauchen Hitz!“ sagt die Bäuerin mehr tendenziös als geschmackvoll. Wer jetzt ein Fenster aufmachte, den würde sie sofort mit der Ofengabel durchbohren und dann vor Gericht sich bloß damit rechtfertigen: „Er hat beim Bachen ein Fenster aufgemacht!“

Nun wirds zum „Feuerherausziehen“. Über dem Küchenherd ist das Ofenloch. Sonst war stets ein Blechdeckel davor gelehnt. Während des Feuers schlägt die Lohe hervor und der herauswirbelnde Rauch steigt in den „Feuerhut“ auf, aus welchem er dann nach Irrgängen durch die Küche den Weg in den Rauchfang findet. Ist im Ofen der Scheiterstoß zu Asche verbrannt, dann kommt die Hausmutter mit der „Ofenkruck“, an langem Stiel ein Hakenbrettchen, mit dem Kohle und Asche herausgezogen wird. Wohl geschieht es, daß dabei die Ofenkruck lichterloh zu brennen anhebt; ein Stoß in den Wasserbottich, und mit feuchtem, rauchenden Werkzeug wird der Aschenrest aus dem Ofen geschafft; vielleicht noch ein Wischer mit feuchtem Besen und das glühheiße Ofenpflaster ist bereit, das Brot aufzunehmen.

Es kommt das „Einschießen“. Die Hausmutter hat an langem Stiel eine Holzscheibe, die „Ofenschüssel“. Auf diese wird aus je einem Körbel ein Teiglaib gestürzt, dann führt sie ihn beim Scheine eines brennenden Spanes in den heißen Ofen, möglichst in den Hintergrund, damit all die folgenden noch Platz finden. Sind alle Teiglaibe drin, dann rasch den Blechdeckel vors Ofenloch gestülpt. — Die Arbeit der Hausmutter ist einstweilen beendet; bangend und hoffend wie der Glockengießer, der das Erz der Form anvertraut hat, wartet sie nun, was werden kann. Daß sie sich auch jetzt nicht einen Augenblick Ruhe gönnt, versteht sich. Zuckt es doch in Händen und Füßen. Wie soll sie müßig sein, während im Ofen das Wichtigste geschieht. Zuerst eilt sie an alle Türen und Fenster, um nachzusehen, ob nicht etwa doch irgendwo ein

Lüftchen hereinwehe. Denn gerade jetzt ist die Gefahr des Erkältens fürs werdende Brot am gefährlichsten. Wer draußen ist, darf nicht herein, wer im Hause ist, darf nicht hinaus. Alles in der Wirtschaft stockt, solange das Brot im Ofen ist. Auf wie lange? Was ists auf der Uhr? Das ganze Jahr blickt die Hausmutter nicht so angelegentlich auf den Uhrzeiger als zur Bachzeit; die paar Stunden müssen genau gemessen werden, sollen die Laibe nicht „derb", unausgebacken oder zu hart geraten.

Endlich — die Zeit ist um. Die Hausmutter entfernt den Blechdeckel und zieht mit der Ofenkruck einen Laib heraus. Der hebt sich rundlich, zeigt noch die Flechtform des Körbels und hat eine bräunliche Farbe. Es scheint gelungen. So heiß er noch ist, sie nimmt ihn in den Arm, macht mit der Spitze des Tischmessers ein Kreuz darüber und schneidet ein „Scherzel" ab. Es ist gelungen. Gott Lob und Dank! Die Schmolle ist gut ausgebacken, hat ihre trockenen Blasenlöcherchen und legt sich überall gut an die Rinde.

Das Werk ist vollendet. Das Ofenloch bleibt offen. Die übrigen Laibe können herausgezogen werden oder noch ein wenig drinnen bleiben, sie können mit dem „Börstel" abgeascht werden, oder nicht, sie können mit lauem Wasser oder Milch bestrichen werden, eines schönen Glanzes wegen, oder auch nicht — jede Hausmutter hält es hierin anders.

Nun können die Haustüren auf- und zugehen, können die Fenster geöffnet werden. Nun kann die verschobene Mahlzeit gekocht, der Tisch in der Stube gedeckt werden. Nun haben wir Appetit. Das Brot aber wird an diesem Tage nicht verkostet. Es werden Erinnerungen erzählt, wie sich dieser und jener aus neugebackenem Brot die Kolik und noch Schlimmeres geholt hat. Es ist ja doch noch altes Brot vorhanden, allerdings vielleicht nur mehr ein halber Laib, und der trägt stellenweise ein graues Pelzlein. Er hatte nicht lange genug auf der „Brotdrendl" gedörrt, war zu früh in die feuchte Kammer gekommen und da glaubte der Schimmel davon Besitz ergreifen zu dürfen. Übrigens vor dem fürchtet man sich nicht. „Wer schimmeliges Brot ißt, der kriegt eine helle Stimm!" weiß man sich zu sagen. Darum können die Sennerinnen auf der Alm so hell jodeln, denn ihre Brotreste sind oft „rauch wiar a Mäuserl".

Ich getraue mir kaum zu erzählen, wie es hergeht, wenn „die Bäck" mißlang! — Wenn die aus dem Ofen gezogenen Laibe platt und gedrückt daliegen, wenn die Schmolle „speckig" ist, wenn sie „derb", d. h. noch teigig ist, wenn zwischen Schmolle und Rinde eine leere Kluft gähnt. Da habe ich manche gute Hausmutter aufstöhnen gehört, als ob ihr jählings ein Messer in den Bauch gefahren wäre. Da habe ich manche untröstlich schluchzen gesehen in die Schürze hinein. Ihre Hausehre ist hin und das Brot ist hin. Zwar die Hausehre wird bis auf

die letzte Möglichkeit verteidigt. Das „Ura" war schlecht. Das Mehl ist zu kalt von der Mühle gekommen, das Ofenholz ist feucht gewesen, von einem Fenster hat die Luft gezogen oder es ist gar eine neidische Nachbarin vorbei gegangen und hat die Bäck verhext! — Das mißratene Brot ist übrigens auch nicht wertlos; es wird — wenngleich mit einiger Vorsicht in den Suppen gegessen und der Schragelhofer ist sogar ein Freund von „derbem" Brot, er sagt, es sei der Segen Gottes dabei, denn es reiche länger und gäbe mehr aus, als ein gut gebackenes. Man kann ihm das aufs Wort glauben.

Sind nun alle Brotlaibe aus dem Ofen gezogen, so werden sie in der Küche noch vorsichtig abgekühlt, dann in den Dachboden getragen und in die Brotdrendl gestellt. Die „Brotdrendl", das ist ein zumeist frei vom Dach niederhängendes Holgestell, in welches zwischen reifenartigen Aufsätzen die Laibe so gelehnt werden, daß jeder für sich gesondert der streichenden Luft ausgesetzt ist. Das erhält das Brot trocken und schützt es vor Mäusen, wenn nicht etwa eine oder die andere so schlau ist, den Weg von oben herab am Stricke zu nehmen. Von dieser Drendl verschwindet im Laufe der vierzehn Tage ein Laib um den andern, bis die neue „Bäck" sie wieder füllt.

Wenn das Brot aus dem Ofen gezogen ist, so wird die etwa noch vorhandene Ofenhitze zu weiterem benützt. Es wird Korn, Obst oder „Hablam" in ihm gedörrt. Hablam oder Heublum' sind die Blüten- und Samenabfälle des Heues, aus denen nach dem Trocknen Mehl für Mastvieh bereitet wird.

Endlich pflegt die Hausmutter zeitweilig auch das Bettzeug der Familie in den noch heißen Backofen zu stecken, weil dieses Mittel noch wirksamer sein soll als Zacherlpulver. Zur Winterszeit wird der noch warme Ofen nächtig manchmal als Schlafstelle benützt.

Wir aber wollen von der neuesten „Bäck" nun verkosten. Einen der pfundschweren Laibe nehmen wir, bekreuzen ihn dreimal mit der Messerspitze, schneiden ein Stück ab. Und nun gesegne Gott den Bissen Brot, der auf unserem Heimboden gewachsen, durch unseren Fleiß gediehen, durch unsere Kunst geformt, Gottes und unser Werk ist. Und vergessen wir nicht des Wahrwortes: Eigen Brot macht stark!

Berglandler.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Mei Erbteil von da Muada her.

Mei Erbteil von da Muada her
San d' Liadln, dö i sing.
Sie hat's im Herzn drinnan tragn
Und hat's koan Menschn kinna sagn.
Hat's wiar im Gartn d' Pflanzl gsetzt
Und mitn Augnan hat sie s' gnetzt.

Sie hat ma Leib und Seel und Lebn
Und aus'n Herzn d' Liadln gebn:
Soll singa und soll glückli sein.
Und kam is 's gschehgn gwön, grabn sie s' ein. – –
Mei Erbteil von da Muada san
Dö Liadln, dö i singa kann.

I rant mi nöt.

Es is mei alta Ubamuat,
Es is mei jungi Freud;
Und schau, dös Ehpaar macht si guat,
Wia just zwoa rechti Leut.

Schau a dö lustign Kinda an,
Dö Gsangln frisch und gsund:
Sö singan schan, so lachan schan
Und d' Welt is kuglrund!

Und draht sie si amal danebn
Und geht's uns damisch schlecht,
I rant mi nöt, i juchz ins Lebn,
Sie kimmt schan wieda z'recht!

Dö vabotni Frucht.

D' Eva siacht 's Apferl gah,
Hat si auf d' Zehan gstöllt,
Hat's daglangt — wia's halt da
Pfarra vazählt.

Droberhalb, drunt und drent,
Wann i mi rundum wend:
Paradies überall
Und Sündenfall!

Dös kimmt von Äpfln her,
Dö so viel wachsn toan;
Abar i mag nöt mehr,
Als iabl oan.

A talentierts Dirndl.

Dirndl, wia tuast denn dann:
Stehst nebn da Krapfnpfann
Und woaßt nöt, wia und wann
's Bacha geht an?

Aba beim Zaun hidann,
Na ja, du woaßt as schan,
Wia da Bua bußln kann,
Kimmst eahm leicht dran.

Nöt daß i spöttln tua:
Hast halt koa Freud dazua;
Krapfn gibt's deßtwegn gnua,
Gunn dar a Ruah!

Gelt ja, es is halt grad,
Wia ma d' Talentn hat,
Denn dö san Himmlsgnad:
Ilabs — sunst is schad!

Wann's d' as zum Bußln hast,
Bin i da neidi fast;
D' Arbeit is eh a Last —
Geh, Dirndl, rast!

D' Entrüstung.

„Das is z' keck!“ ruaft 's Dirndl damisch
— Rot is 's worn vor lauta Gall —
Aba d' Augn, dö blinzln hamisch:
„Sags nu amal!“

So a Dirndl.

So a Dirndl is oarm dran,
Daß Gott si daboarm dran:
Hat gliabt, is vadoarbn dran,
Vadoarbn dran und gstoarbn dran.

Frag und Antwort.

Zwö san denn im Bach so viel Stoana?
Zwö bllahn denn im Früahling dö Bam?
Zwö geht denn a Bruck üba d' Doana?
Zwö kimmst ma denn untar im Tram? —

Zwö is denn am Fürta a Bandl?
Zwö habn denn dö Heilign an Schein?
I frag nöt lang, liabs Mariandl,
I denk halt, es muaß a so sein.

Tanzl.

Da Wetzstoan wird gwetzt,
Wann ma d' Sengst damit wetzt,
Und wann d' Sengst wieda schneidt,
Is zum Weitamahn Zeit.

*

Es is nöt zum Lacha,
Es is nöt zum Woan:
Mir toan, was ma wolln,
Und mir wolln, was ma toan.

*

's Bußlgebn kann i schan,
Und an Schatz han i schan,
's Heiratn — wann i schan
Netta muaß — gwahn i schan.

*

Wann i auf Passa geh
Und nebna Wassa steh,
Di nöt fund, schwimma kunnt,
Glei war i drunt.

Der chemische Krieg.

Von **Karl Wolf.***)

Durch den Bau der Straße, welche Sterzing mit Meran verbinden soll und eine der herrlichsten Straßen Tirols werden wird, sind die Hinterpasseirer mit den Italienern näher bekannt geworden. Passeirer Viehhändler findet man oft häufig genug in italienischen Städten, denn der Handel mit Schafen und Ziegen, für welche das Tal die prächtigsten Weiden hat, erstreckt sich beim Einkaufe weit nach Westen und beim Verkaufe hingegen tief in den Süden. Sonst kommen die Leute wenig hinaus „aufs Land“, wie das Etschtal genannt wird. Nur um die Stadt anzuschauen, da lohnt sich nicht der weite Weg, denken sie sich, und was die Vergnügungen und Lustbarkeiten betrifft, welche den Leuten da geboten werden, das hat wenig Verlockendes. Ihre Späße und Unterhaltungen, für die hat der „Stadtler“ kein Verständnis, und, wie ich am besten bezeugen kann, es wären nicht viele junge Leute in der Stadt, welche die Schneid hätten, mitzumachen.

An der Jaufenstraße arbeiten nun eine Menge welsche Leute, die freilich ganz abgesondert für sich leben und bei ihrer bekannten Sparsamkeit selten in den Wirtshäusern zu sehen sind. Es lohnte sich wohl auch kaum der Weg vom Hochwalde bis hinunter in das Tal, um ein oder zwei Viertel Wein zu trinken. Sie hatten ja in ihrer Bauhütte selbst einen Ausschank, wo man auch alle anderen Bedürfnisse für die Woche, einige Päckchen Tabak, Zündholz, Käse und ein trübes Öl mit Essig zum Salat kaufen konnte. Einige der Leute hatten sich sogar irgend woher eine alte Flinte beigelegt und knallten damit im Walde herum, daß die armen Eichkätzchen oder da und dort ein Häslein erschreckt ihrem Schlupfwinkel zuflohen. Diesen Jagdgelüsten machten aber die Talburschen bald ein Ende. „Man kennt sich ja schier nimmer

---

*) Wir entnehmen die Erzählung mit Genehmigung der Verlagshandlung (A. Edlinger, Innsbruck) dem soeben erschienenen neuen Bande „Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol“ von Karl Wolf.

aus, wer schießt," sagten sie. „De walschen Flinten machen einen ganz irr. Man weiß nit, ist's a Jager oder ist's koaner."

Auch in das sonst politisch so stille Hinterpasseier waren die Nachrichten von den Untaten der Welschen in Innsbruck gedrungen. Besonders der „Lixen-Luis", ein Wunderdoktor erster Güte und als ein heller Kopf weitum bekannt, der wurde von Tag zu Tag aufgeregter. Er hatte den Feldzug im Jahre 1866 gegen Italien mitgemacht und wir standen beide bei der dritten Südtiroler Scharfschützenkompagnie. Schon damals fiel er mir durch seine tiefsinnigen Betrachtungen, durch seinen Glauben an Wunder und durch seine unerschütterliche Ruhe auf. Als wir zum erstenmal die Kugeln um die Ohren pfeifen hörten und mein Vordermann im Gliede sich unwillkürlich bückte, als er das unheimliche „ßrrrß" hörte, da sagte der Luisl ruhig wie auf einer Kegelbahn: „Du, nit bucken tust di 's nächste Mal. Wie kummt denn dei Hintermann dazu, die Kug'l zu schluck'n, die für di b'stimmt ist?"

Der „Lixen-Luis" saß im Wirtshaus und hatte vor sich eine offene Ledertasche liegen, aus der allerlei rostige, früher aber sicher blitzblanke Zänglein, Kluppen und Messer guckten. Heute war Sonntag und da nahm er gern allerlei Operationen an Mensch und Tier vor. Sorgfältig reinigte er seine Hände am Tischtuch, denn eben hatte er den drei Schweinen des Wirtes Ringe in die Rüssel gezogen, damit ihnen das Wühlen im Stallboden verleidet werde. Jetzt wartete er auf den Weber. Der kaute vorderhand, allerdings vorsichtig, auf der rechten Kieferseite an einem Schweinebraten. Dem wollte er zwei Zähne ziehen. Dann kam die Kellnerin daran. Die hatte auf dem Rücken der rechten Hand zwei schwarze Warzen. Der Herr Steuereinnehmer hatte schon vor zwei Wochen die Operation der Warzen verlangt. Und da dieser Gast an einem Tage zwei, am anderen Tage drei Kreuzer Trinkgeld gab, hatte sich die Kellnerin an den „Lixen-Luis" gewendet. Eine solche Operation ist leicht, ein Kinderspiel. Die Warze wird mit einem Faden, welcher aus der Quaste der Totenfahne in der Kirche gezupft sein muß, unterbunden. Dann rupft man dem Patienten ein Haar aus, bindet dasselbe einer Kuh um das linke Ohr und die Warze ist fort. Allerdings kann dann eine solche Kuh leicht besprochen werden, darum muß man sich heimlich zu ihr in den Stall schleichen. Wie leicht nützt den Zustand eine feindselige Bäuerin aus und man hat dann seine vier bis fünf Liter Milch täglich weniger im Zuber.

In der Küche, hart am Herdfeuer, hockte allerdings noch eine Patientin, von Fieberfrost geschüttelt. Der war nicht zu helfen. Fieberfrost! Lächerlich, sagte der Luis. Die Bäuerin hatte sich mit einem Trunk Gletscherwasser im vergangenen Sommer während der Hochheumahd verkühlt. Von so einem kalten Trunk, da schrumpfen die

„Gadern“ (Nerven) zusammen. Und da die „Gadern“ das menschliche Herz, wie die Reifen ein Faß, umspannen, so beutelt es den Menschen eben ab, wenn die Lunge aus dem Herzen das Blut aussaugt und die Herzwände schlapprig werden und sich erst wieder spannen, wenn die Milz und die Leber aus der Lunge das Blut wieder in das Herz zurückjagen. Da hatte den Luisl einmal ein ganz Fürwitziger gefragt: „Nachher, was haben denn die Nierndeln für an Zweck?“ Den hat der Luisl nur so von oben bis unten gemessen. „Sollen denn die Menschenfresser nit a was Gutes haben? So frische Leutnierndlen?“

Der Lixen-Luis war also über die Innsbrucker Vorgänge fürchterlich aufgeregt und dicht gedrängt hockten die Leute beim Wirt um ihn herum, so daß die Kellnerin kaum durchlangen konnte zur Bedienung. Dem Sixt und Hartl, welche auch an dieser Versammlung teilnahmen, war es durchaus nicht angenehm, daß der „Leutz'sammflicker“, wie sie den Lixen-Luis bespöttelten, daß der auf einmal das große Wort führte. Sie wollten durch eine ganz außerordentliche Tat beweisen, daß sie die erste Geige spielten im Tale: „Mei lieber Luis,“ sagte endlich der Hartl, nachdem er sich längere Zeit flüsternd mit dem Sixt verabredet hatte, „mei lieber Luis, i mein', du tust g'scheiter, wenn du in der Kuchel draußt der armen Bäuerin 'n Blutlauf wieder einrichtest. Mir aber wölln in den Streit a unsere Sach' leisten. In Schlowagien, im Böhmischen drinnen, im Krowattischen, überall sein sie teuflisch g'worden über den Streit. Mir Passeirer werden a unser Wörtl dreinreden. Jetztern, Sixt, erzähl', was dir heuer im Summer der Professor g'sagt hat, den du drei Wochen lang in die Berg ummerg'führt hast.“

Sixt strich sich mit der rechten Hand die Haare glatt in die Stirn, mit der linken klopfte er sein Pfeifchen am Tischrand aus, dann zwinkerte er mit den Augen der Kellnerin zu, welche sofort den leeren Weinkrug fortnahm und einen frischen Tropfen brachte. „Der Professor, der hat mir in Summer kloanweis fürg'rechnet, daß die großen Herren jetztern koan Krieg mehr mit Büchsen und Bauganet*), mit Kanunen und Horpiunen auf'n Meer führ'n. Alleweil derfinden sie neue Waffen. Im Japischen drin, wo s' jetztern mit die Russen rafen, haben sie a Pulver z'sammeng'setzt, dös nit lei nit raucht, sondern krachen a nimmer tuat. Und damit werd'n Büchsen g'laden, die erst nach so und so viel Stunden losgeh'n. Die Japischen sein döcht Teuflskerl. Die Russen lass'n sie stürmen und sie rennen durch wie neunundneunzig Teufl. Kreuzsaggera, jubeln die Russischen, da schauts her, Mander, ihnere Büchsen haben sie hinten lass'n, ganze Häufen.

*) Bajonett.

So derzählt der Professer. Die Russischen haben a Gaudi und packen die Büchsen z'sammen, und hast mi nit g'sech'n, mit de japischen G'wehrer hoam in die Kasarn in Haidirlwaihai, glab i, nennt man die Ortschaft. Um neune ist Zapfenstroach, jedweder Soldat bußt*) sein Heilig'nbild und legt si schlaf'n. Um a zwölfe aber, heiligs Kreuz! Krich! Krach! Kroch! Kruch! geh'n die G'wehr ab, und weil sie g'moant haben, der Feind kummt, fangen sie a zum Schiaß'n an wie narrisch. Alle sein hing'west bis auf oan, und der ist lei derowegen übri blieben, weil er ja sonst in vorletzten Mann nit hätt erschiaß'n können! A so a Kriagführerei ist a Mord und der russische Kaiser hat a Kumitee z'sammenberuafen, daß der Pulver- und Bleikriag abg'schafft wird, und selb glei, wie er g'wonnen hat, der Russ'. Dös Kumitee hat beschlossen, in Zuakunft werden alle Kriag mit Komü ausg'führt. Jetztern schauts wieder alle drein wie die Küh, wenn der Brunnentrog neu ang'strichen ist. Komü ist a Wissenschaft, wer sie kann, weiß es, zum Beispiel: Der Feind ruckt an, sagen mir die Walschen.**) Da streu'n unsere General' auf'n Schlachtfeld a Pulver aus, und wie der Feind vorruckt, da muß er niesen wie verruckt, niesen, daß den Soldaten die Leibriemen abknatschen und den Offizieren, denen schneiden die hohen Kragen die Ohren ab. Unsere General schreien mit der Mannschaft „Helf Gott", nehmen den niesenden Feind g'fangen und die Schlacht ist g'wonnen. A so beiläufig werden in Zukunft die Schlachten g'schlagen, hat mir der Professer erklärt. Freili, hat er g'meint, Stinkbomben oder blaue Säure oder sonst was werden sie nehmen, und so ist in der Zukunft der Kriag komisch."

„Und auf die Weis'," mengte sich nun Hartl ins Gespräch, „auf die Weis' werden mir die Walschen im Tal bekämpfen. Ja, ja, Passeier soll die erste komische Schlacht erleben. Und du, „Lixen-Luis," sagte nun Hartl, „du „Lixen-Luis", du bist für desmal General!"

Luis strich sich, hochbefriedigt von dieser Erhebung, mit dem Pfeifenspitzchen den Schnurrbart links und rechts auseinander und guckte den Hartl erwartungsvoll an.

„Hast no dös Dreiwochen-Pülverle, Luis?" frug Hartl. Erstaunt blickte der Wunderdoktor auf den Redner.

„Na ja," sagte dieser ungeduldig, „selb Pülverle, wo sie di drei Wochen eing'sperrt haben nach der Kur; wie hast wollen dem Kupferschmied sein Magen ausräumen, und der ist acht Tag net ins Bett kommen. Wolten scharf mußt es derglengt haben!"

Alle lachten, denn der arme Teufel von einem Patienten war damals wirklich übel daran gewesen. So geneigt sonst der Stadtarzt

*) Küßt. **) Italiener.

dem Wunderdoktor war, solange er nur sogenannte Hausmittel anwendete, aber damals mußte er wirklich die Anzeige machen. Das Opium wäre ja fast im Preise gestiegen, so viel verschlang der Kupferschmied, neben heißen Umschlägen, Frottage, und vorsichtigster Ernährung. Der Luis schmunzelte und kramte unter allerlei Fläschchen und Dosen in seiner Umhängtasche herum. Endlich zog er ein Fläschchen mit einem Glasstöpsel hervor. Da stand darauf „Scammonium“ und darunter gewissermaßen als Warnung: „Drastica“. Er hielt das Fläschchen gegen das Licht, musterte das Quantum und sagte trocken: „Für zwanzig Leut' und für jedweden zwölf Gäng'.“

*
* *

Der Tag des Heiligen Virgilius, des Patrons der Welschtiroler, dessen Tag feierlich begangen wird, fiel in diesem Jahre gerade auf einen Sonntag. Eine Partie welscher Arbeiter, welche an einem „Los“ zunächst des Dorfes dem „Padrone“ im Akkord viel Geld zusammenschindeten, hatte sich zusammengetan, um ihr Nationalfest feierlichst zu begehen. Sie hatten einen ganzen Schöps gekauft nebst einem erklecklichen Quantum Kartoffeln und da wollten sie beim Kreuzwirt ein Festmahl halten. Die armen Teufel schwärmten weder für ihre Nation noch für ihre Sprache, die ein echter Italiener auch kaum verstanden haben würde, denn die Leute waren aus dem Fleimstale, aus „Fleimesch“, wie sie sich ausdrückten, welches, wie Herren aus Bozen behaupteten, deutsch sei, während die Trientiner schrien: „Evviva Italia!“ Die guten, harmlosen Leute tranken den Wein beider Parteien und waren dankbar für den deutschen Kindergarten wie für die flotte italienische Uniform ihrer Dorfkapelle, aus Trient geliefert.

Am St. Virgiltage hatte man beim Kreuzwirt wirklich den Eindruck, in der Hinterstube wenigstens, in einem welschen Hause zu sein. Nach ihrer Gewohnheit hockten die italienischen Arbeiter dichtgedrängt an der langen Tafel, jedweder seinen Krug Wein vor sich. Es fiel nicht besonders auf, daß der eine oder der andere den Wein versuchte, mit der Zunge leicht schnalzend, wie es die Weinkenner machten. Der eine oder der andere behauptete auch, der Wein habe einen sonderbaren Beigeschmack, aber, du lieber Himmel, sie waren ja nicht verwöhnt. Wie oft hatte die Polenta einen Schimmelgeschmack, wenn die Mehlsäcke längere Zeit in den feuchten Bretterbuden stehen mußten. Nach wie vielerlei schmeckte der Fusel, den ihnen der „Sior padrone“ lieferte, ohne daß sie es wagten, sich beim Brotherrn zu beschweren. Und über dem lebhaften Meinungsaustausch, wonach der Wein schmeckte, vergaßen sie, daß er überhaupt einen Fehler hatte. Hingegen stach ihnen ein

ganz anderes Gerücherl in die Nase. Der Schöps in der Küche über dem offenen Herdfeuer fing an sich zu bräunen und die beigelegten Kartoffeln dampften. Die Kellnerin stellte schon die hölzernen Teller auf den Tisch und warf einige Hände voll Messer und Gabeln in die Mitte desselben.

Die Weinkrüge waren unterdessen bei einigen schon zwei-, ja dreimal gefüllt worden und die Leute versorgten schon ihre Tabakpfeifen. Da stand der lange Giovanni, merkwürdig blaß im Gesichte, auf und ging hinaus. Kurze Zeit darauf folgte der Pietro, dann der Carlo. Die letzten zwei warteten ungeduldig an einer kleinen Pforte, als schon wieder ein Welscher aus der Stube kam. Kurz entschlossen sprang nun aber Carlo über das niedere Geländer des Söllers in die Wiese hinunter und verschwand. Pietro klopfte nun ärgerlich an die verschlossene Pforte; da begann aber Giovanni so heftig drinnen zu fluchen, daß Pietro auch hinunter in die Wiese sprang. Hurtig folgte der vierte, aber da kamen schon wieder drei neue aus der Stube, von denen einer zwar alle Heiligen im Himmel um Entschuldigung bat.

Schon stand der schmale, kleine Söller voll von Welschen, die Hintenstehenden vermochten sich nicht mehr herauszudrängen, und so kam es eben, wie es kommen mußte. Eine Anzahl der Leute hatte bisher in der Stube tapfer ausgehalten. Vorwiegend waren es solche, die gute Plätze am Tische hatten und die vorteilhafte Position nicht aufgeben wollten. Die überkam nun das „pressante Elend“ mit einem Schlage. Fleisch und Kartoffeln hoch aufgetürmt in der großen Schüssel, kam nun die Kellnerin herein. Der Anblick aber, der sich ihr bot, war ein so überraschender, daß sie Schüssel, Fleisch und Kartoffeln hinwarf, die Hände vor die Augen schlug und, laut schreiend, floh.

Der Wirt war drüben im Schweinestall, lobte die grunzenden Pfleglinge und erzählte ihnen anerkennend, was sie für saftige Stückerln für die Feiertage liefern würden, auch versprach er seinem Liebling, der gefleckten Sau, sogar, daß ihr Rückenstückerl nur der Herr Bezirksrichter selber bekommen sollte. Da hörte er vom Hause herüber Spektakel und Lärm. Hurtig trat er in den Hof hinaus, blieb aber vor Schrecken mit offenem Munde stehen, als er das Bild schaute.

Mit fliegenden Zöpfen rannte die Kellnerin an ihm vorbei, die Dorfstraße hinunter. „Jeß, Maria und Josef!“ schrie sie, „Jeß, Maria und Josef! Die Chollera ist ausbroch'n, die Chollera, die Chollera!“

Die schwerhörige Krämerin hielt sie an der Schürze zurück. „Marand Josef! wer hat 'brochen?“ frug sie. Die Kellnerin aber brachte nur hervor: „Die Chollera! die Chollera!“ Der Ruf wurde aufgefangen und die lange Dorfstraße hinunter pflanzte er sich weiter.

Weiß der liebe Himmel, wie es kam, unten schrie man schon: „Feuer!“ Feuer!“

Gleng, gleng — gleng, gleng! klang es vom Turme, der Hornist der noch jungen Feuerwehr stürzte aus dem Hause und blies sein Traa-raa, traa-raa! An dem Tor des Spritzenhauses rissen acht Männer herum, der Schlüssel war nicht da, und es fiel niemandem ein, daß Schlüssel in fünf Nachbarhäusern deponiert waren. Nun rasselten endlich Spritze und Leitern die Straße hinauf zum Kreuzwirt. Dichter schwarzer Rauch quoll dort aus den Fenstern, denn der Köchin war vor Schrecken die mächtige Schmalzpfanne in das offene Herdfeuer gefallen, das qualmte nun fürchterlich, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten. Die übereifrigen Feuerwehrmänner begannen sofort das Haus zu räumen. Endlich gelang es dem Wirt, doch einigermaßen zu Worte zu kommen, wenigstens den Ort anzugeben, wo Unheil geschehen sei. Kling, kling, drrr, machten die Fenster, wo die Welschen St. Virgilius zu ehren gedachten, und ein mächtiger Wasserstrahl rauschte hinein in den Raum. Pudelnaß kam da der Rest der „Festgäste“ herausgesprungen. Gerade ganz unnötig war der Stube das viele Wasser nicht.

Endlich beruhigten sich die Leute, es hörte auf zu stürmen und man forschte nach dem Grunde des Spektakels. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen, als der Wirt meinte: „Etwas sein wird, selb hab' i mir denkt, etwas. Den verflixten Hartl und den no verflixteren Sixt, allzwei hab' i sie g'sehen bei der Kellerstieg ummerschleichen. Die haben den Welschen den Wein vergiftet, selb lass' i mir nit nehmen.“

Die armen Teufel aber waren nicht so weit zur Besinnung gekommen, um der Sache nachzuforschen. Die Wirkung der vielleicht doch etwas zu starken Dosis Scammoniums wollte sogar bei einigen noch immer nicht nachlassen. Der lange Giovanni wandte sich allerdings an den Gemeindevorsteher, den er von den Pulverfassungen her kannte, und verlangte seinen Schutz. „Corpo di dio,“ sagte er, „der Wein sein giftig, er 'at mir gleik gebeißen in der Bauch“ — weiter aber kam er nicht. Hastig wendete er sich ab und verschwand im Gebüsche.

Der Vorsteher forschte nun der Geschichte gründlich nach, während die Nachbarn dem Wirte hilfreich zur Seite standen und die „geretteten“ Möbel wieder einräumten. Die Feuerwehr zog mit den Geräten ab und die einzelnen Leute erzählten sich gegenseitig, wo sie sich gerade befanden und was sie gerade machten, als es stürmte.

Dem Sixtl und Hartl aber wurde doch etwas ungemütlich und ebenso dem Wunderdoktor. Sie hatten sich das neue Verfahren, Schlachten zu schlagen, nicht mit so viel Spektakel gedacht, besonders, wie Hartl sich ausdrückte: „Lei a kloane Prob' haben mir vermeint.“

Die zwei Burschen suchten sich ihr „Bergzeug“ zusammen, nahmen auch die Abschraubstutzen mit und zogen auf eine Nachsaison ins Gebirge, so auf zwei Wochen.

Der „Lixen-Luis“ kam der Geschichte auf eine andere Weise aus dem Wege. Die Bäuerin, welche, von Fieberfrost geschüttelt, damals in der Küche beim Herdfeuer hockte, die hatte er in Behandlung genommen. Weiß der Teufel, da mußte er auch das verflixte Schlachtenflascherl“ erwischt haben. Sie wurde fürchterlich matt und elend von dieser Gewaltkur, so daß doch noch der Gemeindearzt geholt werden mußte. Der Neidhammel, wie sich Luis äußerte, machte wieder einmal die Anzeige und just am Tage des glorreichen Sieges beim Kreuzwirt kam ein Gendarm; mit dem trank er erst einige Krügel Tiroler, dann überlegte er nach den schon in früheren Fällen gemachten Erfahrungen, auf wie lange er sich werde einrichten müssen, und wanderte dann gemütlich mit dem Begleiter zum Tale hinaus.

Beim Zollhäuserl hockte der Einnehmer mit hochgeschwollener linker Backe. „Ui je!“ bedauerte er, „wie lang' werd' i denn etwan warten müssen mit mein' hohl'n Zahn?“

Der Luis schupfte die Achseln. In Gegenwart des Gendarmen konnte er keine Antwort geben. Als sie aber vorbei waren, streckte er hinter dem Rücken zweimal die zehn Finger aus. „Teufel,“ meinte der Einnehmer, „Teufel, sein dös jetzt Wochen oder Tag'?“

Heimgärtners Tagebuch.

Der Katholikentag.

Zwei Hauptanliegen waren es, die den fünften Katholikentag in Wien beherrschten. (Sie beherrschten ihn!) Die Unzulänglichkeit der katholischen Presse und die Los-von-Rom-Bewegung.

Zur Kräftigung und Ausgestaltung der katholischen Presse wurde Geld gesammelt und eine Agitation organisiert. Das ist wohl wichtig, doch das Allerwichtigste dabei ist wieder vergessen worden. Eine gute Presse braucht nicht bloß Geld und Abonnenten, sie braucht vor allem tüchtige, zeitgemäß gebildete Schriftsteller. Mit dem Bonifaziusblatt-Geist ist es nicht getan, damit mag höchstens der nicht gebildete Teil des Volkes noch eine Weile zufrieden sein. Aber der Kirche geht es doch darum, die maßgebenden Kreise, die aktiven Persönlichkeiten, den Zeitgeist für sich zu gewinnen. Nun, dazu muß sie Talente haben und die Talente müssen ausgebildet sein. Talente hat sie gewiß, ausgebildet werden sie auch, oftmals aber nur, wenn es privatim geschehen kann

und die sich häufig zeigende Widersetzlichkeit der Obern überwunden wird. Die Seminarien jedoch und theologischen Hochschulen engen den Geist ein, anstatt ihn zu erweitern. Aus diesen Anstalten gehen nicht die Schriftsteller hervor, die es mit der ungeheuren, in alle Einzelheiten tiefgreifenden Geistestätigkeit der Welt aufnehmen könnten.

Es ist eine Kultur vorhanden, die nicht weggeschoben und nicht weggeleugnet werden kann. Der katholischen Kirche muß es gelingen, sich auf die Grundlage dieser Kultur zu stellen, den Zeitgeist, anstatt ihn zu bekämpfen, mit dem Humanismus des Christentums zu beseelen. Vermag sie das, dann wird auch das zweite Anliegen gelöst sein, die Los-von-Rom-Bewegung.

Meines Wissens das erstemal ist es bei diesem Katholikentage von einem Kleriker zugegeben worden, daß die Los-von-Rom-Bewegung auch einen starken religiösen Beweggrund hat und daß dieser anerkennenswert ist. — Ein schönes Wort! Obwohl der immer lustige Bürgermeister von Wien, der in seinem unverwüstlichen Humor bisweilen gern päpstlicher ist als der Papst, behauptete, die Übergetretenen seien lauter Pofelware, die nicht mehr zurückgenommen wird. — Na, nachher ist's ja eh recht.

Nein, Tatsache ist, daß es dem Klerus sehr leid tut um die 45.000 bisher in Österreich Übergetretenen und um die immer noch Nachfolgenden, die naturgemäß in Progression sich vermehren. Aber er kann die Mittel gegen den sichtbaren und unsichtbaren Abfall nicht finden. Letzterer ist unermeßlich bedeutender als der sichtbare! Der maßgebende Klerus — so sehr er sich auch Mühe gibt, ja zum Teile selbst einer Reform zugänglich ist — findet aus seinem alten Kreise nicht heraus; er glaubt, wenn die alten, längst versagenden Mittel nur verschärft werden, wenn der Eifer erneuert wird, dann ginge es wieder. Nein, so geht es nicht. Wenn die Kirche siegen will, so muß sie es ganz anders anfangen.

Aber auch manche protestantischen Pastoren sind bedenklich. „Kommt nur herüber!“ rufen sie, „bei uns ist Christus!“ Und wenn die Schäflein drüben sind, gestehen jene: „Unser Christus ist nur ein Mensch.“ (Der nicht so viel Göttliches an sich hat, wie dort der letzte Heilige!) So machen es, zwar zum Ärgernis des evangelischen Volkes, heute schon viele der Pastoren. So ist der Protestantismus gespalten: Hier der strengste Christusglaube, hier die völlige Glaubenslosigkeit. Und so unterscheiden sich die Übertretenden: Die einen wollen Christus finden, die anderen wollen ganz von ihm los sein. Wenn der katholische Klerus auf letztere hinweist, um zu warnen, so übersieht er, daß für viele die Glaubenslosigkeit nicht abschreckend, sondern anziehend wirkt.

Ich trachte täglich in der Vorstellung, mir das Leben so herzurichten, wie es mir noch am erträglichsten erscheint. Und so nehme ich

auch an, daß der letzte Katholikentag folgendes Programm aufgestellt hat: Veredlung und kulturgemäße Vergeistigung der Presse (schadete auch anderen Parteien nicht); Tolerierung der aus religiöser Überzeugung zur evangelischen Kirche Übertretenden; christliche Bekämpfung der antichristlichen Propaganda.

Ferner hat der Katholikentag — und das ist Tatsache — sich zu mehreren sozialen, humanitären Werken entschlossen.

Der gemütliche Tag.

Also am 28. November! Da wird alles eingestellt werden, da wird niemand arbeiten und wer auf die Straße geht, der soll sich in Acht nehmen! — Frau, haben wir einen Laib Brot, Fisolen, Käse und Äpfel zu Hause und Sauerkraut? Na, dann sind wir versehen. Wenn man nur sonst nichts bekäme, daß ich die Lieblingsspeisen einmal ganz für mich allein hätte. Sollte die Köchin streiken, Bohnen und Sauerkraut können wir selber kochen. Ich brauche überhaupt keine Bedienung. Ich werde ein paar Stearinkerzen kaufen. Kohlen sind ja auch im Hause — nun also. Wenn sich's doch nur um einen Tag handelt. Man müßte lernen, sich wochenlang und immer allein zu behelfen. So wie sie's auf dem Lande tun. Morgens werde ich bis acht Uhr schlafen, denn es weckt mich kein Tramwaygerolle. Dann brauche ich keine Zeitung zu lesen, weil keine erscheint, keine Korrespondenz zu besorgen, weil der Briefträger ausbleibt. Keine Depesche kommt und kein Paketträger. Alle Unruhe, fortzufahren, ist weg, weil kein Eisenbahnzug geht. Da werde ich ganz mir selber gehören. Im Ofen knistert das Feuer, mit einem Band Schiller werde ich mich auf die Bank legen — solcher Festtage gibt's nicht viele in unserer Zeit. Nirgends ein Hasten und Jagen, sogar die Köchin treibt passive Resistenz und bringt Kraut und Fisolen eine halbe Stunde später als sonst auf den Tisch. Das mußte gut abgekocht werden, sagt die Gewissenhafte; sie hätte auch sagen können: damit der Appetit um so größer wird. Es war ein weniger kostbares als köstliches Mahl. Man weiß gar nicht, wie billig man leben kann bei dieser Teuerung und wie friedsam man sein Mittagsschläfchen machen kann mitten in der lebhaftesten Volksbewegung. Um vier Uhr beginnt's zu dämmern. An der Wand erscheinen nicht die lichten Fenstertafeln der Straßenlaternen, und als ich den elektrischen Reiber drehe, glüht kein Draht, flammt keine Birne. Dunkel wie in einem Waldhaus und draußen finster wie in einem nächtlichen Wald. Solche Tage erlebt man nicht oft in der Stadt, sie sind ganz märchenhaft. Gar nicht satt sehen kann ich mich an der allgemeinen Finsternis. Nur im gegenüberstehenden Hause ist ein rotes Fenster — und eine Hexe drinnen, die strählt sich das Haar. Da darf man freilich nicht zu lange hinübergucken, denn

es ist eine junge Hexe, eine wunderschöne. Noch rechtzeitig rolle ich meinen Vorhang herab und zünde eine der Kerzen an. Eine ist genug, heute kommt's ja nicht auf das schöne Licht an, sondern auf die großen Schatten, die an den Wänden huschen. Es ist, wie es im alten Waldbauernhause oben gewesen, am heiligen Abend. Kinder, nun kommt herein, wir wollen Märchen erzählen. Und ist jetzt eine jener heiligen Winterfriedensnächte, die eine Großstadt, so sonst alles denkbare ausbietet, nicht hat.

Horch, was ist das? Musik. Fenster auf. Der Riesenplatz vor dem Hause voll wandelnder Laternen in allen Farben. Rote Fahnen leuchten auf, als wären es wirkliche Flammen. Ein schwarzes, bewegtes Meer von Menschenköpfen, unter hellen Klängen, Gesängen und Hochrufen heranströmend, davonströmend, stundenlang. — Und als der schöne brausende Strom versiegt, wieder die Stille und die Dunkelheit der Nacht mit dem nahenden Schlummer.

Welch ein gemütlicher Tag, welch ein wundersamer Abend — den ich da erwartete am 28. November.

Aber er ist nicht gekommen. Als ich erwachte, war das Wagengerassel. Es kamen die Zeitungen, es kamen die Briefe und Pakete, es kamen andere Boten aus der banalen Welt. Es kam auch das regelmäßige Frühstück, Mittags- und Abendmahl mit dem elektrischen Licht wie immer. Nur daß zur Mittagszeit Arbeitermassen über den Platz zogen, schmucklos und schweigend — sonst die Prosa des Alltags. — Und das soll der 28. November gewesen sein! Es ist wirklich nicht mehr schön auf der Welt, auch solche Feste müssen einem verdorben werden.

Doch, was ich im Ernste sagen wollte, meine lieben Zeitgenossen: Ein gutes Gewissen, ein bißchen Bedürfnislosigkeit, und wir brauchen uns vor den Arbeiterstreiks nicht zu fürchten.

Den „Straßenmob" hatte man gefürchtet! Da kenne ich einen ganz anderen Mob, der mir viel widerlicher ist als die Arbeiter im Sonntagsgewand und im Werktagsgewand. Der Mob, das ist die nicht arbeitende und nicht arbeiten wollende Volkshefe — aller Stände. Wer selbst redlich arbeitet — sei es in welcher Weise immer — der braucht sich vor den Arbeitern nicht zu fürchten.

„Nieder mit den Kellnerinnen!"

„Galant ist das nicht von euch Kellnern," sagte ich um die Zeit der Kellnerkrawalle zum Zahlkellner meines Wiener Hotels, „galant ist es nicht, daß ihr eure Kolleginnen, eurer besseren Hälften, aus ihrem Erwerbe verdrängen wollt."

„Das Weib," antwortete der Kellner ernst und gelassen, „gehört nicht in die Kellerei und nicht in das Gastzimmer, es gehört in die Küche."

„Das ist ein Standpunkt. Aber wenn die Küche nicht Arbeit genug hat! Ihr werdet doch einmal Wirtinnen haben wollen, die auch im Gastzimmer Bescheid wissen."

„Ja, um sich von jedem halbbesoffenen Lümmel in die Wange kneipen zu lassen! Das behagt uns nicht!"

„Ist auch ein Standpunkt."

„Des Weibes Beruf," sagte mein Kellner mit erhöhter Würde, „des Weibes Beruf ist, Mutter zu sein!"

„Ja, es zur Mutter zu machen ist nicht schwer, aber es zu versorgen — das ist eine andere Frage. — Hoffentlich werde ich in der neuen Wahlepoche zum Gesetzgeber gewählt. Dann will ich trachten, daß die Junggesellensteuer eingeführt wird. Jeder unverheiratete Mann muß von seinem zwanzigsten Lebensjahre ab Krüppelsteuer zahlen. Fünfzig Prozent vom Einkommen. Mit diesem Gelde soll der Staat alle Frauen versorgen, denen die Wege zum Selbsterwerb verrammelt sind."

„Dann, lieber Herr," lachte der Kellner, „werden Sie nicht gewählt, solange nicht auch die Frauen wahlberechtigt sind."

Da dürfte er wohl recht haben.

Saufen wir uns unter den Tisch!

Die Antialkoholbewegung, die schon so erstaunlich große Erfolge erzielt hat, am auffallendsten in der Arbeiterwelt, dringt auch im Studententume immer weiter vor. Am schwersten zugänglich ist noch ein Teil der nationalen Studentenschaft. Denn die Antialkoholbewegung ist eine internationale. Wenn Tschechen und Juden dabei sind, da kann der deutschnationale Student nicht mittun. Fremde Nationen und Rassen sollen nüchtern sein, so viel sie wollen, wir Deutsche trinken. Das Trinken, das viele Trinken ist zwar ein verderbliches Laster, aber es ist ein deutsches Laster, darum trinken wir. Je mehr wir trinken, je deutscher sind wir. Die anderen sollen gesund sein, wohlhabend und stark werden, so viel sie wollen, wir sind national und trinken, wir bleiben deutsch und trinken. Saufen wir uns unter den Tisch. Heil!

Na, wenn das deutsche Volk sich einer s o l c h e n nationalen Jugend erfreut, dann hat's freilich keine Not. Dann ist der Sieg sicher. Aber wessen? —

Kleine Laube.

Jesse und Marie!

Die in Bayern erscheinende katholische Monatsschrift „Hochland“ brachte im vorigen Jahre einen Roman von E. v. Handel Mazzetti unter dem etwas seltsamen Titel „Jesse und Maria“. Da war nun zu bemerken, daß gleichzeitig mit dem Roman im Briefkasten des „Hochland“ über „Jesse und Maria“ eine Polemik einherging. Die Redaktion hatte sich über allerlei Einwände und Vorwürfe aus dem Leserkreis zu verteidigen. Es war verwunderlich, daß schon während des Erscheinens in der Zeitschrift solche Gefechte stattfanden.

Nun ist der Roman in der Köselschen Buchhandlung zu Kempten in zwei stattlichen Bänden erschienen. Ein merkwürdiges Buch! Wer es liest, wird sich über jene Polemik nicht mehr wundern. Aber er wird staunen über die Kraft der Dichterin und auch über den Mut der Redaktion einer katholischen Zeitschrift, der katholischen Welt, besonders dem Klerus, ein solches Werk darzubieten. Wenn es in diesen Kreisen vertragen wird, dann sind sie besser als ihr Ruf.

Der Roman spielt zu Pöchlarn an der Donau ums Jahr 1658. Er behandelt den religiösen Kampf einer katholischen Bäuerin gegen einen protestantischen Gutsherrn und Edelmann. Der Kampf, der sich hauptsächlich um ein Muttergottesbild (Maria Taferl) dreht, zieht weitere Kreise, steigert sich ins Tragische und endet — halt, das muß man selber erleben. Und das Lesen dieses Werkes ist ein Erleben. Der Dichter — fürwahr, diese Frau muß man als Mann vorführen, als ganzen! — hat eine Erzählungsform gewählt, wie man sie wirksamer nicht denken kann. Halb in der österreichischen Bauernmundart, halb im Chronikenstil wird eine Stimmung erzeugt, die uns ganz in jener Gegend und in jener Zeit festnagelt, so daß der Erzähler mit uns machen kann, was er will. Wir sind ihm verfallen und er schont uns nicht. Mit der Kunst einer großartigen Charakterzeichnung, in außerordentlichen und doch so natürlichen Situationen, mit grausamer Rücksichtslosigkeit wird uns durch die Geschehnisse, die bisweilen an die Wucht des Nibelungenliedes erinnern, gezeigt, wohin religiöser Wahn, Aberglaube und Fanatismus führen kann. Das spottsüchtige, oft herzlos hoffärtige Wesen des Protestantismus wird zornig gegeißelt, aber das heidnische Treiben des Katholizismus, die Kirche und die Pfaffheit bekommen soviel ab, daß etliche wohl wild aufschreien werden über dieses brutale Gericht. Es ist ein wahres Gericht. Die Roheit, der Wankelmut des Volkes, der Aberglaube, die Wundersucht, das Formenwesen, dann die Priesterschaft und ihr Vorgehen wird in allen Arten und Graden geschildert — stellenweise schier vernichtend!

Aber darunter leben einige Menschen von kindlicher Einfalt und rührender Treue. Auch die beiden Hauptgegner handeln in allerbester Absicht, der Protestant

für das reine Evangelium; die Katholikin, diese Betschwester, nein, dieses Prachtweib! für die Muttergottes. Alles mit der Herzlosigkeit, mit dem Hasse des glühendsten Fanatismus; darum nimmts den unseligen Verlauf. Am Ende aber, unter furchtbaren Seelenqualen, kommt die Erleuchtung, kommt die Demut, kommt die Liebe. Allzu spät!

Eine solche Predigt ist den Eiferern beider Kirchen wohl noch selten gehalten worden, als dieses zornige Erinnern an die gottverlassenen Glaubenskriege unseres Volkes. Leset doch dieses Buch, ihr Bilderstürmer und ihr Betbrüder und ihr Atheisten! — Doch diesen Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, für die sie bluten und vergehen, ihnen wird, so scheint es, eins abgesprochen! Trotz aller Berufung auf Liebe, Barmherzigkeit, Demut: diese Eigenschaften fehlen ganz und gar, sobald zwei Bekenntnisse gegeneinander wüten. Liebe nennen sie das gierige Zerstören aller Herzensgüter, die gewaltsame „Bekehrung" der gegnerischen Bekenner aber — es ist bestialischer Wahn. Der Roman „Jesse und Maria" erzählt, was geschehen. Und die Geschehnisse sagen deutlich, diesen Kirchengläubigen zu Pöchlarn, den katholischen wie den lutherischen, fehlt als solchen die Liebe. Zwar feiert sie, die edelste Menschenliebe, zum Schluß einen herrlichen Sieg. Aber diese Liebe wird nicht durch das religiöse Bekenntnis, sondern trotz desselben lebendig. Sie wird zu den Konfessionen geradezu als Gegensatz hingestellt und eben in diesem Gegensatz liegt das Tragische. Die Liebe ist vom Kirchenglauben unabhängig, das ist der schwere Gedanke, mit dem man das Buch aus der Hand legt.

Es kann sein, daß man sagt, dieser Roman sei das Buch der Saison. Ich sage, es ist das Buch der Zeit. Habe zur Stunde noch keine persönliche Meinung über das Werk gehört, möchte aber wohl gerne wissen, was jene Leute darüber sagen, die jetzt um den „Glauben" streiten, nicht weniger hoffärtig und lieblos als „Jesse und Maria". Und doch in Friedenszeit, wieviel an Liebeswerken wird geleistet, hüben und drüben . . . .! R.

— — -

Stachelreime.

Von Adolf Frankl.

Deutsche Kampfhähne.

In grimmigem Hadern und Dräuen,
Da gibt es für sie keine Grenze;
Sie gleichen wohl jenen zwei Leuen —
Die fraßen sich bis auf die Schwänze.

Geflunker.

Was soll das Brüsten mit der Väter Taten,
Wenn wir nicht geh'n auf ihren stolzen Pfaden!
Vergangener Ruhm ist nur ein ernstes Mahnen,
Uns wert zu zeigen unserer großen Ahnen.

Gefährlicher Brand.

Ein zündender Funke ins Volk gesandt,
Entfacht es zu flammender Glut;
Um wieder zu löschen den wilden Brand,
Da fließt oft in Strömen das Blut.

Jammerseelen.

Nie haben ein Geld sie zu edleren Zwecken,
Das sehen wir immer betroffen;
Und doch gäbe Geld es in starrenden Säcken,
Wenn sie es nicht hätten versoffen.

Nicht zeitgemäß.

Die Bildungsleuchte, sie rußt und raucht,
Genügt der Zeit nicht entfernt;
Man lernt so vieles, was man nicht braucht
Und braucht so vieles, was man nicht lernt!

Kein Menschenfreund!

Er pflegt seine Meute.
Er liebt seine Pferde.
Und nur seine Leute,
Die führen Beschwerde.

Strohfeuer.

Nachwort zur Schillerfeier.

Zum Himmel auf sprangen
Begeisterungslohen,
Zu feiern den Hohen,
Zu Schiller'schem Streben
In edlem Verlangen
Uns kühn zu erheben.
Doch Reden verklangen
Und Worte verhallten
Und wir sind — die alten.

Ein Lumpensammler.

Hart am Rande des Bürgersteiges steht ein großer zweirädriger Handkarren. Derselbe enthält in malerischem Drunter und Drüber „Fetzen, Baner, Glasscherb'n". Vor dem Karren liegt der angespannte Zughund auf einer just nicht salonfähigen, jedoch dicken weichen Decke und ruht behaglich aus. Es ist ein wohlgenährtes, anscheinend gut gepflegtes, kräftiges Tier. Im Hofe eines der benachbarten Häuser steht ein alter, abgerackert aussehender Mann mit einem auch nicht mehr neuen, vielfach geflickten Sacke über der Schulter. „Fetzen, Baner, Glasscherb'n"! tönt es aus des Mannes zahnlosem Munde. Er empfängt das Gewünschte, wie auch von einer besonders gütigen Hand ein ansehnliches Stück Brot. Befriedigt verläßt er das Haus und wendet sich dem Gefährte zu. Kaum erscheint er auf der Straße, da spitzt der Zughund die Ohren, springt auf, wedelt und blickt dem Alten, seinem Herrn und Gebieter, in unverkennbarer freudiger Erwartung entgegen. Dieser schüttet zunächst des Sackes bescheidenen Inhalt zu seinesgleichen in die Tiefe des Karrens, legt den geleerten Sack obenauf und spricht sodann zu seinem Hunde also: „So, Karo; da hab'n ma a nutz's Trumm Brot kriagt; das werd'n ma uns hiazt schmeck'n lassen." Fürsorglich lockert er zuvor des Hundes Maulkorb (dieses „Schutzmittel" von höchst zweifelhaftem Werte!), so daß letzterer am Halse des Tieres herabhängt; alsdann schiebt er zunächst

dem guten Karo ein mächtiges Stück von dem Brot in die Gosche; sodann steckt er ein weit kleineres Stück sich in den Mund; dann wieder ein ansehnliches Stück dem Karo, ein bescheideneres für sich und sofort, bis das „Trumm“ Brot ratenweise in den beiden hungerigen Mägen verschwunden ist. Nun wird der Maulkorb wieder in Ordnung gebracht, Karo von seiner Unterlage hinwegkommandiert, dieselbe gesäubert und in den Karren gelegt. Sodann faßt der Alte nach der Zugstange, zieht kraftig an, so daß dem treuen Karo eigentlich nur das Nebenherlaufen erübrigt, und spricht: „So, Karo, hiazt fahr'n ma wieder a Häus'l weita!“ Dies geschieht auch. Vor einer der nächsten Mietkasernen wird wieder Halt gemacht, dem Karo neuerdings die Decke unterbreitet, der vielfach geflickte Sack über die Achsel geworfen und — schon ist der Alte hinter der nächsten Haustüre verschwunden. Eine Minute später schallt es aus dem Hofe: „Fetzen, Baner, Glasscherb'n!“ — —

Wenn man nun diesen Fetzensammler mit einem Vivisektor vergliche?

Welchem von den beiden man vom Standpunkte der Menschlichkeit, der Herzensgüte und des Seelenadels wohl den Vorzug einräumen müßte? Laab.

Wie soll man lesen?

In den Büchereien vieler Arbeitervereine Deutschlands liest man folgende Ratschläge.

Lies nur, wenn du darüber nicht deine Pflicht versäumst. Lies nicht zu lange, sonst ermüdest du deinen Geist, lies nie unaufmerksam, sonst verstehst du die Feinheiten des Buches nicht.

Lies nur gute Bücher, denn die Zeit, die du zum Lesen hast, ist kostbar; schlechte Bücher verderben den Geschmack und fördern dich nicht, während du aus dem Lesen guter Bücher einen bleibenden Gewinn ziehst.

Lies nicht, was über dein Alter und deinen Verstand hinausgeht; nicht jeder Magen kann schwere Speisen vertragen. Lies dich vielmehr allmählich zu schwerer verständlichen Büchern hinauf.

Lies solche Bücher, die dich besonders erhoben und gefördert haben, immer noch einmal wieder; du wirst ihren Wert dann immer deutlicher erkennen und wirst bei jeder Wiederholung einen größeren Genuß haben.

Lies nicht immer nur Romane, Erzählungen und Novellen, sondern auch Dichtungen; vor allen Dingen lerne unsere Klassiker kennen. Und weiter: lies auch Bücher wissenschaftlichen Inhalts — die Geschichte des Menschengeschlechts und das Leben der Natur müssen für jedermann die unentbehrlichsten Grundsteine des Wissens sein. Vieles, was dich als Kind nicht interressiert hat, hat jetzt für dich das größte Interesse.

Lies stets aufmerksam und langsam — nur so wirst du das Gold des Buches zu Tage fördern. Wiederhole nachher im Geiste den Inhalt des Gelesenen und durchdenke ihn; es kann sonst sein, als hättest du das Buch überhaupt nicht gelesen.

Halte die Bücher stets sauber und ordentlich. Benetze die Finger nicht beim Umblättern; das ist eine zwecklose Angewohnheit. Vor allen Dingen gib die Bücher nicht Kranken in die Hände, die an ansteckenden Krankheiten (Scharlach, Masern, Diphtheritis, Typhus u. a.) leiden oder sich eben erst auf dem Wege der Besserung befinden; du könntest damit leicht zur Übertragung dieser Krankheiten beitragen.

Es scheint, daß die „höheren“ Stände von den Arbeitern lernen müssen, wie man lesen soll.

Der Christbaum.

Du bist's? Komm' nur herein,
Ich kenne dich als treuen Boten schon so lange.
Kommst du zu uns,
Dann zittert uns das Herz gar selig bange,
Dann steht der Feste Höchstes vor der Tür! —
Wie lieb' ich dich mit deinen grünen Ästchen!
Bist du bei uns, dann unaufhörlich strömt und zieht
Ein wohlig, harzig Duften durch das Haus,
Als ging ein Raunen, Flüstern von dir aus,
So bang und froh zugleich wie längst gekanntes Lied!
Dann ist es mir,
Als ob die Stunden Doppelflügel hätten,
Als ob befreit ich sei von Alltagsketten,
Geheimnisvoll zieht's mich zu dir.
Ich fühle, daß uns deine grüne Nähe schon
Die Herzen zu dem Feste weihte,
Als ob die Freude dich zu uns ins Haus geleite,
Klingt nun durch alle Räume deiner Feier Ton.
Bist du in unseren trauten Räumen,
Ist jenes sonst so ruhelose Hasten,
Das uns ach selten gönnt ein sinnend Rasten,
Verwandelt wieder in der Kindheit Träumen. —
Nun bist du da!
Wie lieb' ich dich und deine grünen Äste!
Ach, wie so oft muß still ich vor dir steh'n,
Um mir dein grünes Kleid aufs neue zu beseh'n,
Mit dem du unser Heim geschmückt zum Feste.
Die Ästchen, Zweige hab' ich sinnend mir betrachtet,
Wie sich am Baume immer eins zum andern findet,
Seh', wie der Ast am starken Stamme fest sich bindet,
Um weit ins Freie dann zu streben trachtet.
Und wie der schwächere dann kehrend,
Sich wieder von dem starken wendet,
Zuletzt dem zart'sten Zweige Kraft noch sendet,
Und Platz zum Wachsen ihm gewährend.
So nehmt ihr alle, stark und schwach,
Die ganze Lebenskraft vom Stamme;
Denn Zweig wie Ästchen dient euch nur als Amme,
Und liebend gebt ihr Hand in Hand euch schützend Dach. —
Wie ist's im Leben
Doch so sinnesgleich!
Im starken Stamme Menschenliebe
Liegt unsere Wurzel.
Und wer von diesem Stamm sich trennt und glaubt,
Daß Saft und Kraft,
Daß Wachsen, Bleiben,
Auch ohne starkem Stamm ihm werden könne, — —
Der wird verdorren!
An der Sehnsuchtssonne sengend,
Verzehrt sich ihm sein eigen Mark! —
Doch wie die Äste wohlig sich verbreiten,
Und weit hinaus die grünen Arme strecken,
So muß der Mensch im Lebenskampf sich recken,
Und mühend seine Ziele sich erstreiten! — —
Und wie ich sinnend noch den grünen Baum bewundere,
Da fällt mein Blick
Auf jene Stelle,
Die erst dem Baume Kraft und Halt gegeben,
Daß, wie im grünen Waldesheime aufrecht stehend,
Mit seiner Krone er gen Himmel rage,
Daß er den grünen Wipfel wieder aufrecht trage,

Mit seinen Zweigen nach dem Himmel sehend! —
Ein Kreuz half, daß die Kraft er wieder fände.
Ein Kreuz gab seinem Fuße Halt,
Als dort durch kalten Stahl, im grünen Wald
So jäh sich von dem Stamm die Wurzel trennte. —
Ach, wie gar manchmal gibt den Pilgern dieser Erden
Das Kreuz zum Leben neue Festigkeit,
Wenn sie durch irdisch Lust und Leid
Zu weit vom Ziel getrieben sollten werden.
O, Menschenherz!
Schlägst du auch deine Wurzeln
So fest und treu in' alten Christenglauben,
Wie dieser Stamm ins Kreuz bohrt seine Schrauben?
So frag' ich mich! Um nun
Die kleinen bunten Kerzen zu entzünden,
Die flackernd brennen bald ringsum im Kreise.
Im dunklen Raume zieht ein magisch Leuchten leise,
Wo Licht und Tannenduft sich jetzt zusammen finden.
Doch sieh'!
Schon hat ein Lichtchen sich zu weit genaht den grünen Zweigen,
Ein leises Knistern, eine kleine Flamme,
Die leckend schon erlosch am harz'gen Stamme,
Läßt kräftigen Tannenduft im Zimmer steigen.
Auch hier und da seh' Wölkchen ich zur Decke gleiten,
Die Kerze wollte leuchten, wollte brennen.
Um ihre volle Kraft entfalten nun zu können,
Mußt' Wunden sie dem grünen Baum bereiten. —
Oft ahnst du Menschenkind in deinem Leben
Nicht jene Wunden, die du andern schlägst.
Und wenn dein Handeln du auch noch so sorgsam wägst,
Es wird durch dich doch Schmerzen, immer Wunden geben. — —
Wie wohlig ist geworden nun der Raum!
Ich fühle, wie die kleinen Flämmchen ihn erwärmen,
So ruhig ist's, kein lautes Treiben, Lärmen —
Und vor mir steht im Lichterglanz der Baum!
An manchen Zweigen sind ihm Schatten aufgegangen,
Und hier an diesem wieder goldne Lichter hangen;
Dort aber glänzt der Kerzen zitterndes Gefunkel
Durch Ast und Ästchen —
Alles noch verschönend! — —
So tiefe, tiefe Schatten —
Welch' neue ungeahnte Helle!
Und solchen goldnen Schein warf jenes Licht,
Das einst vor Tausend und so vielen Jahren,
Mit seinem Glanze, seinem wunderbaren,
Entzündet wurde für die ganze Welt!
Sein Leuchten war so stark,
So hell sein Strahlen,
Daß zu erblinden fast die Menschheit meinte,
Die sich die blöden Augen emsig reibend,
Nicht glaubte, daß das Licht, die Schatten all vertreibend,
Von göttlicher Bedeutung war,
Und daß die Finsternis das Licht gebar! — —
Die Lichtlein flackern leise,
Bald seh' ich schief gebrannte Stümpfchen nur,
So weit schon brannten sie im Leuchten nieder.
Ein Schauer fährt mir durch die müden Glieder,
Und späte Stunde zeigt der Weiser meiner Uhr.
Ich hülle mich in meine Decke fester ein;
Doch kann ich jenem drückenden Gefühl nicht wehren,
Wenn ich der tiefen, tiefen Schatten denke,
Und meinen Blick aus diesem Raume lenke,
Um ihn hinaus in unsre weite Welt zu kehren.

Am Weihnachtsfeste ist so groß das Lichtermeer,
Doch ach, wie groß sind auch die Schatten um uns her,
Die mehr denn je die schöne Welt bedecken,
Die aufgestachelt, niedre Sinnlichkeiten wecken,
Und machen Herz und Seele liebeleer! — —
Die Lichter fangen an, zu löschen,
Und eins um's andre hört zu leuchten auf.
Nur hier und da jetzt weiße Tropfen zeigen,
Daß schon der Strahlenkranz an grünen Zweigen
Vorüberging — — wie aller ird'sche Lauf! — —
Doch wenn mich auch jetzt dunkle Nacht umgibt,
Wenn auch das letzte Licht nun seinen Schein verlor;
Es bricht doch neues Licht mit neuem Tag hervor,
Und Finsternis kennt keiner, der da liebt! Ernst Ferd. Naumann.

Lustige Zeitung.

Spekulation. „Vater, was ist denn das, eine Börsenspekulation?" — „Das ist, wenn deine Mutter in Ohnmacht fällt, um einen neuen Hut zu bekommen."

Nach dem neuen Reglement. Ein Hauptmann titulierte einen Einjährigen mit: „Er Esel!" Dieser erwiderte ruhig: „Herr Hauptmann, nach dem neuen Reglement heißt es nicht: Er Esel, sondern Sie Esel."

Selbsterkenntnis. Herr (im Streit): „Wenn Sie glauben, ich sei ein Esel, so kommen Sie gerade an den richtigen!"

Ein gefährlicher Hund. „Ich hab' einen Hund gehabt, der hat die Spitzbuben von den ehrlichen Leuten unterscheiden können." — „Nun, und wo ist er denn hingekommen?" — „Ja, ich mußt ihn weggeben — er hat mich selber gebissen."

Einwand. Untersuchungsrichter: „Als Beruf haben Sie angegeben ‚Treiber', aber davon kann man doch nicht leben?" — Angeklagter: „Da kennen's unsre Jäger schlecht, Herr Gerichtsrat!"

Der zerstreute Professor. Dienstmädchen (die Geburt eines Knaben meldend): „Herr Professor, soeben ist ein Junge gekommen!" — Professor (von der Arbeit langsam aufblickend): „So, so — geben Sie ihm ein Trinkgeld und er kann wieder gehen."

Noch Einer, aus dem Restaurant tretend, betrachtet freudig den Schirm in seiner Hand: „Na, heute habe ich meinen Schirm nicht stehen lassen! — Aber merkwürdig — ein fremder Griff scheint daran zu sein!"

Unter Freundinnen. „Ich finde deine Toilette furchtbar einfach!" — „So? Und ich deine einfach furchtbar!"

Frech. Herr: „Sie bitten um ein Almosen und nehmen nicht einmal den Hut ab?" — Bettler: „Ach, lieber Herr, das tue ich nicht aus Unhöflichkeit. Da drüben steht aber ein Schutzmann, und wenn der sieht, daß ich den Hut abnehme, so denkt er, ich bettle; behalte ich ihn aber auf, so hält er uns einfach für ein paar gute Bekannte."

Offene Antwort. „Nun, der wievielte bist du denn in der Schule, Kleiner?" — „Wenn ich noch um einen herauskomme, bin ich der vorletzte."

Von der Schmiere. „Müller, in diesem neuen Stück haben Sie eine überaus dankbare Rolle! Im zweiten Akt müssen Sie nämlich ein Paar „Frankfurter Würstchen" verzehren!"

Schwesterliche Entrüstung. Kleines Mädchen: „Mama komm, der Fritz ist zu unartig, er zertritt alle Ameisen im Garten." — Mama: „Wie häßlich von ihm." — Kleines Mädchen: „Ja, das habe ich ihm auch gesagt, aber er will mich auch nicht eine einzige zertreten lassen."

Bücher.

Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. (Berlin. G. Grote. 1905).

Ein neues Buch von dem Verfasser des „Jörn Uhl", ein Jesubuch. Sein, des einstigen Theologen und des jetzigen großen Dichters Jesubuch! Da kann man schon gespannt sein. Aber es kommt manchmal vor, daß einer großen Spannung eine große Abspannung folgt.

Es ist in eine Rahmenerzählung eingekleidet, die sehr umfangreich ist aber nicht zur Sache gehört. Da wandert eine Menge sehr unterschiedlicher Personen und fragmentarischer Schicksale 300 Seiten lang bunt durcheinander. Leute und Geschehnisse, die mit dem Kern des Buches nicht das mindeste zu tun haben. Die Hauptgestalten, deucht mich, sind zwei verliebte Frauenzimmer. Die Charakteristik dieser Leute ist von großer Meisterschaft und mehrmals taucht die Eigenart des Frenssenschen Genius berückend auf. Dann kommt auch ein Mensch vor, namens Kai Jans, ein passiver, mehr innerlicher Mensch, der allerhand angeht und mit nichts eigentlich zu Rande kommt. Unter anderem ist er Matrose, dann sozialdemokratisch angereifter Arbeitergenosse und zwischendurch auch Theolog. Nach einer plausiblen Religion verlangts ihn, er findet aber keine, die ihn fördert. Auch den biblischen Jesus kann er nicht glauben, das muß anders gewesen sein. Er will ein Jesubuch schreiben, und zwar eines, das für alle paßt, womöglich auch für Atheisten. Besonders möchte er einen Heiland für die Germanen haben. Wir erwarten nun den individuellen Christus eines Dichters. Was aber tut unser Dichter? Als ob nichts in ihm wäre, geht er hin und frägt — die Gelehrten! Das ist schon das Richtige, einer, der seinen religiösen Heiland bei den Doktoren und Professoren sucht!

Nun, von diesen Herren — sie werden der Reihe nach aufgezählt — erfährt der Mann auch, was es mit Jesus ist. Und jetzt schreibt der Kai Jans darüber ein Buch. Es ist Frenssens, denn Kai Jans und Gustav Frenssen ist eins. Wir erhalten auf gelehrter Grundlage die Theorie für einen rein menschlichen Jesus, den schwärmerische Anhänger lange nach seinem Tode vergöttlicht hätten. Wir haben in diesem Buche die Überzeugung und die persönliche Wahrhaftigkeit des Verfassers zu achten. Homer aber schläft. — In einer Nacht wurde Frenssen, so erzählt er selbst, aus dem Bette gerufen, zwei Männer seien draußen und wünschten mit ihm zu sprechen. Der eine, Vater Luther, der macht ein zorniges Gesicht: „Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg, wie über eine Treppenstufe?" Der andere ist der Alte von Weimar: „Ach, gib dir keine Mühe, du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt: Christentum und deutsches Wesen!" — Goethe soll das gesagt haben? Uns sind Aussprüche von Goethe bekannt, aus denen gerade das Gegenteil hervorgeht. A. M.

Heiterer Himmel. Lustige Geschichten von Sophie von Khuenberg (Hamburg. C. H. A. Kloß. 1906.)

Die zwei Monate vor Weihnachten hatte ich 87 Bücher (viele dicke Bände darunter) zu rezensieren. Nicht zu lesen, nur zu rezensieren. Alles zu lesen, da müßte man ja Kretin werden! Aber ein bischen mußte doch was gelesen werden an jedem Buche. Das erste und das letzte Kapitel oder Gedicht, und in der Mitte einige Seiten. Bei kurzen Geschichten macht sich das besser, solche sind abgeschlossen und zeigen jede für sich, was an einem Autor ist. So wollte ich an den Humoresken dieses „Heiteren Himmels" nur

ein par Stichproben machen. Und hier versagte das System. Als ich die erste kleine Geschichte gelesen hatte, packte ich sofort die letzte an, und nun war ich gefangen. Alle mußte ich lesen, mußte es. Und wer zwang mich? Wir kennen Khuenbergs frisches lyrisches und episches Talent schon lange. Aber als Humoristin voll Geist und sprudelnden Übermutes, mit dem Geschick, auch aus kleinen alltäglichen Stoffen ganz entzückende Sächelchen zu schaffen, offenbart sich diese Dichterin erst durch vorliegende Sammlung in vollem Maße. Dem Leser, der ein Freund von Humoresken ist, rate ich, aus diesem Büchlein ein Stück zu versuchen, irgendeins und es dürfte ihm ergehen wie mir — er wird mit hellem Vergnügen alle fünfzehn Geschichtchen lesen. Vom Inhalt verraten will ich gar nichts. M.

Ein Sommer-Idyll. Von Gustav Starcke. Stimmungen auf dem Schloßberg in Graz. (Graz. „Leykam". 1906.)

Was ist das für ein rührendes Lied, in dem ein „Ausländer" sein Heimweh nach der Steiermark besingt! Nein, ein Fremdling in Steiermark ist Gustav Starcke nie gewesen. Schon als er vor dreißig Jahren als junger Komödiant in unser Graz kam, grüßte den begeisterten Musenjünger, den warmherzigen Menschen, den geistreichen Gesellschafter lautere Sympathie und immer mehr empfand er, empfanden wir, daß wir zusammengehören. Längst hat sein Beruf ihn wieder fortgezogen, aber alljährlich zur Sommerszeit kommt er wieder und wohnt in seinem Kapellenhäuschen auf dem Schloßberg. Und von seiner Liebe zu dieser wunderlichschönen Wohnstätte, von der Freude an diesem Sommeridyll in unserem friedlichen Graz singt das Büchlein, das geweiht ist einem hochstehenden Manne, „der die schützende, liebende Hand segnend gebreitet ob Graz und dem steirischen Land." — Heilige Heimatsglut durchwärmt das Büchlein. Ein tiefes echtes Empfinden, eine berückende Poesie nimmt den Leser völlig gefangen. Treue Künstlerseele, du! Während du in ferner glänzender Großstadt deinen Aufgaben leben mußt, wollen wir dein Sommerheim auf unserem trauten Schloßberg redlich hüten. Komme nur bald wieder. Und komme noch oft, bis du — nach deinem letzten Willen — endlich hierbleibst.

Wie sehr du an uns festhältst, davon soll den Steirern dein Sang: „Meinem Bruder" sagen:

Ich weiß es wohl, du lachst mich aus,
Daß deinen Wunsch ich nimmer teile
Und in mein grünumranktes Haus
Auch dieses Jahr wie immer eile.
Du läd'st mich ein in Lieb' und Treu'
Hin nach dem herrlichen Ostende,
Begreifst nicht, daß ich stets aufs neu'
Nach Steiermark die Schritte wende.
„Ist dir denn nicht das ew'ge Grün,
Sind dir denn nicht der Finken Lieder,
Der bunten „Bliemchen" Glüh'n und Blüh'n,
Das stete Einerlei zuwieder!
Komm doch mit mir und labe dich
An Seeluft, delikatem Essen,
Und suche, vornehm, so wie ich,
Die deutsche Plumpheit zu vergessen.
Flaniere unterm bunten Schwarm
Auf dem Parkett des glatten Strandes,
Havanna rauchend, Arm in Arm,
Freu' dich der Typen jedes Landes.
Du findest, was dein Herz begehrt:
Ehrbare Frauen und Koketten,
Auch Spieler, leidenschaftverzehrt,
Brillanten, herrliche Toiletten;
Du findest jeglichen Genuß,
An Rosenwangen, freien Blicken,
Und der Französin Grazienfuß
Wird deinen feinen Sinn entzücken:
Dann spielen plätschernd um dich her
Der Nordsee salzgetränkte Wogen,
Der Künstler hochgebornes Heer
Kommt von der Seine Strand gezogen:
Musik und Tanz und Würfelspiel,
Auch Taubenschießen wird dich freuen,
Komm, komm ins herrliche Gewühl,
Es wird dich nimmermehr gereuen." —
Hab' Dank für all dein warmes Wort,
Auch für dein schwärmerisches Locken,
Mich aber zieht's zum Grünen fort,
Zur Alpenluft, zu Heerdenglocken;
Nach buntem Tand verlang' ich nicht,
Nur Ruh' und Frieden will ich haben,
Du flatterst hin zu Prunk und Licht,
Mich soll die Einsamkeit begraben.
Kommt dann der Winter, öd und kalt,
Mit Kunstgenuß, gesell'gem Treiben,
Der uns mit zwingender Gewalt
Verwehrt, bei uns, in uns zu bleiben,
Ostendens Schöne, steirisch Grün,
Der schöne Sommertraum zeronnen,
Dann wollen wir Vergleiche zieh'n,
Wer von uns beiden mehr gewonnen.
Ich reise morgen, Gruß aufs Neue.

In alter brüderlicher Treue Gustav.

Wald und Welt. Aus dem Wanderbuche eines Naturfreundes von Franz Goldhann. (München. Georg Müller. 1905.)

„Wald und Meer" könnte das Buch füglich heißen, denn die „Welt" hat der Naturfreund ziemlich ausgeschaltet, dafür der Natur des Meeres gehuldigt. Der erste Teil ist Wald. Fast die Hälfte des Buches befaßt sich mit einem Waldpoeten. Die Überschwänglichkeiten dieses Teiles müssen wohl der allzu schwärmerischen Warmherzigkeit eines guten Kameraden zugeschrieben werden. Im ganzen erfreuen wir uns an Goldhanns neuem Buche eines schlichten kernigen Stiles, der von der banalen Ausdrucksweise literarischer Dilettanten ziemlich frei geworden ist. Diesen Vorzug wollen wir besonders betonen, weil er so vielen Schriftstellern mangelt. Die wenigsten erinnern sich daran, daß der Schriftsteller nicht bloß das Schuldeutsch zu vergessen, sondern auch die landläufigen Redensarten und abgebrauchten Sprachbilder zu vermeiden hat, daß er eine ihm eigene, seiner Natur- und seinem Stoff angepaßte Ausdrucksweise finden und herauskehren soll. Bei dem eine solche nicht vorhanden ist, der darf sich nicht zu den

Kunstschriftstellern rechnen. Goldhann hat, seiner Liebe zum Wald und natürlichen Menschen entsprechend, die passende Ausdrucksweise gefunden. Das Schilderungstalent tritt in den Aufsätzen „Die Bärenschütz in Steiermark", „Der Frauenkogel bei Graz", „Ostermärchen" hervor, die einfache Erzählungsweise in einigen Sagen aus Kärnten. Dort, wo der Verfasser in ihm neue Gebiete eintritt, bemerken wir hier an ihm einen besonderen Vorzug, nämlich eine scharfe Beobachtungsgabe und sachliche Kenntnisse, die oft von einem liebenswürdigen Humor umspielt werden. Die Artikel über die österreichische Riviera und über das Nordseebad Sylt sind so, daß wir wirklich nicht wüßten, wie man, bei so geringem Umfang der Aufsätze über Land und Leute, über die Strandnatur und deren Wandlungen besser unterrichtet werden könnte, als es durch diese Schilderungen geschieht. Und über aller Realität ruht der elegische Hauch eines reichen poetischen Gemütes. Ein besonderes Juwel des Büchleins ist die von Goldhann im Paznaunertal aufgefundene „Strafpredigt eines Tiroler Dorfpfarrers" aus dem Jahre 1836. Scharf bezeichnend und kulturgeschichtlich interessant.

So beglückwünschen wir unseren Landsmann, daß es ihm beschieden war, das Gedächtnis seiner 25jährigen Schriftstellertätigkeit mit einer so anmutigen Gabe zu zieren. M.

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit der Clari-Marie, der Titelheldin seines neuen Romanes, hat Ernst Zahn uns eine neue, in ihrer herben Schlichtheit großartige Figur vorgeführt. Wie diese bäuerliche Tischlerin, Hebamme und Naturärztin, die den Schatz ihren aufopfernden Nächstenliebe unter wortkarger Verschlossenheit und strenger Kühle verbirgt, sich nach und nach in ihren Vorurteilen widerlegt, in ihrem ärztlichen Können von dem eigenen Neffen überholt sehen muß, wie sie von ihren Angehörigen die einen durch den Tod, die andern durch ihre, der Clarie-Marie, eigene Härte verliert, während sie die dritten, denen sie am festesten vertraut, als scheinheilige Verbrecher erkennen muß und wie die ganz Vereinsamte doch endlich, dank ihrer früheren Guttaten, ein neues Heim findet, das ist mit unerbittlicher Folgerichtigkeit entwickelt. Die Handlung spielt sich wieder in einem der engen Hochtäler nordwärts dem Gotthard, auf des Dichters ureigenster literarischer Domäne, ab und hält den Leser bis zuletzt in Spannung. V.

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Elf Geschichten, längere und kurze, traurig endende und froher verklingende, hat der berühmte Schweizer Dichter in diesem Band vereinigt. Die beiden umfangreichsten: „Verena Stadler" und „Vinzenz Püntiner" ragen auch nach ihrem innerlichen Gehalt am bedeutsamsten hervor: beide verherrlichen das Heldentum der Pflichterfüllung, das in der einen Geschichte einem einfachen Mädchen die Kraft gibt, ihr ganzes Leben in Entsagung dem Besten des von ihr geliebten, ihrer nicht würdigen Mannes zu widmen: in der andern einen tüchtigen, starkempfindenden Mann den Tod suchen läßt, weil er das Lebensglück seines Bruders nicht zerstören will. Um diese zwei großen Novellen gruppieren sich mit mannigfachen, bunt wechselnden Figuren und Szenerien die übrigen Geschichten des Bandes. Ein gemeinsamer Grundton aber hält das Ganze zusammen, und für ihn hat Zahn in der Benennung des Buches die rechte Bezeichnung gefunden. V.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Jeder, der ein Interesse hat an dem Siegeszug der die Welt durch Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit erobernden deutschen Arbeit und der sich an lebendig vorgetragenen, spannenden Erzählungen von „fremden Ländern und Menschen" zu erfreuen vermag, wird bei den „Skizzen" Eyths auf seine Rechnung kommen. V.

Im Herrgottswinkel. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.) Die geschilderten Gestalten wachsen in der markigen Kraft ihrer Bergheimat ordentlich aus den Zeilen heraus und werden dem Leser so lebendig, als ob er ihnen persönlich begegnet wäre.

Klageschrift wider das Christentum. Von Dr. Joh. Wollmann. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Solche Schriften sind schon tausende geschrieben worden, die christliche Kultur geht stets darüber zur Tagesordnung hinweg. Und was das echte Christentum für das Innenleben der Menschen bedeutet, das wissen am besten die Armen und Verlassenen. Gib ihnen deine Natur, deine Verhältnisse, deine Denkungsart, dann magst du es versuchen, ihnen auch deinen Unglauben zu geben. Aber erst, wenn du dich überzeugt hast, daß dieser Unglaube dich selber glücklich gemacht hat. R.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Von dieser schönen Ausgabe sind soeben die Lieferungen 13 bis 18 eingetroffen. Sie

enthalten den Schluß der „Zerstörung von Troja“, die Gedichte der dritten Periode, „Semele“ und die ersten Szenen des „Don Carlos“, alles begleitet von zahlreichen künstlerisch vollendeten Illustrationen. V.

Kaiser Josef II. in Graz. Eine Gedenkschrift zum 125. Jahrestage seines am 29. November 1780 erfolgten Regierungsantrittes als Beitrag zur Grazer Stadtgeschichte herausgegeben von Thomas Arbeiter. (Graz. Kommissionsverlag von Paul Cieslar. 1905.)

Jeder, der sein Graz liebt, wird dieses Schriftchen mit wärmstem Interesse lesen. Von unserem Kaiser Josef können wir überhaupt nicht genug hören; sind nun besonders zur Dankbarkeit hingerissen, wenn wir erfahren, mit welch liebevoller Sorge er stets unserer Stadt gedacht hat, was er verordnet hat für Schulen, Krankenhäuser und gemeinnützige Anstalten aller Art, und in welch schlichter und energischer Weise er womöglich selbst überall eingegriffen hat. M.

Buch der Eltern. Ein wertvolles Hausbuch von Dr. Karl Oppel. Praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit. Fünfte Auflage. Durchgesehen und mit Anmerkungen sowie einem Lebensbilde des Verfassers begleitet von Dr. Julius Ziehen. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.)

Ein Buch, das Eltern, Erziehern und Lehrern nicht genug empfohlen werden kann.

Wiener Künstlerkalender 1906. (Wien. M. Munk.)

So was Geschmackvolles und Feines in der Kalenderliteratur hat man schon lange nicht gesehen, als dieses Jahrbuch, das sowohl an Text als besonders auch an färbigen Bildern ganz bedeutendes und vielfach eigenartiges leistet. Da bringt z. B. der Monat August in einem geradezu überwältigendem Hochgebirgsbild folgendes Zeitgedichtchen:

In allen Wipfeln
Ist Ruh,
Auf allen Gipfeln
Spürst du
Kein Automobil.
Das Posthorn schmettert erhebend
Langsam, doch lebend,
Kommst du ans Ziel.
Sorglos kutschierst du
Dahin,
Auf Bergen spürst du
Von Benzin
Kaum ei.en Hauch.
Die Luft ist rein auf der Halde,
Warte nur, balde
Stinkt es hier auch.

(Autor ungenannt.)

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1906. (Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts.)

Als lieber alter Hausfreund ist der vorliegende Blattkalender für 1906 schon erschienen und bietet wieder auf jedem seiner Blätter eine Fülle von kalendarischen und belehrenden Daten. Es ist das zehnte Jahr seines Bestehens, und unser Kalender feiert daher ein kleines Jubiläum. In Familien- und Schreibstuben, beim Geschäftsmann und Gelehrten hat er sich seitdem eingebürgert und jeder, der diesen Kalender nun schon Jahre lang benützt, würde ihn ungern missen. Schon die hübschen Illustrationen des historischen, geographischen oder künstlerischen Gebietes, wohl auch reproduzierte seltene alte Kupferstiche oder Holzschnitte oder Bildnisse berühmter Männer bietend, enthalten eine Fülle belehrenden Anschauungsmaterials. Dazu kommt die Anführung der willkommenen Gedenktage auf jedem Blatte, die beigefügten Kernsprüche und alle möglichen Angaben, welche man von einem Kalender verlangt. Der Verleger hat auf dem ersten Blatte ein Gedicht in heiteren Versen vorgesetzt, aus dem wir bei der Empfehlung dieses „Blattweisers“ auch unsern Lesern die Zeilen beifügen:

Laß Dein Begleiter mich sein dies Jahr,
Mags Glück Dir bringen immerdar!

Schl.

Kalender. Sie sind alle wieder da, die alten lieben Freunde, die Boten des Jahreswechsels — die Kalender für das Jahr 1906. Wie in früheren Jahren, so können wir auch heuer wieder auf die Auswahl der bei der Verlagshandlung „Leykam“ in Graz erschienenen Kalender aller Art, welche dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise Rechnung tragen, empfehlend hinweisen. Zunächst sei der altehrwürdige und jederzeit sehr willkommene „Grazer Schreibkalender“ (122 Jahrg.) mit seinem reichen, alle praktischen Bedürfnisse vollbefriedigenden Inhalt genannt, ihm folgen dann die weiteren Bekannten, wie der „Tagesblockkalender“, der „Wochennotizblockkalender“, der kleine und der große „Wandkalender“, der bequeme „Stehkalender“ für den Schreibtisch, der „Elegante Taschenkalender“ mit dem Bildnisse Karl Morre, dann der „Grazer Taschenkalender“ mit und ohne Schuberl, die niedlichen „Portemonnaie-Kalender“, broschiert, in Leder und Metall gebunden, mit den Portraits Grazer Künstlerinnen und Künstler, der praktische „Brieftaschenkalender“ und das steirische Unikum „Der Mandelkalender“ 2c. V.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom Kunstwart. XXII. bis XXIV. Folge, Blatt 127—144. (Verlag von Georg D. W. Callwey. München.)

Welcher Reichtum an Schönheit liegt in den bis jetzt erschienenen Blättern vor uns!

Ein einfacher, billiger Rahmen um ein solches Blatt — und wir haben unserm Wohnraum eine Zierde verliehen, deren sich kein Fürst, kein Künstler zu schämen brauchte. V.

Büchereinlauf.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. Freih. v. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

„Was sagt Jesus?" Einleitung und Auswahl von Pfarrer Erwin Gros. „Was sagt Goethe?" Einleitung und Auswahl von Prof. Dr. Th. Achelis. „Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges und Geschichte der Unruhen in Frankreich." Einleitung und Auswahl von J. E. Freih. v. Grotthuß „Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande." Einleitung und Auswahl von J. E. Freih. v. Grotthuß. „Kants Ethik." Einleitung und Auswahl von Prof. Dr. Aug. Messer. „Mären und Satiren aus dem Lateinischen." Einleitung und Auswahl von Dr. M. Manitius. „Alexander v. Humboldts Kosmos." Einleitung und Auswahl von Paul Schettler. „Hans Sachs." Einleitung und Auswahl von Richard Zoozmann. „Montaigne". Einleitung und Auswahl von Dr. Erich Meyer. „Mozarts Briefe." Einleitung und Auswahl von Dr. Karl Storck.

Amalie Haizinger Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Louise von François und Konrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Anton Bettelheim. (Berlin. Georg Reimer. 1905.)

Geschichten aus Wien und Steiermark. Von Hans Grasberger. (München. Georg Müller. 1906.)

Das Steinmetzdorf. Erzählung aus dem Erzgebirge von Viktor Fleischer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstatt. 1906.)

Grillparzer-Brevier von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Bob, der Sonderling. Seine Geschichte und seine Gedanken. Von Hugo Bertsch. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlang.)

Georg Dahna. Roman von Henning v. Melsted. (Berlin. Karl Schnabel.)

Aus Deutschlands toller Zeit. Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts von Paul Hankel. (Stuttgart. Kurt Etzold. 1905.)

Das neue Geschlecht. Roman von Rudolf Nawrocki. (Stuttgart. Kurt Etzold. 1905.)

Magda. Geschichte einer Seele von Helene Christaller. (Jugendheim a. d. Bergstraße. Sueviaverlag. 1905.)

Kleine Erzählungen aus Tirol. Von Karl Domanig. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte und fünfte Auflage. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.)

Tage der Kindheit. Erinnerungen einer alten Frau. Von Karoline M. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1906.)

Von kleinen und großen Leuten. Von Otto Ernst. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Jerusalem. Ein Zeitbild aus der heiligen Stadt von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Ko.)

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. Zweiter Band: „Der Stadtpfarrer." (Mainz. Kirchheim & Ko. 1905.)

Allerlei Soldatisches und Menschliches. Von Alfred Söhnstorff. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Aus der Provinz. Nach eigenen Erlebnissen von Karl v. Trojanowsky. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Auswärts. Erzählungen von Marie v. Bodelschwingh. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Das Stör-Bramautal. Ernstes und Heiteres aus seiner Erd- und Menschengeschichte von Pastor Johann Kähler. (Stellau bei Wrist. Selbstverlag des Verfassers. 1905.)

Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. (Leipzig. Georg Wigand.)

Soll und haben in Amerika. Selbstbekenntnisse eines Fälschers. Aus dem Englischen von Hermann Riotte. (Berlin. Deutsch-amerikanischer Verlag. 1905.)

Hinauf! Künstlerroman aus der jüngsten Vergangenheit von A. Halbert. (Breslau. S. Schottländer. 1906.)

Gudrun. Für die reifere Jugend bearbeitet von Ferd. Bäßler. 7. Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Die Rolandsage. Für die reifere Jugend von Ferd. Bäßler. 7 Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Der Löwe von Vlaandern. Von Hendrik Conscience. Aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen und bearbeitet von A. Schowalter. Mit Abbildungen von Maler A. Hoffmann und O. Porsche. 2. Auflage. (München. J. F. Lehmann.)

Der Leutfresser und sein Bub. Eine Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Georgs von Frundsberg. Von Richard Weitbrecht. Mit Abbildungen nach Originalen von Maler Anton Hoffmann. (München. J. F. Lehmann.)

Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlegeschichte in 43 Kapiteln. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio

von Otto Julius Bierbaum. Mit Zeichnungen von Arpad Schmidhammer. (München. Georg Müller.)

Neuheiten der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart:

Modeste. Roman von J. R. zur Megede.

Der verschlossene Garten. Novellen von Georg Hirschfeld.

George. Roman von Georg Speck.

Das Steinmetzendorf. Erzählung von Viktor Fleischer.

Herr von Migurae. Roman von André Lichtenberger.

Die neue Schönheit. Roman von Jean Reibrach.

Erwachen. Novelle von Emanuel von Bodmann.

Maria Magdalena. Die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi von Dietrich Vorwerk. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Harzluft. Allerlei zum Herzgesunden. Geschichten und Gedichte von Dietrich Vorwerk. (Schwerin. Fr. Bahn. 1905.)

Das Gesetz. Ein Drama in fünf Aufzügen von Wilhelm Rabins. (Dresden. E. Pierson.)

Dschemschild. Episode in drei Akten von Grete Auer. (Bern. A. Francke. 1905.)

De Heiroatsannunce. Bauernstück aus der Oberlausitz von F. Bertram. (Lauban. Karl Goldammer.)

Peterle. Märchendichtung in drei Akten von F. Bertram. (Breslau. Priebatschs Buchhandlung.)

Der arme Narr. Schauspiel in 1 Akt von Hermann Bahr. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft von Hermann Kienzl. (Breslau. S. Schottländer. 1906.)

Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse von Karl Ernst Knodt. (Gießen. Emil Roth.)

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. (Leipzig. Max Hesse.)

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. (Leipzig. Max Hesse.)

Lieder des Idealisten. Von Karl A. Bürgin. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte von Walter Schädelin. (Bern. A. Francke.)

Inneres Leben. Von Ludwig Schlözer. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Lieder und Gedichte von Eduard Mörike. Auswahl. (Leipzig. G. J. Göschensche Buchhandlung. 1905.)

Horst und Heide. Lieder und Balladen von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Verlag des Märkischen Bundes. 1905.)

Gedichte von Franz Himmelbauer. (München. Georg Müller. 1906.)

Jenseits der Straße. Gedichte und Stimmungen von Albert Sergel. (Rostock. C. J. E. Volckmann. 1906.)

Wellen und Wogen. Gedichte von Marte Sorge. (Straßburg. J. Singer. 1906.)

Aus meinem lyrischen Tagebuch. Von Hanns v. Gumppenberg. (München Georg D. W. Callwey. 1906.)

Oheims Serenissimus. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Julius Albert. (Graz. „Leykam." 1905.)

Auf stillen Wegen. Von Ernst Blank. (Winterthur. Geschwister Ziegler. 1906.)

Eigenbau. Gedichte von Moriz Schadeck. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Kinderlieder für das Volk. Von Egon Hugo Straßburger. (Mannheim. Aktiendruckerei.)

Wandern und Bergsteigen. Gedichte von Erwin Riebold. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1905.)

Jakob Böhme: „Morgenröte im Aufgang." „Von den drei Prinzipien." „Vom dreifachen Leben." Herausgegeben und eingeleitet von Josef Grabisch. (München. R. Piper u. Ko.)

Adalbert Stifter: Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Josef Harmuth. (München. R. Piper & Ko.)

Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Schopenhauer. Von H. Richert. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) (Leipzig. B. G. Teubner.)

Deutschtum und Christentum. Von Julius Werner. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Zweite, stark vermehrte Auflage. (Berlin. Verlag des „Volkserzieher". 1905.)

Bergpredigt. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Der Schmerz, ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerztheorie von Ad. Alf. Michaelis. (Leipzig. Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene. 1905.)

Meine Alpenfahrt. Von W. Funk. Ein Quartband mit drei kolorierten Tafeln von Luc. Bernhard. (Berlin. Modern-Humoristischer Verlag.)

Wanderskizzen von Hans Biendl. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Ein Rundgang durch die Salzachstadt in Reimen, ernst und heiter. Von Georg Huttegger. (Salzburg. Josef Huttegger.)

Soll der Eisenbahnbetriebsbeamte berauschende Getränke genießen? Von Hans Schöning. (Schwerin i. Meckl. Franz Gutzmann. 1905.)

Windräder und Windmotoren. Anleitung zur selbständigen Herstellung für Knaben von Eugen Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

Briefe eines Arztes an eine junge Mutter. Von Dr. Wilhelm Plath, neu herausgegeben von Dr. Aug. Roßmann, 8. Auflage. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn.)

Handbuch der gesamten Landwirtschaft, bearbeitet von vielen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. Georg Probst. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1905.)

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung.)

Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung von Walter F. Wislicenus (Leipzig. B. G. Teubner).

Mutterpflicht und Kindesrecht. Ein Mahnwort und Wegweiser von Dr. med. Eugen Neter. (München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau".)

Wie man Tiere zeichnen kann und soll, das lehrt die 2. Serie von Hoffmanns Zeichenkunst „Tierzeichnen". Heft 1: Haustiere, Heft 2: Vögel, Heft 3: Wilde Tiere. (Ravensburg. Otto Meier.)

Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten. Mit ungedruckten Briefen und Gedichten vieler namhafter Menschen. Herausgegeben von Dr. Adolf Kohut. Komplett in zirka 8 Lieferungen. (Berlin. Hermann Kuhz.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

H. K., Wien. Sie haben recht. Zu einer Zeit, wo Robert Hamerlings Dichtungen wieder einmal ganz ausgeschaltet erscheinen aus dem öffentlichen und literarischen Leben, sammeln die Wiener Geld für ein prachtvolles Hamerling-Denkmal in Wien. Sie wollen an hunderttausend Kronen zusammenbringen. Davon könnte man 50.000 Bände seiner Dichtungen ankaufen und verbreiten. Das würde den Dichter mit einem Schlage bekannt, volkstümlich, berühmt machen! — Wir sind begierig, ob es dem Komitee nicht wenigstens einfällt, in Wien zu gunsten des Denkmals eine Aufführung von Hamerlings „Danton und Robespierre" zu veranstalten. In Graz hat vor einem Jahr dieses Stück ein übervolles, begeistertes Haus erzielt. Der Burgschauspieler Heine war ein großartiger, unvergeßlicher Robespierre. Könnten sich so was nicht auch die Wiener leisten? Dann würden viele Leute erfahren, daß dieser Hamerling nicht bloß deshalb auf die Welt gekommen ist, um ein Bildhauermodell zu sein, daß er nebenbei auch ein großer Dichter gewesen ist.

F. W., Kapfenberg. Ob und wann in Mariazell geopferte Ohrringe, Fingerringe u. s. w. verlizitiert werden, das würden Sie sicher am besten in Mariazell erfahren können. Das gewünschte Bücherverzeichnis ist Ihnen wohl schon zugekommen, andernfalls können Sie es in jeder Grazer Buchhandlung haben.

J. W., Moskau. Wenn nicht alle Reußen striken und nicht alle Stricke reißen, wird die europäische Touristik sich bald auch bis an den Ural ausdehnen. Und mit der Touristik noch sonst mancherlei.

K. B., Wien. Sie offerieren uns eine Schreibmaschine. Und wir waren immer der Meinung, Poeten sollten nicht zu viel herumtasten, sondern eigenherzig dichten und eigenhändig schreiben. Was würden auch die Autographensammlerinnen sagen, wenn die Dichter nicht mehr schreiben, nur noch tasten wollten!

* Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein von Anton Blazizek 10 K.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 18. Dezember 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

5. Heft. Februar 1906. 30. Jahrg.

Der Natzl-Gleichmann.

Eine Gestalt der Treue aus ländlichem Volke von **Rosa Fischer.**

Agatha-Natzerl nannten wir ihn, den kleinen dicken Buben mit dem Vollmondsgesicht, der da im Nebenstöckel unseres Nachbarn, im sogenannten „Häusel" aufwuchs — Agatha-Natzerl, wobei beim Worte Agatha das erste a, beim ganzen Wort das Natzerl betont wurde.

Agatha-Natzerl — ein seltsamer Name. Woher er ihn trug? Ja, weil er halt in der Taufe Ignaz genannt wurde und weil er der „Lindn-Agatha" gehörte, dem blassen Mädl, das mit seiner alten Mutter, der sogenannten „Ahnlmuada", im kleinen Ausnahm-Stöckel beim Lindn lebte. Agatha-Natzerl nannten wir ihn, und Agatha hieß er seine Mutter, wie es eben bei „ledigen" *) Kindern zuweilen oder meistens vorkommt, denn so wie sie die Mutter rufen hören, nennen sie dieselbe, indes der Großmutter der Titel „Muada" zuteil wird. Der Natzerl nun wußte von keinem Vater und verlangte wohl auch keinen, denn ihm ging es gut, wie es halt anspruchslosen Naturkindern meistens gut geht. Seine „Heimat" war das Stübel in dem kleinen Häusel mit den zwei Fenstern — eins nach Ost und eins nach West — und die offene Herdküche mit der schwarzen Decke, und das Vorhaus mit der hölzernen Stiege zum Boden hinauf, und die Zwetschken-

*) Unehelichen.

bäume vorm Häusel und das hölzerne Ställchen daran. Dieses hölzerne Ställchen vor allem; denn da drinnen, abgeschieden durch eine dünne Wand, befanden sich zwei Ferkel, eine oder zwei große Ziegen und ein paar „Kitzerl", wie es halt manchmal war, wenn die Alten „Junge" kriegten.

Und diese alten und diese jungen Ziegen, die „Goaß'" kurzweg gesagt, waren des Natzerl Herzensfreud. Mit denen ging er zu den G'hagern und Rainen, als noch die Mutter und Ahne sie führte, und die trieb er auf die Hald, sobald er selber so groß war, daß er sie regieren konnte. Er war so verläßlich; trieb sie nicht zu schaden, nämlich nicht in fremdes Futter; jagte die Tiere nicht und ließ sie nicht aus. Er hat sie nicht ausgemolken auf der Weid', wie andere schlimme Buben es tun, und hat die kleinen Kitzerln nicht das „Stöß'n" *) gelehrt; er war brav. Dafür bekam er dann einen „Goaßmilch-Kaffee" und auch sauere Milch, die gelb war und fett, und darum hat der Natzerl gut ausgesehen, rund im Leib und voll im Gesicht.

Aber groß wurde er nicht. Warum nicht groß? Ja, die Leute haben später gesagt, er hätte eine zu kurze Liegerstatt gehabt und der Fritzl, der Ziehbruder, habe ihn „gloacht".**) Dieser Fritzl war nämlich ein „Wienerkind", das sich die Agatha aus dem Findelhaus heimgetragen hatte, um mit dem eigenen auch das fremde Kleine aufzuziehen, mit Goaßmilch zu nähren und liebend zu hegen und zu pflegen.

Sie hat es redlich getan; der fremde Knabe wuchs und da er trotz seines Jüngerseins kräftiger und unbändiger war als der Natzerl, hat er diesen „gloacht", sei es beim Essen, da er ihm sicher das Bessere wegnahm, oder beim Spielen, wo er ihn überwältigte, oder beim Schlafen in der tagsüber als Truhe dienenden Liegerstatt. Zwar erwiesen ist es nicht und böse war der Fritzl auch nicht, im Gegenteil anhänglich und nach Jahren noch dankbar, aber die Leute haben es halt gesagt, denn gesund und „ungerd" ***) war der Bub.

Ein Ereignis war es für die Leute in dem kleinen Häusl gewesen, als des Fritzl Mutter auf Besuch kam. Sie war eine „Stadtdam", trug schöne Kleider, war jung und hatte das Kind „in der Ghoam", das heißt, ihre Angehörigen wußten nichts davon, aber gesorgt hat sie dafür redlich. Und die Freude, die sie hatte, als ihr kleiner Bub, der noch ein Kittelchen trug, so fürwitzig mit ihren Habseligkeiten hantierte — wie er sich mit dem Zahnbürsterl die Schuhe putzen wollte und wie er nicht müde wurde, ihr Geld und Zuckerwerk abzubetteln. Der Fritzerl verstand es schon damals, die Liebe seiner Mutter auszunützen und der Fritzl hat es in späteren Jahren auch getan.

*) Mit den Hörnern stoßen. **) Übervorteilt, verdrängt.
***) Ungeberdig.

Und nicht nur die der Mutter. Auch die Agatha und die Ahnlmuada wickelte er um seinen Finger; er bettelte und sie gaben; er schmeichelte und sie verziehen. So kam er für sein zeitweises Bravsein gar oft zu einem „Tatscherl",*) und für sein oftes Schlimmsein selten zu einer Strafe. Der Natzerl aber war zufrieden mit dem, was man ihm bot und stellte nichts an. Er wird ja auch nicht kürzer gekommen sein von seiten seiner Angehörigen, als der Ziehsohn, aber zurück stand er vor ihm doch, und wenn jemand die zwei Buben verglich, so sagte er wohl: „Na, der Wiener ist ein tüchtiger Düpl,**) der kommt schon fort auf der Welt; aber der Agatha ihrer ist halt „anweich", das heißt hilflos, wenn nicht gar beschränkt.

Und so kamen die Buben in die Lehre. Der Fritzl, der sich die längste Zeit beim großen Nachbarhause, wo man oftmals krankes Vieh zur Behandlung hinbrachte, mit den Buben gebalgt, die Bäume erklettert und die Hosen zerrissen hatte, wurde ein Schmied, um dereinst beim Militär oder wie es sonst ging, Tierarzt werden zu können; denn das, was er da bei den kranken Rossen anwenden sah und alles Wilde, Unbändige, Starke gefiel ihm. Der Natzerl aber, der in demselben Nachbarshaus manches Schüsserl Sterz, von Frauen- oder Mädchenhand gespendet, bescheiden im Vorhaus oder an der Küchentafel verzehrt und manchen Botengang eine halbe Stunde weit für zwei Kreuzer verrichtet hatte, wurde ein Schneider.

Ein Schneider! Manche Leute lachten. „Dazu paßt er — zu einer Arbeit wird er so nie." Sie meinten zu einer Feld- oder Vieharbeit.

Seine Mutter seufzte. Ach, er sei halt so „woa".***) Wenn er nur anhielt in der Lehre! Die Agatha selbst war ja auch eine Näherin, aber nur ganz bescheiden für weberzeugene Kittel, „Korfuhemden",†) Schürzen und Hemden und Flickarbeit dazu; der Bub aber sollte ein Schneider werden für Mannsbilder-G'wand.

Drei oder vier Jahre hat der Natzl gelernt; zuerst mußte er Kinder umtragen und Küh halten, dann Feldarbeiten machen und Vieh betreuen und zuletzt kam er in die Werkstätte zu Nadel und Faden, Fingerhut und Schere. Stoff wird er auch manchen in Händen gehabt haben, alten und neuen, und weil sein Lehrmeister zugleich sein Onkel war, so wird's auch an Lerngelegenheit und Lerneifer nicht gefehlt haben. Kurz, plötzlich stand der Bursche da — nicht mehr „Agatha-Natzerl", sondern „Natzl" und nach seinem Schreibnamen auch Gleichmann genannt, denn er war frei, und nicht mehr zaghaft, sondern mit einem Bündel in der Hand, denn er ging in d' Fremd'.

*) Eine in Schmalz gebackene Mehlspeise. **) Bengel. ***) Weich.
†) Lose Jäckchen.

Seine Nachbarn, die ihn damals im blau-weiß karierten Bügelhemde sahen, trauten seinem Können nicht; er war noch nicht groß, sein Gesicht glatt, kindlich, und sein Blick, den sie seines schweigsamen Wesens wegen für stolz hielten, so knabenhaft. Manche Leute, die ihn sahen, lachten. „Der geht in d' Fremd, wird lang ausbleiben", und wußten nicht, wie schwer es dem Burschen ums Herz sein mochte, da er so im Sonnenglanz des Frühherbstes dastand bei rotprangenden Äpfeln am Baum, blühenden Astern im Garten und weidenden Kühen auf den Wiesen. Und das Bündel in der Hand, und die Mutter daheim und den Bahnhof vor Augen, aus dem der Zug ausfahren sollte, der ihn in die Fremde brachte. Wortkarg ist der Natzl dagestanden und einsam ist er seinen Pfad entlang gegangen.

Es verging ein Jahr und noch eines; der Natzl war inzwischen aus Obersteier, wo er bei einem heimatsangehörigen Meister in Arbeit gestanden, wieder zurückgekehrt und bei seinem Lehrherrn als Geselle eingetreten, um nach einiger Zeit wieder auf die Wanderschaft zu gehen, Niederösterreich zu. Dieses zweitemal aber kam er nach der Behauptung seiner Bekannten nicht weiter, als bis zur nächsten Verpflegsstation, nach wenigen Wochen kam er wieder heim.

Warum er das getan, hat niemand aus ihm recht heraus gebracht, aber etwas Seltsames hatte er von dieser Wanderung mitheim genommen: eine echt österreichische Ausdrucksweise — so ein wenig „wianerisch" und ein wenig ländlich, wie halt die Leute reden, wenn sie nach längerem Aufenthalt in Niederösterreich nach Steiermark hereinkommen.

Die Bekannten lachten laut, als sie den Gleichmann, wie er nun allgemein hieß, so reden hörten, aber sie hatten leicht lachen und gut reden — der Bursche war nun plötzlich über die Zeit hinweg, da man sich an das Gespötte der Leute kehrt und auch über die Zeit der Schüchternheit; ein echt naturwüchsiger Witz war in ihm rege geworden, und wer sich erlaubte, ihn über etwas „fürn Narr'n"*) zu halten, der konnte zu seiner Überraschung mit einer in so ruhig sachlicher Weise gegebenen Abfertigung zurückgehen, daß er wahrhaftig große Augen machte und das Ausgelachtwerden auf seiner Seite hatte.

Zugleich hatte der Gleichmann sein Schneiderhandwerk an den Nagel gehängt; er nähte wohl noch so ein wenig herum bei seinen Verwandten, auf deren Heuboden er schlief und aus deren Schüssel er aß, denn das Heimatl in dem kleinen Zuhäusel war zu nichte geworden, da die alte Ahnlmuada gestorben, die Agatha aber als Kindsfrau in städtischen Dienst gegangen war. Außer dem bißl Nähen aber, mit

*) Zum besten.

dem er sich wohl kaum die Kost verdient hätte, griff der Gleichmann auf dem Felde und beim Vieh mit an und als sie drunten beim Nachbarhaus einen Tagwerker brauchten als Handlanger bei einem Bau und sonst überall, da stand plötzlich der Schneiderbursch mit seiner österreichischen Ausdrucksweise und den unleugbar feineren Manieren mit größter Seelenruhe am „Gmaltatrog",*) bediente die Maurer, patschte im ärgsten Regenwetter hin und her und blieb bei Sonnenbrand und Herbststurm im Hause und getreulich an der Arbeit, bis die Leute, die anfangs ihm und seinem Arbeitsernste nicht getraut hatten, ihn gern als Kuhknecht für das nächste Jahr dingten.

Und sie haben es nicht bereut; im Stall, wo ehemals eine „wunerliche"**) alte Magd hantiert und zeitweise gescholten hatte wie ein Türk, ging nun mit ruhigen Schritten ein vollgesichtiger junger Bursch hin und her, nicht zu schnell, nein auch dann nicht, wenn die andern Hausleute gern ein wenig Eile gesehen hätten, denn der Gleichmann meinte auf ein etwa aneiferndes Wort nur: „Ach, wer wird denn so laufen, als ob man närrisch wäre" — aber auch niemals faulenzend, niemals die Tiere schlagend oder auch nur grob anredend, und vor allem niemals die Arbeit versäumend, zu einer Mahlzeit wegbleibend, auch Sonntags nicht — das ganze Jahr nicht.

Es hat noch manchmal eines über den Schneider gelacht, der „Küahbua" geworden war, aber seine Herrenleute nicht; die haben nur gelächelt und haben gemeint, er habe der Stadtluft Ade gesagt und sei wieder zur grünen Natur zurückgekehrt, und sie waren es zufrieden und der Gleichmann auch. Mit so viel Gelassenheit wie der, ist wohl kaum wo ein Bursch im Stalle gestanden und mit so viel Poesie wie der ist wohl selten ein Knecht ausgestattet gewesen.

Wie der singen konnte! Jodler, Landler? Nein, das nicht. Lateinisch hat's geklungen, wie in der Kirche beim Amt oder Vigill. Und das Grablied „Fahr hin o Seel' zu deinem Gott!" hat er gar oftmals mit schöner, tiefer Stimme gesungen, indes er bei der Stalltüre aus und einging, mit mächtigen Schritten der Futterkammer zu und mit einem Arm voll Grünfutter wieder längs der Gred zurück. Dann klang's wohl im Stall drinnen: „Steh umi, Grascheck" oder: „Gibst koan Fried', Zinkerl?", worauf wieder eine lateinische Weise folgte.

„Du hättest sollen ein Pfarrer werd'n, Gleichmann", sagte dann wohl die junge Frau droben in der Küche oder das Mädchen, ihre Schwester, wenn sie von der Türe aus über den Hof hinunter schauten.

„Jawohl", erwiderte er darauf sehr hochdeutsch und lächelte und ging wieder seiner Arbeit nach. Und höflich wie immer kam er

---

*) Mörtelbehälter. **) Unwillige.

dann mit seinen Melkfechtern herauf, lächelte freundlich und schaute ruhig ernst und goß mit großer Sauberkeit seine weiße Ware in die Geschirre ein, nicht die Mitzikatzen vergessend, die um seine Füße schnurrten, bis er, ihr Nährvater, auch ihr Schüsselchen mit Milch gefüllt hatte.

Der Gleichmann, wo der hantierte, da konnte auch jedes Heikliche zum Milchgeschirr greifen und wohl nicht selten ist er, der allzeit Gefällige, zum Abwaschschaff gestellt worden, wohin sonst nur weibliche Gestalten gehören.

„Gleichmann, gelt, du waschst ab?! Ich möcht' gern ein bißl ausgeh'n," oder: „Ich hätt' dies und das zu tun" — wie oft wohl hat er diese schmeichelnde Bitte gehört und den Zusatz: „Kriegst nachher einen Kaffee."

„Aber ich bitte, das muß nicht sein, ich tu's ja auch so", erwiderte er sehr freundlich, summte eine Melodie und schwenkte seine untersetzte Figur ganz zufrieden herum, um Abwaschschaff und Wasser und Fetzen und Geschirr bereit zu stellen. Aber gegessen hat er den Kaffee halt doch mit viel Vergnügen und sich höflich dafür bedankt.

Und auch dort, wo keine derartig süße Belohnung in Aussicht stand, ist der Gleichmann als Helfer zur Stelle gewesen. Jedes Dienstmädchen, das im Hause weilte, hat an ihm eine Stütze gefunden, wenn's nur sein konnte, und jedes Kind, wie sie so im Laufe der Jahre sich im Hause einstellten, hat an ihm einen allzeit gütigen Kameraden kennen gelernt.

Da wurde er nicht müde, dem kleinen Buben behilflich zu sein, wenn er „sein Kalberl" füttern wollte oder ihm eine Peitsche anzumachen und einen „Schmoaß" daran, wenn er gerne „schnalzen" hätte mögen; und der Natzl hat es nicht unterlassen können, dem kleinen Dirndl im Vorübergeh'n die Hand aufs Krausköpflein zu legen und ihm ein zärtlich Wort zu sagen.

Anderseits wieder, wie viel Geld hast du, guter Gleichmann, vertragen*), um deinen Mitmenschen, kleinen und großen, eine Freude oder eine — Neckerei zu bereiten! Wie oftmals hast du „Kirta" gekauft an einem Markt- oder Festtag und dies oder jenes Dirndl mit Lebzelt oder einem Feigenkranz bedacht oder gar mit einem schönen Tüchel. Und hast wohl das Tüchel von der einen einsäumen lassen und es der anderen darauf verehrt!

Oder du hast den kleinen Buben Feigen gegeben und ihnen gesagt, im Obstgarten seien sie gewachsen, so daß sie dann sehnsüchtig, mit einem Körblein am Arm unter den Bäumen suchen gingen.

Und wie manche Osterkarte hast du geschrieben für deine Hausgenossen und sonstige gute Bekannte und hast so unschuldig dreingeschaut,

*) Vertändelt.

wenn sie sich den Kopf zerbrachen, von wem das bunte Bildl mit den langohrigen Hasen und den schönen Eiern und dem Glückwunsch ohne Unterschrift sein könnte, und hast so nahe zugeschaut und hast es nicht eingestanden, wenngleich sie schon mit Fingern auf dich zeigten!

Und wie hast du diese Schalkheit zu Weihnachten und Neujahr weitergeführt und zungenstreckende Manderln, behörnte Mädchen, Affen als Brüder, Schneemanderl als Kameraden den verschiedensten Dirndln und Buben zugeschickt, bis auch sie sich rächten mit zungenstreckenden Fräulein, plärrenden Kindergesichtern und einem Mann, der Schläg' kriegt von einem Weib, mit dem Zusatz: „So geht es den Schweizern", nämlich den Kuhwärtern.

Aber halt sonst auch, wenn der Sonntag kam und die andern Knechte, die Werktags ihr Pfeiflein rauchten, ohne Zigarren dastanden, da war's wieder der Gleichmann, der den „Splendiden" spielte. Aus seiner lichtgrauen Rock- oder Westentasche, nahe dem weißgebügelten Hemd, guckte gewißlich ein Schöcklein Zigaretten, und da, ein Griff, ein scherzend Wort: „Schau, Gleichmann, spendier mir a Zigarrn, du rauchst eh unter der Wochen nichts", und schon war der kühne Angreifer im Besitz einer fein und weiß mit Fließpapier Umhüllten.

Der Gleichmann hat ihm's nicht verwehrt, o nein; so weit bei ihm das eigene Besitztum reichte, ist er allzeit freigebig gewesen und wo es zu Ende war, nicht unzufrieden und nicht launisch. Wie manche Gabe, sei's ein Kleidungsstück, ein Paar Schuhe, ein Trinkgeld, hat er dankend angenommen und anderseits nie den „Großlohnigen", den Geldgierigen gespielt. Bescheiden hat er sich begnügt mit dem, was seine Herrenleute als Lohn ihm zuerkannten, und als er einmal zu Neujahr das Haus verließ und in fremde Dienste trat, ist er trotz des daselbst erhaltenen höheren Lohnes wieder zurückgekehrt, weil das Herz ihn zog zu den Leuten, die in und nächst der trautgewohnten Heimstätte ihm teuer waren.

Da, Gleichmann war's wohl am „Altenjahrtag",*) als du wieder kamst, als ziehe ein guter Geist ein mit dir ins Haus. Ein Gefühl der Beruhigung hat sie beschlichen, die deine Herrenleute waren, und ein Gefühl der Freude, die dir sonst in freundlicher Gesinnung nahestanden.

Da hat in den nächsten Feiertagen der liebtraute Bekannte in mehr als einem Nachbarhaus nach höflichem Klopfen die Tür aufgemacht und ein jubelnd Rufen ihn willkommen heißen hören. „Der Gleichmann, der Gleichmann! Bist auch wieder da?! Bist du brav!" Und sie haben sich gefreut, recht gefreut über das volle, runde, etwas braune Gesicht mit den guten, ehrlichen Augen, gefreut über die Redeweise, so ruhig

*) Silvester.

und traut, diese Redeweise, die nie, nie ein Wort des Tadels über andere Leute hatte.

Und so wie in den Nachbarshäusern ist der Gleichmann dann wohl auch eingekehrt in dem Nebenstöckel seines Diensthauses, und so wie einst den Bewohnern zugetan, als sie noch seine Vorgesetzten waren, ist er auch jetzt höflich und treu, bescheiden und anhänglich als guter Mensch eingetreten und als lieber Besucher festgehalten worden, manche traute Abendstunde lang. Ein Häuflein Federn, das auf dem Tische lag, bot ihm Arbeit; der alte Vater, der mit weißem Haar auf dem Diwan saß, wollte ihn erzählen hören, und das Mädel am Spinnrad und der junge Mann nebenan freuten sich seines Hierseins.

Ein „Stamperl“ Schnaps, ein rosiges — ein guter Geist, wie ihn der alte Vater im Glaskastel hatte, ist dann wohl hergestellt worden: „Trink, Gleichmann!“ Er lehnte ab. „O, danke, es muß nicht sein“, und trank ihn dann bis zur Neige aus. Und dann noch einen, ehe er nach geruhsamem Plaudern mit höflichem Dank und herzlichem Gutenacht langsam hinaustrat in die Winternacht und hinabging in den Stall zu seinen traulich wiederkauenden und hörbar atmenden Kühen und Kalben.

Dann hat wohl ein stilles Licht noch eine Weile hinausgeschienen in den Hof — sei es aus dem Fenster des Stalles oder aus dem Türspalt der Futterkammer, wo der Gleichmann gar oft noch in später winterlicher Nachtstunde mit Rübenhacken beschäftigt war. Er tat es ohne Murren, tat es, wenn längst schon alles im Hause schlief, oder andere schon von nächtlichen Wegen zurückkehrten. Wie oft aber hat auch dieses Licht wie ein Trostesstern einem spät arbeitenden Dirndl geschienen, wenn es einsam zum Brunnen im Hof um Wasser ging! Ein Mensch noch auf, welch tröstlicher Gedanke!

„Der Gleichmann, der mag ja so nicht schlafen“, sagten dann seine Mitdienstboten. „Der schlaft im Sommer immermal gar nicht.“ Und wahr war's wohl auch.

Wie manche schöne Nacht, wenn das Mondlicht seine zauberhaften Bilder und Schatten spann, ist der Gleichmann stille Stunden lang unterm Baum gelegen, unter sich den Rasen, über sich den Sternenhimmel, und hat den Gesängen gelauscht, die hie und da im Tal erklangen, oder dem Zirpen der Grillen am Rain.

Auf die Frage: „Ja, Gleichmann, gehst du nit lieg'n?“ hat er ablehnend gesagt: „Ach, wer wird die schöne Nacht verschlafen“, und hat weitergefeiert. Oder auch, er hat mit knarrendem Karren noch spätnächtlich mutterseelenallein Grünfutter heimgebracht, so leise auf lautlosen Sohlen gehend, daß diejenigen, an deren Fenster er vorüberkam, nicht im Schlafe gestört wurden, und das Mädel im Nebenstöckel droben

morgens manchmal mit Verwunderung ein Sträußlein weißer Maßliebchen, roter Lichtnelken und gelber Wiesenblumen auf dem Fensterbrette liegen sah.

Guter Gleichmann, du hast da mit deiner harmlosen Gabe ein Stücklein Frühlingsglück in ein manchmal freudearmes, glückessehnsüchtiges Herz gezaubert, und kein Sommer, kein Frühling schien in jenem Jahr gewesen zu sein, wo du ferne weiltest und deine poesieumwobenen Blumengrüße fehlten.

Aber nicht nur Blüten, nein, auch anderes hat der nächtliche, unsichtbare Fensterlgeher eingelegt: einige Hände voll Kirschen, ein paar Birnen, Zwetschken, Weintrauben, ja sogar ein Strizerl Butter, feingemodelt, wie es die Muhme des Gleichmann, eine dicke Bäuerin im Dorfe droben, ihm freundschaftlich spendiert hatte. Und nicht nur bei dem einen Fenster hat er eingelegt, ach nein, auch bei einem benachbarten Hause, wo hinter halb zugezogenen Vorhängen junge Mädchengesichter lachten. Das sei darum gesagt, daß nicht die fürwitzige Welt etwa glaube, ein verlangendes Gefühl der Liebe habe den Gleichmann zu seinen nächtlichen Gängen und „Spendaschen" bewogen — nein, nein, nur eine ganz harmlose Neckerei und scherzhafte Tändelei war es, freilich auch vermischt mit einem Gefühle der Verehrung — so eine Art poetische Ader.

Poetische Ader! Zuweilen, wenn aus dem Kuhstallfenster, das innen dicht verhängt war, lange, lange Licht hinausschien in den nachtdunklen Hof, da hat wohl die junge Frau im Haus neugierig gemeint: „Was tut denn der Gleichmann? Schreibt er was? Am Ende dichtet er." Aber der gute Gleichmann hat nichts verraten. Und hätte etwa jemand anderen Tages seine Sachen visitiert, was hätte er gefunden? Ein unordentliches Bett, in dem Kleidungsstücke, Kotzen, Leintuch und Polster achtlos durcheinander lagen*) und vielleicht die Henne ein Nest hatte im Stroh, und ein Fensterbrett, belegt mit Kamm, Seife und Spiegel, verschiedenen Tiegelchen und Fläschchen, Feder und Tinte und mehr oder weniger verrissenen Kalendern und Büchern.

Und der Gleichmann verriet nichts. Ach, der schwieg; der konnte schweigen in eigenen und fremden Angelegenheiten, im Ernst und im Scherz, so daß er ein Beichtvater hätte werden können; höchstens, daß er erzählte manchmal, wie kümmerlich und sorgenvoll die Meistersfrau in Obersteier hatte einkaufen müssen und wie man in einem Gebirgsbauernhaus, wo er Halterbub gewesen war, die Milchsuppe gesiehen habe. „Wegen der Mehlknöpperl?" „Ach nein — wegen der Rußkäfer!" Aber auch lachen, ach lachen konnte er, wenn andere ihre Torheit ausplauderten oder er Zeuge derselben war. Wie haben sie gelacht, als er

*) Eine bessere Decke nahm er nicht an, behauptend, in einen Stall gehöre eine „Kotz'n".

und der fürwitzige junge Roßknecht ein Reklamebildl einer Nudelfabrik in Händen hielten — einen breitgesichtigen, weißkappigen Mann, der je nach einer Wendung einmal lachte, einmal ernsthaft sah, und wie sie diesen „Eiernudelmann“ sorgsam einkuvertierten und per Post ins nächste Dorf an ein junges Dirndl schickten! Wie aber haben sie verblüfft geschaut und der Gleichmann am allerverblüfftesten, als er, der die Adresse geschrieben hatte, nun die Sendung zurückbekam mit der Widmung:

Dieser schöne Mann wird nicht angenommen —
Wer von mir was haben will, muß selber kommen.

Wieso ein Dirndl so gescheit sein konnte und wie der „Eiernudelmann“ lachte.

Ein andermal lachte der Gleichmann wieder; er lachte, als der junge Roßknecht erzählte, wie es ihnen beiden ergangen war, als sie bei der Maurer-Sefferl, die nicht gar so jung und nicht gar so schön und zudem im Besitze eines Liebhabers war, fensterln wollten geh'n und Kirschen mitbringen. Einen Schiebkarren hatten sie unterm Fenster, das ziemlich hoch war, angelehnt, und daran wollte der Seppl, der Roßknecht hinaufkraxln; da fiel das Ding mit einem „Pumperer“ um und der Seppl mit einem „Saggara“ daneben. Die Folge war, daß leise die Tür aufging und die Buben in der Meinung, die Sefferl sei es, die sich weißgestaltig im Nachtdunkel zeigte, auf die Frauensperson in der Türöffnung zugingen.

„Sefferl, da hast Kerschn“, flüsterte der Seppl und wollte seine Gabe der Ersehnten zu Füßen oder in den Schoß legen; da erkannte er, daß die Erschienene nicht die Sefferl, sondern die Mutter derselben, die verwitwete alte Maurerin war.

„Saggra“ — er fuhr sich mit der Hand hinter die Ohren; was konnte da jetzt los sein? Jedoch die Maurerin lachte. „Gib's nur her deine Kersch'n. D' Sefferl schlaft, aber ich nimm's schon.“ Und sie raffte ihr Kleid auf und der Seppl zettelte die Kirschen hinein, indes bei der Sefferl vielleicht der Liebhaber weilte. Der Gleichmann aber lachte.

Und er lachte ein andersmal, als seine Kameraden auf einem nächtlichen Gang nichts Gescheiteres zu tun wußten, als die schweren Steine aus einem Feldwege auszugraben, nur darum, damit die Dorfinsassen bemüßigt waren, sie andern Tags wieder einzugraben. Er lachte und stand daneben und er lachte auch dann, als unverhofft der Dienstherr von einem Gang aus dem Dorfe vorüberkam und die fleißigen Gesellen erkannte.

Und so wie oft wohl bei einem Bubenstückel, da er den Zuschauer machte und bei mancher anderen Schalkheit, da er selbst beteiligt war. Zum Beispiel, als sich die glattgesichtigen Buben, die die Jahre und

das Verlangen für einen feschen Schnurrbart gehabt hätten, sich eine „Pomade“ bringen ließen, wie dieselbe in der Zeitung angekündigt war. Wie sind sie da plötzlich wie verdonnert dagestanden, denn die Gebrauchsanweisung, die der Sendung beilag, war nicht deutsch. Was machen — sollten sie sich „anschmieren“ mit der Salbe, oder dieselbe „einnehmen?“ Verlegen ist der Seppl zu den Frauenspersonen im Haus um Rat fragen gegangen, und der Gleichmann lachte.

Und er hat gar manchesmal noch gelacht, wo er eigentlich nicht hätte lachen sollen. Ein ganzes Sündenregister ließe sich aufzählen, wie oft er sich mutwilligerweise am „alten Seppl“, dem tauben Knecht, vergangen hat. Und immer so, daß ihm nach dem „Strafgesetzparagraph“ niemand ankonnte, das heißt, daß man nie recht wußte, mit welchen Worten ihn ausgreinen.

Wenn er zum Beispiel Samstag abends seine Sonntagsschuhe neben jene der Herrenleute stellte, so daß der alte Seppl, der nicht recht sah, sie für jene des Hausvaters hielt und sauber putzte, um nach Erkennen seines Irrtums mit einem furchtbaren Scheltwetter die blank Gewichsten den jungen Knechten vor die Füße zu werfen, oder wenn sie, die Jungen, den Alten absichtlich oder doch willig in dem Wahne ließen, an einem Samstag sei Sonntag, so daß der Seppl am Abend sorgfältig die Schuhe putzte, am Morgen aber zeitlich aufstand, seine Arbeit besorgte und sein Sonntagsgewand holte, um sich für den Kirchgang anzuziehen. Dann wieder, wenn sie diesen alten Seppl angeplauscht hatten, daß der oder jener geheiratet oder einen Terno gemacht habe, oder Bürgermeister geworden wäre, und solcher nichtsnutziger Lügen eine ganze Menge, so daß der Seppl, der dann neugierig nachfragte oder plauderhaft nachtratschte, bei Innewerden der Fopperei fast absprang vor lauter Zorn. Dann wieder, wenn sie den Seppl oder sonst jemand etwas angenadelt an den Rock oder etwas in den Sack gesteckt hatten — einen Papierbausch, ein Fetzerl, eine Gurkenschale oder einen „Apfelputz“, so daß der Betroffene unverhofft einmal mit einem Schaudergefühle das an sich harmlose Ding aus der Tasche zog!

Wie oft Gleichmann, bist du umwillen dieses Übermutes ausgegreint worden — geholfen hat's nichts. Mit großen unschuldigen Augen hat er dreingeschaut und harmlos gesagt: „Ach, das ist ja nur Spaß“, oder auch: „Ich tu ja nichts“, wenn der alte Seppl auf der Hofgred stand und grandig, laut wiederholt rief: „Natzl, Gleichmann — ih woaß nit, melden tut er sih nit“, indes er, der Taube eben ein Meldewort nicht hörte und die Jungen sich nicht beeilten, in sein Seh- und Gehörbereich zu kommen.

Da hat dann der alte Hausvater, der vom Ausnahmstöckel herab mit seinem Stock durch den Hof gegangen war, wohl gar manchmal

greinend gesagt: „Der Gleichmann, das ist ein Spitzbub. Nichts wie für'n Narren halt'n tut er die andern, und wenn ma'n ausgreint, schaut er einen so an. Er red't nichts z'ruck, aber folgen tut er auch nicht." —

„Schaut er einen so an", konnte auch einmal ein junger, feiner Mann sagen, der sich erlauben wollte, den Gleichmann, der in dem großen, gut befreundeten Hause an der Straße drinnen einen abendlichen Besuch machte, zu hänseln. Es war in der lichten Küche und das junge Mädchen, das die abwesende Magd ersetzte, stand beim Abwaschschaff am unverhängten Fenster. Da kam es plötzlich angstvoll ins Zimmer geeilt — im Hof draußen vor der Küche sei jemand — einmal husche er hervor, einmal zurück. Die Folge war, daß man hinausging und den Missetäter, in dem schon im vorhinein der Gleichmann vermutet wurde, ans Licht führte. Er hatte inzwischen den Hut in den Händen des zornigen, ihn für seine Bosheit mit allerhand Puffer abstrafenden Mädels gelassen und stand nun da, entblößt und schuldbewußt aber nicht reuig.

Ein feiner Gast des Hauses glaubte nun, den ihm unbekannten Burschen in Verlegenheit bringen zu wollen und fragte ihn deshalb gut gelaunt: „Wo werden Sie heute schlafen?"

„Wo ich heute schlafe?" erwiderte der Gleichmann und schaute den Frager ernsthaft an. „Wollen Sie das wissen?"

„Freilich, darum frag' ich ja."

„Also, Sie wollen das wissen? Wo ich schlafe, wollen Sie wissen?! Sie wollen das wissen!?"

„Aber ja", erwidert der andere lachend und ärgerlich, und plötzlich schaute der Gleichmann das Mädchen an: „Soll ich es ihm sagen?"

„Jetzt schaut er mich an", rief die Gefragte, „als ob ich es wüßte". Und Scham und Ärger erfüllte das junge Geschöpf. Der Gleichmann aber lächelte und die anderen Anwesenden lachten — gewiß war es, daß der Schneidergeselle und Kuhbursch über den jungen und gebildeten Angreifer gesiegt hatte.

Sonst kannte der Gleichmann kein Streiten; Wirtshausgeh'n und Liebeln war nicht seine Sache und Grobsein auch nicht. Nur einmal hat der alte Hausvater wohl ernstlich gegreint und dem Gleichmann sehr gezürnt — das war gewesen, als der letztere sich hinreißen ließ, den zwei kleinen Buben, die in seiner Abwesenheit im Kuhstall gewesen waren und sein Fensterbrett visitiert hatten, einige empfindliche Ohrfeigen zu versetzen, so zwar, daß der Paulerl die Spuren der arbeitsschmutzigen Hand auf der Wange trug.

Wieso war denn das geschehen? Wie hatte der allzeit gleichmütige Gleichmann sich zu dieser Grobheit hinreißen lassen? — Ja, mein Gott,

die Buben, die mit so schön „g'schmierten" Haaren ins Haus hinaufgekommen waren, sie hatten vorher im Stall die mit so vieler Sorgfalt gehütete — Bartwuchssalbe verpatzt! —

Nun ja, das hat man doch schließlich eingesehen, daß der Gleichmann da nicht ruhig bleiben konnte.

Sonst aber war er nie grob. Ach nein, er war gut; gut von der Zeit an, da er als Kind die Ziegen weidete bis später, da er als Dienstbote gar manchmal geholfen hat, ein arbeitsmüdes Pferd, das frostschauernd im Freien stand, zuzudecken oder einen armen Kettenhund fütterte und tränkte, bis zu dem Tage, da der alte Hausvater, der ihn nach kränklicher Leute Art so oft ausgegreint hatte, schwer krank darnieder lag.

Wie ist da der Gleichmann mitleidig gewesen und hilfbereit und als der alte Vater tot und so reglos und so stille war, wie hat da der Gleichmann geweint. Geweint und seine Anhänglichkeit und Treue den Kindern des Verstorbenen bewahrt.

Ein halbes Jahr später, in welcher Zeit der junge Bursche fleißig gearbeitet, harmlos geplaudert und gar manchmal herzlich gelacht hatte, ist wieder eine Zeit gekommen, wo der stets Herzensgute und Zufriedene, ach, bittere Tränen vergoß. Das war, als nach erhaltener Post, seine Mutter liege krank im Spitale, er am nächsten Tage nach verrichteter Früharbeit sich ankleidete und hineinging ins Krankenhaus, um die Agatha zu besuchen — hinein ging und statt der ersehnten teueren Seele — eine Leiche fand.

Wie ihm damals zumute war — der wortkarge Gleichmann hat's nicht verraten. Geweint nur hat er, geweint, wie eben ein Kind weint, und — seine Arbeit getan. Ach, seine Kühe haben nicht gelitten, sie haben's nicht gefühlt, wie's ihm im Herzen brannte; sie haben nicht gehungert, nicht gedürstet — ihr Wärter hat sie treulich versorgt. Und ist dann an seinem Bette gestanden, an dem unordentlichen armen Bette beim Fenster, und hat das Sonntaghemd angezogen, denn er mußte Leichleute anreden gehen, und hat geweint so still für sich, daß es ihm fast das Herz abstieß. — Der Abend aber fand ihn wieder bei der Arbeit, der Morgen ebenfalls, und während andere Leute die Frage aufwarfen: „Wie wird's ihm gehen? Wird er als uneheliches Kind seine Mutter beerben, wenn kein Testament da ist? Werden nicht auch die Geschwister der Agatha Ansprüche auf ihre Hinterlassenschaft erheben?", während man so sorgte und erwog, daß die Verstorbene etwa tausend Gulden gehabt haben mochte, und wie nun der Gleichmann auf einmal zu einem schönen Vermögen käme, ist er, der so sehr Betroffene still seiner Wege gegangen, vertrauend seiner toten Mutter, vertrauend seinen Verwandten und vertrauend sich und seinem Geschicke.

Im dunklen Anzug, langsam und in sich gekehrt, ist er am regenfeuchten Morgen des Begräbnistages allein dem Krankenhause zugegangen, von wo aus der Leichenzug sich in Bewegung setzte, und still, wie er schon war, hat er geweint, als das treueste Wesen, daß er im Leben besessen hatte, mit den wachsbleichen, gefalteten Händen und dem geneigten Antlitz in der schmalen Truhe zur Erde ging.

Die Mutter ist's — begreifst du es, armes Menschenherz, das da am Grabesrande zittert und im stillen, inbrünstigen Gebete aufwärts sich wendet, dorthin, wo der Richter und die Seelen wohnen?

Ach, Gleichmann, du hast nichts gesprochen, nichts. Nur dagestanden bist du, als Fritzl, dein Pflegebruder, nach beendigtem Begräbnis im städtischen Anzug und laut und heiter sprechend unter den anwesenden Verwandten stand und einen nach dem anderen begrüßte, dabei umständlich und weithin hörbar erzählend, wies' ihm ergangen war, als er das Telegramm vom Todesfalle nach Wien erhielt, und dann während der Fahrt herein ins Steirerland, und wie es ihm leid sei, daß er, da er zu spät gekommen war, die schon eingesargte Agatha nicht mehr sehen konnte.

Du Gleichmann hast nichts gesagt; du hast so geschaut, als täte es dir weh, hier am offenen Grabe so laute Worte zu hören, und wie dann dein Pflegebruder gemeint hat, das Grab des alten Nachbarvaters, deines einstigen Dienstherrn, möchte er auch sehen, bist du mit ihm hingegangen zu dem überblühten Hügel, und während der Fritz nach einigen umständlichen Fragen den Hut zog und das Kreuz machte, bist du niedergekniet in deinem schwarzen Anzuge mit dem lichtblauen Mascherl auf der weißen Hemdbrust und hast die Hände um den abgenommenen Hut gefaltet und leise betend das Gesicht geneigt, das heute so sorgenvolle Gesicht mit dem spärlichen Bartflaum, der gebräunten Hautfarbe und den guten, treuen, stillschmerzlich blickenden Augen.

Und so wie du hier gekniet, bist du dann vom Friedhof hinausgegangen, still und in dich gekehrt, und so, wortkarg aber gut, bist du nach vollendetem Gottesdienste pflichtgemäß mit den Leichleuten im Gasthause eingekehrt, ohne viel Reden, aber herzlich und gut die große Verwandtschaft bewirten lassend.

Andere haben an deiner statt Umschau gehalten und Aufträge erteilt wegen Speis und Trank, es war dir recht; der Fritzl, der sehr heiter war, führte das große Wort, du littest es; und andere haben sich gesorgt, ob du nicht in deinem Vermögen benachteilt würdest, dein Vertrauen mißbraucht würde, du wußtest es nicht. Du warst froh, von deinem Erbe einen dem Pflegebruder zugeschriebenen Teil ausbezahlen zu können, du warst froh, imstande zu sein, mit Wäsche und Kleidern deiner Mutter

dir liebe Leute zu beschenken; du hast kein Mißtrauen gehabt gegen andere Leute; du warst gut und gläubig und bist anderen Tags ruhig an deine Arbeit gegangen. Du traust und vertraust und bist glücklich dabei, weil du selber die Treue bist.

Der Genußmensch.

Humoreske von **Sophie v. Khuenberg.***)

Es gibt zuweilen nichts Merkwürdigeres, als einen zwischen Quinta und Septima**) stehenden Jüngling. Auf den ersten Blick hin scheint er allerdings nur eines zu sein: ein aufgeschossenes, blasses, mit den Grazien auf dem Kriegsfuß lebendes Mittelding von Bub' und Mann. Wer aber Gelegenheit hat, ihn genauer zu studieren, der entdeckt oft absonderliche, halb komische, halb rührende Eigenschaften an solch einem Longinus.

Eine mir befreundete Familie besitzt ein Unikum dieser Art — den „Eri". Seine Gestalt erinnert ein wenig an den schiefen Turm von Pisa, denn er ist aus falscher Bescheidenheit immer bemüht, sich kleiner zu machen, als er ist. Seine runde, noch völlig charakterlose Nase bildet seine stete, größte Sorge, weil sie so gar nichts von einer Heldennase an sich hat und keinen einzigen Zug ins Griechische aufweist. Schön ist er überhaupt nicht, der Eri — es ist alles unreif an ihm, groß, eckig, fast ein bißchen grotesk, nur ein paar große, kluge, dunkelbewimperte Augen unter vollgeschwungenen Brauen blicken frei und keck in die Welt, als wollten sie sagen: „Paßt auf, der wird noch!"

Neulich hat mir der Zufall sein Tagebuch in die Hand gespielt, und da man Sechszehnjährigen gegenüber noch ein bißchen indiskret sein darf, hab' ich darin geblättert und mir einiges, das mir psychologisch bemerkenswert und amüsant erschien, notiert. Ein köstlicher Kauz, dieser Eri!

3. Februar.

Die Mama ist komisch, sie hat immer Angst, daß die Stücke unpassend sind, in die mich der Papa führt. Das find' ich gar nicht; ich habe der Mama auch gesagt, daß unsere Schulbücher viel unpassender sind, z. B. der Virgil stellenweise. Den möcht die Mama gewiß gleich

*) Aus „Heiterer Himmel". Lustige Geschichten von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. G. H. A. Kloß. 1906.) Freunde des Humors seien auf dieses Büchlein wiederholt aufmerksam gemacht. Die Red.

**) Häufig ist die Reihenfolge der Klassenbezeichnung eine entgegengesetzte.

abschaffen, wenn sie könnt'. Die Theaterstücke handeln fast immer von Liebe; das ist eigentlich langweilig. Ich geh' aber doch schrecklich gern ins Theater, schon wegen der Zuckerln, die ich mir in der Pause kauf'. Und dann hat der fade Tag doch so einen Abschluß. Ich schreib' jetzt auch wieder ein Stück. Die besten Sachen fallen mir immer in der Mathematikstunde ein und wenn ich dann aufgerufen werde, weiß ich nichts und der Professor alteriert sich über mich.

9. Februar.

Es muß doch so was dran sein an der Liebe. Meine Schwester Ella behauptet wenigstens, es gibt nichts Schöneres. Sie ist achtzehn Jahre alt und schaut mir gar nicht gleich, wahrscheinlich ist sie also sehr hübsch. Ich merk' das nicht so, wenn mich die Mama oder die Ella fragen, ob jemand hübsch ist, sag' ich immer, ich weiß nicht, und dann lachen sie, als ob das gar so komisch wär'. Ich finde das sehr traurig, denn ich werd' einmal gar nicht wissen, ob die hübsch ist, die ich heirate. Heiraten will ich nämlich absolut. Das hab' ich mir fest vorgenommen. Heute, zu mittag, war zwar wieder die Rede von einer unglücklichen Ehe, aber das macht nichts, meine wird schon glücklich sein.

15. Februar.

Pfui Teufel, so ein Fasching! Ich kann lernen und die anderen unterhalten sich. Mit der Mama und der Ella ist's nicht mehr zum Aushalten. Den ganzen Tag eine Frisiererei und Herumprobiererei, daß einem angst und bang wird. Die Mama hat ein neues Mieder und ist schrecklich grandig, weil sie auf einmal schlank sein will und nicht kann. Und die Ella möcht' wieder dicker sein als sie ist und heult, weil sie ein Wimmerl auf der Nase hat und morgen der Ball ist. Was soll ich denn sagen — ich hab' mehr wie ein Wimmerl und nicht einmal einen Ball! Der Papa ist auch nicht am besten gelaunt und sagt, das kostet alles eine Masse Geld. In solchen Momenten lernt er mich sehr schätzen, das tut uns beiden wohl, wir halten dann so gewissermaßen brüderlich zusammen.

16. Februar.

Der reine Laufbursch war ich heut'. „Eri, ich bitt' dich, geh' schnell zur Schneiderin, sie soll augenblicklich kommen, die Schoß ist vorn zu lang!" schreit die Mama, wie ich kaum aus der Schul' komm' und meinen Pack hinwerfe. Und die Ella rennt mir nach und gibt mir ganz geheimnisvoll ein Brieferl und dreißig Heller für den Dienstmann und sagt: „Ich bitt' dich, Eri, gleich soll er's hintragen, vergiß ja nicht, es ist eine Überraschung für die Mama." Dann verschwindet sie und ich lese auf der Stiege die Adresse: Herrn k. und k. Leutnant Richard Demel, Florianigasse 18.

Den Brief hab' ich besorgt, aber die Geschichte kommt mir nicht recht richtig vor. Das ist gewiß der Leutnant, der immer gerade an der Ecke steht, wenn wir vorbeigehen, und so schneidig salutiert.

18. Februar.

Gott sei Dank, daß der Ball vorbei ist. Gestern sind der Papa und ich ins Gasthaus essen gegangen, weil zu Haus so ein Durcheinander war. Es war aber ganz fidel im Rathauskeller. Der Papa hat fest getrunken und ich auch; zum Schluß haben wir geraucht. Geschmeckt hat mir die Zigarette nicht besonders, aber dem Papa zuliebe hab' ich halt mitgetan. Es schaut auch besser aus.

Abends sind alle drei auf den Ball. Die Mama hat mir einen schrecklich eingeengten Eindruck gemacht, als ob ihr das Atmen weh tät, und die Ella war, glaube ich, recht schön, trotz dem Wimmerl. Der Papa war, scheint's, steinunglücklich, denn wie er mir Adieu gesagt hat (ich hab' grad griechisch präpariert), hat er gesagt: „Eri, ich beneid' dich!" Na, jetzt so was! Einen beneiden, der griechisch präpariert! Da gehört schon was dazu! Eher hätt' er den Kleinen, den Rudi, beneiden können, denn der ist gerade schlafen gegangen. Aber mich —

20. Februar.

Jetzt weiß ich's, warum die Ella für die Liebe schwärmt. Sie ist verliebt und heimlich verlobt. Der Leutnant in der Florianigasse! Na ja, diese Mädeln, wie in faden Lustspielen machen sie's. Sie hat sich mir anvertraut, damit ich ihr manchmal helfe, wenn die Mama was wittert. Denn die Mama hat sich einen Ingenieur zum Schwiegersohn gewünscht und der Papa einen Professor. Also wird die Geschichte einen scharfen Kampf setzen. Ich habe ihr meinen Schutz versprochen, dafür wird sie der Köchin einen Deuter geben, daß wir zweimal in der Woche „Schlosserbuben" bekommen; die esse ich rasend gern.

27. Februar.

Eigentlich habe ich gar nichts gegen den Leutnant als Schwager. Er ist ein ganz lieber Kerl. Gestern hat er mir durch die Ella sagen lassen, ich kann sein Rad haben, er braucht's nicht mehr, und seinen Kodak will er mir auch borgen, wenn's mir Freude macht. Mir ist's recht; mein kleiner Apparat ist schon so ruiniert und ein Radl krieg' ich vorläufig nicht von wegen der dummen Zensuren in Latein. Also werd' ich sein Anerbieten gnädig annehmen.

3. März.

Ich hab' schon oft studiert, was ich eigentlich bin. Der Papa sagt, ich bin ein fauler Strick, die Mama, die an die Seelenwanderung

glaubt, behauptet, ich sei früher ein Schweindl gewesen (weil meine Laden und meine Kramuri ihr ewig Pein machen!) Der Rudi sagt, ich bin ein Grobian (obwohl ich ihm höchstens einmal im Tage einen Puffer gebe). Die Ella sagt (neuester Zeit), ich bin ein lieber, guter Kerl. In der Schule betrachten sie mich bald als Kamel, bald als Genie, je nachdem. Wenn ich aufgerufen werde, weiß ich meistens nichts, weil mir das Studieren eigentlich in hohem Grade zuwider ist. Dafür halt' ich ihnen oft in der Pause einen famosen freien Vortrag, deklamiere für zehn und besinge jeden Maiausflug. Ich gelte als der Dichter der Sexta. Aber ich weiß trotzdem weder was ich bin, noch was ich werden soll. Das ist ekelhaft.

6. März.

Seit gestern weiß ich, was ich bin. Ich bin ein Genußmensch! Das ist nämlich sehr merkwürdig, aber ich bin's doch. Ich genieße den Genuß der anderen und riskiere keine Seelenruhe dabei. Mit der Ella red' ich jetzt sehr oft von Liebe. Es fängt an, mich zu interessieren. Aber komisch sind die Weiber, das ist wahr. Immer möcht' sie wissen, ob „Er" an sie denkt, was er für ein Gesicht gemacht hat, als ich ihm das Brieferl gegeben habe, ob er „Ah" oder „Oh" dabei gesagt hat. Als ob das nicht Wurscht wär'. Ob die Mama auch einmal so war? Das heißt, manchmal kommt mir vor, als wenn die Mama noch immer gern so sein möcht'. Aber der Papa ist für so 'was nicht. Für den gibt's nur sein Bureau, den Rathauskeller und seine Bequemlichlichkeit. Ich glaub', die Mama tät' die Ella beneiden, wenn sie das vom Leutnant wüßte.

14. März.

Heut' war ich wieder Genußmensch. Zuerst hab' ich dem Rudi Zuckerln holen dürfen, weil er Schnupfen hat, dann wieder ein Brieferl zum Leutnant; von dem wieder ein Brieferl und ein Veilchenbüschel retourbringen, dann hab' ich die Ella ins Konzert begleitet und abends bin ich für die Mama zum Friseur gelaufen, die rotblonde Perücke holen. Die Mama geht nämlich auf die Redoute mit einer unserer zahllosen Tanten. Das ist wieder eine Toilettewirtschaft! Das ganze Haus riecht nach Puder und Parfüm — grauslich. Na, daß die Tante maskiert ist, ist ein wahres Glück, denn daß die furchtbar häßlich ist, das sehe ich sogar. Aber um die Mama ist, glaub' ich, schad'. Zur Feier des Tages lasse ich den Cicero Cicero sein und gehe über die Buchteln, die in der Kredenz stehen.

21. März.

Heute sind wir beide melancholisch, die Ella und ich. Ihr liegt der Leutnant im Magen, weil er sich einen ganzen Tag nicht gerührt hat, und mir die Buchteln.

22. März.

Ella hat sich tüchtig ausgeweint und dann gesagt, sie will nichts mehr vom Leutnant wissen. Jetzt nimmt er mir gewiß den Kodak weg.

25. März.

Alles gerettet! Sie haben sich heute geküßt, ich hab's gesehen und hab' nichts dergleichen getan, also sind sie mir kolossal verpflichtet. Übrigens bin ich paff. Sie will nichts mehr wissen vom Leutnant und küßt ihn. Da soll sich ein Mensch auskennen. Wirklich ein sonderbares Geschlecht. Das muß ich mir merken.

3. April.

Die Ella sagt, ich sehe jetzt menschlicher aus, weil ich geschoren bin und englische Halskragen trage. Der neue Anzug steht mir halt besser, das spürt man gleich. Neulich hat mir der Papa ein Buch geschenkt, „Der Katechismus der guten Lebensart!“ Sehr fad, aber ich lese es doch. Was da für Sachen drin stehen! Ich glaube, man müßte närrisch werden, wenn man sich das alles merken sollte. Z. B. das: „Wenn ein junger Mann Mutter und Tochter begegnet und grüßt, so hat er selbstverständlich erst die Mutter, dann die Tochter anzusehen.“ Ich passe jetzt häufig auf und merke, daß immer das Gegenteil geschieht. Unser Leutnant schaut auch immer zuerst die Ella an und dann die Mama. Ich finde das ganz natürlich und werde es künftig ebenso machen. Noch 'was steht drin. Das werde ich dem Leutnant sagen. Das kann er brauchen. „Setze dich vor allem in ein gutes Einverständnis zu deiner künftigen Schwiegermutter!“ Er soll halt der Mama Blumen schicken, es stimmt sie immer ganz weich, wenn sie Grünzeug bekommt.

7. April.

Bei uns sind jetzt manchmal musikalische Abende. Die Mama trommelt Klavier und die Ella kräht im höchsten Diskant. Ich bin nur froh, daß man mich rechtzeitig als „unmusikalisch“ erkannt hat, sonst müßt' ich jetzt auch mittun. Der Papa ladet krampfhaft einige jüngere Beamte ein und die Mama setzt jedesmal den Ingenieur neben die Ella. Ich muß lachen über die Kurzsichtigkeit der P. T. Eltern. Wenn die wüßten! Der Leutnant hat sich übrigens auch eingeschmuggelt und wenn die Ella singt: „Dein ist mein Herz — Dein ist mein Herz — und soll es ewig bleiben“, dann steht er, an die Tür gelehnt, und macht Augen auf sie, Augen —. Übrigens hat sie ganz recht, die Ella, wenn schon so was sein muß. Der Ingenieur hat so was unangenehm Promptes, so 'was Norddeutsches, als ob er der einzige Gescheite auf der Welt wäre. „Ach wissen Sie, bei uns in Berlin, da ist das anders!“ sagt er immer, und die Mama macht Buckerln

vor ihm, als ob er der verstorbene Bismarck in Person wär'. Ein Aff' ist er, ich sag's ihm nächstens, wenn ich mich gift'.

15. April.

Die Ella sekkiert mich mit dem Institut, dem ich immer begegn', wenn ich aus der Schul' komm'. Lächerlich. Mich schaut ja doch keine an. Nur die eine, die vorne geht, die lacht immer. Wahrscheinlich komm' ich ihr sehr komisch vor, weil ich ernst dreinschaue. Aber ich werd' nicht auch lachen, wie so ein „Ganserl" von einem Mädel.

18. April.

Wir haben jetzt eine Cousine zu Besuch. Die bringt alles durcheinander. Dem Rudi hat sie eine andere Frisur gemacht, der Ella will sie zur Hochzeit verhelfen, der Mama hat sie den ganzen Salon modern arrangiert, mit'n Papa spricht sie über Politik und dem Leutnant hat sie gesagt, er soll ruhig anhalten um die Ella, Kaution wär genug da. Sie ist riesig gescheit, freilich ist sie schon zwanzig Jahre alt. Meine Hände sind ihr nicht recht, sie schaut mich überhaupt oft so an und neulich hat sie gesagt: „No, Eri, wann wirst denn du einmal ein Kavalier werden?"

22. April.

Ich hab' mir eine kleine Manikure-Kassette zum Geburtstag schenken lassen. Aber das ist noch fader als das Lernen. Ich möcht' keine Frau sein, die sich immer putzt. Eine ekelhafte Plag muß das sein!

25. April.

Aber schöner sind die Hände schon. Die Cousine hat's heute bemerkt und die Mama auch. Ich wasch' mich jetzt abends mit Zitronenwasser. Der Rudi sagt, ich bin ein Gigerl. Der Esel!

28. April.

Unsere Berta, die Cousine, ist eigentlich sehr gut. Wenn die Ella ihren Leutnant bekommt, läßt sich die Berta vom Ingenieur und den Beamten anbeten. Die Mama sagt, sie ist eine falsche Kröte, was ich sehr ungerecht finde, sie tut's doch nur der Ella zuliebe, was die Mama freilich nicht weiß.

1. Mai.

Gott sei Dank, sie sind verlobt und die heimliche Briefträgerei hat ein Ende. Die Mama war hochrot vor Überraschung und der Papa hat, glaub' ich, einen Wutanfall bekommen, aber nur innerlich, und das ist die Hauptsache. Später hat die Mama mich ins Verhör nehmen wollen, ob ich nichts von der Geschichte gewußt habe, aber ich hab' mich hinter meinen Büchern verschanzt und griechische Hexameter heruntergeratscht, daß die Mama über meinen Fleiß ordentlich erschrocken

und gleich wieder diskret verduftet ist. Die Ella sagt, ich bin ein Engel, und der Richard (ich nenn' ihn jetzt bloß Richard) sagt, ich muß Offizier werden, weil ich das Herz auf dem rechten Fleck habe. Mein Gott, man kann doch seine Schwester nicht kompromittieren.

5. Mai.

Mir scheint, die Berta wird sich auch noch verloben, mit dem Ingenieur, denn die Mama hat heute gesagt, so ein kokettes, berechnendes Mädel ist ihr noch nicht vorgekommen. Ich find' sie sehr bescheiden, die Berta, wenn sie den mag. Übrigens weht so was wie eine ewige Feststimmung jetzt durchs Haus. Alle Augenblicke wird ein Gugelhupf gebacken und Schampus getrunken. Sehr fidel. Manche Philosophen behaupten, daß es besser ist, nicht geboren zu werden. Ich kann das nicht finden. Das Leben hat eigentlich sehr schöne Momente. Wenn nur das Lernen nicht wär', das stört einem jeden Lebensgenuß. Ich laß mich von der Ella sehr oft zum Zuckerbäcker laden, der Richard schenkt mir alle Augenblicke einen neuen Film und der Rudi läßt sich ruhig durchhauen, wenn's mir paßt. Und noch was — das ist eigentlich die Hauptsache — die Berta hat mir neulich einen Kuß gegeben bei der Ella ihrer Verlobung. Ich glaub', ich werd' mir so was öfter geben lassen, es hat was für sich. Nur die Mama schimpft noch immer über meine Schlamperei und der Papa über die Zensuren.

Mein Gott — ganz kann sich der Mensch ja doch nicht ändern. Man ist halt ein Charakter!

Das Gericht im Breitschirmhof.

Eine Dorfgeschichte von **Peter Rosegger.**

Die Talstraße vom Weinlande her rasselte ein Steirerwäglein. Vorn ein flinker Schimmel und hinten, im Wagen drin, ein junger Mann. Wer wissen will, wer es ist, der muß ihm auf den Magen schauen. Dort, über dem schon leidlich gewölbten Bäuchlein schmiegt sich der breite Ledergurt, und auf demselben, mit weißen Buchstaben ausgesteppt, die Buchstaben L. B. Es sind dieselben Buchstaben, die im Resingtal von Markstein zu Markstein eingegraben stehen und an dreihundert Joch Grund und Boden umfrieden. Der Grund und Boden des Breitschirmhofes, dessen Jungbesitzer Leopold Breitschirm eben vom Weinkaufen aus dem Unterland heimfährt.

Unterwegs blickte er aus, was da für schöne Nußbäume stehen an der Straße. Und unter einem, auf schattigem Rasen, saß ein Frauenzimmer. Es war aber kein Frauenzimmer, sondern ein jungfrisches

Dirndl. So ließ der Leopold seinen Schimmel stehen, richtete ein paar gewöhnliche Worte an das Dirndl, fragte woher und wohin, lud es dann ein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und mit ihm zu fahren. Das sei ihr nicht unlieb, denn der Weg ziehe sich länger als sie vermeint habe. Und er zog sich auch von nun ab. Um ihn kurzweiliger zu machen, wurde der junge Großbauer gegen die Reisegefährtin zutunlich und wollte sie ein wenig lieben. Aber sie dankte so entschieden und herb dafür, daß er schweigend wurde und bei sich dachte: Endlich einmal auch ein Apfel, der nicht fällt, wenn man den Baum schüttelt. — Das gefiel ihm und er begann mit ihr ein anderes Gespräch.

„Also Dienst suchen willst du im Resingtal? Von Sankt Martin bist du her? Gefällt's dir denn nicht in Sankt Martin? Nachher gefällt's dir doch vielleicht im Resingtal? Probier es bei mir auf dem Breitschirmhof."

Dazu sagte sie nicht ja und nicht nein, da müsse sie erst nachfragen. Ungeschaut trete sie in keinen fremden Dienst.

„Frag nur nach", antwortete er und versuchte es noch einmal mit schmeichelhaften Zutunlichkeiten. Da spitzte sie scharf den Ellbogen und begehrte auszusteigen. Sein Besänftigen nützte nichts, sie stieg aus, sagte: „Schön Dank!" und ging einen Feldweg.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Sie verschwand im Buchenwalde. Dann stand sie bei einem Kleinbauern im Dienste ein, war Sonntags in der Kirche zu sehen, einmal sogar beim Wirt auf dem Tanzboden. Da begehrte er sie zu einem „Steirischen".

Ein Jahr später war dieses Dirndl Jungbäuerin auf dem Breitschirmhof — zum Entsetzen aller Bauerntöchter der Umgebung. Nach der Hochzeit waren die zwei so glücklich, daß sie den ganzen Tag nicht voneinander ließen.

„Wie du gerade auf mich verfallen bist, Leopold!" sagte sie zärtlich. „Bin ja wohl nicht schön."

„Just das gefällt mir, weil du nicht weißt, daß du schön bist."

„Und bin gar ein armes Leut."

„Aber du bist was anderes und das geb' ich um viel Geld nicht her. Das hat selten eine. Schon in der ersten Stund' damals hab ich's gewußt. Ich bin so, daß ich der meinigen vertrauen muß können, und ist's just einmal meine Passion, daß ich einen Krug will haben, aus dem noch kein anderer getrunken hat."

„Ah, so meinst es", antwortete sie und schob sachte seine Hand zurück, die unversehens ihrem Rocksack nahegekommen war. Denn darin hatte sie einen Brief. Gerade am Hochzeitstag war er gekommen. Der ging ihn nichts an.

Dann kam die ruhige, sorglose Zeit, da ihnen zumute war wie dem Landmann nach heißen, stürmischen Sommertagen, wenn das Korn in der Scheune ist.

Leopold hatte sich über seine Wahl nicht zu beklagen, die Thekla hatte alle Vorzüge eines braven Weibes. So strenge sie den Leopold damals zurückgewiesen hatte, so zärtlich war sie ihm nun ergeben. So derb sie im Falle das Gesinde anlassen konnte, so fürsorglich war sie für dessen Wohl. So reichlich sie für den Tisch sorgte, so bereitwillig sie für die Nachbarschaft war und so freigebig gegen arme Leute, so arbeitsam und sparsam war sie in der Wirtschaft. Das Achselzucken zuerst und die halben Bemerkungen, von der Straße hebe man nichts Gutes auf, waren bald überwunden, sie war nicht allein die geachtetste Bäuerin im Resingtal, sie war auch die gelobteste und die geliebteste. Leopold hatte sie so gerne, daß er ganz aus der Art schlug und außer in seiner ehelichen Kammer alles Weiblichen vergaß. Außer, daß die Thekla von Zeit zu Zeit einen Besuch machte in ihrer Heimat Sankt Martin, ging sie nie vom Hofe fort, sie war die Seele des Hauses und — wie die Leute sagten — die Seele von einem Menschen. Und als dann der Knabe und das Mädchen da waren, pflegte und erzog sie sie zu ein paar gesunden, schönen und wohlgearteten Kindern.

Sie waren schon eine Reihe von Jahren verheiratet, als eines Tages im Hause ein Betteljunge erschien. Ein zerlumptes, unsauberes Bürschchen mit scheuen, schreckigen Äuglein und tölpischem Benehmen. Die Thekla hatte ihn auf dem Feldwege aufgegriffen und in den Hof gebracht, auf daß das arme Wesen einmal gesättigt, gereinigt und mit Kleidern versehen werde. Der Kleine blieb dann eine Weile, war aber unanstellig und unverläßlich, so daß Leopold ihn eines Tages davonjagte. Die Thekla war darüber schweigsam, als ob sie mit dem Fortschicken nicht einverstanden wäre. Sie hätte den fremden, verwahrlosten Jungen wohl gerne zu einem Menschen gemacht. Wenn sie dann in das nahe Dorf ging und aushorchte, ob nirgends von jenem fremden Knaben die Rede sei und nichts vernahm; wenn sie auf dem Feldwege und am Waldraine dahinging und vergeblich ausschaute und spähte, wie verstimmt kehrte sie nachher in den Hof zurück. Ihre eigenen Kinder aber gediehen und brachten hellen Sonnenschein in das Haus. Nur die Mutter schien sich nicht recht darüber freuen zu können, als hätte sie immer an andere, an verlassene Kinder denken müssen, die heimatlos und liebelos in der Welt herumirren. Noch gütiger wurde sie gegen arme Leute.

Und eines Tages im Herbste hatte Leopold bemerkt, daß am Morgen sein Weib einen Topf Milch und ein Stück Brot hinaustrug in den Heustadl. Er sah nach, ob dort etwa ein kranker Dienstbote

liege und fand den fremden Betteljungen. Der war seither noch verwahrloster geworden und störrischer. So sagte die Thekla, es sei doch Christenpflicht des Wohlhabenden, ein solch armes Menschenkind aufzunehmen, es mit liebevoller Strenge zur Arbeit anzuspornen und von dem Schlechten abzuhalten. Der Bauer wollte es noch einmal versuchen. Der Bursche blieb auf dem Hof. Anfangs stellte er sich emsig zum Dreschflegel, zur Stallstreugabel, aber es dauerte nicht lange, so warf er das Geräte weg und warf sich aufs Stroh, und wenn ihn die Knechte mit den Stiefelabsätzen stießen, so stellte er sich tot oder sprang auf und lief in den Wald hinaus, wo man auf dem Moose liegen kann und nicht arbeiten muß. Manchmal schlich er sich in die Vorratskammer, naschte Butter oder Geräuchertes, und wenn der Leopold ihn darob mit der Peitsche züchtigte, so schrie der Junge so kläglich, als geschähe ihm das größte Unrecht. Je herber er mit diesem Geschöpfe wurde, je gütiger war mit ihm die Thekla. Sie begutete ihn heimlich und einmal nahm es der Bauer wahr, wie sie dem Knaben in der Flachskammer das wirre Haar strählte, ihn dann mit der flachen Hand fast zärtlich über den Kopf strich und leise sagte: „Bitt dich gar schön, Bastel, sei brav, sonst mußt wieder fort und darfst nimmermehr kommen!“

Da trat der Leopold vor: „Er soll nur gleich fort, der Taugenichts, der uns noch unsere Kinder verderben kann. Oder hast du den hergelaufenen Lumpen wohl gar lieber, als deine eigenen Kinder? Es scheint so. Eine solche Nächstenliebe ist mir zu dumm, hörst du?“

„Leopold“, entgegnete sie und schaute ihn fragend an, „solltest denn du gar keinen jungen Menschen wissen, dem du's auch gut meinen möchtest — extra gut? Ich hätte nichts dagegen ....“

„Hast du dich zu beklagen darüber, daß ich's unseren Kindern etwa nicht gut genug meine? Eben deswegen leid' ich ihn nicht, diesen hergelaufenen Zottel! Lernen könnten sie schon was von dem — ei ja, das schon! Er soll machen, daß er weiter kommt!“

Sie sagte nichts dagegen, nur das seufzende Wort sprach sie: „Es ist hart, daß er wieder fort muß!“

„Du kannst ja mit ihm ...!“ rief er zornig, sprach aber das Wort nicht ganz aus. Es war doch zu schwer. Er wußte es ja nicht so genau. Er wußte nur, daß die Thekla entfernte Verwandte habe. Sie hatten sich stets ferngehalten, vielleicht war das der Stolz armer Leute. Wer weiß, ob sie nicht sehr verkommen sind, ob dieser Bettelknabe nicht der Sippe angehört?

Der Leopold sagte also nichts mehr und die Sache wurde allmählich vergessen. Auf dem Breitschirmhof nahm es den Lauf, wie auf allen reichen Höfen, wo fleißig gearbeitet wird; er wurde immer

noch reicher, die Wirtschaftsgebäude mußten vergrößert werden. Besonders auf dem Anger vor dem Wohnhause wurde ein fester Blockbau aufgeführt, wo Korn, Brot, Fleisch, Fett, Leder, Wolle und andere Vorräte in Massen sicher aufbewahrt werden konnten. Die Felder und Wiesen wurden verbessert und die Marksteine mit den Buchstaben L. B. rückten stellenweise weiter nach außen hin. Der Sohn des Hauses war schon so weit, daß er in eine landwirtschaftliche Fachschule gegeben werden konnte; das Töchterlein übte sich unter Anleitung der Mutter in den häuslichen Obliegenheiten. Alles war frisch und froh, bis auf Thekla. Sie blieb gütig und milde, wurde aber immer ernster und verschlossener. Die trautsame Liebe zueinander wird bei bäuerlichen Eheleuten überhaupt nicht zur Schau gestellt; aber es war schier verwunderlich, daß dieses herzensgute Weib nicht mehr Liebe zeigte zu ihren Kindern. Ihre Schwermut steigerte sich derart, daß Leopold ihr vorschlug, zur Zerstreuung eine Reise in die Stadt zu machen. Darauf antwortete sie, in der Stadt habe sie nichts zu tun. Aber eine Wallfahrt möchte sie machen! doch nur, wenn er zu Hause bliebe und daß sie die Beruhigung haben könne, der Hof wäre derweil gut versorgt. Der Bauer sah diese Fürsorge ein, sie freute ihn und er ließ sie hinziehen die weiten Straßen, um ihre Wallfahrt zu verrichten.

Während der Zeit, als die Bäuerin fort war, schlug einmal besonders heftig der Kettenhund an, der am neuen Blockbau hing, und es wurde der Bettelbursche wieder gesehen. Er schlich hinter dem Hause im Baumgarten herum. Er war nun schon halb erwachsen, trug aber ganz unterschiedliche Kleidungsstücke an sich, eine bäuerliche Lederhose und einen schwarzen Stadtrock und eine schildlose Holzmütze, aber alles zerrissen und zerfranst und kein Stück paßte an den Leib. Schreckig spähte er zwischen den Baumstämmen her, wenn jemand über den Hof ging, um dann, da es die Bäuerin nicht war, sich allmählich wieder schnell hinter Büschen zu verstecken. Der Bauer machte kurzen Prozeß. Er ließ den Hund von der Kette, dieser raste wütend auf den Jungen hin, riß ihm einige Kleiderfetzen herab und kehrte wieder in seinen Kobel zurück, während der Bursche kreischend vor Schreck davongelaufen war.

Länger als der Leopold erwartet, war sein Weib ausgeblieben, endlich kam sie heim, abgezehrt, erschöpft und fast verstört. Das, was sie auf den Wallfahrtswegen erhofft, schien sie nicht gefunden zu haben. Wie vor und eh ging sie ihren häuslichen Verrichtungen nach, aber es geschah mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nur wenn manchmal ein Bettelmann um Almosen zusprach, wurde sie erregt und gab so reichlich, daß mancher Empfänger erstaunt fragte: „Das alles? Das alles gehört mein? Vergelt dir's Gott, Breitschirmhoferin, an deinen lieben Leuten!“

„Geb's Gott!" sagte sie und ging traurig ihren Arbeiten nach. In den Nächten ahnte es der Leopold nicht, wie sie im Nebenbette wachend lag. Wenn er sie seufzen hörte, mußte es wohl ein böser Traum gewesen sein.

Und in einer Nacht, da setzte sie sich im Bette plötzlich auf und sagte: „Hörst du nichts, Mann?"

„Was soll ich denn hören", entgegnete er, „es schläft ja alles."

„Dann wird's nichts sein", sagte sie, „es ist nichts, mir hat nur so geträumt. Es ist nichts, Leopold!" setzte sie mit ängstlicher Hast bei.

Er war aber aufmerksam geworden, stand auf, ging zum Fenster und sah im Blockbau Licht. Allsogleich ergriff er das Scheit, pochte an die Stubendecke den Knechten, die auf dem Dachboden schliefen: „Auf, auf, Leut! Es sind Diebe im Bau!"

„Aber, mein Gott, es wird ja nichts sein!" sagte die Thekla, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Mittlerweile war auch Ferdinand, der Sohn des Hauses, der eben auf den Schulferien daheim, aus seiner Kammer hervorgekommen, und sah sich nach dem Schußgewehr um. Die Knechte hatten schon bemerkt, daß auf dem Blockbau einige Dachbretter ausgehoben waren und es sei ganz sicher jemand in der Vorratskammer.

„Wo ist denn das Luder von einem Kettenhund, daß es sich nicht meldet?"

Der lag neben dem Kobel und verendete. Das Tier war wahrscheinlich mit einem Steinwurf getötet worden.

Der Lichtschein, der vorher durch ein Fensterchen gedrungen, war weg. Der Dieb hatte wohl schon gemerkt, daß er entdeckt sei. Der Bau war schon umringt von dem ganzen Gesinde des Hauses. Auf dem Dache lauerten zwei Knechte, an der Türe stand der Bauer mit einer schweren Axt. Vor dem Fenster stand der Ferdinand mit gespannter Flinte. Aber seine Mutter rief zagend von der Haustüre her: „Schießen mußt nicht, Ferdel!" — Andere huschten mit Stallgabeln, Hacken und allerlei Werkzeugen immer um den Bau. Und horchten, ob von innen nichts zu hören sei. Da es still war, so steckte der Leopold den Schlüssel an und öffnete die Tür. In demselben Augenblick huschte der Dieb neben ihm heraus, so unversehens, heftig und schnell, daß der Bauer ihn nicht erhaschen konnte. Er sprang über die Stufen und eilte um die Ecke. Ferdinand ihm nach. Da eilte die Bäuerin herbei und schrie: „Nicht schießen, um Jesu Willen! Nicht schießen, Ferdel! Es ist dein Bruder!" Sie rang mit ihm um das Gewehr.

Der Dieb war der Flinte entkommen, aber den Knechten in die Arme gelaufen. Mit der Fackel kamen sie und sahen, es war der

Betteljunge. In der Vorratskammer war die Leiter gelehnt hinan zu den frischgeräucherten Schinken. Der Bauer war ganz würdevoll gelassen, er hielt die Knechte ab, die ihn mit einer abgebrochenen Zaunstange schlagen wollten.

„Das laßt nur sein!" sagte er, „der geht jetzt ins Zuchthaus. 's ist nicht um den Diebstahl. Aber das er mir das schöne Tier hat umgebracht! Vor so einem geht auch der Mensch nimmer sicher. Der kriegt sieben Jahre. So lang als möglich. Je länger er sitzt, je später wird er baumeln. Hol' mir einer den Strick aus der Zeugkammer!"

Der Junge schlug und biß um sich und schrie jetzt gellend auf.

„Leider Gottes", setzte der Bauer bei, „daß ich den Strick an dir nicht anders brauchen darf als um deine Bratzen zu binden."

Mittlerweile waren auf den Lärm Nachbarsleute herbeigekommen, das halbe Dorf zog heran, um zu sehen, was im Breitschirmhofe los sei.

„Dieser Galgenstrick!" rief ihnen der Bauer zu, der seine Wut nicht mehr bemeistern konnte, „viel Guttat hat er in diesem Hause empfangen."

Da faßte der junge Ferdinand seine Hand und zog ihn beiseite. „Vater, ich kenn' mich nicht aus, ich habe von der Mutter ein Wort gehört und weiß nicht, was es soll bedeuten."

Er redete nicht zu Ende, so kamen schon der Gemeindediener und der Nachtwächter, beide schwer bewaffnet, um den ertappten Dieb in Empfang zu nehmen. Und jetzt geschah es. Thekla, die Bäuerin trat dazwischen und rief strenge und herb: „So laß ich ihn nicht forttreiben!" Und stellte sich mitten hin zwischen die Büttel, den Dieb und ihren Mann. Sie bewahrte äußerlich die Ruhe, sie habe was zu sagen.

„Leopold", sagte sie mit ganz gedämpfter Stimme. „Ich hab' gemeint, diese Stund' wird mir erspart bleiben. Hab' ich's gleichwohl gebeichtet schon vor vielen Jahren, so ist's mir doch nicht geschenkt und muß es hart bezahlen. Daß du dir's selber nicht hast denken können, Leopold! Wie du den Bettelbuben hast fortgejagt, so kannst du's jetzt mit mir tun. — Der Bastel ist mein Kind . . ."

Aber anstatt, daß sie bei diesem Schuldgeständnisse zusammenknickte, richtete sich ihre schlanke Gestalt fast stolz auf und blaß war ihr Gesicht bis über die zuckenden Lippen hinein; so stand sie aufrecht, faltete vor ihrem Manne die Hände und sprach: „Leopold! Für mich erbitte ich nichts. Aber dem Knaben tu's noch einmal verzeihen. Ich hab' an ihm viel gutzumachen, jetzt führ' ich ihn, so weit meine Füß' mich tragen, er soll dir nimmer in dein Haus kommen."

Alles war jetzt still, nur der Gemeindediener machte Anstalt, den Jungen, der immer noch von den Knechten gehalten wurde, zu fesseln.

Die Bäuerin faßte ihn am Arme: „Laß es sein! Ist denn niemand da, der Gottsrecht weiß? Wenn ein Kind so ganz verlassen und verachtet ist und überall getreten, da kann's nicht wissen, was recht und was unrecht ist. Und ehe ein Mensch zugrund' geht vor Hunger, eher nimmt er, was er kann erwischen. Schlecht wird er wohl noch nicht sein, aber dort, wohin ihr ihn jetzt wollt führen, müßt' er schlecht werden."

„Wenn die", sagte jetzt der Bauer mit verbissener Bitterkeit, „wenn die für ihre ehelichen Kinder einmal so gute Worte gehabt hätte!"

Stellte sie sich vor ihn hin: „Hast mir einen Vorwurf zu machen, daß ich sie lieblos behandelt, ungut erzogen hätte? Ich hab' alle meine Kinder gleich gern. Daß eine Mutter just dem Kind am meisten zuneigt, dem's am schlechtesten geht, das wirst mir wohl nicht können für Übel halten. — Und dem geht's so schlecht! So schlecht!" Mit diesen Worten riß sie den Bettelknaben an ihre Brust und herzte und küßte ihn stöhnend, laut weinend.

Die Leute ringsum hatten sich zusammengedrängt und ein Flüstern, ein Murmeln, ein Schluchzen ging um und der Dorfrichter winkte dem Gemeindediener und dem Nachtwächter, sie sollten nach Hause gehen.

„So ist's recht, so ist's recht!" riefen einige und lachten.

Der Bauer stellte sich knapp hin vor sein Weib, sagte es kalt und hart: „Und ich? Was bin denn ich? Ich bin der Gefoppte. — Verleugnet hast du mir's. Freilich, freilich, so ein Bauernhof ist schon einer Falschheit wert. Und jetzt nicht ein Wort um Verzeihung."

„So lang ich mir's selber nicht verzeihe, kann ich's von dir nicht verlangen", sagte sie. „Eines Hofes wegen mach' ich keine Falschheit, wie du's nennst, wenn ein Mädel seinen Fehltritt nicht will sagen. Wenn man einen Menschen einmal so gern hat, da ist's wohl nicht leicht, mein Lieber, das Wort hinzusagen, das zwei Leut' wie ein Messer auseinandertrennt. Nachher hätt' ich's freilich sagen sollen, aber es hätt' kein Gut getan, und weil jener Mensch, sein Vater, schon lang' in der Ewigkeit ist, so hab' ich gemeint, ich weiß allein davon und sonst soll's niemand erfahren. Unrecht ist's gewesen vor dir und vor dem Buben, ich seh' es ein. So gut ich hab' glücklich sein können, Leopold, bin ich's mit dir ja gewesen. Kein Trutz ist's, wenn ich jetzt freiwillig gehe, ehe du mich fortschaffst. Ich muß mit dem Buben, daß er nicht ganz und gar verdirbt. Meine anderen Kinder weiß ich bei dir versorgt, sie haben einen guten Vater. Und wenn es sein mag, daß ich sie immer einmal kann sehen, so wirst mir's nicht verwehren."

Er wendete sich ab, wies sie mit einer Handbewegung von sich: „Eine, die von Mann und Kind so fortgehen kann — und mit einem Diebsbuben!"

„Er weist sie aus?“ fragten die Leute sich untereinander. „Er schickt sie fort? Er verzeiht ihr das Kind nicht? Der Breitschirmhofer! Der Leopold Breitschirm, der in seiner ledigen Zeit den schönen Spitznamen hat gehabt? Der verzeiht ihr das heimliche Kind nicht, für das sie sich so zerkümmert hat, daß sie schier hintersinnig ist worden!“

„Der Leopold Breitschirm!“ lachten manche laut auf und es ging ein Verwundern durch die Leute, die hier zusammengeeilt waren in dunkler Nacht. „Der Leopold hat's not, daß er sein Weib verjagt, deswegen! Der muß ein Gedächtnis haben wie ein luckedes Schneuztüchel.“

„Möchte doch gern wissen, was der sagt, wenn man ihn wollt' fragen, was aus seinen heimlichen Kindern geworden ist?“

„Im Weinland draußen“, sagte jemand, „ist ein kleiner Einhandel; weil er sein Brot nicht verdienen kann, ist er in der Einleg' bei den Weinbauern, aber sie wollen ihn nimmer behalten. Dem seine Mutter, eine Dienstmagd, hat auf dem Todbett angegeben, der Vater hätt' den größten Bauernhof in Resingtal.“

„Im Resingwald“, rief ein anderer, „weiß ich ein sauberes Dirndl, Gaismadl ist sie im Holzschlag. Ist noch nicht tausend Wochen alt und tun doch schon die Holzknecht um sie Karten spielen.“

Und plötzlich über den Gartenzaun her schrie eine grelle Weiberstimme: „Ich weiß auch was. Hab' mir fürgenommen, daß ich nicht sein' Schand und Spott will sein. Aber weil er so hartherzig ist —“

„Still sein!“ rief der Dorfrichter drein. „Wir haben genug gehört. „Die zwei Eheleute sollen es selber miteinander ausmachen!“

„Ja, daß geprügelt wird! Wir bleiben da, wollen's just einmal hören, wie sie's ausmachen.“

„Sie sollen sich jetzt einander ein gutes Wort sagen, nachher gehen wir schlafen.“

„Die Bäuerin soll reden!“ wurde verlangt.

„Ich hab' da nichts mehr zu reden“, sagte sie. „Was ich eben gehört hab', ist nichts neues bei den Mannsbildern; das muß eine jede wissen, die einen nimmt, und froh sein, wenn's nachher gut ist. Und meinen Buben — dem Herrgott muß ich danken, daß er mir ihn noch einmal hat zugeführt! — den verlaß ich nicht, weil er mich am notwendigsten braucht.“

Jetzt aber brach der Bettelbub auf die Knie nieder, sein ganzer Körper schütterte, er rang vor der Bäuerin die Hände. Daß dieses Weib seine Mutter ist, er hatte es das erstemal gehört.

Nun hatte der Leopold gerade genug erfahren und gehört. Bei solchen Leuten muß sich das Wesen plötzlich stürzen, oder es geschieht

nie. Er besann sich nimmer. In den rechten Arm nahm er sein Weib, in dem linken zerrte er den Bettelbuben mit sich, so brachte er sie ins Haus.

Am Abende des nächsten Tages saß die schon halberwachsene Haustochter an ihrem Nähkorb. Nähte aber nicht, hielt die Hände auf dem Schoße übereinandergelegt und hatte rotgeweinte Augen. Daneben am Tische saß ihr Bruder Ferdinand, der war stumm wie sie und schnitzte mit dem Taschenmesser an der Tischkante. Da kam der Vater in die Stube und setzte sich auch hin. „Geh', Ferdel“, sagte er, „bist nicht g'scheid, 's ist schad' um den Tisch!“ Er sagte es in einem gar gütigen Tone, der mehr wie eine Zärtlichkeit klang, denn wie ein Vorwurf. Der Bursche klappte das Messer zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf.

„Willst nicht noch ein bissel sitzen bleiben, Ferdel?“ sagte der Vater und sein Atem war kurz, daß er die Rede nur leise und stoßweise vorbringen konnte. „Mir ist's recht, daß ich euch beisammen find', allzwei. Weil ich ein paar Wort' mit euch zu reden han. — Was gestern vorgefallen ist, das wißt ihr. Auf der Welt geht's halt immer einmal so. Sein sollt's freilich nicht. Wer dran ein Abscheuchen nehmen möcht'. 's weiß keiner, was ihm zusteht. — Und was ich sagen will. Daß die G'schicht in Ordnung kommt: Eure vier Geschwister, die wollen wir halt jetzt ins Haus nehmen. Wird euch eh auch recht sein.“

Und dann wartete er auf Antwort.

Die bekam er. Ruhig, aber entschieden sagte Ferdinand: „Zwei zu vier — das möcht' uns wohl nicht taugen. Meine Schwester und ich, wir haben es schon besprochen. Wenn sie bei der vorderen Tür hereingehen, gehen wir zwei bei der hinteren hinaus.“

Nach dieser Erklärung verließen die zwei jungen Leute die Stube. Der Bauer ging zur Thekla und sagte: „Weib, wir sind in allen Instanzen verurteilt. Vielleicht, daß du einmal redest mit ihnen. Ich habe genug.“

Der Festzug.

Von Otto Promber.

Unter wehenden Fahnen bin ich gestanden,
Zwischen Lärmen und Lachen, Rufen und Schreien;
An Türen standen duftende Maien:
An Fenstern hingen bunte Girlanden.

Da tönte von ferne — noch dumpf und verschwommen —
Musik! . . . Ein Raunen ging durch die Massen . . .
Die Kinder wußten sich kaum zu fassen
Und alle schrien: „Sie kommen! Sie kommen!“

Und wirklich, sie kamen. — Auf stolzen Rossen
Voran sechs Reiter in Heroldsgewändern,
Dann Reiterinnen, mit Schleifen und Bändern,
Von lauter Seide und Samt umflossen.

Und nun das Völkchen der Bläser und Pfeifer
Mit runzlichen Stirnen und vollen Backen!
Sie alle trugen Husarenjacken
Und musizierten mit löblichem Eifer!

Und an die feurigen Musikanten
Reihten sich Schützen und grüne Jäger,
Standartenhalter und Bannerträger —
Sogar zwei riesige Elefanten!

Auf ihnen saßen vier braune Inder
Hochmütig und trotzig, wie kaum zu sagen.
Den Reitern folgte ein Galawagen
Mit Palmen und Vögeln —: wie jauchzten die Kinder!

Wie flogen aus Fenstern Buketichen und Rosen!
Wie lachten die Herren! Wie nickten die Damen!
Selbst die, welche mürrisch zum Festzug kamen,
Labten sich jetzt an dem Lachen und Kosen.

Doch alles verrauscht! — Schon johlte am Schlusse
Die buntgewürfelte, stoßende Menge.
Und mitten im widrigen Straßengedränge
Lernte ich wieder: „So geht's dem Genusse."

Etwas über Hamerling und seine Philosophie.

Vortrag von **Anton Gauser.**

Wenn ich mir heute erlaube, über Robert Hamerling und seine Weltanschauung einen Vortrag zu halten, so geschieht dies hauptsächlich aus zwei Gründen: ich will neuerdings (in Wort und Schrift geschah dies schon zu öfterenmalen) auf die große Bedeutung dieses Dichters und Denkers hinweisen und dann will ich auch auf jene Gegensätze und ihre Wichtigkeit zu sprechen kommen, welche auch in unseren Tagen Gemüt und Geist des Menschen bewegen und drohen, wieder Formen anzunehmen, welche dem wahren Fortschritte der Menschheit nichts weniger als förderlich sein könnten.

Diese Gegensätze betreffen Weltanschauungen und sie sind nicht neu, sondern so alt, als das Denken der Menschen selber ist. Sie laufen gewissermaßen in zwei Pole aus, deren Kampf miteinander eben in unseren Tagen sehr lebhaft geführt wird, für die Menschheit aber auch in der Tat von großem Interesse und von größter Wichtigkeit ist.

Es handelt sich um die Erkenntnis der Wahrheit auf erkenntnis-theoretischen Gebieten, um die Beantwortung von mancherlei Fragen, welche sich dem gebildeteren Menschen von selbst aufdrängen,

Fragen, von denen Robert Hamerling meint, daß sie jedem Menschen zunächst am Herzen liegen sollten. Schon in der Vorrede seines philosophischen Werkes „Die Atomistik des Willens" bemerkte er, daß er nicht zufällig oder absichtlich zur Philosophie gegriffen habe, um etwa sich auch auf diesem Gebiete zu versuchen, sondern daß es ihm ein wahres Herzensbedürfnis gewesen sei — schon von Jugend auf — sich möglichste Klarheit zu verschaffen über Welt und Welten, über deren innerstes Wesen, über den wahren Grund ihres Daseins überhaupt und insbesonders über die Stellung des Menschen gegenüber jenem Prinzipe, aus dem Welt und Welten werden.

Der Mensch — angekommen auf einer gewissen Entwicklungsstufe — will wissen und nicht nur glauben, und eigentlich entsteht dann in ihm die Frage: Können wir überhaupt „wissen" oder sind wir wirklich auf Offenbarungen übernatürlicher Art angewiesen, wenn wir Fragen wie die obigen, z. B. über den wahren und letzten Grund des Daseins der Welt, stellen? In der Tat ist diese Frage bezüglich unseres Wissens oder Wissen-Könnens berechtigt und längst haben sich bedeutende Philosophen, z. B. Hume, Locke, Kant 2c. mit ihr beschäftigt, ohne aber mit einer absolut richtigen und allgemein anerkannten Lehre zustande zu kommen.

Es gibt zwar — seit Jahrhunderten — Religionen oder Religionssysteme, welche derlei Fragen über Welt und Welten zu beantworten suchen, sie auch — in ihrer Art — wirklich beantworten; allein eben der Umstand, daß diese Antworten zumeist auf ein übernatürliches und zugleich unerforschliches Wesen hinweisen, ohne aber einen allgemein verständlichen Nachweis zu liefern über die eigentliche Ursache der Weltschöpfung und der logischen Beziehungen der Menschen zu dem Schöpfer aller Dinge, bietet sehr vielen recht neugierigen Menschen den Anlaß, selbst nachzudenken, und zwar in möglichst intensiver Art. Und so war es auch in früheren Zeiten; es gab immer derlei neugierige Menschen und man nannte sie von jeher Philosophen!

In den alten Zeiten gab es eigentlich nur positive Religionssysteme einerseits, anderseits aber auch Philosophen; erstere waren zumeist zugleich auch Staatsreligionen, wie z. B. in Griechenland, im alten Rom, denen mitunter die Philosophen mit ihren Lehren entgegenstanden.

Ich kann hier, obschon es naheliegend wäre, weder auf die Ursachen und auf die Art und Weise der Entstehung der Religionen und ihrer Verschiedenheit, noch auf die einzelnen großen oder größeren Philosophen der Vergangenheit eingehen, will aber darauf hinweisen, daß seit einigen Jahrhunderten die Naturwissenschaften als Lehrmeister auf

erkenntnistheoretischem Gebiete auftreten und daß diese Forschung, mindestens ein Teil derselben, endlich ihrerseits Weltanschauungen zu verbreiten sucht, welche mit den Lehren positiver Religionssysteme nicht immer in Einklang zu bringen sind.

Die Pole nun, von denen ich eingangs sprach, bestehen einerseits in der positiven Lehre, daß Welt und Welten die Schöpfung oder Erschaffung sei eines übernatürlichen, unerforschlichen und persönlichen Wesens (es ist der eine Pol), andererseits in der Lehre der materialistisch gesinnten Wissenschaft, daß es blinde, mechanisch-physische Kräfte oder Energien seien, welche Welt und Welten hervorbringen, und daß das menschliche Erkenntnisvermögen weder ausreicht noch berufen sei, zu erforschen und zu sagen, was diese Energien eigentlich seien und warum sie überhaupt da sind (es ist der andere Pol).

Daß diese beiden Pole von Weltanschauungen sich gegenseitig befeinden, ist aus naheliegenden Gründen selbstverständlich; zwischen diesen Polen nun aber bewegte sich von jeher die selbständige Philosophie, unter welcher hauptsächlich das Streben nach logischer Wahrheit zu verstehen ist; diese Philosophie stützte sich oft auf die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung, oft auch nicht, und bekannt ist, daß sowohl die Philosophen untereinander, wie auch Philosophie und Naturforschung, auch Vertreter dieser wieder unter sich, nichts weniger als einig waren, ja sich vielmehr gegenseitig ebenfalls anfeindeten, oder — realistisch ausgedrückt — „sich in den Haaren lagen", wobei ich nur bitte, diesen Ausdruck nicht allzu wörtlich zu nehmen — es wurde nur sehr viel geschrieben und geschimpft, dies aber mitunter weidlich genug.

Wie verhielt nun Robert Hamerling sich zu diesen merkwürdigen Kämpfen aller Art? Er beklagte sie tief, machte sich mitunter auch über sie lustig, hielt aber mit seiner eigenen Meinung nicht hinter dem Berge; er stand ernsthaft auf der Seite der strengen Logiker, das heißt er verteidigte die Ansicht, daß der zureichende Grund von der Existenz der Welt und der Welten nur ein Triebwesen sein könne, welches als Daseinswille sich vermöge seiner ihm innewohnenden Intelligenz durch Formbildung den Boden schafft, auf welchem im Seinsgefühl die eigene Befriedigung erreicht werden kann. Von der Lehre, daß es nur blinde und nur mechanisch-physisch wirkende Kräfte seien, aus denen Welt und Welten werden, wollte er nichts wissen und er trat dieser rein-materialistischen Weltanschauung oder Lehrmeinung mit voller Entschiedenheit entgegen, schon deshalb, weil der Gedanke, die vor uns liegende Welt sei nur Folge von blind wirkenden, zufällig vorhandenen Kräften, von Faktoren, aus denen der zureichende Grund ihrer eigenen Existenz nicht abzuleiten sei, ein vollkommen unlogischer, ja eigentlich empörender sei. Tief empfindende und scharf denken wol-

lende Menschen können sich in der Tat mit einer solchen Weltanschauung auch nie befreunden und Hamerling selbst gibt uns dafür — den lebendigen Beweis. Ich kann hier auf seine überaus geistvolle Widerlegung der rein-materialistischen Weltanschauung des näheren nicht eingehen, wohl aber will ich im folgenden seine eigenen logisch-richtigen Anschauungen in Kürze darlegen und bitte die Zuhörer um volle Aufmerksamkeit. Der diesbezüglich wichtigste Teil seiner „Atomistik des Willens“ ist im Kapitel „Der Seinsbegriff“ enthalten; da heißt es wörtlich:

„Die große allgemeine Welt und Urtatsache ist: Es gibt ein Sein — ein Sein, das sich als solches weiß. Dieses sich wissende Sein — das Subjekt des Seins — ist in allem Seienden dem Wesen nach dasselbe; aber das, als was es sich weiß, ist (der Form nach) in allem verschieden. An dieser Urtatsache hat die Philosophie, solange es Menschen auf der Erde gibt, sich mit Erklärungsversuchen abgequält, und da sie nicht weiter zu erklären ist, vielmehr erst aus ihr alles andere zu erklären ist, so hat sich die vermeintliche Erklärung des Seins immer darauf beschränkt, den Seinsbegriff in die verschiedensten Ausdrücke, Formeln und Symbole zu kleiden.“

„Erklären läßt sich nur, was eine Ursache hat. Das Sein selbst kann keine Ursache haben, denn diese Ursache müßte doch auch „sein“, wäre also ein Sein vor dem Sein.“

Hamerling hat da ganz recht; denn der beliebte Weg des Regresses von der Wirkung zur Ursache führt, da jede Wirkung wieder eine hinter ihr liegende „Ursache“ voraussetzt und sucht, ins Unendliche, nie aber zu einem wirklichen Grunde, hinter dem es dann nichts mehr zu suchen gäbe und geben könnte. Könnten wir (wir Menschen) nie zur Erkenntnis einer solchen Ursache, von der Hamerling spricht, kommen, so würden wir nie zur Erkenntnis des letzten und wirklichen Grundes vom Sein, auch nie zu einem wirklichen Wissen, welches eben darin besteht, den letzten, den zureichenden Grund eines Seins tatsächlich zu erkennen, ein Wissen, hinter dem es dann keinen anderen Grund mehr geben kann.

Hamerling argumentiert folgendermaßen; er sagt wörtlich:

1. „Ich fühle, denke, stelle vor, daß ich existiere, und zwar als Ich.“

2. „Es existiert also etwas, das sich fühlt, denkt, vorstellt als existierend, und zwar als Ich.“

3. „Es existiert also etwas — es existiert nicht nichts.“

„Es gibt also ein Seiendes.“

Hamerling legt somit auf das im „Ich“ zum Bewußtsein kommende Seinsgefühl einen überaus großen Wert, meiner Überzeugung nach mit vollstem Rechte, weil die Empfindung (respektive Empfindungs-

vermögen) zweifelsohne das einzige und wirkliche Kriterion aller Wirklichkeit, aller Realität ist. Jeder Mensch kann diese Wahrheit aus sich selbst konstatieren; denn so wie er sich nur genau vorstellt, daß er nicht zu empfinden vermöchte, ist er gewiß auch bald mit der Überzeugung fertig, daß er dann überhaupt gar nicht wäre.

Dieses Seinsgefühl, mit welchem bei normalem Zustande des Individuums immer eine angenehme Empfindung verknüpft ist — daher jeder das Leben liebt und an ihm hängt — ist Hamerling auch eben deshalb der zureichende Grund zum Sein und daher auch zum Sein eines Seienden überhaupt. Dieses Seinsgefühl ist die Urtatsache, von welcher Hamerling sprach. In der Tat — betrachten wir unser Seinsgefühl, auf dem einzig und allein unser Urteil und unser Erkenntnisvermögen beruht, nicht als Basis unseres möglichen Wissens, so können wir überhaupt nichts wirklich wissen, weil uns die Basis unseres Urteiles in nebelhafte Fernen, in nebelhafte Faktoren entschwinden und sich in Fragezeichen auflösen würde. Ich komme auf diesen Punkt noch später zurück, bemerke hier nur, daß Hamerling (und ebenso auch ich selbst in früheren Abhandlungen) auch Kant den Vorwurf machte, daß er zwar ein richtiges Seinsgefühl besitze, es selbst aber nie recht zu deuten verstand. In der Tat gleicht auch sein „Ding an sich“ einem solchen Fragezeichen. Ebenso auch die Begründung seiner Ethik, in der er verlangt, daß wir das Gute um seiner selbst und nur mit Rücksicht auf das Gesetz tun sollen, ohne weiter zu fragen, worauf das Gesetz selbst sich gründet.

Als die höchste Form der im ganzen Seins- und Lebensbereiche tätigen Daseinspotenz betrachtet Hamerling in der Tat das Selbstbewußtsein des Menschen, das Ich! Im bewußten Ich entsteht dem Sein und Seienden auch sein eigener Begriff, d. h. es wird sich dessen, was es wirklich ist, bewußt, bewußt als Triebwesen, als verkörperter, wirkender und wirklicher Lebenswille. Hamerling sagt damit auch, daß das, was die streng-materialistische Wissenschaft (sei es nun Naturwissenschaft oder Philosophie) mitunter als unerforschbare, ziellos wirkende Energie betrachtet und bezeichnet, in Wirklichkeit der seinwollende Wille, die Energie des Strebens nach realem Sein ist, der im Menschen als bewußter Wille zur Erkenntnis dessen kommt, was diese scheinbar nur mechanisch-physischen Kräfte und Energien sind, nämlich Strebeformen seiner selbst. Menschen und Kräfte sind doch nur Eins, nur Eins und dasselbe! So lehrt ja auch die Wissenschaft und auch die Entwicklungstheorie. Erkennt man aber an, daß das wirklich so ist, also daß der Mensch mit seinem Empfinden und Bewußtsein selbst Kraft ist, so ist es doch selbstredend, daß nicht bei den einzelnen, triebartig wirkenden Kräften, sondern nur

dort wirkliches Wissen auftreten kann, wo es durch eine Synthesis von Kräften zum Bewußtsein dessen kommt, was sie sind.

Diese Synthesis der Kräfte finden wir nun vor allem in der Seele des Menschen und unbegreiflich scheint es (und erschien es auch Hamerling), weshalb die strengen Materialisten mit besonderer Vorliebe dort Aufschluß zu finden trachten, wo er nicht zu finden ist; es gibt ein Sprichwort, welches lautet: „Das Pferd beim Schweife aufzäumen wollen"; jene, welche Seinsgefühl und Bewußtsein vom Sein ignorieren oder unterschätzen, dagegen „unerforschliche Kräfte oder Energien" als alleinige Herren der Welt ausposaunen wollen — machen es ebenso. Sie zäumen das Pferd beim Schweife auf.

Bewußtsein oder Bewußtwerden wird nur möglich durch ein Vorstellungsvermögen, welches aber rein geistiger Natur, nämlich nur Fähigkeit ist, ein Vermögen, welches den Kräften zwar immanent, d. h. in ihnen vorhanden ist, welches aber nie in irgendeiner Art wäg- oder meßbar ist, sich daher der rein-empirischen Induktion entzieht.

Wille und Vorstellungsvermögen sind logische Gegensätze, doch aber Urattribute der ewigen Weltpotenz (oder der Substanz, wie unter anderen auch Ernst Häckel dieselbe nennt), sie bedingen sich aber auch gegenseitig, da der blinde Drang zum Sein ebensowenig Sinn hätte, ohne die Möglichkeit zu besitzen, sich seiner selbst vorstellig werden zu können (Gegenstand zu werden), wie andererseits die Vorstellung keinen Sinn hätte, wenn sie nicht durch Formbildung realisiert werden könnte.

Die Entwicklungstheorie der Neuzeit, d. h. die Lehre, daß alle Dinge aus beinahe unendlich kleinen Anfangsformen nach und nach sich entwickeln, ist gewiß richtig; tausende von Beweisen (wirklichen Erfahrungs- und Forschungsbeweisen) sprechen für diese Richtigkeit; aber über die überaus wichtige Frage, welche Faktoren vom Uranfange der Entwicklung wirklich tätig sind, darüber sind auch die Gelehrten noch nicht einig. Die einen wollen die Entwicklung ohne jede Mitwirkung eines Intelligenzfaktors beweisen können, die anderen wollen ohne einen solchen die Entwicklung nicht zu erklären vermögen. Ich kann hier auf die Streitfragen der Entwicklungstheoretiker untereinander des näheren nicht eingehen, muß aber bemerken, daß die Vertreter streng-logischer Philosophie (zu denen gewiß auch Robert Hamerling — ebenso auch ich selbst gehören) auf Seite jener Biologen stehen, welche der Gesamtheit der Kräfte, also der sogenannten Substanz, auch einen ihr innewohnenden Bildungstrieb, respektive ein Bildungsvermögen beimessen, einen, wie die Biologen diese Fähigkeit nennen, „Nisus formativus" und daß diese streng-logische Philosophie eben in dieser Fähigkeit (und in dem Vorstellungsvermögen) das Wirken jenes Intelligenzfaktors

erblickt, welches den Attributen Wille und Vorstellung als notwendiges Korrelat beigegeben ist. Eben dieses, stets unbewußt wirkende Formenprinzip ist es, welches im innigsten Vereine mit dem Willen Formen bildend, Formen umbildend und anpassend auftritt — in der Seele, in der logischen Synthesis der Daseinsbedingungen, ohne welche es nie und nirgends zu einem realen Dasein kommen könnte. Alle Anpassungen sind nur Folgen von Bedürfnissen, welche sich einerseits aus den etwa veränderten Daseinsbedingungen, andererseits aber aus Daseinsbedürfnissen des Daseienden (also z. B. irgendeiner Tierart) ergeben. Dieses Daseinsbedürfnis des Daseienden ist nun dessen Wille zum Leben; er ist und bleibt unter allen Umständen der eigentliche Motor aller Bewegung, aller Veränderung, und diese ist nur möglich durch eine x-neue Formbildung, die zwar unbewußt (nämlich ohne verstandesartige, reflektorische Erwägung) von der Natur vollzogen wird, aber immer zweckentsprechend vor sich geht, in welchem Umstande eben das, was man Anpassung nennt, besteht. Die Anpassung selbst nimmt immer die Seele vor, welche eben in der Vereinigung der logischen Attribute der Substanz in eine Einheit besteht, nicht aber eine einzelne Kraft.

Wir können die Tiefe der Seele nicht ausmessen, auch nicht ermessen, welche Daseinsformen es je — im ganzen Universum — gab, jetzt gibt und in künftigen Zeiten geben wird; allein wissen können wir, aus welchen Potenzen oder Faktoren Seiendes und Sein besteht und bestehen muß, welche Potenzen in aller Ewigkeit das reale oder wirkliche Sein herstellen; herstellen hier auf Erden oder irgendwo im ganzen All, wo es unter den Millionen und Millionen von Sternbildungen gewiß auch solche geben wird, auf denen es zum Vollbewußtsein vom Sein und seiner Empfindung kommen wird. Eben darin besteht unser wirkliches Wissen, daß wir positiv sagen können: die Substanz, wenn sie empfindungsfähig und erkenntnisfähig sein soll, muß diese Attribute und keine anderen haben.

Wenn die lebhaften Verteidiger der rein-materialistischen oder mechanischen Weltanschauung und -Lehre ihrerseits behaupten, daß es dem Geist ohne Körper ganz unmöglich sei, sich in irgendeiner Art zu äußern, daß es einen wirklichen Geist eigentlich gar nicht gäbe — so wird der strenge Logiker ihnen folgendes erwidern: ihr habt ganz recht in einer Art; die physische Welt ist eine Notwendigkeit und pure oder reine Geister gibt es nicht; gäbe es solche und könnten sie in irgendeiner Art real sein ohne physische Welt, so gäbe es gewiß diese nicht. Ich erkenne vollständig an, daß die physische Welt, also die Kausalität der Kräfte, eine Notwendigkeit, ein logisches Attribut des Seienden oder der Substanz ist: denn nur in der Durchdringung gegen-

seitig und gegensätzlich gerichteter und sich im Vorstellungspunkte Sein endlich doch durchdringender Willenspotenzen ist die Wahrnehmung des Willens von sich selbst möglich. Nur in dieser Art kann der Wille in der immer dunklen Vorstellung vom „Sein" sich seiner selbst vorstellig und damit auch in einem, wenn auch im Beginne unendlich kleinen Grade empfindungsfähig und bewußt werden. Schon Im. Kant sagte: „Eine Kraft kann nur gemessen werden durch den Widerstand, den sie zu überwinden vermag." Dieser Satz ist gewiß richtig, paßt aber auch z. B. auf den Vorgang im Gehirn eines Menschen, in welchem die Seele, die Vereinigung der Attribute den Widerstand und die Auslösung der von außen durch die Sinneswerkzeuge ankommenden Bewegungsformen besorgt, d. h. diese in Empfindung und neue Vorstellung umwandelt und auslöset. Wie immer die exakte Wissenschaft heute oder in x-späterer Zeit Physik, Optik, Anatomie, Physiologie oder auch die Psychologie diese Vorgänge schildern und zergliedern mag: den Widerstand, die Auslösung und Umwandlung in Vorstellung, respektive die Empfindung und ihr Bewußtwerden besorgt und wird immer besorgen die Seele, die oben beschriebene Synthesis der Daseinsfaktoren.

Ich habe in allen meinen eigenen Schriften auf die absolute Notwendigkeit dieses Vorganges immer hingewiesen: in ihm liegt das Wesen der Seele, das Wesen aller Zeugung und Formbildung; er bildet die sozusagen ewige Tat der Daseinspotenzen, auf der allein alle Wirklichkeit und Realität beruht. Deshalb beruht die Haupttätigkeit der Seele in der Herstellung einer Daseinsform, auch in der Erhaltung der hergestellten Form, was besonders deutlich hervortritt z. B. im Heilungsvermögen bei etwa eingetretenen Störungen in der Daseinsform und den Funktionen ihrer einzelnen Organe.

Wer diesen innerlich logischen Vorgang — er bildet den Kernpunkt alles Wissens — begreift, begreift auch genau, was die Seele ist: sie ist Form, nämlich zur Form verdichtete Wissenspotenz einerseits, andererseits Vorstellungsvermögen, welche zusammen die Empfindung ergeben — das einzige Kriterion der Wirklichkeit. Die Materialisten wird der Logiker aber weiter fragen. Sagt mir: Kann eine einzelne euerer Kräfte empfinden? Kann sie denken? Nein! Die einzelnen Kräfte oder Stoffe haben keine klare Vorstellung von sich. Der Sauerstoff, der Stickstoff, der Kohlenstoff und der Wasserstoff oder irgendein Salz, welches in unserem Körper in kleinsten Mengen enthalten ist — können diese Stoffe etwa empfinden und denken? Nein! Sie sind nur Streben nach realem Sein, Streben nach der ihnen immer immanenten, aber auch immer äußerst dunklen Vorstellung vom Sein, auf welcher schließlich doch alle Polarität, alle Affinität rc. beruht, kurz alle Tätigkeit, die in ihnen immer zu finden ist.

Auch die modernen Vertreter der Entwicklungstheorie, wie z. B. Ernst Häckel, sind endlich genötigt, den von ihnen als kleinste Körperchen angenommenen Pyknatomen ein Streben und eine Empfindungsfähigkeit beizumessen; Ernst Häckel nennt diese Fähigkeiten in seinem berühmten und vielgelesenen Werke „Die Welträtsel" Aesthesis und Tropesis. Hiezu bemerke ich nur, daß diese Empfindungsfähigkeit eben in der den Kräften immanenten, aber stets vollkommen dunklen Seinsvorstellung ihren wirklichen Mitgrund hat. Die Pyknatome können eben nichts anderes sein als um den Vorstellungspunkt verdichtete Willenspotenz.

Der Streitpunkt zwischen reiner Empirik und streng-logischer Philosophie besteht nun darin, daß die erstere das logische Vorstellungsvermögen als geistiges, doch logisches, d. h. notwendiges primäres Attribut der Substanz anzuerkennen nicht geneigt ist, während letztere, die Logik, sagt, ohne primäres und rein geistiges Vorstellungsvermögen keine Empfindung!

Wie spricht nun Robert Hamerling über diese Dinge? Seine Ansicht geht dahin, daß das ganze Weltall aus Willensatomen bestehe (daher der Name seines Werkes), das heißt aus unendlich kleinen, mikroskopisch unsichtbaren Willenspotenzpunkten, welche als solche immateriell, doch aber wirklich sind und durch Vereinigung (Verdichtung) vieler Punkte in eine Form zu physischen Körpern werdend die Welt aufbauen. Er sagt, daß das ganze All selbst als ein lebendiges, aus Atomen bestehendes Kontinuum von Potenz (Willenspotenz) betrachtet werden muß, dessen Daseinsstreben nur realisiert werden kann, wenn es endlich und quantitativ bestimmt wird. Dieses geschieht, indem es aus seiner Einheit durch Zusammenstoß oder Zusammenfluß an örtlichen Punkten differenziert, zum Diskreten, einzelnen (Begrenzten) wird. Es entstehen Gestalten und Formen in Gruppen des scheinbar Stetigen — Elemente — (wie der chemische Ausdruck lautet) was wieder nur möglich wird durch Bildung von Gegensätzen, nämlich polarwirkender Kräfte und Energien, deren beständige Erneuerung, Auflösung und Wiedererneuerung das Leben und seinen Prozeß bildet. „Diese Polarität, sagt Hamerling, zeigt sich bei allen physischen, chemischen und auch bei allen physiologischen Erscheinungen und Vorgängen und ebenso in der sogenannt unorganischen, wie in der organischen Welt."

Hamerling hat wieder recht; ich bemerke aber hierzu, daß diese Polarität eben dadurch entsteht, daß die Willenspotenzen oder die Kräfte auf dem dunklen Vorstellungspunkte „Sein", auf die Vorstellung Sein, gravitieren, um im Festhalten der Vorstellung real werden zu können.

Die ganze Kausalität muß als oberste Form des Werdens und Vergehens aller Dinge betrachtet werden, mit dem einen Ziele, die Empfindung vom Sein in unendlichen Daseinsreihen lebendiger Geschöpfe, endlich das Daseinsgefühl im Menschen mit dem immer das Gut des Lebensgefühles verknüpft ist, zu realisieren. Empfindung (und mit ihr ein Grad von Bewußtsein) sind die einzigen Kriterien aller Wirklichkeit und Realität — und daher Daseinszweck zugleich. Über den Zweckbegriff, über den Hamerling auch ein besonderes Kapitel schrieb, will ich noch einiges sagen. Die Natur wirkt im Beginne ihrer Tätigkeit sicher nicht derart, daß sie bewußte, durch den Verstand erkannte und vorgesetzte Ziele zu erreichen sucht, wie z. B. der Uhrmacher die Uhr oder der Schneider den Rock, bei deren Tätigkeit die Begriffe Uhr und Rock verstandesmäßig realisiert werden sollen; die Ziele oder Zwecke der Natur sind ursprünglich immer dunkle Vorstellungen von einem erreichbaren oder anstrebbaren, dem Bedürfnisse angemessenen Zustande, einem Seinszustande, welcher durch Formbildung realisiert werden kann, und in dem Umstande, daß diese Formbildung verwirklicht wird, liegt das Wesen des sogenannten „Nitus formativus", nämlich die sich an den strebenden Willen anschmiegende oder aus ihm erwachsende Fähigkeit, die entsprechenden Formen wirklich zu bilden. Die Formbildung geht überall in der Natur dem verstandesmäßigen Erkennen voraus, ist daher immer in dieser Beziehung eine unbewußt wirkende Macht, die erst nach und nach in verstandesmäßige Wirkungsweise überzugehen vermag. Primär, im Beginne aller Entwicklung, ist die dunkle Vorstellung Sein und die Realisierung derselben in einen Seinszustand ist der Zweck oder das Ziel aller Bewegung.

Im bisher Gesagten habe ich nun ein einziges Kapitel aus Hamerlings geistvollem Werke besprochen; es gibt aber deren sehr viele, welche genau besprochen zu werden verdienten. Nur über drei will ich noch kurze Andeutungen machen. Im Abschnitte „Allsinn und Ichsinn" legt Hamerling seine Grundsätze über Moral und Ethik nieder. Er begründet die Moral auf das Seinsgefühl, mit dem das Gut der Empfindung von Sein verknüpft ist, und er leitet das Gefühl der Liebe und der Nächstenliebe auch aus der Erkenntnis ab, daß in allen Dingen, insbesonders in allen Lebewesen derselbe Daseinswille es ist, welcher in uns Menschen selbst lebendig ist. Er sagt wörtlich: „Die Lösung des moralischen sowie des Glücksproblemes liegt für den Menschen darin, die strengste Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit des persönlichen Ichs von der Außenwelt mit der unbedingtesten Selbstlosigkeit und Hingabe an das Ganze, an die Zwecke der Natur, des All's zu vereinigen. — — Wie der Ichsinn losgetrennt vom Allsinn zum Verderben

führt, so würde der Allsinn für sich allein zur Verneinung, zur Vernichtung des Lebens führen."

Was Hamerling da sagt, steht ganz im Einklange mit jenen Ansichten, die ich in den früheren von meinen eigenen Schriften darlegte und vertreten habe. Das einheitliche Weltprinzip, die ewig seiende Daseinspotenz, bewirkt mit Notwendigkeit Welt und Welten der Vielheit (in unendlichen Daseinsreihen), weil, würde es dies nicht tun oder bewerkstelligen, es ungeachtet seiner vielen Attribute und Fähigkeiten (ungeachtet selbst seiner Allmacht, Güte, Weisheit 2c.) immer nur das Bewußtsein und die Empfindung der eigenen Identität mit sich selbst herbeiführen könnte, dabei aber ewig einsam bliebe. Ein Zustand, welcher ungeachtet der innerlichen Logik seiner Attribute nie mit Seligkeit verbunden sein könnte.

Ich frage Sie selbst — könnte ein Wesen, z. B. ein Mensch, ausgerüstet selbst mit Allmacht und Weisheit selig sein können, wenn er allein in der Welt als empfinden und denken könnende Daseinsform vorhanden wäre? Jeder von ihnen würde diese merkwürdige, gewiß aber nicht unlogische Frage schon nach kurzer Überlegung mit nein beantworten müssen. Tut er dies, so wird er aber sofort begreifen, daß eben deshalb die Welten der Vielheit der logische Gegensatz sind, der inneren Einheit des Weltprinzipes selbst. Einheit und Vielheit bedingen sich beide gegenseitig. Auch Hamerling dachte ganz ähnlich; er betrachtete auch die sogenannte physische Welt als eine Notwendigkeit, hatte aber gegen den Gottesbegriff und den Gottesglauben nichts einzuwenden, soferne man darunter die innerliche Einheitlichkeit des Seienden als oberstes Ideal des Seins und dieses ewige Sein selbst als oberstes und höchstes Gut betrachten kann und will. Auch diese Auffassung ist meiner eigenen Überzeugung nach die richtige: aus ihr lassen sich in der Tat die Liebe und ihre Gesetze in streng logischer Weise mit Leichtigkeit ableiten und — auch begründen, was in unseren Schulen bisher — leider nicht geschieht!

In dem Kapitel über „Die Schönheit" und unsere Empfänglichkeit für das Schöne sagt Hamerling folgendes: „Nur zum Teil ist unser ästhetisches Urteil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der Kunst aus der Erfahrung abstrahiert. Wir besitzen in diesem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloßen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je sich ergeben könnte. Woher rührte nun dieser wesentlichere, angeborene Teil unseres Formensinnes? Ohne Zweifel daher, daß die Vernunft, welche ästhetisch in uns urteilt, eines ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich betätigt."

Hamerling urteilt auch hier wieder richtig. Das Formbildungsvermögen ist, wie bereits früher bemerkt, ein wirkliches, aber rein geistiges Attribut des Weltwesens selbst, überall vorhanden, und aus ihm müssen wir sowohl die Form als auch die Gesetzmäßigkeit, respektive auch die harmonische Gestaltung der Dinge beurteilen und erklären, ebenso aber auch die Freude an der Zweckmäßigkeit, an der Harmonie der Formen, wo immer sie uns in der Natur oder in der Kunst entgegenleuchtet. Jeder wirkliche Künstler, jeder wirkliche Dichter, auch jeder wirkliche Denker kennt genau das in tiefster Seele schlummernde Gefühl für die innere Harmonie, für die Schönheit der Dinge und für die Wahrheit, für jene Wahrheit tiefster Empfindung, welche uns im Schaffen oder auch im Betrachten und Genießen innerer Harmonie immer entgegentritt und entgegenleuchtet und — erfassen wir sie ganz, geben wir uns ihr ganz hin — uns auch immer beseligt und — begeistert! Ein besonders interessantes Kapitel — ich will es hier ebenfalls nur flüchtig berühren — ist das Kapitel: „Optimismus und Pessimismus". Interessant auch mit Rücksicht auf die Dichtungen Hamerlings, aus denen manche Rezensenten herausfinden oder herausklügeln wollen, daß Hamerling eigentlich Pessimist oder gar eine in einer Art Rückbildung befindliche Natur gewesen sei, was total verkehrt ist. Dieses ganze, sehr lange 30 volle Druckseiten umfassende Kapitel ist nun nichts als eine Art Hymnus auf das Leben, auf das Daseinsgefühl selbst, mit dem Hamerling unmittelbar und abgesehen von allem und jedem, auf äußerlichen Bedingungen etwa beruhendes Schicksal, ein Gut verknüpft sieht: das Daseinsgefühl! Das Daseinsgefühl ist ihm kein indifferentes Gefühl, in welches erst ein Inhalt durch äußere Ereignisse hineingebracht wird, sondern ein unmittelbares Lustgefühl, welches alle Lebewesen empfinden. Dieses Lustgefühl ist ihm unmittelbar durch das Dasein selbst, realisierte Daseinsbestrebung, welche im Menschen zum Vollbewußtsein ihrer selbst und des Gutes vom Sein gelangt. Am Schlusse dieses Kapitels sagt er wörtlich: „Einer der höchsten Lebensreize liegt im Wirken und Schaffen. Sagt doch schon Kant, daß man des Lebens mehr froh werde durch das, was man tut, als durch das, was man genießt." — „Und dieser beste Quell des Lebensreizes kann nie versiegen. Solange wir dieses Ja dem ewigen Nein entgegensetzen, vereinigen sich tausend und abertausend Stimmen unablässig zu einem brausenden Hymnus des Guten und des Schönen, der die Welt durchhallt!" Ich frage: Spricht so ein Pessimist? oder ein mit sich selbst zerfallener Geist? Nein! So spricht nur ein Geist, ein freier und hoher Geist, dem es gelungen ist, die Wahrheit des Seins, die tiefe, schöne und innerlich logische Befriedigung, die mit reiner Empfindung und der Erkenntnis von Sein und Seien-

dem immer verknüpft ist, zu empfinden, zu erforschen und zu würdigen. Man muß Hamerling ganz kennen, um ihn auch ganz — auch in seinen Dichtungen — zu verstehen. Ich gehe nicht mehr weiter in der Besprechung der Hamerlingschen Philosophie, obschon jedes Kapitel wert wäre, es eingehend zu würdigen. Hamerling war auch als Denker einer der hervorragendsten Menschen aller Zeiten. Über die Wichtigkeit einer klaren und richtigen Weltanschauung, insbesonders in unseren Tagen, in denen Interessengegensätze aller Art sich immer mehr und mehr zuspitzen und aufeinanderzuprallen drohen, habe ich schon eingangs gesprochen, will aber hier am Schlusse noch besonders bemerken, daß alle Streitigkeiten in erkenntnis-theoretischen Dingen, Anschauungen und Meinungen, sei es zwischen Philosophie und Naturforschung, sei es zwischen Philosophie, Naturforschung einerseits und positiver Glaubenslehre andererseits oder sei es auch zwischen den verschiedenen Religionssystemen untereinander, auf dem Boden der Wahrheit entweder ganz zum Schweigen gebracht oder wenigstens gemildert werden könnten. Es gibt nur eine Wahrheit und folgegemäß auch nur eine Wissenschaft und nur eine Religion, und jede wirklich religiöse Empfindung der Menschen ist nur die Empfindung des Seienden — von sich selbst. Die Wahrheit immer mehr und mehr zu verbreiten ist das Ziel und das Streben aller wirklichen Denker; denn sie wissen und erkennen, daß in der Wahrheit eine Macht liegt, welche, käme sie erst voll zur Geltung, den wahren Fortschritt der Menschheit fördern, endlich die Menschheit selbst — veredeln würde! Ich hege die Hoffnung, daß das begonnene Jahrhundert ein wirklich fortschrittliches sein werde und uns Versöhnung oder mindestens Milderung der herrschenden Gegensätze bringen werde. Ich schließe mit den Worten:

Sonnen glänzen, Sterne ziehen,
Leuchtend, funkelnd, groß und hehr.
Junger Welten Flammen sprühen
In des Raumes Äthermeer.
Es ersteht im Strahl des Lichtes
Die Natur aus Nacht und Tod,
Und die Tat des Weltgedichtes
Prangt in Lebens Morgenrot.

Mit Bewußtsein zu verklären
Dunklen Dranges ew'ge Not
Ist des Geistes Tat begehren,
Zeugt der Liebe Machtgebot.
Aller Schmerz scheint nur das Stöhnen
In der Weltgeburten Schwung,
Und das All bleibt — trotz der Tränen —
Ewig schön und ewig jung!

Gehet hin und höret!

Ein wohlgemeintes Mahnwort.

In unseren kirchlichen Blättern begegnet man immer wieder der Klage, daß so viele Laien in Religion und kirchliche Dinge drein reden, ohne dafür das nötige Wissen zu haben. — Es bleibe hier dahingestellt, ob nicht doch ein sehr großes Recht vorhanden ist, nachdem auch der Laie seine Erfahrung und seine Stimmungen und Gedanken frei heraussagen darf über Dinge, die seinem Herzen so nahe stehen wie die Religion, die sein soziales und politisches Leben so scharf berühren und beeinflussen, wie die Kirche. Dann meine ich: Je weniger solche Laienäußerungen über Religion und Kirche der Gelehrsamkeit, dem „Wissen" gleichlaufen, je unmittelbarer sie aus persönlicher Erfahrung und Stimmung, aus persönlichem Glauben, aus dem Leben hervorgehen, je mehr könnte der Theologe daraus lernen. Wenn der Klerus eine Ahnung hätte, was er aus solchen Laienurteilen alles lernen könnte!

Aber, kommt das Halbwissen und Nichtwissen nicht auch kirchlicherseits vor? Reden nicht manchmal auch Priester und kirchliche Schriftsteller den Laien drein, ohne vom wirklichen Leben etwas zu verstehen? Wenn sie wenigstens so viel wüßten, daß die Welt und der moderne Mensch ganz, so ganz anders ist, als sie glauben! In den meisten Fällen haben diese Leute keine Idee davon, was in dem Geistes- und Herzensleben eines Weltmenschen vor sich geht. Sie haben noch so eine Art mittelalterlicher Vorstellung vom Menschen. Ihre Seminarien und Priesterhäuser haben zwar Fenster in die weite Welt hinaus, aber diese Fenster sind mit halb erblindetem Glase verwahrt. Von der ungeheuren Weltflut des freien Geisteslebens, das den Künstler wie den Gelehrten, endlich auch den Bauern wie den Handwerker erfaßt, erfahren die jungen Theologen nichts oder nur in vorsichtigster Auswahl und noch besonders präpariert. Die naturwissenschaftlichen Forschungen, die sozialen Bestrebungen bleiben ihnen fremd, die politischen Notwendigkeiten werden ihnen engparteisch zurechtgeschnitten, die Klassiker und großen Denker sind ihnen zu eigenem Leidwesen verboten oder nur in kümmerlichen Ausschnitten gestattet. Alles was ihrem alten, ich möchte sagen, mittelalterlich klösterlichen Kreise nicht entspricht, wird ihnen ferne gehalten, als verderblich geschildert und abgelehnt. Sie werden, so scheint es wirklich, nur dazu angehalten, den modernen Geist zu bekämpfen, nicht ihn zu verstehen.

Dann wenn der junge Theologe in die Seelsorge hinaustritt, welche Unsicherheit, welche Enttäuschung! Nichts stimmt mit dem, was er sich gedacht; zu allem steht er in einem unharmonischen Gegensatz,

ohne zu wissen, was die Ursache ist. Was er etwa in der Kindheit und in den Ferienwochen der Studentenzeit an Menschenkenntnis gesammelt hat, ist so wenig, daß es eher in die Irre als zur Klarheit führt. Dem Geistlichen zeigt das Volk ein ganz anderes Gesicht, als anderen Leuten — aber selten das wahre. Besonders in gebildeten Gesellschaftskreisen. Aber auch der Bauer und Kleinbürger weiß sich arg zu verstellen. Daß unsere Landgeistlichen das Landvolk, aus dem sie hervorgekommen, mehr oder weniger kennen, darf zugeben werden. Aber in diesem Bereiche liegt ja der Konflikt gar nicht. Ich beklage nur die Unerfahrenheit, die Unkenntnis, das Vorurteil dieser Geistlichen der geistigen Welt gegenüber, mit der sich selten ein katholischer Theologe anzubinden getraut, im Gefühle ihr nicht gewachsen zu sein. So haben viele Priester (ich sage nicht alle) einen schweren Stand. Ihr ganzes Arsenal im Kampf ums Reich Gottes sind die theologischen Schriften, in denen sie allerdings oft mit bewunderungswürdiger Findigkeit Bescheid wissen. Aber praktisch richten sie damit nichts aus. Sie können damit niemand überzeugen, selbst mit der Bibel nicht mehr, weil sie sie gemeiniglich nur theoretisch behandeln und nicht mit praktischer Beziehung aufs Weltleben anzuwenden wissen. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich kann mir nicht helfen, ich meine, daß man den Laien in Hinblick auf ihre Eigenschaften und ihren Bildungsgrad das Evangelium nahebringen soll. Ich würde mir kein Gewissen daraus machen, selbstverständlich mit Wahrung des Gehaltes, das Evangelium in andere Formen zu gießen, wenn damit sein Geist der modernen Menschheit beizubringen wäre. Unter allen Umständen muß man das moderne Leben und seine Träger kennen, um zu wissen, was zu tun ist.

Und hier eben liegt der Schaden.

In meinen jüngeren Jahren habe ich einmal einem befreundeten Professor der Theologie auf Wunsch mehrere meiner steirischen Volksschilderungen in Manuskript vorgelegt. Er machte darin eine Menge blauer Striche. Alle Frivolitäten des Volkes in religiösen Dingen, alle unkirchlichen Anschauungen der Leute, alle Meinungen der Bauern über allzuweltliche Priester und ihre Fehler, alle Sprichwörter und Spottliedeln über Unduldsamkeit, Bigotterie, Cölibatsübertretungen u. s. w. müßten unterdrückt, dürften nicht gedruckt werden. Ich wendete ein, daß doch alles wahr sei, daß ich als Schilderer unser Volk nicht zeichnen wollte, wie es sein sollte, sondern wie es ist. — Wozu? fragte der Professor, das braucht man nicht zu wissen. Ich rate Ihnen, die anstößigen Dinge wegzulassen. Und ich, war meine Antwort, will das Volk nicht fälschen, will Leser, die sich über den Charakter des Volkes unterrichten wollen, durch einseitige Darstellungen und Vertuschungen nicht irreführen. Ich lasse die Schrift drucken, wie sie geschrieben ist. — Dann,

sagte der Professor, müßte ich meine Theologen dringend vor dem Buche warnen!

Ähnliche Beispiele, wie die Priesterzöglinge vor der Erkenntnis des Weltlebens gehütet werden, gibt es übergenug.

Von den Kaplänen verlangen jetzt ihre geistlichen Obern, daß sie an ihren Seelsorgestationen soziale Vereine gründen und leiten sollen. Wie manche Blamage würde den Herren erspart werden, wenn sie ein bißchen Zeitgeschichte und Sozialpolitik studiert hätten. Ich wohnte einmal einer Arbeiterversammlung bei, bei der sich so ein junger Geistlicher laut auslachen und bis aufs Blut verspotten lassen mußte, weil seine Ausführungen nichts anderes als eine gewöhnliche Kanzelpredigt waren und weil in seinen Vorschlägen sich auch nicht eine Spur von Kenntnis des realen, modernen Lebens zeigte. Mich dauerte der gute Kaplan, der wie ein begossener Pudel abziehen mußte. Das sind nicht Märtyrer der Religion, das sind Märtyrer ihrer verkehrten Erziehung.

Ja gewiß, so wie den Laien das Buchstabenwissen in kirchlichen Dingen fehlt, so mangelt vielen Theologen die Welt- und Menschenkenntnis. Daher predigen sie so oft leeren Bänken und noch öfter tauben Ohren. Die Menschen von heute dürsten ja nach Religion, die sie erwärmen, beseelen und stärken könnte, aber wenn sie aus der Kirche treten, hat mancher das traurige Gefühl, als hätte er anstatt Brot — Steine bekommen. Das was er hörte, war so hart und kalt, läßt sich so wenig in Beziehung bringen zu seinem Empfinden und Denken, zu seinen religiösen Bedürfnissen, er weiß im praktischen Leben nichts damit anzufangen. So ist eine ungeheuere Entfremdung eingetreten zwischen Kirche und Leben. Das Band der Gewohnheit ist für so viele das einzige Band, das sie noch mit der Kirche verbindet.

Eine Hauptschuld dieser Erscheinung, die nicht abgeleugnet werden kann, ist eben die Unwissenheit des niederen Klerus. Nicht die Unwissenheit im Buchstaben, aber die Unwissenheit in Natur und Leben, besonders in der Seelenkunde des weltlichen Volkes. Von jenen, die zum Beichtstuhl kommen oder die den Priester zum Sterbebett rufen lassen, ist nicht viel zu lernen. In den Herzen der Millionen, die nicht kommen, sieht es ganz anders aus. Wenn der Priester Gelegenheit hätte, solche, ihm fremde Seelen und Geister zu studieren, da würde er vielleicht mehr lernen, als aus seinen theologischen Büchern. Nicht bloß für sein Lehramt würde er gewinnen, möglicherweise auch für seine Persönlichkeit. Durch das Verstehen würde ihm manches, was er sonst leidenschaftlich verurteilt hat, bedeutsam, sittlich und religiös erscheinen. Und er würde zu seinem Troste sehen, daß in der Tat die Kluft zwischen Evangelium und Menschenideal nicht so groß ist, als es unter dem Eindruck der kalten Theorie den Anschein hat.

Ihr lieben Theologen! Euer Beruf ist Sprechen. Aber ihr solltet auch können hören. Verbietet den Weltleuten, wenn sie über Religion und Kirche sich äußern, nicht den Mund. Und sollten sie scheinbar oder wirklich das ungereimteste Zeug vorbringen, lasset sie reden und horchet hin. Da werdet ihr sehen, wie kompliziert die Menschenseele beschaffen ist, wenigstens werdet ihr sehen, wo es ihr not tut. Es gibt Krankheiten, die nur mit dem Serum derselben Krankheit geheilt werden können. Und aus seinem eigenen Grunde müßt ihr den Menschen aufbauen.

Darum schaut weniger in die Bücher und mehr ins Leben, damit der harte Vorwurf, ihr urteiltet, ohne das genügende Wissen und Verständnis zu haben, endlich von euch abpralle. Ob ihr dem Freunde oder dem Gegner gegenüber steht — suchet den Menschen.

*
* *

Obiges ist vor längerer Zeit geschrieben worden. Seither scheint sich in der Priestererziehung, und teilweise auch in der katholischen Literatur, eine günstigere Wendung vollziehen zu wollen. Besonders die konfessionelle Bewegung der letzten Jahre dürfte die Erkenntnis zeitigen, daß auch der Seelsorger seine Zeit und ihren Geist vorurteilsloser zu erfassen trachten müsse.

Berlin — die Dreimillionenstadt.

Von **Heinrich Seidel.***)

Groß-Berlin, das heißt Berlin mit seinen Vororten, hat die Einwohnerzahl von drei Millionen erreicht, und es wohnt dort der zwanzigste Teil aller Einwohner des Deutschen Reiches. Einige Vergleiche mögen diese ungeheuerliche Tatsache noch deutlicher hervorheben. Diese Stadt hat jetzt mehr Einwohner als berühmte Königreiche, zum Beispiel 500.000 mehr als Dänemark oder Griechenland und 800.000 mehr als Würtemberg, aber es wohnen in Berlin nur zwei Drittel so viel Menschen wie im Königreich Sachsen. Genau so viele hausen dort wie in der Provinz Hannover und dem Herzogtum Oldenburg zusammengenommen, also auf etwa 400 Quadratkilometern so viel wie dort auf 44.000. Die Einwohnerschaft des Herzogtums Braunschweig läßt sich sechsmal, die des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin fünfmal in Berlin unterbringen.

*) Auszugsweise der „Gartenlaube“ entnommen.

Daß Berlin sich so ungeheuerlich entwickeln konnte, verdankt es außer den später eintretenden politischen Umständen vorzugsweise seiner glücklichen Lage.

An die günstigen Wasserstraßen schloß sich das ungeheure Eisenbahnnetz an, und im Hinblick auf dieses lohnt es sich, die wunderbare Lage Berlins zu den Grenzen des Landes ins Auge zu fassen. Schon Roscher macht darauf aufmerksam, daß Berlin gerade an dem Punkte liegt, wo die beiden größten Diagonalen, die man in Preußen ziehen kann, sich kreuzen.

Zieht man auf der Landkarte eine Linie vom äußersten Südwesten von Saarbrücken über Berlin nach Memel im äußersten Nordosten, so wird diese schnurgerade Linie von Berlin in gleiche Hälften geteilt. Dasselbe ist der Fall mit der zweitgrößten Diagonale von Oderberg an der Grenze von Oberschlesien und Österreich über Berlin nach der Grenze von Schleswig und Dänemark. Nimmt man nun den Halbmesser dieser letzten Diagonale in den Zirkel und schlägt damit von Berlin aus einen Kreis, so berührt dieser die dänische Grenze bei Jütland, die holländische Grenze bei Emden in Ostfriesland, durchschneidet Frankfurt am Main, die größte Handelsstadt des Westens, berührt die österreichische Grenze bei Oderberg und geht durch Danzig, die größte Handelsstadt des Ostens. Nur die beiden äußersten Zipfel Preußens, Rheinland und Ostpreußen, stehen symmetrisch aus diesem Kreise hervor.

Ein kleinerer Kreis gleicher Entfernungen schließt Hamburg, Lübeck, Posen, Breslau und Hannover ein, und ein letzter noch kleinerer berührt Leipzig, die bedeutendste Handelsstadt Mitteldeutschlands, sowie Halle, Magdeburg und Stettin, den größten Hafenort an der Ostsee.

Alle diese günstigen Umstände ließen Berlin mit der Vergrößerung Preußens von der sandigen und sumpfigen Mark Brandenburg bis zur deutschen Vormacht ständig wachsen, und als seine Hauptstadt auch die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde, nahm dies Wachstum geradezu märchenhafte Verhältnisse an. Dazu kam, daß seiner Ausdehnung und Vergrößerung nirgendwo durch die Gestaltung des Geländes Grenzen gesteckt sind und, was ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, daß die für diese Stadt so freundlich vorsorgende Eiszeit durch ihre ausspülende und anschwemmende Tätigkeit überall in der näheren und weiteren Umgebung für riesige Tonlager gesorgt hat, die sie mit Ziegeln für seine Bauten überreichlich versehen.

Als ein besonderes Glück für die bauliche Entwicklung Berlins ist es auch zu betrachten, daß in seiner Nähe in bequemer Wasserverbindung das Rüdersdorfer Kalksteingebirge steht, das diese Stadt mit seinen unerschöpflichen Vorräten schon seit Jahrhunderten versorgt. Fast ganz

Berlin steht auf Fundamenten von Rüdersdorfer Kalkstein, und der Mörtel, der seine Mauern verbindet, stammt ebenfalls daher.

Die beispiellose Entwicklung Berlins von 700.000 Einwohnern in der Zeit vor 40 Jahren auf drei Millionen beginnt im Jahre 1866 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes. Da ich in diesem Jahre nach Berlin kam und es seitdem nicht wieder verlassen habe, so habe ich dieses Anwachsen und insbesondere die riesige Entwicklung der Vororte persönlich beobachten können. Damals stand die alte Stadtmauer noch, wenn auch vielfach durchlöchert und unterbrochen, von Vororten war keine Rede, und wo heute wimmelnde Mittelpunkte des Verkehrs sind, befand man sich damals in der äußersten Vorstadt, wo die letzten Ansiedler wohnten. Etwas aber, das man sich heute kaum noch vorstellen kann, ist der Umstand, daß es keine Straßenbahnen gab und keine Fahrräder, und daß elektrische Fuhrwerke oder gar „Töfftöffs“ noch im Nebel der Zukunft von Auferstehung träumten. Eine einzige Ausnahme war vorhanden, die berühmte Pferdebahn nach Charlottenburg, von der der Spottvers ging:

„Schön ist's und gemietlich
Auf die Ferdebahn,
Das eine Ferd, das zieht nich
Das andere Ferd ist lahm.

Der Kutscher ist besoffen,
Der Schaffner kann nicht gehn,
Und alle fünf Minuten
Da bleibt die Karre stehn.“

Trotzdem war Berlin damals schon ein höchst bedeutender Handelsmittelpunkt und eine der größten Fabrik- und Industriestädte der Welt.

Stellen wir uns nun einmal vor, der Berliner Rathausturm, der übrigens damals noch gar nicht vollendet war, wäre so an die 300 Meter höher und wir säßen dort oben auf einem bequemen Lehnstuhl bei einem guten Glase Wein und blickten hinab auf das Berlin von 1866 und seine Umgegend, und ein gütiger Zauberer ließe das Wachstum dieser Stadt in den letzten 40 Jahren in wenigen Minuten an uns vorüber ziehen. Wir sehen hinab auf das Berlin von damals, das wegen seiner geschlossenen Bauart aus lauter hohen Häusern gar nicht so groß erscheint, wie man nach seinen 700.000 Einwohnern annehmen sollte, ein Kreis von sechs Kilometern Durchmesser würde es einschließen, und nur an den Landstraßen streckt es wie Spitzen eines Sternes lange bebaute Arme darüber hinaus. Vororte in dem heutigen Sinne gibt es wie gesagt noch nicht, nur einige der näheren stattlichen Dörfer, wie zum Beispiel Rixdorf und Schöneberg, sind schon durch bebaute Straßenzüge mit Berlin verbunden. Im Westen stößt die Stadt wie noch heut auf den Tiergarten, durch den eine schnurgerade Straße nach der kleinen Stadt Charlottenburg führt, die damals fast nur aus einer breiten unendlich langen Hauptstraße bestand. Von unserem imaginären Turme sieht man weit hinaus ins Land, wo von allen Seiten die Eisenbahnen einmünden, auf denen wie Raupen die Züge ein- und auskriechen, und

fast überall blitzt Wasser auf, bedeckt mit den weißen Segeln der Spreekähne, die breite blaue Havel und die schmalere Spree mit den eigenen stattlichen Seenketten und denen der Dahme. Und überall in der weiten Ebene verstreut Dörfer und wieder Dörfer und weite Wiesenflächen und nah und fern überall ausgedehnte Wälder mit dämmernden Hügelketten, wie ja denn noch jetzt die Umgegend Berlins ungemein waldreich ist. Platz zum Ausbreiten ist da bis ins Unbegrenzte. In den Hauptstraßen der Stadt zeigt sich ein mäßiges Menschengekribbel, vermehrt durch schläfrig dahinländernde Droschken und Omnibusse und langsam kriechende Lastwagen, und an vielen Stellen ist sie in Rauch und Dampf gehüllt, besonders im Norden und Osten, wo Fabrik an Fabrik sich ausdehnt. Unser freundlicher Zauberer aber klingt an sein Glas und erhebt seinen Zauberstab. „Es geht los!“ sagt er.

Der mächtige Leib des großen Polypen beginnt zu wachsen und schiebt sich ringsum ins Feld. Die Häuserarme an seinen Landstraßen strecken sich aus und saugen sich an die nächsten Dörfer an, und diese schwellen an, langsam aber unablässig. Aber die Spitze des Polypenarmes dringt aus ihnen wieder hervor und späht weiter nach Raub.

An den Bahnen, die in die Ferne ausstrahlen, geschieht das gleiche. Wie bei Bazillenkulturen bilden sich an ihnen aus unscheinbaren Anfängen wachsende Häuserherde, die in die Runde und in die Weite schwellen, und dies nicht nur in der Nähe, sondern in der Entfernung von Meilen, überall im ganzen Umkreis tauchen solche Bazillenkulturen auf, als wäre die ganze Gegend mit Häuserimpfstoff infiziert.

Ein großes Werk wird in Berlin vollendet. Eine ungeheure viergleisige Bahnbrücke, ein Viadukt von Eisen und Stein durchquert die Stadt in der Ausdehnung von über 13 Kilometern als Längendurchmesser eines ovalen Eisenbahnringes, dessen kleinerer Durchmesser neun Kilometer beträgt, der alle einmündenden Bahnen, die neuentstandenen wie die alten, miteinander verbindet und die Riesenstadt in weitem Bogen umschlingt.

Da kommt es wie ein Ehrgeiz in den großen Polypenleib, diesen Ring auszufüllen, und Berlin selbst, sowie die inneren Vororte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg und Rixdorf geraten in ein unglaubliches Wachstum. Charlottenburg schwillt zu einer Großstadt an und fließt mit Berlin, Wilmersdorf und Schöneberg zusammen zu einem einzigen Häusermeer, in dem der Tiergarten, ein Wald von drei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite, wie ein grünes Inselchen liegt. Rixdorf tut an seiner Stelle das gleiche, es wächst ebenso wie Schöneberg zur Großstadt heran, und ehe man es sich versieht, ist der Riesenring gefüllt und stellenweise überschritten. Außerhalb davon ist man aber auch nicht müßig gewesen. Der Ring der Vororte Schmargendorf,

Friedenau, Steglitz, Südende, Mariendorf, Lankwitz, Groß-Lichterfelde, Zehlendorf u. s. w. — denn was hier in Westen und Süden geschieht, ereignet sich auch im Osten und Norden, und es wäre zu weitläufig, alle die vielen Orte aufzuzählen — also der Kreis der näheren Vororte, die im Durchschnitt alle etwa 1½ Meilen von Berlin liegen, ist ineinander geflossen und bildet gleichsam einen Saturnring um den Hauptkörper. Darüber hinaus aber bis zu drei Meilen Entfernung vom Mittelpunkt und weiter liegt besonders im Spree- und Havelgebiet noch eine Menge anderer Vororte, die zwar nicht alle offiziell zu Berlin gerechnet werden, deren Villenkolonien aber, wie zum Beispiel Woltersdorfer Schleuse bei Erkner und Lehnitzsee bei Oranienburg, einzig nur Berlins wegen vorhanden sind. Das Berliner Adreßbuch führt die Einwohner von 42 Vororten auf. Darunter befinden sich drei Großstädte wie Charlottenburg mit 225.000, Schöneberg mit 126.000 und Rixdorf mit 120.000 Einwohnern. Die übrigen sind Dörfer oder Landgemeinden, wenn sie auch, wie Lichtenberg 55.000 oder mein Wohnort Groß-Lichterfelde 33.000 Einwohner haben, vorausgesetzt, daß die Zahlen noch stimmen, wenn dieser Artikel erscheint. Denn diese Orte haben zum Teil ein verrücktes Wachstum, und die Einwohnerzahl von Groß-Lichterfelde hat sich in den zehn Jahren, seit ich dort wohne, verdoppelt.

Eine Tat der Berliner Vororte ist noch zu erwähnen, die vielleicht für Berlin die segensreichste ist: sie haben nämlich den Grunewald für diese Stadt eingefangen. Die westlichen Kolonien haben den elf Kilometer langen und sechs Kilometer breiten Wald vollständig umklammert und umschlungen, so daß er des Tiergartens Riesenbruder geworden ist und einem hochherzigen Entschluß des Kaisers zufolge in einen Volkspark umgewandelt wird. Einen solchen Stadtpark von einer Quadratmeile Inhalt wird wohl schwerlich irgend eine andere Weltstadt aufweisen können, und wie lange wird es dauern, so liegt auch er, wie der Tiergarten, mitten in der Stadt. Dann wird das vier Meilen südwestlich von Berlin gelegene Potsdam auch ein Vorort von Berlin sein, halb und halb ist es das ja jetzt schon. Dazu wird der neue Polypenarm, den Berlin nach dieser schönen Stadt ausgestreckt hat, der Teltowkanal, dessen Ufer sich mit rasender Schnelle besiedeln, das Seine beitragen und die Viermillionenstadt wird nicht lange mehr auf sich warten lassen.

„Doch das sind Träume,“ sagte der freundliche Zauberer und forderte uns auf, noch einen Blick auf das in vierzig Jahren so wunderbar veränderte Berlin zu werfen, auf das unsägliche Gewimmel seiner Straßen, auf die Häusermeere und -Inseln, die sich bis an den Horizont erstrecken, auf die überall verstreuten stadtgroßen Nester von Fabriken, die ihre Gegend in Dampf und Rauch hüllen, auf die zahllosen Bahn-

züge, die ein und aus und durch und um die Stadt kriechen, und auf die blauen Wasserläufe mit unzähligen Segeln und Fahrzeugen, wo ein langer Zug von Riesenkähnen, durch Dampfer geschleppt, dem anderen folgt. „Berlin ist ein Wasserkopf,“ hat einmal jemand gesagt, der dieser Stadt nicht wohl wollte. „Ja, Berlin ist wirklich ein Wasserkopf, und daß es das vom Anfang an gewesen ist, nämlich der Kopf eines riesig entwickelten Wassernetzes, dem verdankt es nicht zum geringsten seine heutige Größe. Seine Zukunft lag auf dem Wasser.“ So sprach der freundliche Zauberer und schlug mit seinem Stäbchen auf das Geländer unseres Phantasieturmes. Dieser sank sänftlich in die Tiefe, wir stiegen aus, und ein jeglicher von uns ging nachdenklich durch die wimmelnden Straßen Berlins an den Ort, wo er zu Hause war, der eine hierhin, der andere dorthin. Zwei waren dabei, die wohnten 30 Kilometer oder vier Meilen weit auseinander, und doch lagen ihre Häuser beide noch in „Groß-Berlin“.

Gelegenheit macht Dichter.

Gruß- und Mußsprüchlein.

Der Meisterschütz.

1889.

Einen Schuß in Ehren
Kann mir niemand verwehren,
Etwas treff' ich immer.
Treff' ich schon die Scheibe nimmer,
Schieß ich halt der Luft ein Loch,
Etwas treff' ich doch. —
Böcke schieß' ich mir zum Preis,
Fällt der Bock nicht, fällt die Gais,
Oder gar ein junges Kitz,
Treffen, treffen tu' ich immer,
Denn ich bin der Meisterschütz.

An A. B.

1890.

O, alter Freund aus junger Zeit,
Du Zeuge meiner Seligkeit
Und meiner Jugendlust.
So lange die Erinnerung
An sie noch bleibt, lebst du auch jung
Wie einst in meiner Brust.
So lang das treue Herz nicht kalt,
Ist, Alter! man gewiß nicht alt!
Wir sind noch frisch im Kern.
Das Schifflein schwimme, wie es kann,
Was an uns ist, das wird getan,
Das Weit're Gott dem Herrn!

In ein Stammbuch.

1890.

Ein Wahrwort sag ich schnell,
Zwar ist's nicht originell,
Doch nützt es dir wie mir:
Zweimal zwei ist vier!

Auf einen Wunsch, eine Neujahrsgratulation zu dichten.

1891.

Die Dichter sollen, traun, mit ihren Lichtern
Dem Volk zum neuen Jahre gratulieren?
O lausche, deutsches Volk, den deutschen Lyren,
Dann gratulier dir selbst zu deinen Dichtern.

Tafelgruß zu einer Vermählung.

1892.

So stehts geschrieben denn:
Heil sei den Liebenden,
Die heut' im siebenten
Himmel frohlocken.
Lasset nun diese Zwei
Im Paradiese frei
Wundersam süße Mai-
Blümlein brocken.
Doch ist's leicht selig sein,
Wenn uns den Himmel ein
Andrer gebaut.

Denk' ich dein, lobesam's
Stammhaus des Bräutigams,
Denk' ich dein, Stammhaus
Der lieblichen Braut.
Segle nun frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Unter den Sternen der Liebe und Treu'.
Ich will zu dieser Stund
Preisen der Eltern Bund,
Herrliches Vorbild der glücklichen Zwei.
Preise, mein Weihgesang,
Waldsängers Treugesang,
Preise den Schöpfer
Der künftigen Welt.
Was einst in Fleiß und Recht
Erntet ein neu' Geschlecht,
Haben weitschauende
Ahnen bestellt. —

Grenzstein der neuen Zeit
Und der Vergangenheit
Ist der zur Trauung
Geschmückte Altar.
Wenn ich des Rheines Reb'
Urdeutschen Wein erheb,
Grüß' ich dich, junges,
Dich, ehrwürdig Paar.
Heil sei den Preislichen,
Die hier am häuslichen
Herde warm hocken!
Heil sei den Liebenden,
Die heut' im siebenten
Himmel frohlocken!
Euch eint, ihr Ziehenden,
Der mit dem glühenden
Hammer des Herzschlags
Geschmiedete Ring.
Haltet den Talisman,
Der Euch das Glück gewann,
Nimmer den goldnen
Hüter gering.
Segle nun, frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Segle ins wogende
Leben hinaus.
Unsere Liebe zieht,
Paar, als dein Engel mit
Ein in dein alpen-
umfriedetes Haus.

Einem heimwehkranken Fremdling.

1895.

Laß dein Herz nicht bluten
Mein lieber Wilhelm Reimat,
Das Reich des ewig Guten
Ist unsere gemeinsame Heimat.

Gruß an Touristen auf dem Teufelsstein.

1898.

Am Teufelsstein
Bei Euch zu sein,
Das würde mich
Schon sakrisch freun.
Doch weil's, zum Teufel!
Nicht kann sein,
So liegt am Herzen mir ein Stein,
Und das, ihr Freunde,
Das ist mein,
Mein Teufelsstein!

An Alexander Girardi.

1899.

Ich gratulier zum kleinen Bubn.
Ist Glück nicht süßer noch als Ruhm?

Dem Dichter zum Siebzigsten.

1899.

Bekränzter Dichter, sollst nicht zagen,
Ein starkes Herz, ein guter Magen,
Kann Jubiläen selbst vertragen.
Heil und Freude dir, Spielhagen!

An H. M.

1899.

Ins neue Säkulum
Geht's Montag schon hinein?
Wird nicht ein wenig krumm
Die Rechnung sein?
Ob altes oder neues,
Mir ist es ziemlich gleich,
Gott geb' ein großes, freies,
Ein frohes Geistesreich!

Buchwidmung an die Schwiegermutter.

1899.

In diesem Buch man finden kann,
Wie der Schwiegersohn schön dichten kann.
Er dichtet früh, er dichtet spat,
Und wenn er just Courage hat,
So dichtet er, der tapfre Mann,
Sogar — die Schwiegermutter an.
Die Schwieger —? Wie? Gemach, gemach,
Sie ist danach.

Nachhall.

1899.

In deiner schönen Heimatstadt
Da blieb ich über Nacht,
Und als das Mühlrad rauschend ging
Und als mich milder Traum umfing,
Da hab ich deiner gedacht.

In deiner schönen Heimatstadt
Da gab es einst fröhliche Zeit,
Die Jugend hat uns angelacht,
Die erste Liebe war erwacht,
O selige Tage — wie weit!

In deiner schönen Heimatstadt
Es ewigen Frühling gibt,
Und was, o Freund, einst unser war,
Genießt heut' eine junge Schar
Und lebt und lacht und liebt.

Auf ein Photographiealbum.
1899.

Es sind nun zwanzig Jahre,
Seit wir uns haben, vorbei.
Aus schlimmen und guten Tagen
Stammt manches Konterfei.
Und meine Jugendschatten
Will ich dir, Freundin, weihn,
Er möge einst der Greisin
Ein treu Gedenken sein.

Zum 28. August 1900.

Du dünkst dich alt, so klagst du mir,
Und ist doch so viele Jugend in dir.
Das Klagen, das magst du sparen!
Eine vierzigjährige junge Frau,
Die gibt — ich rechne ganz genau —
Zwei Mädchen von zwanzig Jahren.

Auf die Einladung
zu einer Kirchenbaufeier auf dem „Ölberg" in M. (1900.)

Am Ölberg sein, um Blut zu schwitzen,
Da blieb ich allwegs lieber fern,
Doch in Bethanien Festwein blitzen
Am Ostertag tät' ich wohl gern.
Indessen, wollen wir nicht warten,
Eh aus dem Hals der Stoppel springt,
Bis auf des Ölbergs hehrem Garten
Vom Thurm die erste Glocke klingt?
Zwar tät' es not, daß wir uns laben
Zu dieser kampfesheißen Frist,
Doch Feste wollen wir erst haben,
Wenn unser Werk vollendet ist.

Zu einem Schützenfest.
1900.

Wir grüßen mit Hoch- und Prositgrüßen,
Es steigt nix.
Wir schießen mit Aus-, Vor- und Pulverschüssen,
Es fallt nix.
Wir sprechen in guldenen Weisheitssprüchen,
Es nutzt nix.
Wir fluchen in allen Teufelsflüchen,
Es schad't nix.

An einen Neugebornen.
1900.

Der Storch bracht' ihn,
Der Engel bewacht ihn,
Das Geschick führ' ihn
Zu Glück und Macht hin.

An Defregger auf der Alm.
1900.

Af d' Olm bin ih gonga,
Af d' Olm hots mih gfreut,
Af d' Olm möcht ih öfter,
Aber der Weg, der is weit.

Um so höher der Berg,
Um so heller das Gläut,
Um so frischer die Luft,
Um so liaber die Leut.

Kreuzlustigi Leut
Kina juchazn oll,
Und s Traurigi is,
Das ma furt muß ins Tol.

An T. Sch.
1900.

Zu dir bin ihs gonga,
Zu dir hots mih gfreit,
Zu dir geh ihs öfter,
Koa Weg is ma z weit.
Koa Weg is ma z weit
Und koa Steg is ma z krum,
Koa Glos is ma z tiaf
Und koa Gspoaß is ma z dum.
Koa Gspoaß is ma z dum
Und koa Red is ma z gscheit,
Mei Toni, ba dir
Hots mih ollemol noh gfreit.

Schlaraffia.
1901.

Schlaraffenbrüder, lu lu!
Ich bring' Euch den Humpen, ehe!
Ihr merkt es schon, Sassen, aha!
Ich möchte ins Reich Uhu
Und kann nicht zu Euch, oho!

Der Tischgesellschaft.
1901.

Ach wie wär's im Kruge lustich,
Doch zu Hause bleiben mußt' ich,
Hab's ein bißchen auf der Brust ich,
Traun, die halben Nächte pfauch' ich
Und die andern halben hust' ich.

Einem mit dem Verdienstkreuz Ausgezeichneten.
1901.

Wer oft und treu das schwere Kreuz
Mit andern hat getragen,
Den muß man an der Ehre Kreuz
Mit goldnen Nägeln schlagen.

Rat.
1902.

Willst du ihrer Treue trauen,
Mußt du freien freie Frauen.

Eisenerzer Männergesangverein.
1902.

Deutsches Erz muß Erd bezwingen,
Deutsches Herz zum Himmel klingen.

An einer Wiege.

1902.

Die alten Zeiten
Kehren wieder,
Wo mir erklungen
Die süßen Lieder.

Ein kleines Kindlein
Tat ich liegen,
Nun schläft ein andres
In dieser Wiegen.

Ich seh's im Traume
Lieblich lachen,
O möcht' es nimmer
Daraus erwachen!

Wegen einer Vorlesung.

1902.

Wenn ich schon lesen soll,
Les' ich am Sonntag,
Wann wär ich gänzlich wohl?
Wann hätt' ich Schontag?

Husten und schnaufen ist
Jetzt mein Beruf,
Hoff, daß es besser wird,
Freund Toni Schruf.

Sollt' sich's verschlimmern, so
Schreibt dir der Peter,
Dann geh zum Tischl du
Als sein Vertreter.*)

Sehnsucht nach Bayreuth.

1902.

Die sitzen jetzt beim Göttermahle
Und atmen Liebe hehr und rein,
Wie möcht ich dort im Speisesaale
Beim großen Tor — der größte sein.

Der größte Tor, der größte Weise,
Der heilige Weltbesieger Christ,
Deß' Herzenskraft und Seelenspeise
Die Einfalt und die Liebe ist.

*) **Entgegnung.**

So sei denn vom Himmel die
Gnade erbeten:
Es mög' mein' Gesundheit
Dein Kranksein vertreten.

Vertreten in dir, du
Mein Herzherzensdichter.
Man hört nicht gern mir zu,
Wenn's heißt: Heute spricht er.

Und nun kömmt die Hauptsach',
(Die soll auch dabei sein)
Man hört mich wohl an, doch
Der „Eintritt" muß „frei" sein!

Dein Toni.

Zur Gipsfigur für einen Freund.

1902.

Mogst du däi Gredl nit?
Däis scheni Mädl nit?
Af an Kastenegg oubn?
Wills da scha gor nit gfolln,
Nau, sa loß s owifolln
Und die Gschicht hot sih ghoubn.

An die dritte Mutter.

1902.

Von drei Müttern, die ich hatte,
Ist mir eine noch geblieben.
Darum will ich diese eine,
Die mir blieb noch, dreifach lieben.

Wahlspruch für einen Gesangverein.

1903.

Aus Herzens Gluten
Dem Wahren, Guten,
In hellen Tönen
Dem Ewigschönen!

Hammerspruch bei einer Grundsteinlegung.

1903.

Des Menschenherzens Hammer schlage,
Stets gütig, fröhlich, frei und treu,
Daß jeder unsrer Lebenstage
Ein Tag des vollen Lebens sei.

Gräfin Frieda.

Widmung in „Goethes Lebenskunst".

1903.

Dem guten Menschen ein gutes Buch,
So gewinnen beide.
Da gibt es keinen Widerspruch,
Nur Freude.

Zur Urkunde im Schlußstein des Veitscher Schulhauses.

1903.

Wir bauen dies Haus in stürmischer Zeit,
Die Geister gären und liegen im Streit.
Die Seelen sinken und suchen nach Licht,
Durchwühlen den Erdball und finden es nicht.
Wir weihen dies Haus dem göttlichen Geist,
Der wieder die Menschheit gen Himmel weist.

Widmung in ein Buch.

1903.

Ein seltsam Buch. Doch brauchst du's nicht
zu lesen.
Man kann auch so zur Weltweisheit genesen
Man sagt dem edlen Spender besten Dank!
Und stellt's, statt in den Kopf, bloß in den
Schrank.

An Ferdinand v. Saar.

1903.

Im irdischen Tal
Sind wir uns begegnet
Ein einziges Mal,
Doch das war gesegnet.

Seither entschwunden
Bist du mir nimmer
Und jene Stunden
Währen noch immer.

Einzig nur trennen uns
(Läßt sich's ereilen?)
Zehen der Jahre,
Zwanzig der Meilen.

Berliner Presse.

Mit erbetener Photographie als „Damenspende".

1903.

Wollt ihr für die Damenspenden
Mir nicht einmal Damen senden?

Auf Einladung zu einer Scheffelfeier.

1903.

Ich ehre den Dichter nach meiner Art,
Und das ist die schönste Scheffelfeier.
Weißt du, worin sie besteht, mein Treuer?
Ich lese zu Hause den „Ekkehardt".

Widmung ins „Sünderglöckel".

1903.

Wenn das Sünderglöcklein läutet,
Brauchst du, Freund, nicht zu erschrecken,
Zwar, die Schelme soll es necken,
Arme Sünder soll es wecken;
Aber keinen soll's verletzen
Und die Guten soll's ergötzen.

An F. B.

1904.

In Arbeit hart,
Im Fühlen zart,
Im Denken frei,
Den Menschen treu.

An Martinelli zum 70. Geburtstag.

1904.

Du grüßtest mich zu Sechzich,
Denn was sich liebt, das neckt sich.
Ich grüße dich zu Siebzich,
Denn was sich neckt, das liebt sich.

Einem Autographensammler.

1904.

Du gehst auf Sammlung von Namen aus,
Ich sammle Groschen für's Waldschulhaus,
Du siehst, mein Freund, ich gebe dir,
Nun — gib auch mir.

An T. Sch.

1904.

Der Pfad, der dich dir selbst entführt,
Er führt dich ins Verlorensein,
Der Pfad, der zu dir selbst dich führt,
Er führt dich an ein treues Herz
Und leitet dich durch Freud und Schmerz
Ganz sacht ins Himmelreich hinein.

Kinder Chiavaccis.

1905.

Wie soll ich sie nicht segnen,
Die mich gesegnet haben!
Wo Kinder mir begegnen
Mit ihren heiligen Gaben:
Mit ihren hellen Augen,
Mit ihrem reinen Herzen,
Da weichen alle Zweifel,
Alle Teufel, alle Schmerzen.

An Fräulein E. B.

1905.

Dein Hans ist ernannt nun zum Doktor der Rechte.
Und ist er für dich auch der Doktor, der rechte,
So reicht euch, wie's recht ist, fürs Leben die Rechte.

An A. B., Grundlsee.

1905.

Zweimal die Flügel gespannt
Nach dem Grundlseestrand,
Vor Sehnsucht trunken,
— — Zweimal die Flügel gesunken.

An die „Kritik der Kritik".

1905.

Die Kritik kritisieren?
Den Löwen beißen?
Dummes Schaf, er wird dich zerreißen.
Nichts ist so wütig, so impertinent,
Als ein kritisierter Rezensent.

Einem dramatischen Volksführer.

1905.

Das Volk bringst leicht du
Zum Lachen und Weinen,
Zum Jubeln und Greinen;
Zum launigen Spiele
Es hüpft und es kriecht;
Doch dorthin, o Dichter,
Wo du es haben willst,
Wo du es retten willst,
Bringst du es nicht.

Richard und Louise.

Zum 5. September 1905.

Die diamantne Hochzeit ist die beschwerlichste,
Weil sie so hoch in den Jahren hängt,
Die goldene Hochzeit ist die herrlichste,
Weil in dem Gold noch die Myrte prängt.

Die silberne Hochzeit ist die entbehrlichste,
Weil noch die Liebe zusammenzwängt,
Die eiserne Hochzeit ist die begehrlichste,
Weil noch das Blut in den Adern drängt.

Die hölzerne Hochzeit ist die gefährlichste,
Weil sie am leichtesten Feuer fängt.

Gruß.

Zur Eröffnung der Warte auf dem Ring in Hartberg. (1905.)

Alt-Hartberg, ewig junge Braut,
Den deutschen Alpen anvertraut,
O grüß dich Gott, du liebe Stadt,
Die den Ring am Finger hat.

Der Königin Elisabeth.

1906.

Gütige Frau und Fürstin,
Wie müßte die Krone dich drücken,
Läg' d'runter der Lorbeerkranz nicht
Auf der glühenden Stirn.

Großstadtrappel.

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Großstadtblatt, die Wochenschrift „Zeitfragen" in Berlin, einen treffenden Aufsatz von Th. Fritsch, dem der „Heimgarten", der seit dreißig Jahren das gleiche predigt, folgende Stellen entnimmt.

Der „Zug nach der Stadt".

Was lockt nun eigentlich die Leute nach der Stadt? — Es ist nicht bloß die Aussicht auf den höheren Lohn; denn der ist eigentlich nur scheinbar höher und verliert seinen Wert, wenn man in Betracht zieht, daß Mietzins und Lebensmittel in der Stadt ungleich teurer sind. Aber es spielen hier noch andere Dinge hinein. Das Stadtleben hat so viel Reizvolles, Anlockendes und Kitzelndes. Man kann sich dort als Unbekannter in der großen Menge ein Ansehen geben und eine Rolle spielen, wie zu Hause auf dem Dorfe niemals. Man kann auch vielen Vergnügungen und Ausschweifungen ungestörter nachgehen. Manche sagen ganz richtig: wenn Ihr die Leute wieder aufs Land locken wollt, so müßt Ihr dort ein Variététheater, ein Tingeltangel, eine Weinstube und eine Konditorei mit Schlagsahne einrichten.

Und alles das würde auch noch nicht genügen. Es gibt noch etwas in der modernen Menschenseele, was sie mit blinder Gewalt in die Großstadt treibt. Man könnte es einfach den Großstadtrappel nennen. Jeder kommt sich wichtig vor, wenn er in einer Großstadt lebt. Die Mutter auf dem Lande erzählt mit Stolz, daß ihr Sohn oder ihre Tochter in Berlin, Leipzig, Breslau oder Hamburg dient; und sie macht dabei ein so wichtiges Gesicht, als wären diese Städte gerade durch den Zuzug ihrer Kinder erst so groß und bedeutsam geworden. Ich habe es erlebt, daß Dienstboten hochbezahlte Stellungen in einem Villenvorort

ablehnten, weil es „auf dem Dorfe“ wäre und sie sich dann vor ihren Angehörigen zu Hause schämen müßten.

Und zu diesem Großstadtrappel kommt noch der Bildungskoller. Er ist eigentlich die Grundursache der ganzen Verschrobenheit. Die Halbbildung, die heute durch unser so stolzes Schulwesen bis in jeden Dorfwinkel hineingetragen wird, erzeugt dort eigentümliche Blüten. Dieses ganze Bildungswesen in seiner gewöhnlichen Form läuft ja eigentlich auf eine Mißachtung aller ehrlichen Arbeit hinaus und andererseits auf eine Überschätzung alles Wissens- und Buchkrams. Diese sogenannte Bildung erzeugt eine entsetzliche Verstandeseitelkeit. Heute will einer lieber ein Schuft heißen, als daß er für ungebildet gilt.

Aber was ergibt sich nun aus alledem? — Das Land wird entvölkert, die Stadt wird übervölkert. In der Stadt laufen Tausende mit den Händen in den Hosentaschen beschäftigungslos herum und auf dem Lande fehlt es an Arbeitern. Der Landwirt, der sein Hab und Gut nicht unbewirtschaftet liegen lassen will, muß um jeden Preis Arbeitskräfte heranschaffen; und er nimmt, was er kriegen kann. Und das sind bei uns zumeist Polen oder Ruthenen; nächstens kommen vielleicht auch Chinesen und Neger an die Reihe. Damit aber naht unserem Volke sein Verhängnis: mit der Einführung fremder Rassen und Nationalitäten beginnt eine heillose Rassenvermischung und das ist noch immer der Untergang aller Kulturvölker gewesen.

Warum verrichtet der Pole, der Slawe (bei uns auch der Welsche) noch gern eine Arbeit, die unser deutscher Arbeiter nicht mehr verrichten mag? Weil er noch einfach, unverwöhnt, unverbildet und anspruchslos in seinen Lebensbedürfnissen ist. Er hat noch nicht den Bildungsrappel. Er kommt noch mit einem Lohne aus, der dem „gebildeten“ deutschen Arbeiter unzulänglich erscheint. Ja, er spart sogar noch Geld dabei und nimmt es wieder mit nach Hause, um daselbst das heimische Leben damit zu befruchten. Das fremde Volk gewinnt also in jeder Hinsicht bei dieser Sachlage und das Deutschtum verliert.

Hier stoßen wir auf das eigentliche Kulturproblem unserer Zeit — ja auf das Kulturproblem aller Zeiten. Verbreiterte Zivilisation, Verkehr und Industrie verbrauchen die Menschen. Nur bei dem Landbau haben die Geschlechter durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende hindurch gesund und leistungsfähig bleiben können. Der Landbau ist in mehrfacher Hinsicht die eigentliche Grundlage der Staaten, Nationen und Kulturen. Er muß nicht nur den dringenden Lebensbedarf, sondern auch immer frische Menschen liefern für die höhere Kulturwelt. Es ist durch Erfahrungen und statistische Untersuchungen genügend erwiesen, daß die Stadtbevölkerung aus sich selber auf die Dauer nicht bestehen kann. Sie stirbt im Laufe von drei bis vier Geschlechterfolgen aus, wenn sie nicht

beständig durch frischen Zuzug vom Lande, durch ländliches Blut verjüngt wird. Die deutsche Landbevölkerung wird nicht lange mehr imstande sein, aus ihrem Volksbestande den starken Zuschuß zu liefern, den die Zivilisation verbraucht.

Ein Tagebuch.

(Neue Folge von Heimgärtners Tagebuch.)

Eingang.

Nach nahezu fünfzigjährigem Tagewerk endlich müde geworden. Kluge Leute sagen: Sollte ausspannen!

Habe ausgespannt. Ein Weilchen gerastet. Das geht aber nicht. Man kann sich viel leichter krank faulenzen, als krank arbeiten. Ich will nicht an Müßiggang sterben. Hundert Geisterlein treiben wie immer und unaufhörlich im Kopf ihren Veitstanz. Ich würde meine alten Tage unangefochtener verleben, wenn sie zähmbar wären, diese Geisterlein . . . Doch — gottlob, daß sie's nicht sind.

Nur möchte ich Eins noch ausführen, was mir schon so lange im Sinn gelegen. Ein Lebensjahr möchte ich aufschreiben. Alles, was so im gewöhnlichen Menschenjahre einem durch Herz und Kopf geht, will ich vermerken und — wenn's nicht zu windig ausfällt — in den Druck geben. Ob Tinte oder Druckschwärze, jetzt wird ja doch schon alles durcheinander gerührt. So wie man die intimsten Privatbriefe vieltausendfach drucken läßt und in die fremde Welt hinausschleudert, so kann anderseits ein gedrucktes Buch recht wohl Geheimnis bleiben. Im Hinblick darauf will ich auch mancherlei Heimliches diesen Blättern anvertrauen.

Wir beginnen heute zu schreiben: 1906. Das ist mein dreiundsechzigstes Lebensjahr. Zu spät für ein Tagebuch? Glaube kaum. In jüngerer Zeit tut der Mensch zu sehr mit seinen Erlebnissen flunkern, besonders wenn er ein Phantast ist. Er schreibt alles gleichsam mit großen roten Buchstaben, jeden Satz mit einem Ausrufungszeichen! Im Lebensherbst bricht man die Ausrufungszeichen über's Knie ab, wie dürre Haselstäbe und heizt sie in den Ofen, um sich die Glieder zu wärmen. Da ist kein Geschrei mehr, da ist alles gleich geworden. Nichts bewundert man und nichts verachtet man. Daran, was sie groß nennen, geht man gelassen vorüber und im kleinen findet man Offenbarungen. Alle Werte und Unwerte schätzt man richtiger, auch seine eigenen. Die Sklavenstricke der Leidenschaften hat einerseits der Zahn der Zeit, anderseits ein gestärkter Wille allmählich entzwei-

genagt, so ist man ein wenig weltbeherrschend geworden, in bescheidener, unauffälliger Weise jenem „Übermenschen“ näher gekommen, den die Jugend so wild und so vergeblich anspringt. Ein Tagebuch in solcher Zeit wird ebenmäßiger und wahrhaftiger ausfallen können, als in Tagen, da man erregt und blind sich mit den Schicksalen und ihren Treibersknechten herumbalgen muß.

Freilich stehe ich heute ebenso blind an der Stufe, über die ein geheimnisvolles Jahr herabsteigen wird zu den Menschenkindern. Mit unserem Erdteile steht es so: nicht einen Tag ist man sicher, daß die Leute zur Vernunft kommen oder daß unter ihnen ein unerhörter Wahnsinn ausbricht. Doch zuletzt ist auch das Weltgericht nicht größer als die Zerstörung eines Ameisenhaufens im Walde, und wenn ich dabei zertreten werde, so ist eine der auf dem Wege krabbelnden Ameisen weniger. Irgendwo anders aber ein Wesen mehr. Und wenn dieses Tagebuch unvollendet bleiben sollte, so wird der fehlende Teil mehr sagen, als der aufgeschriebene.

Ganz kunstlos wie der Tag ist, so soll es hergehen. An nichts will ich mich binden, als an mich selbst. Nicht wie es ist, kann's angemerkt werden, nur wie es mir erscheint. An die Ergründung jener Wahrheit, die irgendwo und überall ganz für sich sein soll, glaube ich schon lange nicht mehr. Aber alles erklärt mir und mit allem versöhnt mich die Annahme, daß jeder Mensch seine besondere Welt hat, so wie er seine besonderen Sinne hat. Daß diese Sinne und diese Welt in den unzähligen Menschen sich tausend- und tausendfach wiederholen, ändert nichts. Jeder genießt mit seinem eigenen Löffel. Nun, und mit diesem meinem Löffel will ich in die Schüssel fahren. Es ist nicht der Löffel jenes Bettelmannes, der sich von der Bäuerin einen löffelvoll Sterz erbat und dann mit einem großen Schöpflöffel in die Pfanne fuhr. Heißhungrig bin ich nie gewesen. Bringt man auf einmal nicht viel ein, so fährt man um das öfter. An manchen Tagen wird's wohl mager hergehen. Oft wird man dessen, was äußerlich oder innerlich vorgeht, sich am gleichen Tage auch gar nicht bewußt. Andererseits — wer weiß, welch' große Brocken man im Laufe des Jahres zu überwältigen hat; anheben mag man mit kleinen — wie mit einer Vorspeise, die nicht Appetit stillen, vielmehr Appetit machen soll.

Und so fange ich nun an zu schreiben, ohne zu wissen, was. Die Schrift beginnt mit dem Jahr und endet — ich weiß nicht wann. Ob und welche Entwicklung, welchen Höhepunkt sie haben wird, das bestimmt der Dichter. Der Dichter ist unter verschiedenen Pseudonymen bekannt: Zufall, Geschick, Entwicklung. Lauter falsche Namen. Der wahre

Dichter der Weltgeschichte ist nicht zu schreiben, nur zu ahnen. In seinem Namen beginne ich.

Graz, am 1. Jänner 1906.

Unter der Regierung der Weltbesiegerin Venus, am ersten Tage.

Wenn sie sagen, ich hätte mir für persönlichen Gebrauch einen eigenen Glauben gemacht, so setze ich bei: Und auch einen eigenen Aberglauben. Mir bedeutet es Glück, mit dreizehn bei Tische zu sitzen, wenn der Dreizehnte ein Hungriger ist. Mir bedeutet es Glück, gerade am Freitag etwas zu unternehmen, weil an diesem Tage das erfolgreichste Liebeswerk geschehen ist. Mir bedeutet es Glück, wenn am Neujahrsmorgen mir zuerst ein alter Mann oder ein altes Weiblein begegnet, ist es doch für uns alle verheißend, daß immer wieder auch alte Leute das neue Jahr erleben und sich der verjüngten Sonne freuen. Und bin ich doch auch selber froh, wenn mir am Neujahrsmorgen niemand ausweicht. Mir begegneten an diesem Morgen zuerst Weib und Kind. Das gibt frischen Mut. Schon um Mitternacht war ein guter Kamerad bei mir gewesen. Das widerwärtige gesellschaftliche Festtagsgetue, schon über eine Woche lang — das Verschicken und Ankommen allerlei unnötiger Pakete, überflüssiger Sachen, die nichtssagenden Feiertagsbesuche, das sinnlose Kartenschnellen der Neujahrsgratulationen, die Friedlosigkeit ohne Arbeit, die Nichtstuerei ohne Rast — all das hatte mich schon so heruntergebracht, daß ich — dem banalen, sentimentalen oder bummelwitzigen Silvesternachttreiben entfliehend — mich in meine Stube zurückzog. Schlafengehen wollte ich, doch griff meine Hand nach einem Bande von Schiller, der „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen“. Das ist mein Kamerad gewesen in der Neujahrsnacht. Seine „Drei Worte des Wahnes“ waren das letzte des alten Jahres, sein Gedicht „zum Antritt des neuen Jahrhunderts“ das erste, was ich las im neuen Jahre. Mit diesen großen Worten, die der Dichter ganz unmittelbar an unsere Zeit richtet, beschloß ich das Schillerjahr, in dem wir den herrlichen Sänger so hoch gefeiert und so wenig gelesen und beherzigt haben. —

Heute morgens kam die Zeitung freudestrahlend herein. Was ist's? Friede? — Ach, deshalb macht eine Zeitung kein besonders frohes Gesicht. Tante „Tagespost“ hatte eine andere Freude, fünfzig Jahre alt war sie geworden! Sie gesteht's. Und das will ein Frauenzimmer sein? — Einundvierzig Jahre ist's nun her, seit jener Jüngling im lockigen Haar um sie geworben hat — mit einem Strauß von Gedichten. Sie hat ihn erhört und das vergißt er ihr nimmer. Die Jubiläumsnummer der Grazer „Tagespost“, die so prächtige Streiflichter auf das letztvergangene Halbjahrhundert von Graz und sein Geistesleben wirft, hat mich fast unheimlich erinnert. Ich, als

Erwachsener einst in diese Stadt gekommen, habe bisweilen noch die Vorstellung, als hätte ich mich der Grazer Gesellschaft noch nicht ganz anzuleben vermocht. Dieweilen belehrt mich diese Schrift, daß die Grazer Gesellschaft meiner Zeit schon von mir weggestorben ist. Ich war hier einmal viel gründlicher daheim, denn jetzt, als alter Zurückgebliebener. Die Welt von Graz, die jetzt vor meinen Fenstern ihre Neujahrspromenade macht, war großenteils noch gar nicht geboren, als ich mit hochgemuten Grazer Freunden längst meine literarischen Allotrias trieb. Wie viele sah ich aufsteigen, wirken und wieder dahingehen, während ich wie ein ewiger Jude am moosigen Stein sitze und mit Freude oder Ärger die Vorüberwandelnden beobachte. —

Neujahrsgedanken — schon gut, schon gut. Wenn aber dieses Tagebuch eine Art von Kalender sein will, so muß auch das Wetter hinein. Das Wetter ist nämlich nicht bloß als Verlegenheits-Gesprächsstoff da, sondern auch als ein Ursprung der Menschengeschicke. Unser äußeres wie inneres Leben, Leisten und Leiden regnet's herab, windet's herab, sonnt es herab. Wenn im Oktober Winter ist, im November Frühjahrswetter und im Dezember Sonnenschein, da muß freilich auch die Menschengesellschaft aus aller Ordnung kommen. Davon anderswo. Das neue Jahr begann mit klarem kalten Sonnenschein. Der Boden ist schneelos und ein schneidiger Ost jagt weiße Staubwolken durch die Straßen. Ich lasse die Fenstervorhänge niederrollen, daß das Ofenfeuer an der Wand flackert; das soll Winter bedeuten. Dann möchte ich ein paar Tage ausruhen — von den Feiertagen.

Am 2. Jänner.

Kalt und trüb. Zur Stunde, da man im Sommer schon die Fensterbalken schließt, um sich vor Sonnenhitze und Licht zu schützen, brennt jetzt auf dem Arbeitstisch noch die Lampe. Nun ging der Christbaum fort. Zehn Tage lang war er mein Stubengenosse gewesen, buschig grün und schmucklos, ganz wie sie im Walde stehen. Die weißen Wachskrümchen der abgebrannten Kerzen waren das einzige Zeichen von dem Freudenopfer am heiligen Abend. Die Sachen, die sich um das Kreuz seines Fußes wie Schutt gelagert, waren längst davongetragen worden, die Sternenpyramide war verloschen und er stand wieder still und arm da, wie vor dem Ruhme. So, mein Tannenbaum, bist du mir auch am liebsten und so hast du, auf dem Kreuze stehend, den Feiertagsrummel überdauert, hast, wenn ich toll werden wollte über all den hohlen Förmlichkeiten und den Krimskram, mir schweigend erzählt von unserer gemeinsamen Waldheimat. Das wäre mein Ideal vom Weihnachtsfeste: den grünen Baum und die liebe Stille dazu — und nichts, nichts sonst von all dem närrischen Treiben. — — Nun die Weihnachtszeit vorbei, ist er wieder fort-

gegangen und weht's mich an beinahe wie der Schatten, wenn ein lieber Menschenkamerad davongetragen wird.

Aber siehe! Es geht wieder auswärts, über den Winternebeln hebt schon die Sonne an höher zu steigen und im Walde sehen wir uns wieder.

Am 3. Jänner.

Trüb und frostig. Und immer noch kein Schnee. Immer noch die schmutzigbraune, staubige Erde! Entweder weiß oder grün sollte sein, eine der steirischen Farben! Wie plange ich danach! Fast so wenig, wie das Schaf die Wolle, der Herd das Feuer, kann der Älpler im Winter den Schnee entbehren. Der Schnee reinigt, wärmt und leuchtet. Der lichte Schnee ist ein Ersatz für die trübe, kurze Sonne. Und erst gar, wenn man zur Kräftigung der schlappen launischen Stadtleutnerven des Wintersportes bedarf, wenn man, wie die Mürzzuschlager, nordische Spiele veranstaltet hat für den Jänner — und es liegt die kahle, sandige, gefrorene Bodenfläche da, und der Schnee hängt tausend Meter hoch in der Luft und kann nicht herab! Mir ist nichts zuwiderer, als energieloses Wetter. Es wirkt lähmend auch auf den Menschen. Die nordischen Spiele sind verschoben worden auf den Februar. Vielleicht hätten sie auch können auf den Mai verschoben werden. -- Wer weiß, ob bishin nicht nordische Spiele anderer Art uns beschäftigen. —

Einen Dorfmenschen hörte ich einmal sagen: Wenn das Dorf im Westen brennt, da bleibe ich ruhig sitzen beim Tisch und löffle meine Suppe. Wenn's aber im Osten brennt, dann mach' ich Bündel und lauf' davon. Als ich den alten Schlingel fragte, warum das? antwortete er nichts als: „Der Ostwind! Der Ostwind!" Das erinnerte mich, daß uns östliche Unruhen gefährlicher zu werden pflegen, als westliche. Ist es, weil dort in den gebundenen Elementen mehr Spannkraft gesammelt ist? Oder weil wir selbst noch mehr Schicksalsgemeinschaft mit den östlichen als mit den westlichen Völkern haben? Oder weil überhaupt der Weltuhrzeiger von Ost nach West geht — das Gestirn wie die Menschheit? Mit welchem Behagen haben wir vor einem Jahr noch zugesehen, als die Russen und die Japaner aufeinander schlugen! Aber der Ostwind! Der Ostwind! In der Nachbarschaft brennt's. Schon in unserer Kornkammer brennt's! In ganz Rußland Revolution. Der Lärm dringt zu uns herüber, aber man erfährt nichts; ein ungeheures Geschrei, aber man versteht nichts. Wer hundert Jahre lang warten kann, der wird's sicher aus den Urkunden erfahren, was heute in unserer Nachbarschaft geschieht.

Gestern Erdbeben in Kroatien. Agram wesentlich geschädigt. Auch in Untersteier Erdbeben, aber so mäßig, daß der Humor dabei

mithüpfte. Ein bäuerlicher Naturforscher zu Kitzeck war endlich in der Lage, das unheimliche Phänomen zu erklären: „'s Erdbiben? Wia's kimpp, willst wiss'n? Oba schau, däs is douh leicht. Ba dera Kält'n hiaz. Wiast wul du ah prelln über und üba, wan da kolt ist. Nau siagst as, sa konst as da Weltkugl nit verübelnehma, wan's prellt und daß s die stoanhirt-gfron Haut amal will obbeitln." —

Heute brachte die Zeitung in ihren Grazer und Provinzialnachrichten folgende Notiz:

Ein Selbstmord. Mit zitteriger Hand hat ein alter Mann selbst die Anzeige von seinem freiwilligen Tode geschrieben und sie uns gestern eingeschickt. Der Bogen Papier enthält in wenig Worten eine Tragödie. Psychologen werden das folgende, das wir unverändert mitteilen, zu lesen verstehen: „Unter Tagesneuigkeiten. Offenbar in einem Anfalle momentaner Geistesstörung, hervorgerufen teils durch Krankheit (Schlaganfall), teils durch die quälende Sorge ob des durch die Krankheit erfolgten Verlustes seiner Stelle und Existenz hat gestern der in den letzten 27 Jahren ununterbrochen in Graz lebende 73jährige Privatbeamte Herr Ferdinand Fruhwirth, der schon auf eine mehr als 50jährige, stets belobte Arbeitstätigkeit zurückblicken konnte, freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Er hat folgende Abschiedszeilen hinterlassen: Nach langem, der Arbeit gewidmeten Leben, — Muß ich zurück der Natur das ihrige geben! — Und schreite getrost, wenn auch im Wahnsinnfieber, — Zur ewigen Ruhe, zum ewigen Schlaf hinüber. — Omnibus et singulis valedico. Ferdinand Fruhwirth." Dies wörtlich die Todesanzeige. Nachforschungen haben ergeben, daß der alte Mann die Wahrheit geschrieben. Er entleibte sich gestern mittags in seiner Kammer. — Gibt eine solche Tragik des Einzelnen nicht ebenso viel zu denken als der japanische Krieg, als die ganze russische Revolution? Die Hoffnung, die Enttäuschung, das Leid, der Kampf, die Empörung, die Verzweiflung — die ganze Menschheitstragödie zusammengepfercht in das Herz eines einzigen Individuums. Und dazu der Humor des Selbstmörders, sich vorher eilig in der Zeitung zu verewigen, indem er mit seiner eigenen Todesanzeige gefälligst noch die Sensationslüsternheit der Leute befriedigt, ehe er ihnen den Rücken kehrt. Wenn die russischen Revolutionäre auch so viel Rücksicht auf die Zeitungsleser hätten, um heute mitzuteilen, was sie morgen tun werden!

Am 4. Jänner.

Ich strenge mich aufs äußerste an, um so viel als möglich von mir selber zu sprechen. Immer noch zu wenig. Daß sie von mir das Richtige nicht wissen, wäre ja kein Unglück, aber daß sie das Unrichtige glauben, ist zuwider.

Dieser Tage ist mir von hochachtbarer Seite mitgeteilt worden, daß folgendes über mich erzählt wird. Nicht Doktor Adalbert Svoboda sei vor 41 Jahren der Urheber meiner Lebenswende gewesen, sondern der Priester (nachmalige Kanonikus) Hans Wöhr in Graz. Dieser hätte mich mit ans Licht gezogen, mir Unterricht in der Schriftstellerei gegeben und mich an Doktor Svoboda empfohlen.

Das nun ist von A bis Z unwahr. Als ich im Jahre 1864 von Krieglach-Alpel aus mich direkt an die „Grazer Tagespost" wandte, mit dem Redakteur Doktor Svoboda unmittelbar in Verkehr trat und er mich nach Graz zog, wußte ich längst noch nichts von Hans Wöhr, und Hans Wöhr wußte nichts von mir. Erst ein Jahr später, als Svoboda mich schon versorgt und durch Rudolf Falb in der Grazer Handelsakademie untergebracht hatte, wurde ich durch meinen Heimatsgenossen, den Theologen Urban Offenlugger, mit dessen Kollegen Hans Wöhr bekannt. Ich besuchte sie etwa drei- bis viermal im Refektorium des Priesterhauses, wobei sie mich mit Bier bewirteten und mir Bücher liehen. So borgte mir Wöhr meines Erinnerns eine deutsche Poetik, die ich mit nach Hause nahm, mit der ich aber nicht viel anzufangen wußte. Auch werden wir — Wöhr war literarisch tätig — wahrscheinlich über Literatur gesprochen haben, das ist alles. Von einem „Unterricht in der Schriftstellerei" keine Spur.

Wenn der brave Hans Wöhr noch lebte, die angeführten Entstellungen würden gewiß nicht aufgetaucht sein; wenn ich schon tot wäre, könnten sich solche Unrichtigkeiten leicht festsetzen. Das ist zu verhindern. — Undankbarkeit ist gerade nicht mein größter Fehler, obschon manches Versehen und Vergessen vorkommen mag. Würde Wöhr oder ein anderer Priester in mein Geschick werktätig und bedeutsam eingegriffen haben, ich wäre ihm ja natürlich nicht weniger dankbar, als es nach der anderen Seite hin zu sein meine Freude und mein Stolz ist.

Am 5. Jänner.

In einer kleinen Stadt Deutschlands lebt ein wohlwollender Mann, der sich in den Kopf gesetzt hat, mir zu meinen Geburtstagen, Namenstagen, Osterfesten, Neujahrstagen u. s. w. Glückwunschkarten zu schicken. Ich bin stets erfreut und geehrt, aber geantwortet habe ich ihm nie. Jetzt riß ihm endlich die Geduld und er versucht, mir Lebensart beizubringen. In einem gütigen, aber ernstgehaltenen Schreiben vom 3. dieses Monats macht er mich darauf aufmerksam, daß es bei gebildeten Leuten Sitte ist, auf jeden Gruß zu danken, jeden Brief zu beantworten und jeden Glückwunsch zu erwidern. — O lieber Freund! Das gäbe Karten hin, Karten her das ganze Jahr und ich bin doch kein Kartenspieler, vielmehr ein Mensch, der fleißig arbeiten soll! In

festem Vertrauen, daß echtes Wohlwollen, dessen ich allerdings nicht entbehren möchte, keiner ausdrücklichen Vorstellung bedarf, bekenne ich seit Jahr und Tag, daß mir erst dann zu gratulieren ist, wenn mir nicht mehr gratuliert wird, weil ich dann weiß, daß man mich versteht. So ist's auch gelungen, die mir zu gewissen Tagen zukommenden Gratulationsschreiben auf 120 bis 100 zu reduzieren. Bei diesen Zahlen aber bleibt es seit Jahren, trotz sonstigen Wandels in den Personen und Umständen. Als ob's ein Naturgesetz wäre, daß so und so viele Leute sich hinsetzen und schreiben müßten. Es wird doch wohl auch in kleinen Dingen so sein, daß der einzelne glaubt, etwas mit freiem Willen zu tun, während es nach tiefen Gesetzen unwillkürlich getan werden muß. Und anderseits dürfte es immer wieder die gleiche Anzahl von Leuten geben, die gegen alte Herkömmlichkeiten ankämpfen und — sie doch nicht ändern können. Lauter Naturnotwendigkeiten. Wir sind ein dummes Spielzeug. —

Und das, wird man fragen, ist alles, was du an einem ganzen, langen Menschentag erlebt hast? Alles? Ist beim Tischler denn jeden Tag ein neuer Schrank fertig? An den meisten Tagen gibt's nur Hobelspäne. Sauber in den Korb damit! Brennmaterial!

Tagebuch schreiben ist nicht so leicht. Man erlebt ja nichts. Und was man erlebt, wird man nicht inne unter den tausend Nichtigkeiten, die den Tag ausfüllen, wovon sich aber doch eine oder die andere später entwickelt. Eines Tages geht man an einem Bach entlang und hat vorher die Quelle übersehen.

Am 6. Jänner.

Zum „Krug im grünen Kranz“, wöchentlich einmal — seit 25 Jahren! Vor kurzem feierten wir das Vierteljahrhundertfest. Aber die Sassen von einst haben — unter zwei Ausnahmen — einer neuen Runde Platz gemacht. Ich, der damals kranke, unter dem Siegel der Verschwiegenheit aufgegebene Mensch, bin der einzige, der seit 25 Jahren ununterbrochen sitzt im Krug. Ein feines Büchlein ließe sich schreiben über die Persönlichkeiten, die in dieser langen Zeit mitsaßen, über die Lustigkeiten und geistigen Anregungen aller Art, die es da gab. In den ersten Jahren eine kühnliche Streitbarkeit, denn wir hatten Politik, Nationalismus, Antisemitismus, Kunstparteiisches und dergleichen Zunder mit in die Weinstube getragen. Da gab's manchmal ungute Stunden und oft ging ich mit einem Katzenjammer heim, der nicht von meinem Glase Wein kam, vielmehr von dem Gewissen, zu vorlaut, zu rücksichtslos und lieblos gewesen zu sein. Doch mit zunehmendem Alter wird man sogar in der Weinstube klüger. Wir begruben die Streitaxt tief im Keller, wälzten ein Faß Wein darüber und luden den Humor zu Tische. Das, was uns früher getrennt hatte, die Verschiedenartigkeit unserer Naturen,

unserer Bildung, unserer Berufe, unserer Weltanschauungen wurde nun das Einigende und gegenseitig Fördernde.

So war der „Krug im grünen Kranz" ein schier ersprießlicher Ort geworden, auf den man sich nach einsamer Woche freuen konnte. In diesem „Kruge" sind manche bedeutende Persönlichkeiten gesessen, deren Seelen sich noch heute bisweilen anmelden. Gegenwärtig ist die Tafelrunde so zusammengesetzt: Ein Komponist, ein Bildhauer, ein Maler, ein Schauspieler, ein Gelehrter, ein Journalist und ein paar Schriftsteller. Bisweilen kommt auch der Theologe, sowie sich anderseits Architekten, Advokaten und Offiziere bei uns nicht fremd gefühlt haben.

Gestern war die erste Sitzung des 26. Jahrganges. Fing gar würdig an, wurde immer fröhlicher und entwickelte sich zu einem so homerischen Göttergelächter, daß alle Nachbarstische mittun mußten, ohne zu wissen, warum.

Am 7. Jänner.

Ein Abendgang auf den Schloßberg. In einem Gemenge von Staub und Nebel muß man schwimmen durch den Stadtpark, und darin schweben Johanniswürmchen. Es sind aber keine, es sind die Laternflammen, die im dichten Nebel fast ersticken. Leute hasten dahin, 's ist Fasching, sie jagen nach Lustbarkeit, wollen was und wissen nicht was. Weiterhin ist der Ballsaal — der Eislaufplatz, über den hundert dunkle Gestaltlein gleiten bei Musik, aber die Funken der Bogenlampen in der Luft sind so winzig, daß kein Rand abzusehen ist von diesem modernen Ballsaal, auf dessen glattes Parkett die Mütter ihre Töchter just so gut oder besser zu Markte führen können, als im Redoutensaal oder in der Industriehalle.

Ich kaufe nichts. Steige den Schloßberg hinan, habe unterwegs die Ballmusik umsonst. Die Reigen jedoch sind versunken im Nebel, der so dicht ist, daß ich mit dem Stock immer Buchstaben und Herzen hineingravieren will. Ungefähr in der Höhe des Schweizerhauses prickelt plötzlich eine andere Luft. Frische Bergluft, und auf die Höhe des Berges gekommen, stehe ich auf einer Insel im Meere. Da unten ringsum und weithin ruht das blasse Nebelmeer und am klaren Himmel steht der Vollmond. Gegen Norden hin erheben sich Eilande. Scharf und dunkel erheben sie sich aus der weißen See und an ihren Hängen schimmern mattblasse Tafeln und über ihren Zinnen ist der reine monddurchsilberte Himmel. Isola Plabutsch, Isola Platte, Isola Schöckel. Nach Süden die unbegrenzte See, auf der ein einziges schwarzes Schifflein steht. Die Spitze eines Turmes ist es vermutlich. In den Tiefen aber tost die Brandung. Der ewige Lärm einer versunkenen, unerlösten Stadt. Wer ein Sonntagskind ist, der kann Gesichte haben, was sie da unten

treiben, die in Menschenleiber verzauberten Haie, Krebse, Polypen und Ungeheuer aller Art. Sie umwerben, erjagen und verzehren einander und machen Musik dazu. Ich aber bin auf dieser Insel wie Robinson allein. Wird jenes Schiff herankommen, um mich zu retten? — Ich tauche wieder hinab zu den unerlösten Seelen der versunkenen Stadt.

Am 8. Jänner.

Innerhalb von sechzehn Tagen sieben Feiertage! Vom Christabendsonntag bis gestern. Da ist mancher froh, wenn die normale Wochenarbeit wieder kommt, um sich von den Ruhetagen zu erholen. Warum die „Sonntagsruhe“, die alles zusperrt, gerade das Wirtshaus offen läßt? Speisen kann man daheim in der Wohnung doch mit viel größerer Ruhe. Ich hätte halt gemeint, die Sonntagsruhe wäre am besten in der Familie oder mit Kunst- und Literaturgenuß zu feiern, oder in der freien Natur mit körperlichen Übungen, die lange nicht so anstrengend sind, als das — — Wirtshaus, täte ich gerne sagen, wenn nicht gerade vorgestern vom „Krug im grünen Kranz“ die Rede gewesen wäre. Wenn ein Buckeliger sich über den Höcker anderer moquiert, das ist schon gar erbaulich.

Am 9. Jänner.

Vor etlichen Tagen. Ein Stelzfuß am Wege. Er bettelte nicht, aber den Hut hatte er abgezogen und der lag zufällig so, daß die hohle Seite nach oben gerichtet war. Man soll den Straßenbettel nicht unterstützen, oft hört man's und auch sich selber sagt man's. Erstens züchtet man damit Bettelleute und zweitens glaubt man mit den paar Kreuzern, die man gibt, sich von weiterer Pflicht wohltätig zu sein, loszukaufen. Das wie immer, es ist fast instinktiv, daß man in den Sack greift, wenn ein armer Mensch dasitzt, den Hut offen haltend.

Fünf Heller, glaube ich, daß es waren. Der Stelzenmann neigte seinen Kopf und sagte bedächtig: „Vergelt's Gott zehnmal!“

Ich ging weiter und dachte: das wären fünfzig Heller. Doch merkwürdig! Wie? man will sich mit zehnfacher Vergeltung nicht begnügen? Man tut's angeblich des Guten an sich wegen und nun findet man's seltsam, wenn einer zu den paar Kreuzern nicht Vergelt's Gott tausendmal sagt.

Eigentlich gefiel es mir, daß der Mann so schlicht bürgerlich dachte und nicht die überschwänglichen Zinsen, Wucherzinsen höchster Potenz, versprach. Doch gib ihm nur mehr, dachte ich, er wird schon!

Heute, als ich wieder vorbeikam und der Stelzfuß immer wieder so dasaß mit dem zufällig offenen Hut, war das Almosen ein wenig erklecklicher. Er neigte den Kopf und sagte: „Vergelts Gott zehnmal!“

Nun war's klar, er gibt nicht mehr. Ich lachte mich aus und nahm mir vor, so oft ich an diesem guten armen Menschen vorüberkäme, ich wollt' mir's genug sein lassen. Zehnmal! auf höhere Prozente kann man sein Geld nirgends anlegen — im besten Geschäft nicht. —

Am 10. Jänner.

Diese Rundfragen gehen mir jetzt schon bis da herauf. Was die Leute von mir nicht alles wissen möchten! Und wenn man's ihnen sagt, glauben sie's nicht einmal, denn sonst würden sie über dieselbe Sache nicht auch andere fragen. Sie fragen dich nicht in der Voraussetzung, daß du besonders klug und weise seiest. Eine je ungereimtere, lächerlichere Antwort du gibst, je lieber ist's ihnen. Man kann die Fragesteller auch frozzeln, das macht nichts, wenn's nur ergötzlich ist und nichts kostet. Sie wollen sich bloß Scheidemünze zusammenbetteln, wenn auch falsche darunter sind, den Beutel füllen sie doch und reixeln kann man auch damit. Und gibt's ein billiges Futter für ihre Blätter, die alles fressen, wenn's nur voll macht.

So kommen die Fragebogen: Welches sind Ihre Lieblingskünstler? Was denken Sie über das allgemeine Wahlrecht? Sind Sie für oder gegen die Todesstrafe? Was halten Sie von der Wollenkleidung? Ihre Meinung über die Kritik? Wir wüßten gern, was Sie über den Homosexualismus denken? Welche Lebensweise führen Sie, daß Sie so alt geworden? Welche Staatsform ziehen Sie vor, Monarchie oder Republik? Welche Bedürfnisse haben Sie, welchen Luxus erlauben Sie sich? Ihre Meinung über das Zweikindersystem, und welche Mittel hiefür? — So geht es fort, das ganze Jahr. Doch hat der Bogen nicht etwa e i n e Frage, sondern noch eine Anzahl von Nebenfragen, Unterfragen, oft ein wahres Kreuzverhör. Man müßte manchmal weitläufige Studien machen, müßte sein Leben und Wesen durchforschen, analisieren, sich mutternackt hinstellen vor alle Welt, bloß um den Nöten irgendeines Zeitungsschreibers zu genügen, der gerne sein Blatt füllen möchte, aber keine Gedanken hat.

Vor einiger Zeit hat mich ein Berliner Zeitungsschreiber in einem Bogen, der fast so groß war wie ein Bettuch, gefragt, was ich über die freie Liebe denke, ob und in wie fern ich derselbigen je gepflogen hätte, welche Erfahrungen ich dabei gemacht u. s. w. Dieselbe Frage wäre an alle hervorragenden Geister gestellt und von vielen bereits beantwortet worden. Ich ließ dem Herrn eine Antwort schreiben, die er wahrscheinlich nicht abdrucken wird. Erstens besteht sie aus nur einem Worte, füllt also nichts, zweitens ist sie verdammt grob.

Hingegen habe ich einem Hamburger Zeitungsmillionär, der in seiner Rundfrage von mir eine Gratis-Abhandlung darüber, ob Land-

wirtschaft oder Industrie, haben wollte, auch einen Fragebogen geschickt: Wie denken Sie über mein Waldschulhaus? Sollten die armen Waldbauernkinder, die im Winter weit zur Schule haben, nicht warme Kleider und eine warme Suppe bekommen? Sollte man diesen Kindern nicht eine kleine Christbaumbescheerung herrichten? Und sollte es nicht reiche Leute geben, die dazu ein bißchen was beitragen? — Das war mein Fragebogen an den Millionär. Er hat ihn nicht beantwortet.

Vor kurzem kam an mich folgender Rundfragebogen: Was haben Sie für einen Beruf? Wie viel nehmen Sie jährlich an Geld ein? Wie viel brauchen Sie für Ihren geschäftlichen Haushalt? Hat Ihre Frau Vermögen? Wie viele Kinder haben Sie zu versorgen? — Na, das fand ich denn doch arg. Der Höhepunkt der Dreistigkeit lag im kategorischen Schlußsatz, daß diese Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten seien!

Ehe meine Faust sich krampfte, um den impertinenten Wisch zu zerknüllen, sah ich's noch. Der Fragebogen kam von — der Steueradministration.

Ah — das! Meine Muskeln erschlafften, meine Wut löste sich in Betrübnis. Ein honoriger Rundfragebogen, aber ein fataler. Den muß man beantworten. Und nicht bloß das!

Am 11. Jänner.

Wiener Arbeiterblätter gehen jetzt mit dem Dreschflegel auf mich los. Hinterdrein hüpft etwas Publikum. Schreibt mir ein Arbeiter aus Steyr: „Seit Sie Doktor sind, verleugnen Sie das Volk und hocken in den Salongs.“ Und ein Wiener Arbeiter: „Der Rosegger, der bisher immer für uns eingestanden ist, der unseren Volksbibliotheken Bücher gespendet hat, der uns so oft Vorlesungen gehalten hat (den unsere Zeitungen so gerne nachgedruckt haben, hätte er beisetzen können), er ist für uns jetzt absterbens amen.“ — Ja, was ist denn geschehen? „Der Mob soll stimmen aber nicht geigen!“ hatte ich gesagt, „Heimgarten“, Seite 227. Und jetzt verbreiten diese Herren, mit dem „Mob“ hätte ich die Arbeiter gemeint. Dank' schön für eine solche Unterstellung! Ich bin auch Arbeiter! Es könnte mir doch nicht im Traum einfallen, den Mob, das ist das arbeitsscheue Stadtgesindel mit den Arbeitern zu vergleichen. Das tun in diesem Falle nur jene Zeitungen. — Stimmen wird beim allgemeinen Wahlrecht freilich auch der Mob. Aber geigen — Einfluß auf die Regierung gewinnen — werden hoffentlich nur solche, die auch in der Arbeit was leisten.

Das edle Bemühen gewisser Demagogen, den Volksdichter vom Volke loszureißen, wird erfolglos bleiben.

Kleine Laube.

Schauspieler und Revolution.

In dem Buche von der Haizinger und ihrer Tochter*) wird folgende Erinnerung aus der Revolution erzählt. Es ist im Wiener Burgtheater, und es war am 13. März, während der Probe von Halms „Verbot und Befehl", als die Schauspieler durch das große Fenster der Damengarderobe vom Kohlmarkt einen geschlossenen Zug feingekleideter Herren, hinter ihnen eine Schar von Studenten, in den Burghof marschieren sahen. Auf dem Michaelerplatze stauten sich lärmende Menschenmassen. Die Probe wurde sogleich abgebrochen, das ganze Personal eilte nach Hause. Es folgten jene wildbewegten Tage, während welcher natürlich kein Mensch ans Theater dachte. Amalie Haizinger, die sich ihr Lebtag um Politik so herzlich wenig gekümmert hatte, mußte nun unter den neuen Umwälzungen nicht minder leiden wie die Nächstbeteiligten! Und es war ihr für alle Angst, die sie erlitten und noch erleiden sollte, ein geringer Trost, daß Graf Sedlnitzky, der sie einmal um eine schöne Rolle gebracht, nun abgesetzt war.

Durch neue politische Bewegungen waren die Theaterfragen in den Hintergrund gerückt. Mitte Mai begannen die Unruhen in Wien und Mutter Haizinger, die auf dem Judenplatze wohnte, war es bestimmt, alle Phasen des Umsturzes in unmittelbarer Nähe mitzuerleben. In der Nacht vom 25. zum 26. Mai, als unter dem Läuten der Sturmglocke der Bau zahlloser Barrikaden eingeleitet wurde, war es dem jugendkräftigen Schlafe Louisens, ihrer Tochter, vergönnt gewesen, all diese Schrecken zu überhören. Ihre Mutter aber hatte vor Entsetzen kein Auge geschlossen. Als sie gegen Morgen, nachdem scheinbar etwas Ruhe eingetreten war, das Fenster öffnete, wurde sie von den Barrikadenmännern mit den Worten angeschrien: „Das ist auch so eine schwarzgelbe Kanaille! . . ." Tödlich erschrocken eilte sie ins Nebenzimmer zu ihrer Tochter, die von jenen Tagen noch weiter zu erzählen wußte, wie die Barrikadenmänner in ihre Wohnung drangen und ihre Möbel zum Bauen verlangten und wie die Mutter sich mit den Worten wehrte: „. . . Was wollt ihr denn mit meinem kleinen Schreibtischle für Barrikade baue? Das isch ja zu schwach. Aber da drübe wohnt einer, der verkauft große Kischte, die passe besser dazu." Das half! Plötzlich stürzte Löwe in ihre Wohnung mit der Freudenbotschaft, er habe soeben den Grafen Dietrichstein befreit; denn der gute alte Mann war mit dem Oberkommandanten der Nationalgarde, Grafen Hoyos, in der Aula als Geisel gefangengehalten worden. Kaum war Löwe fortgeeilt, so rannte Lucas herbei und jubelte, er habe soeben den Grafen Dietrichstein befreit; als diese doppelte

---

*) Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. K. Konegen. 1906.)

Rettung Amalie Haizinger wieder in frohere Laune versetzen wollte, kam es zu einem Ausbruche wirklicher Heiterkeit, als bald darauf Dr. Bacher atemlos, wie die beiden anderen, freudig erregt meldete, daß er den Grafen befreit hätte!

Mutter und Tochter machten sich nun auf den Weg, um nach dem Befinden ihrer Gönnerin, der Gräfin Dietrichstein, zu fragen; die alte Dame hatte aber, gleich Louisen, allen nächtlichen Lärm verschlafen und wurde des Morgens durch das Aufreißen ihrer Bettvorhänge geweckt. Vor ihr stand ein junger Mann, mit Kalabreser auf dem Kopfe, Schleppsäbel an der Seite, und sprach: „Erschrecken Sie nicht, Exzellenz!“ „Ich bin aber schon erschrocken!“ meinte sie sehr richtig. „Ich komme, um Sie zu beruhigen.“ „Wegen was denn? und wer sein's denn?“ „Ich bin Student, komme von der Aula, wo Ihr Herr Gemahl als Geisel gefangengehalten ist, aber ich stehe dafür, daß ihm kein Haar gekrümmt werden soll!“ — Damit eilte er ab, ohne seinen Namen genannt zu haben und ließ die alte Dame sprachlos vor Schreck zurück. Nach wenigen Minuten wurde aufs neue heftig an der Glocke gerissen und der junge Freiheitsheld rasselte nochmals ins Zimmer: „Was wollen's denn schon wieder?“ klang es entsetzt aus dem Himmelbett heraus. „Entschuldigen Sie, gnädigste Gräfin“, wiederholte der Jüngling möglichst sanft, „ich hatte leider das Wichtigste vergessen; ich sollte nämlich fragen, was denn Se. Exzellenz gewohnt sei, zu Mittag zu speisen? . . .“ Dieses Erlebnis erzählte die Gräfin eben ihren Besucherinnen, als auch der Graf wirklich ganz wohlbehalten nach Hause kam.

Dann im Herbst. Das Burgtheater war in diesem Jahre schon am 25. Juli wiedereröffnet worden. Am 6. Oktober erscholl die Alarmtrommel aufs neue, aber den Wienern so wenig ungewohnt mehr, daß nicht sonderlich darauf geachtet wurde. Darum fuhr Louise Neumann auch unbeirrt an jenem schönen Herbstmorgen zu ihren Freunden Menz aufs Land, ohne ihre Mutter, die ja von „dene Länder“ nichts wissen mochte. Als sie abends nach Hause wollte, geriet sie innerhalb der Linie in einen johlenden, wütenden Pöbelhaufen, der den Lohnkutscher vom Bocke reißen wollte und ein Triumphgeheul ausstieß über den begangenen Mord am Kriegsminister Latour. Vor die Unmöglichkeit gestellt, in die Stadt zu gelangen, kehrte sie zu ihren Freunden zurück, mit denen sie eine sorgenvolle Nacht verlebte. Bis zu ihnen drang, unheilverkündend, der Schall der Sturmglocken. Louise hatte sich mit vieler Mühe einen Boten erkauft, der sich in die Stadt zur Mutter wagte und der gegen Morgen die erlösende gute Botschaft brachte: „Sei ganz ruhig, geliebte Tochter! Es ist mir nichts geschehen. Ich habe vier Ritter gehabt, die Dich trotz des Jammers grüßen: Bird, Bacher, Devrient und Graf Schönfeld. Das unerhörte Verbrechen ist geschehen. Latour hängt an der großen Lampe auf dem Hof. Noch beben mir alle Glieder! Jetzt, neun Uhr, ist es ziemlich ruhig. Morgen komme ich hinaus, wenn ich kann. Sei unbesorgt für mich! Für Dich sind tausend Engel vom Himmel bereit! Grüße die guten Menz von Deiner zitternden Mutter.“

Eine merkwürdige Dreifaltigkeitsdarstellung.

Der Zufall spielte vor nicht langer Zeit dem Schreiber dieser Zeilen ein höchst interessantes kulturgeschichtliches Kuriosum in die Hand: ein verstaubtes, unscheinbares Bild aus dem finsteren Laden eines Ennser Altertumskrämers, das aber gewiß verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, als bezeichnendes Dokument zur Geschichte des Glaubens wie der Volksseele.

Das Bild stellt nämlich, um das geheimnisvolle Dogma der christlichen Dreieinigkeit in sinnenfälliger Weise zu interpretieren, die drei göttlichen Personen in

einem Porträt mit einem Kopfe und drei Gesichtern dar. Die Anordnung ist eine derartige, daß das mittlere Antlitz en face dem Beschauer entgegen blickt, so daß also die drei Gesichter nur vier Augen ergeben. Die drei Gesichter sind vollkommen gleich, mit einem wallenden weißen Barte und gerader, fast griechischer Nase. Das Haupt trägt eine goldene Krone, während seitlich ein goldener Strahlenkranz es umgibt; rechts und links sind schematisch Wolken angedeutet. Die Brust ist, so weit sichtbar, mit einem rötlichen, faltenreichen Gewande bedeckt. Das ganze Bild ist reich in Farben und mit viel Gold ausgeführt, übrigens gerade kein Kunstwerk.

Die Malerei ist sogenannte Glasuntermalerei, wie sie bis gegen Ende der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts üblich war und jetzt noch bei vielen alten „Marterln" und ähnlichen Heiligenbildern zu beobachten ist, deren Typus das Bild auch entspricht.

Was das Alter unseres Bildes anbetrifft, so ist durch die letzte Bemerkung einiger Hinweis gegeben; überdies fand sich, hinter den arg beschädigten Holzdeckel hineingesteckt, ein Bruchstück eines Buches, das, der Orthographie nach zu urteilen, der Zeit um 1800 entsprechen mag, so daß wir unser Bild als dieser, vielleicht auch etwas früheren Zeit angehörig betrachten dürfen (das Fragment scheint einen Teil einer naturwissenschaftlichen Abhandlung zu bilden und weist orthographische Formen auf, wie „freylich, Rahmen, Athemhohlen, Zweytes Kapitel" rc.).

Wie ist nun eine solche Erscheinung, noch dazu im Abendlande, zu erklären? Denn, daß dieses Bild sofort an die bekannten Darstellungen der Gottheiten im Orient — ich verweise nur auf Indien, wo die Kunst sich so ganz besonders in den Dienst der Symbolik gestellt hat — z. B. an die Bildnisse Schiwás, Indrás u. s. f., erinnert, ist einleuchtend. Wenn nun dergleichen auch im Westen auftritt, so ist es deshalb wohl nicht nötig, orientalische Einflüsse anzunehmen; im siebzehnten Jahrhunderte mußte Papst Urban (der vom Jahre 1623 bis 1644 den Stuhl Petri innehatte) die Darstellung der Dreifaltigkeit auf die oben beschriebene Weise, die damals überhandnahm, verbieten, und er ordnete sogar die Verbrennung der vorhandenen Bildnisse an.

Wir meinen, daß der Hinweis auf die keineswegs reflektierende oder in der Wahl des Ausdruckes pedante Naivität volkstümlich gewordener Vorstellungen genügt, um solche Erzeugnisse der darstellenden Kunst auch im Abendlande erklärlich erscheinen zu lassen; ein Gegenstück zu unserem beschriebenen Beispiele bietet ja die auf dem Lande oft genug zu findende Darstellung der schmerzhaften Muttergottes mit dem von sieben Schwertern durchbohrten Herzen.

Otto Bukounig.

Singvögel.

Das Kind.

Immer und immer wieder neig' ich dürstend
Mich zu dir; und ich trinke ein der Mienen
Lieblich Spiel, der Augen beredte Sprache,
Trinke nicht satt mich:

Kürzlich entquollst du, eine klare Welle,
Die getrübet noch nicht von Schlamm und Erde,
Atmest Glück, sowie eine reine Quelle
Spiegelt die Sterne:

Bist du noch umwoben von der Nacht des Werdens,
Trauest, bauest auf uns're Hülfe: wüßtest
Du, wie schwach wir sind, wie wir ängstlich schleichen,
Kehrtest du um wohl.

Die wir vor lauter Wissen trüben Geistes,
Die wir selbst uns verloren im Gewühle,
Nippend hier und dort von des Lebens Honig,
Stehen bewundernd,

Staunend vor dir, der streng verschloss'nen Blüte,
Draus verstohlen die Dämmerglut hervorbricht
Und die Seele kündet, die frei vom Staube
Halb noch in Gott ruht.

Spielest mit Sonnenstrahlen; dankbar lächelst
Du entgegen dem Licht, dem gottgebornen,
Sonnengläubig jubelt dein winzig Herzchen
Selig in sich noch.

Josef Jelem.

Scheidebangen.

Ich fühl' ein Scheidebangen
Durch meine Seele zieh'n,
Das holde Glückverlangen,
Es sinkt dahin.

Das Lied, das ich gesungen,
Es ist nun bald schon aus,
Die Saiten sind zersprungen
Im Sturmgebraus.

's ist nur mehr ein Verhallen,
's ist nur mehr ein Verweh'n.
Wie war dies Erdenwallen
So traurig schön!

Josef Jelem.

Der Röslein Verderbnis.

Zwei Röslein steh'n auf stiller Heid',
Auf stiller Heid' verborgen;
Die Frühlingssonne webt ihr Kleid,
Sie wissen nichts von Herzeleid
Und lachen jeden Morgen.

Sie lachen lieb und lachen laut
Und sind sich wohlgewogen;
Wie Brautmann kosen sie und Braut,
Getränkt von Licht, von Duft betaut,
Ihr Glück hat nie gelogen.

Doch Schrecken! Kommen einst der Zwei
Aus wüstem Weltgetriebe;
Sie sehen nicht den lieben Mai,
Sie sinken hin, im Tode frei,
Und sterben — an der Liebe.

„Gar seltsam Tun, viellieber Tod!"
Sprach nun der Röslein eines;
Das and're glühte purpurrot,
Sie suchten Arg nun, fanden Not
Und auch ein Grab, ein kleines.

Karl Krobath.

Bergmanns Gruß!

Nicht ruhen die Hämmer
Und ist es auch Nacht —
Tief unten im Bergwerk
Der Bergmann noch wacht. —
Glück auf!

Es fliegen die Splitter
Aus hartem Gestein —
Es schließt ja des Fleißes
Belohnung ihn ein. —
Glück auf!

Durchzogen von Adern
Aus blitzendem Erz —
Ist reich seine Beute,
Erfreut sie sein Herz. —
Glück auf!

Und jedwede Arbeit,
Die leitet ihn ein,
Ein Gruß, nur zu eigen
Dem Bergmann allein:
Glück auf!

Und fährt er zu Tage
Und fährt er zu Schacht —
So heißt sein „Gut' Morgen"
Und heißt sein „Gut' Nacht":
Glück auf! Glück auf!

Ferdinand Stechauner.

Warum?

Warum ich möcht' ein Häuschen haben,
Ein Stücklein Gottes Erd'?
Damit ich könnte Freunde laben
An meinem eig'nen Herd;
Damit ich sollte bieten können
Schutzlosen ein Versteck, —
Damit ich dürfte Nester gönnen
Den Vögeln im Geheck;

Damit ich fröhlich könnte schaffen,
So lang noch licht mein Tag,
Daß, wenn ich einstens gehe schlafen,
Das Wort erklingen mag:
„Sie war doch gut und hat hienieden
Auch mir einst wohlgetan,
So nehme sie dafür im Frieden
Der Himmelvater an.“

Rosa Fischer.

Ich lass' es grüßen!*)

Wenn du das Licht der Welt erblickst,
Werd' ich schon ruhn im Gottesgarten;
Wie möcht' ich — ach und kann es nicht —
So gerne auf dich warten.

Ich möchte küssend, segnend dich,
An deiner kleinen Wiege stehen,
Wir sind uns traut in Ewigkeit
Und haben uns nie gesehen.

Ach möcht' das helle Mutteraug'
Nicht trüb' an meinem Grab' sich weinen,
Es muß ja über dich, mein Kind,
Wie eine Sonne scheinen.

Und wenn du es dereinst erfährst,
Was Menschen lassen, leiden müssen,
So lies im ernsten Mutterblick:
Der Vater läßt dich grüßen!

P. R.

*) Gedicht eines Sterbenden an sein noch nicht geborenes Kind. 1883.

Aus einem Gespräch.

„Es ist so, wie ich dir sage. Die Frau seines Freundes, der ihm schon die wesentlichsten Dienste geleistet, hat er zu Fall gebracht.“

„Hat er das wirklich getan? Dann ist er ja ein Schuft!“

„Urteile nicht vorschnell. Er ist durchaus kein Schuft; denn er hat seinen Freund nicht bloß unglücklich gemacht, er hat ihn auch nachher im Duell erschossen!

„Ach so — dann ist er ja ein Ehrenmann.“

(So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Lustige Zeitung.

Die Männer im Vorteile. Gattin: „Die Männer sind beim Heiraten immer besser daran, als die Frauen.“ — Gatte: „Na, wieso denn?“ — Gattin: „Die kriegen doch immer die bessere Hälfte!“

Mit Vergnügen. Dem Bürgermeister einer Stadt war seine Frau gestorben, und er wünschte, daß die Beerdigungskosten aus der Stadtkasse bestritten würden. Einer der Beigeordneten trat dem entgegen, und sagte: „Im Ernste, Herr Bürgermeister, können Sie das doch unmöglich verlangen. Sie selbst würden wir mit dem größten Vergnügen begraben, aber auf Ihre Frau Gemahlin kann sich das doch unmöglich ausdehnen.“

Irischer Witz. Ein Edelmann fuhr einst mit einem Irländer an einem alten Galgen vorbei. „Siehst du das Ding da, Pat?“ fragte der Edelmann. — „Natürlich sehe ich's,“ antwortete Pat. — „Und wo wärest du wohl heute, wenn der Galgen seine Schuldigkeit getan hätte?“ — „Dann würde ich allein fahren, Sir.“

Ein braver Mann. Richter: „Mußten Sie denn da gleich zuschlagen? Ein paar scharfe Worte hätten auch genügt. — Bauer: No mein, beleidigen hab' i eahm net woll'n.“

Vor Gericht. Präsident: „Angeklagter, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?“ — Angeklagter: „Allerdings. Ich bin schon zwanzigmal bestraft worden und noch nie hat's was genützt!“

Rätselhafte Inschrift. Kürzlich wurde folgende rätselhafte Inschrift aufgefunden: **Ceux sans haut goût un dans du fils d'avec si laquelle si.** — Einem gelehrten Münchener Hofbräuhausstammgast gelang es, Licht in die geheimnisvolle Sache zu bringen. Er gab folgende Auflösung: „Sö, sans so gut un dans die Füß' da weg. Sie Lackel Sie!"

Boshaft. Frau: „Ich sage Ihnen, man soll stets vorsichtig sein; wenn ich mit meinem Manne zanke, schicke ich immer die Kinder hinaus." — Nachbarin: „Das ist allerdings sehr vorsichtig, aber es ist doch nicht gut für die Kinder, wenn sie den ganzen Tag auf der Straße herumlaufen müssen."

Ein Gelehrter, der zugleich ein Feinschmecker ist, wurde einst von einem wißbegierigen Gastgeber bei Tische gefragt: „Woran können Sie die alten Hühner von den jungen unterscheiden, Professor?" — „Sehr einfach; an den Zähnen." — „Aber die Hühner haben doch keine Zähne?" — „Die Hühner allerdings nicht, aber ich!"

Bücher.

Auf glühendem Boden. Dramatisches Gedicht in drei Teilen. Von Frank Sebald. (Graz. Druck und Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

Das Drama behandelt eine barbarische, unserem zivilisierten Fühlen schwer verständliche Sitte des Orients. Das Recht des Gastes, des Weibes Liebe mit dem gastfreundlichen Wirt zu teilen, ist noch immer nicht ganz von der Erde verschwunden. Das Drama könnte sich auch betiteln: „Die Pflicht des Gastes". Denn nicht im „Rechte" desselben liegt hier der Konflikt, sondern in der Pflicht, die ihm im Weibe gebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Der Held, ein deutscher Ehemann mit dem Ideale deutscher Treue, lehnt die reizende Gattin seines Gastherrn ab und soll deshalb als Entehrer des Hauses getötet werden. Ist uns schon das Angebot unverständlich, der Zwang, dasselbe anzunehmen, der schon an Notzucht grenzt, ist unglaublich. — Um so bewundernswerter ist das Geschick, sagen wir: die Meisterschaft, womit dieser heikle Stoff behandelt ist. Der Verfasser, ein Grazer, hier unter fremdem Namen hervortretend, offenbart uns in dieser Dichtung ein geradezu hervorragendes Talent. Eine klare, glänzende Diktion, eine Tiefe der Gedanken, die uns staunen macht. Nur ein Dichter von ganz unbefangenem und keuschem Gemüte konnte und durfte sich an diesen Gegenstand wagen. So ist die einzig mögliche Lösung auch gefunden worden. Zwei grundverschiedene Ursittengesetze stoßen hier aufeinander; hätte der Verfasser eines derselben siegen lassen, so wäre das Unzucht gewesen. Die richtige Folge einer objektiven Behandlung war das tragische Ende. Die Begründung jener orientalischen Sitte im Buche ist geradezu berückend. Aber durch die mit wenigen Versen scharf gezeichnete Perversität des sein Weib lüstern dem Fremden hingebenden Gastherrn vertritt der Dichter energisch genug den deutschen Standpunkt. Die eigenartige Dichtung wird noch von sich sprechen machen und wahrlich mit Recht. M.

Grillparzer-Brevier. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Die Verlagshandlung hat in der von ihr veranstalteten Brevierbibliothek einen hübschen Gedanken durchgeführt, nämlich denjenigen, die besten und gediegensten Aussprüche und Sentenzen geistig hochbedeutender Männer in je einem Bande zusammenzustellen und nach gewissen Gruppen geordnet dem denkenden Leser vorzulegen. In dieser Weise angeordnet, ist nun auch das Brevier, aus den Werken unseres großen Dramatikers Grillparzer zusammengestellt, erschienen. Tiefdurchdachte Sprüche und Sätze aus Grillparzers poetischen und prosaischen Schöpfungen erscheinen darin aufgenommen und in Gruppen eingeteilt. Diese Gruppen umfassen: Mensch und Leben, Philosophie und Religion, Kunst und Poesie, Literaturgeschichtliches, Künstler und Dichter insbesondere, Drama, Musik und andere Künste und Staat und Volk. Damit erhält der Leser eine vortreffliche Übersicht der vornehmsten und tiefsten Gedanken des Dichters und seiner Ansichten über alle Gegenstände des geistigen Gebietes. Hier sei allerdings im besonderen auf Grillparzers eigenartige hohe Würdigung Goethes hingewiesen. Dem hübsch ausgestatteten Bande sind einige sehr gute Porträts

Grillparzers, eine Ansicht seines Monumentes in Wien und ein Handschriftenfaksimile beigegeben. Für eine Neuauflage wäre etwa die Beigabe auch eines alphabetischen Registers recht empfehlenswert. Dr. S.

Hütten des Hochlands. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.)

Ein Volksroman, scheinbar aus der guten alten Schule. Die Form ist übrigens insofern neu, als im Stile durchwegs die Halbvergangenheit vermieden wird. Unser Volk erzählt stets nur in der Form der Vergangenheit oder, wenn die Darstellung besonders lebhaft wird, in der Gegenwart. Die handelnden Personen sind eben so echt geschildert in ihrem Leben als in ihrem Ausdrucke. Es sind Waldarbeiter, Walddulder, Waldphilosophen, Waldspitzbuben. Die bedeutendste Gestalt ist der „Wenz im Kreuz"; man könnte sagen, sie trägt den Roman. Doch auch alle anderen Figuren sind von Grund auf psychologisch entwickelt, so besonders jene, die der Tragik des Waldes verfallen — dem gemeinen Verbrechen. Die Fabel hat nicht viel Neues, es kommt bei derlei alles auf die Bearbeitung an und die ist meisterhaft. Zwischen Auerbach und Frenssen ist ein weiter Weg, Geißler ist ihn gewandelt und hat etwas gelernt. Z. B.

Tolles und Trauriges. Geschichten aus dem Kärtner Waldlande von Karl Krobath. (Klagenfurt. J. u. R. Bertschinger. 1906.)

Dem schönen Kärntnerlande und seinem lebenslustigen Völklein ist wieder einmal ein Dichter erstanden. Den Heimgartenlesern ist er schon bekannt aus mancher frischen Dorfgeschichte, aus manchem trefflichen Volksbildchen. Solche Stücke bietet nun der Verfasser in diesem Büchlein. Das eine ist feinsinnig, das andere derb urwüchsig, das eine tiefernst, das andere ausgelassen heiter — wie halt das Leben selber spielt. Die Form ist ursprünglich, der Stil klar, der Sache angepaßt. Der Volkscharakter ist durchwegs gewahrt. Allen Freunden deutscher Älpler, besonders den Kärntnern, sei das anziehende Werkchen wärmstens empfohlen. M.

Kinder ihrer Zeit. Geschichten von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mitten in die blutigen Wirren des Bauernkrieges 1525 führen uns die Schicksale des „Mitläufers", eines jungen Bauernburschen, der von den Aufrührern gewaltsam mit fortgerissen, in seiner Einfalt und Unschuld den Zug auf Würzburg mitmachen und bei der Berennung der Feste sein Leben lassen muß, ohne nur recht begriffen zu haben, wofür er kämpfen und sterben sollte. Die trüben Friedensjahre nach dem dreißigjährigen Krieg sind der schwermütige Hintergrund für die großartige Gestalt des „Obrist", der eine im Jugendübermut verschuldete, bitter bereute Bluttat in seinen Greisenjahren furchtbar büßen muß. Aber in beiden Erzählungen wird das scheinbar Krasse des Stoffs zu tragischer Höhe erhoben; aus der Beschränkung des vom Gelehrten klar geschauten, vom Künstler meisterhaft geschilderten Zeitmilieus fühlen wir uns herausgeführt ins allgemein Menschliche, ewig Gültige und darum Versöhnende. Und wenn die dritte Geschichte dieses neuen Bandes, „Die beiden Heiligen", in ihrem Humor, in der keck verschlungenen Intrigue der Handlung uns wie das erheiternde Satyrspiel nach jenen Tragödien anmutet, so klingt doch auch da durch das helle Gelächter ein Ton sehr ernsthafter, sehr kritischer Welt- und Geschichtsbetrachtung. V.

So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Leser der Weißschen Aphorismen wird herausfühlen, daß ein glänzender Causeur zu und mit ihm spricht, ein Plauderer und Beobachter, dessen Blick durch Vorurteilslosigkeit geschärft, dessen Wort durch prägnanten Witz geschliffen ist. Wenn er etwa sagt: „So viele Schuldner klagen über die Undankbarkeit ihrer Gläubiger!" oder: „Kinder lügen nicht so viel wie Erwachsene, sie sind eben noch nicht erzogen;" oder: „Der Aberglaube wird von vielen nicht nur gehegt — auch belächelt!" Ob Weiß nun aber sich der Ironie oder einer anderen Form des Witzes bedient — immer darf man ihn mit seinem eigenen Wort loben: „Der wahre Witz ist der, der etwas aufklärt." V.

Paul Keller. Das letzte Märchen. Ein Idyll. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Da lebte einer, der längst ein Mann geworden war, viel gelacht und viel geweint hatte, auch viel Menschen und Bücher studiert hatte und dem doch nie die Sehnsucht nach den Wunderländern der Kindheit ganz erstorben war. In einer Neujahrsnacht gelangte er ins Land der Märchen zurück, und zwar sollte er dort gegen 20 Millionen Mark Jahreshonorar dem Volke der hochkultivierten Zwerge — die erste Zeitung gründen. Seine Schicksale und die Schicksale seiner Zeitung schildert das Buch. Die alte Kinderheimat sieht der Mann mit alten Augen in gewandeltem Licht; in den rubinroten Dämmerschein der Märchenlande weht ihm oft der scharfe Lufthauch der Satyre, aber schließlich ist ihm seine Fahrt doch das, was sie ihm sein sollte: eine Flucht zurück zur Harmlosigkeit, zur Gesundheit. K.

Die Befreiungskriege 1813—1815. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen

beider Parteien, dargestellt von Wilhelm Capelle. Zwei Bände. Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend. (Berlin. Hermann Paetel. 1905.)

Das Wissen des Wichtigsten in der Geschichte der deutschen Befreiungskriege wird vorausgesetzt. Dafür gewährt das Werk durch Darstellung intimerer Geschehnisse und durch Privaturkunden manchen Einblick in die seelischen Vorgänge jener Generation, die politisch so tief erniedrigt und so ruhmvoll sich erhoben hat. Bei Betrachtung dieser Kriege weist der Verfasser des oben genannten vortrefflichen Werkes darauf hin, daß es ohne Jena schwerlich ein Sedan gegeben hätte. Erst die ungeheuere Not und Demütigung hat die Deutschen aufgeweckt. So wie anderseits jetzt die Gefahr nahe liegt, daß durch Luxus und Überhebung das Volkstum wieder geschwächt werden könnte. Den Schlußakt der deutschen Befreiungskriege hat erst Bismarck geliefert, aber politische Erfolge sind nie so verläßlich, wie Kulturerfolge. Wenn wir die Ruhmesgeschichte unseres Volkes lesen, sollen wir stets daran denken, was auf dem Siegesdenkmal zu Leipzig steht: „Unserer Väter heißes Sehnen, Deutschlands Einheit ist erstritten. Unsere Brüder haben freudig für das Reich den Tod erlitten, unsere Enkel mögen walten, Heißerkämpftes zu erhalten!"

M.

Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Dieses Buch hat einen ganz eigenen Reiz. Dieses alte Wien mit seinem alten Burgtheater! Und das alte Burgtheater mit seiner alten Kunst! Nicht als ob das, was aufgeführt wurde, so großartig gewesen wäre, aber wie es aufgeführt wurde! Diese heilige Begeisterung der Künstler, ihre unbedingte, kindlich-keusche Hingabe an die Kunst hat mich immer gerührt. Das vorliegende Buch bietet ein liebliches und liebenswürdiges Bild aus jener Kunstepoche des Theaters, die zum Abschlusse einer alten, zum Beginne einer neuen Zeit geherrscht hat. Amalie Haizinger! Wir brauchen nicht alt zu sein, um sie auf der Bühne gesehen zu haben, während ihre Tochter längst vor ihr der Bühne Lebewohl gesagt hat, um die Herrin eines aristokratischen Hauses zu werden.

Im ersten Teil des Buches erzählt die Herausgeberin Helene Bettelheim-Gabillon die Lebensgeschichte der Haizinger, auch die ihrer Tochter berührend; der zweite Teil besteht aus autobiographischen Aufzeichnungen der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann. Wir können uns nicht mehr recht vorstellen, was diese beiden Künstlerinnen der Theaterwelt ihrer Zeit bedeuteten, und nicht, mit welchem Enthusiasmus sie gefeiert worden sind. Nun erzählt uns eine Künstlerstochter und eine Künstlerin in wohl gerechtfertigtem Selbstbewußtsein und in schlichter Bescheidenheit zugleich, wie das alles zugegangen ist, und die Schrift mutet uns an so lebendig und warm, daß die ganze lange Reihe berühmter Mimen an uns vorüberzuziehen scheint, uns fast mit Sehnsucht erfüllend nach einer Zeit, da die Kunst eine so große, erheiternde und erhebende Rolle im Menschenleben gespielt hat! — Drei Porträts und ein Faksimile zieren das Buch, für das besonders auch die feinsinnige Herausgeberin unseren Dank verdient.

H.

Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Joseph Harmuth. (München. R. Piper & Co.)

Nach einer prächtigen Einleitung folgen die für Stifter am bezeichnendsten Aussprüche von ihm selbst. Sie zeigen die Tiefe und Vielfältigkeit dieses Geistes reichlich an; zu ihrer eigentlichen Wirkung kommen sie erst im natürlichen Zusammenhang der Schriften, in denen sie entstanden. Naturblumen sollten nicht gepflückt werden zu einem Strauß, nur auf der Wiese wo sie gewachsen, sind sie das ganz, was sie sein wollen.

M.

Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen het. Vertellt von Paul Warncke. Mit vele Biller. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine mehr als 300 Seiten starke Biographie Fritz Reuters! Das wird mancher, der seinen Reuter kennt und von Herzen liebt, nicht ohne Kopfschütteln hören. Er wird meinen, da könne es sich nur um ein recht gelehrtes, alles Sachliche erschöpfendes Buch handeln, das mit all seiner Gelehrsamkeit und Gründlichkeit sich wie eine breite Mauer zwischen den Dichter und seine Verehrer legt. Aber wer derlei befürchtet, der sehe sich erst einmal den Titel genauer an: da wird er bemerken, daß schon der Titel plattdeutsch gefaßt ist, und wenn er dann in dem Buche blättert, sieht er, daß die gesamte Biographie in dem Dialekt geschrieben ist, ohne den wir uns Reuter nun einmal nicht vorstellen können. Und so frisch, so vertraut-intim ist das Buch geschrieben, daß es den Leser anzieht, fast als sei es ein Werk Reuters selbst. An Gründlichkeit im Herbeischaffen und Verwenden des biographischen Materials hat Paul Warncke es wahrlich nicht fehlen lassen, aber es ist alles so verarbeitet, daß wir nirgends den Eindruck eines trockenen Berichts, überall den einer ungezwungen fortfließenden Erzählung haben. Und wieviel hat der zu erzählen, der uns Reuters Leben schildern will!

V.

Jos. Jak. Redinger und seine Beziehungen zu Johannes Amos Comenius. Eine historisch-pädagogische Skizze von Fr. Zollinger. (Zürich. Fritz Amberger.)

Ein Beitrag zur deutschen Erziehungsgeschichte, vielfach in alten Urkunden bestehend und mit alten Bildern illustriert. M.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 6. Bd. „Velazquez". 7. Bd. „Michelangelo". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905/06.)

Zwei große Meister des 16. und 17. Jahrhunderts sind es, welche in der Fortsetzung ihrer „Klassiker der Kunst" die bekannte Verlagsbuchhandlung uns in der Reproduktion all dieser Meisterwerke vorführt. Zunächst ist es der bedeutendste Maler Spaniens Velazquez, dessen prächtige Kunstschöpfungen zumal auf dem Gebiete des Porträts hier in einer Sammlung von seltener Vollständigkeit geboten erscheinen. Die geniale Anlage des Spaniers wird durch diese zahlreichen vortrefflichen Reproduktionen in ihrer Gesamtheit erst recht zum Bewußtsein gebracht und die beigegebene biographische Einleitung von V. Gensel macht uns nicht nur mit dem Leben sondern auch mit der Eigenart dieses Meisters in Zeichnung und Farbe genau bekannt. — Einem der Größten aller Zeiten ist der Band über Michelangelo gewidmet. Die 166 Abbildungen weisen uns die bildnerischen und architektonischen Kunstschöpfungen, ebenso wie die herrlichen Fresken der Sixtinischen Kapelle, welche leider immer mehr der vernichtenden Zeit zum Opfer fallen und hier in vorzüglicher Wiedergabe für den Kunstfreund erhalten sind. Auch hier bildet Fritz Knopps vorausgeschickter Text eine überaus instruktive Einführung in das Verständnis dieser gigantischen Werke. Man sieht daraus, daß sich diese neuesten Bände dieser Künstlerklassiker-Ausgabe den früheren würdig anreihen als beste Führer für jeden, der sich mit allen Werken der größten Künstler aller Völker und Zeiten vertraut machen will. A. S.

Münchener Künstlerbilderbuch. (München. Jugendbildner. 1905.)

Münchener Künstler haben in ihrer so oft bewährten Opferfreudigkeit Bilder für dieses Buch zur Verfügung gestellt. Zu den Bildern wurden teils vorhandene Texte ausgewählt, teils neue gedichtet. So entstand dieses Bilderbuch. Der Reingewinn hieraus fließt ungeschmälert an den Verein zur Erbauung eines Lehrerinnenheimes in München. V.

Der Aberglaube in der Medizin. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Nach einer allgemeinen Einleitung über „Aberglauben und seine Entstehung" wird der Aberglaube bei der Geburt, der Aberglaube bei den Geschlechts- und Geisteskrankheiten besonders behandelt. Dem schließen sich allgemeinere Erörterungen über „Aberglauben und Heilkunst", so über die vermeintliche Heilkraft von Blut und Knochen, von Speichel und Schweiß und über „Aberglauben und Kurpfuscherei" an. Besonders bemerkenswert erscheinen die Abschnitte, welche von der Heilung der Krankheiten und den Vorurteilen handeln, die das Publikum zu Kurpfuschern und Quacksalbern treibt. V.

Büchereinlauf.

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Ko. 1906.)

Suse. Eine Novelle von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die liebe Not. Geschichte eines Frauenherzens. Von Marie Diers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Böhmerwald-Geschichten. Mit neuen Kaiser Josef-Anekdoten von Domitius Stratil. (Fulnek. Selbstverlag. 1906.)

Über Nachbars Giebeldach. Novelletten von Antoinette von Sedlnitzky. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Los von Rom. Novellen von Florentin. (Halle a. S. Georg Riemann.)

Luther in Oppenheim. Schauspiel von W. Nithak-Stahn. — **Deutsche Weihnacht.** Spiel von Walter Nithak-Stahn. (Halle a. S. J. Frickes Verlag.)

Der Demagog. Schauspiel von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Fr. Rothbarth. 1906.)

Mors imperator und anderes. Neue Geschichten von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Fr. Rothbarth.)

Das letzte Menschenpaar. Von Hermann Kunibert Neuman. (Leipzig. Hermann Lautenschläger. 1906.)

Gedichte von Leo Grünstein. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Glocken und Ballen. Ein lyrisches Buch von Peter Sirius. (Karlsruhe. Friedrich Gutsch.)

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. (Leipzig. Max Hesse.)

Hügelland. Neue Verse von Hans Ludwig Linkenbach. (Dresden. E. Pierson.)

Samenkörner von E. Heisterbergk. (Dresden. A. Köhler. 1906.)

Winter. Gedanken und Stimmungsbilder von Henry D. Thoreau. Ins Deutsche von Emma Emmerich. (München. Concord.)

Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen von E. Boerschel. (Berlin. Ernst Hofmann & Ko.)

Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Von Karl Gotthold Lenz. 2 Bände. Seltene Porträts und Illustrationen. (Berlin. H. Barsdorf.)

Tolstoi-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstois. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstois Bildnis. (Berlin. F. Wunder.)

Aus meiner Studienmappe. Essays von Emil Soffe. (Brünn. Friedr. Jergang. 1906.)

Meiner Tochter! Goldene Worte für Dein künftiges Walten als Gattin, Mutter und Hausfrau. Von Rudolf Dietmann. (Berlin. Wilhelm Pilz.)

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Walden von Henry David Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. (München. Concord.)

Die Heiratsfrage, der unverstandene Mann, ein spätes Mädchen, der Salonphilosoph und andere Typen aus der Gesellschaft. Von Emmi Lewald (Emil Roland). (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Leitfaden für den christlichen Religionsunterricht zum Hausgebrauch für Kinder altkatholischen Bekenntnisses im Seelsorgesprengel Steiermark und Kärnten. (Graz. Altkatholischer Frauenverein, Schulgasse 1.)

Das prophetische Schrifttum. Quellenkunde der israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte. Von Karl Budde. (Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 1906.)

Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung. Von Karl Budde. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Richard Bürkner. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Bach und Strom. Der deutsche Strom wie er wird und was er bedeutet. Gesammelt von Ernst Weber. (München. Georg D. W. Callwey.)

Biskra. Ein Oasenbuch. Von Ludwig Finckh. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Rodeln. Ein Wintersport von Georges Ferry. (Graz. Paul Cieslar. 1906.)

Aus 'em Kutkatel-Gebirge. Schlesische Gedichte von Karl Klings. (Schumburg-Tannwald. „Rübezahl". 1906.)

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon, 9. Heft. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Moderne Stickerei. (Darmstadt. Alex. Koch.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

C. C., Rosenheim. Der bemerkte Briefwechsel zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und seinem Minister Camphausen ist abgedruckt in der „Deutschen Rundschau", Dezemberheft 1905 und Jännerheft 1906. Aus diesem lehrreichen Briefwechsel ersehen Sie, wie Monarchen mit ihren Ministern zu verkehren pflegen, wie Könige den Begriff Konstitution zu verstehen belieben, besonders aber, wie geistreich einerseits und schwachmütig andererseits König Friedrich Wilhelm gewesen ist.

* Über das Kreuz im Baumstock erhalten wir folgende nicht uninteressante Mitteilung:

In Roseggers Erzählung „Kinder der Welt im Walde" im Buche „Neue Waldgeschichten" fand ich auf Seite 75 folgenden Satz: „Im Walde war's nämlich damals Sitte, daß die Holzknechte in jeden Stock, sobald der Baum gefallen war, mit dem Beil ein Kreuzlein eingruben. Warum das, habe ich nie recht erfahren können."

In Tirol, und ich glaube auch, in den anderen nördlichen Alpenländern ist die Meinung verbreitet, daß die Waldweiblein auf den derart gezeichneten Stöcken rasten, wenn sie vom wilden Gejaid verfolgt werden und daß sie nur auf den mit einem Kreuz gezeichneten Stöcken Schutz vor der wilden Jagd suchen und finden.

J. P., Wien. Mut, Freund! Die beiden Schimmel Hoffnung und Resignation, mit denen wir durchs Leben fahren, gehen zwar arg ungleich. Doch auf dem Kutschbock sitzt der rechte Lenker, auf den wir uns verlassen können.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 18. Jänner 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

6. Heft. März 1906. 30. Jahrg.

Die verkaufte Muse.

Eine neunundvierzigtausendneunhundertfach wahre Geschichte von **Hans Malser.**

Doktor Radegut war einer der tüchtigsten Beamten des Ministeriums. Er war sozusagen des Ministers rechte Hand, die als sein Sekretär für ihn schrieb, und er war sozusagen des Ministers linkes Bein, das alles Unangenehme und dem hohen Herrn Widerwärtige hinterrücks von sich stieß. Doktor Radegut war die Tür zum Minister und wer an ihm vorbeikam, der hatte gewonnen. Und war unbestechlich, absolut unbestechlich. Das heißt, eine verwundbare Stelle hatte er; wer die traf, dem widerstand er nicht.

Man wunderte sich oft, daß der „Stadtbock", eine kleine Zeitung, halb Nachrichten-, halb Witz-, halb Inseratenblatt, in Staatssachen bisweilen viel besser unterrichtet war als das „offizielle Journal". Es durfte einem nur nicht entgehen, daß im „Stadtbock" ab und zu ein Gedicht von Julius Radegut stand. Wer also zum Minister wollte, der hatte vorher dem Generalsekretär nur zu versichern, daß er entzückt sei von dessen neuestem Gedicht im „Stadtbock". Alles Erreichbare war damit zu erreichen.

Anfangs hatten Radeguts Gedichte überhaupt ein gewisses Aufsehen gemacht, erstens weil sie mit dem vollen Namen des ministeriellen Sekretärs gezeichnet, zweitens weil sie über die Maßen erbärmlich waren. Die Form zwar war gut, mitunter so vollkommen der Schulpoetik ent-

sprechend, daß sie jeder Schulmeister geradezu klassisch hätte nennen können. Aber der Inhalt war Unsinn. Die meisten Leser merkten das allerdings nicht, die dachten höchstens: Hm, ein Gedicht, und übersprangen es. Aber die boshaften Geister! Die erhoben allemal ein ironisches Bravogeschrei oder Gewieher, stellten diesen „königl. ministr. Dichter" für alle poesiebeflissenen Gymnasiasten auf zum Vorbild, wie man's nicht machen dürfe. Allmählich wurde die Sache bloß langweilig und niemand kümmerte sich mehr um den Lyriker im „Stadtbock". Aber der Redakteur nahm sie doch auf. Denn als heimliche Entgeltung für diese Aufmerksamkeit erhielt er vom Kabinette des Ministeriums manch wichtige Neuigkeit, die Enthüllung manch politischer Maßregel, um die alle anderen Blätter den „Stadtbock" baß beneideten. Die Sache war doch auch wieder nicht so, daß man sie Indiskretion nennen konnte, und der Minister drückte die Augen zu, weil es ihm nicht unangenehm war, auch beim radikalen „Stadtbock" einen geheimen Stein im Brett zu haben.

Doktor Radegut war aber nicht zufrieden. Er konnte nicht begreifen, weshalb der „Stadtbock" nicht in jeder Nummer ein Gedicht von ihm abdruckte, lag doch seine ganze Mappe „Poesie" in der Redaktion. Und die Mappe hatte einen großen Bauch. Radegut dichtete jeglichen Tag. Nicht bloß in seinen Mußestunden, sondern auch im Bureau, wenn es freie Augenblicke gab. Andere der Beamten lasen Zeitungen, schrieben Privatbriefe, rauchten Zigaretten, Radegut schrieb Verse. Er brauchte nicht lange nachzudenken, wie bei Regen die Dachrinnen, so rieselten die Verse, plätscherten die Reime — nein, da machte ihm's keiner nach. Aber was half die betriebsame Produktion, wenn die Konsumtion fehlte.

Allmählich begegnete man seinen Poesien in verschiedenen Zeitungen, jedoch mit der ominösen Inseratennummer versehen. Aber auch da zeigte sich der Dichter in seiner ganzen Tapferkeit, mit seinem vollen Namen stand er beim Gedicht auf der Wacht, wie der Soldat beim leeren Schildhäuschen. Der Minister gab dem Sekretär einmal in jovialer Weise zu verstehen, daß er seine Perlen nicht den Säuen vorwerfen solle. Radegut verneigte sich tief. Aber — so dachte er dann — die Perlen, sie leiden ja nicht darunter, die können nichts dafür, wenn die Philister Säue sind. Er will diese Perlen — wie sie Seine Exzellenz gütigst zu bezeichnen geruht — ja bald an einer Schnur sammeln und sie in einem Band mit dem Titel „Die Perlenschnur" herausgeben. Da sah der Minister, er müsse etwas deutlicher werden. „Wenn Sie, lieber Doktor", sagte er eines Tages, „sich mehr konzentrieren wollten, ich meine, daß Sie die vielen kleinen Dinger in sich unterdrückten, um später einmal ein größeres Werk zu schaffen —"

Aber der Doktor behauptete untertänigst, es sei ihm gerade einmal angeboren und er müsse täglich sein Quantum Verse dichten. Es sei elementar und man könne der Wolke nicht gebieten, daß ihr Blitz nicht krache und zünde. Das *war* wenigstens einmal ein Gedanke. Aber bei solchen Einfällen fiel es ihm wieder nicht ein, sie in schönen Versen auszudrücken.

„So dichten Sie wenigstens nur in der Nähe von Blitzableitern, daß nicht Unheil gestiftet werde“, sagte der Minister halb ärgerlich. Mehr sagte er nicht, wollte er nicht sagen. Denn im übrigen war Doktor Radegut ein außerordentlich brauchbarer Beamter. Der aber fühlte es manchmal abgrundtief, wie er seinen Beruf verfehlt hatte. „Jede Ader in mir“, sagte er eines Tages zu einem Freunde, „ist ein Dichter. Zeige mir just einmal einen, der schneller dichten kann als ich. Sechzig tadellose Verse in der Stunde, wenn du wetten willst! Aber, wenn man nur ein Wort der Anerkennung hörte! Kaum ein Blatt, das etliche Gramm Druckschwärze übrig hätte für die geistigen Güter der Nation, oder eine Viertelspalte für ein lumpiges Gedicht. Verleger! Gezahlt wollen sie sein, diese Gauner, dann drucken sie so viel man will. Und anstatt Aufmunterung, Anerkennung, Ehre, erlebt man Hohn und Spott von dieser Schandpresse. Überhaupt, diese Zeitgenossen!“

Nicht weiter ließ er sich aus, denn der Freund lachte schon, und lachte so ehrenrührig, daß Radegut die weiteren Eruptionen seines heiligen Zornes unterdrückte.

„Du sagst immer, es sei für dich eine Naturnotwendigkeit, zu dichten“, sprach nachher der Freund, „ja so dichte doch, es hindert dich niemand dran. Es gibt ja geschützte Winkel, wo du dich gehen lassen kannst. Du bist so ehrgeizig. Sei doch auch ein bißchen stolz und dränge dich den undankbaren Zeitgenossen nicht auf; laufe ihnen nicht nach wie ein Hund mit dem winselnden Gejammer, daß sie auf dein Bellen hören sollten! Sonst könntest du leicht einmal einen Stiefelabsatz zu fühlen bekommen.“ Das war stark.

Antwortete Radegut: „Ihr verhängnisvoller Fehler ist, daß sie nichts lesen. Daß sie zu faul sind, meine Poesien zu lesen. Da werden die Racker natürlich nie auf den Wert kommen. Aber gib acht, ich setze mich durch! Aus allen Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften, aus allen Vereinsschriften und Kalendern will ich ihnen so oft entgegentreten mit meiner goldenen Lyra, bis sie endlich aufmerksam werden, daß in dem Generalsekretär noch ein Anderer steckt!“

„Es ist bei dir also nicht bloß Naturnotwendigkeit, zu dichten, sondern auch eine, dich gedruckt zu sehen? Hörst du, diese Naturkraft verstehe ich nicht mehr, die hat am Ende wohl einen anderen Namen.“

Natürlich half das allmiteinander nichts. Derlei Dichter sind so groß, daß kein menschliches Vernünfteln und Raten zu ihnen hinan kann. Einsame, unverstandene Riesen, so ragen sie hoch über dem Alltagsvolk. Diese eingebildete Größe verleiht ihnen auch die nötige Dreistigkeit und jene blinde, taube, süße Eitelkeit, die nicht merkt, wie man sie hinten und vorne auslacht. Jeder wirkliche Große hat Stunden bitteren Zweifels und tieftrauriger Mutlosigkeit an sich selbst. Einer, der diesen Zweifel, diese Verzagtheit nicht kennt, das ist der unverbesserliche Stümper. Und in der unbefriedigten Eitelkeit allein liegt die Feder ihrer Dichtermechanik.

Immerhin machte von derlei Gesellen (nicht auch Gesellinnen?) Doktor Radegut eine Ausnahme dadurch, daß er über seinen „eigentlichen Lebensberuf" nicht der Nebensächlichkeit vergaß, daß er Sekretär des Ministers war. Trotz allen geheimen Kummers über seine literarischen Mißerfolge blieb er immer der bereitwillige und gewissenhafte Beamte, in seiner Art zwar auch so mechanisch, wie er mechanischer Dichter war. Aber hier schadete es nichts.

Daher ereignete sich eines Morgens das folgende Zwiegespräch zwischen dem Minister und seinem Sekretär.

„Lieber Doktor! Gestatten Sie, daß ich der erste bin, der Ihnen gratuliert!"

„Mir, Exzellenz? Sollten im Offiziellen Journal die Sonate . . .?"

„I wo, Sonate! Da steht heute etwas ganz anderes im Offiziellen Journal. Haben Sie es denn noch nicht gelesen?"

„Exzellenz machen mich neugierig. Steht ein Feuilleton über mich?"

„Und was für eins! Ihr ganzer Lebenslauf, Ihre Beamtenkarriere —"

„Und — literarische Würdigung?"

„Daß ich nicht wüßte. Die Biographie ist anläßlich Ihrer Ernennung erfolgt. Genehmigen Sie meine Gratulation, Herr Geheimrat!"

Doktor Radegut erschrak nahe bis zum Erblassen.

„Haben wir denn einen diplomatischen Erfolg?" stotterte er endlich, „daß Exzellenz heute so guter Laune sind?"

„Ich bin es nicht immer, nicht wahr? Nun, heute freue ich mich eben, daß das Verdienst wieder einmal seine Anerkennung gefunden hat. Seine Majestät geruht, Sie zum Geheimen Rat zu ernennen. Das waren Sie mir ja auch so oft."

Der Generalsekretär sagte nichts mehr. Vor Freude hub er an zu stöhnen.

„Aber!" rief der Minister, und der gehobene Ton dieses Aber war wie ein Ausrufungszeichen. „Es hängt ein Aber dran, mein

lieber Doktor. Ich kann Ihnen nur raten, den Titel anzunehmen unter einer gewissen Bedingung."

„Jede, Exzellenz, die möglich ist!" schrie der Doktor und breitete seine Arme aus als ob er bereit sei, sich auf der Stelle kreuzigen zu lassen, sollte es der Geheimratstitel erheischen.

Der Minister zog ihn neben sich nieder auf das Sofa und begann leise, freundlich aber eindringlich auf ihn hin zu sprechen: „Im vorhinein muß ich um Verzeihung bitten für das, was ich zu sagen habe. Es darf Sie nicht kränken, es geht nicht anders, es verträgt sich nicht mit der Sache. Also, lieber Doktor! Sie werden die hohe und seltene Würde nur annehmen, wenn Sie sich vorher entschließen, nie mehr ein Gedicht drucken zu lassen. Wenigstens nicht unter Ihrem Namen.

Der Sekretär blinzelte nicht mit einem einzigen Auge. Sein Gesicht bewahrte den glückseligen Ausdruck. „Jawohl, Exzellenz, natürlich nicht. Wenn's gewünscht wird . . .!"

„Es wird gewünscht. Das Dichten selbstverständlich, das kann und wird Ihnen niemand verbieten. Mein Gott, wenn es Sie eben glücklich macht!"

„Nicht eine Zeile mehr, Exzellenz, nicht einen Vers mehr."

„Also, Sie ziehen den Geheimen Rat dem geheimen Dichter vor."

Der Sekretär, durch und durch berauscht, erhob sich, verneigte sich tief: „Unter allen Umständen, Exzellenz!"

„Ich glaube, lieber Doktor, Sie machen keinen schlechten Tausch."

„Auf das tiefste bin ich gerührt über die große, so unverdiente —"

„Also, ich wiederhole meinen Glückwunsch. Wollen Sie, Herr Geheimrat, sich den heutigen Tag nicht gönnen? Es liegt, glaube ich, ohnehin nichts Wichtiges vor."

Dr. Radegut ging nach Hause, nein, er schwebte. Unterwegs flogen seinen entzückten Ohren schon einige Geheimräte zu. Und als er nach Hause kam in seine stille Stube, was war sein erstes? Was glaubt ihr? Dichten?! Fiel ihm nicht ein. Sein erstes war, daß er wieder fortging in die Stadt, auf Straßen und Plätze, zu Bekannten, zu öffentlichen Geselligkeiten, denn bishin wußte schon alles von seiner Auszeichnung.

Und die Poesie, die ihm angeboren war? Die ihm eine Naturnotwendigkeit war, ohne die er nicht leben konnte? — Der Geheimrat füllte seinen Kopf und sein Herz völlig aus und es kam ihm weder bald noch später auch nicht einmal im Traume bei, daß er für einen Titel — die Muse verkauft hatte.

Die Geschichte ist zu Ende. Hat aber einen langen Schwanz. Einen abscheulich langen. Unsere fünfzigtausend deutschen Dichterlinge, denen die

Poesie angeboren ist, die alle samt und sonders große Dichter werden wollen oder schon sind, nur verkannte — diese Dichterlinge! Ich glaube, neunundvierzigtausendneunhundert von ihnen würden ihre „poetische Ader“ ebenso verkaufen, sei es für Mittel oder für Titel, sei es für irgendetwas. Glücklich noch der, welcher einen Pfifferling dafür bekommt. Eine Dichterin kannte ich, die bekam für ihren ausgespannten Pegasus nicht mehr und nicht weniger als — einen Mann. Er heiratete sie nur unter der Bedingung, daß sie nicht mehr dichte. Gewissenhaft hält sie ihr Wort und ist nur zu wünschen, daß sie außerhalb des Eheringes an Cupido auch so unangefochten vorbeikommt, als an Apollo.

Mein gewonnener Prozeß.

Von **Hans Ludwig.**

„Jeder Mensch muß einen Beruf haben; Juris-Doktor ist ein Titel, aber kein Beruf — also?!“

Na also! Der Rest ergibt sich von selbst! Ich führte den stolzen Rufnamen „Doktor“, doch füllte ich bisher noch keinen Platz aus, dem eine werktätige Mithilfe beim Gange der Gesellschaftsmaschinerie zufällt. Ja, so ein wenig „schriftstellern“ nebenbei — aber meist ist das auch keine Empfehlung; im Gegenteil!

So hielt ich Umschau: der Staatsdienst lockte mich gar nicht ... daher bleibt fast nur die Advokatur, welche mich höchstens zum Halbfreien degradierte; „halbfrei“ ist auch schon etwas!

Der unglückliche von mir in Aussicht genommene Rechtsanwalt prüfte meine Handschrift und schüttelte das in hohen Ehren ergraute Haupt, musterte meine Physiognomie und betrachtete dann die Zeiger der sezessionistischen Wanduhr intensiv; endlich meinte mein Prinzipal in spe: „Versuchen kann man es ja!“

Ich glaube, ein Schimmer von Trostlosigkeit klang aus den Worten.

Aber in Kürze widerlegte ich alle Befürchtungen meines Brotherrn aufs glänzendste: nach kaum drei Wochen führte ich schon beinahe fehlerfrei Schreibereien aus, die ein mäßig begabter Volksschüler in der halben Zeit ebenso gut verfertigt hätte, nach vier Wochen unterschied ich bereits bei angestrengtester Konzentration meiner Intelligenz „Urteile“ von „Reklamschreiben“.

Übrigens, nebenbei bemerkt, dachte ich damals daran, einen großen sozial-juridischen Roman mit weitgehenden Reformvorschlägen für Gericht und Verwaltung zu verfassen.

In der fünften Woche meiner von Erfolgen überreichen Tätigkeit kopierte ich die Statuten einer Eisenbahn, die zwei Dörfer in Galizien durch einen Schienenstrang zu beglücken gedachte; daß sie nach einem halben Jahre jämmerlich verkrachte, schrieb der Kanzleidiener schmählicherweise mir zu. Doch ich bin gewöhnt an Verfolgungen und trage die Mißlichkeiten des Lebens gelassen und erhaben.

Der große juridische Coup meines Daseins jedoch, der meinen Ruhm bis an die Sterne erheben sollte und mich statt dessen in die Tiefe stürzte, war dem 10. Mai 1905 vorbehalten.

An diesem schönen Frühlingstage saß ich an meinem Tische im Bureau, im Munde stak mir eine Festzigarre — Feier meiner vierteljährigen Einlogierung in den sozialen Mechanismus! — in meiner heroisch lässig hängenden Rechten ruhten Akten, die ich entziffern sollte, meine Augen schweiften auf die Straße, wo die geschäftigen Bewohner der schönen Donaustadt einen Kreislauf um den Stephansdom aufzuführen schienen . . ."

O Gott . . . man träumt . . .

„Herr Doktor", störte mich unser Sollizitator plötzlich aus meinen Phantasien, „Sie müssen zu einer Streitverhandlung zum Bezirksgericht innere Stadt."

„Sehen Sie nicht", fuhr ich auf „daß ich angestrengtest arbeite und keine Zeit . . ."

„Bitte schnell, Herr Doktor, in zehn Minuten findet die Verhandlung statt!" Dabei drückte er mir einen Papierbogen in die Hand, dessen Farbe schmutzig-braun, dessen Druck schlecht, dessen Schrift unleserlich: also eine gerichtliche Vorladung. Es half kein Sträuben, alle meine Einwendungen fanden überlegene Abfertigungen.

„Ich habe noch nie eine Streitverhandlung gesehen, Herr Sollizitator."

„Schadet nichts! Sie werden aufgerufen . . ."

„Ich habe keine blasse Ahnung von der Sache, um die es sich dreht."

„Schadet nichts, der Gegner wohnt in Czaslau und kommt auf keinen Fall — Sie verlangen einfach seine Verurteilung wegen Nichterscheinens — damit basta!"

Mein letzter Versuch: „Wenn er aber doch erscheint?!"

„Er kommt sicher nicht!"

Auf der Stiege dachte ich über das psychologische Phänomen nach, das sich in der Allwissenheit eines Sollizitators äußert; auf der Straße studierte ich die gerichtliche Vorladung, in die sich meine Finger krampften: „Stanislaus Swinski in Wien klagt den Wenzel Powidal in Czaslau auf Zahlung von 150 Kronen — Fakturenklage."

Warum die Leute so unverständliche Ausdrücke gebrauchen — Fakturenklage! Fakturenklage? Ja, wer das wüßte ... Mit der Nähe des Gerichtes stieg merkwürdigerweise mein Mut: „Herr kaiserlicher Rat“ würde ich zum Richter sagen, „da der Beklagte in Czaslau und nicht in Wien ist, wo er sein sollte, so verlange ich seine Verurteilung.“

Endlich, endlich begann ich in den Geist der Jurisprudenz einzudringen ...

Im Saale saß schon ein Herr im Talar, den ich sofort als den von mir gesuchten Richter erkenne ... er ruft diesen Namen, jenen Namen, Männer, Frauen, Herren, Damen treten vor, verhandeln, gehen fort ... ich formuliere im Geiste nochmals meine Ansprache: „Da der Herr Beklagte in Czaslau ...“

„Doktor Braun.“

„Hier“, antwortete ich mit fester Stimme, denn so heißt mein Advokat.

„Wenzel Powidal.“

Und das Unglaubliche, das Fürchterliche, das Entsetzliche geschieht: ein kleiner Kerl in einem schäbigen Rock meldet sich: „Hier!“

Mein Gegner ist da — ich bin blamiert ... mir wird es blau vor den Augen, denn was ich zu tun, war ...

Es bleibt keine Zeit zum Überlegen, doch mir kommt in diesem kritischen Augenblick die Geistesgegenwart wieder ..., das Leben so teuer verkaufen als möglich, ist mein Wahlspruch.

„Na?!“ wendet sich der Richter zu mir.

„Der Beklagte schuldet unserem Klienten 150 Kronen“, lese ich aus meinem Wisch mit möglichst gleichgültiger Miene, „er soll zahlen.“

„Ale bitt' ich Ihnen, nein, keine Spur, keine Idee ... ale, bitt' ich Ihnen.“

„Sie leugnen?“ fragt mein kaiserlicher Rat.

„O — ja!“ stoßt der Wenzel Powidal hervor.

„Bitte, Herr Doktor, Ihre Beweise!“

„Nja ... n ... die ... die ... müssen der Klage beiliegen ...“

Der Richter sucht.

Mir steht der Angstschweiß auf der Stirne, über den Rücken läuft ein kalter Schauer: „Herr Powidal“, beginne ich, „erinnern Sie sich doch, lügen Sie nicht! Sie schulden dem Stanislaus“, ich suche auf dem Papier unter den tanzenden Buchstaben einen Namen, „dem Stanislaus Swinski das Geld ... Leugnen Sie nicht ... Sie kommen sonst in den Schuldturm, Ihre Frau rauft sich vor Scham über den entehrten Gatten das Haar, die Kinder schreien nach Butterbrot, Ihr greiser Vater, dessen Hoffnung sein Sohn ...“

„Ale bitt' ich Ihnen, ich hab' keinen Vatter!" Aber mit unaussprechlicher Freude höre ich ein Schwanken seiner Stimme.

Der Richter sucht lange nicht mehr unter den Schriften nach meinem „Beweis", sondern hört erstaunt meiner Rede zu, die ich gehobenen Mutes fortsetze: „Lieber Wenzel Powidal: Sie sind ein Ehrenmann, Sie wollen niemanden, auch den Stanislaus nicht ins Unglück stürzen . . . ich bitte Sie . . . ich bitte Sie im Namen Ihrer unschuldigen, unbescholtenen Familie, deren tadellose Vergangenheit Sie durch Ihre Negation des Klagebegehrens zu beflecken im Begriffe stehen: Wenzel Powidal aus Czaslau, bitte, zahlen Sie!"

Der Richter schüttelt seinen Kopf: „Herr Powidal . . . denken Sie nach!"

Lange Pause.

„Herr General", sagt endlich der gedrückte kleine Kerl, „es gibt, bitt' ich, noch viele Powidals, warum soll ich . . ."

„Aber verehrter Herr . . ." will ich von neuem die Gewissensrede beginnen, doch mein Gegner fährt fort: „Möglich, ale bitt' ich, möglich ist es schon, daß ich die Sachen bestellt habe . . ."

Aha! „Sachen"!!!

„Und . . . na . . . ich zahle . . ."

„Na, also."

Der Rest verlief ganz glatt, abgesehen davon, daß ich den Stempel in des Richters Taschenkalender statt auf die Akten klebte, aber das ist kaum nennenswert.

* * *

Freudig klopfenden Herzens, die 150 Kronen bar in der Hand, eilte ich in die Kanzlei . . . Triumph — einen Prozeß gewinnen ohne eine Ahnung von dem „Fall", ohne Beweise . . . mein Renommee war für ewige Zeiten begründet, die Aussicht auf Gehaltserhöhung wegen „besonderer Verwendbarkeit" stand bombenfest!

„Das war überflüssig", begrüßte mich der Sollizitator bei meiner Rückkunft „der Wenzel Powidal wohnt gar nicht in Czaslau, sondern in Iglau . . . deshalb bekamen wir auch nie eine Antwort . . ."

„Herr!" erwidere ich, voll banger Ahnung erfüllt, doch mit Würde, „Herr Powidal aus Czaslau", ich betonte das Wort Czaslau, „war da und hat gezahlt!"

Gleichviel, man bewies mir meinen Irrtum — „Ihr Irrtum, lieber Doktor", sagte der Sollizitator in merkwürdigem Mißverkennen der Umstände —, daß ich von einem Falschen die hundertfünfzig Kronen erpreßt hatte . . .

O Wenzel Powidal in Iglau, warum hast du einen Doppelgänger in Czaslau?! Eigenhändig mußte ich einen Entschuldigungsbrief an

meinen Wenzel schreiben und eigenhändig retournierte ich das mühsam erkämpfte Geld per Post — und eigenfüßig verließ ich am nächsten Tag die Kanzlei für immer, die um starrer Buchstaben willen — Czaslau oder Iglau, das ist doch ganz egal — auf den gewonnenen Prozeß verzichtet hatte. Ja — es war mein letzter siegreicher Prozeß.

Momentaufnahmen
eines nachdenklichen Landbummlers.

Der Zeckel.

Sein Erstes, als er von der Großstadt auf die Sommerfrische kam, war, daß er in den Wald ging. Es dämmerte schon abendlich und der Himmel trieb seine Wolkenlämmer heim. Der Städter schritt rasch über die Felder hinan gegen den Forst des Berghangs. Der Waldhunger! Und der Durst nach Stille, nach lautloser Stille. Es war ihm fast zuwider, daß dort oben die Wipfel ein wenig rauschten, das erinnerte ihn an das dumpfe Branden, das von der Stadt herkam, wenn er seinen Spaziergang durch die Auen gemacht hatte. Tiefes Niedertauchen in die Einsamkeit einer lautlosen Natur, das war's, was seine müdegehetzte Seele suchte.

Aber das findet man nimmer.

Als er auf dem glatten Waldweg unter den dunklen Fichten dahinschritt, hörte er ein Geschrei, das von der Anhöhe herabkam, zu der sein Weg hinan führte. War es ein Zanken? Waren es Hilferufe? Es kam näher und er verstand die Worte: „Eiwei tu' ich arbeiten! Tu' eiwei fleißig arbeiten. Fleißig arbeiten. Eiwei arbeiten." Nun merkte er, wie ein Mann herabkam, der hinter sich einen Bund dürrer Äste nachschleifte. Seine Beine waren so verkrüppelt oder durch die Wulsten des Beinkleides entstellt, daß es schien, als habe er keine Unterschenkel und gleich an den Knien die Pfoten, die mit Lappen umwickelt waren. Der Oberkörper war regelmäßig, das hutlose Haupt hatte schwarzes filziges Haar und ein Gesicht, das fast für schön gelten konnte. Nicht schlecht gepflegter, gestutzter Vollbart und ein großes lebhaftes Auge. Als dieser Mensch den Städter herannahen sah, hielt er sein Fuhrwerk auf und rief ihm zu: „Eiwei fleißig tu' ich arbeiten. Das Holz, das hab' ich gefunden. Gelt du, das schenkst mir. Tu' eh eiwei fleißig arbeiten."

Der Städter merkte es nun — das war ein armer Holzdieb, der ihn für den Waldherrn hielt. Der aber nicht erst auf die Gewäh-

rung wartete, sondern fortfuhr zu versichern, daß er allerweil fleißig arbeite, und den Fremden mit Aufmerksamkeit betrachtete. Plötzlich unterbrach er sich und bat mit einschmeichelnder Stimme: „Geh, gib mir deine Hutschnur."

„Meine Hutschnur wollen's haben?" fragte der verwunderte Städter.

„No. Hätt so vie gern so a Hutschnur. Hätt so vie gern eine — no."

„Aber — Sie haben ja gar keinen Hut!"

„No. Hut hab' ich kein'. Aber a Hutschnur tät ich so vie gern haben. Bitt schen! Bitt schen!" Er faltete die Hände, die so massig waren, daß man es gerne glauben konnte, er tue allerweil fleißig arbeiten.

Nun wechselte in der Anrede auch der Städter das Sie gegen ein Du aus. „Also eine Hutschnur willst du haben. Aber die meine, die brauche ich selber. Da hast, kannst dir eine neue kaufen." Er gab dem Waldmenschen eine Münze, die dieser hastig ergriff und in ein leeres Zündholzschächtelchen tat. Anstatt des Dankes aber duckte er sich heran, hob seine braune Pfote gegen die Brust des Städters, wo die goldene Uhrkette hing und sagte: „Geh, gib mir deine Uhr!" Und faßte ihn am Arm: „Bitt schen, bitt schen, gib mir die Uhr?"

„O du verdammter Kerl!" rief der Städter und schleuderte den Angreifer von sich. Dieser machte sich nichts draus, kam wieder heran, langte mit den Pfoten aus: „Wei ich so vie gern eine Uhr tät haben. No. Geh, zeig mir deine Uhr, göt du! Nur zeigen. Nur zeigen, wei' ich's wissen möcht. Wei ichs wissen möcht. No."

Nun wurde dem Städter unheimlich und er eilte rasch wegshin. Rief aber noch zurück: „Einen Gendarmen werde ich dir schicken, du Waldräuber!"

Dieser schaute verblüfft drein, zog dann an seinem Strick, um den Klaubholzbund hinter sich nachzuschleifen und stimmte wieder das helle Geschrei an: „Eh eiwei fleißig arbeiten!"

Dem Städter war abscheulich zumute. In diesem ländlichen Frieden — ein Raubanfall! Die Freude am Wald, an der stillen Einsamkeit war ihm vergangen. Er kehrte ins Dorf zurück und erzählte im Gasthaus sein Erlebnis. Alle die es hörten, begannen zu lachen. „Dem Zeckel sind Sie begegnet!" sagten sie. Wer war der Zeckel? Der war ein drolliger Halbkretin, der in kindlicher Einfalt jeden, den er begegnete, um alles anbettelte, was ihm auffiel, sei es ein Stock, ein Regenschirm, ein Taschenmesser, eine Halsbinde, eine Tabakspfeife, ein Taschenspiegel. Besonders auf bunte oder glänzende Dinge hatte er es abgesehen und so ging er die Frauen um ihre Ohrgehänge und Fingerringe an, und die Männer um ihre Uhrketten und Taschenuhren. Man reichte ihm die Gegenstände, er beguckte sie von allen Seiten, verwechselte

aber den Gebrauch. Am Stock versuchte er, ob er nicht aufzuspannen sei wie ein Schirm, oder zum Schießen wie ein Gewehr. An der Tabakspfeife horchte er, ob sie gehe und die Uhr wollte er sich ans Ohr hängen. Wenn er dann mit den Dingen weiter nichts anzufangen wußte, gab er sie ruhig wieder zurück. Er war der Bruder eines lahmen Häuslers, der am Waldrand seine Hütte hatte. Er, der Kretin, versorgte den Bruder samt dessen Weib und Kind, denn es war wie er sagte, er arbeitete fleißig den ganzen Tag. Freilich, daß seine Arbeit nur im Sammeln von Brennholz, Reisig, verstreuten Kornhalmen und dergleichen bestand. Die Leute ließen ihn gewähren, denn er tat nirgends Schaden. Sie reichten ihm auch manche Gabe, als Brot, Gemüse und Milch, um die er nicht bat, die er dann aber doch behalten durfte für seine Leute daheim.

Als der Städter also von dem Burschen eine solche Charakterzeichnung vernommen, tat es ihm leid, daß er diesen harmlosen Menschen für einen Räuber gehalten und ihm mit dem Gendarm gedroht hatte. Das nächstemal, als er ihn in demselben Walde wieder begegnete, sammelte der Zeckel Pilze. Als der Bursche ihn sah, griff er in den Sack, zog das Streichholzschachtelchen hervor, reixelte damit und grinste vergnügt drein. Dann schob er das Schächtelchen auf, nahm mit ungeschickten Fingern die Münze hervor und gab sie dem Spender wieder zurück. Mit Geld wußte er nichts anzufangen.

Auf der Landstraße.

Ein schlanker Handwerksbursche mit falbem Gewand und falbem Schnurrbart, am Buckel den blauen Ranzen, trottet auf der Landstraße. Da sieht er dort einen Gendarmen dahergehen, der ist noch so weit weg, daß er es nicht bemerken würde, wenn er sich jetzt in die Büsche schlüge oder umkehrte und zurückginge, woher er gekommen. Ziel hat er ohnehin keins. Aber es steht ihm nicht dafür, dem Landwächter auszuweichen. Er geht also gleichgültig seines Weges weiter; wie sie sich schon nahe sind, bleibt er stehen und zündet sich eine Pfeife Tabak an. Aber der Gendarm ist kein heuriger Has, er kennt diese gespielten Harmlosigkeiten recht gut. Er tritt heran und frägt den Handwerksburschen nach woher und wohin. Und frägt ihn nach der Aufweisung. Wo wäre der reisende Bursch', der keine Aufweisung hat? es kommt nur darauf an, ob's die richtige ist. Wenn so ein Spitzhaubenmandel einmal anhebt zu fragen und zu blättern im Wanderbuche, und zu gucken und zu buchstabieren, dann ist der Neugierde kein Ende mehr und er interessiert sich so sehr für seine neue Bekanntschaft, daß er sich von ihr nicht mehr trennen will.

„Mein Herr!“ sagt der Gendarm, „Sie müssen mit mir gehen.“

„Ich bin nicht Ihr Herr“, antwortete der Handwerksbursche verdrossen, „Sie sind mein Herr, weils den Schießprügel haben. Hätten's den nit — laufen könnt' ich wahrscheinlich besser.“

Nachher marschieren sie miteinander.

Für den Burschen ist's eigentlich ein Glücksfall, es steht ihm eine sichere Herberge bevor und eine Gratisfahrt auf der Eisenbahn nach der Heimat.

Der Hausdodl.

Ignaz hieß er und alljährlich an seinem Namenstag ging er nach der Kirche ins Wirtshaus. Alljährlich einmal. So viel trug sein Bauernknechttum, um sich einmal ein Räuschchen anzutun, maßen dasselbe schon nach dem ersten Viertel Sausalerwein bemerkbar wurde. Das ganze lange Jahr hindurch arbeitete er auf dem Hofe und schwieg. Am Namenstage arbeitete er nicht, sondern redete!

Diesmal war der Namenstag auf einen Sonntag gefallen und um den Wirtshaustisch, an dem der Ignaz saß, hatten Arbeiter der großen Stahlfabrik Platz genommen. Anfangs hatten sie den alten Grauschädel nicht beachtet, dann ihre Geringschätzung gezeigt und endlich wurden sie mitleidig. Aus seinem Gespräch, das er teils mit der Kellnerin, teils mit sich selbst führte, entnahmen sie, daß er seit achtundfünfzig Jahren Bauernknecht im Ratzenrotthofe gewesen war, wohin er als kleines lediges Kind gebracht worden — denn am Namenstag muß der Mensch Rückschau auf sein Leben halten.

„Achtundfünfzig Jahre Bauernknecht!“ rief einer der Eisenarbeiter, „du bist aber doch nicht gescheit!“

„Das haben mir schon viele gesagt“, bestätigte der Ignaz.

„Wie viel hast denn Lohn im Jahre?“

„Gehabt, meinst? Jetzt hab' ich keinen mehr.“

„Also wie viel hast du in deiner guten Zeit gehabt?“

„In meiner guten Zeit? Wart, ich rait's zusammen. Jahrlohn dreißig Gulden. Nachher zwei Gulden Leikauf. Nachher 's Lodengewand. Nachher zwei Paar Schuh und drei Hemden.“

„Geh hör' auf!“ spotteten sie, „ist das ein Haufen! Und was hast denn für Arbeit?“

„Was die andern nit tun mögen, das muß halt ich tun.“

„Wie viel Stunden des Tages?“

„Im Winter von sechse früh bis siebene auf die Nacht. Im Sommer von viere früh bis achte auf die Nacht.“

„Und Sonn- und Feiertags?“

„Ja, da tu' ich vormittags in die Kirchen und nachmittags Ochsen halten.“

„Aber Mensch, du lebst ja wie ein Baron!“

Der Ignaz schmunzelte.

„Die Kost ist wohl auch danach."

„In früheren Jahren wohl Knödel und Fleisch und immer einmal ein Sterz. Jetzt halt Suppen und Erdäpfel. Weil mein Bauer abgehaust hat. Nachher ist er gestorben. Nachher hat der Herr Graf den Ratzenrotthof gekauft zum Jagen und ich bin halt dabeigeblieben. Weil ich der Hausdodl bin."

Der Hausdodl, das ist ein halbblöder Mensch, der im Alter als Einleger auf dem Hofe, wo er sein lebtaglang gearbeitet hat, zur Not verpflegt wird.

„Na, ich dank'", sagte einer der Arbeiter, „du hast dir dein Leben sauber verpatzt. Warum bist denn nicht in die Fabrik gegangen?"

„In die Fabrik? Wär eh gern gegangen."

„Warum hast du es nicht getan?"

„Das sag ich nit."

„Du hättest gewiß leicht Arbeit bekommen."

„Arbeit hab' ih eh allerweil genug gehabt."

„Du hättest täglich mehr als einen Gulden Lohn bekommen, nur zehn Stunden arbeiten müssen und wärst die übrige Zeit Freiherr gewesen, du wärest in der Welt herumgekommen, hättest was gesehen und erfahren, wärest mit der Bruderlade für das Gröbste versorgt."

Da wurde der Ignaz schier weinerlich und sagte vor sich auf den Tisch hindumpernd: „Bei mir ist's nix. Ich hab mir halt nie helfen können. Arbeiten, was sie mir haben angeschafft. Und zufrieden sein damit, was sie mir gern haben geben wollen. Und bleiben, wo sie mich behalten. Ich tu' mich niemderst auskennen. Mir haben's halt nix lernen lassen. Kein' einzigen Buchstaben nit. — Muß bleiben — — muß bleiben wo sie mich behalten. Jetzt richt ich nimmer viel aus. Muß halt trachten, daß ich ihnen bald wegsterb."

Dann legte der Alte seine Arme langsam auf den Tisch und seinen Kopf auf die Arme und schlief ein.

Die Arbeiter schauten sich an und ganz gedämpft murmelte einer: „Armer Teufel. Die Schule haben sie ihm gestohlen, so ist er in ihren Händen ein schlechtes Werkzeug geblieben."

„Jetzt", sagte ein anderer, „verstehe ich auch jenen statistischen Ausweis, daß zu der Rubrik der Arbeitslosen die Analphabeten die geringste Ziffer liefern. Ein Arbeiter, der nichts kostet, findet überall Platz. Aber welchen! Jetzt kann er sich freilich nicht anders mehr nützlich machen, als daß er ihnen bald wegstirbt."

Unschuld.

Das Mädel trieb die Ziegen heim. Da kam den Bergweg ein halbwüchsiger Bursche herab, schloß sich dem Dirndl an und sie gingen schweigend nebeneinander her. Nur, wenn sie die Gerte schwang und „Gscht, Gaißl!“ rief, hob auch er ein wenig den Arm und sagte: „Gscht, Gaißl!“ Sie hatten sich wohl ein paarmal gesehen früher, aber keines wußte, wie das andere hieß, und das Dirndl, als es so seitlings sein verwahrlostes Gewand und sein trauriges braunes Gesicht betrachtete, dachte: Ist gewiß ein armer Bub.

Nun stand der Bursche still, bückte sich nach einem scharlachroten, weißbetupften Pilz, der am Raine stand. Er führte ihn zum Mund und biß hinein. Da langte das Dirndl heftig danach und rief: „Bist denn nit gescheit! Der Schwamm ist ja giftig!“ Er ließ ihn fallen und murmelte seithin: „Möcht' schon gern einmal was essen.“ In stockenden Worten hat sie's dann erfahren, daß er seit länger als einem Tag nichts mehr gegessen hätte, weil die Holzknechte in der Rieselbachhütte, wo er Ziegenhirt gewesen, davongegangen wären.

„Du bist auch Gaißhalter?“ lachte das Dirndl, „das ist aber spaßig. Jetzt, so geh mit, wir werden schon was finden.“

Sie kamen zum Hof, wo das Dirndl die Ziegen in den Stall brachte. Dann gingen sie in die Stube. Da war's dunkel, dumpfig und still, denn die Leute waren in der Kirche beim Nachmittagssegen. Sie konnten wohl gar noch eine Weile aus sein. Das Mädel, obschon ziemlich schlank schon, vermochte doch nicht über das Kastengesimse hinaufzulangen, wo der Schlüssel lag. So mußte es der Bursche tun. Sie schloß den Kasten auf, hob eine der dort aufbewahrten Milchschüsseln heraus, fand dazu einen Brotlaib mit Messer und Löffel. Nun mußte er essen. Sie aß nicht, sie bekäme ja nachher ihre Abendsuppe, wenn die Leute da wären.

So hat der Bursche sich nun gesättigt, langsam und anhaltend und mit Andacht. Er war noch nicht ganz fertig, als der Bauer und die Bäuerin heimkamen. Und nun ereignete sich ein wüster Auftritt. Die beiden jungen Leute wurden als Diebe aus dem Hause gejagt und dem Ziegenmädel wurde das kleine Bündel Feiertagsgewand nachgeworfen, mit der Weisung, daß sie sich nie wieder blicken lasse.

Sie ging ganz ruhig neben dem Burschen davon. Nur das machte ihr Kopfzerbrechen, was der Bauer mit dem Schimpf: „Diebe!“ gemeint haben mochte. Sie hatte doch nichts getan, als dem hungrigen Burschen Milch und Brot gegeben, wie es im Hofe jeder bekam, der Hunger hatte. Sie redeten aber nicht darüber, denn daß die Leute sie hart behandelten, das waren sie schon gewohnt. Als sie über die Wiese hinausgingen, am Waldrande, dämmerte schon der Abend. Und als es

so dunkel war, daß sie keinen Weg mehr sahen, da setzten sie sich nieder auf den Rasen zwischen Erlensträuchern, die vor dem Nachtwinde schützten. Sie waren müde geworden. Das Dirndl lehnte sich ein wenig ins dichte Astwerk des Strauches zurück. Der Bursche hatte sich nahe an sie hingesetzt, legte sein Haupt in ihrem Schoß und ihre flache Hand, die sie ihm als Kopfkissen untergelegt hatte, nahm er so zwischen seine beiden flachen Hände, daß das Kopfkissen dreifach war. Ihre andere Hand legte sie auf seinen Kopf, streichelte ein wenig das Haar, bis er eingeschlafen war. Dann nahm sie aus dem Bündel ihr großes Sonntagstuch und deckte sich und ihn damit ein.

Am nächsten Frühmorgen, als der Altknecht des Hofes, der mit der Sense auf die Wiese ging, am Waldrande dieses Lager fand, war er vor Entrüstung außer sich. Aber lüstern winkte er die anderen Knechte herbei: „Wenn ihr was Besonderes wollet sehen! — Dieses schlechte Gesindel! Da in der Stauden schlafen's beisammen!"

Pfefferkörner.

Von Adolf Frankl.

Hoch und nieder.

Einsam ziehen ihre Bahn
Künstler und Gelehrte;
Nicht dem Hehren, nur dem Wahn
Folgt die große Herde.

Undeutsch.

Gestern Tolstoi, Zola, Ibsen —
Heut' ist Gorki „unser Meister"
Und so rühmt der deutsche Michel
Immerdar die fremden Geister!

Die Deutschen.

Sie haben manchen Sparren,
Die Herren wie die Damen;
Es schätzen deutsche Waren
So viele deutsche Narren
Nur unter fremden Namen.

Eine Unsitte.

Bei Leichen und bei Taufen,
Beim Heiraten und Kaufen,
Beim Tanzen und beim Raufen —
Die Deutschen müssen saufen!

Volksverdummung.

Es droht Gefahr!
Unheimlich groß ist das Gelichter
Verdummter „Äser".
Wir sind fürwahr
Ein Volk der Denker und der Dichter
Und der — Chineser!

Für Gesinnungslumpen.

Willst du um jeden Preis
Dem Lebensschifflein helfen
In einen sichern Hafen,
Mußt heulen mit den Wölfen
Und blöken mit den Schafen!

Mit Maß.

Willst du kritisieren,
Sei kein roher Büttel,
Sollst die Feder führen,
Aber nicht den Knüttel.

Überkultur.

Auf tiefer Stufe der Kultur
Trägt stolzen Schmuck der Mann zur Schau;
Doch auf der Bildung höchster Spur
Sind Prunk und Putz ein Recht der Frau.
Und jetzt, wir sehen es genau,
Zu aller Klugen Leide,
Jetzt putzen gar sich beide.

Allgemeines Wahlrecht.

Wer strebte es nicht gerne an
Für unsres Volkes weite Kreise!
Wär' jeder nur ein deutscher Mann,
Wär' jeder Mann nur klug und weise!

Die Arbeit hoch!

Nur Seichten kann genügen
Ein windiges Vergnügen;
Die schönsten Stunden schlagen
An arbeitsfrohen Tagen!

Johannes Keplers Märtyrtum.

Von J. Hofer.

Das Leben des großen Astronomen Johannes Kepler, der durch die Entdeckung der Planetenbewegung uns den tieferen Blick in die Natur des Sternenhimmels erschlossen hat, schlägt erfreulich und betrübend in unsere Heimatsgeschichte herein. Seine persönlichen Schicksale, sein Verhältnis zu Wissenschaft und Religion sind in unseren Tagen besonders lehrreich. Deshalb sei verwiesen auf ein neues Buch: „Kepler und die Theologie.“ (Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus der Zeit der Gegenreformation.) Von Ludwig Günther. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Johannes Kepler, geboren 1571 zu Weil in Württemberg, armer Leute Sohn, evangelischen Bekenntnisses, studierte Theologie in Tübingen. Er befaßte sich dort auch schon mit Astronomie, leistete eine Arbeit, die einer seiner Lehrer an den Akademischen Senat mit folgender Empfehlung einbegleitet:

„. . . Die Sache ist so neu, daß sie noch in keines Menschen Sinn gekommen ist und so sinnreich ausgeführt, daß sie sehr würdig ist, den Gelehrten bekannt zu werden. Wer faßte je den Gedanken oder erkühnte sich, es zu versuchen, die Zahl, die Ordnung und die Größe der himmlischen Sphären a priori zu beweisen und die Ursache gleichsam aus dem geheimen Ratschlusse Gottes hervorzuziehen? Dieses hat Kepler unternommen und glücklich geleistet. Er ist der erste, der in Betracht gezogen hat, daß die Entfernung der Planeten voneinander durch die fünf regulären Körper bestimmt ist. Hierdurch erscheint alles in so angemessener Ordnung und vollkommenem Zusammenhang, daß nicht das mindeste verändert werden darf, ohne den Zusammensturz des Ganzen zu verursachen. Kepler hat sich als den gelehrtesten und scharfsinnigsten Mann angekündigt.“

Seine Bedeutung wurde also früh erkannt. Trotzdem ließ man ihn fallen.

Weil seine religiösen Ansichten ein wenig abwichen vom orthodoxen Dogma, so bekam er in seinem Vaterlande keine Anstellung. Als dreiundzwanzigjähriger Jüngling mußte er in die Fremde wandern, und zwar in die ferne Steiermark, die damals evangelisch war und wo er von den Landständen eine Stelle als Mathematiker im Gymnasium zu Graz erhielt. Hier lebte er nahezu sieben Jahre lang und betrieb nebst seinem amtlichen Fache angelegentlichst die Himmelskunde. In der Stempfergasse wird heute noch der astronomische Keplerturm gezeigt. Berufshalber mußte er auch einen astrologischen Kalender fürs Volk herausgeben, der

ihm sehr sauer ward, weil er darin sagen sollte, was er nicht wußte. Dieser Kalender machte Aufsehen, seine später weltbewegende Forschung blieb ungewürdigt. Dann verheiratete er sich mit der Jungfrau Barbara. Auf dem Grazer Schloßberg steht heute eine junge Linde, die Keplerlinde genannt, von derselben hat man einen Blick auf das Schlößchen Mühlegg, wo der junge Kepler seine Frau geholt hat. Sie bekam Haus und Grund mit und der Gelehrte konnte auf eine sorgenlose Zukunft blicken. Da kam die Verfolgung. Erzherzog Ferdinand war aus Loretto zurückgekehrt, wo er den Schwur getan, in seinen Erblanden den katholischen Glauben wieder einzuführen und sei es auch mit Gewalt. Wer den katholischen Glauben nicht annahm, der mußte sofort auswandern. Für Kepler gab es keine Frage, er stand felsenfest zu seinem Evangelium. Er ließ Hab und Gut zurück und zog mit seinem kränkelnden Weib neuerdings in ein fremdes Land. Er ging nach Prag, wo der Astronom Tycho Brahe lebte, bei dem er, ohne mit dem herrischen Gelehrten zu harmonieren, geduldig eine Zeitlang arbeitete. Er wurde hernach „Hofastronom" des Kaisers Rudolf II., als welcher er fachwissenschaftliche Arbeiten zu leisten hatte. Bekam aber selten und endlich gar nicht mehr sein Gehalt ausbezahlt, so daß er in häusliche Not geriet. Weib und Kind waren gestorben, er war verlassen. Aber sein Halt war das Evangelium, das er durch seine astronomischen Entdeckungen verherrlichen wollte. Die Gesetze des Sternenhimmels waren ihm nichts anderes als ein Beweis der Größe, Allmacht und Weisheit des von Jesus uns geoffenbarten Gottes. Dieser große Gelehrte hatte noch nicht gesagt, daß Wissenschaft und Christentum sich nicht vereinigen ließe, im Gegenteil, ihn führte die Religion zur Forschung und die Forschung zur Religion. Einige Jahre wirkte Kepler hernach als Mathematiklehrer in Linz, aber auch hier setzte die Glaubensverfolgung ein, er wurde neuerdings heimatlos und neuerdings begann er mit seiner Familie — er hatte mittlerweile wieder geheiratet — ein planloses Umherirren. Nach Schlesien reiste er, zu dem Feldherrn Wallenstein, der sich für die Gestirne interessierte. Aber der abergläubische Astrologe wußte mit dem wissenschaftlichen Astronomen nicht viel anzufangen, bald konnte Kepler wieder seines Weges ziehen.

Zur Zeit brach ein neues Unglück herein über den schwergeprüften Gelehrten. Seine Mutter daheim in Württemberg war angeklagt worden der Hexerei. Die Mutter dessen, der der Menschheit die Wahrheit brachte, die Himmel öffnete, sollte auf dem Scheiterhaufen enden. O du furchtbar schreckliche, du fluchwürdige Geschichte des deutschen Volkes! — Kepler eilte in die Heimat, um seiner Mutter zu Hilfe zu kommen. Er verteidigte sie mit glühender Beredsamkeit. Nicht griff er den Hexenglauben als solchen an, das hätte ihn mitsamt der Mutter vernichtet. Er bewies nur, daß die Handlungen seiner Mutter nicht die gesetzlichen Merkmale

der Zauberei in sich trugen. Die alte Frau wurde freigelassen. — Nach weiteren Irrfahrten kam Kepler nach Regensburg, um dort vor dem Reichstag die Auszahlung seines kaiserlichen Gehaltes, dessen Rückstände auf 12.000 Gulden angewachsen waren, zu betreiben. Dem kaiserlichen Schatzmeister blieb die Summe in der Kasse. Von den beschwerlichen Reisen erschöpft, starb Johannes Kepler wenige Tage nach seiner Ankunft in Regensburg. Er war 59 Jahre alt geworden.

Die innere Geschichte des großen Mannes war kaum weniger bewegt, als die äußere, aber um so siegreicher. Wir wissen schon, wie tief sein Gemüt in der christlichen Religion wurzelte, wie ihn seine theologische Natur auch in der Forschung nie verließ, vielmehr ihre Triebfeder war, und wie er seines religiösen Standpunktes wegen verfolgt wurde von der katholischen und auch von der evangelischen Kirche. Jawohl, auch von der evangelischen. Diese Kirche, deren Theologen selbst bis aufs Blut miteinander stritten, stieß ihn herzlos zurück, weil er seinen Glauben nicht ganz und buchstäblich nach ihren kirchlichen Dogmen und Äußerlichkeiten einrichtete, sondern nach dem Wortlaute des Evangeliums, wie e r es verstand. Aber da hieß es natürlich, in Religionssachen solle er den Theologen nicht dreinreden, denken könne er sich, was er wolle. Von solchen war nun Kepler keiner. Seine Natur verlangte, die innere Überzeugung auch in Tat und Wort öffentlich zu bekennen. Aus den vielen von Keplers religiösen Schriften und Briefen, die uns nun vorliegen, bietet uns Günthers Keplerbuch interessante Auszüge. Unter anderem schrieb er an seinen katholischen Freund Pistorius über die katholische Kirche die überscharfen Worte: „Du wirst (am Tage des Gerichts) mein Zeuge sein, daß ich aus keinem Privathasse gegen Papst, Bischöfe und Priester, sondern aus reinem Eifer für Gott, aus Liebe zu den Geboten und den Unterweisungen Christi, aus Hochachtung gegen seine und der Apostel Ermahnungen (welche von mittelmäßigen Auslegern geradezu auf die römische Monarchie oder die kirchliche Tyrannei bezogen werden), daß ich, sage ich, aus diesen Ursachen in der Freiheit bestand, in welcher ich unter Gottes Zulassung geboren ward und mich niemals unter das römische Joch beugte — unter ein Joch von Leuten, welche die Christen nicht nur mit gleichgültigen Zeremonien, welche denjenigen sehr ähnlich sind, von welchen der heilige Paulus die Galater freispricht, beschweren, sondern auch die Worte und Gebote Christi und der Apostel aufs gefährlichste auslegen, sich allein das Recht der Auslegung anmaßen und den gemeinen Menschenverstand, an welchen Gott durch seine Diener zu reden pflegte, ganz gefangen nehmen, so daß die Christen nicht anders urteilen können, als daß die Auslegung zuweilen den Worten geradezu entgegengesetzt sei. Ist dieses Recht der Auslegung einmal erworben, so fehlt es auch dem wahren Antichrist selbst (von dem die Schrift sagt, daß er im Tempel Gottes sitze)

an nichts mehr, um sein Reich in der Kirche aufzurichten und das Reich Christi zu zerstören."

Innerhalb des Protestantismus aber sah Kepler (kaum anders wie Pistorius) Zwiespalt und Parteihaß, herzleeres Polemisieren und feindselige Ketzerriecherei an jedem, der das Evangelium so nahm, wie er's am besten verstand, wie es ihm am fruchtbarsten wirkte. Keplers rein evangelische Auffassung der Abendmahlfrage war Ursache, daß er vom protestantischen Pfarrer Hitzler in Linz exkommuniziert wurde. Er suchte Rechtfertigung bei dem Konsistorium in Stuttgart, das aber schickte ihm eine gehässige Gegenschrift, billigte die Exkommunikation und Kepler war durch die Ausschließung neuen Drangsalen preisgegeben. Später, als Hitzler selbst ausgewiesen wurde und ins Elend kam, hat Kepler ihn bei sich aufgenommen, hat ihn eingeladen, mit ihm den Sternenhimmel zu betrachten. Also hat der große Mann seinen Verfolgern den Himmel gegeben. Hierüber schreibt Ludwig Günther in seinem Keplerbuche:

Mit eigentümlichen Gefühlen wird man diese Urkunde von der geistlichen Vormundschaft, unter der die Lutheraner beinahe 100 Jahre nach Luthers befreiender Tat standen, lesen. Mit hierarchischer Despotie war die Behauptung der Konkordienformel an Stelle des durch die Reformation aufgestellten Prinzips der evangelischen Freiheit gesetzt. Von Haß erfüllt gegen den öffentlichen Anhänger des Copernicanischen Weltsystems, weisen die Gottesherren in Stuttgart Kepler mit harten Vorwürfen und Spott zurück, nennen den Mann, der seine Anhänglichkeit an die augsburgische Konfession mit Aufopferung fast seines ganzen Guts und Familienglücks erprobt, einen „Wolf in Schafskleidern", der sich nur mit dem Munde zu dieser Lehre bekenne, sie bedecken den Offenbarer so großer Gotteswahrheiten, der Aufgeklärtesten und Rechtschaffensten einen, mit der Schande der Exkommunikation und speisen ihn mit der Ermahnung ab, zu der reinen gesunden evangelischen Lehre zurückzukehren und zu bedenken, daß alle schlimmen Folgen, welche entstehen würden, wenn er anderswo kommunizierte, ihm selbst zur Last fallen würden.

Wie edel und groß — so schließt Günther seine Betrachtung — steht das Bild Keplers vor uns! Mit einer fast ununterbrochenen Kette von Widerwärtigkeiten kämpfend, wie sie Wahn, Neid, Fanatismus, Krieg, Krankheit in den Weg legen — innerlich wohl einer der glücklichsten Menschen, die je gelebt! So steht er da: Der Mann voll Energie und doch voll Sanftmut, voll Herzensgüte und Gemütsfreiheit. Er bricht sich Bahn durch eigenes Genie, verstoßen und verfolgt von der protestantischen wie von der katholischen Kirche und doch ein Mann von tiefster Religiosität; verhöhnt von Gottesgelehrten, die auf die Bibel pochen, erschließt er das ewige Buch der Offenbarung, das noch kein menschliches Auge gelesen, und verkündet triumphierend der Menschheit ein neues

Evangelium von der Harmonie des Weltalls und seinen ewigen Gesetzen, das seitdem alle mit Bewunderung erfüllt, die es erkennen. In diesen himmlischen Spiegel schaute er, um die religiös-sittliche Harmonie seines eigenen Wesens zu gewinnen, in diesen Tempel ging sein Geist beten, wenn die tobende Welt ihn abstieß, dort nährte er seinen Geist mit himmlischen Gedanken, wenn ihn hier unten die Menschen darben ließen, dort trank er Kraft und Begeisterung, wenn ihn die Priester hier unten von den Sakramenten zurückstießen. Kepler lehrte die Welt der Wahrheit erkennen, und die wenigen, die sich noch nach Jahrhunderten dagegen sträuben, sie schmelzen hin, wie die Schatten und Nebel vor der steigenden Sonne!

Papst Pius X.

Zwei Stimmen über den gegenwärtigen Papst, die bezeichnend sind, wollen wir hier anführen. Die eine kommt von einem katholischen Priester, die andere von einem modernen antikirchlichen Schriftsteller. Wir enthalten uns vorläufig einer persönlichen Meinungsäußerung.

In der reform-katholischen Zeitschrift „Renaissance" (München) sagt der Herausgeber Dr. J. Müller:

Pius der Reformer.

Der größte Lichtblick in unserer verworrenen Zeit ist der Mann, der jetzt das Steuer des hl. Petrus führt. Still und ohne großes Gepränge, ohne langatmige Bullen und Allokutionen arbeitet der Greis im Vatikan Zug für Zug an dem Werke der Reform, das er angekündigt. In der richtigen Erkenntnis, daß man im eigenen Haus anfangen muß, hat er die ärgerliche Trinkgelder- und Ausbeuterwirtschaft, die das Haus Petri zum Kaufhaus und zur Räuberhöhle verunstaltete, ausgerottet und sich dadurch den grimmigen Zorn derer erworben, die so etwas seit den Tagen Klemens IV. und Bonifaz IX. nun einmal als notwendige Beigabe der Statthalterschaft Christi erachteten. Pius hat auch dem geistlichen Faulenzertum der Bettelpriester (Magnozzi), über deren ärgerliches Gebaren unter Leo freilich erfolglose Klagen erschollen, gesteuert und das Herumlungern in Rom untersagt. Die Sportfeste zwischen den heiligen Mauern der Engelsburg und gar — proh dolor! — mit italienischen Nationalfarben und Orden beweisen, daß der hl. Vater kein Doktrinär und ein Freund unschuldiger Munterkeit ist. Die herzlichen Worte, die er dabei an die jungen Leute richtete, dürfte mancher deutsche Prälat, der das Rad-

fahren verboten, meditieren. Der Papst sagte: „Als Freund billige ich ganz euren Zeitvertreib, das Turnen, Radfahren, Fußball- und Rudersport und bewundere und segne eure edlen wie fröhlichen Kämpfe. Die körperlichen Übungen beleben den Geist, halten vom Müßiggang ab, der aller Laster Anfang ist, und nähren in uns die Übung der Tugend." — Was sagt dazu Bischof Fritzen, der das Radfahren als der klerikalen Würde abträglich findet? Wenn Körperübungen nach dem Worte des Papstes auch Tugendübungen sind, insoferne sie den Geist beleben und den Müßiggang verscheuchen und das alte Wort mens sana in corpore sano für alle gilt, warum sollen diese Übungen dem geistlichen Stand abträglich sein, der mehr als jeder andere einseitig den Geist in Anspruch nimmt? Pius X. weiß auch, daß die Politik des Schmollens die undankbarste und am meisten der Lächerlichkeit ausgesetzte ist und gibt sich nicht zu leeren Domonstrationen her. In der gefahrvollsten und schwierigsten Zeit dient er uns durch sein Gottvertrauen und seine heitere Ruhe zum erhebendsten Muster. Die pastorellen Fragen stehen ihm, dem emsigen einstigen Pfarrer und Bischof, obenan; Katechisation und Predigt, nicht Weltpolitik und Kirchenstaat sind Gegenstand seiner ernsten Hirtentätigkeit; dem Räubertum in Frankreich gegenüber bewahrt er seine Ruhe und läßt sich nicht zu eitlen Brandreden verführen, und wenn es wirklich in der Absicht des hl. Vaters liegt — wie verlautete — ein ökumenisches Konzil zu berufen, respektive das unterbrochene fortzusetzen, so dürfen wir überzeugt sein, daß es ein Reformkonzil im besten Sinne des Wortes sein wird. Man hat gesagt, der zehnte Pius sei kein Gelehrter und spielt ihm gegenüber gerne die Gelehrsamkeit Leos aus. Nun ich habe über letztere so meine Gedanken; aber selbst wenn das frivole Gerede wahr wäre, so haben wir an Pius X. eins zu schätzen: er läßt die Gelehrten arbeiten und unterbindet nicht voreilig ihr Wirken. Er hört fremde Meinungen an, unterrichtet und informiert sich von allen Seiten und sitzt nicht stets auf dem Orakelstuhl der alleinigen Weisheit. So sehr er trotz aller Milde auf schuldigen Gehorsam dringt — die slawischen Bischöfe empfanden dies — und auch Energie zu entfalten weiß, haßt er doch jenen stumpfsinnigen und den Verstand außer Kosten setzenden blinden Kadavergehorsam, der selbstgenügsam nur dem Oberen das Denken auferlegt und, wo er den Karren verfahren, gleich jenem französischen Vereinsmitglied spricht: „Ew. Heiligkeit brauchen nur zu befehlen, wir gehorchen." Mit feinem Humor erwiderte Pius: „Haben sie Kanonen?" Leo XIII. hätte jenen Mann als seinen treuesten Untertan gesegnet. Hier haben wir ein Schlaglicht, das den grellen Kontrast des jetzigen zum vorigen Pontifikat charakterisiert. Nie, auch nicht bei den härtesten Ereignissen, ein Wort des Zornes, des Verdammens. Diese ungewohnte

Milde und Ruhe verblüfft die Kirchenfeinde und ärgert sie. Besonders aber gefällt uns Pius der Politiker, d. h. der Nichtpolitiker. Tumultuarische Volksagitationen, soweit sie außer dem Seelsorgewirken liegen, weist er zurück.

Der christliche Papst.

In der Wiener Wochenschrift „Der Weg" veröffentlicht Freiherr von Lewetzow einen geistvollen Aufsatz „Römische Götterdämmerung". Er charakterisiert die letzten drei Päpste. Ohne mit allem einverstanden zu sein, interessiert uns das, was der Verfasser über den jetzigen Papst sagt:

Auf Leo XIII. folgt die scheinbar uninteressanteste, aber gerade individuell tragischeste Gestalt: Pius X. — der gläubige Papst: fast hätte ich geschrieben: „der erste gläubige Papst".

Auf ihn fällt plötzlich die ganze erdrückende Last des neuen Unfehlbarkeitsdogmas; schwer wie das ganze Himmelsgewölbe auf den unglückseligen Atlas.

In ihm decken sich die Symbole und fallen zusammen, in seiner Einfalt und Einfachheit.

In der Kirche personifiziert Pius X. den primitiven, einfachen evangelischen Ideenkomplex; als Mensch das undifferenzierte, unentwickelte Element des blinden Autoritätsglaubens.

Eine tragischere Situation als die seine ist, wenn man alles wohl würdigen und begreifen will, kaum denkbar.

Der primitive Christ, der in die älteste Zeit dieser Religion gehört, wo sie noch Kommunismus war, eine Volksreligion, eine Sklaventrösterin, die den Paria zuhöchst stellte; er, der wie ahnungslos nur seinem inneren Wesen lauschend als primitiver Christ inmitten dieser Kirche lebte, an die er glaubte, die er für das hielt, was er selbst war und was sie früher gewesen, ehe sie ihre ältesten Werte umwertete und eine Religion der Macht und des Reichtums wurde; er, der als Bischof arm blieb, kaum ein paar ganzer Schuhe hatte, weil er alles verschenkte, der seinen Fischerring ins Versatzamt tragen ließ, um die Armen mit dem Erlöse unterstützen zu können, dessen unschuldige Zerstreuungen nach des Tages Mühen die naiven Spiele des untersten Volkes waren, wie er sie ererbt und von Kindheit auf geübt hatte: dieser Mann wird, als ob sich die Kirche plötzlich, zu spät, ihrer eigenen Kindheit reumütig besänne, auf den päpstlichen Stuhl gesetzt! — an die Spitze eines Hofstaates, und welches Hofstaates! — zum Halbgott erhoben.

Was er an einem anderen fernen Idol gläubig gedankenlos, in sein Dogma ergeben hinnahm, muß ihm an seiner eigenen Person wie ein Sakrilegium erscheinen.

Der Freiwillig-Arme wird zum üppigsten, glänzendsten Reichtum genötigt. Die Demut des Demütigen wird auf den Tragstuhl gesetzt als lebendes Götzenbild, daß sie nicht weiß, wohin fliehen vor den satanischen, beängstigenden, schielenden Argusblicken der tausendäugigen, nickenden Pfauenwedel. Die alte, gealterte und veraltete Gehorsamkeit des Gehorsamen — soll nun befehlen; unfehlbar befehlen! — Und hämisch umstehen nun alle enttäuschten Tiaralüsternen, die seine Stelle gewollt hätten, den Thron, heischend und fordernd: „befiehl! befiehl!“ Er aber kann doch nur gehorchen und glauben. „Nimm, nimm! Reiße an dich!“ und er kann doch nur geben, sein Gut, sein Leben, sich selbst verschenken. Das begreifen aber die nicht, die ihn umstehen, und so wird der gefährliche Papst gehütet wie ein Narr, der erste wahre „Gefangene im Vatikan“. — Da flieht er denn wie ein armes geschrecktes Tier in „seine“ Gärten, um einmal ohne Etikette und Zwang ein paar Worte einfach und volkstümlich mit den Arbeitern, den Gärtnern und Maurern zu sprechen. Aber die Quäler wachen, reißen ihn aus dem Versteck und setzen ihn wieder auf den verhängnisvollen Pythiasstuhl — und heischen Orakel. Da wird dem armen Menschen vor seiner Gottähnlichkeit bange; vor seinem eigenen inneren Schwanken, seiner demütigen Entschlußlosigkeit, die zu gehorchen, nicht zu befehlen, zu glauben, nicht zu orakeln gelernt hat, bricht ihm der Glaube zusammen an das Dogma der Unfehlbarkeit, denn in seiner Grundehrlichkeit fühlt er, daß er nicht unfehlbar sein kann; — und mit diesem Dogma stürzen alle anderen.

Als man ihm seine Wahl verkündete, hat er geweint und weinend sich gewehrt: Er hatte wahrlich recht, zu weinen!

Er will nicht politisieren noch dogmatisieren; er will nur gute, gläubige Bischöfe haben, die, welche ihm schlecht dünken, vermahnen und, wenn es nötig, absetzen — aber da, o Ironie des Schicksals! eine solche Vermahnung, gleich die erste, wird der Stein des Anstoßes, daß Frankreich, das ganze Frankreich abfällt; Frankreich, das 50 Millionen Peterspfennig zahlte.

Die Kardinäle wüten — der Papst weint. Aber er weint über sich und seinen Traum; die Wichtigkeit der 50 Millionen begreift er kaum. Hatte denn Christus 50 Millionen nötig, um seine Kirche zu gründen? — Und diesmal ist er fest; denn er weiß, daß er sein apostolisches Recht, seine apostolische Pflicht ausübt.

Die Kirche fällt in Trümmer, weil der Papst ein guter Christ ist — ein demütiger, arbeitsfroher, arbeitsfreudiger, gehorsamer Mann nach dem Herzen Jesu!

In einem Tiroler Passionsdorfe.

Skizze von **Ernst Reiter.**

Schon im Sommer 1891 wurde ich auf das Bauerntheater in dem Tiroler Bergdorfe Vorder-Thiersee unweit Kufstein im Unter-Inntal aufmerksam gemacht. Ich hatte damals auch die Absicht, das Dörfchen und das bäuerliche „Spiel" zu besuchen; aber es kam nicht zum Besuche, da ich zur selben Zeit auch von den Bauerntheatern in Erl und im unfern liegenden bayerischen Orte Kiefersfelden vernahm. In Thiersee wurde in jenem Sommer die dramatisierte Legende „Maria Loretto", in Kiefersfelden ein Ritterstück und in Erl ein Stück aus dem alten Testamente: „Moses, der Befreier und Gesetzgeber des Volkes Israel" aufgeführt. Mir war die Wahl nicht leicht gemacht und lange schwankte mein Entschluß, welchem Dörflein ich mich zuwenden sollte. Bis dahin waren mir alle drei Bauernbühnen fremd gewesen; nun sind sie mir alle drei aus eigener Anschauung bekannt. Vielleicht hat in jenem Sommer das Thema des biblischen Stückes in Erl den Ausschlag gegeben, vielleicht die günstige Eisenbahnverbindung dahin, da der bayerische Zug von Rosenheim gegen Kufstein direkt zur Station Ober-Audorf führt, von wo uns ein viertelstündiger Weg über die Innbrücke nach Erl bringt und man das Bereich der Eisenbahn kaum zu verlassen braucht.

So kam ich in jenen Tagen nach Erl und lernte eine durchaus interessante Vorstellung von Tiroler bäuerlichen Komödiespielern kennen. Dort brachte ich überdies einige recht angenehme Tage zu. Ein gutes Omen sozusagen schien es mir gleich beim Hinmarsch nach Erl zu sein, daß das erste Haus dieses Ortes, an dem ich vorbeischritt, das Geburtshaus eines bekannten Tiroler Dichters und Gelehrten gewesen ist. Jenseits der Innbrücke, auf der Tiroler Seite, knapp neben dem Brückenkopf, steht nämlich das österreichische Zollhaus, in dem bekanntlich 1819 Adolph Pichler das Licht der Welt erblickte ...

Erst nach vierzehnjähriger Zwischenzeit, im heurigen Sommer, führte mich mein Urlaubsweg von Salzburg nach Thiersee, das ich anno 1891 nicht sehen sollte. Die hierortige Bauerntheater-Gesellschaft beging im verwichenen Sommer die Feier des hundertjährigen Bestandes ihres Passionsspieles, also gleichsam eine Art Jubiläum. Eigentlich hätte die Gemeinde diese Feier schon im Jahre 1902 begehen können, da die Thierseer 1802 mit ihren Passionsaufführungen begonnen haben. Seit den Fünfziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts wird das Leiden Christi-Spiel im Dorfe regelmäßig alle zehn Jahre dargestellt. Die letzte Passionsdarstellung fand im Jahre 1895 statt, daher einigte man sich, das Jubeljahr 1905 abzuhalten ...

An einem Montag mittags traf ich in dem hübschen Grenzstädtchen Kufstein ein, um rasch nach eingenommener Mahlzeit über das Pfarrdorf Zell den Weg gegen die Marblinger Höhe nach Thiersee anzutreten. Kufstein trug noch an der Stadtbrücke und den Häusern festlichen Aufputz, den Schmuck des vorhergehenden Festtages, an dem die ganze Einwohnerschaft im Banne der historischen Feier stand, welche die Gemeinde veranstaltet hatte. In nordöstlicher Richtung ging es durch Wiesengründe in die Waldungen aufwärts. Bald vernahm ich schwaches Donnerrollen, das ich anfänglich gerne für ein Geräusch von der Kufsteiner Schießstätte halten wollte, um mich zu beruhigen. Aber kurze Zeit später begann ein leiser Regen niederzugehen. Da ich bereits ein gutes Stück Bergweg zurückgelegt hatte, setzte ich den Marsch fort, wie sich auch das Wetter in der Folge gestalten mochte. Mittlerweile war es im Walde immer dunkler geworden, der Regen ward immer dichter und stärker, so daß das einsame Wandern hinauf zur Marblinger Höhe wahrhaftig just keine Annehmlichkeit gewesen ist. An einer lichteren Waldstelle unweit der Fahrstraße nach Thiersee stand ein zweispänniges Fuhrwerk mit einigen Knechten, die mit dem Aufladen von Holzstämmen beschäftigt waren. Da die ganze Waldgegend ringsum in dem gleichmäßigen feinen Regen wie unter einem grauen Schleier getaucht war, so schauten Knechte und Pferde mit sichtlicher Verwunderung auf den plötzlich auftauchenden Fußgänger, der ihnen wohl im ersten Augenblick wie hergeweht erschienen sein mochte.

Eine Strecke dahin zog sich die Straße talwärts, später jedoch ging es wieder ziemlich scharf empor. Nach einem weiteren, kaum einstündigen Marsche stand ich endlich auf einem hochliegenden Wegpunkte, von dem der Blick in den rings von walddunklen Berghöhen eingeschlossenen Talkessel von Thiersee flog, in dessen Mitte der kleine Thier- oder Schrecksee wie eingebettet lag. Jenseits des Tales hob sich, einem Riesenzuckerhute ähnlich, ganz isoliert, der 1562 Meter hohe Pendling in das trübe Regengewölk. Der Eindruck, den das Landschaftsbild des Thierseetales mit seinen verstreuten, schmucken, meist zweistöckigen Bauernhäusern auf mich machte in dieser desperaten Witterung, war ein recht trister und in meiner Brust regte sich lebhaft der Wunsch, momentan wieder im städtischen Leben Kufsteins zu sein. Ziemlich verstimmt und fadennaß betrat ich das Seewirtshaus des Herrn Koller, das bessere der beiden Gasthäuser des Ortes, wo ich knapp noch Unterkunft erhielt; denn es waren bis auf ein Zimmerchen bereits alle Wohnräume in festen Händen.

Nach einer flüchtigen Restaurierung meines leiblichen, recht reduzierten Menschen bestellte ich mir bei der dirigierenden Kellnerin eine Tasse Milchkaffee. Bald hätte ich mir da die Gunst dieses dienenden Geistes gleich bei meinem Erscheinen verscherzt, denn ich war so voreilig

oder so vorlaut, einen Kaffee ohne Zichorie zu beanspruchen. Dieses anmaßende Begehren brachte die schneidige Kellnerin in Wallung und sie fertigte mich ziemlich schnippisch mit der Antwort ab, sie wisse nicht, was Zichorie sei. Einmal habe ich dort Kaffee getrunken, aber nie wieder. Allerdings ist der Wiener, wenn es sich um Kaffee handelt, ziemlich verwöhnt . . .

Die Wetteraussichten für die kommenden Tage waren von den Heimischen als recht ungünstig prophezeit worden. Da nur an jedem Sonntag im Passionstheater, das sich auf einem seitwärts liegenden Hügel oberhalb der Dorfkirche erhebt, gespielt wurde, so galt es, die ganze Woche in Thiersee zu verbleiben, was bei dieser Witterungs-Konstellation durchaus nicht sonderlich erfreulich war. Man konnte ja eigentlich keinen Schritt aus dem Hause machen, denn ab und zu regnete es recht intensiv, zuweilen wieder etwas schwächer, mitunter stellte der Regengott seine feuchte Tätigkeit auch für eine Stunde gänzlich ein. Die Spitzen der Berge um Thiersee und das umschleierte Firmament waren fast ununterbrochen den ganzen Tag über Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung und das Thema der Konversation zwischen den Sommerfrischlern und Gästen im Seewirtshause drehte sich ausschließlich um die gegenwärtige Regenperiode. Selbst das Interesse betreffs der Situation am ostasiatischen Kriegsschauplatz war völlig geschwunden; es gab nur ein Verlangen, einen Wunsch: Zu erfahren, wie lange diese vertrackte Regenzeit noch andauern, wann die Sonne wieder zu regieren beginnen werde. Einer der Kleinmütigsten und Verzagtesten unter den Bewohnern des Hauses war sicherlich meine Wenigkeit . . .

Auf dem Lande verkehre ich lieber mit den Landleuten als mit den Städtern, die wenig Anziehendes für mich besitzen. Ich überließ daher auf der offenen Veranda draußen und im Extrazimmer die guten Stadtleute sich selbst und nahm in der Gaststube, die sich gegen Abend mit bäuerlichen Gästen füllte, mitten unter den Heimischen Platz. Ein glattrasierter Bauer in mittleren Jahren, mit einem ausdrucksvollen Gesicht, dessen Kopf der Büste eines altrömischen Imperators auf ein Haar gleichsah, fiel mir sofort auf. Der Mann verriet durch sein ganzes Wesen viel Intelligenz, so daß man seinem Äußern nach in ihm keinen Dorfbewohner vermutet hätte. Der Gastwirt hatte bemerkt, daß ich den Rasierten aufs Korn genommen hatte, brachte ihn rasch zu mir und stellte ihn als den Kreiterbauer, einen Verwandten des Christusdarstellers und Direktors des Passionstheaters Josef Juffinger, der auch Juffinger heiße, vor. Er spiele die Rolle des Pilatus, und zwar mit lebhaftem Ausdruck, würdevoll und so naturwahr, wie ihn kein Schauspieler von Beruf spielen würde. Der Kreiterbauer wußte bereits, daß ich in Thiersee zu einer Aufführung eintreffe, da ich dies von Wien aus seinem Vetter

Josef geschrieben hatte. Zwischen uns beiden entwickelte sich alsbald ein reges Gespräch, welches er zum größten Teil führte, indem er mir über die Verhältnisse der Spielgesellschaft, der Gemeinde und des Dorfes Aufklärung gab. Er drückte sich ganz gewählt aus, ohne sich jedoch den geringsten Zwang anzutun. Als ich dann ziemlich spät meine Behausung aufsuchte, konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, daß der Mann, der nie aus seinem Geburtsorte hinausgekommen, niemals eine andere Schule besucht habe, als seine Dorfschule, so verständig und klar zu sprechen, zu denken verstehe . . .

Erst am Donnerstag oder Freitag heiterte sich das Wetter langsam aus. Nun erhielt das Tal ein durchaus anderes, wunderliebes Gepräge. Die Sonne vergoldete die Bergwände, den Seespiegel, die Wege und Steige, die Bauernhäuser — die ganze Gegend atmete wonniges Behagen. Auf kleinen Spaziergängen lernte ich die Umgebung des Dorfes kennen. Inzwischen hatte ich die Bekanntschaft mit der Hauptfigur des Passionsspieles, dem Christusdarsteller Juffinger, gemacht. Juffinger, der auf der Höhe rechts vor Thiersee ein schönes, stattliches Anwesen besitzt, ist ein schlanker, mittelgroßer, gelenker Mann, dessen Gesicht ein rötlichblonder, kurzer Vollbart umgibt. Der Wonterbauer, wie der Vulgarname Juffingers ist, steht im Anfange der Vierzigerjahre und spielt seit drei Dezennien die führende Rolle im Passionsspiel. Im Dorfe sagen sie: Juffinger stellt die Christusfigur zum drittenmal dar. Wie seinem Vetter, dem Kreiterbauer, merkt man fürwahr auch ihm keinerlei Jargon an, und kaum ab und zu verrät ein Wort den Inntaler Bauern.

Wir kamen dann im Laufe meines Aufenthaltes in Thiersee mehrmals im Seewirtshaus zusammen und plauderten viel miteinander, über dies und jenes. So meinte Juffinger einmal auf meine Frage, wer ihm und seinen Spielgenossen das Technische ihrer Bühnenleistungen beigebracht habe, zu mir: „Nein, weder ich noch meine Mitspieler haben Belehrungen oder Unterweisungen von einem wirklichen Theatermann erhalten, wie dies z. B. bei den Ammergauern der Fall ist. Wenn bei diesen eine neue Solokraft in einem Spieljahr eintritt, da muß der Betreffende vorher nach München hineinfahren und irgendein Schauspieler nimmt ihn in die Arbeit und bringt ihm das Sprechen, die Bewegungen und Gesten, mit einem Wort: das ganze Um und Auf seiner Rolle, für das Bühnenspiel bei. Das gibts aber bei uns nicht! Wir sind uns fast gänzlich selbst überlassen und nur bei den Proben korrigiere ich das eine oder andere, wie es mir besser dünkt. So wie ich meine Partie aus meinem Innern heraus, aus meinem Gemüt und meiner Seele spiele, mich ganz und gar in die Christusfigur versenke und immer in die Passionsgeschichte des göttlichen Heilands ergebe, so bemühen sich auch die anderen, ihre weltliche Stellung als einfache Bauern zu

vergessen, und trachten schier, in ihrer Gestalt, die sie in der Leidenstragödie des Herrn darstellen, aufzugehen . . . Während der ganzen Vorstellung, das kann ich Ihnen ehrlich und offen sagen, gibt es für mich nichts Weltliches, das meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt oder in Anspruch nehmen würde. Ich mag es deshalb auch nicht leiden, wenn Unberufene in der Spielzeit die Bühne betreten und etwa gar — wie dies zuweilen vorkommt — mich aufsuchen und mich in den Pausen sprechen wollen . . ." Und ein anderesmal äußerte sich Juffinger wieder, als ich die pekuniären Entschädigungen der Mitspieler berührte: „Niemand von unserer Gesellschaft — gegenwärtig wirken über 250 Dorfbewohner, alte und junge, an unserem „G'spiel" mit — erhält auch nur einen einzigen Heller Entlohnung. Die Einnahmen von unseren Aufführungen werden für kirchliche und Gemeindezwecke verwendet. Außer dem Mittagmahl an sonntäglichen Spieltagen, das unweit des Passionsspielhauses in verschiedenen Bauernwirtschaften eingenommen wird, gibt es keinerlei Vergütung für die nicht geringen Mühen, die uns das „Spiel" verursacht. Freilich ist die Bewohnerschaft unserer Gemeinde — und fast alle Mitwirkenden sind Thierseer — nicht arm oder dürftig zu nennen; wir haben, Gott sei Dank, alle unser Auskommen und viele sind sogar wohlhabend. Diese Verfügung unserer Theaterbestimmungen, die noch aus der Gründungszeit der Thierseer Theater-Gesellschaft herstammt, vom Jahre 1802, hat gar großen Wert. Unter den Spielern gibt's aus diesem Grunde niemals Streit, was wohl der Fall wäre, wenn Geldentschädigungen festgesetzt wären oder nach Maßgabe der Sonntagseinnahmen zur Verteilung kommen würden . . ."

„Von den heurigen Einnahmen unserer Vorstellungen, die sich brillant anlassen", setzte Juffinger fort, „wollen wir einen namhaften Beitrag der nachbarlichen bayerischen Gemeinde Schöffau für einen dortigen Kirchenbau zuwenden; denn die bayerischen Ortschaften Schöffau, Kiefersfelden, Bayrisch-Zell, die entfernteren Ortschaften Birkenstein, Agatharied, Bodenschneid und viele andere besuchen fleißig unser Passionsspiel und haben unserer Theaterkasse schon ein schönes Sümmchen gebracht . . . So ist's wohl nicht mehr als billig, den bisher kirchenlosen Schöffauern einen ausgiebigen Baustein zu einem Gotteshaus zu leisten. Dann wird uns diese Leistung auch gewiß im nachbarlichen Bayern Segen bringen . . ."

Wie aus dieser Verfügung, konnte ich aus allen Reden des Christusdarstellers und „Direktors" Klugheit und vernünftiges Schalten und Walten herausfinden. Es war erklärlich, daß ich am Samstag schon sehr begierig war, am nächsten Tage, am Sonntag, das Passionsspiel zu sehen . . .

* * *

Wir sitzen außen auf der Veranda beim „Seewirt“ und blicken hinüber in den klaren, an Krebsen reichen Thiersee. Eine hübsche Sage von diesem See hat der lyrische Tiroler Dichter Bartol. del Pero, der sich zufällig mit seiner Familie in unserem Gasthause aufhielt und mit dem ich manche angenehme Stunde verbrachte, in klingende Reime gebracht. Es ist Samstag abends ... Von allen Seiten, auf allen Wegen ziehen die Besucher zur morgigen Vorstellung — fast hätte ich gesagt: die Wallfahrer — herbei. Sie kommen in Scharen, mit erhitzten Gesichtern, staubbedeckt, doch heiteren Sinnes, plaudernd und lachend. Die Männer meist in ihrem Nationalg'wandel, Bayern und Tiroler. Die Hüte geschmückt mit Alpenblumen und dem Adlerflaum. Die Frauen tragen einen mit Proviant gefüllten Korb; denn sie kommen von weit her und bringen sich ihre Wegzehrung und auch die für den Bauer mit. Ältere Bauernweiber schreiten mit stillem Ernst dahin und beten unterwegs ihren Rosenkranz. Im oberen Wirtshause, nächst der Dorfkirche, kehren sie ein, um Unterkunft zu nehmen. Auch in den Häusern der Bauersleute finden sie Nachtquartier. Das Kufsteiner Bier geht reißend ab, denn der Tag war heiß und der Marsch über die Berge beschwerlich. Kutschen, die meisten aus Kufstein, rollen beim Seewirtshause heran, die Gäste bringen. Bald sind die leeren Zimmer besetzt. Der Abend in den Wirtsstuben und auf der Veranda zieht sich weit in die Nacht hinein; Geigenspiel, Ziehharmonika, Gitarre und Gesang ertönt. Namentlich das junge bäuerliche Burschenvolk im Gastzimmer treibt es recht lebendig; doch auch die Städter lassen sich nicht spotten. Einigen jüngeren Münchener Herren, darunter einem Bildhauer, fliegen die Stunden lustig dahin ...

Schon zeitlich früh am Sonntag ist im Dorfe alles auf den Beinen. Auch im Seewirtshause. In der Kirche oben werden zahlreiche Messen gelesen; denn es gibt viele Geistliche, Weltpriester und Klosterpatres aus der Umgebung in Thiersee. Der Weg zum Spielhaus ist stark begangen und befahren mit einspännigen Bauernwagerln. Vor dem Theatergebäude, einer umfangreichen Holzbude, haben sich Verkaufsstände etabliert, die den ganzen Sommer über da stehen bleiben. Der Platz hier hat große Ähnlichkeit mit dem Kirchenplatz in Maria-Zell oder in einem anderen Wallfahrtsorte. Da gibt es Buden mit Bäckereien und Lebzelten, Torten und Mehlspeisen aller Art, mit Ansichtskarten des Dorfes Thiersee und der einzelnen Szenen des Passionsspieles, Porträts der Hauptgestalten des Stückes, mit Wurstwaren und hunderterlei Gegenständen, Eßbarem und Tändeleien. In den kurzen Pausen der Aufführung geht es hier vor den Buden lebhaft her. Am lebhaftesten aber ist das Getriebe des Publikums in der großen Mittagspause in der offenen Speisehalle, wo man ein vollständiges warmes Mahl zu mäßigen Preisen, deren Tarif

überall affichiert ist, erhält. Die 500 Plätze der Halle, die eine herrliche Aussicht auf die grandiosen Szenerien des Vorderen und Wilden Kaisergebirges gewähren, sind jeden Sonntag besetzt. Leibliche Stärkung ist notwendig, denn die physische und geistige Anstrengung der Zuschauer ist ganz bedeutend. Die Vorstellungen dauern von halb 9 Uhr vormittags bis kurz vor 5 Uhr nachmittags, die verschiedenen Ruhepausen inbegriffen.

Der erste Böllerschuß, welcher den Beginn der Aufführung anzeigt, fällt um 8 Uhr früh; der zweite knapp vor dem Präludium. Da eilen die Nachzügler den Hügelweg zum Theater hinauf. Zu der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, hatten sich auch ein Dutzend Amerikaner und Amerikanerinnen eingefunden, unter ihnen ein katholischer Geistlicher, ein Engländer, der kein Wort Deutsch verstand, jedoch dem „G'spiel" gut folgen konnte. In den oberen und rückwärtigen Räumen sah man viele alte bäuerliche Mütterchen, die Brille auf der Nase, das Textbuch wie ein Gebetbuch in Händen. Auch die Städter in den vorderen Sitzreihen blätterten in dem grünen, umfangreichen Heftchen . . .

Nun beginnt die Musik. Das Orchester ist nicht sichtbar. Der Vorhang hebt sich. Auf der Vorbühne tritt als Erster der Prologus, der Chorführer, auf; von beiden Seiten folgt ihm der Chor der Schutzgeister. Nach der einleitenden Deklamation des Prologsprechers und dem Vorspiel, „Der Sündenfall der ersten Menschen", erfolgt die Kreuzanbetung, zu der der Kinderchor eine Art Choral singt, der die Aufführung stimmungsvoll einleitet . . .

Ich will hier nur anführen, daß die Handlung des Passionsspieles in zwei Hauptabteilungen mit je zwei Aufzügen zerfällt, und zwar vom feierlichen Einzuge in Jerusalem bis zum Verdammungsurteil durch Pilatus und vom Kreuzweg des Herrn bis zu seiner Himmelfahrt. Gleich hier sei bemerkt, daß auch der musikalische Teil der Vorstellung alle Anerkennung verdient, um so mehr, wenn man berücksichtigt, daß Orchester wie Chorsänger nur bäuerliche Dilettanten sind, welche die ganze Woche hindurch ihrer ländlichen Arbeit nachgehen. Das älteste Textbuch des „Spiels" von Thiersee stammt aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von Ober-Audorf in Bayern, doch hat dasselbe seither viele Wandlungen erfahren. Ein neuer Text wurde 1844 geschrieben und 1873 fand abermals eine Umarbeitung statt. Die letzte Veränderung der Szenen, Arien, Chöre 2c. hat der Benediktiner-Ordenspriester P. Robert Weißenhofer, Professor in Seitenstetten, vorgenommen. Gekürzt mußte neuestens wiederholt werden, denn das Spiel zog sich schon in eine gefährliche Länge . . .

Über das Stück selbst soll nichts weiter mitgeteilt werden, aber über die Hauptdarsteller, ihre Eigenart und ihr Spiel. Der „Christus" des Josef Juffinger, über den ich schon vorhin einiges berichtete, fesselt

vom ersten Augenblick seines Erscheinens auf der Bühne. Es ist eine umfangreiche anstrengende Rolle und zudem keine gewöhnliche Partie. Man mag über religiöse Dinge und Glaubenssachen, über die Menschwerdung und Göttlichkeit Jesus denken, wie immer, die Gestalt des Herrn wird hier mit so hoheitsvollem Ausdrucke, in so erhabener Ausprägung, in so eigenartigem Zauber vorgeführt, daß uns die erdentrückte Figur lebenswahr vor Augen steht. Die edlen Bewegungen, die schönen Linien und Konturen seines Körpers, die weiche, klang- und gemütvolle Stimme und die schmächtige, biegsame Gestalt geben in allen Szenen, den sprechenden und den stummen, ein Ganzes, das nirgends die Grenzen überschreitet, welche dieser Bühnengestalt gezogen sind. Nirgends drückt Juffinger seine Darstellung von der Höhe, auf der sein Christus steht, auch nur um eine Linie breit herab und dies will immerhin nicht wenig besagen; denn eine Geste, eine Wendung, ein Blick sogar, würde diesen göttlichen Menschen dem Profanen näherbringen . . . So bleibt die Figur des himmlischen Herrn, des Meisters seiner Jünger bis zum letzten Augenblick in jenen Regionen erhalten, in der sie der Beschauer finden will . . . Ob Christus bei Simon mit seinen Aposteln das letzte Abendmahl nimmt und während seiner Handlungen die biblischen Worte spricht; ob er im Garten Gethsemane seine Jünger mit seinen göttlichen Lehren stärkt oder mit der Rotte vor Annas erscheint; vor Pilatus oder während der Kreuzigung — immer schmiegt er sich streng der momentanen Situation an und gibt so ein ergreifendes, erschütterndes Bild des Nazareners, der auf dem Kreuze leiden und sterben soll. Ohne wahren, tiefgefühlten Glauben könnte Juffinger diese Christusfigur nimmer in derartiger Vollendung darstellen . . .

Juffinger ist aber nebstbei auch ein beliebter Dramatiker im Dorfe. Er hat bereits eine Reihe von Dorfdramen geschrieben, die alljährlich von der Passionsspiel-Gesellschaft aufgeführt und beifällig aufgenommen werden. Die meisten dieser Stücke spielen in den Tiroler Bergen und in den ruhmreichen Jahren der Erhebung seiner Landsleute. Die patriotische Tendenz gewinnt natürlich überall die Oberhand; aber in jedem Stück ist das ländliche Leben der Almerinnen, der Wildschützen, der Jäger u. dgl. prächtig gezeichnet, da Juffinger dasselbe doch von frühester Kindheit an kennt . . . Neben Scherz versteht unser Dorfdichter auch dem Ernst, der ergreifenden Szene gerecht zu werden, so daß manches seiner dramatischen Werke bei einiger Einrichtung vielleicht auch außerhalb der Bauernbühnen zur Aufführung gelangen könnte und Beifall erringen würde . . .

Bei alldem bleibt unserem Dorfdramatiker wenig Muße für Lektüre, nach der er sich bilden könnte, und seine dramatischen Arbeiten vermag er nur in nächtlichen Stunden auszuführen . . .

Einer der originellsten Passionsspieler ist unstreitig der 78jährige Bauer Johann Maierhofer, der zum „sechsten Male“, wie man im Dorfe sagt, also im sechsten Dezennium, die anstrengende Partie des „Judas“ spielt. Leicht begreiflich ist der alte Maierhofer, der Nestor der Passionsspieler, vielleicht wohl aller Passionsspieler der ganzen Welt. Als Verräter Judas im Besitze seines Sündenlohnes hat der Alte, den man seine hohen Jahre nicht im geringsten anmerkt, Momente in seiner großen Monologszene, die eines routinierten Bühnenbösewichts würdig wären. Und trotz dieser Intrigantenrolle tritt doch aus diesem Judas ein warmer, milder Strahl, ein Zug von Neigung, von Liebe zu dem Meister hervor. Es ist ein eigenartiger Judas-Charakter, den Maierhofer in seiner Gestalt anlegt, doch ist er immerhin glaublich.

Die beiden Kinder des Alten haben gleichfalls hervorragende Rollen inne. Die 23jährige Tochter Elisabeth, das „Lisei“, spielt die Mutter des Herrn mit empfindungsvoller Natürlichkeit. Die ganze Woche bringt das Lisei oben auf der väterlichen Trains-Alm zu und betreut die stattliche Viehherde, schlagt vorzügliche Butter und hält die Wirtschaft wie in einem Schächtelchen so nett und Samstag abends erscheint sie im Elternhause, um Sonntag ihre Partie auf der Passionsbühne zu spielen. Montag mit dem Frühesten ist sie wieder auf dem Wege zur Alm ... Der 29jährige Sohn des Judas-Darstellers gibt den Lieblingsjünger Johannes mit idealem Ausdruck.

Unter den Mitwirkenden im Passionsspiel zählt man nicht weniger als einundzwanzig, welche den Familiennamen Maierhofer tragen und die zum größten Teile untereinander verwandt sind, während es siebzehn Juffinger auf der Bühne gibt.

Manche Rolle vererbt sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Überhaupt sieht man zuweilen die Kinder einzelner Bauernhäuser auf der Wiese hinter dem väterlichen Anwesen einzelne Szenen aus dem Passionsspiel agieren und nach Jahren, wenn sie herangewachsen sind, übernehmen sie tatsächlich die eine oder andere Partie ...

Es sind noch einige ganz interessante bäuerliche Personen in dem reichen Verzeichnis der Mitwirkenden, doch soll es an den hier erwähnten genug sein ...

Briefe von Franz Nissel an den Heimgärtner.

Die wenigen vorliegenden Briefe werfen ein zwar flüchtiges, aber bezeichnendes Streiflicht auf den Dichter, sein Verhältnis zur Mitwelt und Literatur. Großzügig sind sie ja nicht, vielmehr befangen in jenen liebenswürdigen Höflichkeitsformeln, denen man sich halbfremden

Korrespondenten gegenüber bedient, und die in früherer Zeit auch zwischen Freunden nie außeracht gelassen zu werden pflegten. Aber das Leid über das Verkanntsein, Unbeachtetsein, während er seinen Wert wohl wußte, klingt in den Zeilen. Er dürstet nach der Labe eines warmen Widerhalls von seinen Zeitgenossen. Wir alle wissen, daß Nissel ein starkes Talent war, und wissen auch, wie selten ihm das gut-geschrieben worden und wie er die Anerkennung, deren er würdig gewesen wäre, nicht erlebt hat.

Ohne weiteren Kommentar seien hier die Briefe mitgeteilt:

Wien, den 16. November 1877.

Geehrtester Herr!

Ich erlaube mir, durch meinen lieben Freund Friedrich Marx dazu ermuntert, Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen mein neuestes Werk, das Trauerspiel „Agnes von Meran", welches soeben hier im Verlage von Rosner erschienen ist, unter Kreuzband einzusenden. Ich freue mich dieser Gelegenheit, mit Ihnen in Verkehr treten zu können, wenn auch vorläufig nur aus der Ferne; denn ich habe Sie lange schon als Dichter und in Ihrem ganzen literarischen Wirken schätzen gelernt. Außerdem haben Sie schon als Freund Hamerlings, den ich wie keinen verehre, ein vollgültiges Anrecht auf meine wärmste Sympathie. Ich wünsche deshalb von Herzen, daß mein Werk einen guten Eindruck auf Sie machen und mir auch Ihre freundliche Gesinnung sichern möge. Können Sie über dasselbe ein günstiges Urteil fällen, so würden Sie mich zu wahrem Danke verpflichten, wenn Sie es nicht verschmähen, demselben in Ihrer geschätzten Zeitschrift auch öffentlich Ausdruck zu geben. Indem ich hoffe, Sie in Zukunft auch noch persönlich kennen zu lernen, empfehle ich mich Ihnen einstweilen vielmals.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Franz Nissel,

I. Bezirk, Rauhensteingasse Nr. 3, 2. Stiege, 2. Stock.

Wien, den 7. Jänner 1878.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen vielmals für Ihre freundlichen Zeilen und insbesondere für die warmen Worte, die Sie meiner „Agnes von Meran" gewidmet haben. Auch würde ich Ihren Brief sofort beantwortet haben, wenn ich nicht gerade in diesen Tagen sehr unwohl und dabei doch von ein paar mißlichen, aber unabweislichen Angelegenheiten geplagt gewesen wäre. Wie tief verpflichtet muß ich mich allen jenen fühlen, die mein Werk der Beachtung überhaupt würdig gefunden und es nicht verschmäht haben, ihrer Anerkennung auch öffentlich Ausdruck zu geben! Zwar sagt mir mein tiefstes Bewußtsein, daß ich diese Anerkennung verdiene, daß sie nur eine gerechte sei. Aber wie oft in meinem Leben ist mir Gerechtigkeit geworden? Sehe ich nicht jetzt wieder, wie man mich besonders in meiner Vaterstadt ignoriert? Hat doch bis jetzt nur ein einziges größeres Journal Wiens (die „Deutsche Zeitung") etwas über mein Trauerspiel gebracht! Was soll ich da, als Österreicher zumal, vom deutschen „Auslande" erwarten? Ich habe mir auch von vornherein darüber keine Illusionen gemacht, freue mich aber doch, daß das Werk fertig geworden ist und nun gedruckt vorliegt; denn ich habe doch ein kräftiges Lebenszeichen damit gegeben, man kann mich nicht mehr ganz totsagen. Und einige edle Freunde wird es meinem Streben

doch gewinnen, wie ja Ihr Beispiel zeigt. Ist doch schon Hamerlings Beifall von höchstem Wert für mich!

Unsern lieben Freund Marx habe ich leider seit dem neuen Jahre noch nicht gesehen; er ist von seinen Studien furchtbar in Anspruch genommen. Die nächste Gelegenheit aber benütze ich, Ihren Gruß zu bestellen, der ihn gewiß sehr erfreuen wird.

Ihnen nochmals herzlich die Hand drückend

in aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Franz Nissel.

Wien, den 10. Dezember 1878.

Hochgeehrter Herr!

Durch Unwohlsein verhindert, Samstag abends der Concordia-Versammlung beizuwohnen — wie ich denn alljährlich um diese Zeit durch meinen chronischen Katarrh zur größten Schonung gezwungen bin — erfuhr ich erst gestern aus den Zeitungen, welche angenehme Überraschung Sie durch Ihren herzlichen telegraphischen Gruß und Glückwunsch auch mir zugedacht haben. Ich war darüber um so mehr erfreut, als Sie einer der wenigen waren, der meine „Agnes von Meran“, die mir nun so viel Ehren eingetragen, gleich bei ihrem Erscheinen der Beachtung und Würdigung wert hielten. Ich drücke Ihnen deshalb heute nach einem Jahre abermals dankbar die Hand. Möchte doch, sowie Ihr Urteil sich bewährte, nun auch Ihre Prophezeiung, daß das Stück auf der Bühne eine mächtige Wirkung üben werde, sich ebenso schön erfüllen! Oft und mit Innigkeit gedachte ich in diesen bewegten Wochen auch unseres teueren, verehrten Hamerling, an dessen für mich so bedeutungsvoller Zustimmung und Teilnahme sich mein sinkender Mut wieder aufrichtete. Wenn Sie ihn sehen, so tun Sie mir die Liebe und bestellen Sie meinen herzlichsten Gruß an ihn. Sie selbst bitte ich, mir Ihre freundliche Gesinnung zu bewahren und versichert zu sein der aufrichtigen Hochschätzung Ihres ergebenen Franz Nissel.

Meran, 24. November 1892.

Hochgeehrter Herr!

Schon vor einigen Wochen wollte ich mir erlauben, Ihnen mein Buch „Ausgewählte dramatische Werke“, welches unlängst im Cottaschen Verlag erschienen ist, zu senden. Ihre Erkrankung, die ich aufrichtig bedauert und deren Verlauf ich mit warmer Teilnahme verfolgt habe, hat mich daran gehindert, da ich Sie während dieser Zeit doch mit nichts belästigen durfte. Nun aber, nachdem Sie selbst sich in Rekonvaleszenz erklärt haben und diese seitdem, wie ich gleich vielen wünsche und hoffe, erfreuliche Fortschritte gemacht haben dürfte, will ich nicht länger zögern. Ja vielleicht ist es Ihnen gerade jetzt, da Sie sich noch schonen müssen, angenehm, sich noch mit Lektüre zu beschäftigen, ehe Sie wieder der Anstrengung eigener ernster Arbeit sich hingeben. Ich schließe also mein Buch diesen Zeilen bei. In treuem Gedächtnisse habe ich es bewahrt, wie Sie vor 15 Jahren einer der sehr wenigen waren, die meine „Agnes von Meran“ (von dem uns beiden unvergeßlichen Hamerling darauf aufmerksam gemacht) bei ihrem Erscheinen der Beachtung und einer überaus günstigen Besprechung würdig fanden — und zwar ein Jahr, bevor sie den Schillerpreis erhielt. Ich glaube deshalb, daß Sie dem Dichter einiges Interesse bewahrt haben und ihn nicht ungern näher kennen lernen werden. Von den in meinem Buche enthaltenen Stücken dürfte Ihnen aber nur eines (eben die „Agnes von Meran“) bekannt sein, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie mich nicht minder schätzen werden, wenn Sie auch die anderen Dramen gelesen haben. Eins davon, „Perseus von

Macedonien“ hat Hamerling besonders hoch gestellt und dies auch, als er über meine „Agnes“ warme und edle Worte schrieb, offen ausgesprochen. Ja, „Perseus“ ist es gewesen, der mir zuerst seine Teilnahme gewann. — Das Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“ hat auch er nicht gekannt. Gern gedenke ich des Verewigten, indem ich zu Ihnen spreche, seinem besten und liebsten Freunde; denn auch ich, obgleich durch die Verhältnisse ihm ferner stehend, habe ihn verehrt, wie Sie — und wie ich nur wenige verehrt habe.

Indem ich Ihnen die raschefte Erholung und Kräftigung von ganzem Herzen wünsche und Sie bitte, die Zusendung meiner Werke auch als ein Zeichen meiner hohen Schätzung und aufrichtigen Sympathie zu betrachten, verbleibe ich, mich Ihnen vielmals empfehlend

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Franz Nissel.

Meran, 29. Jänner 1893.

Hochverehrter Herr!

Ich fühle mich innerlich und unwiderstehlich gedrängt, Ihnen herzlich dafür zu danken, daß Sie den edlen Friedrich Marx erwählt haben, meine Dramen in Ihrem vielgelesenen und verbreiteten „Heimgarten“ zu besprechen. Mit wärmerer Teilnahme, liebevollerem Eingehen, offener kundgegebener Anerkennung hätte mich wohl niemand beurteilen können. Und ich weiß, daß er damit nur seiner innigsten Überzeugung gefolgt ist. Ich halte mich aber versichert, daß auch Sie, verehrter Herr, in allem wesentlichen wenigstens, mit ihm übereinstimmen. Denn schon Ihre Ankündigung der Besprechung im Jännerhefte ließ mich das beste erwarten, sagte mir mit wenig Worten doch deutlich, daß mein Buch einen sehr guten Eindruck auf Sie gemacht haben mußte, daß es Ihr Interesse gefesselt hat und Ihre Meinung von der Bedeutung des Dichters nicht vermindert.

Möge die Freude dieses Dichters, dessen Leben ein sehr trübes war, und sein Dank Ihnen einen angenehmen Augenblick bereiten!

Lassen Sie mich Ihnen auch sagen, wie froh ich bin, daß Sie auch den zweiten Krankheitssturm glücklich überstanden haben. Nun aber schonen und pflegen Sie sich auch, damit Ihre Gesundheit sich wieder vollends befestige und Sie uns allen, Ihren Verehrern und Freunden sowie der deutschen Dichtkunst noch viele, viele Jahre erhalten bleiben.

Mit wärmstem Gruße Ihr fortan treu ergebener

Franz Nissel.

Wie tadelt man Kinder?

Nach Dr. **Karl Oppel.***)

Wenn ich eine Gebirgswanderung mache und frage einen Landmann, welcher mir begegnet: „Bin ich auf dem rechten Wege nach Irheim?“ und er antwortet mir polternd: „Warum nicht gar! Wie kommen Sie auf den überzwerchen Einfall? Dieser Weg führt ja an die Steinbrüche! Wie können Sie nur einen so falschen Weg gehen? Ich

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke „Das Buch der Eltern“, herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. 5. Auflage. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1906.)

begreife gar nicht, wo Sie Ihren Verstand haben", dann werde ich wohl denken, dem Manne fehle es an Einsicht und an Wohlwollen. Dieselbe Szene kommt aber (mit kleiner Änderung des Gegenstandes selbst) hundertmal in der Familie vor.

„Mama, sieh einmal, habe ich mein Taschentüchelchen richtig gesäumt?" —

„Warum nicht gar! Wie kommst du denn auf den Einfall, das mit Vorderstichen zu nähen? Das hält doch nicht. Wo hast du nur deinen Kopf? Das versteht sich doch von selbst, daß man das mit Hinterstichen nähen muß." — Oder:

„Sieh einmal Papa, wie schön mein Briefpapierkästchen wird!" —

„Aber, Philipp, wie kommst du nur auf den Einfall, das Kästchen rot und gelb zu überziehen? Blau und gelb, rot und grün, rot und Silber, schwarz und Gold, alles das geht; aber rot und gelb ist bauernmäßig. Ich weiß nicht, was für einen Geschmack du hast."

Wenn ich den rechten Weg gekannt hätte, wäre ich doch sicher keinen falschen gegangen; wenn Luise gewußt hätte, daß ihre Arbeit nichts taugte, hätte sie sie nicht der Mutter gezeigt; und wenn Philipp hätte ahnen können, daß sein Briefpapierkästchen „geschmacklos und bauernmäßig" würde, hätte er es ohne Zweifel nicht rot und gelb überzogen. Wozu also Form und Ton des Vorwurfes? Keines von uns dreien hat ja etwas verbrochen. Warum nicht ruhig und teilnehmend: „Nein, Herr, dieser Weg führt nach den Steinbrüchen. Wenn Sie nach Irheim wollen, müssen Sie wieder ein Stück zurückgehen." — „Das wird nicht halten; du wirst es mit Hinterstichen nähen müssen." — „Ich will dir Farben sagen, die schön zusammen aussehen: Grund rot, Einfassung Silber; Grund blau, Einfassung gelb. Wenn du einmal etwas so überziehst, das wird dir gefallen."

Eltern erleichtern sich die rechte Art des Tadels, wenn sie sich fest vornehmen, kein überflüssiges Wort zu sprechen, so kurz zu sein als nur irgend möglich. Man ruft also nicht mit Heftigkeit: „Ei, so höre denn doch aber auch einmal auf zu pfeifen! Wie kann ich denn arbeiten, wenn du in einem fort pfeifest? Der Kopf wird mir ja ganz toll!", sondern man spricht ruhig: „Höre auf zu pfeifen; es stört mich", und gebraucht sieben Wörter statt dreißig. Man spricht nicht: „Willst du sogleich aufhören, mit dem Stuhle zu schaukeln? Müssen denn mit Gewalt die Beine abgebrochen werden? Meinst du, ich finde das Geld auf der Straße, für zerbrochene Stühle neue zu kaufen?" sondern man sagt: „Schaukle nicht mit dem Stuhle; die Beine brechen sonst ab."

Verlangt das Kind noch weitere Erläuterung, so gibt man sie ihm bereitwillig; bei ernsteren Dingen, also bei Fragen der Moral, muß ihm jeden Falles der Sachverhalt vollständig klar gemacht werden, es muß

deutlich einsehen, worin es gefehlt, was es falsch gemacht hat; aber auch da darf nur im Tone der Belehrung gesprochen werden, nicht anders als vernünftigerweise der Mann hätte sprechen sollen, den ich um den Weg nach Irheim gefragt.

Hat man etwas als verkehrt oder unrecht erläutert, so braucht und soll das nicht zum zweiten oder dritten Male geschehen.

„Hundertmal habe ich dir schon gesagt, du sollst nicht die Nadel in den Mund nehmen; du wirst sie einmal hinunterschlucken und dann haben wir das Unglück. Nachher hilft alles Jammern und Klagen nicht. Aber dir muß man alles tausendmal sagen."

Ach, nein! Nicht tausendmal; zweimal ist schon zuviel. Ist dem Kinde ein einzigesmal deutlich und recht anschaulich erklärt, welche Gefahr damit verbunden ist, die Nadel in den Mund zu nehmen, so braucht ihm das absolut nie mehr gesagt zu werden. Nimmt es sie aber doch wieder in den Mund, so ist das nicht mehr Unkenntnis der Gefahr, sondern Gedankenlosigkeit, und es bedarf also keiner langen Rede, sondern nur der Erinnerung. „Nadel!" rufst du, oder „Im Mund!" und das Kind versteht die Erinnerung und tut, was es ja vernünftigerweise tun muß. Sieht es zufällig gegen dich hin, so brauchst du nur auf den Mund zu deuten und jedes Wort ist zuviel.

„Es tut sie heraus!" höre ich einwerfen. „Oder läßt es auch bleiben. Mein Philipp ließe mich zwanzigmal rufen und behielte die Nadel doch im Munde. Bei gutartigen Kindern mag all das gehen, aber bei ungezogenen, eigensinnigen, da helfen die zarten, freundlichen Worte nicht; die wollen anders traktiert sein."

Geduld, lieber Papa oder liebe Mama, wer du bist; diesen Einwurf wollen wir alsbald erledigen. Entweder Philipp hat verstanden, was du mit dem Zurufe „Nadel!" sagen wolltest, oder er hat es nicht verstanden. In letzterem Falle ist die Sache ganz einfach, du erklärst es ihm und sagst ihm dazu, daß du so wenig Worte, als möglich, machst, wenn es bloß gilt, ihn an etwas zu erinnern; er muß also überlegen, was so ein Zuruf bedeutet; es ist für ihn und für dich besser, wenn nicht überflüssige Reden gehalten werden; und ist jemand Fremdes zugegen, dann empfiehlt sich's noch ganz besonders, in Signalen zu sprechen, die nur den betreffenden verständlich sind. — Das ist aber der weitaus seltenere Fall; meist wird es so sein: Philipp versteht wohl, was du willst, aber — er folgt nicht. Damit kommen wir auf ein ganz anderes Kapitel: das ist Ungehorsam. Philipp hat nicht zu gehorchen gelernt und muß das erst lernen.

Als Beispiele will ich anführen, wie dergleichen Dinge sich in der Schule bei mir erledigten. Es ist Geschichtsstunde, ich erzähle, und alle Knaben sehen, wie das so ein- für allemal festgesetzt ist, mir nach den

Augen. Da kommt dem Otto durch Assoziation der Ideen ein Gedanke, der ihn abschweifen läßt, plötzlich von dem brennenden Ilion nach dem Vesuve führt — — er ist nicht mehr bei der Sache, er träumt, seine Blicke senken sich herab, und — ich halte plötzlich mit der Erzählung ein. In der Regel genügt das; die eintretende Stille, die plötzliche Veränderung weckt den Träumenden, führt den Abwesenden wieder herbei. „Was ist das?" denkt Otto, als er meine Stimme nicht mehr hört, sieht nach mir und merkt, daß mein Blick auf ihm ruht. Er versteht, daß ich ihm lautlos zugerufen: „Werde wach!", ist wieder bei der Sache — ich erzähle weiter, und die meisten in der Klasse wissen gar nicht, wem der stumme Zuruf gegolten.

Vielleicht aber ist Otto so sehr in seine Gedanken versunken, daß er gar nicht merkt, wie auf einmal Stille um ihn herrscht; aber die übrigen verstehen das Schweigen recht gut, und sobald es einen Moment länger dauert, sieht jeder rechts und links, wo denn der Sünder steckt, der uns aufhält, und im nu ist Otto entdeckt, sein Nachbar stößt ihn mit dem Arme, er kommt zu sich, sieht mich an und gewahrt jetzt erst, daß er abwesend war. Die Sache ist aber erledigt, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde; ruhig geht die Erzählung weiter.

Oder: Die Knaben rechnen schriftlich und sehen mich also natürlich nicht an. Da stützt Hermann bei seiner Arbeit ganz gemütlich den Kopf auf den Ellenbogen. Niemand sieht es außer mir; alle sind vollauf beschäftigt. „Ellenbogen!" rufe ich; Hermann setzt sich gerade und aufrecht, ohne nur einen Blick von seinem Hefte wegzuwenden; die andern nehmen keine Notiz von dem Rufe, denn er trifft sie ja nicht — und selbst die Nächstsitzenden wissen und erfahren gar nicht, daß Hermann ungehörig dagesessen.

Oder: August spielt mit dem Federhalter. Ich klopfe mit dem Finger auf den Tisch. Halt, das bedeutet etwas! Jeder sieht fragend nach mir und August merkt, daß ich ihn ansehe, und fragt sich, warum. Schnell ist die Antwort da, er wird rot, legt den Federhalter hin — alles ist das Werk eines Augenblickes und der Unterricht nimmt seinen Fortgang.

„Alles recht, alles gut," wird mir eingeworfen, „aber ich komme auf den obigen Fall zurück: Philipp nimmt die Nadel nicht aus dem Mund; wie würden Sie dann mit ihm verfahren?"

Ich ließe ihm einen Augenblick Zeit zur Überlegung, dann riefe ich recht ruhig und nicht zu laut: „Philipp, komm einmal zu mir! Hier stell dich vor mich! — Hast du gehört, daß ich „Nadel!" gerufen habe? — Was hat dieser Ruf bedeuten sollen? — Hast du die Nadel aus dem Munde genommen? — Du hast also verstanden, daß ich dich etwas geheißen habe, und hast es nicht getan? — Schäme dich, daß

du ungehorsam warst! Geh und bessere dich!" Und das genügt jedenfalls, wenn der Knabe nur einigermaßen zum Gehorsam erzogen ist; ist das aber nicht der Fall, je nun, dann lehre man ihn vor allen Dingen tun, was Vater und Mutter befehlen.

Eltern halten sich oft zurück, wollen nicht gerne tadeln, fürchten, des Tadels werde ja kein Ende, sehen „durch die Finger", um Ruhe zu haben — das muß man nicht tun. Man sieht nach seinen Kindern so viel, als nur irgend möglich ist, und tadelt alles, was tadelnswert ist, d. h. nichts taugt. Daß zu viel Hader und Unruhe daraus entstünde, braucht man nicht zu befürchten.

Es soll getadelt werden alles, was nicht ist, wie man es billigerweise verlangen kann; aber wenn es sich darum handelt, böse Gewohnheiten u. dgl. zu heilen, dann tut man wohl, eine nach der anderen in die Kur zu nehmen; man kommt schneller und sicherer zum Ziele.

Was den Eltern die meiste Mühe macht, sind die schlimmen Angewohnheiten der Kinder, denn sie sind oft sehr schwer zu entfernen. Nicht daß sie an und für sich so schwierig zu heilen wären, aber es ist nicht leicht, das rechte Mittel anzuwenden, nämlich die stete Beobachtung und jedesmalige Erinnerung.

Herr Sander hat sehr frühe seine Frau verloren; das Töchterchen groß zu ziehen, nimmt er seine Schwester zu sich, und diese tut auch an dem Nichtchen alles, was eine Pflegerin und Erzieherin zu tun vermag, aber — sie hat auch ihre Schwächen und diese lernt das Vertelchen. Der Vater ist von acht bis zwölf und von zwei bis gegen acht Uhr im Geschäft, sieht sein Kind fast nur beim Mittagessen und kann also zwar da und in den paar Minuten abends, wie nicht minder an Sonntagen veredelnd auf das Gemüt des Kindes wirken, aber er kann es nicht gewöhnen. Die Tante spielt mit Lippen und Zunge, das Nichtchen hat es ihr abgesehen und treibt nun diese Unterhaltung den ganzen Tag; fortwährend reibt es mit der Zunge an den Lippen hin, preßt diese abwechselnd leichter und fester aufeinander, stört sich mit dieser Spielerei bei jeder Arbeit, bringt sich dadurch in eine Art Träumerei, hört in der Schule nur halb, ist nie mit allen Gedanken bei der Sache, kurz, es ist ein recht schlimmes Übel. Aber wie ihm beikommen? Das Kind war sieben Jahre alt, als der Vater die Unart entdeckte; nun ist es täglich fünf Stunden in der Schule, wo auf das einzelne Kind nicht beständig eingewirkt werden kann; zwei Stunden bringt es auf dem Schulwege zu, auch da ist es sich selbst überlassen; zu Hause sitzt es an Französisch, Geographie, Rechenaufgaben u. dgl., während die Tante in der Küche beschäftigt ist oder auch mit der Garderobe zu tun hat; von halb eins bis halb zwei ist der Vater um sein Vertelchen und erinnert es jedesmal, so oft er die häßliche Gewohnheit sieht, aber — er erinnert nun jahre-

lang; auf die eine Stunde der Aufmerksamkeit kommen zehn Stunden, in welchen niemand das Kind durch Erinnerung unterstützt; der Vater ist untröstlich, und das Kind spielt weiter — natürlich ohne nur daran zu denken.

Für ähnliche Fälle lasse man alles andere liegen und fasse mit ganzer Energie das eine an, man bitte Lehrer und Mitschüler, auf das Kind zu achten und es zu erinnern; man lasse lieber diese und jene Arbeit im Stiche und beobachte es fortwährend; durch ununterbrochenes Erinnern wird es sicher bald geheilt. Ist den Eltern dies aber unmöglich — das geschäftliche Leben läßt ja leider gar vieles nicht geschehen, was eigentlich geschehen sollte, so ist nur noch Hoffnung auf die Zeit, da das Kind vernünftig und stark genug ist, selbst auf sich zu achten und sich zu erziehen.

Ich war zufällig zugegen, als eine Kranke ihrem Arzte klagte, sie habe entdeckt, daß sie Bandwurm habe; der Herr Doktor entgegnete mit der größten Ruhe: „Jetzt schaffen wir erst die Lungenentzündung weg; der Bandwurm kommt nachher.“ Das merke man sich, wenn es gilt, an einem Kinde mancherlei Fehler und Schwächen zu heilen; man kehre sich gegen das Wichtigste, unterdrücke erst dieses, wende seine und des Kindes Aufmerksamkeit ganz darauf; ist die Heilung gelungen, dann greife man etwas anderes an.

Philipp lügt, ist auch unreinlich und unüberlegt in allem, was er tut; hier zerbricht, dort zerreißt er etwas, und wenn irgendein Unheil angerichtet ist, sagen die Eltern sogleich: „Das wird der Philipp getan haben“, und meistens haben sie das Rechte getroffen. Der Vater weiß nicht, wie er den Knaben bessern soll; er sieht selbst ein, daß Philipp nur noch unsicher hin und her tappt, statt festen Schrittes zu gehen; es wird eben den ganzen Tag an ihm gerügt, gezankt, gestraft; zur Gemütsruhe kommt er nicht mehr. In diesem Falle ist Philipp in aller Ruhe und Güte zu belehren über seine verschiedenen Schwächen und Fehler, und ist ihm ohne Rückhalt zu sagen, daß nicht alle Krankheiten auf einmal geheilt werden können, die wichtigste und gefährlichste muß zuerst angegriffen und entfernt werden; sind wir darüber Herr geworden, dann wird sich auch alles übrige beseitigen lassen. Nachdem er nun noch speziell über Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Lüge belehrt worden ist und man an sein Selbstgefühl, seine Selbstachtung appelliert hat, werden andere Ungehörigkeiten zunächst gar nicht oder nur ganz kurz erwähnt, der Erziehung zur Wahrhaftigkeit aber alle Aufmerksamkeit und alle Energie gewidmet; über schmutzige Finger, Tintenflecke im Hefte und dergleichen Dinge wird kein Wort gesprochen. Dadurch wird der Knabe zur Ruhe kommen, an sich und über sich und sein Tun denken können, und haben wir ihn erst soweit, daß er nicht mehr von der Wahrheit weicht, dann ziehen Freudigkeit und Selbstgefühl in sein Herz,

und er wird aus eigener Kraft, aus eigenem Triebe arbeiten und streben, sich zu bessern.

Ein recht trefflicher Mann, den ich als Bürger, Geschäftsmann, Gatten und Vater hochachten mußte, hatte die Erziehung der Söhne ganz seiner Frau überlassen, da ihn sein Beruf (er war Eisenbahnbeamter) vollständig in Anspruch nahm; die Mutter aber hatte entweder mit der Haushaltung viel zu tun oder sie widmete sich besonders den jüngeren Kindern oder es wirkten andere, mir unbekannte Umstände mit — kurz, der älteste Sohn wurde nach und nach über die Maßen unordentlich, und der Vater erschrak, als er einstens Friedrichs Hefte und Bücher durchsah. Mit Eifer ging er nun an die Heilung; morgens, mittags und abends wurde bald die Kommode, bald der Schrank, bald der Bücherranzen durchgesehen, Hände, Hemdkragen und Kleider wurden inspiziert; es sollte durchaus alles in Ordnung kommen, und der Vater hatte in jeder Stunde, welche er daheim zubrachte, nur zu tadeln und zu rügen.

Ein Vierteljahr war vergangen; es zeigte sich keine Spur von Besserung. Der Vater war aber allmählich in eine solche Verbitterung gekommen, daß er seinem Sohne sehr, sehr böse Worte sagte; und Friedrich ließ alles über sich ergehen und war gefühllos gegen jeden Tadel und jeden Vorwurf. „Sprechen Sie doch auch einmal mit ihm“, bat der Vater; „ich weiß nicht mehr, was ich zu ihm sagen soll, und es bringt mir so heftige Aufregung, wenn ich zu dem Jungen spreche und weiß und sehe es ihm an, daß er gleichgültig dagegen ist.“

Ich tat, was der gute Vater wünschte, fand aber allerdings den Friedrich sehr unzugänglich; er ließ mich reden, aber ich bemerkte nicht den geringsten Eindruck. Also mußte die Tonart geändert werden; und endlich hatte ich ihn so weit, daß ich sah, es kämpften Gleichgültigkeit und der Entschluß der Besserung in seinem Herzen miteinander. Da faßte ich ihn an beiden Händen, blickte ihm scharf in die Augen und fragte mit einem Tone, der den letzten Widerstand brechen sollte: „Friedrich! Willst du nicht?“ Und er antwortete mir mit zitternder Stimme: „Was hilft mir's, wenn ich auch will; ich bleibe doch ein Lump.“ Der Ausdruck war schlecht gewählt, doch war nicht zu verkennen, was damit gesagt sein sollte. Es war so unendlich viel an Friedrich getadelt, gerügt, gezankt, geschmält worden, daß er sich gar nicht zu helfen wußte; dann waren die Vorwürfe in solchem Maße über ihn gekommen, es waren so heftige Angriffe auf sein Ehrgefühl gemacht worden, daß er die Arme sinken ließ und gar keinen Versuch mehr machte, sich emporzuarbeiten. Er hatte alles Vertrauen zu sich verloren. „Ich bleibe ja doch ein Lump!“

Es wurde nun ganz abgesehen von Kommode, Schrank, Ranzen, Büchern, Heften, und nachdem Friedrich sich entschlossen, wieder einen

Versuch zu machen, ward nur mit der Reinhaltung von Gesicht, Händen und Kleidern begonnen. Später fing in den neuen Heften die Reinlichkeit zu herrschen an, und als das Streben sichtlich war und der Erfolg den Knaben ermutigte, brachte das Christkindchen neue Schulbücher, die also jetzt auch geschont wurden u. s. w. Die vollständige Heilung des Knaben habe ich nicht mehr gesehen; Wohnungsveränderung brachte uns auseinander. Jetzt ist Friedrich seit mindestens fünfundzwanzig Jahren jenseits des Meeres und hat dort sein Domizil aufgeschlagen; ich hoffe, er soll ein tüchtiger Mann sein. Er hatte etwas Nobles in seinem Charakter; aber es war hohe Zeit, daß er aus dem Leben steter Vorwürfe und Schmähungen erlöst ward; er wäre ganz versunken.

Zum Schlusse will ich noch einmal warnen vor der Tadelsucht, die stets etwas auszusetzen hat, mit nichts zufrieden ist. Diese Neigung zum Korrigieren muß man allen Ernstes bekämpfen; sie stört jeden Lebensgenuß.

Ich hatte bei Moritzens Eltern zu Mittag gegessen; alles war vom Tische aufgestanden, nur der Vater und ich saßen noch da und lasen in einem Buche, auf das zufällig die Rede gekommen war. Da trat dieser plötzlich an das Fenster und rief hinunter: „Moritz! Der Herr Doktor und ich lesen hier einen Schriftsteller; ich denke, du könntest doch auch noch etwas lernen, statt da unten zu flanieren." Der Knabe sprang sogleich herauf und setzte sich an eine Arbeit. Sechs Wochen später war ich wieder dort. Abermals waren der Vater und ich allein im Zimmer, diesmal eine Tasse Kaffee trinkend und eine Zigarre rauchend; im Nebenzimmer saß der Sohn und machte einen Aufsatz. „Sag einmal, Moritz", fing der Vater an, „wozu habe ich denn die teuere Wohnung mit dem Garten gemietet? Daß ihr im Zimmer sitzen sollt?" Der also Getadelte sah uns mit großen Augen an, überlegte einen Moment, dann packte er schweigend alles zusammen und eilte hinunter in den Garten. — Wir machten einen kleinen Spaziergang; der Knabe ging stets drei, vier Schritte vor uns her. „Wenn ich dich so dahingehen sehe", sprach der Vater kopfschüttelnd, „wie einen alten Mann, Schritt vor Schritt, dann möchte ich dich immer treiben. Andere Knaben laufen und springen; in dir ist gar kein Leben." — Das nächstemal läuft Moritz voran, springt rechts und links über die Gräben — ich hätte mich beinahe gefreut, wenn ich nur hätte denken können, daß der Knabe auch fröhlich wäre. „Moritz!", ließ sich der Vater vernehmen: „Was meinst du nur, wofür die Leute dich halten sollen? Du bist doch nicht der Sohn eines Holzhauers oder Kohlenträgers; du hast doch einen anständigen Vater. Kannst du dich denn nicht auch anständig betragen?" Der Junge konnte seinem Schicksale nicht entgehen; getadelt wurde er in jedem Falle. Ich bemerke aber, daß der Vater seinen Sohn sehr lieb hatte und nur daran

dachte, ihn so vollkommen zu machen, als irgend möglich; in seinem an und für sich gewiß sehr löblichen Eifer tadelte er aber Dinge, die absolut nicht tadelnswert waren; er wollte korrigieren und — tat's. —

Sollte dein Kind auch dich einmal tadeln, so nimm das recht ruhig auf und zeige ihm entweder (aber überzeugend, so daß es nicht meint, du wolltest dich herausreden), daß es im Irrtum ist, und du ganz recht hast, oder nimm den Tadel, d. h. die Erinnerung ruhig hin; auf diese Weise kommst du immer noch am besten dabei weg.

Du hast beispielsweise dein Söhnchen oft zu erinnern, daß es gerade, gestreckt sitzen soll; fängt aber nun Alfred einmal bei Tische an: „Papa, eben sitzest du auch ganz krumm und gebogen", dann sei nicht entrüstet, sage ihm auch nicht, er sei naseweis oder unverschämt; sondern (wenn es wahr ist) recht ruhig: „Ja, es ist recht, daß du mich daran erinnerst", richte dich auf — die Sache ist abgemacht, und Alfred sieht deutlich, daß Tadel und Erinnerung von deiner Seite auch nur sein Bestes bezwecken und weder deine Autorität ins Licht stellen, noch ihm selbst wehe tun sollen. — Das natürlich setze ich voraus, daß das Kind nicht oft Gelegenheit haben soll, dich an etwas zu erinnern oder an dir zu tadeln. Wer mit Einsicht und Hingebung seine Kinder erzieht, erzieht ja auch fortwährend an sich selbst; er will und soll ja ein Musterbild sein derer, in welchen er nach seinem Tode auf Erden weiter lebt.

Das Schulgebet.

„Stehet auf, Kinder! wascht euch fleißig, legt euch an und betet euer Gebet zum heiligen Geist!" Mit diesen Worten hat uns die Mutter aufgeweckt des Morgens, wenn Schultag war. Auf dem Gebet zum heiligen Geist bestand sie besonders streng, da mußten wir uns hinknien zum Tisch, die Knie auf der Bank, die Ellbogen auf dem Tisch. So riefen wir still, jedes für sich, den Tröster und Erleuchter an, soviel mich däucht, manchmal mit Andacht. Besonders wenn die Aufgaben nicht ganz in Ordnung waren. Da haben wir vielleicht ein sehr inbrünstiges Gebet getan. War das verrichtet, dann bekamen wir erst unsere Milchsuppe und in den Schulzegger das Stück Brot fürs Mittagsmahl. Denn wir konnten vor vier Uhr nachmittags nicht nach Hause kommen. Suppenanstalten gabs damals noch nicht und war jene Schule auch eine gute Schule der Abhärtung und Verzichtung.

Zum Beginn des Unterrichtes und zum Schlusse desselben wurde ja auch gebetet, ein Spruch und ein Vaterunser. Aber an eine Andacht dabei kann ich mich platterdings nicht erinnern. Es war mehr eine

Formsache, daß die Schule jetzt anhebt, oder daß sie zu Ende ist. Auch unsere Eltern schienen auf dieses Schulgebet kein besonderes Gewicht zu legen; sie schärften uns, wenn wir von heim fortgingen, immer ein, in der Schule fleißig zu lernen, sagten aber nicht ein einzigesmal, daß wir fleißig beten sollten. Das trugen sie uns nur auf, wenn wir in die Kirche gingen. Das Eingangsgebet in der Schule traf mich recht oft in einer bangen Stimmung, hingegen wurde das Schlußgebet in heller Lustigkeit abgeleiert, dieweilen schon Hände und Beine der Freiheit entgegenzuckten, die draußen auf uns wartete.

Der Spruch zu Beginn des Unterrichtes, den wir nach dem Kreuzzeichen alle laut und gemeinsam beteten, lautete:

„Komm heiliger Geist,
Komm zu verbreiten
Über uns dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiterschreiten
In Erlernung unsrer Pflicht.
Mache uns zum Lernen Lust,
Hilf, daß wir in unsrer Brust
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten.“

Hierauf folgte ein Vaterunser und Ave Maria und das Kreuzzeichen über Stirne, Mund und Brust.

Der Spruch zum Schlusse des Unterrichtes, von uns jetzt in hopsendem Takte gesprochen, lautete:

„Vater, segne diese Lehren,
Die du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern machtest kund,
Uns zum Heil und dir zu Ehren
Präge sie durch deinen Geist,
Tief ins Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns bestreben,
So wie dein Gebot uns heißt.“

Noch heute wird mir bei diesen Worten lustig in der Brust; die Stimmung jener Schulzeit, jener Jugendtage ist es, die mich mit süßer Gewalt packt. Nach mehr als fünfzig Jahren empfinde ich bei dem ersten Spruch das leichte Bangen vor dem beginnenden strengen Unterricht und bei dem letzten Spruch schon die helle Freude der nun bald entfesselten Jugend! Nur ein Stimmungsgehalt also ist zurückgeblieben und mich dünkt, es wird nie viel mehr vorhanden gewesen sein.

Später bin ich in Mittelschulen und Hochschulen gesessen, da war von einem Schulgebet keine Rede mehr — nicht einmal vor und nach dem Religionsunterrichte, und es ging gerade so gut und so schlecht auch ohne. Das Gebet gehört zur Schule nicht anders, als zu jeder Arbeit. Bete und arbeite. Aber wenn es ein richtiges Gebet sein soll, so darf es nicht erzwungen sein und sollte sogar nicht in bestimmte Formen gezwängt sein, es muß frei im Herzen entstehen und aus dem Herzen

quellen. Das offizielle gemeinsam herabgeleierte Schulgebet ist nichts wert. Doch wäre es nicht ungeschickt, wenn der Schullehrer vor dem Unterrichtsbeginne eine feierliche Pause machte und die Worte spräche: „Kinder, jetzt schweigt und betet!“ Jedes für sich, so wie ihm ums Herz ist. Vorausgesetzt natürlich, daß jedes Kind weiß, was beten heißt, und so viel wird ihm sein Religionslehrer, sei er nun katholischer Priester oder Pastor oder Rabbi, wohl beibringen. Ja, auf diese Weise kann man nicht bloß vor und nach dem Unterrichte beten, sondern auch während desselben, mit jedem guten, erhebenden Gedanken, wozu bei manchen Gegenständen Anlaß genug sein könnte.

Im weiteren ist der Schulunterricht (mit Ausnahme der Religionsstunde) vom Gebete ebenso unabhängig wie jede Arbeit.

Nun hat sich in unserem Lande ein heftiger Kampf um das Schulgebet erhoben. Den brachte nicht etwa die Willkür, den brachte die Zeit mit sich. Unser Volk ist nicht mehr ausschließlich katholisch. Die Konfessionen sind vielfach gemischt und werden es immer mehr. Da ließe sich sehr viel sagen von juridischem, humanitärem und religiösem Standpunkte aus. Die Staatsbürger haben natürlich alle das gleiche Recht, besonders auch auf die und in der Schule.

Und wenn in einer und derselben Schule das katholische Kind sein öffentliches Gebet haben soll, so müßte auch das protestantische, das altkatholische, das israelitische Kind das seine haben können. Ist das nicht logisch? Aber ist es durchführbar?

Der Schulunterricht hingegen paßt für alle gleich und ist auch allgemein, das Alphabet und das Einmaleins sind international, interkonfessionell. Nun wird aber bei uns noch aus der Zeit der politischen Kirchenherrschaft her ausschließlich das alte, katholische Schulgebet gesprochen und daraus entstehen zwischen den Anhängern verschiedener Konfessionen Feindseligkeiten. Da wir an Feindseligkeiten aller Art ohnehin keinen Mangel haben und da wenigstens die Kinder soviel als möglich vor denselben geschützt sein sollen, so gehen Volksfreunde nun daran, aus der Schule den Zankapfel zu entfernen. Das Gebet mag an sich noch so gut sein, sobald es zum Zankapfel wird, taugt es nichts mehr. Wenn das Schulgebet in den oben mitgeteilten Sprüchen bestünde, so hätten andere Konfessionen kaum viel daran auszusetzen Das Gebet des Herrn jedoch mit dem Ave Maria müßte dem Katholiken doch zu wert sein, als daß er es zu Streit und Agitation mißbraucht sehen möchte, der Mißachtung oder gar dem Spotte Andersgläubiger ausgesetzt. Für dieses Gebet hat er seine Kirche, sein Haus, sein Herz.

Die Kirchlichen aber treten mit aller Leidenschaft für Beibehaltung des katholischen Schulgebetes in den Volksschulen ein, auch wenn viele, unter Umständen die Hälfte und über die Hälfte, andersgläubige Schüler darin

sitzen sollten. Aber sie sind in der Verteidigung ihrer Sache wieder einmal nicht glücklich. Sie kommen wieder mit der längst abgebrauchten, von nur wenigen mehr geglaubten Behauptung daher, jene Leute, die das Schulgebet abschaffen wollen, seien Freimaurer (unter Freimaurer möchten sie die niederträchtigste Teufelei verstanden wissen) und wollten die Religion ausrotten! Die Religion ausrotten, heute da alles nach Religion schreit, da die Religion wieder lebendig zu werden beginnt, überall, wo sie nicht mit den Stricken äußerer Formen und starrer Dogmen geknebelt ist! Wahrscheinlicher als daß jene die Religion abbringen wollen, ist, daß diese die Schule wieder dem Staate entwinden und unter kirchliche Gewalt bekommen möchten. Fragte mich vor kurzem ein Priester, ob denn das ein so großes Unglück wäre und was die Kirche aus dem A-B-C und aus dem Einmaleins denn so viel Verderbliches machen könnte? — Es war zur Konkordatszeit, daß im Volke Flugblätter umgingen mit den Titeln: „Das katholische A-B-C“ und das „Katholische Einmaleins“. Der Inhalt ist mir nicht mehr ganz im Gedächtnisse, ich weiß nur, daß ersteres so begann: „A — Altar, B — Beichte, C — Kommunion“ u. s. w. Die Rechentabelle fing so an: 1 — ein Stellvertreter Gottes auf Erden, 2 — zweifache Wesenheit der Priester, 3 — Dreifaltigkeit, 4 — Vier Quatemberzeiten, 5 — Fünf Gebote der Kirche“ u. s. w. Mir fällt es nicht ein, für diese Elementargegenstände-Tabellen die Kirche zu beschuldigen; solche hat ein Spaßvogel gemacht, aber die Richtung deuten sie doch an, die der Unterricht in den Volksschulen ungefähr nehmen würde, wenn unser Unterrichtsministerium im Vatikan säße. Recht viele Kenntnisse und Wissenschaften würden im kirchlichen Interesse umgebogen und noch mehr derselben würden als „überflüssig“ unterdrückt werden. Ob das für das persönliche Glück gar so schädlich wäre, das ist eine Frage für sich. Jedenfalls bliebe unser Volk weit zurück in der gottgewollten Entwicklung der Kulturvölker.

Das Gotteshaus gehört der Kirche, die Schule dem Staate. Möchte doch der Klerus endlich einsehen, daß es so ist, und möchte er froh sein, daß es so bleibt. Nur durch seine fortwährenden Widersetzlichkeiten könnte es auch bei uns mit der Kirche so weit kommen, als in Frankreich. Im katholischen Volke gibt es schon zu viele helle Köpfe. Auch solche, die es klar erkennen, daß der Friede in der Schule unter Brüdern doch etwas mehr wert ist, als die mechanisch herabgeplapperte Formel auch des an sich schönsten Gebetes.

Der katholische Religionsunterricht bleibt ja doch in der Schule. Und da an demselben nur katholische Kinder teilnehmen, so steht dem Religionslehrer nicht das mindeste im Wege, zum Beginne wie zum Schlusse des Religionsunterrichtes katholisch beten zu lassen.

Lehr-Liadla.

Von Hans Mittendorfer.

Auf Roasn gehn.

Auf d' Roas bin i ganga
Üban grean Anga
Bis zum Hollabam —
Weita kimm i kam.

Trentahal
Liegt a Tal;
Übazwerg
Steht a Berg;
Wiar is 's iazt gscheita!
Wo gehn i weita?

Is koa Gspoaß,
Daß i roas;
Doh bis i dös nöt woaß,
Ob i tiaf abi soll,
Oda hoch aufi wohl,
Bl ib i da stehn,
Kann i nöt gehn;
Denn, is da Weg vafehlt,
Wia kimmst in d' weite Welt?

's Keglschreibn.

Neun Kegl, oa Kugl,
Dös nennt ma a Gspiel;
Dö wackln und stehn bleibn,
Dö geltn nöt viel.

Schau — 's Glück is dö Kugl,
Dö Kegelstatt 's Lebn
Und du selm bist da Scheiba,
Geht dar a oft danebn.

All neuni werns seltn,
Fünf-sechsi nöt oft;
Aba wenn's ar a Loch is,
Auf's Schanzl wird ghofft.

Bald gfaihlt und bald troffn,
Bald gwunga, bald zahlt.
Und endling wird's dunkl
Und endling wirst alt.

Und endling hoaßt's: Aufhern,
Da Bolstazipf schreit!
Bist z'friedn mit dir
Oda reut di dö Zeit?

So steht nebn an Gspiel oft
Da bittari Ernst.
Mach ön Einsatz nöt z' groß,
Bevor's d' 's Triaffn nöt lernst.

A Herz ohne Wunsch.

A Herz ohne Wunsch
Is a See ohne Fisch,
Is a Herd ohne Feur,
Ohne Mahlzeit a Tisch.

A See ohne Fisch,
Ohne Welln, volla Ruah —
Wia weit muaß ma wandern,
Wann kimmt ma dazu?

A Herd ohne Feur
Hat im Aschn sei Gschicht;
Wird 's Nachlegn vasamt,
Is sei Deanst bald varricht.

Ohne Mahlzeit a Tisch,
Grad a Glaserl voll Wein —
Ma sitzt sie wohl hin,
Aba satt muaß ma sein.

Es rührt si was.

Es rührt si was — das is da Wind.
Er reit und rauscht, husch-husch, gschwind-gschwind,
Von oan zum andern Wipfl hi
Und macht sei groß̈i Waldpartie.

Es rührt si was — das is da Quell,
Bergwasserl wia Kristall so hell.
A frischa Brunn, a junge Liab,
So mir nix, dir nix wern's nöt trüab.

Es rührt si was — a zierligs Reh,
Das wagt si aussa bis zum Klee.
Es rührt si was — und 's Reherl schaut . . .
Drunt auf da Straßn wird's iatzt laut.

Es rührt si was — das kloani Herz
Als wiar a Reh sei Woad begehrt's
Und hat's sei Liab und Luft daspächt,
So mecht sie's fordern als sei Recht.

Es rührt si was — es zuckt und kracht
Und 's Reherl hat koan Sprung mehr gmacht.
Es rührt si was — und 's Herz begehrt
Koa Luft, koa Liab mehr auf da Erd.

Es rührt si was — da Quell, da Wind
Rauscht Tag und Nacht, husch-husch, gschwind-gschwind. —
's Lebn geht voraus als wiar a Bot
Und ernst und sicha folgt da Tod.

A Sunnstrahl.

A Sunnstrahl is ganga
Vom blüahradn Feld
Auf d' Wies, übern Anga,
Dahin üba d' Welt.

A Schattn kimmt nacha
In eiladn Lauf;
Da Sunnschein und 's Lacha
Hert umadum auf.

* * *

Ön an Stüberl voll Schein
Mag koa Fledermaus bleibn;
Und dei Herz, das soll sein
Wiar a Stüberl voll Schein.

Wiar a Stüberl voll Schein
Mit sunnliachti Scheibn,
Daß koa Nachtgviehlat hint
Wo an Untaschlupf findt.

Ein Tagebuch.

Graz, am 12. Jänner.

Der Barometer wigel-wagelt wetterwendisch auf und nieder. Und selbst in seiner tiefsten Erniedrigung erreicht er nicht mehr, als daß der Himmel teilweise sich leicht bewölkt und daß Nebelschleier über die Stadt ziehen. Das Wetter gibt sich alle erdenkliche Mühe, um die enttäuschten Schneeliebhaber, wenn auch nicht zu entschädigen, so doch zu versöhnen. Die Luft ist rein, die Sonne klar, der Himmel blau in der ganzen Runde und wenn er sich hie und da einen be-

scheidenen Schmuck gönnt, so ist es ein vergoldetes Sommerwölkchen. Der gefrorene Boden bleibt glatt und fest wie ein Bürgersteig, man geht umher in Wald und Feld, selbst die Moore sind passierbar, wie im Sommer nicht. Wahrlich, in diesem Winter ist ein gutes Wandern. Der Wanderer blickt sehnsüchtig nach den fernen Bergen mit dem leuchtenden Schnee, dabei weicht er, wo es geht, der Sonne aus und wandelt im Schatten, als sei es Juli und nicht — Jänner. —

Ein bekannter Porträtmaler ersuchte mich, ihm zu sitzen. Ich zeigte ihm eine Anzahl meiner Porträts und fragte, ob eines davon gelungen sei? Keines. „Sehen Sie, Meister, und es kann auch keines gelingen. Ich bin zu unstet. Vergleichen Sie diese Porträts untereinander!“ — „Sie haben miteinander gar keine Ähnlichkeit“, bemerkte der Meister. — „Und auch mit mir nicht.“ — „Aber der Künstler wird die verschiedenen Stimmungen und Gesichtsausdrücke zu einer Einheit gestalten. Dann wird das Porträt auch gelungen sein“, sagte der Maler. „Ich halte das Porträtiertwerden einfach nicht aus. Malen oder zeichnen Sie mich meuchlings, meinetwegen. Zu einer Sitzung kann ich mich nicht entschließen.“ Wir halten zu viel auf Bilder. Und oft ist das starre seelenlose Bild der lebendigen Erinnerung geradezu hinderlich. Wir würden uns manchmal einen Abwesenden, einen Toten deutlicher vorstellen können, wie er in Wirklichkeit war, wenn nicht ein schlechtes Bild dazwischen stünde.

Erneuerung der Südbahnkarte, die mir so viele Anregung vermittelt, daß jemand sagen konnte: R.'s Pegasus ist das beflügelte Rad. Es ist nahe dran. Oft einer wundert sich über meinen engen Gesichtskreis. Ich bitt' euch! Ohne dieses Flügelrad wäre er noch enger. Auf Bücher und Hörensagen kann man sich nicht verlassen, am besten man schaut überall selber nach. Ferner wachsen der Südbahn entlang allerhand Peterl-, Friedel- und Walter-Buben, und blondlockige Dirndln, ganz kleine, die allemal ein heiteres Geschrei anheben, wenn Großvaterl auf dem Flügelrad daherkommt.

Am 13. Jänner.

Der Schriftsteller fühlt sich mit Recht geehrt, wenn Aufsätze von ihm in Schulbücher als Musterlesestücke aufgenommen werden. Die Schulen des Deutschen Reiches sind österreichischen Schriftstellern mit solcher Ehrung nicht spröde. Nun kommen auch die österreichischen Schulmänner, aber die treiben es dicker. Will da ein Schulmann für die ersten Volksschulklassen ein Lesebuch herausgeben, zur Übung im Schriftlesen. Wendet sich an Schriftsteller um eigenhändig geschriebene Schriftstücke, die dann fürs Schulbuch faksimiliert werden sollen. Die Idee ist gut. Ein solches Schulbuch wird aber als Faksimilesammlung in der literarischen Welt größeren Anklang finden als bei den armen Kindern, die

das zustande bringen sollen, was dem kundigen Schriftsetzer oft kaum gelingt: die Schrift eines Schriftstellers zu lesen! Gerade die am besten schreiben, können am wenigsten schreiben. Wird das nicht ein gutes Mittel sein, den Kindern schon frühzeitig die Dichter gründlich zu verekeln? Und die andere Seite: Welch eine unerhörte Steigerung der Autographenplage, wenn nun die Schulbuchherausgeber, einer nach dem anderen, um eigenhändig geschriebene Beiträge bitten kämen! —

Die Zeitungen kommen mit der Nachricht daher, der Zar wäre von der Hofpartei bestimmt worden, den schon im vorigen Jahre bewilligten Reichsrat erst im Herbst anzufangen. Eventuell auch dann nicht. (Wo möglich gar nicht.) Man hat also noch immer nicht genug Revolution.

Oder hätten die Zeitungen wieder einmal geflunkert? Sie sollen maßlos flunkern über die Vorgänge in Rußland. Wir würden vielmehr wissen von der russischen Bewegung, würden viel leichter das richtige wissen, wenn es keine Zeitungen gäbe. —

Vor kurzem schickte mir der wackere Rathauswirt in Floridsdorf, Josef Weitzer, ein Büchlein, in dem erzählt wird, wie er vor drei Jahren persönlich mitgeholfen hat, die als irrsinnig erklärte Prinzessin Luise von Sachsen-Coburg-Gotha aus der Gefangenschaft zu befreien. Nun, gestern kam ich dazu, die Schrift zu lesen und warm ist mir dabei geworden. Ein schlichter Wiener Bürger macht zufällig die Bekanntschaft mit einer bei der bekannten Affäre beteiligten Person. Die Tatsache einer doppelten Ungerechtigkeit, besonders, daß die Prinzessin ganz grundlos wie eine Närrin gefangen gehalten wird, empört ihn derart, daß er den Entschluß faßt, alles was in seiner Macht steht, selbst sein Leben, daranzusetzen, um die Befreiung der Prinzessin zu bewerkstelligen. Wie er dann nach Sachsen reist, wo die Prinzessin in einem Hotel von Bad Elster interniert ist, und wie die Entführung glücklich durchgeführt wird — das ist köstlich zu lesen. Der nähere Fall geht ihn und mich nichts an. Aber diese Herzhaftigkeit eines schlichten Mannes aus dem Volke, der an einer Frau aus der höchsten Gesellschaft solche Heldenhaftigkeit übt, hat mir viel Vergnügen gemacht. Wer Stoff zu einem humoristischen Epos sucht, in dem die Ritterlichkeit anstatt bei den Aristokraten bei — den Bierwirten zu finden, hier ist einer.

Am 14. Jänner.

Der Biskuitfabrikant Ritter in Hamburg bäckt schon seit Jahren R.-Biskuits. Für das Recht, dieselben so zu benennen, führt er alljährlich einen Betrag zu irgend einem guten Zwecke ab. Vor zwei Jahren z. B. bekam das Waldschulhaus 50 Mark, vor einem Jahre die Kirche zu St. Kathrein ebenso viel. Und heute zeigt der wackere Mann an, daß er für dies Jahr wegen obiger Biskuits 50 Mark den notleiden-

den Deutschen der Ostseeprovinzen und 20 Mark neuerdings dem Waldschulhause gewidmet habe. In der Tat, diese Hamburger Biskuits schmecken mir! —

Gestern besuchten mich zwei katholische Geistliche. Professor R. und Pater Ansgar Pöllmann aus Beuron, der vor drei Jahren gegen mich ein Buch „Rosegger und sein Glaube" veröffentlicht hat. Der Pater hatte in voriger Woche eine Wanderung in meine Waldheimat unternommen und sich weiter umgeschaut, wahrscheinlich um zu sehen, ob in seinem Buche wohl auch alles stimme. Heute nun gab es ein Gespräch über die kirchliche Notwendigkeit und den religiösen Schaden theologischer Studien. Ich meinte nämlich, daß Religion etwas ganz Apartes sei, das nicht wissenschaftlich betrieben werden könne, und daß ich an mir selber oft erfahren, wie sehr wissenschaftliche Religionsstudien, theoretische Gottesbeweise, vernunftgemäße Begründung der Sakramente u. s. w. das religiöse Gemüt schwäche. Die Herren gaben das bedingt zu, halten die theologische Wissenschaft als solche für den Glauben nicht notwendig, doch aber als Verteidigungsmittel des Glaubens für unentbehrlich. Zugeständnis, daß auch bei Theologen persönlich der Glaube seine Schwankungen und manchmal großen Tiefstand habe. Ich denke, selbst beim Bischof, und sagte spaßeshalber: „Aber Bischof, das möchte ich sein. Wenn nicht Landpfarrer, so wenigstens Bischof." Ein Bischof sei für seine Diözese beinahe der Papst. Was könnte er Gutes wirken heutzutage! Ich merkte an meinen werten Besuchern aber keine allzu große Geneigtheit, meine Kandidatur zu unterstützen. Aus fernerem Gespräche über Handel-Mazzettis Roman „Jesse und Maria" war zu entnehmen, daß es bei gutem Willen auch der Theologe zustande bringt, auf die Natur des Dichters einzugehen und ein Kunstwerk rein als solches zu würdigen. Speziell Pöllmann ist mehr Dogmatiker als Kritiker. Seine Blendlappen sind die kirchlichen Satzungen. Er gilt als lammfrommer Gottesminnedichter und als blutdürstiger Kritiker. Er ist ein junger Mann von stattlicher Gestalt mit gutmütigem Rundgesicht und ausdrucksvollen Zügen. Persönlich gibt er sich bescheiden, befangen und vorsichtig, eben wie einer, der aus der Klosterzelle zu Ketzern kommt. Pater Pöllmann möge verzeihen, ungefähr so denke ich mir den jungen Luther; die innere Ähnlichkeit wird wohl erst nachkommen müssen. Möge seine jetzige Reise durch Österreich und Italien ihn erklecklich mit der realen Welt zusammenführen, das wird dem Klostergelehrten wohlbekommen. Über sein Rosegger-Buch ist kein Wort gesprochen worden, ich hätte dem geschätzten Besucher unangenehm werden müssen.

Am 15. Jänner.

Der Sommer ist auf die Dauer unausstehlich, wenn er in den Jänner fällt. Und ist doch all' Tag Aschermittwoch, die Luft voll

Straßenstaub und Kohlenasche. Selbst im Zimmer hält die zudringliche Sonne uns immer die Millionen winziger Welten von Staubkörnern vor, die um uns wie ein Sternensystem wirbeln und kreisen. Und mit jedem Atemzuge verschluckt man tausend Welten. — Ich floh ins Oberland. Im oberen Mürztal Schnee, der Himmel trüb, die Berge klar und scharf und in der feuchten Luft völlig nahegerückt. Winterstimmung. Am Abend ein Spaziergang in den Pretulergraben. Schon finster, aber der Schneeweg lag wie ein blasses Band zwischen Strauch und Baum vor mir dahin. Stundenlang kein menschlich Wesen. Allein, aber nicht einsam. Der Bach hatte keine Eisdecke und rauschte am Wege. In den Baumwipfeln toste ein Föhnsturm, der stoßweise zu mir niederfuhr und mich aus dem Geleise drängen wollte. Hier wieder einmal ein Aufatmen! Es war herbe, treue, heimatliche Bergnatur. Die alte Älplerseele, die so welk und lahm geworden, in dieser Stunde machte sie wieder einmal ein paar matte Flügelschläge. Ins Dorf zurückgekehrt — Windstille, Sterne flimmern zwischen zerteilten Wolken. In die Stadt zurückgekehrt am nächsten Tage wieder Sommersonnenschein und — Aschermittwoch.

Am 16. Jänner.

Wache auf, jeden Tag, als ob es der erste wäre. Schlafe ein, jeden Tag, als ob es der letzte wäre. So frisch sollte der Mensch am Morgen an die Arbeit gehen und so resigniert soll er sich am Abend schlafen legen. Was hat man denn ausgerichtet? Wer kann am Abend den Erfolg seines Tages messen? Der Säemann muß monatelang warten, um die Früchte zu sehen, die er vorbereitet hat. „Ich habe heute ein gutes Geschäft abgeschlossen“, sagte jener Mann, als er einen Vertrag unterschrieb, der ihn später ins — Zuchthaus brachte. „Ich habe heute ein gutes Werk getan“, sagte jener, als er dem Bettelburschen fünf Kronen schenkte. Der Bettelbursche kaufte sich davon den Revolver, mit dem er auf der Straße einen Spaziergänger niederschoß, um ihn zu berauben. „Ich habe den Willen gehabt, etwas Gutes zu leisten.“ Es ist schon viel, wenn man das sagen kann.

Am 17. Jänner.

Heute fand ich an einer Schloßbergfelber das erste „Palmkätzchen“. Ja, was tust denn du schon da? Gib acht, es schlafen noch die Finken, Pensionisten füttern noch Raben. Sonst erscheint deinesgleichen erst im März und da noch im Pelz!

Am 18. Jänner.

Der Schuster Franzl zu Fischbach setzte beim Würfelspiel immer alles auf zwei Augen. Und wenn man fragte, weshalb er nicht

einmal eine Abwechslung eintreten lassen wolle, das Glück sei doch unbeständig und möge nicht gerne immer auf die Würfelseite mit den zwei Augen fallen, es liebe wohl auch einmal andere Seiten, mit einem Auge, mit vier Augen — so antwortete er: „Gehts weita! Koan Oanaugadi mog ih nit. Und a Dreiaugadi oda gor a Fünfaugadi war nouh schiacha!" Und begann zu singen: „Zwei Äuglein glänzen so lieblich und klar!"

Dieses launigen Schusters eingedenk bin ich heute, da es mir klar wird, daß auch ich das ganze Spiel auf zwei Augen setze. Fast alles, was ich leiste, geht durch die zwei Augen, und das meiste, was ich genieße — durch die zwei Augen. Und wenn das nun wird, wie es heute geworden, daß diese zwei Augen kein Licht vertragen können, daß sie entzündet sind, daß sie brennen, stechen und tränen, so findet man es eigentlich ganz selbstverständlich. Der Würfel hat doch auch andere Seiten, als die mit den zwei Augen. Und gleichzeitig wird's uns klar, was gestern noch für ein Tag gewesen. Wie der Fisch im Wasser schwammest du im süßen Lichte — ein Sonnenkind! Und wußtest es nicht, wie reich du warst. Heute liegst du im dunkelverhangenen Zimmer auf der Bank, mit verbundenen Augen, die kaum den Glanz eines Johanniswürmchens ertragen könnten, und siehst nichts, siehst nur eins: Wie groß und herrlich du gestern gelebt hast. — Aber das Licht ist doch noch in dir. Statt im Auge sitzt es im Gehirn und die inneren Gesichte sind unter Umständen mehr wert als die äußeren. Ich brauche überhaupt nur die Augen zu schließen und es steht die Waldheimat da, ringsherum. Die Zukunft ist ja sehr schön, eben weil man sie noch nicht sieht. Aber zu verachten ist auch der Blick in die Vergangenheit nicht. Es steht dort die Jugend.

Und manches sonst noch. Heute vor 35 Jahren ist ein großer Tag gewesen.

Am 19. Jänner.

In Rußland wird es ruhiger. Oder anders: anstatt der Revolution mordet zur Abwechslung einmal die Regierung. Und die kann's — scheint es — noch besser. In dem Maße, als es in Rußland ruhiger wird, wird man bei uns in den mittleren und höheren Kreisen kühler gegen das allgemeine Wahlrecht. Viele, die vor ein paar Monaten dafür Feuer und Flamme (Strohfeuer) waren, möchten jetzt am liebsten auskneifen und bei der nächsten Wegbiegung tun sie's vielleicht. Im Parlament sucht man die allerlängste Bank hervor, um die Wahlrechtsvorlage hinauszuschieben — womöglich hinaus bis zur Donau. — Mittlerweile graben die Sozialdemokraten ihre vor zwei Monaten ganz seicht vergrabene Streitaxt aus, um, wenn es sein muß, die lange Bank mit Gewalt abzuhacken. So das Stimmungsbild von heute.

Am 20. Jänner.

Heute frische, dünne Schneedecke (die erste seit Oktober) und schwerer feuchter Nebel darüber. Im Stadtpark von Baum zu Strauch flattern Raben. Ein Winterbild – in Wasserfarben. In mir erhöhte Lebensfrische trotz schlafloser Nächte und Empfindlichkeit der Augen.

Am 21. Jänner.

In einem Freundeshause Familienfest. Kinder und Enkel feierten den siebzigsten Geburtstag der Mutter und Großmutter. Wenige Freunde hatten das Glück, Zeuge dieses rührenden Kreises zu sein, dessen Mittelpunkt eine wegen ihrer Güte und Energie im Wohltun in der ganzen Stadt verehrte Frau war. Auf dem dämmernden Hintergrunde eines tiefen Leides hob sich das bunte Familienbild voll Kindlichkeit, Innigkeit und Humor wundersam ab. Der älteste Sohn des Hauses, der einen gefeierten Namen trägt, hat als Veranstalter aus dem Feste geradezu ein Kunstwerk gemacht, reich an Schönheit, sinnigen Einfällen und Überraschungen. Ein anderer Sohn, der in der Ferne weilt, war durch eine von ihm verfaßte und von den Enkeln aufgeführte dramatische Szene im Geiste anwesend und vielleicht noch näher dem Herzen der Mutter, als es durch persönliche Anwesenheit möglich gewesen wäre. Da konnte man empfinden, daß zwischen liebenden Menschen doch keine Entfernung ist oder vielmehr, daß gerade die Entfernung das engste Band werden kann. Oft fällt mir ein, daß es auch moralische Entfernungen gibt, deren Schmerz wie ein lohendes Feuer die Kette um zusammengehörige Herzen nur noch enger schmiedet. — Liebe kennt keinen Raum und keine Zeit, sie ist allgegenwärtig und ewig. Mensch, welch ein göttliches Wesen bist du mit deiner Liebe!

Am 22. Jänner.

Heute frischer Schnee, wirklicher Winter. Ich gehe im Gestöber spazieren, da schließt sich mir der pensionierte Schullehrer von M. an. Der hat andere Stürme im Kopf.

„Sind die hohen Herren jetzt entsetzt über den Sieg der Sozialdemokratie!“ beginnt er und greift mit beiden Händen sich an den Kopf. „Ja, wer hat denn mitgeholfen? Wer hat mit seinem Übermut das Volk gereizt, mit seinem Luxus die Notleidenden empört? Wer hat mit den Wildschäden die Bauerngüter locker gemacht, für die Jagdlust dieselben aufgekauft? Das nährende Land ist entvölkert, die zehrenden Städte sind übervölkert. — Jetzt wundern sie sich und sind entsetzt.“

„Lieber Freund, was hilft das Reden! Wie oft bin ich mit solchen Reden ausgelacht worden. Sie müssen es ja selber sehen. Diesmal wenigstens liegen Ursache und Wirkung offen da, wie es in der Soziologie nicht immer der Fall ist.“

„Das nicht ein Häher?!“ flüstert der Alte und macht die Geste des Schießens. Denn aus dem Strauch ist ein Vogel aufgeflattert.

„Sie! Sie! Sie! Ziehen Sie nicht zu sehr gegen die Jäger los!“

Am 23. Jänner.

Die Augen können, wenn sie vorsichtig zwinkern, wieder Licht sehen. Klare Winterlandschaft, schneidiger Nordost, Schneetreiben. Zwischen eilenden Wolken blasser Sonnenglast. Am Bergweg tost es in den Bäumen. Fern über den Murtaler Alpen graues Gestöber. Ich suche mein Palmkätzchen und finde es nimmer. Das übermütige Ding hat zu früh ans Freien gedacht, jetzt hat ihm der Frost das Pelzel verbrannt. Weiß ich doch selber nicht, ob wir vor Beginn des Frühlings stehen, oder des Winters. —

Die Politik muß schon eine verdammt tiefe Weisheit sein, weil sie unsereiner schon gar nicht verstehen kann. Die Deutschen in Österreich wollen regieren, das verstehe ich. Aber sie regieren schon lange nicht mehr, kaum daß sie bisweilen noch ein bißchen mitregieren. Daß ihnen solches zu wenig ist, verstehe ich auch. Nun hätten die deutschen Parteien Gelegenheit, einen ihrer besten Männer ans Staatssteuer zu bringen, als einen Minister, der besonders die Vorteile der Deutschen vertreten soll. Und siehe, sie wehren sich dagegen wie die Löwen! — Das verstehe ich nicht. Nur räsonieren und nicht schaffen, das kommt mir halt vor, als ob man zur Esse wohl den Blasebalg stellte, aber nicht auch den Schmied.

Am 24. Jänner.

Gestern habe ich von einer angesehenen Persönlichkeit folgende Aussprache gehört:

Ich habe nicht die mindeste Anlage zur Religiosität. Kann auch nicht sagen, daß ich religiöse Menschen beneidete, Neid riecht zu sehr nach Mißgunst. Aber achten muß ich sie, unter Umständen verehren. Sie haben ein großes Talent, das mir abgeht. Ja, ich möchte religiös empfinden und denken können, aber wie fängt man das an? Ich glaube, es würde sich mit der Forschung, die ich treibe, ganz gut vertragen. Ich könnte vielleicht glauben an einen Gott, aber was nützte mir das, wenn's doch kalt bliebe in mir, wenn ich zu diesem Gott in kein persönliches Verhältnis kommen könnte — wenn mir das Bedürfnis danach mangelte? Ich fühle mich auch so gut aufgehoben.

Dieses Bekenntnis gibt eine Menge zu denken. Man könnte ein Buch darüber schreiben. Es ist nicht unmöglich, daß der Mann eine tiefere Religiosität besitzt, als viele „Gläubige.“ „Ich fühle mich auch so gut aufgehoben?“ Woher hat er denn das? —

Nun wird's bald zehn Jahre, seit in Österreich die Religionsbewegung einsetzte. Man konnte sich darüber freuen, weil es eine Bewegung war, die über träge Versumpfung einen frischen Wind brachte. Vielen ist sie zum Segen geworden. Viele haben sich besonnen, wohin sie ihrer Natur nach gehörten, und haben still zum Rechten gefunden. Die aus Herzensbedürfnis übertraten, man muß ihnen recht geben. Für Religionswechsel aus nationalen Gründen habe ich keinen Sinn. Die in unseren Ländern zerstreuten Evangelischen, darunter solche, um die sich bisher niemand gekümmert hatte, vereinigten sich zu Gemeinden, erhielten Kirchen und Geistliche. Die katholische Kirche wurde geweckt, um sich zu besinnen, in welcher Zeit sie lebt. Es begann ein regeres kirchliches Leben. Aber gleichzeitig auch auf beiden Seiten das Eifern. Auf manchen katholischen Kanzeln hörte man fast nichts mehr, als agitatorische Dogmatik und Gezänke gegen die evangelische Kirche. Auch auf protestantischer Seite Hoffart und Unduldsamkeit in Zeitschriften; die Presse beider Lager strotzte von Verunglimpfungen, Verdächtigungen gegen einander. Man suchte Unfrieden zu stiften im Staat, in den Gemeinden, in den Familien „des heiligen Glaubens wegen."

Während um diese Zeit in Literatur und Kunst eine merkwürdige Verinnerlichung im christlichen Sinne wesenhaft wurde, während die Menschen wieder zu dürsten begannen nach den Geheimnissen von Gott und Ewigkeit, was taten die Kirchen? — Sie rauften sich um des Herrgotts Bart, da doch kein Mensch wissen kann, ob er überhaupt einen trägt! — Was kann das Volk bei diesen konfessionellen Katzbalgereien gewinnen? Werden die Herzen wärmer, besser, glücklicher? Werden die allgemeinen Gegensätze geringer, wird Güte und Nächstenliebe gefördert? — O, wie sehr im Gegenteil! Seitdem die Kirchen mit einer Art Berufung auf Christus sich so wild und häßlich befehden, ist eine neue Quelle der Verbitterung und des Hasses erschlossen worden.

In meinem Garten stehen zwei Bäume, ein Apfelbaum und ein Birnbaum. Sie stehen friedlich nebeneinander da und tragen ihre Früchte. Ich habe beide lieb, es sind schöne Bäume, und das einemal esse ich gerne Äpfel, das anderemal gerne Birnen. Wenn diese Bäume aber eines Tages anhüben, mit den Ästen aufeinander loszuschlagen, ich ließe sie sofort fällen — alle beide.

Am 25. Jänner.

In Newyork ist bei Clure, Phillips & Co. eine neue englische Ausgabe meines I. N. R. I. erschienen. Sie unterscheidet sich von der Londoner Ausgabe durch Illustrationen in moderner Manier. Ich wüßte von dieser Ausgabe nichts, wenn mir ein amerikanischer Bücherfreund nicht ein Exemplar zugeschickt hätte mit dem Ersuchen: „hineinzuschreiben". Es ist

ein wahres Vergnügen, wie unbefangen amerikanische Verleger uns deutsche Schriftsteller bestehlen. Ich war einigemale so unbescheiden, solche Verleger um je ein Autorenexemplar zu bitten. Kein Lebenszeichen. Hingegen schickte mir ein amerikanischer Gentlemen aus Minnesota in großen Paketen meine Bücher zu mit dem Begehren, auf die dafür beigebundenen leeren Blätter jedes Bandes mit eigener Handschrift dessen Inhalt zu charakterisieren, natürlich auch Datum und Namensunterschrift. Strenge vorgeschrieben! — Hingegen versprach der Amerikaner, die Bücher in eine von ihm gegründete internationale Grand-Bibliothek einzureihen — „zu ewigem Ruhme!" Zur Vergütung für tagelange Mühen, Postplackereien und Barauslagen ersuchte ich den Herrn um einen Beitrag für das Waldschulhaus. Aber der idealistische Amerikaner ließ es einstweilen beim „ewigen Ruhme" bewenden.

Am 26. Jänner.

Heute nicht das erstemal, daß Gesuche um Bücherspenden für Volksbüchereien dahin ausklingen: Bitte, spenden Sie Lektüre, was es auch sei, uns ist alles willkommen! — Volksbücherei und alles willkommen?! Diese Herren sollte man doch gleich aus ihrem Amte jagen. So ganz und gar keine Ahnung zu haben, was eine Volksbücherei bedeutet und sein soll! Eingeschickt wird freilich alles Mögliche, Gutes, Mittelmäßiges, Schlechtes; gewöhnlich aber solche Bücher, die der Spender selber nicht mag. Da heißt es nun prüfen! Das Schlechte und Mittelmäßige weg. Für Leute, die wenig Zeit zum Lesen haben und sich doch selbst ausbilden wollen und sollen, ist nur das Beste gut genug. Nicht vielerlei Bücher, aber von den guten, passenden mehrere Exemplare. Bloß zur Unterhaltung der Leute gründen wir keine Volksbibliotheken; das Viellesen aus Unterhaltung halte ich sogar für sehr verderblich. Durch die Volksbüchereien wollen wir den einfachen Lesern einen weiteren Weltblick auftun und ihre Herzen empfänglich machen für Gutes und Schönes. Besonders Populärwissenschaftliches ist zu pflegen. Da soll man sich nur einmal in Arbeiterbibliotheken umsehen; an dem, was da mit Vorliebe gelesen wird, kann man was lernen. Die Prüfung von Volksbüchereien kann nicht leicht Einer besorgen, da müssen Kenntnis, Geschmack und Erfahrung mehrerer mittun. Gut und schlecht ist auch nur relativ. Das Landvolk, um das es sich in vielen Fällen handelt, braucht was anderes, als das Stadtvolk. Ich nenne für Volksbüchereien gut, was nicht außerhalb des Fassungsvermögens der normalen Leser steht, was dieselben edel anregen kann, die Humanität fördert, das Wissen bereichert und auch zum eigenen Berufe tüchtiger macht. Reisebeschreibungen, Biographien bedeutender Menschen sehr passend. — Und schlecht für Volksbüchereien sind nicht bloß unsittliche Bücher, sondern auch solche, die nur dem Zeitvertreib dienen, oder dem Interesse und dem Verständ-

nisse des Volkes ganz ferne liegen. Ich habe meines Wissens keine unsittlichen Bücher geschrieben, doch bei Auswahl für Volks- oder Schulbüchereien muß ich manchen meiner Bände zurückweisen.

Am 27. Jänner.

Heute Mozarts 150. Geburtstag. Groß und feierlich begangen. Dieser Tage wird man oft gedrängt, etwas über Mozarts Musik zu sagen. Wieso? Musik kann man singen, geigen, blasen, nur sagen kann man sie nicht. Sie nicht und den Eindruck nicht, den sie macht. Und schon gar bei Mozarts Musik! Da gibt's nur: Hören, empfinden und schweigen. — „Schweigen und selig sein!" —

Fahrt über den Semmering. Reicher Schneesegen. Wie märchenhaft wunderbar ist dieses unendliche Niedersinken der Flocken! Noch fast berückender als das Blütenwehen im Mai. — Wenn der Mensch sich sattgegessen, dann hat er sonst auch für andere etwas übrig, wenigstens ein gemütliches Wort. Ein Herr, der im Gelaß mir vorher wie ein Bulldogg gegenübergesessen, nach dem Gabelfrühstück in Mürzzuschlag wurde er gesprächig und rief aus: „Verdammtes Wetter, das!" Und saß doch so wohlgeborgen im behaglichen Koupee. Er wolle nach Wien zur Mozartfeier. Bei Mödling schien die Sonne herein. Wütend riß er den Vorhang zu, konnte auch keinen Sonnenschein vertragen. Kein Licht, keine Schönheit, keine Freude! Was der bei der Mozartfeier zu tun hat?

Mich erinnert Mozarts Musik immer an des Alplers herzfrisches Jauchzen. Meine Mozartfeier bestand darin, daß ich heute in der und für die Wiener „Urania" eine Vorlesung über den steirischen Volkshumor hielt. — Besser musizieren kann ich nicht.

Am 28. Jänner.

Vor einigen Tagen ist im Raxengraben, am Fuße der Rax, ein geheimnisvoller Mord verübt worden. Kamen drei fremde Frauenzimmer daher, blieben beim Bauernwirte Eder über Nacht und wanderten am nächsten Tage weiter in das einsame Hochtal hinein. Nach ein paar Stunden sah man zwei der Frauenzimmer wieder zurückgehen, dem Bahnhofe in Kapellen zu, dann verlor sich ihre Spur. Die dritte wurde noch an demselben Tage in der Wildnis erdrosselt und im Schnee vergraben aufgefunden. Im Gasthause hatten sie am Abende zuvor Namen in das Fremdenbuch geschrieben. Sonst keine Anhaltspunkte. Ein Mord, bei welchem man weder weiß, wer der Ermordete ist, noch wer die Mörder sind. Bei welchem auch das Warum so ganz und gar im Dunklen liegt. Ein weites Feld für die Phantasie. Wer warf solches Verbrechen in die Berge? Über deren Geheimnis heute wieder ein warmer sonniger Frühlingstag schwebt.

Am 29. Jänner.

Erinnerung. Eines Tages trat bei dem Schriftsteller Friedrich Schlögl in Wien (ich war just bei ihm auf Besuch) ein Jüngelchen ein und überreichte ihm mit Selbstgefälligkeit ein schön geschriebenes Gedicht: „Zur Huldigung dem großen Wiener Humoristen!" „Lassen Sie das!" brummte Schlögl, tat die Rolle auseinander und überflog die Verse. „Haben Sie natürlich selbst gemacht?" „Jawohl, Herr Schlögl." „Treiben Sie das öfter?" „So ziemlich." Schlögl zuckte die Achseln und knurrte: „Die Jugendverirrung soll Ihnen diesmal verziehen sein. Aber gewöhnen Sie sich's beizeiten ab, das Gedichtemachen!" — Man kann denken, wie der Junge sich trollte. Ein ähnlicher Fall war heute, als ein Student mir ein Gedicht brachte. Nur noch derber war ich, als damals Schlögl. Hinterher tut's mir leid. Was kann der junge Mann dafür, daß vor ihm heute schon eine drückende Anzahl von Gedichten eingelangt ist mit dreisten Begleitschreiben und Zumutungen. Diesen war's vermeint und nicht dem bescheidenen Gymnasiasten, der wohl keine andere Absicht hatte, als mir eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Der Gedanke, den Jungen etwa gekränkt zu haben, verdirbt mir den Rest des Tages.

Am 30. Jänner.

„Ein Jahrl nur, wenn er noch gelebt hätt'!" hörte ich heute jammern. Und er war schon hoch über Siebzig gewesen. Daß sie nicht satt werden können, die armen Menschen, laut zu klagen, da sie doch seit Urzeiten her wissen müssen, wie es läuft und daß alle Klage vergeblich ist. Es muß wohl so in der Natur liegen, daß der Schmerz aufschreit. Das Brausen des Wassers, wenn es in die Tiefe stürzt, sagt ja auch nichts anderes als: O weh, dieser Sturz! — Darum ist es fast was Überirdisches, wenn ein Mensch in seinem Leide einmal — schweigt. Mitleid mit der schreienden, Ehrfurcht mit der schweigenden Klage!

Am 31. Jänner.

Gestern ging es lebhaft zu vor der alten Kaiserburg zu Graz. Eine erregte Menschenmenge füllte den Platz und verlangte vom Statthalter die Aufhebung der Sonntagsruhe, die er früher durch eine Verordnung eingeführt hatte. Eine große Deputation hatte sich zum Statthalter selbst begeben, um die Aufhebung der im Katechismus gebotenen Sonntagsfeier von ihm zu verlangen. Einer der Redner verwies auf die Menge vor der Burg und daß er im Falle eines ablehnenden Bescheides die Verantwortung nicht übernehme! — — Also revolutionäre religionslose Sozi? Nee! sagt der Sachse. Es waren die „loyalen Bürger", die eine Stunde vorher ein großes Huldigungstelegramm an Seine Majestät hatten abgehen lassen, und die jetzt den

kaiserlichen Statthalter bedrohten! — Daß die Kaufleute sich um ihr Geschäft auch Sonntags kümmern, ist zu verstehen. Aber daß die Kirchlichen es in dieser Sache mit ihnen halten und aus Parteiinteressen das Gebot Gottes, ja sogar das Gebot der Kirche verleugnen, ist wohl sehr merkwürdig. In die Kirche kommen freilich nicht alle, die Sonntagsruhenden, es würde ihnen nicht schaden; aber man kann doch auch draußen in heiterer Naturfreude den Feiertag heiligen. Die Sonntagsruhe hat gewiß ihre Nachteile, allein die Vorteile überwiegen weit. Auch mir persönlich ist die Sonntagsruhe anderer vielfach unbequem, doch sie ist menschlich notwendig. Der Mensch lebt nicht allein vom Geschäfte. Was wäre unserer wahnsinnig nach Geld jagenden Zeit gesünder als ein Aufatmen am siebenten Tage und ein Besinnen auf sich selbst! Wenn das größte Handelsvolk der Erde, die praktischen Engländer bei ihrer strengen Sonntagsruhe vorwärts gekommen sind, so wird sie doch nicht gar so schädlich sein. Der Anfang ist ja schwer, doch allmählich wird das wirtschaftliche Leben sich der Sonntagsruhe recht gut anbequemen. —

Klarer Sonnenschein. Nur über den nordöstlichen Bergen dunkle Schneewolken. Während unseres Mittagmahls wird es plötzlich finster und gleichzeitig wirbelt draußen ein so dichtes Schneegestöber nieder, daß die unseren Fenstern gegenüberstehenden Bäume und Häuser in kreisendem Grau versunken sind. Dem obersteirischen Schneewetter ist eine Wolke durchgegangen und die schüttet jetzt in dichten Bündeln den Schnee herab und ein tosender Sturm peitscht ihn, daß die unermeßlichen Flocken von oben nach unten, von rechts nach links, von links nach rechts, von unten nach oben durcheinander wirbeln — ein kaltes Kochen und Schäumen, und die Geister der Lüfte rühren mit hundert Windquirlen lachend den grauen dichten fliegenden Brei. — Da wird der Tanz matt, es lichtet sich, die Schleier schwinden, eine weiße Schneelandschaft liegt vor uns, das Gestöber zieht sich gegen Südwesten, über uns blauer Himmel mit leichten Wolkenfransen und — Sonnenschein. Die ganze Herrlichkeit hat kaum eine Viertelstunde gedauert. Ähnliches hatte ich nur im Gebirge erlebt, aber das währte manchmal tagelang, dafür konnten wir dann aber, anstatt durch die Haustür, durch das Dachbodenfenster hinausgehen auf den Schnee. Das war lustig! —

Am 1. Februar.

Der Waldhäusler Wenz hat ein armes Mädchen lieb. Er wirbt um ihre Hand, aber sie kehrt sich ab. Da greift er an das Bendel seiner Wanduhr und hält es auf. Und die Uhr steht jahrelang still. Der Wenz zählt die Stunden nicht mehr, sein Leben ist liebeleer — es ist keine Zeit. Das Mädchen aber hat einen anderen genommen, einen Holzknecht, und mit ihm elf Jahre lang gelebt. Nun verunglückt der

Holzknecht. Sie geht zum Wenz und legt ihm nahe, daß sie ihn jetzt wohl heiraten möchte. Da schickt er sie fort. Und als sie fort ist, richtet er langsam seine Uhr an, die seit elf Jahren stillgestanden war. Jetzt, da er einsieht, wie es mit ihrer Treue bestellt und daß sie jetzt bloß den Ernährer ihrer Kinder sucht, ist alles in ihm wieder in Ordnung, sein Leben ist nicht mehr zeitlos! Nicht sie, aber sich hat er gefunden. Die Uhr geht.

So ungefähr erzählt Max Geißler in seinem Roman „Hütten des Hochlands". Ja, das wäre schön, wenn Gott uns die glücklose Zeit nicht anrechnen wollte. Wie gelassen würde man die schlimmen Stunden, Tage, und wenn's auch Jahre wären, ertragen, wenn man wüßte: diese Zeit zählt nicht, die mir zugemessenen guten Jahre bleiben ungeschmälert. — Und warum nicht? Es kann ja so sein.

Am 2. Februar.

Der Walterbub in Langenwang befaßt sich bereits mit Studium über den Gebrauch der menschlichen Organe. Er treibts empirisch, erfahrungsgemäß. Walter, wozu hat man das Haar? „Zum Kämmen." Und die Augen? „Zum Zumachen." Und die Nase? „Zum Bohren." Und die Ohren? „Zum Putzen." Und den Mund? „Zum Lachen und Weinen." Und die Hände? „Zum Fingerwaschen." Und die Beine? „Zum Zudecken und zum Hosenanziehen."

Am 3. Februar.

Heute sah ich im Kaufmannshause die Kassierin, über ein Zeitungsblatt gebeugt, heftig weinen. Was gibt's? „Ach das Unglück gestern in Wien! In der Altlerchenfelderkirche bei einer Kinderpredigt! Panik wegen einer epileptischen Person. Viele Kinder zerdrückt, zertreten, schwer verwundet. Ein Knabe zutod getreten. Furchtbar, furchtbar!" Denselben Fall hatten vorher auf der Gasse Leute besprochen mit einer leichten, pikanten Erregung, wie man Neuigkeiten eben erzählt. Es ist eine wunderliche Eigenschaft des Menschen, daß es ihm fast ein Vergnügen macht, anderen eine Schreckensnachricht, wenn sie ihm persönlich gerade nicht zu nahe geht, mitzuteilen. Zumeist ohne Spur von Schmerz oder Mitleid. „Sie sind sehr bewegt, Frau!" sagte ich zur Kaufmannsfrau. „Wenn man selbst Kinder hat!" rief sie aus. — Sie denkt an sich selbst. Ist das Mitleid? Die Vorstellung, an eigenen Kindern ähnliches zu erleben! Aber in diesem Erbarmen seiner selbst liegt auch das Erbarmen für andere. Man erfährt immer wieder, daß Leute und selbst auch ärmere, die Kinder haben, für fremde Kinder viel lieber was tun, als kinderlose, auch wenn diese wohlhabend sind. Nur wer die Liebe und das Leid kennt, kann mitleidig sein. Im Grunde entspricht ja jedes

Mitleid der Eigenliebe, das macht gar nichts, wenn es nur teilnehmend und hilfebereit ist.

Am 4. Februar.

Ein junger Munsch kam zu mir und erzählte seine Lebensgeschichte. Künstlerleben. Allerlei versucht. Nirgends eine Existenz zu finden, nirgends und mit nichts anzukommen. Er bitte um Rat, was zu beginnen.

Während ihm der Rat in die Hand gegeben wurde, sagte ich: „So, und jetzt schauns, daß Sie weiter kommen!" Der junge Mensch schrak zusammen und stürzte zur Tür hinaus. Bis mir das Mißverständnis klar wurde, war er um die Ecke. Für einen richtigen Hinauswurf hatte er meine Worte genommen, während sie selbstverständlich nur so gemeint, daß ich wünsche, er möge trachten im Leben endlich vorwärts zu kommen.

Der merkt sich den Grobian sein Lebtag lang.

Am 5. Februar.

Ist es gut, dem Erstbesten, der von dir was will, dich zur Verfügung zu stellen? Ist es nicht vielleicht besser, dich zu sammeln und zu stärken für ein gemeinnütziges Werk, das du zu deinem Lebenswerke machen sollst? Die Alltagsgüte ist oft nur eine Schwäche oder eine Eitelkeit. Jeder lebe für sein Werk, und sein Werk sei ein den Menschen nützliches — das genügt.

Am 6. Februar.

Der Mord im Raxengraben steht im Lichte. Zwei Wiener Dienstmädchen haben ein drittes in die Einsamkeit gelockt und getötet, um sich nachher in Wien dessen ererbtes Vermögen von 10.000 Kronen anzueignen. Die Mörderinnen, beide noch jung, sind zwei Schwestern, zuständig nach Neuberg, die eben auch in der Großstadt ihr Glück suchten. Wer in den Blättern die unglaubliche Schlauheit liest, mit der der Mord verübt und die Schutzmittel, die gegen Entdeckung getroffen wurden, der muß Respekt bekommen vor der Intelligenz des Weibes und Respekt vor der Polizei, die das Mörderpaar bereits in den wohlverdienten Ruhestand gesetzt hat. — Der Vater der Mörderinnen, ein verwitweter, pensionierter Werksarbeiter in Neuberg, soll, als Gendarmen ihm die Nachricht von der Schreckenstat überbracht, ausgerufen haben: „Meine Madeln? Sie wern doch nix gstuhln hobn?! Na, däs thoan meini Kinder nit, däs nit!" Und er lachte überlaut. Aber später: „Wan sie's sein, nacher muaß ih furt vo dera Welt, nochha hon ih nix meh z suachn do!"

Hier krampft es uns das Herz zusammen.

Am 7. Februar.

Seit dem 31. Jänner, als jene Schneesturmkartetsche über die Stadt niederging und platzte, hat das Wetter sich umgewandelt. Feuchte Luft, trüber Himmel, Schneefälle. Aber die nordischen Spiele in Mürz-

zuschlag, die in den letzten drei Tagen stattfanden, waren immer noch reichlich um zehn Grad nördlicher Breite zu südlich gelegen. — Durch die Straßen der Stadt Graz Werbearbeit des Karnevals. Lockplakate an den Mauern. Locktafeln werden von Dienstmännern feierlich, als schleppten sie Kirchenfahnen, durch die Gassen getragen. Frauen haben bunte Bänder; wirken blau und grün nicht, so schreien sie in gelb und rot: „Ich empfehle mich Ihnen warm!“ Die Männer haben mit Vorliebe im Fasching auf ihren Hüten hohe Federnstöße oder Gemsbart, was auf steirisch soll heißen: „A Schneid han ih!“ Der Karneval-Inkarnation ist alle Welt brünstig ergeben. — Die Herrengasse entlang fährt eine vornehme Karosse, mit zwei feurigen Hengsten bespannt; langsam fährt sie, als wolle der Fürst, der drinnen sitzt, sich huldigen lassen. Sie huldigen, denn sie lachen. Es ist aber nicht der Prinz mit der Narrenkappe, es ist ein Herr in Frack und Zylinder, weiß bekrawattet und behandschuht. Mit feierlicher Herablassung grüßt er nach allen Seiten. Über ihm auf dem Stab eine riesige Tafel, aus der große Buchstaben herabrufen: „Das Kaufmannsgeschäft N. N. ist auf den Hauptplatz übersiedelt!“ Neben meiner bleibt ein Bäuerlein stehen und frägt schalkhaft, ob man vor dieser Herrschaft nicht den Hut abnehmen müsse? „Wenn ihr wollt. Aber was der Mann sucht, das ist der Geldbeutel. Mit seinen Hengsten und seiner Tafel sucht er den Geldbeutel.“ Übrigens, Bäuerlein, du erinnerst mich an ein anderes Bäuerlein, das vor etwa vier Jahren in der Sackstraße — schon Abend war's — fromm den Hut abnahm und niederkniete. Denn mit feierlichem Geklingel und hellen Lichtern kam ein hoher Kasten herangeschwebt. Das hat der trammayunkundige Landmann für etwas Kirchliches gehalten.

Am 8. Februar.

„Was ist denn das schon wieder!“ rief die Magd aus, als diese Ansichtskarte kam. Mein Bild, am Mund ein Anhängschloß, wie es der Papageno trägt. Ich weiß freilich, wie das gemeint ist. Vor ein paar Tagen verwunderte ich mich bei jemandem über die häufigen Anrempelungen, die mir aus Parteikreisen zuteil werden. Dagegen gäbe es schon ein Mittel, meinte der jemand, aber ohne es zu verraten, ging er fort. Nun auf der Postkarte war das Mittel angedeutet: Ein Mundschloß. Warum haben die Toten Ruhe? Weil sie schweigen können. Wir mitten im Leben stehenden, jede Verkehrtheit und Dummheit Mitbüßenden, können es nicht. An der Meinungsverschiedenheit liegt es nicht allemal, sehr oft an dem Mißverständnisse liegt es. Gäbe es keine Sprache, so gäbe es wahrscheinlich viel weniger Mißverständnisse und Verdrießlichkeiten. Im Grunde meinen wir ja zumeist dasselbe. Aber da reden wir so lange darüber herum, besprechen es von allen Seiten so lange, bis es gründlich mißverstanden wird oder bis die Gegner bei

irgendeinem unüberlegten Ausdruck anhacken und Zank beginnen. Schweigen wie die Toten. Doch wie soll ein lebendiger Schriftsteller bei Ausübung seines Berufes das machen? Das Papagenoschloß! Aber man kann doch nicht zu allem, was geschieht, „hm hm!“ sagen.

Warum denn nicht? „Hm hm!“ sagt alles und regt niemanden auf. Glaubst du? Erst vor kurzem hörte man von einem Duell, das stattfand, weil jemand „hm hm!“ gesagt hatte.

Als ich heute dem Redakteur des „Heimgarten“ meine Märzheftbeiträge brachte, sagte er auch: „Hm hm!“ — Wieder Kampf! Ich weiß ja, daß viele meiner Gegner persönlich gutmütig sind, ich gehe auch nie gegen Personen los, wohingegen jene immer nach meiner Person schlagen. Aber schweigen über das, was auch mich, meine Kinder und Kindeskinder angeht — ich kann es nicht.

Am 9. Februar.

Heute hörte ich von folgendem Vorgang im Kaffeehause. Ein Student machte eine freche Bemerkung über eine Dame, deren Bruder anwesend war. „Sie müssen ihn fordern!“ redete man auf den Bruder ein. Dieser antwortete: „Gut. Aber anders, als die Herren meinen. Wer so etwas über meine Schwester spricht, der ist ein Schuft. Und mit einem Schuft schlage ich mich nicht.“ Da hatte er eine Ohrfeige. Auch die ließ ihn ruhig, er sprach: „Gestern hat mich im Stalle ein Esel geschlagen und ich war heute noch ehrbar. Heute schlägt mich ein Ochs und ich werde morgen noch ehrbar sein. So schwindsüchtig ist meine Ehre nicht, daß sie von einem Rindsbein totgeschlagen werden könnte. Bringt er mich aber um, denn ich habe weder fechten noch schießen gelernt, so hat meine Schwester keinen Bruder, der den schurkischen Verleumder vor Gericht fordern könnte.“ — Sprach's und tat das Seine.

Am 10. Februar.

Freund! In deiner runden Hirnschale hast du nur eine gewisse Anzahl von Gedanken. (Oder Ideen.) Anfangs schlummern sie wie Kindlein und träumen wie Kindlein. Dann kommt das Leben und weckt sie auf. Erfahrungen und Sinnenspiele wecken sie auf, Jahr für Jahr, einen um den andern. Endlich sind alle wach und es ist die Zeit, da du die Höhe deiner Gescheitheit erreicht hast. Dein geistiges Wesen ist reif, ist fertig. Von nun ab magst du sehen, hören, lesen, erfahren, was du willst, es wird kein neuer Gedanke mehr wach, weil keiner mehr da ist; und kommt ein fremder, neuer dazu, so fressen ihn die alten auf. Um so bunter das Treiben der alten bei jeder Anregung: sie verkleiden, vermummen sich, tanzen, stehen auf einem Bein, auf dem Kopf, schneiden allerlei Gesichter, so daß du meinst, es seien immer wieder neue und neue, und man von der Weisheit des Alters spricht. Doch es ist nichts

mehr, es ist der alte Kohl, der das einemal gedünstet, das anderemal gesotten, das einemal mit Öl, das anderemal mit Speck geschmalzt, das einemal mit Pfeffer gesalzen, das anderemal mit Salz gepfeffert wird, um ihn durch Abwechslung genießbar zu machen. Glaube mir, Freund, es ist der alte Kohl, der im Topf deiner Hirnschale brodelt. Du hast nur eine bestimmte Anzahl von Gedanken.

Am 11. Februar.

Ganze Bände haben sie wieder geschrieben über diesen Raubmord — Tag für Tag, wochenlang, bis die traurige Sache allgemein zur aufregendsten Sensation geworden war. Und dann wundern sie sich und rügen es, wenn „das Publikum zum Pöbel wird und die Verbrecher während des Transportes auf der Gasse mit mittelalterlichem Fanatismus aushetzt". Auf der einen Spalte der Zeitungen schöne Betrachtungen und Vorschläge über Humanität, Volkserziehung, Sittlichkeit und Religion, während auf den Nachbarspalten förmliche Verbrecherschulen etabliert sind. Haben diese Kulturträger denn wirklich keine Ahnung davon, was sie mit ihren ausführlichen Verbrecherchroniken im Volke für Unheil anrichten? Aber, durch Hilfe der Zeitungen seien die Mörderinnen doch entdeckt worden! Mag sein. Hat was für sich. Wie aber, wenn „durch Hilfe der Zeitungen" nächstens wieder neue Untaten verübt werden? — Das biedere Volk darf sich aber nicht gerade auf die Zeitungen allein ausreden. Wenn noch ein echter Kern in ihm ist, so wird es erstens diesem journalistischen Hexentanz um den Galgen nicht zujubeln und zweitens sein Vergnügen nicht suchen in der Augenweide grenzenlos unseliger Menschen, die jedenfalls ihre Sünden gründlicher abbüßen werden als manche Selbstgerechten die ihren.

Die Zeitungen haben also kein Recht, über das Treiben der Menge sich auf den hohen Richterstuhl zu setzen, geschweige, die Schilderung der Volksaufläufe gar noch zu übertreiben, solche Aufläufe selbst wieder zu einer Sensation zu machen. Wenn die Zeitungen ein gesittetes Publikum haben wollen, so müssen sie sich gefälligst eins erziehen.

Kleine Laube.

Kleine Geschichten von Karl August.

Von dem fürstlichen Freunde Goethes und Schillers, dem von allen Deutschen vergötterten Großherzog von Weimar, erzählt Julius Schwabe unter anderem folgende kennzeichnende Geschichtchen:

Auf dem Wiener Kongresse wurde das Herzogtum Weimar zum Großherzogtum erhoben. Im ganzen waren der Veränderungen, die infolgedessen im großherzoglichen Hofhalte stattfanden, nur wenige und der Großherzog selbst blieb sich gleich in seiner Neigung zu schlichter Einfachheit im äußeren Auftreten, die er, wo es darauf ankam, so gut mit fürstlicher Würde zu verbinden wußte. Was die Kleidung betraf, liebte er, besonders in seinem höheren Alter, die Bequemlichkeit über alles. Man sah ihn selten anders als in seiner dunkelgrünen Pekesche. Mit dem Namen Pekesche oder auch polnischer Rock bezeichnete man damals ein Kleidungsstück, welches einen ähnlichen Zuschnitt wie unsere heutigen Joppen oder Jacketts hatte, nur durch sogenannten Schalkragen sich davon unterschied und auf der Brust mit Schnüren von gleicher Farbe wie die des Rockes besetzt war. Diese Pekesche bildete einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Bildes, welches der Weimaraner von seinem „alten Herrn" im Herzen trug. Wenn Karl August hohen Besuch hatte und diesem zu Ehren sich in der Generalsuniform sehen ließ, schien es dem Publikum, als sei das gar nicht sein rechter, echter alter Herr. Wenn er aber in seiner alten Jagddroschke, die ein Hofkutscher in sehr prunkloser Livree lenkte, durch die Straßen fuhr oder angetan mit der Pekesche und auf dem Haupte die dunkelgrüne Mütze mit Goldstreif, sich in den schattigen Wegen des Parkes erging, so imponierte seine Erscheinung den ihm Begegnenden nicht weniger als wenn sie ihn mit Krone und Hermelin auf dem Throne gesehen hätten.

Je älter die Pekesche war, die Karl August trug, desto bequemer und lieber war sie ihm und es hielt oft schwer, ihn zum Anlegen einer neuen zu bewegen. Eines Morgens beim Ankleiden war er kaum mit dem einen Arm in den Ärmel des Rockes, welchen der Kammerdiener Hecker hinhielt, gefahren, als er, das Kleidungsstück betrachtend, den Arm wieder herauszog und unwillig fragte: „Was ist das für ein Rock?" — „Es ist eine neue Pekesche, königliche Hoheit!" antwortete Hecker. „Die alte war schon einigemal ausgebessert und so fadenscheinig, daß sie sich wahrlich für einen Großherzog nicht mehr schickte. Da habe ich denn eine neue machen lassen." Hecker war ein alter, treuer Diener und als solcher wohl bisweilen ein wenig dreist, was ihm sein hoher Herr in seiner Bonhomie meist ungerügt hingehen ließ. — „Du weißt," sagte der Großherzog, „daß ich neue Röcke nicht gerne trage. Jedenfalls hättest du mich erst fragen müssen. Wo

hast du denn meine alte Pekesche?" — „Die habe ich draußen im Vorzimmer. Ich wollte sie, sobald königliche Hoheit angekleidet wären, forttragen." — „Wohin denn?" fragte der Großherzog. „Was machst du denn mit meinen abgelegten Röcken?" — „Die verkaufe ich an einen Erfurter Trödler. Die Erlaubnis dazu habe ich vom Herrn Hofmarschall." — „Wieviel bekömmst du denn für so eine Pekesche?" — „Ach, königliche Hoheit, nicht viel! Die Röcke sind ja immer so abgetragen, daß ich nur einen Taler oder, wenn's hoch kömmt, einen Speziestaler dafür erhalte." — „Na, du sollst nicht zu Schaden kommen. Hier hast du einen Speziestaler. Aber jetzt bringst du mir sogleich meine alte Pekesche!"

In der Begleitung des Großherzogs im letzten Dezennium seines Lebens erblickte man gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogtum gleichzeitig besaß. Seebach war ein hagerer, langer Mann von aristokratischem Aussehen, mit einem faltigen, sehr intelligenten Gesicht. Er war bekannt und beliebt durch seine große humoristische Begabung. Eine zahllose Menge zum Teil vortrefflicher Witze ist von seinen Lippen geflossen, aber leider in das Meer der Vergessenheit, denn kein aufmerksamer Memorabiliensammler stand mit dem Notizbuch hinter ihm. Was seinen witzigen Aussprüchen einen besonderen Reiz gab, war die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem er sie vortrug. Man schrieb Karl August die Autorschaft der auf Seebach gemünzten Charade zu: „Das erste ist ein großes Naß, das zweite ist ein kleines Naß und das ganze ist trocken."

Wie erwähnt, der Großherzog hatte den General Seebach gerne in seiner Begleitung. Einst reiste er mit ihm nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Zivilkleidung und fuhren in der bekannten alten Jagddroschke mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Pritsche. Als sie dem Leipziger Stadttor nahe waren, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!" Es war damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder Passant an der Torwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen. „General von Seebach aus Weimar," sagte der Großherzog. „Und Sie, mein Herr?" wendete sich der Sergeant an Seebach. „Großherzog von Weimar!" antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen. „Aber Seebach," sagte der Großherzog unwillig, als sie weiterfuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?" — „Nun, Königliche Hoheit befahlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihren wählte. Das Inkognito ist damit gewahrt worden."

Von der schlichten Einfachheit, die Karl August liebte, sei hier noch ein Zug berichtet: Eines Tages sagte er zu seinem Kammerdiener: „Hecker, packe sogleich etwas Wäsche ein, auch für dich, wir verreisen." Hecker, in der Meinung, daß sein Herr eine der häufigen kleinen Reisen im Lande vorhabe, machte für ihn nur einen kleinen Mantelsack zurecht. In einer halben Stunde war alles fertig und der Großherzog bestieg die bekannte Droschke, Hecker setzte sich hinten auf und der Wagen rollte zur Stadt hinaus auf die nach Süden führende Chaussee. „Aha", dachte Hecker, „es geht nach Ilmenau. Doch hoffentlich nicht nach Meiningen? Da hätte ich wohl mehr Wäsche einpacken sollen." Um sich hierüber zu beruhigen, frug er, „ob Königliche Hoheit sich längere Zeit in Ilmenau aufhalten würden?" „Nein," erwiderte der Großherzog, „wir nehmen von Ilmenau an Extrapostpferde und fahren nach Mailand." — „Großer Gott, nach Mailand?" rief Hecker entsetzt aus, „und ich habe nur etwas Leibwäsche für Sie eingepackt. Königliche

Hoheit haben nichts weiter, als was Sie an sich haben, die grüne Pekesche und . . .“ „Beruhige Dich, Alter,“ unterbrach ihn der Großherzog, „wir werden schon auskommen.“ Und so ging die Reise weiter und vermöge der den Postillonen gespendeten guten Trinkgelder kam der Großherzog am sechsten Tage in Mailand an. Das in der Lombardei liegende österreichische Militär aller Waffengattungen war zum Zwecke einer großen Heerschau in Mailand und nächster Umgebung zusammengezogen worden. Eine Heerschau, an der eine ganze Armee sich beteiligte, war damals ein weit selteneres Schauspiel als in unseren Tagen, und der Großherzog, der ja selbst ein tüchtiger General war, hatte sich schnell entschlossen, der ihm von seinem Freunde, dem Vizekönig der Lombardei, Erzherzog Rainer, zugegangenen Einladung zu folgen. Er setzte den Erzherzog von seiner Ankunft in Kenntnis und wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, obgleich er dagegen protestierte und sein Inkognito zu wahren suchte. So kam er auch nicht darüber hinaus, der Revue anders als in einer kaiserlichen Equipage, begleitet von einem General, beizuwohnen. Dem alten Herrn in der unscheinbaren Pekesche wurden dabei die höchsten militärischen Ehren erwiesen.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Mailand ging es an die Rückreise. Hecker war wieder bei dem nur geringe Mühe erfordernden Geschäfte des Einpackens, als der Großherzog zu ihm trat und ein auf dem Tische liegendes Paket bemerkte. Er frug, was das sei. „Es ist ein Stück Leinwand,“ antwortete Hecker, „ich möchte doch meiner Frau etwas von Mailand mitbringen.“ — „Kauft man denn dergleichen hier billig?“ — „Ach ja, recht billig ist der Stoff; es ist freilich nichts Feines.“ „Hm!“ machte der Großherzog. „Geh' mal hin zu dem Kaufmann und kaufe mir ebenso ein Stück Leinen.“ — „Aber da muß ich doch etwas Feineres nehmen,“ sagte Hecker. „Doch nein,“ war der Bescheid des Großherzogs, „du nimmst ganz dasselbe billige Zeug!“

Als Karl August nach Weimar zurückgekehrt war und seiner Gemahlin und seinem eben anwesenden zweiten Sohne Bernhard von der Mailänder Reise erzählte, sagte er zur Großherzogin: „Da fällt mir ein, ich habe von Mailand etwas für den Haushalt mitgebracht. Hecker soll sofort das Paket bringen.“ Das Paket wurde gebracht, geöffnet und der Großherzog sagte: „So billige Leinwand gibt es hier nicht. Laß mir Hemden davon machen.“ Die hohe Frau besah die Leinwand und sagte: „Nein, das geht wirklich nicht an, dazu ist das Zeug viel zu schlecht.“ Als die Großherzogin hiernach das Zimmer verlassen hatte, wendete sich der Großherzog an seinen Sohn mit den Worten: „Nun, Bernhard, so will ich dir ein Geschenk mit der Leinwand machen. Du hast ja kleine Kinder, für die können Windeln daraus gemacht werden. Dazu ist das Zeug jedenfalls gut genug.“ — Der Prinz Bernhard hielt den Stoff prüfend gegen das Fenster und sagte: „Nein, gnädigster Papa, auch dazu ist das Zeug zu schlecht!“

Helen Keller über ihr Universitätsstudium und die Examensnöte.

In ihrem Buche „Die Geschichte meines Lebens“, das soeben in 17. Auflage erschienenen ist (Robert Lutz, Stuttgart), berichtet uns die bekannte taub-blinde Helen Keller über die Enttäuschungen, die ihr der Besuch der Universität bereitete. Es ging ihr wie vielen Hunderten von jungen Studenten, die wissensdurstig, mit hohen Idealen erfüllt, zur alma mater eilen, in dem schönen Wahn, die Universität bedeute für sie ein geistiges Elysium, worauf sie nach wenigen Semestern erfahren müssen, daß auch die Quellen der Wissenschaft irdischen Ursprungs sind und die

Unvollkommenheiten alles Irdischen mit sich führen. Besonderes kann uns daher Helen Keller zu dem genannten Thema auch nicht sagen. Aber gerade darin liegt der Reiz ihrer Schilderungen, daß dieses taub-blinde Mädchen, welches infolge seiner Gebrechen in einer uns sonst nahezu unfaßbaren Welt der Eindrücke lebt, uns durch die völlige Gleichartigkeit ihrer inneren Erlebnisse mit denen eines Sehenden und Hörenden, menschlich so nahe tritt. Die Kluft, die uns gewöhnlich von Helen Kellers Empfindungsleben trennt, ist hier verschwunden — hier ist Helen Keller unseresgleichen.

Lassen wir nun Helen Keller selbst zu uns sprechen!

„Der Kampf um die Zulassung zur Universität war siegreich beendet, und ich konnte nun in das Radcliffe College (Cambridge—Boston) eintreten, wann es mir beliebte. Gegen Ende 1900 ging daher mein Traum, die Universität zu besuchen, in Erfüllung.

Ich erinnere mich heute noch meines ersten Tages im Radcliffe College. Es war ein interessanter Tag für mich. Ich hatte ihn jahrelang herbeigesehnt. Eine mächtige Kraft in mir, die stärker war als der Rat meiner Freunde, stärker selbst als die Warnungen meines eigenen Innern, hatte mich dazu getrieben, meine Kräfte mit denen zu messen, die sehen und hören. Ich wußte, ich würde auf Hindernisse stoßen, aber war voller Eifer, sie zu überwinden. Ich hatte mir die Worte des weisen Römers zu Herzen genommen, der da gesagt hatte: „Aus Rom verbannt sein, heißt nur außerhalb Roms leben." — Abgeschnitten von der großen Heerstraße des Wissens war ich genötigt, meine Reise quer durchs Land auf wenig besuchten Straßen zurückzulegen — das war alles. Ich wußte, daß es auf einer Universität viele Nebenpfade gab, auf denen ich Hand in Hand mit Mädchen gehen konnte, die ebenso dachten, liebten und kämpften wie ich.

Ich begann meine Studien voller Eifer. Vor mir erblickte ich eine neue Welt, strahlend in Schönheit und Licht, und ich fühlte die Fähigkeit in mir, alles zu erkennen. In dem Wunderland des Geistes würde ich so frei sein wie jede andere. Die Vorlesungssäle schienen mir mit dem Geiste der großen Weisen aller Zeiten erfüllt, und ich hielt die Professoren für Personifikationen der Weisheit selbst.

Aber bald entdeckte ich, daß das College nicht ganz das romantische Lyceum war, das universale Athen, wie ich es mir vorgestellt hatte. Viele der Träume, die meine unerfahrene Jugend entzückt hatten, verblaßten in dem grauen Lichte des Alltags. Allmählich begann ich einzusehen, daß der Besuch der Universität auch seine Schattenseiten habe.

Man tritt hier nicht den großen weisen Männern Auge in Auge gegenüber, man fühlt nicht ihren belebenden Hauch. Zwar sind sie gegenwärtig, das muß zugegeben werden, aber sie scheinen mumifiziert zu sein. Wir müssen sie von der sie umgebenden Hülle von Gelehrsamkeit befreien, sie zergliedern und analisieren, ehe wir sicher sein können, daß wir einen Milton oder Jesaias vor uns haben und nicht nur eine geschickte Nachahmung. Wie mir scheint, vergessen viele Gelehrte, daß unser Genuß an den großen Werken der Literatur mehr von der Tiefe unseres Mitempfindens als von der Schärfe unseres Verstandes abhängt. Der Hauptübelstand ist der, daß sehr wenige ihrer mühsamen Erläuterungen im Gedächtnis haften. Der Geist wirft sie ab, wie ein Baum seine Früchte abwirft. Man vermag eine Blume zu kennen, Wurzel und Stengel und alles, ebenso den ganzen Wachstumsprozeß, und ist vielleicht doch nicht imstande, die Schönheit der frisch im Tau des Himmels gebadeten Blume zu würdigen. Immer und immer frage ich ungeduldig: „Was sollen mir alle diese Erläuterungen und Hypothesen?" Sie schwirren in meinem Geiste hin und her gleich blinden Vögeln, die die Luft mit ihren kraftlosen Schwingen zu zerteilen suchen. — Ich wende mich nicht gegen eine gründliche Kenntnis der

berühmten Werke, die wir lesen, sondern nur gegen die endlosen Kommentare und verwirrenden Kritiken, aus denen nur das eine hervorgeht, daß es mehr Ansichten als Menschen gibt.

Aber die Prüfungen sind doch die Hauptschrecken meines Kollegelebens. Obgleich ich ihnen schon oft Auge in Auge gegenübergestanden, sie zu Boden geschmettert und in den Staub getreten habe, so erheben sie sich doch immer wieder von neuem und drohen mir bleichen Angesichts, bis ich mich ganz mutlos fühle. Die Tage, die diesen hochnotpeinlichen Verhören vorangehen, werden darauf verwandt, den Geist mit mystischen Formen und unverdaulichen Daten — unschmackhaftem Zeuge — vollzustopfen, bis man wünscht, daß Bücher, Wissenschaft und man selbst auf dem Grunde des Meeres läge, wo es am tiefsten ist.

Ich bin häufig gefragt worden, in welcher Weise ich die eigenartigen Schwierigkeiten, unter denen ich die Universität besuche, überwinde. Im Auditorium bin ich natürlich so gut wie allein. Der Professor ist so weit von mir entfernt, als ob er durch ein Telephon spräche. Die Vorlesungen werden mir so rasch wie möglich in die Hand buchstabiert, und in dem Bestreben, das Tempo innezuhalten geht mir viel von der Individualität des Vortragenden verloren. Die Worte eilen durch meine Hand wie Hunde auf der Jagd nach einem Hasen, der ihnen aber oft entkommt. Aber in dieser Beziehung glaube ich nicht, daß ich viel schlechter daran bin als die Mädchen, die sich ihre Aufzeichnungen machen. Ist der Geist mit dem mechanischen Prozesse des Hörens beschäftigt und soll man zu gleicher Zeit das Gehörte in fliegender Eile zu Papier bringen, so kann man, glaube ich, weder dem behandelten Gegenstande noch der Art des Vortrags die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. Ich kann während der Vorlesungen keine Aufzeichnungen machen, weil meine Hände mit Aufmerken beschäftigt sind. Gewöhnlich schreibe ich mir dann zu Hause das, was ich behalten habe, nieder. Ich fertige meine Exerzitien, Aufsätze, Kritiken, die Arbeiten zu den Semester- und Jahresprüfungen auf meiner Schreibmaschine an, sodaß die Professoren keine Schwierigkeit haben, herauszufinden, wie wenig ich weiß.

Endlich naht die gefürchtete Stunde, und glücklich die, die sich gerüstet fühlt, und zur rechten Zeit imstande ist, Gedanken, die ihr in dieser höchsten Not von Nutzen sein können, zu ihrem Beistande herbeizurufen. Es kommt nur zu häufig vor, daß der Trompetenstoß ungehört verhallt. Es ist im höchsten Grade verwirrend und erbitternd, daß gerade in dem Augenblick, in dem man sein Gedächtnis und einen scharfen Unterscheidungssinn am nötigsten hat, diese beiden Dinge Flügel erhalten und davonflattern. Die Kenntnisse, die man sich mit so unendlicher Mühe angeeignet hat, lassen einem im Notfalle unfehlbar im Stich.

„Geben Sie mir einen kurzen Überblick über Huß und seine Bedeutung!" — Huß? Wer war denn das, und was hat er doch gleich getan? Der Name klingt so seltsam vertraut. Man wühlt seinen Vorrat historischer Kenntnisse um und um, genau so, als wollte man nach einem Stückchen Seide in einem Lumpensack suchen. Man ist überzeugt, es steckt irgendwo im Gedächtnisse ganz oben — man weiß, man hat es erst ganz kürzlich gesehen, als man den Beginn der Reformation betrachtete. Aber wo ist es nun? Man fischt allerhand Wissensbrocken heraus — Revolution, Schismen, Niedermetzelungen, Regierungssysteme — aber Huß, wo steckt der? Man wundert sich über das, was man alles weiß, was aber jetzt nicht in Frage kommt. In der Verzweiflung packt man seinen Sack und schüttet ihn um, und dort in einem Winkel steckt der betreffende Mann und brütet unbekümmert über seinen Privatgedanken, ohne eine Ahnung von dem Unheil zu haben, das er über unsereinen gebracht hat.

Gerade in diesem Augenblick aber kündigt der Examinator an, daß die Frist um ist. Mit einem Gefühl des äußersten Ekels wirft man die Masse Gerümpel in eine Ecke und geht nach Hause, den Kopf angefüllt mit revolutionären Plänen, die die Abschaffung des göttlichen Rechtes der Professoren bezwecken, Fragen ohne die Genehmigung der Befragten zu stellen."

Aus dem Ewigen ins Ewige.

Unser Leben ist einer von den Träumen eines wirklicheren Lebens und so weiter, in die Unendlichkeit bis zu einem letzten, wahren Leben — dem Leben Gottes.

Geburt und das Erscheinen der ersten Vorstellungen von der Welt sind das Einschlummern, das irdische Leben aber der süßeste Schlaf; der Tod ist das Erwachen.

Früher Tod — man hat den Menschen aufgeweckt, doch hatte er noch nicht ausgeschlafen.

Greisentod — er hat ausgeschlafen und schlief kaum noch, ist selbst aufgewacht.

Selbstmord — ist Alpdrücken, das dadurch aufhört, daß man sich erinnert, daß man schläft, eine Anstrengung macht und aufwacht.

Jemand, der nur dieses Leben lebt und kein anderes vorahnt — das ist fester Schlaf.

Der festeste Schlaf, ohne Traumgesicht — ist ein halb tierischer Zustand.

Im Schlaf merken, was um einen her vorgeht, leise schlafen, jede Minute bereit sein, aufzuwachen — das heißt das andere Leben, aus dem man kommt, und in das man geht, wenn auch undeutlich erkennen.

Im Traum ist der Mensch stets ein Egoist und lebt allein, ohne Teilnahme anderer, ohne Zusammenhang mit andern.

In dem Leben, welches wir das wirkliche nennen, ist schon mehr Zusammenhang mit andern, ist schon so etwas wie Liebe zum Nächsten.

In dem Leben aber, aus dem wir gekommen sind, und in das wir gehen, ist diese Verbindung noch enger, ist die Liebe schon nicht mehr ein Wunsch, sondern Wirklichkeit.

In dem Leben, auf das auch dieses eben genannte Leben eine Vorbereitung ist, sind die Gemeinschaft und Liebe noch enger und größer.

Und in diesem Traum fühlen wir schon alles, was dort sein kann und sein wird.

Der Grundgedanke von allem ist schon in uns und dringt durch alle Träume.

Hieran glaube ich, dieses sehe ich unzweifelhaft, dieses weiß ich und werde mich, wenn ich sterbe, freuen, daß ich zu einer realeren, mehr liebenden Welt erwache.

Tolstoi.

Singvögel.

Ein Feiertag.

Stille war der Feiertag.
Stille. Stille. Stille.
In des Herzens Tiefen lag
Weder Wunsch noch Wille.

Sonne ging getreulich mit.
Sonne. Sonne. Sonne.
Meines Lebens Nachen glitt
Durch ein Meer von Wonne.

Friedensluft kam über mich.
Frieden. Frieden. Frieden.
'S kam mir vor, als wäre ich
Lange schon verschieden;

'S kam mir vor, als zög' ich weit
Auf der Wolken Flügel
In das Land der Seligkeit,
Über Tal und Hügel!

Otto Promber.

Röslein im Schnee.

Im Nebelmeer versinken
Nun Fluren, Wald und Höh',
Da seh ich freudig blinken
Ein Röslein aus dem Schnee.

Natur, die schon im Arme
Des kalten Todes ruht,
Hat noch in ihrem Harme
Ein Flämmchen sel'ger Glut.

Kein Herz ist vom Verderben
So ganz und gar zerquält,
Daß es nicht vor dem Sterben
Noch einmal Hochzeit hält.

Josef Jelem.

Drum lächeln sie so spät! ...

Aus Mondesstrahlen, Blütenduft,
Aus Blumenkelchen, Himmelsluft,
Aus Waldesrauschen, Wellenklingen,
Aus Elfenreigen, Engelssingen,
Aus Gärten, so wie Eden schön —
Der Kinder Seelchen auferstehn;
Und müssen geh'n durch Nacht und Duft,
Dem Leben zu in Wider-Luft,
Und müssen leiden Schmerz und Zwang
Durch dunkle kalte Monde lang — — —

Da drücken sie die Äuglein zu
Und suchen Trost in Schlafesruh'
Und suchen still Vergessenheit —
Im Dämmrungsreiche weit und weit — — —
Doch streift sie der Erinnrung Schein,
Dann huscht das erste Lächeln fein
Wie Morgenrot zur Frühlingsstund'
Um ihren kleinen Klagemund;
Weil Schmerz am Tor des Lebens steht:
Drum lächeln sie so spät, so spät!

Anton August Naaff.

Mahnung!

O hab' mich lieb!
Ist dieses Wort dir nicht recht tief ins Herz gedrungen,
Als es dereinst von deines Kindes Mund
In Liebessehnen dir ans Ohr gellungen?
Es wollte beide Arme um dich schlingen —
Da wehrtest du — als ob dein Herz nicht Liebe möchte.
Und wie die Wehrung ihm sein liebend Bitten schwächte,
Das sahst du in der Kindesseele schmerzlich Ringen!

Weißt du es auch,
Was leichten Herzens sorglos auf du gibst?
Wenn deines Kindes Seele ahnend fühlt,
Daß du es nicht mit ganzem Herzen liebst? — —
Wenn dir dein liebend Kind nicht fest mehr glaubt,
Daß tief sein Bild dir in der Seele brennt,
Dann hat sich schon sein bester Teil von dir getrennt —
Sein Liebesbaum ward ihm von deiner Hand entlaubt!

O hab mich lieb!
Wenn wiederkommen diese weiten, off'nen Arme,
Dann mache du die deinen freudig auf
So weit du kannst! Und dann erbarme
Der Kindesseele dich, der sehnensfrohen! —
Nimm an die Brust sein Köpfchen, blick ihm in die Augen,
Bis auf den tiefsten Grund der Seele mußt du tauchen —
Dort wirst du sehn des Kindes Liebesflamme lohen! —

Ernst Ferd. Neumann.

Es reut mich nicht!

Mich reut kein Scherflein, das am Weg der Arme,
Im Bett ein Kranker ungeprüft empfing:
Daß durch ein Antlitz trüb und bleich vom Harme
Wie Sonnenblick ein flüchtig Lächeln ging.

Und warf ich oftmals auch mein Brot ins Wasser,
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht.
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser.
Es reut mich nicht!

Karl Gerok.

Tragödie.

I.

War einst ein Lamm im Blütenklee,
Das sprang so lustig, fröhlich,
Da kam ein Mensch mit dunklem Weh
So düster und unselig. —

Der riß es aus der hellen Schar
Und führt es fort am Bande,
Die Stern' am Himmel wunderbar,
Die weinten mit dem Lamme. —

Der führte es zur Schlachtbank hin,
Da knackten seine Glieder,
Doch sterbend leckte es noch die Hand
Dem Mörder und Gebieter.

II.

War einst ein Haus am grünen Rain,
Da lebt man heiter und fröhlich,
War einst ein König in blutigem Schein,
Der führte Krieg unselig. —

Der brauchte Heer- und Hilfetroß,
Der brauchte Stahl und Streiter,
Da zog die Not ins kleine Haus,
Die Jugend aber weiter. —

Und weiter, immer weiter fort,
Zu streiten und zu darben,
Sie riefen gloria Cäsar
Und sanken hin und starben.

Gespenster.

Die Hügel, welche Trauerweiden schatten,
Zu denen Treue mit den Astern wallen,
Wo liebe Leiber uns zu Staub zerfallen,
Die wir einst selig in den Armen hatten.

Sind mir nicht schauervoll gleich jenem Grabe
Das ich im tiefen, dunklen Innern trage,
Darin an schwer mit Fluch beladnem Tage
Ich eine Seele stumm begraben habe.

Ich weiß, daß diese Seele lange modert,
Ob Leben auch in jenem Leib noch lodert?
Gespenster, die am hellen Tag uns quälen,
Lebendige Leiber mit gestorbnen Seelen!

Else Schenkl.

Wien.

Wundervolle Stadt verträumter Klänge,
Walzerweisen die, im süßen Sehnen,
Wie die Mädchen lächeln unter Tränen,
Segne meine schluchzenden Gesänge.

Sieh! Ich liebe dich im Festgepränge
Deiner Kirchen, Schlösser und Fontänen,
Deiner Gärten, die sich weithin dehnen,
Deiner sonnefrohen Menschenmenge.

Stefansglocken, seltsam ernst und schwer,
Künden deine heilige Geschichte:
Reichen Glücks endlose Wiederkehr.

Durch des Abends müde, wunderlichte
Schleier zittert von den Bergen her
Still ein Hauch verdämmernder Gedichte.

Felix Braun.

Lustige Zeitung.

Selbstironie. „Sagen Sie 'mal, lieber Baron, weshalb machen denn Ihre Ahnen alle so trübselige Gesichter?" — „Es mag Ihnen wohl nichts Gutes von mir geahnt haben."

Es geht. Sie (während der Soiree): „Nun, sollen wir die Rosa singen lassen?" — Er: „Bei der Mitgift kann sie's wagen."

Gefälliger Unterricht. Lehrer: „Wie heißt das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?" — Prinz: (Schweigt). — Lehrer: „Hoheit deuten ganz richtig an; es ist der Stille Ozean."

Geistesgegenwart. „Was halten Sie von den schlechten Versen, die ich hier gemacht habe?" fragte Ludwig XIV. eines schönen Tages Herrn Boileau. — „Sire," antwortete der Angeredete, nachdem er dieselben gelesen, „Ew. Majestät ist nichts unmöglich. Sie haben schlechte Verse machen wollen und selbst dieses ist Ihnen gelungen."

Das vornehmste Geschöpf. Lehrer: „Wen hat Gott am sechsten Tage erschaffen?" Keine Antwort. „Nun, weiß es niemand? Das vornehmste Geschöpf, wer ist das?" Wieder längere Pause. Endlich steht ein kleines Mädchen auf und sagt: „Die Frau Bürgermeister!"

Will ehrlich teilen. „Lieber Herr! Eine kleine Gabe!" — „Jetzt mitten in der Nacht, lieber Mann, und an dieser unangenehmen, einsamen Stelle?" — „Na, machen Sie keine Umstände, ich will eine kleine Gabe haben!" – „Ach so, gut, würdiger Freund! Wir wollen, was ich bei mir habe, ehrlich teilen. Sehen Sie hier! Das ist ein Revolver mit sechs Kugeln. Drei will ich Ihnen geben, drei muß ich wegen der jetzt herrschenden Unsicherheit im Laufe behalten. Paßt Ihnen das?" — „Wünsche wohl zu schlafen, mein Herr! Ich empfehle mich!"

Aufsatzstilblüte aus der Sexta. „In der ozonhaltigen Luft des Riesengebirges kann man in kurzer Zeit ein hohes Alter erreichen."

Der kürzeste Weg. Sie: „Wollen wir unsere Verlobung unseren Freunden telegraphieren oder telephonieren?" — Er: „Wir wollen sie einer Dame mitteilen."

Aus einer Ortsschulratssitzung. Obmann: „Der neue Lehrer ersucht um Anschaffung einer Karte von Europa. Er sagt, eine solche sei für die Oberklasse notwendig und auch vorgeschrieben." Debatte. Schließlich ein Mitglied: „A, was brauch'n mar a solche Kart'n? Is allweil so a guat g'wes'n und wer waß, ob ans von uns're Kinder amal nach Europa kummt."

Von dem Klagenfurter Geläut stand neulich in einem Provinzialblatte zu lesen: Belauscht man die Glocken in Klagenfurt beim Grußläuten, so hört man folgendes: Das Glöcklein der Elisabetinerinnen spricht im hohen, hellen Tone: „Was gibt's neues, was gibt's neues?" Darauf die Benediktiner-Glocke: „Ein Kind geboren, ein Kind geboren!" Hierauf die Heiligen-Geist-Glocke: „Wer ist Vater? wer ist Vater?" Die Glocke der Domkirche antwortet im tiefen Baß: „Ein Domherr, ein Domherr!", wozu das hüpfende Kapuziner-Glöcklein bemerkt: „Glei' gedenkt, glei gedenkt!"

Rossini und Meyerbeer. Der amerikanische Maler Moscheles erzählt nachstehende Rossini-Anekdote, die er von seinem Vater, dem ausgezeichneten Pianisten Ignaz Moscheles, überkommen hat. Ignaz Moscheles ging einst mit Rossini über die Pariser Boulevards. Sie scherzten und lachten, als ihnen Meyerbeer begegnete. Auf dessen Frage nach Rossinis Befinden antwortete der Maestro mit Leichenbittermiene: „Furchtbar leidend, lieber Freund! Es geht mit mir zu Ende!" Moscheles traute seinen Ohren nicht. Als Meyerbeer vorüber war, raunte Rossini Moscheles zu: „Ich wollte ihm nur eine kleine Freude machen."

Die „gelbe Gefahr". Der japanische Gesandte Takahira hat kürzlich einigen New-Yorker Journalisten folgendes Geschichtchen zum besten gegeben, da sie sich über die „gelbe Gefahr" unterhielten: „Ich hörte, wie zwei Frauen über die Japaner sprachen. Die Japaner, sagte die erste, sollten gar nicht in unser Land hereingelassen werden. Kaum, daß die jungen Leute ihrer Nation hier zur Schule kommen, beginnen sie ein regelrechtes Betrugssystem! — Nun, wieso denn das? fragte die zweite. — Wieso? Nun, sie bezahlen ihr Unterrichtsgeld nur für einen, und dabei lernen sie für zwei oder drei!"

Bücher.

Heiliges Land? Als vor etlichen Monaten Gustav Frenssens „Hilligenlei" erschien, sagte jemand: „Jetzt werden wir einmal sehen, ob die deutsche Kritik ehrlich ist. Denn das Buch ist künstlerisch ‚verhaut', sittlich undeutsch und religiös unbrauchbar. Aber es ist das Werk eines berühmten Schriftstellers." — Nun, und die Kritik verhält sich, wie es zu erwarten war. Die Naturdeutschen legen das Buch mit einer ernsten Rüge aus der Hand. Die Liberalen beten es an als ein neues Evangelium, die Orthodoxen wüten.

Nach „Jörn Uhl" ist Frenssen mit einem eratischen Block verglichen worden. Da kam nun der Steinklopfer, schlug den Block zu Schotter und streute ihn auf die Straße. Dieser Steinklopfer war Gustav Frenssen selber, als er das „Hilligenlei" schrieb. Gutes Material, aber nun zerbröckelt und zerfahren. Glaubt er, daß die Deutschen gut fahren auf dieser Straße? Ein Volksbuch soll es sein? Ich weiß nicht, wie das Volk im deutschen Norden, aus dessen Kreisen der Dichter seine Gestalten genommen haben will, sich zu diesem Buche stellen wird. Das Volk im deutschen Süden weiß wenig damit anzufangen. Es stimmt ihm nicht, so ist es nicht, so fühlt es nicht. Und wenn ein Volk „sein" Buch nicht versteht, dann ist es eben nicht sein Buch. Dann ist es etwas Fremdes. Gerade vom Verfasser des „Jörn Uhl" hätte man am wenigsten erwartet, daß er mit einem so unvolksgemäßen Buche daherkommt. Unter solchen, die sich über alles ursprüngliche deutsche Empfinden hinausgebildet haben, oder unter solchen, die dieses Empfinden gar nie gehabt haben, wird das Buch sehr vielen gefallen. Für sie ist es geschrieben und sie mögen gut fahren auf der neuen Straße, die der Steinklopfer eigentlich für's Volk geschottert haben will.

Was in „Hilligenlei" die Jesugeschichte betrifft, so verstehe ich das Jammergeschrei der Theologen nicht. Solche Jesu-Erklärungen hat man schon vor fünfzig Jahren gelesen. Es ist die alte Geschichte, jeder macht sich seinen Heiland, wie er ihn brauchen kann. Die Jesugestalt steht in der Weltgeschichte so groß da, daß sie nicht bloß von religiösen Leuten gesehen wird, sondern auch von Ungläubigen; und daß sie in den Augen dieser letzteren sich anders spiegelt, als in den von überirdischen Anbildern und ewigen Sehnsuchten trunkenen Seelen, das ist doch klar.

Als ich vor einem halben Jahre gehört, der Dichter Frenssen schriebe einen deutschen Jesus, dachte ich mir es so, daß ein deutscher Dorfmensch fröhlich und stark und voller Liebe ein jesuähnliches Leben führen, daran körperlich zugrunde gehen, hernach aber in seinem sieghaften Vorbilde gleichsam vom Tode auferstehen würde. Eine deutschvolkstümliche Parallele zum evangelischen Jesus, in aller Einfalt geschrieben. Frenssen dürfte dafür der rechte Mann sein. — Leider, er ist es nicht. Man muß sogar zweifeln, ob er das Buch wohl aus seinem Wesen herausgeschrieben hat. Ob es nicht aus anderen Beweggründen entstanden ist? Die frühe Enttäuschung tut uns leid. H. N.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches von Karl Bonhoff, Pfarrer in Leipzig. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Allzulange hat man gewähnt, die erhabendste Lichtgestalt der Geschichte dadurch zu ehren, daß man sie aus allen Zusammenhängen geschichtlichen Werdens loslöste, ihr in guter Meinung die glänzende Hülle des Dogmas überwarf und sie zu einer überirdischen Vereinzelung emporhob. Aber der geschärfte historisch-kritische Sinn, der hier wie überall zu unbefangen sachlicher Würdigung des Tatsächlichen fortschreitend, ent-

deckte, weit entfernt, sich vor verneinende Ergebnisse gestellt zu sehen, gerade unter dem abfallenden Gewande die Herrlichkeit des Wirklichen, gerade im Geschichtlichen das höchst Erbauliche. Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht. V.

Christus. Episches Gedicht in dreißig Gesängen von Ferdinand Blance. (Meiningen. Karl Keyßerer. 1905.)

Wieder ein neues Jesubuch. Es ist gläubigen Sinnes geschrieben, und zwar in der Sprache von Klopstocks „Messias". Nur weniger phantastisch, vielmehr schlicht sich an die Evangelien haltend in den Hauptsachen, während die Anordnung, die Ausschmückung mehrfach auch die Deutung persönlicher Natur und Neigung des Dichters entsprang. Eine sympathische Dichtung, die in schöner Sprache uns die heilige Schrift ins Gedächtnis ruft.
M.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. C. Krebs. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der Vorzug des vorliegenden, von dem bekannten Musikgelehrten verfaßten Bändchens liegt darin, daß es mit wenigen, aber möglichst scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen der neueren Musikgeschichte zu geben sucht und insbesondere hervorheben will, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eigenem hinzugebracht hat. So wird Haydn charakterisiert als der, der „alles, was im Gebiete der Musik seine Zeit bewegte, alles, was an neuen Strömungen die alten Gewässer durchfloß, an sich zog, es aufnahm und ihm den vollendetsten Ausdruck und die typische Form gab", als der, von dem Mozarts Wort gilt: „Keiner kann alles, schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und alles gleich gut, als Haydn". Mozart wird als der Instrumentalkomponist nach Wagners Worten gezeichnet: „er hauchte seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme ein, der sein Genius mit weit vorwaltender Liebe sich zuneigte" und als der größte Charakteristiker als Opernkomponist, „der es vermag, das Charakteristische in Melodie umzuwandeln, der in dieser Kunst ganz allein dasteht". Beethoven endlich wird als der dargestellt, der die Worte „Von Herzen — möge es wieder zu Herzen gehen", die er auf die erste Seite seiner großen „Messe" schrieb, vor jedes seiner Werke hätte setzen können. „Denn in viel höherem Maße, als irgend ein anderer Tonsetzer hat er alles, was er schuf, mit dem Blute seines Herzens erfüllt." Das Büchlein ist mit charakteristischen Bildnissen der Komponisten geschmückt.
V.

Briefe von Fercher von Steinwand. Herausgegeben von Josef Fachbach E. v. Lohnbach. (Wien. Th. Daberkow.)

Fercher's getreuer, opferwilliger Freund, Fachbach von Lohnbach, der sich um die Herausgabe der Werke des verewigten Dichters ideell und materiell die größten Verdienste erworben hat, übergibt nun auch ein Bändchen Briefe des Hingeschiedenen der Öffentlichkeit. Bei einer so ganz ins Innenleben gekehrten Persönlichkeit, wie sie Fercher von Steinwand eigen war, besitzen Briefe den erhöhten Wert intimer Aussprache fast gleich einem Tagebuche. Wer den Dichter Fercher aus seinen Werken schätzen gelernt, wird den Menschen in seinen Briefen lieb gewinnen. Von dem schon selten tiefen sittlichen Ernste des Zwanzigjährigen bis zur bedachtsam wägenden Weisheit des mit dem Leben rechtenden und dieses richtenden Greises — welche Fülle vornehmer edelster Gesinnung! Eigen aber dem Jünglinge und dem Greise blieb, als bestes Kennzeichen des geborenen Dichters, eine ergreifende kindliche Einfalt, die in unbeirrbarer Begeisterung bis zum letzten Atemzuge das Ideale suchte und in sich „nichts für diese Welt hatte". Getreu diesem seinem Worte hat Fercher niemals für den Tag gelebt und muß in seinem reinen, hohen Wollen gewiß zu den durch ihre sittliche Größe Unvergänglichen gerechnet werden.
Gust. Andr. Ressel.

Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. Von Dr. J. Loewenberg. (Hamburg-Großborstel. Gutenberg-Verlag.)

Der Verfasser, selbst praktischer Pädagoge, blickt mit liebevollem Auge in die Kinderherzen hinein, die er vor all den unheilvollen Einflüssen behüten möchte, die ungesehen und ungewollt in der Umgebung des Kindes, auch in der Schule und dem Elternhause selbst, zu finden sind. Alle diese „geheimen Miterzieher" bekämpft er mit pädagogischem Scharfblick, und die praktischen Ratschläge, die er in leicht verständlicher schöner Sprache gibt, sind so einleuchtend, daß man wünschen sollte, alle Eltern möchten dieses Buch in die Hand nehmen. V.

Ein neues geistiges Hilfsmittel für die Arbeit gegen den Zug vom Lande bietet der

Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege mit dem soeben erschienenen Buche **„Das Glück auf dem Lande"**. Herausgegeben von H. Sohnrey im Verein mit Pfarrer Löber. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Der Verein bemerkt in seinem offiziellen Organ „Das Land": Wir müssen den geistigen Kampf gegen die Landentvölkerung energischer noch als bisher organisieren, ihn systematischer und nachhaltiger gestalten. Dem positiven „Glück auf dem Lande" hat er darum im verflossenen Jahre bereits das Schriftchen vorangeschickt „Wie es den Arbeitern in der Großstadt ergeht". Nun sind diese Schriften besonders für das norddeutsche Bauerntum geschrieben und für uns im Süden zum „Troste", daß es dort unten im Plattland auch nicht besser ist, vielleicht noch schlimmer mit dem Zug in die Stadt als bei uns. Mich wundert, daß bei uns nichts getan wird, weder von der Schule noch von der Kanzel, noch von der Presse, noch von der Behörde, noch von den Getroffenen selbst, den Bauern: man legt die Hände in den Schoß, schimpft und sieht zu, wie sich die widernatürliche Änderung vollzieht, wie sich das ungeheuere Unglück vorbereitet, das — wenn nicht schon auf uns — so gewiß auf unsere Kinder hereinbrechen muß. Große Vereinigungen müßten sich bilden, große Mittel müßten aufgebracht werden, um den Zug in die Stadt aufzuhalten. Weniger ums Bauerntum handelt es sich, als um das Wohl der bäuerlichen Auswanderer, wovon ein Prozent in der Stadt sein Glück findet, ein größerer Teil enttäuscht, unzufrieden und ruhelos dahinlebt, der allergrößte Teil aber frühzeitig zugrunde geht. M.

Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlgeschichte. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinochio von O. J. Bierbaum. Mit vielen Zeichnungen von Apad Schmidhammer. (München. Georg Müller. 1905.)

Dieses Buch, wenn's erst bekannt ist, wird noch das Entzücken von Leuten werden, die Freunde eines bizarren Märchenhumors sind. Eines warmen deutschen Märchenhumors, trotz des halb italienischen Ursprungs. Denn es kam ein deutscher Dichter dazu und der blies ihm die deutsche Seele ein. M.

Auf dem Rade von Genf nach Tunis, sowie Schweizer und italienische Reisebriefe. Reiseerlebnisse in humoristischer Form von O. Tejaner. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Gemäß dem Rade flüchtig in der Schilderung und doch in klaren Strichen Land und Leute beschreibend mit gutem Humor. Südfrankreich, besonders Spanien kommen schlecht weg, die Küste von Afrika hingegen und ihre Städte sind mit einem Entzücken geschildert, dessen man einen Berliner kaum für fähig hält. M.

Der neue Steirer-Seppl. Humoristisch-satirisches Volksblatt für Stadt und Land. (Graz. Plüddemanngasse 4.)

Nach der ersten Nummer zu schließen, hätte dieser neuerstandene „Steirer-Seppl" vielleicht das Zeug, in humoristischer Form den Leuten strenge Wahrheiten zu sagen. Die Leute sollen darüber nicht bloß lachen, sollen sich auch „giften", ein Beweis, daß man den Nagel auf den Kopf getroffen hat. M.

Büchereinlauf.

Novellen von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Der Kuppelhof. Roman von Alfred Bock. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1906.)

Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation von Milena Preindelsberger-Mrazovic (Innsbruck. A. Edlinger. 1906.)

Märchen von H. C. Andersen. Auswahl für die Jugend von Fr. Wiesenberger. (Linz. Verlag des Lehrervereines für Oberösterreich. 1905.)

Die Schildbürger. Alte deutsche Schwänke, gesammelt von Gustav Schwab. Für die Jugend ausgewählt von Fr. Wiesenberger. (Linz. Verlag des Lehrervereines für Oberösterreich. 1905.)

Oheim Serenissimus. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Julius Albert. (Graz. Verlag Leykam. 1905.)

Der Dorfschulmeister. Schauspiel in vier Aufzügen von Siegfried Knapitsch. (Wien. J. J. Plaschka. 1906.)

Die goldene Frucht. Gedichte von August Zeiß. (Dresden. Heinrich Minden. 1906.)

Gedichte von Gottfried Wilke. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Schwertschlag und Fiedelstrich. Dichtungen von Hermann Schilling. II. Band. (Potsdam. A. Stein. 1906.)

Herbstzeitlosen. Eine dichterische Nachlese von Georg Schleusner. (Wittenberg. P. Wunschmann.)

Totengespräche von Fritz Mauthner. (Berlin. Karl Schnabel. 1906.)

Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Von Dr. Karl Heim. (Ascona. C. v. Smidtz. 1906.)

Wenn Jesus wieder kommen würde auf Erden! Von Pfarrer F. Grussendorf. (Ascona. C. v. Smidtz.)

Meine Ausweisung aus Österreich. Bilder aus den Tagen der Zentrumsherrschaft in Deutschland und Österreich von P. Braeunlich. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. Bis zum 25. Heft erschienen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. Bis zum 20. Heft erschienen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Volksschule im Dienste der Landwirtschaft. Von Georg Schegula, Volksschullehrer. (Falkenstein. Selbstverlag des Verfassers. 1905.)

Die Sozialdemokratie und das jüdische Proletariat. Von David Balakan. (Wien. Brüder Suschitzky.)

Fort mit der Vivisektion! Ein ernster Mahnruf an die Menschheit von Dr. Artur Laab. (Bund gegen die Vivisektion in Österreich. Sitz Graz.)

Die Donauhochwässer bei Wien. Neuere Ergebnisse hydrotechnischer Erhebungen von Anton Waldvogel. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 1905.)

Gedenkschrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerksbesitzer im XIX. Jahrhundert. Von Steiner-Wischenbart. Mit vielen Abbildungen. (Oberzeiring. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Erfahrungen und Aufzeichnungen eines Bauerngutsbesitzers im Punkte des Wildschadens und der Wildschadenvergütung. Von W. Neidl. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 1906.)

Meyers großes Konversations-Lexikon. Sechste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148.000 Artikel und Verweisungen auf über 18.240 Seiten Text mit mehr als 11.000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) und 130 Textbeilagen. Der 12. Band ist soeben erschienen. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmales in Wien.

Das Andenken eines der größten Meister deutscher Sprachkunst in Österreich wurde seit seinem Hinscheiden von den dankbaren Söhnen des Vaterlandes in mannigfacher Weise verherrlicht. Die schönsten, bedeutungsvollsten Zeichen der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verehrung für den unerreichten Naturschilderer sind der granitene Obelisk auf der Seewandkuppe des Blöckensteines, welches seinen Namen trägt, und das überlebensgroße Stifter-Denkmal in Linz. Wie sehr die Begeisterung für die Werke des edlen, von den lautersten Idealen erfüllten Verkünders höchster Sittlichkeit und Reinheit allerorts lebendig und wirksam ist, beweisen die neuen Stifter-Ausgaben, deren Zahl in den letzten sieben Jahren auf zwanzig gestiegen ist. Heute fehlen Stifters Werke in keinem Verzeichnisse der deutschen Klassiker und in ganz Deutschland wird der glänzende Schilderer der edlen Menschlichkeit und der ernsten Naturgewalten als einer der hervorragendsten Meister der ungebundenen Rede allgemein anerkannt. Die steigende Volkstümlichkeit seines Namens hat sich bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier seiner Geburt am 23. Oktober 1905 wieder überzeugend erwiesen in hunderten von begeisterungsvollen, den unverminderten Dichterruhm Stifters kündenden Aufsätzen. Die meisten derselben erschienen in Deutschland, sehr viele aber auch in Wien, wo die eigentliche geistige Heimat des Dichters war, wo er seine beliebtesten, am eifrigsten gelesenen Werke schrieb und wo er allzulange ein Halbvergessener geblieben ist. Die Stadt Wien hat an die Manen des Dichters eine alte Ehrenschuld abzutragen; noch fehlt ihr das Standbild des großen Meisters, dessen herrliche Werke heute mehr als je einen segensreichen, erhebenden, erziehlichen Einfluß auf die Jugend und auf einen stetig wachsenden Kreis der Lesewelt ausüben. Neben den monumentalen Erinnerungszeichen für Grillparzer, Anzen-

gruber, Lenau, Grün, Raimund und Hamerling darf in Wien ein würdiges Denkmal für Stifter nicht fehlen.

Zur Erreichung dieses edlen Zieles ergeht hiermit an alle Verehrer des Dichters die Bitte, an der Errichtung seines Standbildes nach Kräften mitzuwirken. Jede, auch die kleinste Gabe, wird willkommen sein. Spenden sind zu richten an den Kassenverwalter des Denkmalausschusses Herrn Karl Ad. Bachofen v. Echt senior, Wien, XIX. Hackhofergasse 18, „Für den Wiener Stifter-Denkmalfonds" an das Postsparkassenscheckkonto Nr. 85.912", an die Beck'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung Alfred Hölder in Wien, I. Rotenturmstraße 13, oder an C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, Hospitalstraße 10.

Wien, im Jänner 1906.

Der Ausschuß für die Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmales in Wien.

Geheimer Rat Minister a. D. Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, Ehrenpräsident.

Bürgermeister und Landmarschallstellvertreter Dr. Karl Lueger, Ehrenpräsident.

Galeriedirektor Hofrat August Schäffer, Präsident.

Schriftsteller und Redakteur Eduard Pötzl, Vizepräsident.

Professor Alois Raimund Hein, Schriftführer.

Schriftsteller Dr. Richard Kralik Ritter v. Mayrswalden, Schriftführerstellvertreter.

Karl Adolf Bachofen v. Echt senior, Kassaverwalter.

Brauereibesitzer Josef Wünsch, Kassaverwalterstellvertreter.

Postkarten des „Heimgarten".

E. M. Hiltis herrliches Werk „Glück" ein zweitesmal aufmerksam gelesen und Sie wissen Ihre Reihe von Fragen weit besser beantwortet, als wir es mit wenigen Zeilen tun könnten. Einstweilen denken Sie daran, daß hohe Ideale nicht da sind, um erreicht zu werden, das ist leider den allermeisten Menschen nicht möglich, sondern um ihnen nach Kräften zuzustreben.

* Demnächst begehen Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte in ihrer hohen Blüte das Halbjahrhundertfest ihres Bestehens. Wir gratulieren zu diesem Jubiläum den Monatsheften und — seinen Lesern.

* „Es gibt nur einen einzigen Grund, welcher einen Glaubenswechsel rechtfertigt, das ist die eigene Überzeugung." So kritisiert die katholische „Kölnische Volkszeitung" Nr. 71 den Übertritt der Prinzessin Eugenie von Battenberg, der Braut des Königs von Spanien, zur katholischen Kirche. Man sieht, daß es doch vorangeht mit der Liberalität!

* Aus Wien wird uns eine hübsche Grabschrift mitgeteilt, die sich an der Pfarrkirche zu Pottenstein im Triestingtal auf einem Stein befindet:

„Hier liegt der Vater und der Sohn,
Ein Alter und ein Junger —
Der Tod schaut nit auf die Person
Sorgt nur für seinen Hunger —
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greißen.
Oh Sterblicher — so lasse dich
Doch endlich unterweißen."

Mozartbegeisterung.

Die ruhigste Dame
Wird flott und wild:
Die strengste Matrone
Wird zärtlich und mild,
Sobald ein Don Juan
Die Zauberflöte spielt.

H. P., Graz. Wir haben zwei Kästen voll ungelesener Gedichte von Anfängern.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Bröckl. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

April 1906.

7. Heft. 30. Jahrg.

Die Erzählung eines Enkels.

Mitgeteilt von **Peter Rosegger.**

Zu den ersten meiner Kindheitserinnerungen gehört ein altes, kleines, rühriges Männlein. Das hatte ein rotes Gesicht, runde blaue Augen, dichtes graues Haar und einen grauen kurzgestutzten Schnurrbart. Gar lieb anzuschauen war der kleine alte Herr. Er kam von Zeit zu Zeit zu uns, ohne daß es mir einmal einfiel, zu fragen, woher er komme, was er eigentlich sei und wolle. Er tat, als sei er bei uns daheim, blieb aber selten länger als eine Stunde, dann nahm er wieder seinen breiten Filzhut, seinen Stecken und ging mit hastigen Schrittlein davon. Solange er aber dablieb, saßen wir ihm auf den Knien, mein Bruder auf dem linken, ich auf dem rechten. Er erzählte uns lustige oder grauenhafte Geschichten, machte mit dem gemütlichen Rundgesicht allerhand Grimassen, so daß wir uns vor lauter Lachen krümmten, dann hopste er mit den Knien, anfangs ganz sanft: „So reiten die Damen!" dann lebhafter: „So reiten die Herren!" und endlich so heftig, daß wir emporschnellten: „So reiten die Bauern! So reiten die Bauern!"

Wenn hernach die Mutter den Kaffee brachte, brach er die Semmel mitten entzwei, gab die eine Hälfte meinem Bruder, die andere mir. Den Kaffee schlürfte er in kleinen Zügen und dann zog er aus der Hosentasche sein gestricktes grünes Geldbeutlein hervor. Meinem Bruder einen Silberzwanziger und mir einen Silberzwanziger! Wir

hatten jeder eine eiserne Sparbüchse. In ersterer Zeit, so dünkt mich, hat es uns Spaß gemacht, die Münzen in die Spalte zu stecken, wir durften dann auch ein wenig damit reixeln. Später hätten wir uns um das Geld lieber Kirschen gekauft oder eine Mundharmonika oder ein Holzpferdlein. Aber unweigerlich mußten wir die Zwanziger in die eisernen Sparkassen stecken, zu denen wir die Schlüssel nicht hatten. Endlich hielten wir das ganze, das Beschenktwerden und das Handküssen und das in die Spalte schieben und das Reixeln für ein bedeutungsloses Herkommen.

Ungefähr um die Zeit, als die Schuljahre anfingen, hat eines Tages uns das grauköpfige Männlein gesagt, was die Zwanzigerspenden für eine Bedeutung hätten. „Ja freilich, Buben, jetzt hebts an. Und nachher, wenn ihr vierzehn und fünfzehn Jahre alt seid (mein Bruder war um ein Jahr jünger als ich), werdet ihr in den Vakanzen eine Reise machen, ihr zwei miteinander. Und in euren Sparkassen, da ist das Reisegeld."

Auch von jetzt ab kam das Männlein — es war ja unser Großvater — zeitweilig ins Haus. Manchmal erwarteten wir ihn mit besonderem Verlangen, denn wenn es Schulmißgeschick gab oder andere Unannehmlichkeiten, war der Großvater die oberste Instanz, die allemal alles zu unserem Vorteile schlichtete. Im übrigen war er stets ein brauchbarer Spielgenosse, der sowohl als blinde Kuh denn auch als Reitpferd diente, und schließlich gab's allemal die zwei Zwanziger. Die Sparkassen waren schon so voll geworden, daß sie nicht mehr reixelten, und einmal wog sie der Großvater in der Hand und schmunzelte. Das nächstemal waren sie plötzlich leicht und reixelten stark. Die alte Besatzung war in die Postsparkasse gewandert, wo sie — wie Großvater sagte — Junge bekämen, damit ihrer für die große Ferienreise recht viele wären.

Fritzl und ich hatten auch schon ausgemacht, wohin wir reisen wollten. Ins Indianerland nämlich, zu den braven Rothäutern und ihnen kämpfen helfen gegen die falschen Blaßgesichter! Aber schon ein paar Jahre später wurde dieser Feldzugsplan zerstört. Wegen Lebens und Sterbens hatte der Großvater eine Schrift hinterlegt, die unsere Reise genau bestimmte und anordnete.

„Meine lieben Enkel Wasti und Fritzl sollen in ihrem fünfzehnten und vierzehnten Lebensjahr zusammen eine Fußreise machen, und zwar nach folgender Ordnung: Am 1. August 1901 (einem Donnerstag) von zu Hause ab über Mürzsteg und den Freinsattel bis Mariazell. Dort einkehren im Gasthaus, das hinter der Kirche steht. Am 2. August morgens auf das Bürgeralpel, oben in der Schenke das Frühstück. Nachmittags zum Erlafsee, dort eine Kahnfahrt, aber mit einem verläßlichen Ruderer.

Nach der Fahrt (nicht vorher) ein Glas Bier, Fritzl Sauerwasser mit Himbeersaft beim Seewirt. Abends in der Wallfahrtkirche beten. Am 3. August über Wegscheid, den Karstriegel und Weichselboden (Mittagsstation im alten Wirtshaus) bis Wildalpen, dort nächtigen beim Zitzler. Unterwegs ein Fußbad in der Salza, immer achtgeben beim Wasser! Am 4. August Sonntagsgottesdienst in Wildalpen, dann weiter bis Hieflau. Dort beim Teubler übernachten. Wasti ein Glas Bier, Fritzl ist noch zu jung, soll Wasser trinken. Nachts immer zwei Betten, in einem zusammen ist nicht gesund. Am 5. August durch das Gesäuse, zu Fuß natürlich, nie auf der Eisenbahn. In Admont Stiftskirche. In den Stiftsteich soll der Fritzl Semmelstückeln hineinwerfen, wird er sehen, wie sie schnappen."

In ähnlicher Weise bestimmte diese Vorschrift die ganze Reise über Aussee, Hallstatt, Gosausee, Filzmoos, der Radstättertauern (dort Seekarspitze besteigen), murabwärts bis Knittelfeld, über die Gleinalpe nach Graz, Weiz, Birkfeld und Fischbach zurück ins Mürztal. Eine Fußreise von zwanzig Tagen. Mittwoch den 21. August wieder zu Hause. „Sollen ihr Heimatland kennen lernen und das Reisegeld gesegne ihnen Gott." Dann noch als Nachsatz: „Auf der Gleinalpe, auf der höchsten Spitze, am 16. August, sollen sie denken: Dahier hat vor fünfzig Jahren an diesem Tag unser Großvater das erstemal ins weite Steirerland geschaut. Könnt ihn einmal leben lassen, auch wenn er schon gestorben ist. Beim Gleinalmwirt ein Flaschl mitnehmen, ein kleines, aber nicht gäh hineintrinken, immer gescheit sein, Buben!"

Als wir so weit zur Vernunft kamen, um zu begreifen, was das für ein liebreiches Testament war, wurden wir ganz begeistert für die Reise und zählten die Jahre bis dahin, hernach die Monate und endlich die Wochen. Großvater lebte zur Zeit noch, war sogar noch regsam, nur daß der Kopf stark nach vorne neigte und daß Haar und Bart ganz weiß geworden waren. Und eine Schwerhörigkeit war gekommen, die es bewirkte, daß einem alles recht sein mußte, was er sagte, weil er etwaige Widerreden gar nicht hörte.

Die Tage der schönen Fußreise kamen immer näher. Vom Schulschluß hatten wir leidliche Zeugnisse nach Hause gebracht. Nur mit der Arithmetik stand es so, daß mein Vater sagte: „Ja, mein Junge, wie soll denn das werden mit dem Reisegeld, wenn du nicht rechnen kannst!" Sogleich schlug ich zum Säckelwart den Fritzl vor, erwägend, daß er bei seinem guten Appetit nicht kargen würde, daß es sonach feine Bissen und kein Obligo für mich gäbe — ein Beweis, daß ich doch rechnen konnte! Natürlich rechnen, mit Geld schon, aber nicht mit leeren Ziffern, weil das langweilig ist. Unter uns hatten wir die Reise bereits glänzend ausgemalt. Die Vorschrift des Großvaters wollten wir ja redlich be-

folgen, aber beim Erlassee auch schifferlfahren, baden und schwimmen, im Gebirge nach Hirschen und Gemsen jagen, den Hochschwab und den Dachstein besteigen und sonst allerlei Unternehmungen. Fritzl kann so viele Semmeln essen, als er mag, ich morgens so lange schlafen als ich will, in bloßen Hemdärmeln und ohne steifen Halskragen gehen nach Belieben. Niemand redet drein und meistert — ganz frei, frei, über jeden Stein kann man springen, auf jeden Baum klettern, die Schuhe kann man ausziehen und in der Enns fischen. Was wird das für ein Leben werden! Der Vater hatte jedem von uns einen grünverbrämten Touristenanzug machen lassen, mit gefedertem Steirerhut und Bundschuhen. Sogar Wollenhemden mit weichen Krägen und zwei dunkelgrüne Rucksäcke mit Tragriemen. Ich bekam ein ledernes Geldtäschchen mit Messingschnapper; die Mutter nähte mir doch zwei große Geldnoten in das Westenfutter. In der letzten Nacht vor der Abreise konnte ich — der Siebenschläfer — kein Auge mehr zutun und beneidete den Fritzl, der bewegungslos wie ein Sack Erdäpfel in seinem Bette lag. Er soll, wie es sich später wies, mich beneidet und die Augen mit aller Gewalt zugepreßt haben — ebenfalls vergebens. So groß war schon die Begier auf die Reise und ihre Burschenfreiheit.

Am Morgen mußten wir doch geweckt werden und war es der kleine alte Großvater, der uns an den Achseln rüttelte. In einem schlotternden Lodenanzug stand er da, frisch rasiert und am Rücken hängend einen dunkelgrünen gefüllten Sack. „Na, Buben!“ rief er fröhlich, „was sagt ihr denn dazu? Der Großvater geht auch mit!“

Wir erhoben uns rasch und schauten uns verblüfft an. Der Großvater geht auch mit?

„Geht auch mit! Jawohl! Mit euch zwei jungen Kerlen will er's noch einmal erleben! — Siehst du, Mädel,“ wendete er sich zu unserer Mutter, „steinstockstumm sind sie dir vor Freud'!“ — Denn uns war jedes Wort in der Kehle verkeilt geblieben. So lieb wir ihn hatten . . .! Der unbegreiflichen Mutter war es sogar lieb, daß er mitging, sie hätte schon die größten Sorgen um uns gehabt. Sorgen! Als ob es uns nicht zehnmal besser gehen würde als zu Hause!

Eine Stunde später wanderten wir fürbaß. So zog's uns fort, daß wir den Eltern gar flüchtig adieu sagten; am liebsten hätten wir uns auch vom Großvater und zwar recht herzlich verabschiedet. Aber er trabte munter neben uns her und stieß den Stecken fest auf die Straße. Er plauderte und scherzte und durch den langen Mürzgraben hinein fragte er uns wiederholt, wie uns die Gegend gefalle.

„Ein langweiliger Graben ist's,“ antworteten wir.

„Nicht wahr?“ rief er froh, „oh, es wird noch schöner kommen, wartet nur!“

Beim Mittagsmahl in Mürzsteg freute ich mich, meinen Beruf als Säckelwart zu beginnen, doch als ich nach der Tasche griff, sagte der Großvater: „Laß es sein, Wasti. Wir werden's schon noch brauchen. Heute zahl ich." Fühlte ich schon eine Würde von mir fallen.

Bei den Wänden zum Toten Weib wollte es mein Bruder versuchen, ob nicht wo hinaufzukommen sei, denn wir hatten gehört, daß dort oben Edelweiß wachsen soll. Großvater gestattete es nicht, wir könnten stürzen. In der Frein wollten wir alsogleich Wasser trinken, Großvater gestattete es nicht, wir wären noch zu erhitzt. Auch nicht nach Belieben seitlings laufen durften wir vom Wege, um seltene Steine zu suchen, wir würden schon noch müde werden. Zur Entschädigung nannte er uns die Schluchten und Wände und Bergspitzen, deren Namen uns aber ganz gleichgültig waren. Als wir auf dem Freinsattel angelangt, setzte er sich nieder und blickte ins Gebirge hin. „Ja, meine Kinder, so bin ich vor fünfzig Jahren auch gesessen hier und nachher auf den Studenten hinauf. Jener Felsenberg dort heißt der Student. Wollt ihr's auch wagen?"

„Aber ich möcht' eine Milch haben," sagte Fritzl weinerlich.

„Aber natürlich darfst du auch mit!" sagte der Großvater und legte ihm zärtlich die Hand aufs Haupt. „In deinem Alter steigt man am allerleichtesten. Ich dazumal war auch nicht viel über zwanzig. Stundenlang bin ich gelegen dort oben, ganz auf der Spitze, man sieht weit ins Österreicherland hinaus, gar bis zur Donau, deucht mich. Von der Donau ist eure Großmutter hergewesen, Gott laß sie ruhen!" Derlei Erinnerungen erzählte er uns immer wieder auf der Reise, wir wußten alles schon lange auswendig.

Nun, auf dem Freinsattel gelang's endlich doch, ihn talwärts zu bringen, so daß wir abends in Mariazell waren. Beim Wirt hinter der Kirche kehrten wir ein. Anfangs wunderte er sich, daß ganz andere Leute wären, dann gewahrte er doch wieder, daß ein halbes Jahrhundert dazwischen lag. Hernach führte er uns in die Kirche, wir mußten die große Weltkugel am Hochaltar bewundern und das Gold und Silber in der Schatzkammer und das Geläute auf dem Turm und er führte uns überall herum, wo er einst herumgestiegen war. Wir hätten auch gern den Christus mit dem wachsenden Bart gesehen, von dem daheim eine Magd erzählt. Da erinnerte sich Großvater, daß wohl wieder Zeit wäre, sich rasieren zu lassen. Am nächsten Tage waren wir lauflustig, Großvater war es nicht und wir mußten zu unserer Qual so langsam gehen als er. Auf dem Bürgeralpel fand er es gewagt, daß wir auf die Warte stiegen. „Man sieht auch herunten was und dazumal bin ich auch nicht hinaufgestiegen."

„Aber Großvater, damals ist sicher noch gar keine Warte gewesen."

„Gelt ja! Wahrhaftig, mir scheint auch, sie wackelt. Oh, das ist nicht ratsam!“

Wir tollten aber schon hinan die Treppen.

Nachmittags beim Erlaffee gab's die ersten Tränen. Der Fritzl wollte baden und bettelte gar laut eindringlich beim Großvater um Erlaubnis.

„O mein liebes Kind, schau doch das Schilf an und den Schlamm. Das größte Malheur könnte geschehen. In meiner Jugendzeit soll dahier auch einmal einer ertrunken sein.“

„So wollen wir schifferlfahren!“ war unser Begehr, denn dort am Hause schaukelten Kähne.

„Wenn einer rudern könnte, so wollte ich eine kleine Schiffahrt vorschlagen. Aber ihr habt recht, das hat später noch Zeit, wenn ihr groß seid. Gut, wir wollen einen Kaffee trinken gehen.“ Er gab uns viel Zucker hinein, aber der Fritzl salzte den seinen mit Augensalzwasser, da war er bitter.

Am nächsten Morgen mußten wir um vier Uhr aus dem Bette. „Man kann ja doch nimmer schlafen,“ sagte Großvater, „und Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Als der Sonnenschein von den Wänden ins Tal herabgekommen, waren wir schon stundenlang marschiert in der feuchten Morgenfrische. Bei Wegscheid, wo die Straße nach Seewiesen und dem Mürztale abzweigt, fuhr ein Postwagen vor. Er war unbesetzt. Fritzl hinkte, ihn drücke ein Schuh, er wäre müde, er wolle in den Postwagen und heimfahren. „Oha, Brüderl!“ tröstete ich, „bei dir wird's schon besser werden, du wirst ja alle Tage stärker. Fahren sollten alte Leut'.“ War für den Großvater berechnet, aber er hörte es nicht. So sagte ich sehr laut: „Großvater! Wird's dir nicht zu stark werden? Sollst nicht lieber heimfahren?“

„Hast recht, Bub“, antwortete er, „wir müssen uns schleunen, sonst dermachen wir's heut' nimmer bis Wildalpen.“

So gingen wir nun schweigend hinter ihm her, völlig gebrochen. Er mußte ein wenig schnaufen, wurde aber nicht müde, mit lebhaften Worten auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen, besonders als wir jenseits des Karstriegelpasses niederstiegen in den wilden Felskessel, die Höll genannt. Aber uns war alles zuwider geworden, wir fühlten uns wie zwei Kälber am Strick dahingeführt und der harte, unausstehliche Führer war unser lieber Großvater mit dem guten Willen. In Weichselboden angelangt, schaute er rund umher zu den Holzhütten; vor der einen war eine Linde und eine Bank, dort setzte er sich nieder und wir mußten es auch tun. „Unter diesem Ahorn bin ich einmal mit der Großmutter gesessen.“ Als er dann ins Haus gerufen

hatte um ein Seidel Wein, „denselben wie das vorigemal", und als niemand erschien, wurde er erst inne, daß die Hütte unbewohnt stand, daß die Leute mit dem Wein vergangen waren, der Ahorn gestürzt und die Linde gewachsen, seit er mit der Großmutter allhier gesessen.

An der Salza abwärts gab es manches Wieslein, wo Knaben Ziegen weideten. Wie gerne hätten wir mit ihnen Bekanntschaft gemacht und gefragt, wie man hierorts die Meisen fange oder die Forellen. Aber der Großvater, der selber schon recht hatschig dahinsiffelte, ließ keine Zeit. „Nur vorwärts, Buberln. Schaut euch doch einmal das G'wänd an da oben. Schauderhaft, gelt! Ist der Hochschwab. Wenn ihr brav seid, wollen wir auch einmal hinauf miteinander."

Als wir in Wildalpen einzogen, war es schon finster. Halb schlafend kamen wir an.

„Jetzt, Buben, wird der Braten schmecken!"

„Nein, nein, Großvater, nur ins Bett!"

Am nächsten Tage, als wir aufwachten, war's schon Mittagszeit; der Großvater war beim Gottesdienst gewesen und hatte uns nicht geweckt. Jetzt saß er am Fenster und schaute auf unsere Betten her — ob wohl doch keinem was fehle. Der Fritzl schrie gellend laut: „Essen! Hunger hab' ich!" Großvater kam zu mir, fragend, was der Bruder gesagt habe, und hielt das Ohr her. Ich antwortete nur dem Auge, indem ich die Miene des Essens machte.

„Na, nachher ist's schon recht!" so atmete er auf. „Bist wohl brav, Fritzl, daß du mir nicht krank worden bist. Nach dem gestrigen Marsch. Mich hat's geworfen dazumal, g'rad in Wildalpen. Hab drei Tag lang Seitenstechen gehabt."

Als wir fertig waren, gab's eine Mahlzeit. Eine richtige Großvatersmahlzeit, zum Magenverderben. Sie verdarb aber doch nichts. Wir wurden lustig dabei. Der Großvater war jetzt schweigsam und schier wehmütig. Und auf einmal sagte er: „'s ist halt nimmer so, wie dazumal. 's ist alles anders. Die Leut' sind auch nimmer so lustig. Sogar der Bach rauscht nicht und die Vögerln singen nicht. 's ist halt nimmer so. Frühere Zeit die schöne Straße; von einem Müdewerden weiß ich gar nichts. Jetzt bergauf und ab, daß einem die Läufeln weh tun. — Ich denk', Buben, bis Hieflau nehmen wir uns ein Wagerl."

„Kostet Geld!" mahnte ich wichtigtuerisch.

„Ist mein' Sach, Wasti. Seid eingeladen."

Anfangs machte uns das Fahren Vergnügen, aber nicht lange. Wir empfanden so recht das Mißgeschick, von dem alten Großvater in allen unseren Absichten behindert zu sein.

„Wenn du müde bist, Großvater, so solltest du dich in Hieflau doch lieber auf die Eisenbahn setzen und heimfahren!"

„Ja wohl, Jungen, durchs Gesäuse heißt's wieder zu Fuß marschieren. Will euch den Heustadl zeigen, wo ich dazumal übernachtet bin. Ganz in der Wildnis. Da werdet ihr einmal schauen, im Gesäuse!“

Ach, daß er gar nichts mehr hörte! In der zärtlichsten Weise redete er auf uns ein, machte Vorschläge und Anordnungen und da er von uns keinen Widerspruch vernahm, so freute er sich unseres Einverständnisses und so geschah immer, was er wollte, nie, was wir gerne gehabt hätten. Einmal legte der Fritzl aber doch die hohlen Hände an den Mund und schrie ihm aus Leibeskräften ins Ohr: „Wir möchten lieber allein reisen!“

Der Großvater schaute ihn betroffen an und sprach: „Bin ich denn taub, daß du so schreist? Natürlich laß ich euch nicht allein reisen. Ich dermach's schon noch und habe ja selber meine Freude dran, daß ich mit euch alles noch einmal sehe. Na, da macht euch nur weiter keine Gedanken. Gute Buben seid ihr.“

In Hieflau überzählte ich einmal den Geldvorrat, über den ich zum Hüter gestellt worden. Er war fast noch voll; immer, wenn's zum Zahlen kam, zog Großvater sein gestricktes Wollensäcklein hervor und da reitelten Silber- und Goldstücke. Aber mir war leid, mein Säckelwartamt nicht berufsmäßig ausüben zu können. Trotzdem hänselte ich den Fritzl, wenn er bei einem Mahle fünf Semmeln aß. Beim Teubler in Hieflau, ach er hieß ja längst anders, bekamen wir zwei Schlafstuben, eine große mit zwei Betten für uns, daneben eine Kammer für den Großvater. Am Abend hatten wir von einem Nebentische her vernommen, daß der Leopoldsteinersee nicht fern sei. Das beunruhigte uns. Wir wären gern „schifferlgefahren“ darauf, aber der See lag nicht an unserer Reiseschnur und da war kein Drandenken.

Am Morgen, als die Fenster anhoben blaß zu werden, jagte plötzlich der Fritzl: „Hörst du da drinnen? Wie der Alte schnarcht!“

Ich erschrak fast über den Ausdruck: der Alte. Die Studentenmanier, Vater oder Großvater den Alten zu heißen, mag ich nicht. Und besonders bei uns, wo sie so gut sind trotz mancherlei. Und doch war ich in drei Sekunden auf den Socken, als der Fritzl vorschlug, wir sollten schnell aufstehen und davongehen — zum Leopoldsteinersee!

Die Säcke auf den Buckel, die Stecken her. Fluchtartig davon. Bei einem Ständler, der schon aufgerichtet hatte, kauften wir Birnen und Semmeln, ließen uns den Weg zum See angeben und dann vorwärts. In der Schlucht, am rauschenden Wasser hinauf — drei Stunden lang. Dann lag er vor uns, ganz dunkel; rechts der Waldhang, links die Felswand, im Hintergrund ein hoher spitziger Berg, ein Nebelfetzen

dran. Am Seeufer ein Wirtshaus. Dafür war jetzt keine Zeit. Nicht einmal den Fritzl hungerte. Dort am Strand eine ganze Reihe rot angestrichener Kähne, die sachte auf und nieder wiegten. Die Wirtin wollte uns einen Ruderer mitgeben. Entschiedenste Ablehnung. Wir nahmen einen Kahn, sprangen hinein, torkelten hin und her, weil das Zeug schaukelte. Dann ward es von der Kette losgelassen. Als die Wirtin sah, wie wir die Ruder handhabten, rief sie noch: „Nein, ich laß euch nicht fahren! Wartet, bis der Knecht kommt! Umkehren, sag' ich!"

Aber wir waren schon draußen, schöne Wogen wälzten den Kahn. Wir ruderten, da begann er sich um sich selbst zu drehen; wir ruderten anders, da machte auch er es anders, aber nicht so, wie wir wollten. Er schaukelte so stark, daß wir das Gleichgewicht verlieren wollten. Das Haus war schon weit weg, die Frau stand noch dort und winkte uns zur Umkehr. „Umkehren! Umkehren!" riefen wir einander zu, waren endlich auch daraufgekommen, wie die Ruder geschlagen und gestemmt werden müßten, daß der Kahn gehorche. Aber jetzt konnte er nicht mehr gehorchen, die Wellen rollten in großen Wulsten hintereinander heran und spritzten über Bord herein, das Fahrzeug lag so schief, daß wir uns an die Höheseite klammern mußten, um nicht umzukippen. Dann schlug es wieder auf die andere Seite, glitt über lebendige Hügel und schoß in Tiefen nieder, von allen Seiten mit Gischt begossen. Wir riefen um Hilfe, hörten aber unsere eigene Stimme kaum, waren so taub wie Großvater, denn der Sturm und das Wasser tosten schrecklich. Vom Hause her sahen wir ein Schiffchen kommen, aber es konnte uns nicht erreichen, zu rasch wurden wir über den wilden See dahingetragen, immer näher dem Felsen zu. Unsere Augen sahen nichts mehr, weil der Gischt wie ein Schleier über das Gesicht rann und auch der Regen, der niedergoß. Plötzlich warf der Fritzl sich auf die Knie, faltete die Hände gegen Himmel und schrie: „Großvater, hilf uns! Lieber Großvater, verzeih' uns!" — Dann war es wie auf dem hohen Meer, uferlos, grenzenlos, denn ein dunkler Nebel deckte uns ein, der nur von roten Blitzscheinen erhellt wurde. Als ob Himmel und Erde, die Wasser und die Berge und die Donner durcheinandergerüttelt würden, so groß war das Brausen. Da habe auch ich zu Gott und den Großvater gerufen — zum fernen, tauben Großvater um Rettung. Mit einem gewaltigen Ruck wurden wir plötzlich hinausgeschleudert. Jene Augenblicke sind mir sehr dunkel — es war so traumhaft, weiß auch nicht, ob wir noch Angst hatten. Allmählich zu uns gekommen, merkten wir Sandboden unter uns, aber einen beweglichen, denn die Wasserzungen leckten heran, wollten den Sand und uns wieder haben. Nachher lagen wir auf einer höheren Steinschicht. Ganz unbewußt mußten wir hinangekrochen

sein; nun wußte ich nicht, wo meine Beine waren und Fritzls Kopf war voller Blut.

An derselben Stelle haben sie zwei halb betäubte Knaben gefunden. Um den See wollte man sie tragen dem Hause zu, aber unterwegs wurden sie rege und verlangten zu Fuß zu gehen. Nachdem die Wirtin uns gereinigt, getrocknet, verbunden, gefüttert und sonst bemuttert hatte, sind wir ohne Rucksack und Hut — das alles liegt im See — mit der Eisenerzer Bahn nach Hieflau geschickt worden, auf unsere Angabe zum Einkehrwirtshaus. Es war Nachmittag, es regnete, die Nebel hingen so tief, daß man keinen Berg sah. Im Wirtshause waren sie erschrocken über unsere Binden an den Händen, am Haupt.

„Wo ist unser Großvater?"

„Der alte Herr!" riefen sie, „ach Gott, der arme alte Herr! Nach Admont hat er telegraphiert und nach Eisenerz und nach Kleinreifling und überall hin — und hell verzweifelt."

„Wo ist unser Großvater?"

„Herumgelaufen wie nicht gescheit, der alte Mann, durchs ärgste Unwetter und nirgends derfragen können. Nachher haben sie ihn da hinaufgehen gesehen, dem Gesäuse zu. Wird ja wohl wieder zurückkommen, seine Sachen sind noch da."

Auf einem Steirerwäglein sind wir ihm nachgefahren, aber das konnte bald nicht weiter. Vom Damischbachturm war eine Lawine niedergegangen, hatte den Weg verschüttet, war gerollt über den Ennsfluß, fast bis auf die andere Seite, wo die Eisenbahn geht. Wir zu Fuß hin über den haushohen Schutt, auch über alle Lachen und Wildbäche, die vom Berge niederstürzen. Der Fritzl hebt an zu weinen um den Großvater und aus Angst vor der Wildnis. Wenn er da herein ist, und die grabenden Bäche und die Lawinen! — In Gstatterboden, da ist es schon finster, regnet unaufhörlich und donnert heiser, daß es hoch in den Felsen hinrollt im Widerhall.

„Aber er ist ja gewiß schon in Hieflau", tröstete der Fritzl, da fuhren wir mit dem Abendzug nach diesem Orte zurück. Im Wirtshause wußte man noch immer nichts von ihm.

„Fritzl! Werden wir unseren Großvater noch einmal sehen?"

„Weißt du was, Wasti? Er wird gehört haben, daß wir zum See gegangen sind, und ist uns nachgegangen."

„Morgen früh wollen wir gleich hinauf."

„Ich gehe jetzt. Nicht eine Minute bleibe ich da und wenn wir ihn nicht mehr finden, sollst du sehen, was ich tue!"

Wir waren entschlossen, noch in der Nacht aufzubrechen nach dem Leopoldsteinersee. Da hörten wir draußen von der Treppe her ein Geschrei. „Da sind's?! Da sind's, die Buben? Hab' sie schon gesehen am Fenster.

Na, weil sie nur da sind." Der Großvater, hellauflachend, als er uns sah, und drohend: „Ihr Hallodri, ihr, wo seid ihr denn gewest? Was hast denn im Kopf, Fritzl? Kopfweh? Ist morgen wieder gut." Der Wirt führte ihn am Arm, denn er — naß bis auf die Haut — schüttelte sich stark und noch als er im Bette lag, zitterten die Achseln und die Lippen. Dabei tastete er mit den hageren Händen an uns herum, zankte sich noch selbst aus, daß er uns nicht gut gehütet hätte, und konnte sich an Zärtlichkeiten nicht genug tun. Nach einer Schale heißen Tees wurde er ruhiger. Laut hatten wir ihn um Verzeihung gebeten, er schlug die Hände zusammen, lachte und sprach: „Aber da schau man her!" Was er nur wieder verstanden haben mochte! Dann ist er bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war keiner krank, aber keiner auch gesund — alle drei bereit — zur Heimfahrt.

„Wir machen sie im nächsten Jahr miteinand, die Reise, die schöne!" versicherte der Großvater, um uns zu trösten, die wir jetzt freilich keines Trostes mehr bedürftig waren. Woher der Fritzl die Schramme an der Stirn genommen? fragte er, wartete aber keine Antwort ab. „Ja, ja, das hat man vom Raufen, Buben! Und die Rucksäcke vertun, alle zwei! Racker seid ihr! Nun, aufs Jahr wird's schon besser hergehen."

Unser Abenteuer auf dem Leopoldsteinersee hat er nie erfahren. Vielleicht etwas ähnliches geahnt, aber nie ein Wort darüber gesprochen. Er kränkelte einige Wochen nach dieser Reise, dann war's wieder wie früher. Und so oft er zu uns kam, brachte er zwei Zwanziger mit. Nur noch drei Jahre lang, dann waren die Zwanziger alle. Und der liebe Großvater auch. Als er schön und freundlich auf der Bahre lag, baten wir ihn nochmals um Vergebung all unserer Dummheit. Er tat, als wisse er von nichts. —

Mein Bruder und ich waren mittlerweile erwachsen und machten mitsammen manche Bergwanderung. Und einmal, als wir auf einem Stein der Hohen Veitsch saßen und gerade erst noch hell gejauchzt hatten, wurde mein Bruder Fritz schweigsam und nachdenklich. Dort standen die Berge von Mariazell, lagen die Täler der Salza, dort ragte das wilde Gebirge des Hohen Schwab. Mein Bruder blickte lange hinaus. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sprach halblaut zu mir: „Weißt du, Wasti! Die Reise könnten wir wieder einmal tun, die wir mit dem Großvater gemacht haben."

„Meinst du auch — zum Leopoldsteinersee?"

„Nein, zu dem nicht. Nur wo wir mit dem Großvater sind gewesen . . ."

Wie Oberlehrer Pampel Ruhe bekam.

Von **Rudolf Braune-Roßla.***)

Ja, siehst du, alter Junge, sprach mein Freund Karl Steffen, den ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte, da bin ich wieder. Fünf Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe mich schlecht und recht durchgeschlagen. Reich bin ich nicht geworden, o nein, aber gelernt habe ich. Die deutsche Sentimentalität habe ich abgelegt und den scharfen Blick und den klaren Kopf gewonnen, wodurch Engländer und Amerikaner ihre großen Erfolge erzielen. Aber widerlich ist der Kampf um den Dollar und — beinahe schämte ich mich — mich packte das Heimweh. Na, sagte ich mir, hier bindet dich nichts, du fährst 'mal nach Deutschland 'nüber und suchst deine Heimat auf und deine alten Bekannten. Ich fahre also. Wie ich nach Leipzig komme, sage ich mir: Bist so lange nicht im Theater gewesen, gehst mal wieder hinein. Ich frage den Ober im Hotel, sagt der Mensch, ich solle ins Schauspielhaus gehen und Traumulus sehen. Ich gehe. Hätt's nicht tun sollen, denn was ich fünf Jahre bekämpft und scheinbar besiegt hatte, überwältigte mich wieder: die deutsche Sentimentalität. Ich hätte beinahe wie ein Schloßhund geheult und ein paarmal hab' ich mir die Augen wischen müssen. Ich verstehe nichts davon, ob das Stück gut ist, hab' mein Lebtag mit Theaterdingen nichts zu tun gehabt, aber wie der alte Gymnasialdirektor gespielt wurde . . . Höre, das muß ein trefflicher Künstler sein, möchte ihm mal die Hand schütteln. Ja, das war ja unser alter Oberlehrer Langrock, wie er leibte und lebte. Nur einen anderen Spitznamen hatte er: Pampel. Was, du kannst dich nicht so recht auf ihn erinnern? Ach so, du warst ja damals schon so'n Bücherfritze und büffeltest Tag und Nacht. Du hattest mich und den dicken Paul Hillig schmählich verlassen. Na, geschadet hat es uns nichts, daß wir hocken geblieben, mir wenigstens nicht.

Ja, also der Oberlehrer Pampel! Siehst du, das war auch so'n Träumer, ein ganz unpraktischer Mensch. Aber unheimlich klug. Griechisch, Lateinisch und allen Tod und Teufel sprach er wie Wasser. Als ob das uns Jungens imponierte! Mir imponierte nur Muskelstärke und Körperkraft. Und die besaß Pampel nicht. Er war ein alter Junggeselle, ohne Freunde und ohne Freude, und verdiente eigentlich Mitleid. Aber uns war er nur ein Objekt zum Spaßmachen. Gott, was für Narrenspossen haben wir mit ihm getrieben. Wir waren eine kolossal rauhbeinige Gesellschaft. Überhaupt die Untertertia war verrufen

*) Aus „Der Primaner Pichl und andere Pennäler". Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune-Roßla. (Leipzig. Verlag „Der Barde". 1906.) Diese Probe dürfte genügen, um besonders die Schulwelt für das Büchlein zu erwärmen.

seit Jahren. Na, das weißt du ja! War man noch in Quarta ein Mensch, wurde man es in Obertertia wieder — in Untertertia war man ein Tier, ein richtiges Raubtier mit bösen Instinkten. Es machte uns Freude, die Lehrer zu quälen. Erst später im Leben bin ich zu der Einsicht gelangt, daß es die Lehrer gut mit uns Jungens meinten und daß wir ihnen Dank schulden. Damals dachte ich nicht so und meine Freunde auch nicht.

Ordinarius der Untertertia war ein junger, forscher Kerl gewesen, der mit uns ganz gut fertig wurde. Er verkehrte mit uns ziemlich burschikos und das gefiel uns. Geschlagen hat er keinen. Wurde mal einer zu üppig, sah er ihn mit spöttischem Lächeln von oben bis unten an und sagte: „Nanu, wieder mal bocken wie 'n störrischer Gaul?" Na, in den übrigen Stunden entschädigten wir uns für die Zurückhaltung, die wir uns in seinen auferlegen mußten.

Dieser wurde plötzlich mitten im Schuljahr nach der Residenz versetzt und an seine Stelle kam der Oberlehrer Langrock. Wie wir später erfuhren, war es für den letzteren eine Zurücksetzung, infolge seiner Weichheit hatte sich die Disziplin in seiner Klasse so gelockert, daß er dort unmöglich wurde. Na, der kam also zu uns. Ich sage dir, das gab keine schlechte Aufregung. Mein Vater hatte mir vorgeschwatzt, Langrock sei als äußerst energisch bekannt, und ich Esel war darauf reingefallen und hatte es in der Klasse erzählt. Na, von unserem nachmittägigen Indianerspielen auf dem Klosterberge war uns ja jegliche Furcht verloren gegangen, aber bei meiner Erzählung überlief es doch manche eiskalt und der kleine Hans Müller piepte sogar: „Er wird doch nicht hauen?"

Nun, daß er nicht hauen würde, sahen wir sofort in der ersten Stunde. Er sah uns mit seinen blaßgrauen Augen so kläglich an, als wollte er sagen: „Jungens, ich tue euch nichts, tut ihr mir auch nichts." Damit hatte er bei uns freilich kein Glück. Als der Direktor, der ihn einführte, das Zimmer verlassen hatte, brummte der lange Hermann Pullrich ziemlich vernehmlich: „Was klappert denn der mit 'n Ogen? Mit Schmachtogen imponiert man Feierbranden, dem Häuptling der Irokesen, nich!" Und in der Pause nach der ersten Stunde brüllte unser Primus Oskar Hammer: „Der soll energisch sein? Ein Pampel ist's!"

Da hatte er seinen Spitznamen weg. Das war aber auch das Signal zum Kampfe. Gott, wie haben wir den armen Menschen gequält. Mit der ganzen Grausamkeit, deren ein Junge in den Flegeljahren fähig ist. Ich will nicht alle die Streiche aufzählen, das dauerte bis morgen früh. Wir haben uns in Pampels Stunden alles erlaubt, sogar geraucht und Karten gespielt. Die Zigarette wanderte von Bank zu Bank, bald stieg ein Rauchwölkchen vorn, bald hinten auf. Pampel

lief hin und her, um festzustellen, wer eigentlich rauche — niemand war es. Da lief er zum Direktor, um sich zu beschweren. Die fünf Minuten, bis er mit dem Direktor kam, benutzten wir natürlich. Wir rissen sämtliche Fenster auf und schlugen mit den Taschentüchern und erreichten, daß der eintretende Direktor entrüstet sagte: „Aber was wollen Sie denn, Herr Oberlehrer? Es riecht ja gar nicht nach Tabak! Herr Oberlehrer, ich glaube, Sie greifen die zarten Kinderseelen zu hart an. Nicht wahr, meine jungen Freunde, ihr tut dem Herrn Oberlehrer alles zu Liebe?"

„Ja, Herr Direktor", tönte es aus zwanzig Jungenkehlen.

Wir zarten Kinderseelen! Es war zum Radschlagen. In der Folge bewiesen wir, nachdem wir gemerkt hatten, daß der Direktor Pampeln nicht grün war, das Gegenteil. Wenn ich später daran zurückdachte, wurde ich vor Scham feuerrot. Ich bin der letzte, der dafür eintritt, die Jugend zu brutalisieren. Aber ich bin der Meinung, daß in den Flegeljahren — und die macht fast jeder Junge durch — nur rohe Gewalt nützt. Pampel hätte uns bei der ersten Ungezogenheit hinter die Ohren schlagen müssen. Was nützt es, daß in die Jungens alle möglichen Kenntnisse gestopft werden, wenn sie in der Schule nicht auch erzogen werden? Das Haus allein kann's nicht. Später im Leben sieht man's ein. Da wird man ja abgeschliffen, aber es schmerzt. Früher hätte es nicht so weh getan. Aber dazu gehören natürlich Lehrer, die ganze Männer sind, nicht nur wandelnde Bücher.

Na, es war fast ein halbes Jahr so gegangen, als der lange Hermann Pullrich, dessen Vater auch Lehrer war, uns verkündete: „Nächsten Donnerstag hat Pampel Geburtstag."

„Na", riefen wir, „was geht denn uns das an?"

„Was uns das angeht? Sehr viel. Wir schenken ihm etwas."

„Blödsinn, hat er nicht um uns verdient."

„Kein Blödsinn. Wir schenken ihm was — Ulkiges. Das gibt 'nen Hauptfez."

„Vorschläge machen."

„Na ja doch. Also hört. Eine Uhrkette hat Pampel nicht, trägt die Uhr so lose, wie leicht könnte er sie verlieren. Wie wär's, wenn wir ihm eine Uhrkette schenkten?"

„Blödsinn, zu teuer."

„Kein Blödsinn. Eine Stahlkette, bei Schuchs in der Langestraße gibt's welche für zwanzig Pfennige."

Ein stürmisches Halloh! „Na ja, läßt sich hören . . . Abgemacht . . . Weiter!" schrien wir durcheinander.

„Und dann . . . Ach bei dem Lärm versteht man ja sein eigenes Wort nicht!" murrte Pullrich.

„Silentium!“ brüllte der Primus.

„Und dann“, fuhr Pullrich fort, „satt essen tut er sich auch nicht. Fast sein ganzes Gehalt gibt er für Bücher aus und Reisen — diesen Sommer war er ja wieder in Griechenland. Also da schenken wir ihm für zwanzig Pfennige ein Viertelpfund Leberwurst.“

„Hurra!“

„Wir sind unser zwanzig in der Klasse, da kommen auf jeden zwei Pfennige, die bringt ihr morgen mit.“

„Schön . . . Einverstanden . . . Und wer soll die Einkäufe machen?“

„Unser Primus, Hammer, und vielleicht noch . . . Hillig“, schlug Pullrich vor.

„Ne, ne“, wehrte der dicke Hillig ab, „laßt mir meine Ruhe.“ So wurden denn Hammer und Pullrich deputiert.

Am Morgen des wichtigen Tages lagen zwei Pakete auf dem Katheder. Wir fühlten uns alle innerlich gekitzelt und erwarteten einen Riesenspaß. Die beiden Deputierten hatten die Einkäufe besorgt. Keiner von uns hatte das Eingekaufte gesehen, aber Pullrich versicherte einmal über das andere, es sei alles aufs beste besorgt und es werde lustig werden. Und wir Esel glaubten ihm.

Pampel trat ein. Hammer auf ihn zu und gratuliert. Pampel strahlte und bedankte sich. Er habe so wenig Freude im Leben gehabt, immer habe er arbeiten und ringen müssen, es freue ihn, daß wir seines Geburtstages gedächten. Er wolle sich revanchieren, er habe verschiedene kostbare Bücher in seiner Bibliothek, die wolle er uns zeigen, wir sollten ihn Sonnabend nachmittag besuchen.

Uns wurde es ob seines feierlichen Tones etwas unbehaglich zumute, aber dann lachten wir, denn es war zu drollig, wie eifrig er das eine Paket aufknüpfte, darin ein zweites sorgfältig verschnürtes fand, darin ein drittes, darin ein viertes . . . Erst das fünfte enthielt die Uhrkette. Freudigen Blickes musterte er sie genau und hing sie an die Weste, indem er sich nochmals bedankte. Beim anderen Paket ging's ebenso und wieder lächelte er vergnügt, als er das Stück Leberwurst erblickte — aber dann wurde er leichenblaß, fing an zu zittern und brach in Tränen aus — beide Enden der Wurst waren mit Stiefelwichse bestrichen. Wie ein kleines Kind weinend stieß er die Worte hervor: Das hätte er nicht von uns erwartet, für so roh hätte er uns nicht gehalten . . . „An einem alten Manne übt ihr euren grausamen Witz, weil er etwas kindisch geworden ist. Wißt ihr denn, was ihn so hat werden lassen, was für Schicksalsschläge ihn betroffen haben? Sorgt euch nicht, ich will nicht mit euch rechten, werde mich auch nicht beim Herrn Direktor über euch beschweren, er würde mir doch nicht recht geben . . .

Die Wurst will ich mitnehmen ... Essen werde ich sie nicht ... Vielleicht ... vielleicht nimmt sie ein Hund von mir ..."

Die Mehrzahl von uns — einige Gefühllose ausgenommen — lag mit dem Kopf auf dem Tisch und heulte. Weinen konnte man das gar nicht mehr nennen. Und dem Lehrer rannen die dicken Tränen über die Wangen. Nach langer, langer Zeit sagte er: „Unterrichten kann ich jetzt nicht — auf die Gefahr hin, vom Herrn Direktor eine Rüge zu erhalten. Adieu."

Als er aus dem Zimmer war, hörte man von den meisten ein Aufatmen der Erlösung. Hammer versuchte zu lachen, ich aber mit einem Satz über die Bank hinweg und ihn mit geballter Faust ins Gesicht gehauen. Er taumelte und brüllte: „Pullrich ist's gewesen, ich hab' von nichts gewußt."

„So", sagte ich zu Pullrich, „du bist ein Lump."

„Wa ... was bin ich?"

„Ein Lump. Heute nachmittag sprechen wir uns auf dem Klosterberge."

„Schön! Wie du willst."

„Und nun setzen wir uns hin und verhalten uns ruhig, damit der alte Mann nicht noch Unannehmlichkeiten hat." —

Feig war Pullrich nicht. Er stellte sich am Nachmittag ein. Er war mir an Körperkraft überlegen, aber ich war wütend und die Wut ließ mich ihn überwältigen. Er bekam Prügel, daß er de- und wehmütig um Gnade bat. Von diesem Tage an hatte Pampel Ruhe. Seinen Spitznamen behielt er, an den hatten wir uns zu sehr gewöhnt, aber im Unterricht kränkten wir ihn nicht mit einem Blick. Und als wir die Untertertia verließen, schwuren wir dem Nachschub bei allem, was einem Irokesen- und Siouxindianer heilig ist, sie zu skalpieren, wenn sie bei Pampel keine Musterschüler wären. Zitternd gehorchten sie. Leider konnte er die Ruhe nicht lange genießen. Schon im nächsten Jahre ging er zur ewigen Ruhe ein. —

Sein Gedächtnis war bei mir verblaßt. Erst nach meiner Rückkehr aus Amerika erinnerte ich mich seiner so recht wieder. Ich war eben wieder sentimental geworden. Vorige Woche suchte ich sein Grab auf, wider meine Erwartung war es gepflegt. Auf meine an den Friedhofswärter gerichtete Frage, wer sich des Grabes so liebevoll annehme, lautete die Antwort: „Herr Pullrich."

„Pullrich?"

„Ja, der die große Drogerie am Markte hat." —

Ich gab dem Manne Geld, daß er einen schönen Kranz besorge, und sagte: „So, der Herr Pullrich? Den kenne ich. Das war ein Freund des Herrn Oberlehrers."

„Ja, er spricht immer sehr . . . sehr liebevoll von ihm. Neulich erst sagte er: Wenn es doch jetzt noch so gute Lehrer gäbe — der Herr Langrock hat mich erst zum denkenden, mitfühlenden Menschen gemacht.“

Das Alibi.

(Erzählung von **A. Dessauer**.*)

Anno dazumal war's, als Gnaden der Herr Landrichter von den Tagdieben, Handwerksburschen und rauflustigen Bauern noch sehr gefürchtet wurde. — Besonders der in Tölz war „a' sakrisch schiacher**) Herr“ nach Aussage aller, die das zweifelhafte Glück hatten amtlich mit ihm zusammenzugeraten. Ein ganz besonderes Augenmerk aber hatte er auf die Wilderer; nicht leicht, daß einer, der ihm unterkam, vor einem halben Jahr wieder wilderte, wenn man nicht 's Jagern auf Ratten und Mäus' ohne spezielle Erlaubnis auch unters „Wildern“ rechnete.

Gnaden Herr Landrichter hatte selbst eine Jagd, und zwar die schönste in der ganzen Gegend; er hatte den dazugehörigen Hund nebst Stutzen, den dazugehörigen Jäger und, weil's im Oberland denn halt doch nicht anders geht, auch den oder die dazu gehörigen ungebetenen Jagdgäste.

Schon dreimal waren ihm die schönsten Böcke weggeschossen worden. Der Jäger fluchte, daß der Tisch wackelte — ja, er greinte beinahe vor Wut, und der Landrichter schlug mit der Faust auf sein Pult, daß ihm die Tinte auf die weißen Hosen spritzte, und verschwor sich hoch und teuer, beim Landesherrn einzugeben, daß er den Wilderer, wenn er ihn erwische, mindestens in Öl sieden, aufhängen, vierteilen und rädern lassen dürfe.

Die armen Burschen, welche auf anderen Jagdgründen ertappt wurden, hatten auch zu dieser Zeit keine guten Tage. „Scho' so vüll ungläubig is er, der Herr Landrichter!“ war die allgemeine Klage. Es war richtig, mit Ausreden durfte ihm keiner kommen; lächerlich, ihm, selbst Jäger, vormachen zu wollen, daß einer mit dem Kugelstutzen von zwölf Millimeter Kaliber auf Spatzen hätte schießen wollen und daß der Bock g'rad' durch Zufall zwischen den Spatzen und dem Lauf durchgerannt sei!

Nur einem konnte er nicht an, und gerade auf den hatten er und sein Jäger am meisten Verdacht; das war der Bruckbauern-Seppl

---

*) Wir entnehmen diese Erzählung dem soeben erschienenen neuen Bande von A. Dessauer, „Mit krummer Feder auf grünem Hut“, illustriert von Richard Graef. Der vorliegende Band des als alpiner Schriftsteller bekannten Verfassers bietet prächtige Älpler- und Bergsteigerkost, an der sich insbesondere die große Gilde der Alpenfreunde erfreuen wird.

**) schiach = schlimm.

von Lenggries, ein „Mordshallodri“; wie weit und breit keiner war. Daß er wilderte, war ein offenes Geheimnis; aber auf der Tat ließ er sich nie ertappen. Zweimal schon stand er vor dem Gestrengen, der ihn unter seinen buschigen Brauen hervor ansah, als müßt’ er ein Geständnis erzwingen — aber es war ihm nicht beizukommen.

„Ich krieg’ den Kerl schon noch amal! Den leg’ ich noch ’nein, daß er an mich denkt — so wahr ich der Landrichter von Tölz bin! Werd’t ’s sehen, Leut’, der geht mir noch ins Garn; beobachten laß’ ich ihn Stund’ für Stund’, wenn er fortgeht, der Loder, der elendige!“ so äußerte sich der Vertreter der Gerechtigkeit hie und da beim Bräu am Honoratiorentisch; und nicht lange darauf wurde der Sepp auch vorgeladen — aber von wegen ganz was anderem.

Der Sepp hatte einen Feind — das war der Jochenbauer von Oberwarngau. Die Feindschaft war aber gegenseitig und für den Jochenbauer um so weniger erfreulich, weil der Sepp die größeren Hände und die mehrere Kraft hatte. Wieder einmal hatte der Jochenbauer das fühlen müssen. Am 6. November ist in Tölz ein großer Festtag, Leonhardi. Wie der Jochenbauer so um 5 Uhr nachmittags sich auf den Heimweg macht — nicht gerade voll, aber auch nicht gerade nüchtern — kommt ihm halbwegs von Oberwarngau der Sepp entgegen und haut ihm eine links und eine rechts herunter, daß der Jochenbauer glaubt, ’s höllische Feuer fahr’ ihm aus den Augen.

So erzählt er vor Gericht und der Sepp steht dabei und schaut de- und wehmütig in den Boden hinein.

„Na, Jochenbauer, kannst d’ es auf dein’ Eid nehmen, daß ’s der Sepp war?“

„Mein’ scho’, Gnaden Herr Landrichter; den Seppl werd’ i’ wohl kenna und den seini Mordspratz’n, seine damischen g’schpür’ i’ aa’ aus hundert ander’n ’raus!“

„No’, Seppl, Hallodri elendiger, jetzt kannst d’ ’s ja wieder wegleugna; aber das sag’ i’ dir, wann d’ leugn’st, kriegst d’ fünfundzwanz’g, daß dem Jochenbauern seine Watsch’n noch gar nix dageg’n war’n! Verstehst mi? . . So, jetzt sag’: Warst d’ ’s oder warst d’ ’s nit?“ apostrophierte der Richter, der sehr volkstümlich zu sein pflegte, den Seppl. Der Seppl aber gestand zur größten Verwunderung des Fragenden unumwunden die zwei Watsch’n ein und der Schreiber schrieb ins Protokoll, daß der Sepp Bruckbauer von Lenggries „freiwillig“ gestanden habe, dem Jochenbauern von Oberwarngau am Leonharditag gegen 6 Uhr abends zwischen Tölz und Oberwarngau zwei Ohrfeigen gegeben zu haben.

Für diese Entfernungsverminderung zwischen seiner Hand und seines Feindes Wange erhielt der Sepp drei Tage Arrest.

Wie er wieder herauskommt, erwartet ihn der Sprattl von Tölz, ein reicher Gerbermeister, und redet ihn an: „Du, Seppl, hast jetzt du dem Jochenbauer die Watsch'n 'geben oder i'?"

„Mei', wirst 's scho' du g'wes'n sei'; hab' mir's glei' denkt, wie der Jochenbauer auf mi' g'schwor'n hat, weil mir zwoa do' die selbig' Statur hamm und 's gleiche G'wand! Aber i' hab' mir denkt: Dem Gerbersprattl wird's dengerscht net recht zuasag'n, bal' er, a' ang'seh'gner Bürgersmo', ins Loch muaß; nimmst 's auf di', denk' i' mir, bei dir macht 's eh nix aus, wann d' a' paar Tag brummst, und der Sprattl werd' si' erkenntli' zoag'n."

„Tuat er aa', Seppl; i' lass' mi' net lump'n!" Dann gingen die beiden zum Bräu; der Seppl aß und trank auf Sprattls Kosten zum Ersatz für die drei mageren Tage und steckte dazu noch schmunzelnd zehn funkelnde Guldenstückl ein.

Auf dem Heimweg brummte er vergnügt: „Schau, schau, der Sprattl war's; wer hätt' dös denkt! Guat is 's 'ganga!"

Zwei Tage später meldet der Jäger dem Landrichter, daß er am Leonharditag ganz bestimmt den Bruckbauer Sepp erkannt hätte, wie er auf einen Bock geschossen habe; dann sei er verschwunden und auch die sofort erfolgte Untersuchung sei resultatlos gewesen.

„Hast d' denn 'n Sepp bestimmt g'seh'n?"

„Auf mein' Eid hin, Gnaden Herr Landrichter; mei' G'hilf, der dabei war, hat ihn auch erkannt!"

Der Sepp wird vorgeladen. Der Landrichter schwimmt in Wonne; heute will er ein Exempel statuieren: „Gelt, i' hab's g'sagt, der geht mir noch ins Garn!" renommiert er schon vorher seinen Stammtischgenossen gegenüber.

„Na, Seppl! Freut mich, daß wir uns schon wieder seh'n! Wia geht 's dir denn?" spöttelt er.

„O, ausgezeichnet, Gnaden Herr Landrichter!" antwortet der Seppl, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

„Wird dir's Lachen bald vergeh'n! Du Lump, g'wildert hast! Diesmal hilft kein Leugnen mehr; der Jäger und der G'hilf' haben dich g'seh'n — also 'raus mit der Sprach', wie war das?"

„I' hab' net g'wildert, Gnaden Herr Landrichter!"

„Jäger, wann habt ihr ihn g'seh'n?"

„Am Leonharditag um 6 Uhr, keine zehn Schritt' vor mir!"

„So, Sepp, wo warst du da, he?"

„Gnaden Herr Landrichter, da hab' i' dem Jochenbauern die Watsch'n geben — zwei Stund' und a' halbe von der Stell', wo mi' der Jaga g'sehg'n hab'n will; dafür bin i' zu Recht verurteilt word'n und hab' mei' Straf' abg'sessen, Gnaden Herr Landrichter!" — — — — —

Der Sepp mußte freigesprochen werden auf dies Alibi hin; der Landrichter tobte; er wußte ganz genau, daß der Sepp gewildert hatte: aber er war machtlos — er war ihm ja selbst in die Falle gegangen. — Der Sprattl aber sagte nachher zum Seppl: „Lump elendiger, also dessentwegen hast du den Charaktervoll'n g'spielt! . . Woaßt, 's Maul hal' i' net halt'n müaßt' weg'n meiner selbst, i' zoaget die ganz' G'schicht' an — nacha kunnt'st d' a Jahrl brumma, du Tropf, du eiskalta!"

Wia da Luzian zu sein Weib kimbb.

In da steirischn Gmoansproch von **Rosegger**.*)

„Nau olßa, Lutzl, hiaz sein ma's'" sogg der Oltgsell zan Junggselln. Da Jungsell, da Lutzl, is gestern noh Tischlalehrbua gwen und heint is er Tischlagsell. Olßa, derawegn sein mas.

„Wos wirst dan hiaz mochn, Luzl?" frogg der Oltgsell.

„Ih? An Gsellnhuat kaf ih ma!" sogg da Junggsell.

„Nau — und sist nix?"

„Und a Tabakpfeifn."

„Geh Norr, a Tabakpfeifn! Rach Zigarn. Dasporst as Geld für die Pfeifn. Steht oan ah besser on, die Zigarn. — Muaßt ah an Aufputz hobn."

„Wos sul ih dan für an Aufputz hobn? Bin jo ka Weibsbild."

„Lutzl, ih will da wos sogn. 's Weibsbild putzt sih mit Mascherler und Büscherler auf und s Monsbild mitn Weibsbild. Vastehst? A Madl muaßt da zualegn."

Da Junggsell gugg mit oan Aug durchn Hobel, blost a Schoatn aussi und sogg: „— Däs hon ih mar ah scha denkt. — Wons holt eppa nit gor z viel Geld kostn tat."

„Geld kostts scho!" drauf der Oltgsell. „Muaßt da holt oani aussuachn, de ihr Geld ah wert is."

„Ken mih holt noh nit recht aus."

„Sou! Kenst dih nit aus. Und willst a Tischlergsell sei. Loß da holt rotn. Erstns muaßt dar oani nehma, de da gfollt."

„Sa gscheit bin ih selba."

„Und oani, der du gfollst."

„Ho, dos warn ihra jo zwoa!"

„Um so bessa!"

„Ba mir", moant da Luzl, „gehts nochn Sprichwort: de ih kriag, mog ih nit und de ih mog, kriag ih nit."

---

*) Erzählung desselben Verfassers zum Vorlesen bearbeitet.

„Du, Luzian!“ sogg der Oltgsell und schautn noch der Seitn on, „mir scheint, du host in dera Soch schon ols Lehrbua vorgorbeit't! — A Glück für deini Ohrwaschl, daß ih nit draufkema bi! A so an Rotzbuabn gengan d Weibaleut noh gor nix an, vastehst! — Ah ja sou, hiaz bist jo Junggsell.“

„Natürla, hiaz kon ih heiratn.“

„Luzl! Paß auf, wos ih da hiaz sog. Schau, daß d koani dawischt, de von Heiratn redt. Gibb ihra, de deaf ma na ban Fiatabandl zupfn — gschwind is a sou oani do mitn Heiratn. Sogg nit grüaß dih Goud und nit pfiad dih Goud, kriagst ka Guati Nocht und koan Guatn Morgn. Nix a wia: Heiratn! — Hör mar auf mit ara so an Weibsbild!“

„Jo, oba du! Hiaz hon ih ollaweil gmoant, zan Heiratn warn s do!“

Der Oltgsell tuat an Locha. Aftn schaut er n Junggselln mitleidi on.

„Hiaz woaß ih nit, wiar ih dron bin“, moant der gonz dakema.

„Luzl! Host du da schon amol unsa Frau Moasterin ongschaut?“

„Oh je!“ moant da Junggsell.

„Nau gsiachst as! Und du woaßt nit, wiast dron bist. — Ih sog da dos: Olls möcht ih in dem Haus liaba sei, wia da Herr Moasta. Der Ehherr, ha ha! — Woaßt woher der Nom kimpp?“

„Ehherr?“

„Weil er e h Herr gwesn is, eh er gheirat hot. — Ja, mei liaba Luzian, dos sein Sochn!“

Wos er weida noh hot fürbrocht, der Oltgsell, däs woaß ih nit. In Luzl hot zimbb, hiaz fongad wieder a neugi Lehrzeit on. Und nochha wia da Sunter is kema, hot er sei Lehrstückl holt probiern wölln. Zwoa Menscherla nochanonda hot er ongredt afn Kirchweg. Ba der erstn is er ohblitzt. Ba da zweitn is er ah ohblitzt. — Holt jo, denkt er eahm, in da Lehrzeit gehts schon a sou — und bandelt mit da drittn on. Zan Grüaß Goud druckt er ihr d Hond.

„Auweh!“ schreit sie, „däs tuat jo weh!“

„Mir hots nix weh ton“, moant da Luzl, „Dei Ring do mochts. Sog ma's, Sanerl, va wen host den du däs Ringerl?“

„Va wen den? Va meina selign Muada.“

„Is scha gstorbn, dei Muada?“

„Freilih.“

„Oba dei Voda lebb no, gelt?“

„Is ah scha gstorbn.“

„Ah gstorbn? — Oll zwoa gstorbn! — Däs is oba gspoasi. Nochha muaßt da schon an Liabhober onschoffn.“

„Is ma nit zwida. Wan mih oana mog!"

„Ih mog dih, Sandl. Geh, gehn mar ins Wirtshaus mitanond. Trinkst gern an wormen Wein?"

„Wan er guat zuggert is."

„Gilt scha!" sogg da Luzl und legg ihr in Orm ums Gnack. „Hiaz sein mar a par Baliabbi, gelt? Oba du! Treu muaßt ma bleibn!"

„Wos ih ban Oltor vasprich, dos holt ih."

„Ban Oltor, moanst. Woaßt, Sandl, dos sein oltbochni Sochn. Kemen schon oh — sein schon ohkema. Dirndl, mir brauchn koan Pfora, mir richtns aloan ah."

„Schöna Tischlagsell!" sogg sie, „wia gfoll ih da dan af der Seitn?" zoagg n in Bugl und rent ins Wegmocherhäusel eini, däs nebn da Stroßn steht.

„Mih deicht, ba der — bin ih ah ohblitzt", denkt eahm da Tischlagsell.

Afn Obnd, ums Dunklwern, is da Luzl scha wieda dahoam in da Werkstott.

„Meina Seel, ih loß s olls mitanonda sei! Dumi Dudln seins, de Weibaleut! Da wormi Wein, guat zuggert, der wär ihr recht gwen. Oba wiar ih drauf onspiel, daß ih nit heiratn will . . ."

„Host ihr dos vor oda noch n wormen Wein gsogg?"

„Natürlih onfongs, eh wen mar ins Wirtshaus hobn wölln gehn."

Do wird der Oltgsell gonz ernsthoft, tupft mitn Finger in Junggselln af d Stirn und sogg völli feierlih: „Mei liaba Luzian! Do drinat host du lauta Hobelschoatan!" —

Af däs kunt die Gschicht hiaz aus sei. Oba sie is noh nit aus. In Oltgselln is mit da Zeit lonkweili worn nebn a sou an begriffstitzign Junggselln, er hot sih frembb gmocht. Und a por Johr späda, wia da Tischlamoasta da Frau Moasterin durchgongen is und er sih vasteckt hot sechs Schuach tiaf in d Erdn eini, do hot die Frau Moasterin in Tischlagselln Luzian zan Werkführa wölln mochn und hotn z vastehn gebn, wer woaß, wos sih nit nouh olls zuatrogad! — Oba da Luzl hot für die guati Moanung schön Donk gsoggt und hot eahm in Dorf selber a Tischlerwerkstott eingricht't. Und wiar er so weit is, wos follt n wieder ein? D Weibaleut. Eigentlih nur an oanzigi, und de hot sih festgsetzt in sein Schädl, afn Hobelschoatan, und de bringg er nit weida. Die nämlichi, af de er s Sprichwort hot deut't: de ih mog kriag ih nit. — Somstas vorn Kirchwasunter is s, daß da jungi Moasta Luzian in seina Werkstott fleißi hobelt. Er hobelt a Bret.

Geht af oanmol a mudlsaubers Dirndl ba da Tür eina. Af oan Schub fohrt da Tischla mitn Hobl aussi übers Bret, daß na grod

wischbelt. Va lauta Schrockn. D Waberl is s! D Feichtbarn-Tochta. „Moasta", sogg s Dirndl lusti, „an Orbat bracht ih."

„Is ma nit zwida."

„Da Voda loßt bittn, wan uns da Moasta tat a Kreuz mochn."

Loßt er in Hobel stehn und frogg: „War wer gstorbn ban enk?"

„Na, gstorbn nit. A Sterzschüsselkreuz brauchad ma."

Do müassns ollzwoa lochn. A so a Hulzkreuz, däs mar üba d Milchschüssel legg, daß ma d Sterzschüssl kon draufstelln.

„Tuat da Moasta nit ah gern Sterz mit Milch essn?"

„Nau!!"

„Gelt du, däs is guat! — Oba na! Hiaz hätt ih bol d u gsogg zan Moasta." Frei schoma tuat sa sih.

Er schauts glückseli on und denkt: Hiaz, Luzl, red! — Ober in Luzl hots d Red vaschlogn.

„Wos wird dan d o s?" frogg s Dirndl und deut't afs Bret.

„Muaß s heint no sei, s Sterzschüsselkreuz?" frogg er.

„A balei. Wan da Moasta holt just amal Zeit hot. — Wos is dan däs für a Hulz, daß sa schön glonzt?"

„Däs? Däs is a Tanenhulz. Woaßt, Dirndl — d Eheleutbeta, dä mocht mar ah aus Tanenhulz."

„Sou? De ah?"

„Möchst nit oans hobn, Waberl, an Ehleutbett?"

„An Ehleutbett? Wa ma freilih wul z groß."

Da Luzian draht in Zollstob ausanond und meßt s Bret.

„Suls leicht recht gleim sei, weilst sa gwegn meßt?"

„Fünf Schuach sechs Zoll."

„W i r d s leicht a so a Bett?"

„Selm wars wul a wenk z kurz — und z schmol. — Waberl, ih —" D Sog nimbb er und schneidt a Stückl weck. Sie holt't d Ohrwaschl mit boad Händn zu.

„Gelt, däs Schoagazn! Bar an hortn Hulz schoagazts nouh mehr. Ma wirds oba bol gwohnt. D Sog und — n Tischla. Moanst nit, Dirndl? daß d n gwohnt wern kuntst, in Tischla?"

„Mir scheint, däs wird gor a Winklkastl?" moant sie, weil er zwa Breta grod a sou stellt.

„Na. — Ober an Wäschkostn wult ih da mochn, an zirmenen! Häst ka Freud mit ara so an Wäschkostn?"

„Wul, wul, mit'n Leinzeig, däs is ollaweil mei liabast gwen."

„Nau, siagst as! Und ih hon mar ouf und ouft denkt, wan ih amol heirat, sa muaß s a Weib sei, de mit da Leinwad a Freud hot. Sist is s ka rechts Weib."

„Jessas, do wern ja Nägl eingschlogn!"

„Do wern hiaz Nägl eingschlogn“, sogg er und der Homer schollt, daß n Dirndl durch Morch und Boan geht. Nochha probiert ers nouh- amol mitn Redn. Oba sie sogg: „Ih vaplausch mih do! Dahoam sull ih scha sei!“

Er legg in Homer weg, nimbbs ba da Hond und sogg: „Na, Waberl, ba mir sulst bleibn. Ba der Tür tritt koani mehr eina, de ih sa gern kunt hobn wia dih!“

Bluatrot wirds in Gsicht, as zidern ihr d Händ. „Oba Moasta! Wos sollt n Moasta dan ein!“

„Waberl — — sog jo!“

„Um Gouteswilln!“

„Mei liabs Dirndl! Seit Johr und Tog scha geh ih um mit der Frog. Hon mih nia traut. Oba heint! Ob hiaz! Kena tuast mih. — Sog jo!“

„Wans — mei Gad — wans wirkla scha sei sult. Luzian, däs müaßad mar uns wul — Ih woaß nit — olls z gach!“

Und hebb ihr Füater auf und woant eini.

„A sou wos deaf ma nit aufschiabn“, sogg hiaz da Luzian, „iist kunts oan a sou gehn, wiar in ormen Knoppnpaul. Morgn hätt sei Hohzat suln sei und gestern hotn in Stulln a Stoan daschlogn.“

„In Knoppnpaul? Oba wos d nit sogst!“

„Morgn trogn s n afn Freidhof.“

„Sas Maria! Däs is jo sei Totntruchn!“ schreit s Dirndl auf und stort hin af die Breta.

„Kon wul sei“, sogg er gonz döwi.

„Oba na!“ Böli nit dafonga kon sa sih. „Däs hät ih ma nit denkt, daß ih n Moasta bar a so a traurign Orbat sul ontreffn.“

„Wias holt kimbb. Heint a Truchn, morgn a Sterzschüssllreuz. Übamorgn a Kindawiagn . . .“

Hiaz sans still ollzwoa. Da Luzian schaut s Dirndl on, long schaut ers on und sogg af d leßt: „I moan holt, Waberl, da Mensch sul sei Lebn nit vasama. Ghoaß mas, Waberl — sog jo!“

Do wird s Dirndl af oanmol lebendi: „Na, heint sog ih nit jo. Gout behüat mih, daß ih heint jo sogad. Bar a sou an Orbat. Wons oba — wons wirkla dei goudsheiliger Ernst is, Luzian, sa — frog mih af d Wochn. Ober“ — tuats gschami dazu — „vagiß nit drauf!“

Frühling zieht ein!

Drei Gedichte von Otto Promber.

I.

Im Lockenhaare den Veilchenkranz,
Von Drosseln und Lerchen umsungen,
So kommt durch den goldenen Sonnenglanz
Jung Frühling ins Tal gesprungen.

Er klettert die turmhohe Birke hinan
Und ziert sie mit wachsbraunen Räupchen,
Dann putzt er den rostroten Weidenstrauch an
Und schmückt ihn mit silbernen Häubchen.

Um Hecken und Büsche streut er galant
Windröschen und Primel und Sterne
Und hängt an des Baches grünleuchtenden Rand
Die goldgelbe Schmirgellaterne.

Sogar an dem Garten des Nachbars vorbei
Springt Frühling in hellem Frohlocken,
Wirft über den Zaun seine blühende Streu
Von Krokus und schneeweißen Glocken! —

Und kichert ins offene Fenster hinein:
Herr Nachbar — gut' Morgen! gut' Morgen!
Gebt acht auf das Herz eures Gretelein,
Es hält ein Maßliebchen verborgen!

II.

Jungritter Frühling blies ins Horn!
Und aus dem Goldhorn schwangen
Sich tausend liebe Vögelein
(Ich glaube, Lerchen mußten's sein)
Hoch, hoch ins klare Blau hinein
Und schmetterten und sangen.

Jungritter Frühling warf den Hut
Laut lachend durch die Lüfte!
Und weithin, über Feld und Au,
Fiel aus dem Hut weiß, gelb und blau,
Manch' Streublümlein — benetzt vom Tau,
Den Kelch voll süßer Düfte.

Jungritter Frühling küßte still
Ein Kind auf Mund und Wangen!
Und wie er ihm die Lippen bot,
Ward Hans, der Bursche, schämig rot,
Gestand der Grete seine Not
Und hielt sein Lieb umfangen.

III.

Die Sterne schlugen die Goldaugen auf.
Der Mond kam übers Gelände;
Rotblinzelnd sah er in seinem Lauf
Durch die bleigrauen Nebelwände.
Dann stieg er, einer Madonna gleich,
Empor auf der Wolkentreppe —:
Frau Luna ging durch ihr Königreich
Und Sternlein hielten die Schleppe.

Vom Turm St. Pauli schwamm durch die Nacht
Ein langgezogenes Läuten;
Vom Gartenhaus sang die Nachbarin sacht:
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."
Die Dächer spielten im Silberglanz;
Die blühenden Apfelbäume
Lagen als einziger Rosenkranz
Um meine seligsten Träume.

Auf einsamer Straße wandelt vorbei
Ganz heimlich ein schweigsames Pärchen
Und träumt von der Hochzeit! O Nacht im Mai —
Was spinnst du für herrliche Märchen!
Gewiß hat heute schon mancher gedacht:
Wenn es doch immer so bliebe;
Es ist, als malte die Frühlingsnacht
Eine Fata Morgana der Liebe!

Der Weg zum Selbst.

An allen Straßenecken, auf allen Bahnhöfen, in allen Gasthöfen und anderen öffentlichen Orten sehen wir allerlei Wegweiser zu allerlei Gütern und Glück. Hier weist einer auf das Theaterstück des Tages, ein anderer in den Konzertsaal, ein anderer verrät, wo man gutes Bier bekommt, ein anderer lenkt die Aufmerksamkeit auf neue Fahrräder, ein anderer auf neue unfehlbare Heilmittel, ein anderer auf verkäufliche Häuser, ein anderer auf große Haupttreffer, ein anderer auf interessante Reisen und Sommerfrischorte oder Winterspiele. Lauter willfährige Wegweiser zu irgendeinem Glücke. Und in der Zeitung sind jeden Tag hunderte von ähnlichen Fingerzeigen nach den herrlichsten Dingen, nach Gesundheit, Reichtum, Lust und Genuß aller Art. Und alle Straßen dahin sind voll Suchender, dürstend, lechzend nach Glück. Aber alle Wege weisen nach außen hin und selten, o wunderselten kommt einer der Glücksjäger mit guter Beute zurück. Und glaubt er schon im ersten Augenblick, das erjagte Gut freue ihn und werde ihn glücklich machen, in kurzer Zeit ist die Illusion verraucht, es ist doch nicht das, was er erwartet, und der Enttäuschte empfindet eine größere Lücke als vorher und mit jeder Enttäuschung wird die Öde größer.

Nun bin ich aber einmal einem anderen Wegweiser begegnet. Der zeigt nicht in die Ferne hin, der kündigt keinerlei äußere Dinge an, der steht da und weist mit seinem Zeigefinger schnurgerade auf meine Brust. Und schweigt.

Es ist ein Buch erschienen, das benennt sich: „Der Weg zum Selbst“. Geschrieben hat es der Denker Otto von Leixner für das deutsche Volk und herausgegeben hat es der Verleger Emil Felber in Berlin. Man kann sich's gleich denken, was das Buch will. Es will uns den Weg zeigen zu uns selbst. Und daß wir nach dem Jagen der Tage einmal heimkehren in unsere eigene Wohnung, in unser Ich, wo die Geheimnisse alles Glückes verborgen liegen. Und gibt das Buch Andeutungen, wie man am besten und sichersten zu sich selbst zurückfindet und wie jeder in sich selbst jene Kräfte hat, die alle äußeren Güter und Vorstellungen zu wirklichem Glücke zu verarbeiten vermögen. Ja, wie diese inneren Kräfte auf äußere Güter gar nicht angewiesen sind, wie sie gleichsam aus sich selbst ganz andere, gediegenere und beständigere Schätze hervorbringen. So daß der also heimgefundene Mensch zum Bewußtsein kommt, die Dinge da draußen, die so sehr angepriesen werden, haben mit dem wirklichen, dem beseligenden Glücke gar nichts zu tun; das wahre Glück ist Eigenbau. Aber das kann einer, der's nicht erlebt und erfahren hat, nach dem Worte ja nicht verstehen, höchstens

ahnen, daß es sich da um jenes Glück handelt, welches unser Herr als Himmelreich bezeichnet hat, das der Mensch in der eigenen Brust suchen müsse. Wem darum zu tun wäre, nach allen Enttäuschungen versuchsweise einmal den Weg zu sich selbst einzuschlagen, dem möchte ich das genannte Buch empfehlen. Es gibt uns freilich nichts neues, es zeigt uns nur jene inneren Güter, die längst da sind, deren wir uns aber nicht bewußt sind und die deshalb ungehoben und unbenützt liegen bleiben.

Wie es dieser Wegweiser nach dem Selbst meint, das sollen uns einige Gedanken andeuten, die wir dem Buche entnehmen. Zuerst über das Glück.

Ein vierjähriges Kind hält ein Holzklötzchen aus einem Baukasten in der Hand und blickt es mit zärtlicher Liebe an. Es sieht darin ein Kind, das es Erich getauft hat. Stundenlang kann es damit spielen und ist glücklich. Ein junges Mädchen hat das erste silberne Armband erhalten. Sie kann sich davon nicht trennen und noch vor dem Schlafengehen küßt es flüchtig das Schmuckstück, in dessen Besitz es sich glücklich fühlt. Ein Knabe geht zum erstenmale mit hohen Stiefelchen auf die Straße. Stolz blickt er auf die blanken Röhren; sein Gesicht leuchtet vor Freude: er ist glücklich. Ein armer Mensch hat eine kleine Erbschaft gemacht; seine Not hat ein Ende, er fühlt sich glücklich. Ein Beamter hat einen bescheidenen Orden erhalten; sein Selbstgefühl hebt ihn über Hunderte, die eine solche Auszeichnung entbehren, und er meint nun, das Glück zu besitzen. Die ersten Verse eines Anfängers oder einer Anfängerin sind in einem Winkelblatte gedruckt erschienen. „Er" oder „Sie" lesen das Gedicht immer wieder; es scheint, als wohne jedem Worte eine noch nie dagewesene Schönheit inne, als sei nun der Eingang zur Unsterblichkeit weit offen und als liege die ganze Zukunft hell und bestrahlt von der Sonne des Glückes da. Der Feldherr reitet nach der Schlacht über das blutige Feld — der Feind ist geschlagen, der Sieg errungen. Nicht denkt der Führer jetzt an die Opfer, die der Kampf gekostet hat: mit stolzer Freude schaut er vor sich hin: er ist glücklich.

Der Forscher hat nach Jahren vergeblicher Versuche eine Entdeckung gemacht, die wichtig für seine Wissenschaft ist; vielleicht hat er ihr die Gesundheit geopfert, aber in dem Augenblick, wo vor ihm in lichter Klarheit das lange Gesuchte sich hinstellt, ist alles vergessen vor dem Gefühle des Glücks.

Das Werk eines jungen Tondichters wird aufgeführt. Mit Angst weilt der Urheber hinter der Bühne. Er erringt Erfolg; die Zuhörer klatschen und der Komponist muß vor die Rampe. Nicht um Haufen Goldes gäbe er das Glücksgefühl dieser Minuten dahin.

In diesen und tausend ähnlichen Fällen liegt in der erhöhten Seelenstimmung etwas Reines, wenn auch unbewußte Ichsucht vorwiegt. Aber das Glücksgefühl kann sich ebenso gut mit einem Tun verbinden, das, vom höheren Standpunkte aus betrachtet, unbedingt als verwerflich gelten muß.

Einem schlauen Streber ist es gelungen, durch geschickt angebrachte Verdächtigungen einen Nebenbuhler zu beseitigen und durch Lügen und Ränke ein Amt, einen Vorteil zu gewinnen. In diesem Augenblicke des Sieges ist er glücklich.

Ein Wucherer hat den Leichtsinn eines Menschen benutzt und ihn auf Ehrenscheine zur Zahlung von Beträgen verpflichtet, die das geliehene Geld um das Dreifache übersteigen. Die Eltern, vielleicht nur sehr mäßig begütert, opfern alles, um die Laufbahn des Sohnes nicht vernichten zu lassen. Eine Familie ist um alles gebracht, der Wucherer aber überzählt den Gewinn und ist glücklich.

Ein leichtsinniges, putzsüchtiges Weib, dessen Gatte nicht die Mittel besitzt, das Luxusbedürfnis der eitlen Frau zu befriedigen, gerät auf Abwege, nur um die Mittel zur Befriedigung ihrer törichten Leidenschaft zu gewinnen. Wenn es dann in einem modischen, kostbaren Gewande auf die Straße oder in den Ballsaal tritt, denkt es nicht daran, daß es seine Ehre verkauft und den Mann betrogen habe, nein: es fühlt sich glücklich.

Doch wer vermöchte durch Anführung von Einzelfällen den Umfang dessen, was Menschen mit dem einzigen Worte bezeichnen, auch nur zum kleinsten Teile anzudeuten! Die Fülle ist unerschöpflich. Es gibt nun sicherlich viele andere reinere, geistigere Glücksarten. Aber wie die Menschen in ihrer Mehrheit beschaffen sind, überwiegen die minder reinen oder geradezu vergifteten Glücksempfindungen die Zahl der anderen bei weitem.

Läßt sich nun eine Begriffserklärung für das Wort Glück geben, die tatsächlich auf alle Glücksgefühle paßt? Die Antwort muß verneinend lauten. Fast jeder Mensch, vor allem jeder jüngere, hat seine Auffassung von Glück und hegt bestimmte Vorstellungen, mit denen er seine Auffassung von Glück verbindet.

Daraus ergeben sich nun mit zwingender Gewalt unabweisliche Schlüsse:

Es gibt keinen einzigen Gegenstand außer uns, der an sich das gewährte, was wir Glück nennen.

Der Mensch selbst legt, durch falsche Gefühle und Urteile verführt, gewissen Dingen der Außenwelt die Fähigkeit unter, beglücken zu können.

Zu diesen Erkenntnissen gelangt der werdende Mensch, wenn er nicht besonders hoch begabt oder durch eine leidvolle Jugend frühzeitig gereift ist, niemals. Er muß durch Erfahrungen, die fast immer zugleich Schmerzen mit sich bringen, belehrt werden. Falls er dieser Belehrung, die ja auch nur innen sich vollzieht, zugänglich ist. Viele Menschen bleiben bis zum Tode auf der Oberfläche des Lebens.

* * *

Dem Selbst ist keine reine Freude versagt. Es kann Menschen mit der vollen Wärme des Gemütes umfassen, darf sich ein Heim gründen und Kinderseelen lieben; es darf sich der Freundschaft hingeben und für andere sorgen und schaffen.

Kein redlicher Beruf ist ihm verschlossen; ob es in einem Königsleibe wohne oder im Körper des schlichtesten Landmannes oder Arbeiters, gilt gleich: in der höchsten Bestimmung sind sich alle gleich, alle berufen zur Kindschaft.

Genießen darf das Selbst die Schönheit der Natur, des sich stets vor den Sinnen erneuernden Wunders des Allebens. Mit Jubel im Herzen mag er das Werden des neuen Lenzes schauen, der ihm aus Blumenaugen freundlich zulächelt, mag die Erhabenheit der hochgetürmten Berge, des Meeres bewundern oder hinaufblicken zu dem nächtlichen Himmel, sich der Sterne freuen und die gute Sonne lieben. Alle die Schönheit ist ihm offen und doppelt ergreifen wird sie den Geist, wenn er erkannt hat, daß dieses selbst noch im Aufruhr entfesselter Kräfte noch schöne All eigentlich einen Teil seiner inneren Welt bildet und das Wunder seiner eigenen Empfindung ihr Farben, Licht und Glanz verleiht.

Offen steht dem Selbst die geistige Welt der Kunst und Dichtung, ob er sie nun als Schaffer hervorbringe oder im Nachfühlen genieße. Je tiefer deren Werke, je mehr in ihnen gotterfülltes Leben herrscht, gleichgültig, welche Stoffe sie behandeln, desto sicherer wird das Selbst durch sie bereichert. Nur das aus unreinem Geiste Geschaffene wird es ablehnen. Offen steht dem Selbst das ganze Gebiet menschlichen Wissens und es mag darin wandeln, soweit seine Kraft hinreicht. Aber der Gott in ihm wird es auch nicht hindern, zu forschen. Nachgehen kann er mit der verständigen Auffassung dem äußeren Entwicklungsgange der Geschichte der Menschheit und durch die Vernunft die Ereignisse innerlich zu ergreifen und zu verbinden streben. Es kann die Räume messen und den Gesetzen nachsinnen, die sich in diesen Maßen betätigen; dringen mag es in die Unendlichkeit des Weltraumes, in die Welt des Unendlich-Großen oder in die zweite, in die grenzenlose des Unendlich-Kleinen

Es kann aber auch die geistige Geschichte nachforschend wiederzugestalten suchen, vom Beginn menschlichen Denkens bis zu den großen Gedankenbauten, die das innere All zu umfassen streben. Der Gott wird dem Selbst niemals verwehren, vorzudringen, soweit seine Kraft reicht.

Aber je tiefer das Selbst in das Innere dringt, desto sicherer ist es, daß keine Erkenntnis ihm den Gott vernichten wird. Denn die Religion, die sich auf dem Selbst und auf die Einheit seiner Tätigkeiten aufbaut, kennt nicht die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen. Die Kirchen können wissensfeindlich sein, das bloße Verstandeswissen, das nur äußerliche Verbindungen zu erkennen vermag, religionsfeindlich. Es ist ein Märchen, diese vorgebliche Notwendigkeit, daß Wissen und Glauben unvereinbar seien. Ein Märchen, das leider gar viele glauben, so köhlergläubig wie die Starrgläubigen irgendeiner Kirche.

* * *

Das Werkzeug, das uns ins Leben mitgegeben worden ist, mit dem wir die Ergebnisse des Innern hinausstellen müssen in die Welt der Erscheinungen, ist unser Leib. Wohnung des Selbst und ein Deutbild unserer Bestimmung, steht er auf dem irdischen Boden frei beweglich und gekrönt von dem Haupte, in dem die edelsten Tätigkeiten ihren Sitz haben. Seine Gesundheit ist nicht nur für die Arbeit und den Genuß des Tages notwendig, sondern auch für die innere Entwicklung von Wichtigkeit. Wohl vermag ein starker, sittlich erzogener Wille auch mit gebrechlichem Leibe Großes zu erreichen. Aber für die Mehrzahl der Menschen wäre diese Arbeit zu schwer.

Gesund sich zu erhalten, ist nicht nur ein Gebot der alltäglichen Klugheit, sondern, richtig gefaßt, *ein sittliches Gesetz*.

Wie viel auch unsere Zeit getan hat und tut, das Streben nach Gesundheit zu unterstützen, ebensoviel sündigt sie durch Mißbräuche aller Art. Wenn die unteren Schichten oft unter der widerchristlichen Ausbeutung der Menschenkraft schwer zu leiden haben, so die oberen durch Vergnügungssucht und durch die Überreizung des Gehirns. Denn auch für die geistige Arbeit und die geistigen Genüsse gibt es eine Gesundheitslehre, deren Mißachtung Leib und Seele gleichmäßig schädigt und die Selbsterziehung unmöglich macht.

Echte Geselligkeit, am besten im Hause, kann veredeln; sie muß sich nicht immer auf dem höchsten Gipfel des Geistigen bewegen; wenn sie harmlos heiter ist und dabei die Herzenswärme nicht fehlt, erfrischt sie Seele und Leib. Aber die Gesellschaftshetze mit ihrem Gefolge von Übermaß in Speise und Trank in den glühenden, stauberfüllten Räumen und der Überfülle erregenden Lichtes ist zu einer Krankheit geworden.

In gleicher Art schädigt das Übermaß an anderen öffentlichen Vergnügungen, der häufige Besuch der Schauspiele und Konzertaufführungen, die Jagd durch Sammlungen und Ausstellungen aller Art. Das Gehirn kann die Eindrücke nicht gründlich verarbeiten, es begnügt sich mit dem steten Wechsel leichter Reize. Das begründet die Oberflächlichkeit des gesamten Innenlebens und zerstört die Kraft zur Selbsterziehung.

Aber auch der überreizte Ehrgeiz, der zur Aufhäufung äußerlichen Wissens drängt, ist, besonders für Mädchen, gefährlich. Alles reizt, nichts aber wird bis in die Tiefen ausgeschöpft. Das viele Sitzen bis in die Nacht, der nie gesättigte Lesehunger, die Jagd nach dem Neuen und Neuesten schädigen das junge weibliche Geschlecht ebenso wie das männliche. Das alles führt weit ab von der Pforte, die in die Innenwelt leitet, aber es widerspricht auch der nötigen Rücksicht auf den Leib. Solche überreizte, mit dem „Neuesten" überfütterte Menschenkinder zerstören in sich die Möglichkeit der Einheit der inneren Tätigkeiten, aus der das verborgene Selbst entspringt, für immer. Sie lernen höchstens die modische „Seelenanalyse", die sich belauert und zerdröselt, bis die Gesundheit des Geistes für immer zerstört ist. Und dann finden sich die Nervenkrankheiten ein, mit denen die beleidigte Natur an den unglücklichen Toren Rache nimmt.

*
* *

Das sind Worte aus dem Buche. Natürlich greift der „Weg zum Selbst" noch tiefer. Aber das kann nur der mitleben, dessen Sehnsucht nach Gott und Ewigkeit hinzieht. Im engsten Raume unseres Inneren finden wir das Weiteste, das Unendliche.

Der erste evangelische Pfarrer in Mürzzuschlag.

Vor etwa sieben Jahren trat eines Tages ein jugendlicher Mann mit einem richtigen Pauluskopf in mein Zimmer sich vorstellend als evangelischen Geistlichen aus Württemberg, der einem Rufe nach Steiermark gefolgt sei. Es war zum Beginne der Los von Rom-Bewegung. Ich erklärte ihm in dieser Sache meinen Standpunkt, sei von Haus aus Katholik, hinge auch aus ästhetischen Gründen an der Kirche, der übrigens in mancher Hinsicht eine Prüfung nicht schaden würde. Der Besucher sagte, daß er nicht gekommen sei, etwa um mich zu werben, vielmehr um meine Meinung über mancherlei zu hören, die ihm denn auch offen mitgeteilt wurde.

Ungefähr ein halbes Jahr später fand ich denselben Mann, Adolf Kappus ist sein Name, in Mürzzuschlag als evangelischen Pfarrer. Nun

erst kam es zutage, daß der Kreis Mürzzuschlag, der freilich meilenweit war, nahezu sechshundert evangelische Bekenner hatte, von denen man bisher kaum etwas vernommen. Und nun begann der junge Pfarrer eine Arbeit, die erstaunlich war. Er wanderte durch die Täler, über die Berge, in die Wälder (von Bruck an der Mur bis zum 80 Kilometer entfernten Lahnsattel war das Bereich) und suchte die Evangelischen auf. Er sammelte sie zu einer Gemeinde, er unterrichtete die Kinder, besuchte die Kranken und Siechen, hielt Gottesdienste in den Häusern der Bürger und in den Hütten der Holzknechte, vermittelte Arbeitslosen Erwerb und ward bald der von vielen gesuchte und vertraute Ratgeber in geistlichen und weltlichen Anliegen. Da kam mancher herbei, um sich in die evangelische Gemeinde aufnehmen zu lassen. Aber das ging nicht so leicht. Das war nicht so, wie es ausgesprengt wurde, daß jeder „Übertretende" dreißig Gulden auf die Hand kriege. So einem Übertrittsbeflissenen wurde ordentlich auf den Zahn gefühlt. Bei dem es mit der Gesinnung haperte, der wurde fortgeschickt. Wer in ernster Überzeugung zum Übertritte kam, mit Vertrauen und Sehnsucht zum Evangelium, der brauchte nicht erst viel Katechismus zu lernen, er wurde angenommen. Als etliche „Deutschnationale" gerade nur als solche übertreten wollten, schickte sie der Pfarrer heim und empfahl ihnen, erst einige Fühlung mit dem Christentum zu suchen, bevor sie sich als Mitglied einer christlichen Kirche betrachten könnten. Da solche Leute aber doch einiges Verdienst um die Organisation der Gemeinde und Anregung zum Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag gegeben hatten, so wollten diese nationalen Heißsporne, daß die neue Kirche Bismarckkirche heißen sollte. Mit größter Entschiedenheit wurde das abgelehnt, das neue Gotteshaus trägt den Namen „Heilandskirche."

Wie hoch verdient hat Pfarrer Kappus sich um den Bau dieser Kirche gemacht. Wie oft unternahm er Reisen durch Deutschland, ja einmal selbst zu den Evangelischen ins russische Reich hinein, um durch Vorträge für die junge Gemeinde in Steiermark Interesse zu erwecken und Gaben zu sammeln. Als der Bau gesichert war, fehlte ja noch alles für die Glocken, für die Orgel und sonstige Ausstattung; auch an einen Grund für den Pfarrhof mußte gedacht werden, die Erhaltung und Verwaltung der Gemeinde mußte durch Beiträge und persönliche Dienste aus der Gemeinde selbst sichergestellt werden, und so gab es hundertlei Sorgen. Pfarrer Kappus war unermüdlich, überall war er hinterher, um den Bau zu beschleunigen, die Lieferungen zu urgieren, zu überwachen, alles nötige anzuordnen und endlich — was das kritischeste war — die Gemeindemitglieder zur entsprechenden Besteuerung heranzuziehen. Im Presbyterium, in dem wohl auch tüchtige Männer saßen, in den Sitzungen der Kirchengemeinde war er das anregende, leitende und schließlich zumeist auch aus-

führende Element; Arbeitslust leuchtete ihm aus den Augen, Tatkraft zuckte gleichsam durch den ganzen, frischen Menschen. Über all den schweren, langwierigen Aufgaben versäumte er nicht die Seelsorge. Abgesehen von den gewöhnlichen Gottesdiensten, die er abwechselnd in mehreren Ortschaften hielt, war er zu jedem Unterrichte, zu jeder Taufe, zu jeder Trauung, zu jedem Begräbnisse, zu Krankenbesuchen, bei jeder Witterung, zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle. Dabei stets in ernst wohlgemuter Stimmung und ohne viel Getue. Wer ihn da in seinem Berufe auf dem Rade durch die Täler oder mit Ski über die Höhen eilen sah im grauen Gebirgsgewand, der hielt ihn eher für einen Förster als für einen Geistlichen. An die Stelle seines Amtes angelangt, nahm er das Paket vom Rade oder vom Rücken und in ein paar Minuten stand der würdige Geistliche im Talar da, taufte, lehrte, segnete und betete.

Große Sorgfalt verwendete er stets auf die Sonntagsrede, die er zumeist auf seinen Wanderungen durch die Diaspora ausarbeitete. Diese Predigten befaßten sich weniger mit der Glaubens- als mit der Sittenlehre. Vom Standpunkt der christlichen Grundsätze aus waren es Betrachtungen über menschliche Charaktereigenschaften und soziale Lebenserscheinungen und Ziele. So behandelte er Reichtum, Armut, Brüderlichkeit, Dankbarkeit, Vertrauen, Energie, Wahrheitsliebe, Demut im Glück, Mut im Unglücke, Vaterland, Volkstum, Lebensfreude, Lebensüberdruß, Selbstmord, Stoizismus, kurz alles, was bestimmend in unser Leben schlägt. Eine ganze Woche lang hatte man zu knuspern an einer solchen Sonntagsrede. In der Predigt ging Kappus gern so vor: Wenn er einen großen Bibelsatz zur Anwendung bringen wollte, so stellte er sich zuerst auf die andere Seite, auf die der Weltleute, und betrachtete die Sache von ihrem Standpunkte aus. Damit erwächst ihm die Aufgabe, diese Anschauung zu widerlegen und den gewählten christlichen Satz in seine Möglichkeit, in sein Recht zu heben. So sehen die Zuhörer den Widerspruch von vornherein gelöst und das Thema für das Leben anwendbar. Während der Woche stößt man dann auf manche Erfahrung, auf die sich die Sonntagspredigt anwenden läßt, kurz — wie die Leute sagen — man hat was davon. Manchem der Landbewohner mochten solche Vorträge, die recht gut auch für akademische Zuhörer gepaßt hätten, zu wenig theologisch gewesen sein; hingegen hatten diese tiefgründigen Predigten das vor vielen religiösen Betrachtungen voraus, daß sie sich im praktischen Leben als anwendbar erwiesen. Besonders ist noch zu bemerken, daß Kappus' Kanzelreden frei waren von jeder Polemik gegen andere Kirchen.

Wer diesen Mann Jahr um Jahr so beobachtet hatte, dem war es wohl kaum anders möglich, als daß er vor ihm Hochachtung gewann. Seine persönlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften: Ver-

läßlichkeit, schlichte Unbefangenheit, männlicher Freimut, gut schwäbischer Humor, wurden hie und da vielleicht mißverstanden, von seinen Freunden und näheren Bekannten jedoch wohl gewürdigt. Ich meinerseits kann von Adolf Kappus sagen: Er ist mir ein guter Kamerad geworden. Galt es in der Gegend Gemeinnütziges zu schaffen, der „Pastor von Mürzzuschlag“ war dabei und die katholische Bevölkerung hat sich nie und nirgends daran gestoßen. Als es darauf ankam, in Krieglach-Alpel eine Schule zu gründen, tat Pfarrer Kappus mit; ja selbst an der Wiedererbauung der katholischen Kirche in dem nachbarlichen St. Kathrein am Hauenstein hat der evangelische Geistliche mitgeholfen, einen Beitrag vermittelt, dankbar dafür, daß sein schönes Ölbergkirchlein entstanden war und daß die katholische Bevölkerung es achtete.

In gesellschaftlichen Gesprächen war Pfarrer Kappus stets positiv, anregend und fördernd. Offen konnte man mit ihm über alles sprechen, in allen Bereichen fand er sich zurecht und hatte stets seinen gesunden Standpunkt — den christlich-sozialen; aber durchaus nicht in dem sattsam bekannten Sinne. In vielem seines Berufes angewiesen auf das Wohlwollen der reichen evangelischen Großindustriellen des Mürztals, nahm er sich doch kein Blatt vor den Mund, um sie an ihre Pflichten den Arbeitern gegenüber zu mahnen; offen stellte er sich auf Seite der Schwächeren. Hingegen gab es keinen Unbeugsameren als ihn, wenn es galt, auch die Arbeiter zu ihren Pflichten aufzufordern, sie anzuhalten zur Treue und Gewissenhaftigkeit, zur sittlichen und geistigen Ausbildung, zu der er ihnen nach Möglichkeit die Mittel schaffte und die Wege wies, In dogmatischem Sinne war Kappus liberal bis hart an die Worte Christi. In bezug auf die Liturgie in seiner Pfarrkirche sagte ich manchmal spaßeshalber, da sei er sein eigener Papst. So sehr er in Nebendingen der christlichen Freiheit huldigte, in der Hauptsache war er von christlicher Strenge. Da bog ihn nichts. Ganz fühlte er sich als opferpflichtiger Diener seiner Gemeinde und wollte als Geistlicher nichts voraushaben. Man wird auch nicht gar viele protestantische Pastoren finden, die mit so großer Objektivität und Toleranz von der katholischen Kirche sprechen, als es Pfarrer Kappus tat. Wie oft hörte ich ihn Einrichtungen der Kirche, die von anderen schwer verurteilt wurden, verteidigen und rechtfertigen! Wenn man auch selbst gelegentlich so manches an der katholischen Kirche zu rügen hat, von anderen hört man's doch nicht gern. Sie gießen oft das Kind mit dem Bade aus. Kappus trachtete stets gerecht zu sein. Er hatte seine Studien gemacht in der Kirchengeschichte, in der Dogmatik und — im katholischen Volke. Wie manches ist ihm da verständlich geworden. Als vor sechs Jahren von einem Mithelfer beim Kirchenbau der Wunsch ausgesprochen wurde, daß in der neuen Kirche das Bild der Mutter

Jesu aufgestellt werden sollte, fand der evangelische Pfarrer nichts dagegen einzuwenden.

So wurde Pfarrer Kappus dem Volke gerecht. Aber mit gleicher Loyalität auch den katholischen Amtsbrüdern der Nachbarschaft, besonders auch in der ineinandergreifenden Amtsgebarung und die katholischen Priester ihrerseits hatten über ihn wenig Klage. Freilich war es seinem nationalen Empfinden gewiß, daß der Deutsche vor allem in der deutschen Kirche dem Christentum gerecht werden könne, sowie er die politische wie sittliche Kräftigung des deutschen Volkes wieder nur aus der deutschen Kirche erwartete. Im letzten Grunde aber stellte er doch die Weltanschauung des Christentums hoch über Nationalität und andere menschliche Ideale.

Als nun so das Werk begründet war, als die Gemeinde mit mehr als tausend Seelen sicher dastand, selbst noch mit einem Vikaramte in Bruck befestigt, da empfand Adolf Kappus, er bedürfe — eines größeren Wirkungskreises. Und bewarb sich um die erledigte Pfarrei Wiener-Neustadt, die er auch erhalten hat.

Sein neuer Wirkungskreis ist gewiß noch größer, aber schwieriger kaum, als der im Mürztale gewesen. Die evangelische Gemeinde Mürzzuschlag wird ihres ersten Pfarrers dankbar zu gedenken haben.

Peter Rosegger.

Enrica von Handel-Mazetti.

Von Dr. Johann Ranftl. Graz.

„Etwas Großes ist die Liebe!“

I.

Gerade vor fünf Jahren erschien ein merkwürdiges Buch mit einem wunderlich-altväterischen Titel: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr.“ Auf dem Titelblatt stand ein Motto aus Thomas von Kempis „Magna res est amor.“ — „Etwas Großes ist die Liebe.“ Ein Bild daneben zeigte einen weichlichen, verzückt betenden Mönch vor einem Madonnenbilde und auf der letzten Seite des Buches fand ich beim zufälligen Blättern die Anfangsbuchstaben des frommen Jesuitenspruches „O. A. M. D. G.“ Ich konnte mich lange nicht zum Lesen entschließen, denn ich fürchtete ernstlich, daß hier nur ein salbungsvoller, gutgemeinter und dichterisch mißratener historischer Roman zur Besprechung angelangt sein könnte, dem der Kritiker nur zaghaft und mit zärtlicher Rücksicht auf die „gute Gesinnung“ nahen darf, um ihm nicht gründlich wehe tun zu müssen. Endlich fing ich doch zu lesen an und nach wenigen Dutzend Seiten war ich vom Mißtrauen geheilt und vom Buche gefangen. Immer

vertrauter lebte ich mit dem bescheidenen P. Meinrad und mit einem vornehmen Atheisten und dessen schönem Söhnlein. Je weiter vorwärts, um so mehr entzückte mich der frische, lebendige, warmherzige Zug, das eigentümlich Packende und Glutvolle der Darstellungsweise. Denn immer mehr fühlt man das Eigenartige und Neue der Auffassung, das ernste Ausschöpfen der mannigfaltigen Situationen, und über dem ganzen schwebt noch ein leichter romantischer Hauch. Mit einem Worte: ein großes Talent, ein Buch voll Persönlichkeit entfaltete sich vor dem angenehm enttäuschten Leser, der am Schlusse auf eine farbenreiche Welt von Poesie zurückschauen durfte. Ich gab dann meiner Bewunderung mit einzelnen Einschränkungen Ausdruck und war recht neugierig, was denn die verschiedenen Kritiker mit dem „Meinrad" anfangen würden. Viele wußten in der Tat nichts damit anzufangen. Es war ihnen alles viel zu neu, viel zu wenig abgebraucht. Ängstliche Katholiken sahen in einzelnen Schilderungen eine Verunglimpfung des Klosterlebens, in anderen eine bedenkliche, verfängliche Verherrlichung eines Atheisten und sie entrüsteten sich sattsam. Die Protestanten dagegen beklagten sich über zuviel „Tendenz", über den „Zauber und die Glorie", womit im Romane der Katholizismus umgeben erscheint. Wie gewöhnlich machten auch viele kritische Medizinmänner das Unwesentliche und Nebensächliche zur Hauptsache, um dann mit dem selbstgemachten Popanz ihren lustigen oder langweiligen Unfug zu vollführen. In einem wenigstens stimmten doch alle Urteilsfähigen überein, daß nämlich das Buch eine sehr bedeutsame poetische Leistung, eine vollgültige, vielversprechende Kraftprobe einer bisher fast unbekannten Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti sei. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, das glänzende Bild des Atheisten verblaßte in den Herzen der Leser und das schöne Kind und der liebevolle Mönch blieben als ästhetische Sieger darin lebendig.

Vor wenigen Wochen erschien ein neuer großer Roman Handel-Mazzettis, „Jesse und Maria", der in manchem Betracht dem ersten recht tief verwandt, aber im ganzen ein weit höher stehendes Kunstwerk ist. Ich dachte, in einem halben Dezennium hätten Kritik und Publikum Zeit gehabt, sich zur Eigenart und Auffassungsweise der berühmt gewordenen Erzählerin in die richtige, verständige Positur zu stellen, damit das neue Werk zwischen der Szylla des Mißverstehens und der Charybde unnötiger Tendenzriecherei ungefährdet hindurchgelange. Allein weit gefehlt! Seit Wochen ganz der gleiche Lärm, die gleichen Mißverständnisse, dieselbe Hülflosigkeit dem neuen Buche gegenüber, wie sie vor fünf Jahren dem alten begegneten. Viele Menschen lernen eben nicht nur aus der Geschichte nichts, sondern ebensowenig aus der Beobachtung literarischer Vorgänge und Entwicklungen. Ich muß aber gestehen, daß mir ein Autor mit großem Können und redlichem Wollen gerade dann besonders wert und lieb

wird, wenn er es fast niemand auf der Welt recht machen kann. Ich denke immer, es ergeht ihm wie dem allergrößten schöpferischen Autor, unserem Herrgott selbst, der mit seinen beiden großen Werken, der Natur und der Bibel, bei seinen irdischen Rezensenten, die alles besser verstehen, ebenso übel ankommt, wie jene armen Poeten. Auch er wird benörgelt und befehdet, und das mag ein Trost sein für besonders angefeindete Dichter, die es ehrlich meinen. —

Enrica Ludovica von Handel-Mazzetti wurde am 10. Jänner 1871 zu Wien geboren. Die Handel sind eine württembergische Adelsfamilie, die zur Zeit der napoleonischen Kriege in Österreich einwanderte. Der Großvater unserer Dichterin war mit der Baronesse Carolina Mazzetti di Roccanuova vermählt, einer Tochter des Mailänder Appellations-präsidenten Antonio Mazzetti di Roccanuova. Letzterer machte elegante lateinische Verse und seine „Ode an Kaiser Ferdinand" wurde seinerzeit viel gelobt. Von diesem Ahn leitet man die Begabung der Dichterin her und von ihm stammt auch der italienische Bestandteil ihres Namens. Da Antonio Mazzetti der letzte seines Stammes war, so erwarb der Großvater Enricas für seine Söhne und deren Nachkommen das Prädikat „Mazzetti". Enricas Vater war der als Militärschriftsteller namhafte Generalstabshauptmann Heinrich Hippolyt Freiherr von Handel-Mazzetti. Die Mutter Irene, eine geborene Csergheö von Nemes-Tacskánd, gehörte einer der besten und ältesten Familien Ungarns an. Sie wird geschildert als eine liebliche ideale Gestalt voll sonniger, unverwüstlicher, mädchenhafter Schönheit, als eine Frau, die von der Luft in ihrem Vaterhause nur Gutes an sich gezogen hatte, nämlich eine große innerliche Wahrhaftigkeit und einen geläuterten Kunstgeschmack. Es trifft sich daher recht schön und erscheint wie eine sinnreiche Vergeltung, daß ihr künstlerisch verklärtes Bild sowohl auf dem von Rahl gemalten Vorhang der Wiener Oper (als Proserpina) als auch in der rührenden Gestalt von Edwins Mutter im „Meinrad Helmperger" fortlebt. Die Handel waren von streng katholischer und streng konservativer Gesinnung; in der Familie Csergheö dagegen wehte liberalisierende Luft. Darum wurde auch öfters bemerkt, daß sich in Handel-Mazzettis Schaffen das Handelsche Element mit dem Czergheöschen eigenartig vermähle. Das katholische Wesen schreibe sich von den Handelschen Ahnen, die formelle Freizügigkeit von den Csergheös her. Kundige Vererbungstheoretiker mögen dieses Problem sowie die verschiedenartige nationale Mischung genauer erwägen.

Nach des Vaters frühem Tode ward Enrica von ihrer feingebildeten Mutter in das Verständnis des Edlen und Schönen eingeführt. Die Klassiker, besonders Shakespeare, wurden ihr früher als anderen Mädchen zugänglich gemacht. Besuche der Gemäldegalerien und erlesener Bühnenwerke weckten im jugendlichen Geiste den Schönheitssinn und die selbst-

tätige Phantasie. Alle diese Anregungen wurden jedoch von der sorgsamen Mutter mit so feinem Takte und richtigem Ausmaße geboten, daß der kindliche Sinn nie darunter litt. Zu den Erlebnissen der Bürgerschuljahre gehören bereits die ersten poetischen Versuche. Mama entdeckte sie unter dem Puppenkram der Kleinen. Sie wurden dem guten alten Schulmonarchen und Schubertbund-Direktor Franz Mair, dessen noch heute mancher Wiener liebevoll gedenkt, vorgelegt, der sich wohlwollend äußerte: „In der Kleinen steckt etwas Großes." Von der Mutter sowie von den Lehrern aufgemuntert, angeregt und angeleitet, verfaßte die Schülerin verschiedene Gelegenheitsgedichte, poetische Erzählungen und sogar ein paar Kindertheaterstücke, welche sie mit ihren kleinen Freundinnen der guten Mama und einigen Bekannten vorspielte.

Nachdem der Unterricht in der Bürgerschule abgeschlossen war, kam von Handel-Mazzetti mit ihrer Schwester auf ein Jahr in das Institut der englischen Fräulein nach St. Pölten, woselbst eine Jugendfreundin ihrer Mutter, die geistreiche und tieffromme Gräfin Castiglione Vorsteherin war. Daß es ohne Heimweh nicht abging, versteht sich. Das Kloster übte aber einen wunderbaren Zauber auf das junge dichterische Gemüt. Was die religiöse Erziehung im Vaterhause begonnen hatte, wurde hier vollendet und hier erwuchs jene tiefe, innige, energische Glaubenskraft, die an so vielen Stellen der Dichtungen mit herrlicher Gewalt hervorbricht und heute gläubige und ungläubige Gemüter ganz seltsam überwältigt. Das dichterische Talent ruhte natürlich auch im Kloster nicht. Besonders der Verkehr mit Mater M. Franziska, der frommen und hochgebildeten Schwester des bekannten verstorbenen Wiener Ästhetikers Robert von Zimmermann, die selbst einst als Dichterin viel Anklang gefunden hatte, brachte dem reifenden Talente viele Förderung. Unter ihrer Ägide entstanden die kleine Novelle „Der Schleier der Maria Malibran" und das Jugendspiel „Des Christen Wunderschau in der heiligen Nacht". Das „Very good" der Mater Franziska machte der Verfasserin keine geringe Freude. Selbstverständlich wurde im Institute auch Theater gespielt und Baronesse Enrica trat als Madelon Friquet la repasseuse, als Sibylle von Tibur, als Mutter Kirche u. dgl. auf der Klosterbühne auf. So mischten sich allerlei kleine und große Freuden in das Heimweh. Kein Wunder, daß dann auch der Abschied vom Kloster wieder sein Tränenopfer forderte. (1887.)

Seitdem lebte Enrica von Handel-Mazzetti in Wien ein angenehmes Stilleben teils bei den Schwestern ihres Vaters, teils bei der inniggeliebten Mutter, die mittlerweile zart und leidend geworden war. Seit 4. Juli 1901 weilt letztere nicht mehr unter den Lebenden. Am Schmerzenslager der teueren Mutter wurden die ergreifendsten Szenen des „Meinrad Helmperger" geschrieben. Vor kurzem vertauschte die Dichterin die Groß-

stadt an der Donau mit dem anmutigen Städtchen Steyr in Oberösterreich.

Bis in die Neunzigerjahre herein hatte sich Handel-Mazzetti ihre wissenschaftliche Bildung unter der Leitung von Hauslehrern erweitert und vertieft. Sie gesteht z. B., dem Philosophen und Ästhetiker R. v. Zimmermann vieles in ihrer ästhetischen Schulung sowie in der Erweiterung ihres geistigen Gesichtsfeldes im allgemeinen zu verdanken und rühmt dessen zarte Rücksichtnahme auf ihre religiöse Überzeugung, die er selbst nicht teilte. Sie schriftstellerte zugleich fleißig und diente mit ihren kleinen Erzählungen vor allem der christlichen Charitas in Wien. Mehrere derselben wurden auf Veranlassung des bekannten Kanonikus Monsignore Schöpfleuthner in verschiedenen Blättern veröffentlicht, im „Waisenboten“, im „Waisenkind“, im „St. Angela-Blatt“ u. s. w. Öfter abgedruckt wurden die Novellen: „Vor 81 Jahren“, „Der Stangelberger Poldl“, „Der letzte Wille des Herrn Egler“, „Des braven Fiakers Osterfreude“, das Lustspiel „Pegasus im Joch“ und das Schauspiel „Nicht umsonst“. Es folgten „'s Engerl“, „Dora“ und „Talitha“.

Diese meist kleinen Arbeiten sind nicht ins Weite gedrungen, obschon manche von ihnen immerhin Beachtung verdienten. Sie interessieren uns heute zunächst als kleine Vorübungen für Größeres, als ein emsiges Durchprobieren verschiedener Versmaße und Stilarten. An den kleinen Sächelchen hohe Kritik zu üben, wäre zwecklos, da die Dichterin selbst damit strenger ins Gericht geht, als ein übellauniger Rezensent. Mir macht es höchstens Freude, in diesen tastenden Versuchen den Keimen der kommenden Eigenart und Selbständigkeit nachzugehen. So freue ich mich am kleinen Weihnachtsspiel „Talitha“ der Herzlichkeit und Innigkeit, mit welcher darin selige Weihnachtsfreude und frommer Glaube empfunden und ausgesprochen werden. Wenn hier feierliche Trochäen erklingen, um die stille Seelenfreude zu malen, so macht es einen wunderlich drolligen Eindruck, wenn der possenhafte, gut disponierte, aber nicht vertiefte Schwank vom „Pegasus im Joche“ in vornehmen Blankversen einherstolziert. Das Stück gewann zwar nicht viel durch das bänglich enge metrische Schnürmieder, wohl aber lernte die Dichterin hier und in „Nicht umsonst“ mit Vers und Sprache umgehen. Wenn Heine mit der Behauptung recht hat, daß nur derjenige gute Prosa schreibt, der auch Verse zu schreiben versteht, so darf man annehmen, daß auch v. Handel-Mazzetti gerade durch solche rhythmische Übungen das Instrument ihrer Dichtersprache sich so wunderbar geschmeidig machte, daß es ihr jetzt auf jeden Wink willig gehorcht. Das Schauspiel „Nicht umsonst“ mit seinem breithinflutenden Jambenstrom weist bei allen dramatischen Mängeln schon einen schönen poetischen Überfluß auf, mit dem die Dichterin nur noch nichts Rechtes anzufangen weiß. Wir bemerken schon psychologisch feine

Stellen und allerlei kluge Menschenbeobachtung. Das bewegte Leben des dritten Aktes, die oft kühne und kräftige Sprache entgeht uns nicht. Erinnern die pathetischen Jamben an Schillers „Don Carlos", so bildet das Nachspiel einen kleinen Nachklang aus Goethes „Faust". Die Perücken- und Reifrockmenschen deuten auf das Zeitbild des „Meinrad" voraus.

Mehr als die dramatischen Versuche befriedigen uns die kleinen Erzählungen. Hier sehen wir jene Technik und Vortragsweise entstehen, mit welcher Handel-Mazzetti im „Meinrad" und in „Jesse und Maria" so überraschende Wirkungen erzielt. Hier findet die Dichterin allmählich sich selbst. Die hübsche Kindererzählung „Kleine Opfer" gestaltet nur, sie redet und moralisiert nicht und erreicht ihren sittlichen Zweck ebenso gut und vielleicht besser als die Kinderbücher mit den langen Unterweisungen. Die Wiener Novelle „'s Engerl" (1896) sehe ich als ein kleines Vorspiel des „Meinrad" an. Auch hier das liebevolle Belauschen kindlichen Seelenlebens, auch hier ein Ungläubiger mit edlem Wesen, der sich im letzten Momente unter erschütternden Erlebnissen bekehrt, auch hier zuerst ruhiger Gang und Anstieg und am Schlusse eine gewaltige Explosion mit großer, ernster Versöhnung, wie im „Meinrad". Die lebendige, geistvolle, fortreißende Erzählungsweise, die geschickte Verwendung des Wiener Dialektes, der gut getroffene Ton der wienerischen Herzlichkeit, vermischt mit harmlosem Mutwillen, rufen uns, die wir diesen Lebensgang verfolgen, das Wort des guten Schulmonarchen in Erinnerung: „In der Kleinen steckt etwas Großes". Die Geschichte des armen, totgeweihten Arbeiterkindes könnte man dem Milieu nach als kleines Gegenstück zu Hauptmanns „Hannele" betrachten.

*
* *

Mit dem Jahre 1897 begann in der Zeitschrift „Christliche Familie" die Veröffentlichung des Romanes „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr".*) Sie erfolgte in Zwischenpausen und dauerte bis 1899. Es war dies aber nur die Farbenskizze zu dem Gemälde, das wir jetzt kennen. Erst für die Buchausgabe (1900) wurde die Erzählung zu ihrer jetzigen Gestalt ausgearbeitet.

Drei merkwürdige Menschen beherrschen die Erzählung, ein Mönch, ein Atheist und ein Kind. Der liebe P. Meinrad Helmperger von Kremsmünster ist die Gutmütigkeit, Einfalt, Demut und Frömmigkeit selbst. „Ein armer einfältiger Mensch mit einem liebenden und liebebedürftigen Herzen." Er weiß kaum etwas von dem, was die Philosophen, Juristen und Prediger von 1711 draußen in der großen Welt denken und verfechten. Und wenig hörte er vom neuen Humanitätsideale; nur sein

*) 5. Auflage. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1906.

weiches frommes Herz gebietet ihm, im christlichen Sinne „alles zu verstehen und alles zu verzeihen.“ Wenn er auch innig für Gottes Ehre erglüht, wenn es ihn schmerzt, wie den heiligen Franz von Assisi, daß viele Menschen Jesus und Maria nicht lieben, wie sie sollten: er verurteilt und verdammt nicht. Er wirbt nur mit liebevollen Worten, er betet und wartet geduldig „der Stunde Gottes“. Welch anderer Geist wohnt in dem ritterlich edlen und schönen August Mac Endoll, dem selbstbewußten Freidenker und Atheisten aus England. Dieser hat sich ersättigt an der Philosophie der Locke, Toland, Schaftesbury und Hume und am ganzen Wissen seines Jahrhunderts. In seinen Augen hat das Christentum seine „mission historique“ bereits erfüllt. Er arbeitet selbst gerade an einem Werke, das der alten Welt- und Lebensanschauung den Todesstoß versetzen soll. Wissen und Forschen ist ihm die höchste Liebe und Leidenschaft. In den hellen, kalten, geistigen Höhen der Vernunft fühlt sich sein Stolz am wohlsten. Sonst ist er ein Idealbild edler Männlichkeit, großmütig, keusch, zärtlich gegen die Seinen, hilfsbereit gegen Arme und Unterdrückte und endlich voll todesmutigen Wahrheitssinnes. Sein feiner blondhaariger Knabe Edwin, der dritte im Bunde, ist das kindliche Abbild des herrlichen Vaters. Ein geweckter, lebensprühender Junge voll kindlichen Trotzes und Stolzes. Stolz ist er auf seinen „besten und schönsten Herrn Vater“, stolz auf seinen lutherischen Glauben, in dem ihn seine liebe Mutter erzogen. Dabei offen, gerade, wahrheitsliebend wie der Vater, auch mitleidig und voll tiefreligiösen Sinnes. Mag er schon keinen Mönch und Papisten leiden, die echte, innige Frömmigkeit P. Meinrads entzückt ihn heimlich. Auf den Schicksalen dieser drei Menschen beruht der umfangreiche Roman.

August Mac Endoll schickt sein Kind auf einige Zeit nach Wien, weil die Mutter schwerkrank daniederliegt. In Wien angekommen — damit beginnt die Erzählung — verwickelt sich der Kleine, den Mario Valentini, der buckelige Sekretär des Vaters, begleitet, auf der Straße in einen Disput mit den Leuten und wird wegen seiner trotzigen, ketzerischen Äußerungen bedroht. Da nimmt sich der eben vorübergehende P. Meinrad, der in Wien seine Ferien verlebt, des Kindes an. Er beherbergt es mit seinem Begleiter sogar im Stifthause des Klosters. Als es sich herausstellt, daß jener Freund Mac Endolls, zu dem Edwin eigentlich kommen wollte, bereits tot ist, nimmt Meinrad den Knaben, der ihm so ausnehmend gefällt, mit sich in das Stift Kremsmünster und erbittet sich brieflich vom Vater die Erlaubnis, Edwin längere Zeit daselbst behalten zu dürfen. Der Vater gibt es zu, verlangt jedoch in seinem Schreiben an Abt Alexander sehr energisch, daß man sein Söhnchen mit keinem Bekehrungsversuche belästige. Der Abt, ein recht tüchtiger, strenger und ehrenhafter Mann, dem nur jede zuwartende Geduld und

das feinere Verständnis eines kindlichen Gemütes fehlt, sowie auch der Prior machen nichtsdestoweniger allerlei unglückliche Versuche, den kleinen Ketzer zu gewinnen. Dieser widersteht aber mit Trotz und Festigkeit und bereitet den Mönchen arge Verlegenheiten. Während so die einen mit ihrem überstürzten Eifer nichts erreichen, faßt Edwin zum guten P. Meinrad ein ehrliches Zutrauen und läßt sich von ihm nicht ungern vom König der Gloria im Tabernakel und von der Himmelskönigin erzählen und er lauscht mit steigender Freude den schlichten Herzensworten des Mönchs beim Kommunionsunterricht. Man faßt schon Hoffnung im Kloster, als der atheistische Vater erscheint, um Edwin fortzunehmen.

Der Freidenker durchreist Deutschland von Kremsmünster bis Berlin. Gerade im orthodoxen, muckerischen Berlin von 1711 will er, allen Warnungen zum Trotze, seine gefährliche Schrift über die „ratio crucifixa" verlegen lassen. Vertrauend auf die Macht und den Sieg seiner Sache, ahnt er nicht das kommende Verhängnis. Endoll hatte übersehen, wie sich sein häßlicher Sekretär Valentini seit langem in hoffnungsloser Liebe zu seiner Gattin verzehrte. Aus dieser Leidenschaft erwächst im heißblütigen unehrlichen Welschen ein grimmer Haß gegen seinen Herrn und dieser Haß treibt ihn zu falscher Zeugenaussage. Endoll steht bereits wegen seiner Schrift vor Gericht. Da erfüllt Valentini nur den Wunsch des Gerichtspräsidenten, eines überzeugten Carpzovianers, wenn er seinen Herrn des Teufelspaktes und schändlicher Beziehungen zu einer Hexe bezichtigt. Durch eine grausame Folter sucht man das Geständnis des Beschuldigten, der standhaft und männlich duldet, zu erzwingen. Zuletzt läßt der entmenschte Richter gar das Söhnchen in die Peinkammer schleppen, um durch dessen Marter das wahnwitzige Geständnis zu erzwingen. Da man eben an die Ausführung des Gräßlichen schreitet und das Kind rührend zu Maria betet, bricht im furchtbaren Augenblicke des Vaters Atheismus zusammen und er versucht, mit dem Kinde zu beten. Durch das Dazwischentreten einer rothaarigen Dirne, die Valentinis Lügen aufdeckt, wird das Kind von der Folter errettet. Dies empfindet der Vater als Fügung einer höheren Macht und er stirbt mit den Worten: „Ich glaube." Nachdem Edwin ein schweres Fieber überstanden, zieht ihn ein tiefes Heimweh nach Kremsmünster zu P. Meinrad zurück und hier wird er katholisch. Was der starre Eifer des Abtes und Priors nicht vermochten, das brachten die schlichten Worte und die Liebe Meinrads zustande, die immer und immer im Gemüte des Kindes fortklangen und heimlich wirkten. „Magna res est amor". So geschah es im denkwürdigen Jahre von 1710 auf 1711.

Ein Kind ist der interessante Held des umfangreichen Romans, in dem die Erotik fast gar keine Rolle spielt. Diese Erscheinung ist einigermaßen

nen und nicht ohne weiters selbstverständlich. Die lebhafte Diskussion über Schulfragen und soziale Zustände brachte, wie es scheint, die modernen Dichter der letzten Zeit dazu, die Seele des Kindes sorgfältiger zu studieren und darzustellen, als es in früherer Zeit geschah. Dramen, Romane und Novellen, die sich mit dem jugendlichen Werden befassen, haben wir bald in schwerer Menge. Wildenbruch, G. Hauptmann, Ebner-Eschenbach, Frank Wedekind u. a. widmen ihre poetische Kunst des öfteren den Freuden und Leiden des Kindes, von berühmten Franzosen, Norwegern und Russen zu schweigen. Ganz vor kurzem erschienen hierher gehörige Bücher von Otto Ernst, Herm. Hesse und Oskar Schmitz. Ich glaube allerdings, daß Handel-Mazetti weniger durch solche literarische Tendenzen und Beispiele als vielmehr durch die lebendig wirkende christliche Charitas auf die poetischen Themen aus dem Kinderleben geführt wurde.

Die Dichterin will mit dem „Meinrad Helmperger“ (nach meiner Überzeugung) keineswegs „beweisen“, daß protestantische Ketzerrichter ebenso grausam sein konnten als katholische, sie wollte kein apologetisches Buch schreiben, um protestantische Leser zu „bekehren“, und noch weniger eine falsch verstandene Toleranz gegenüber dem Atheismus predigen und was man seinerzeit sonst noch alles vermutete und aus der Erzählung herauslas. Sie wollte zunächst einen Roman, eine Dichtung, wenn man schon will, einen katholischen Roman schaffen. Die Bekehrung von Vater und Sohn löst unter den angenommenen Voraussetzungen in der Seele der beiden eine unabsehbare Menge von Entschlüssen, Stimmungen, Kämpfen und Widerständen aus. Diese seelischen Erlebnisse uns anschaulich zu erschließen und vor unserem inneren Schauen auszubreiten, sie organisch zu entwickeln und zu gliedern, mit einem Worte: den inneren Umwandlungsprozeß in seinen wesentlichen Stadien darzustellen, ihn uns miterleben und mitempfinden zu lassen, war zunächst die dichterische und eigentliche Hauptaufgabe. In der Dichtung wollen wir ja nicht seelische Probleme logisch zergliedern, sondern wir wollen die Fragen, die den Menschen auf der Seele brennen, mit dem Dichter schauen und fühlen. Diese dichterische Gestaltung der beiden Bekehrungen im „Meinrad“ ist zweifellos kühn und originell. Vor allem die Schilderung der inneren Erlebnisse des Knaben Edwin ist eine ganz hervorragende Leistung. In der Motivierung der äußeren Ereignisse könnte manches überzeugender gemacht sein. So vermißt man gerade bei der Exposition den festen, sicheren Unterbau. Die äußere Verkettung der Vorgänge entspricht hier und in anderen Erzählungen Handel-Mazzettis nicht immer der vortrefflichen psychologischen Vertiefung. Sollte Shakespeares Beispiel an dieser Sorglosigkeit schuld sein? Übrigens ist „Meinrad“ das erste große Werk der Dichterin und für ein solches bedeuten die Mängel wahrlich

wenig gegenüber dem Erreichten. Die meist geschickte fesselnde Führung der Handlung, die überraschende Plastik der Haupt- und Nebenpersonen, die Verbindung kräftigrealistischer, shakespearisierender Volksszenen und stimmungsvoller Naturhintergründe mit gewissen Hauptszenen, die jugendlich frische, farbenreiche Sprache, welche durch geschickte Anleihen bei Dialekt und Archaismus ihre Wirkung steigert, eine Sprache, die für die religiöse Empfindung wunderbar einfache und seelentiefe Töne findet, der maßvolle Auftrag des historischen Kolorites: all dies kann unserer freudigen Anerkennung sicher sein.

Die Epoche, in welche das denkwürdige Jahr fällt, ist für den Dichter keineswegs eine so dankbare, wie etwa die römische Zäsarenzeit, die Völkerwanderung oder gar die Renaissance. Wenn wir die „Blütezeit der Perücken und des Zopfes" nennen, weht es uns an wie unsägliche Öde und Langeweile. Besser und König machten steifleinene Alexandriner, Chr. Weise wässerige Romane und Komödien. Nur der verbummelte Christian Günther läßt erraten, daß es auch damals ein reicheres Gemütsleben gab. Im ganzen könnte dieses reizlose Bild kaum die Phantasie eines modernen Dichters bewegen. So möchte man glauben. Allein es gibt noch eine andere Möglichkeit. Obschon die Dichter von 1700 uns nichts Tiefes zu sagen wissen, so wäre es doch kaum zu glauben, daß in jenen Zeiten ganz Deutschland nur von flachen, seelenlosen Perückenträgern bevölkert gewesen wäre. Auch damals liebten und haßten, glaubten und zweifelten die Menschen, auch damals blühte der Frühling und breitete der Herbst seinen warmen Farbenschimmer über das Land. Die Schriften von Leibniz, Thomasius und anderen Männern sind Zeugnisse von einem gewaltigen Kampfe der Geister, der durch das Eindringen der englischen Aufklärungsphilosophie entfesselt wurde. Aber kein Gott hatte jener Generation gegeben, dichterisch zu sagen, was sie litt und strebte. Erst nach 200 Jahren zeigt uns die poetische Kraft einer Wiener Dichterin, was die tieferen Seelenregionen jener Menschen erfüllte. Was die Romane Christian Weises nicht zu sagen vermochten, wird hier im „Meinrad Helmperger" gleichsam nachgeholt.

Im großen und ganzen ist heutzutage die Kritik über die Bedeutung von „Meinrad Helmperger" im reinen. In der Auffassung von Einzelheiten braucht ja nicht jeder Leser verwandt mit dem Autor zu empfinden. Dies trifft sich schon bei Alltagsproblemen selten. Wie wäre es erst möglich bei einem so schwierigen, dunklen und vieldeutigen Thema, wie es eine religiöse Bekehrung ist? Auch im Leben vollziehen sich solche geheimnisvolle Ereignisse nicht nach einem glatten, abstrakten Schema eines schlechten Psychologielehrbuches. Wahre Dichtung ist eben ein ideales Nachbild des Lebens und sie muß daher auch ihre viel-

deutigen Tiefen und Fernen haben. Wie katholische Kritiker an der glänzenden Zeichnung des Atheisten Mac Endoll und an der etwas kümmerlichen Erscheinung des Mönches Meinrad daneben Anstoß nehmen konnten, ist mir schwer begreiflich. Siegt nicht der einfältige Meinrad, der rein nichts hat, als seine schlichte, innige Glaubens- und Liebeskraft, über den wissensstolzen, scheinbar so übermächtigen Atheisten? Und ist dies nicht ein schönes Symbol für das Wirken echt christlichen Glaubens und Lebens im großen und im kleinen?

Außer gelegentlichen Kleinigkeiten veröffentlichte Handel-Mazetti nach dem „Meinrad" zunächst nur zwei kurze Novellen: „Fahrlässig getötet" und „Der Verräter". „Der Verräter" gestaltet eine Figur des „Meinrad", den Verräter Valentini, weiter aus. Die Novelle ist zum größten Teile ein leidenschaftlicher Monolog, in dem mit gewandter Kunst die durcheinanderstürmenden Empfindungen von Liebe, Haß, Rachsucht und religiösen Erinnerungen, die sich in den letzten Augenblicken des Selbstmörders zusammendrängen, dargestellt werden. „Fahrlässig getötet" setzt mit einem gewaltsamen grellen Effekte ein, mit der leichtsinnigen Tötung eines Arbeiters, verschuldet durch die Laune eines herzlosen Fabriksherrn. Alles weitere ist nur das langsame Ausklingen dieses Ereignisses in den Seelen der Beteiligten. Schneidende Kontraste, scharfe und klare Zeichnung von Gewissensqual und Wahnsinn, elegisch-friedliches Ausklingen in christlichem Verzeihen. Hier und im „Verräter" eine plastische Sprache und sichere frische Erzählungsweise wie im „Meinrad".

Das Tier in Märchen, Sage und Geschichte.

Von J. Gebhardt.

Und Gott brachte zu ihm allerlei Tiere, und der Mensch gab einem jeglichen seinen Namen, heißt es vom ersten Menschen im Paradiese. Solange Tier und Mensch gemeinsam auf Erden leben, so lange fast besteht eine Art Freundschaft zwischen dem Menschen und zahlreichen Tiergattungen. Wer der Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts nachforscht, stößt überall auf die Spuren dieses freundschaftlichen Verhältnisses — vom modernen Kulturmenschen hinab bis zum sogenannten Wilden, von der Geschichte der heutigen Zeit bis zurück in die Anfänge aller Weltgeschichte, wo diese sich ins Nebelgrau der Sage und des Märchens verliert.

Ja man könnte wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß das Tier als Freund des Menschen sich in vergangenen Zeiten eher noch

höherer Wertschätzung erfreute, als in der Gegenwart. Davon zeugen eben gerade Sage und Märchen, diese Spiegelbilder des Seelenlebens untergegangener Menschengeschlechter. Ich rede nicht von der Tiersage als solcher, nicht von der Bedeutung des Tieres in der Dichtung — das würde viel zu viel Raum in Anspruch nehmen und ins Unendliche führen. Aber man denke nur an die allbekannten Volksmärchen! Wieviel vertraute Tiergestalten grüßen uns da als alte Bekannte und liebe Genossen! Es kommt gar nicht auf Art und Gattung an — es ist sogar eine recht buntgemischte Gesellschaft im Federkleid und in Pelz, im feuchten Schuppenhemd und in glatt glänzender Haut.

Am zahlreichsten freilich sind in den Märchen die Vögel zu finden. Da sind die lieben Tauben, Aschenbrödels hilfreiche Freundinnen, die Warnerinnen vor Tücke und Bosheit und zugleich Rächerinnen der Unschuld. Tauben treten überhaupt häufig auf. Auch die heilige Geschichte erzählt von ihnen. So bei Noah, der aus seiner Arche drei dieser Tierchen ausfliegen ließ, um zu sehen, ob Gottes Strafgericht vorüber, ob die Zeit seiner Befreiung aus dem engen Kasten gekommen sei. Die zweite Taube, welche den Zweig vom Ölbaum im Schnabel brachte, zum Zeichen des wiedererwachenden Lebens auf der Erde, ist seitdem das verkörperte Sinnbild des Friedens für die Menschheit geworden. Die Taube, das Bild der Unschuld und Keuschheit, ist für die christliche Kirche zugleich die Verkörperung des heiligen Geistes. Tauben sind der Jungfrau Maria geweiht, wie sie bei den heidnischen Griechen und Römern die heiligen Vögel der Schönheitsgöttin Venus waren. Als der Kirchenvater Polykarp von den Heiden lebendig verbrannt wurde, flog der Legende nach seine fromme, reine Seele in Gestalt einer weißen Taube aus den lodernden Flammen gen Himmel. Auch die Türken erzählen in ihrer heiligen Geschichte von einem Wunder, in dem eine Taube vorkommt. Als Mohammed vor seinen Feinden von Mekka nach Medina floh und fast in ihre Hände gefallen wäre, barg er sich in einer Höhle. Die Verfolger wollten diese untersuchen, da gewahrten sie ein Nest mit einer Taube, die ruhig auf einem Ei darin saß, sowie das unverletzte Gewebe einer Spinne; sie meinten, hier könne der Gesuchte nicht sein, und gingen vorüber.

Daß Vögel rettend und warnend auftreten, findet man in Sage und Märchen ebenso häufig, wie in der heiligen Geschichte. Da wird erzählt von Vogelsprachekundigen, zu denen auch der junge Siegfried gehört, denen ihre geflügelten Freunde Rat, Warnung und Mahnung zuflüstern, ihnen Rettung aus Gefahr oder auch Reichtum und Glück zuwenden. Zu den Singvögeln gehört wahrscheinlich der „schöne bunte Vogel“ aus dem niederdeutschen Volksmärchen, der über dem „Machandelboom“ der trauernden Schwester das Lied vorsingt:

„Min Modder, de mi slacht,
„Min Vadder, de mi aß,
„Min Swester, de Marleniken,
„Sucht alle mine Beeniken —
„Bindt sie in ihr siden Dog
„Begräwt sie uner'n Machandelboom!
„Kiwitt, kiwitt, wat for schöner bunter Vagel bin ick!"

und nachher zum Rächer an der mörderischen Mutter wird.

Rächer der Mordschuld sind nach der griechischen Sage auch die Kraniche, welche den Tod des Sängers Ibykus gesehen, von ihm als Zeugen und Kläger angerufen werden und vor versammelter Volksmenge die Verbrecher zum unfreiwilligen Geständnis zwingen, wie Schiller in seiner Ballade „Die Kraniche des Ibykus" erzählt. Als Mahner an schwere Schuld erhebt seine Stimme der Hahn, als Petrus im Augenblick der Furcht seinen Herrn und Meister dreimal hintereinander verleugnet hat. — Verschieden ist die Tätigkeit der Raben. Bald sind sie Retter in der Not, wie bei Elias, dem sie Speise und Trank zutragen, bald Rächer, wie die Raben des heiligen Meinrad, bald üben sie Botendienste, wie bei Noah, wie im altgermanischen Götterglauben als die steten Begleiter und Weisheitsrauner des Himmelsgottes Wodan; ähnliche Bedeutung haben auch die Raben, die den Kyffhäuser nach der Barbarossasage umflattern. Die sieben Raben aus dem gleichnamigen schönen Märchen sind wohl auch alt und jung gar gut bekannt.

Ähnliche Bedeutung wiederum hat als Warner die Eule, die gleich dem Raben Unglück und schweres Schicksal verkünden soll. Ihre prophetische Begabung hat ihr bei den Griechen den gleichen Rang als Vogel der Weisheit eingetragen, den bei uns ihre vorgenannten schwarzbefiederten Stammesgenossen einnahmen. Unsere Märchen wissen von ihr nicht soviel zu sagen; freilich legt sich der kluge Schalk Till Eulenspiegel zum Zeichen seiner Absichten ihren Namen bei.

Ein Vogel dagegen, den wir oft treffen in Märchen und Sage, ist der Schwan. Von ihm erzählt das Märchen von den „sieben Schwänen" und viele ähnliche; er scheint stets geheimnisvollen, fast göttlichen Ursprungs. So auch bei der Sage von Lohengrin, dem Schwanenritter, der zum Schutz bedrängter Unschuld herbeieilt, aber seinen Ursprung nicht verraten darf. Auf der Insel Rügen erzählt man vom Schwan, daß er die kleinen Kinder bringt, wie bei uns der Storch. Schon für die alten Deutschen war dieser der Hüter der Seelen ungeborener Kinder und galt als heiliger Vogel. Als solchen nimmt ihn noch heute der Volksglaube in Schutz.

Selbst von den minder vornehmen Verwandten des Schwanes, den Gänsen, weiß die Sage, und zwar die römische Sage, halb schon vom Lichte der Weltgeschichte erhellt, zu berichten. Durch ihr Schnattern sollen sie einst das Capitol, die Burg Roms, vor dem Eindringen der

feindlichen Gallier gerettet haben. Kurz die Vogelwelt, groß und klein, zeigt sich hier dem Menschen als Freund; selbst der stolze Adler, der im Märchen von den „drei Schwestern“ seinem Schwager Reinhold drei Federn als Notzeichen schenkt. — Fast hätte ich noch den Kreuzschnabel vergessen, von dem die Legende berichtet, daß er mit seinem Schnabel versucht habe, die Nägel am Kreuz Christi mitleidsvoll herauszuziehen, wofür er die Kreuzform seines Schnabels und seinen Namen als Andenken erhielt; und vom Rotkehlchen heißt es, daß es seine Brust in die Wunden des sterbenden Heilandes getaucht habe.

Nicht minder zahlreich ist die Gesellschaft der Vierfüßler. Da ist es besonders das edle Roß, das naturgemäß schon einen Anspruch auf die Freundschaft und Dankbarkeit des Menschen besitzt. Oft werden ihm übernatürliche Kräfte zugeschrieben, denn mannigfach sind die Märchen von „Zauberpferden“. „Falada“, das sprechende Pferd der Königstochter, die von ihrer Dienerin gezwungen wird, mit ihr die Rolle zu wechseln, damit letztere den Königssohn heiraten kann, rettet noch nach seinem Tode die verratene Herrin. Wo von einem Helden der Vorzeit die Rede ist, wird auch der Name seines treuen Schlachtrosses genannt. Bekannt ist die Geschichte des blinden Rosses in der Stadt Vineta, das unwissentlich seinen undankbaren und unbarmherzigen Herrn vor die Klageglocke rief. — Wie hoch die alten Deutschen das Pferd hielten, zeigt die Verehrung desselben als heiliges Tier Wodans, deren Rest noch heut der Glaube an die glückbringende Eigenschaft des Hufeisens ist. Aber auch die Griechen ehrten es hoch. Sie sahen den dichterischen Geist verkörpert in dem beflügelten Rosse, dem Pegasus, dessen Name unvergessen noch in der heutigen Dichtkunst weiterlebt. Das Wiehern der Rosse galt den heidnischen Völkern ebenso wie die Richtung des Vogelflugs als ein Zeichen des Götterwillens vor wichtigen Unternehmungen.

Die heilige Geschichte freilich weiß von Pferden nichts zu sagen. An Stelle dieses Tieres tritt das in Kanaan gebräuchliche Reittier, der Esel, der den Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem trägt; ja, wie in der Geschichte der Wüstenwanderung, zum Sprecher einer göttlichen Verheißung wird. Absaloms Maultier wird sogar zum Werkzeug des Gottesgerichts, denn es läßt seinen Reiter mit dem Gelock an den Ästen eines Baumes hängen und überliefert ihn so der gerechten Strafe. — In der Weltgeschichte dagegen, sogar in der neuesten, hören wir oft von dem Mut, der Treue und Klugheit des Pferdes. Allen bekannt sind gewiß zum Beispiel die „Rosse von Mars-la-tour“, die am Abend nach der Schlacht beim Appell herrenlos, zum Teil schwer verwundet, auf den gewohnten Trompetenruf sich einstellten.

Zweifellos dem Pferde gleichwertig als Genosse des Menschen steht seit alters der Hund. Der Reichshund „Tyras“, der stete Begleiter

des Fürsten Bismarck, scheint fast so verwachsen mit dessen Persönlichkeit, wie die Windspiele Friedrichs des Großen mit diesem während seines Aufenthalts in Sanssouci. Zahllos sind die Geschichten von treuen und wachsamen Hunden. Seltsamerweise scheint dies Tier im Altertum weniger gewürdigt worden zu sein. Vielleicht aber war er dem Menschen zu genau vertraut, als daß sie es für nötig fanden, ihm im Märchen ein Denkmal zu setzen. Zuweilen tritt er als Schatzhüter auf, wozu ihn seine Wachsamkeit wohl befähigen mochte. Diese Eigenschaft läßt ihn in der griechischen Götterlehre die Stelle eines Wächters der Unterwelt in dem dreiköpfigen Höllenhund Cerberus einnehmen. Auch seiner Anhänglichkeit wird in der griechischen Sage gedacht. Odysseus, der König von Ithaka, kehrt nach zwanzigjähriger Abwesenheit als Bettler verkleidet in die Heimat zurück, und der einzige, der ihn erkennt, ist sein alter Hund. — Die Germanen erwähnen zwei Wolfshunde neben den oben genannten Raben als ständige Genossen Wodans.

Sonst begegnen wir dem Hunde ebenso verhältnismäßig selten in Sage und Märchen, wie den anderen, überall und immer gepflegten Haustieren, dem Rind, der Ziege, dem Schwein und dem Schaf. Nur die Religionen der heidnischen Völker räumen diesen nützlichen Freunden ein Plätzchen der Verehrung als „heilige Tiere“ ein. So galt der Stier den Ägyptern, die Katze diesen und den Germanen, das Schwein letzteren, ebenso wie die Ziege, und Widder und Schaf den Juden gewissermaßen als heilig. Das Lamm ist es in einer Beziehung noch für das Christentum als Symbol des unschuldig gekreuzigten Heilands. Die Kuh dagegen war es allen Völkern als das Bild der Nahrung spendenden Erde oder, wie bei den Persern, der segensreichen Regen bringenden Wolken. Der Wagen der germanischen Erdgöttin Hertha wurde zum Beispiel von Kühen gezogen; Pharao träumte von den sieben fetten und mageren Kühen, die dem Nil entstiegen.

Die Tiere der Wildnis wiederum treten öfter handelnd oder doch als Freunde des Menschen in unseren Sagen auf. Wer wüßte nicht von der Hirschkuh der heiligen Genoveva, die ihr und ihrem Söhnchen in der Verbannung willig ihre Milch als Nahrung ließ! Von der Gründung der Stadt Frankfurt am Main erzählt man sich, daß Karl der Große einst während der Sachsenkriege verirrt und ratlos am Ufer des Flusses vergebens nach einer seichten Stelle zum Übergange gesucht, als eine Hirschkuh plötzlich aus dem Walde hervortrat und die Flut durchschritt. An dieser Stelle, wo Karl mit seinen Franken die Furt fand, soll die Stadt errichtet worden sein. Etwas Ähnliches erzählt man von dem ersten Kreuzheer, dem eine Hirschkuh aus der Irre den Weg wies. Eine Wölfin soll die Gründer Roms, Romulus und Remus, vor dem Verhungern geschützt haben, als ihr grausamer

Großvater die Kleinen aussetzte. Und sogar von einem Löwen als Begleiter des Menschen erzählt die Sage von Herzog Heinrich dem Löwen von Braunschweig. Allerdings war es Dankbarkeit, die den König der Tiere an seinen freiwillig erwählten Herrn fesselte, wie auch in der Geschichte von dem römischen Sklaven Androklus. Derselbe hatte während seiner Flucht aus der Sklaverei einem Löwen einen Dorn aus der Klaue gezogen. Später wieder gefangen und zum Kampfe mit wilden Tieren verurteilt, sah er sich auf dem Kampfplatze seinem mittlerweile auch in Gefangenschaft geratenen Pflegling gegenüber, der ihn sofort erkannte und freudig begrüßte. Der erstaunte und gerührte Herr schenkte dem Sklaven darauf Leben und Freiheit.

Was die niedere Tierwelt betrifft, so genießt sie keineswegs geringere Achtung. Die Schlange besonders gilt in Sage und Märchen durchaus nicht immer als der arglistige Feind des menschlichen Geschlechts. Sie behütet unterirdische Schätze und verschafft erwählten Menschen Reichtum und Macht. Oft verbirgt sich im Gewande der Schlange ebenso wie unter der Hülle eines Frosches oder einer Kröte ein verzauberter Prinz oder eine Königstochter, und wer sich vor dem Kuß nicht scheut, gewinnt ihre Erlösung und sich ein glückliches Los. Den Griechen galt die Schlange als Sinnbild der Gesundheit, und auch Moses mußte in der Wüste das Bild einer Schlange, aus Erz gegossen, aufrichten, damit dem nach ihm Schauenden Genesung werde.

Selbst der stumme Bewohner des Wassers, der Fisch, ist nicht vergessen. Die Griechen wissen zu erzählen von dem Delphin, der den Sänger Arion auf seinem Rücken ans rettende Ufer trug, als seine verräterischen Schiffsgenossen ihn dem Tode überliefern wollten. Ein niederdeutsches Volksmärchen läßt „Butje in dem See", wohl auch einen Wal, aus Dank gegen den Fischer, der sein Leben schont, diesem mit gutem Rat zur Seite stehen. Allerdings sind dies ja keine eigentlichen Fische, vielmehr auch Säugetiere, die Volksmeinung betrachtete sie aber vorzeiten als erstere.

Von der Spinne, die neben der Taube als Retterin Mohammeds genannt wird, habe ich schon berichtet. Eine Spinne spielt aber auch in der Geschichte Preußens eine Rolle. Friedrich der Große wollte eines Morgens im Schlosse Sanssouci seine Morgenschokolade einnehmen, als plötzlich von der Decke des Gemaches eine Spinne mitten in die gefüllte Tasse fiel. Voll Ekels stellte der König das Getränk fort, das gleich darauf dem Hunde vorgesetzt wurde. Kaum aber hatte dieser die Schokolade genossen, als er in Krämpfe verfiel und alsbald starb. Das Getränk für den König war auf Anstiften seiner Feinde durch den Koch vergiftet worden, und die Spinne, allerdings ohne eigene Absicht, rettete so dem König das Leben.

Noch mancherlei Beispiele vermöchte ich anzuführen, aber auch diese wenigen genannten mögen genügen und zeigen, wie zu allen Zeiten das Tier ein Freund und Genosse des Menschen, treuer, edler und selbstloser oft als die Menschen gewesen, und wie unsere Vorväter dies wohl empfanden und mit Dank anerkannten. Möchten auch wir nie vergessen, welchen Dank wir der Tierwelt schulden, und uns stets bemühen, diesen durch Erbarmen, Liebe und Freundlichkeit gegen die von uns abhängigen Geschöpfe abzutragen.

Guats Muats.

In oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Jung.

I bin ja nu jung,
Drum, was wollt's denn von mir?
Mit oan Satz, mit oan Sprung
Bin i draußt bei da Tür.

Mit oan Sprung, mit oan Satz
Üba Wassa und Grabn;
Geht's gfaihlt oder g'rat's,
Mei Freud muaß i habn.

Wann wer nachkemma wollt:
Jungi Füaß ghern zum Lauf!
Hollah! D' Weltkugl rollt
Und koa Teufl halt's auf!

Aba ...

Ringsum dö ganz Welt
Is voll Schönheit und Pracht;
Aba d' Hoamat hat Gott
Zu sein Moastastuck gmacht.

I han für an iadn
An Gruaß und an Scherz;
Aba d' Liab zu mein Dirndl
Trag i tiaf in mein Herz.

„Seli sterbn" is a Hoffnung,
Dö 's Herz seltsam hebt;
Aba kannst seli sterbn,
Wann 's d' nöt seli hast glebt?

Das is d' Liab.

Oani moan i
Ganz alloani,
Wann i sing und röd,
Mehra nöt.

Tausnd kenn i,
Schiachi, scheni
Dirndln rund im Land
Umanand.

Hundert Krüagl
Wiar a Spiagl
Siach i dort im Schrank
Rein und blank.

Soll i olli
Als a volli
Vor mir stehn habn frisch
Auf 'n Tisch?

Oans alloani
Tuats wohl, moan i,
Wann ig's fleißi laß
Fülln beim Faß.

Her i nacha
's Dirndl lacha,
Lacht den Augnblick
D' Sunn und 's Glück.

Ihre Augerl —:
Nebna Steigerl
Spiaglt tiaf a Brunn
's Glück und d' Sunn!

Heh und Tiafn
Toan si triaffn
Drin im Herz bei ihr,
Kimmt ma für.

Erd a Trümml,
Ganz da Himml,
Aba rein, nöt trüab
— Das is d' Liab!

Was da gegnt.

Was da gegnt, schau freundli an,
Nöt als wiar an Essimann;
Freundli Augn strahn Sunnschein aus
Rundum und ins oagne Haus.

Toh an Essiführagsicht
Tragt ön Spruch vom jüngsten Gricht
„Bist vardammt!“ im ganzen Land
Weltvadrossn umanand.

Da Funkn.

Wann a Funkn von Freud
In dei Herz eini findt,
Gib 'n frei, daß ar ah
Bei an andern nu zündt.

Und 's Feur, das a zündt,
Tuat koan Menschn nöt weh;
Es löst na grad d' Rindn
Von Eis und Schnee.

Denn er stammt von an Stern,
Der nur seltn wem strahlt
Und von dem nu viel seltner
A Gluatflimmerl fallt.

Dö oft in an Herz,
Dem koa Freud nimma glückt,
Alli Liab und alls Lebn
Unbarmherzi dastickt.

Grüaß di Gott!

D' Augn mach auf in Glück und Not,
D' Ohrn und 's Herz;
Herst as ruafn: „Grüaß di Gott!“
Allawärts?

„Grüaß di Gott!“ — im Sunnstrahl klingts:
Wind und Bach
Wisplns hoamli; 's Vogerl singts
Lusti nach.

Gehst durch Wiesn, Wald und Feld,
Sitzt am Roa:
„Grüaß di Gott!“ wünscht alle Welt,
Groß und kloa.

„Grüaß di Gott!“ hallt's von da Wand;
Und da Tod
Winkt vom Friedhof mit da Hand:
„Grüaß di Gott!“

Ein Tagebuch.

Am 12. Februar.

Ach, mir graut vor dem Gemeinen,
Das mich stets durch neue Peinen
Und durch alte Sünden schleift.
Heimweh, Heimweh nach dem Reinen,
Nach den kühlen Friedenshainen,
Wo die Seele göttlich reift.

Ach, wo soll sie göttlich reifen!
Nur im Schwalle wüster Träufen
Lernst du das Gemeine flieh'n.
Nur mit Kämpfen kannst du siegen
Und im Fallen lernst du fliegen
Zu den seligen Göttern hin.

Am 13. Februar.

Ich muß aufpassen auf die Wünsche meiner Herren. Wenn Gedanken oder Empfindungen rege werden, so verlangen sie im vorhinein nach einer bestimmten Form. Das will erzählt sein, das will gepredigt sein, das will gesungen sein. Und wehe, wenn man die Ansprüche einmal verwechselt und predigt, was erzählt sein will, und erzählt, was gesungen sein will! Seit einiger Zeit singt's in mir wieder mehr, so „wie einst im Mai“. Schon dem ersten Hauch eines

erwachenden Gedankens merke ich an, welche Form er will. Die Seele bringt den Leib gleichsam schon mit sich; ein bestimmtes Versmaß klingt im Kopf, das manchmal ganz seiner selbst wegen da zu sein scheint und zu dem der Inhalt sich erst nach und nach einstellt. Ein anderesmal ist's umgekehrt, eine heftige Empfindung schreit nach Lied, aber das holpert, es ergibt sich das fließende Metrum nicht, der Reim nicht. Und die Empfindung bleibt eine unerlöste Seele. Wie glückselig die Stunde, wenn Gehalt und Gestalt sich spielend leicht vereinigen! Manchmal hat man solche Stunden. Da verschwindet alle Freude am Erzählen, aller Drang zum Predigen, da will man nur singen.

Am 14. Februar.

Der tschechische Abgeordnete Graf Sternberg hat im Reichsrat unsern alten geliebten Kaiser beschimpft. Das sonst so obstruktionslustige Abgeordnetenhaus hat nicht obstruiert. Nimmt man den Mann nicht ernst? Oder nimmt man Österreich nicht mehr ernst? Hoffentlich das erstere. Merkwürdig schaut's jetzt aus bei uns. Die Regierungspartei, das sind Sozialdemokraten, die Revolutionäre, das sind — Grafen! Kein Wunder, wenn Österreich sich zum allgemeinen Wahlrecht flüchtet.

Am 15. Februar.

Heute das erstemal: „Der Privatdozent". Akademisches Trauerspiel von Ferdinand Wittenbauer. Die Ernennung des tüchtigen Privatdozenten Dr. Johannes Obermayer zum Professor findet aus Familienrücksichten nicht statt. Ein Lustspiel für die Zuschauer, ein Trauerspiel für die, so es erleben müssen. Ich habe mehr als einen gekannt, die solches erlebt. — Trotz des allgemein Menschlichen, das des Stückes Rückgrat, ist es doch schwer, in kleineren Universitätsstädten es zur Aufführung zu bringen. Der Verfasser, ein Grazer, hat das Stück gerade für Graz verboten! Und die Theaterdiplomatie mußte ihr möglichstes tun, um es frei zu kriegen. Die künstlerischen Vorzüge des Stückes sowie die gute Aufführung (durch Schauspieler des Wiener Volkstheaters) konnten die bitteren Wahrheiten, die das Stück enthält, teilweise entschuldigen.

Am 16. Februar.

Eine Leiche im Hause. Ein alter Finanzrat. Ich hörte nur zufällig, so nebenbei davon und habe in schlafloser Nacht mich nicht ein einzigesmal erinnert, daß in demselben Hause, um ein paar Stock tiefer, ein toter Mensch liegt! Und einst! Wenn in der weiten Beggegend irgendwo jemand gestorben war, da zog die Erregung und Trauer von Haus zu Haus. Wenn die „Verscheidenglocke" geläutet wurde, da knieten die Leute auf Feld und Weide nieder und beteten für den

„abgeschiedenen Mitbruder“. In den Nächten kamen sie stundenweit zusammen zu dem Hause, wo die Leiche unter der Bodenstiege auf der Bank gebahrt lag, mit einem weißen Tuche zugedeckt, das Kreuz und das Öllicht im Wasserglase zu Häupten. Und am Begräbnistag begleitete die Gemeinde den Sarg in die Kirche und auf den Friedhof. Und war der Verstorbene weiter auch nichts als ein Pfarrgenosse. In den Städten der Pomp und die Gleichgültigkeit, im Waldlande die Ärmlichkeit und die Teilnahme. Wie viel Mitempfindung muß einer, der vom Walde in die Stadt kommt, verlöschen lassen! In einem und demselben Stadthause kann es sein, daß gleichzeitig ein Mensch an Hunger und einer an Übersättigung stirbt. Das Herz verzetteln wir an hundert Sächelchen und in hundert flüchtigen Stimmungen. Haben oft viel weniger übrig für einen Menschen, als für eine Theaterfigur auf der Bühne oder für ein neues Bild in der Kunstausstellung.

Am 17. Februar.

In meinem Berufe gibt's tote Tage. Ja tote Wochen, Monate und — Jahre. Schreiben kann der Mensch zwar immer, sobald er gelernt hat Buchstaben zu machen. Gedanken sind auch vorhanden, sobald man nicht verschmäht, das Alltägliche oder den Kehricht wirklicher Geistesarbeit auf das Blatt zu streuen. Aber die frische Kraft zum Schaffen, sie ist ein seltenes Glück. Die rechte Arbeit, die einen ganz erfüllt, die aus Tiefen schöpft, hat mich immer gesund und munter gemacht, munter erhalten. Wenn jedoch die tote Zeit ist! Da wird man nervös, unlustig, zerfahren, unzufrieden mit sich selbst und anderen.

Seit einigen Tagen arbeite ich wieder einmal wirklich, oder es arbeitet in mir. Ein Leben für sich, eine erstandene Welt von Gesichten, gestaltlich zum Greifen. An allen Enden und Ecken des Innern lebt's, rührt sich's, entwickelt sich's; habe vollauf zu tun, die Erscheinungen festzuhalten und sitze am Schreibtisch, Tag für Tag, von früh bis abend. Und siehe, die äußere Welt, die mir sonst Sorgen, fruchtlose Arbeit und Ärger gemacht hat, sie existiert nicht. Nirgends Grund zu Bedenken, nirgends Nötigung mitzutun, nirgends Pflichten. Von Familienanliegen, Wirtschaftssorgen schon gar keine Spur. Kein Genuß, keine Freude nimmt mich gefangen, keine Auszeichnung erfreut mich, keine Bosheit verletzt mich. Eine Menge Schwächen und Fehler, die sonst an mir täglich zum Vorschein kommen, sie schlafen, vielleicht ersticken sie sogar. Alles, was mich sonst beunruhigt hat, die Vaterlandsnöte, die Welthändel, die ewigen Anliegen der Menschheit, zu Kleinigkeiten sind sie geschrumpft, die draußen bleiben müssen, die mich nichts angehen. Dieweilen ich doch ganz ihnen lebe in meiner Arbeit, in meiner Welt.

Am 18. Februar.

Ob daraus etwas wird, wer kann das sagen? Was verpflichtet dazu? Die Pflicht liegt in sich, und der Segen liegt in der Arbeit selbst. Man sollte sich seinen Beruf stets so weit verstrengern, daß keine Zeit bleibt zum Grillenfangen. Das schwere Leben ist am leichtesten zu ertragen, wenn man sich schwere Aufgaben stellt.

Am 19. Februar.

Man hört, daß die Minister in Berlin bei Audienzen sich den Frack verbieten. Sie entscheiden sich für den deutschen Rock. Es haben seinerzeit auch bei uns in Österreich einige Ministerien den deutschen Rock eingeführt; er soll aber aus Mangel an deutschen Männern wieder aufgehoben worden sein.

Am 20. Februar.

Heute auf einer Fahrt ins Mürztal erzählte mir jemand, daß er mit seinem Pfarrer in Konflikt gekommen sei. Zuerst habe der Pfarrer gesagt: Wenn der Mensch einen Irrtum begangen hat und er sieht es ein, so soll er ihn nach allen Kräften gutmachen. Sagte darauf er: „Herr Pfarrer, deshalb bin ich eben da. Ich habe einen großen Irrtum begangen, den größten in meinem Leben, daß ich diese Person geheiratet habe. Alle beide sind wir unglücklich, sie und ich, in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit, denn wir verstehen uns nicht, leben in Unfrieden mitsammen, nicht einmal die Treue können wir einander halten. Wir passen nicht zusammen, deshalb wollen wir den schweren Irrtum gutmachen und uns scheiden lassen? — „Was nicht noch!“ fuhr der Pfarrer auf, „sind Sie auch so ein Bock?“ — „Und Sie, Herr Pfarrer, sollen uns helfen, den Irrtum gutzumachen.“ — Darauf der Seelsorger: „Gehn's lassen S' mich aus mit der Scheidung! Unsinn!“

Am 21. Februar.

Heute im Panorama. Neue Bilderserie von Graz und Umgebung. Vermittelt vom steirischen Fremdenverkehrsverein. Hörte von ein paar Guckern in der Nachbarschaft folgendes Gespräch. „Unser Antifremdenverkehrsverein ist halt immer recht fleißig.“ „Fremdenverkehrsverein wollen Sie sagen.“ — „Antifremdenverkehrsverein sage ich. Es gibt einen solchen — einen ganz heimlichen. Wissen Sie, der die Fremden abschreckt. Wir wollen unser Landel für uns allein haben. Was brauchen wir Fremde, die uns die schönsten Gegenden zuschanden bewundern, die Sachen verteuern und allerhand Unsitten ins Land bringen. Das Steirerlandel ist für die Steirer und nicht für die Sachsen, Berliner und Engländer. Deswegen der Antifremdenverkehrsverein und deswegen

hat er auch diese abschreckenden Bilder von Graz und Umgebung machen lassen, die in zweihundert Städten der Welt aufgezeigt werden. Nachher kommen keine mehr." — Mich hatten anfangs wirklich ein paar Bilder ein bißchen geärgert, die künstlerisch zu wünschen übrig lassen, besonders in der Landschaft. Da trifft man das Naturgrün nicht, die Berge in der Ferne, die Wolkenhimmel könnten hie und da besser sein. Auch bei anderen photographischen Panoramen derselbe Mangel. Aber das Gespräch meiner Nachbarn ärgerte mich noch mehr. Denn im ganzen ist dieses Grazer Panorama wunderschön. Es gibt die Eigentümlichkeit dieser großen stillen Landstadt, die Stimmung der Umgebung mit ihren reizenden Idyllen köstlich. Den Grazer wird ein Panorama seiner Gegend nie befriedigen, nicht bloß weil er Grazer ist, der selbstverständlich über alles raisoniert, als vielmehr, weil die Schönheiten seiner Heimat unnachahmlich und unerschöpflich sind. Schilderungen naheliegender, vertrauter Dinge werden nie zufriedenstellen. Hat man einmal jemanden gesehen, der mit seiner eigenen Photographie zufrieden war? Sie müßte durch Retouche nur sehr entstellt worden sein.

Am 22. Februar.

Wenn ein Dichter literarisch wird, dann geht es schon schief. Selbst das beste in der Literatur, das Vorbild, wird für uns Halblinge zum Verhängnis. „Unter den Dichtern sind nur solche Aristokraten, die keine Ahnen haben." Dieser Gedanke aber hat einen Ahnen, mindestens einen. Er wäre mir möglicherweise selbst einmal eingefallen, wenn ihn nicht ein anderer schon hätte drucken lassen.

Am 23. Februar.

Heute hat die österreichische Regierung die Vorlage zu einem allgemeinen Wahlrechte vor das Abgeordnetenhaus gebracht. Nun wartet sie demütig, ob das Volkshaus gnädigst geruhen wird, diese freiheitliche und moderne Umgestaltung Österreichs anzunehmen. Sonst pflegen solche Freiheiten und Rechte vom Volke mit der Waffe verlangt und erstritten zu werden. Bei uns hingegen gibt es Parteien, die nicht übel Lust hätten, das von der Regierung freiwillig angebotene allgemeine, direkte Wahlrecht mit der Waffe zu verhindern. Revolution um das Alte, das wäre was Neues. Die Meisten versichern, mit dem allgemeinen Wahlrecht im Prinzipe einverstanden zu sein, stellen ihm aber ein Bein, wo sie nur können. Am liebsten möchten sie ein allgemeines Wahlrecht haben, das nur für ihre Partei allgemein wäre, alle übrigen Parteien aber von den Wahlen allgemein ausschlösse. Die Politik wird ja immer eigennützig sein müssen, wenn sie jedoch zu egoistisch wird, kann sie daran auch ersticken. Politik heißt nicht Parteikunst, nicht Stände- und Klassen-

kunst, sondern Staatskunst. O du lieber Gott, wer denkt heute bei uns noch an den Staat!

Am 24. Februar.

Vor zwölf Jahren habe ich ein Steinchen in den See geworfen, das heute noch seine Kreise zieht, nur noch weitere als dazumal. Kreise, die fast zu stürmischen Wogen anschwellen. Es grollt der See! In jenen fernen Tagen habe ich gedrängtermaßen einmal einzugestehen gehabt, daß ich den Dichter Heinrich Heine nicht genug kennte, um öffentlich über ihn sprechen zu können. Über diesen Frevel, eines wie sie glauben simulierenden Ignoraten entrüsten sich nun neuerdings gewisse Blätter in Ungarn, in Polen, in Frankreich und auch solche, die deutsch geschrieben sind. Das zischt und pfeift und brodelt und schäumt im trüben Gewässer, es grollt der See und will sein Opfer haben. Das bei solchen Anlässen übliche Opfer soll dieser See haben — mit Respekt zu sagen!

Am 25. Februar.

Faschingsonntag. Ganz Steiermark voll Rodler. Aus dem Radler ist der Rodler geworden. Die Rodler kommen zwar stark herab, aber doch gerne auch immer wieder hinauf. Dem Radler die staubige Niederung, dem Rodler die frische, klare Berghöhe. An allen Lehnen und halbsteilen Wegen junge rutschende Männer. Auf den Almhöhen lustige Skifahrer. Ein zu gründender steirischer Skiverband wird alles mannbare Volk auf die schneeigen Berge locken. Und in den Ballsälen ringen Mädchen verzweifelt die Hände nach Tänzern. Warum rodeln sie nicht auch? Auf den winterlichen Bergen verliert man die Hysterie und findet die Männer. Doch gehen die steirischen Wintersportler manchmal ein bißchen zu scharf drein. Da hatte sich auf der Pretuleralpe heute einer beim Skilaufen die Hand verletzt. Als der Doktor ihm den Verband anlegte, sagte er lachend: „Sehen Sie, Doktor, da hätten wir ihn endlich beisammen, den Verband steirischer Skiläufer!“

Am 26. Februar.

Das Ideal meiner ersten dichterischen Tätigkeit war gewesen, die Leute weinen zu machen. In einer späteren Zeit fand ich, daß es besser sei, sie lachen zu machen. Genützt hat weder das eine noch das andere. Sie weinen nicht mehr und lachen nicht mehr recht, trotten dumpf und stumpf ihre dunklen Straßen niederwärts. Das Verhängnis wird sich ja erfüllen, die Leute werden noch einmal recht gründlich, recht von Herzen weinen. Einstweilen sollten wir, die bewegsamen Geisterlein der Dichtung und Kunst, es doch noch einmal versuchen, den Armen das Lachen zu lehren. Wir hätten nichts zu lachen! heißt es, und das ist

nicht wahr. Schauen wir doch um uns, ist nicht so vieles was jetzt geschieht, was wir selbst treiben — höchst lächerlich?

Am 27. Februar.

Faschingdienstag.

Trotz aller Mühe gescheit zu sein
Fällt mir heute keine Narrheit ein.
Gehöre nicht zu der Toren Zunft,
Gehöre nicht zu der Weisen Zunft.
Nur in gemeiner Philistervernunft
Verrinnen meine Tage.
Es ist eine Hundeplage.

Am 28. Februar.

Grazer Glockenspiel. Schöne, reine Klänge, jeder für sich. Aber wie es schon geht bei uns in Österreich, zusammenstimmen will nichts, nicht einmal die Volkshymne. Mit der Zeit wird es sich schon machen, aber Geduld kostet's und die ist ja unsere stärkste Seite. Mir steht bei diesem Klingelreia auf unserem Fliegenplatz das Salzburger Glockenspiel im Wege, das vor nun nahezu vierzig Jahren in die jungen Ohren geklungen war. In feierlicher Reisestimmung eines Burschen, der das erstemal in der wunderschönen Stadt an der Salzach stand, im Angesichte des Unterberges. Der große lichte, stille Platz dort, die Umgebung, die Erinnerungen der alten Bischofsstadt. Das wirkt mit. Da kommt unser Glockenspiel am engen, versteckten und doch geräuschvollen Fliegenplatz nicht auf. Wenn es wenigstens auf dem Schloßberg stünde! Das ließe sich hören! Etliche böse Mäuler sagen, es sollte nur ein Geschäftsreklamegeklimper sein. Man muß aber nicht alles aus der Niederung des Spießbürgers beurteilen. Ich kann mir recht wohl denken, daß der Stifter des Grazer Glockenspieles der Stadt damit ein schönes und sinniges Kleinod spenden wollte und daß es tatsächlich einen idealeren Sinn haben kann. Das tanzende Steirerpaar in den Fenstern amüsiert ein erstes- und zweitesmal recht lustig, dann wird der Spaß öde. Abgesehen davon, daß diese Tanzenden den Takt nie mittreten. Wenn aber das Glockenspiel zu den drei Tageszeiten, am kühlen frischen Morgen, zur schwülen, träumerischen Mittagsstunde und am stillen Abend liebliche und erhebende Weisen spielt — alter deutscher Volkslieder Art, dann kann's gar feierlich und wonnesam werden im Gemüte des andächtigen Horchers, der auf dem Fliegenplatz oder auf dem Bischofsplatz oder auf dem Mehlplatz oder auf dem neuen Kaiser-Kronplatz wandelt. Wenn über dem Gerassel, Geknarre und Gepolter der Stadt auch manchmal Töne wie Gaudeamus igitur, In einem kühlen Grunde, Hoch vom Dachstein, Gott erhalte unsern Kaiser, Deutschland, Deutschland über alles, dahinklingen, so finde ich das gar nicht übel. Jedenfalls mag ich unser neues Glockenspiel für die wohlfeilen Witze, die bis lange darüber gemacht werden, nicht hergeben.

Am 1. März 1906.

Dieses öffentliche Tagebuch befriedigt mich nicht. Man muß zu hinterhältig sein. So manche Dinge des Tages, die man äußerlich und innerlich erlebt, können nicht hinausgegeben werden. Entweder sie sind ohne Begründung, Vermittlung, ohne Verlauf und Folgen, wie sie der Tag eben hereinwirft, unverständlich, uninteressant, oder sie wären taktlos gegen sich und andere, wären Mißverständnissen ausgesetzt, könnten auch für selbstgefällig und der Eitelkeit entsprungen gehalten werden. Wenn man solcherlei nun abzieht, so bleibt das übrig, was uns allen gemeinsam ist. Und das ist für ein Tagebuch zu wenig persönlich. — Die meisten unserer Tage sind als solche unbedeutend. Erst viele Tage zusammen geben eine bedeutsame Einheit, legen in uns einen Bodensatz, mit dem wohl der Künstler, der Dichter fertig zu werden weiß. Das hier ist aber nur ein gewöhnliches Gespräch. In der Kunst darf man alles sagen, im gewöhnlichen Gespräche fast nichts.

Am 2. März.

Volksabstimmung für ein neues Gesetz zur Lösbarkeit der Ehe. Ich habe heute auch unterschrieben — zaudernd und zögernd. Aber endlich hat die Überzeugung ihr Recht verlangt. Es spricht so viel Ideales für die Unlöslichkeit der Ehe; eine goldene Hochzeit hat etwas so Rührendes und man kennt manches Ehepaar, das nach schweren, jahrelangen Stürmen miteinander zufrieden und glücklich geworden ist. Nicht aus Gewohnheit allein. Die gemeinsamen Freuden und Leiden haben ihre Herzen allmählich geläutert, aus reizbaren Liebesleuten sind treue Freunde geworden. Viele Stürme, die nachweisbar sich besonders im dritten Jahre der Ehe zu erheben pflegen, können zumeist überdauert werden. Dann folgen friedliche Jahre. — Und doch! Die allgemeinere Erfahrung, die Vernunft spricht schrecklich laut: Die Ehe muß löslich sein. Nicht leicht, nicht sobald es dem Ehepaare gerade einfällt — aber im schlimmsten und letzten Falle muß sie löslich sein. Gewiß, schon die Kinder und ihr Schicksal werden in den allermeisten Fällen die Eltern bestimmen, beisammen zu bleiben, obschon man Fälle weiß, da eine uneinige, unsittliche Elternehe den Kindern zum Verderben wird. Und dann muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß die Getrennten, Geschiedenen sich wieder verheiraten können. Schauen wir auf die Länder hin, wo es so ist. In den meisten Fällen bleiben die ersten Ehepaare auf lebelang beisammen, und es gibt bei den Protestanten auch goldene Hochzeiten. Aber schon die Möglichkeit der Lösung läßt das schwere Band erträglicher erscheinen und ein freiwilliges Sicheinanderopfern führt inniger zusammen, als ein erzwungenes. Wo Eheleute sich aber doch trennen und andere Verbindungen eingehen, da ist's im schlimmsten Falle nicht schlechter, zumeist aber weit, weit besser, als die sündenstrotzende Hölle in

einer unglücklichen und unlöslichen Ehe. — Sollte das Gesetz für Lösbarkeit der Ehe bei uns nicht durchgehen, dann kämen gute Zeiten für die Los von Rom-Bewegung. Dann würden viele vor Verheiratung das Protestantischwerden für eine kluge Vorsicht halten.

Am 3. März.

Die Menschheit will sich verjüngen, ihr verlangt's nach — der Mutterbrust. In Wien und Berlin hat sich eine Bewegung erhoben mit dem Bestreben, alle Mütter zu bewegen, beziehungsweise es ihnen möglich zu machen, ihre Kinder an eigener Brust zu stillen. Mütter aus ärmeren Klassen zahlen vorher geringe Beträge ein, die dann erhöht zurückkommen, wenn die Mutter entsprechende Nahrung braucht, und das Kind zu stillen ist. Auch Hebammen werden prämiiert, die Selbststillungen veranlassen und fördern. Die Ärzte mit ihrer künstlichen Kinderernährung haben viel gesündigt. Sie müssen endlich doch zugeben, daß in den meisten Fällen Selbststillung das beste Mittel ist, um Mutter und Kind gesund zu erhalten oder gesund zu machen, um die Hysterie zu bekämpfen und ein starkes Geschlecht zu erziehen. In moralischer Beziehung sind wir moderne Leute zwar so schamhaft geworden, daß wir nicht einmal Bilder, wie eine Mutter das Kind an enthüllter Brust säugt, mehr vertragen können, ohne sittlich verletzt, das heißt geil zu werden. Um so notwendiger ist die Mutterbrust, damit ein künftiges Geschlecht natürliche Kräfte gewinne und gesündere Empfindungen erziele. Ich habe dem betreffenden Vereine in Wien — er sucht Autographen, um sie für den Zweck zu Gelde zu machen — auch mein Sprüchlein geschrieben:

Aus Mutterbrust und Heimatscholle
Quillt das Leben dir, das volle.
Der erste und der letzte Frieden
Sei in diesen Ruhestätten,
Erdenpilger, dir beschieden.

Am 4. März.

Heute war an einem Krankenbette davon die Rede, daß der Kranke sehr viel zu seiner Heilung beitragen könne durch den festen Willen, gesund zu werden. Es müsse das leidenschaftliche Wollen zur Genesung da sein, und man gesunde. Ich wendete ein, mit dem Gegenteil immer dasselbe zu erreichen. So oft ich krank war, meine Mithelferin sei die Resignation gewesen. Eine gelassene Gleichgültigkeit trage zur Sammlung der Kräfte wohl mindestens so viel bei, als die mit dem leidenschaftlichen Gesundheitsverlangen verbundene Unruhe. Allerdings steht bei mir im Hintergrunde das große Verlangen nach Leben, nach ewigem Leben. In Erwartung desselben liegt einem an diesem gegenwärtigen Leben weniger. Ein gutes Lebenselixier ist Wille und Hoffnung wohl auch. Und dann noch was. Der Mensch sollte sich immer schöne, hochgemute Vorstellungen machen, sollte stets nur wohltuende, frohe Dinge

sich einbilden, in seinem Innern sich so ein bißchen überirdische Welt herrichten, daß er ein seliges Wärmen und Leuchten habe — ich meine, das würde auch den Körper erfrischen und stärken.

Am 5. März.

Heute waren ihrer drei da. Der eine sah aus wie's Leben, hatte aber zweifelhafte Wäsche; der kam aus dem Spital. Der andere brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem Bekannten, der seit etlichen Jahren nicht mehr existiert; er roch nach Fusel. Der dritte will mit mir in die Schule gegangen sein in — Nieder-Alpel, wo nie eine Schule bestanden hat. Zwei von ihnen wollten ja nichts geschenkt, bloß was geborgt. Man weiß nur nicht, wie man am besten dran ist. Schenken kann man wenig, borgen muß man mehr. Aber dem man einmal was geschenkt hat, der kommt immer wieder. Dem man was geborgt, den hat man das letztemal gesehen. So wird's ziemlich aufs Gleiche hinauskommen. Will über die Herrschaften weiter kein Tagebuch führen. Hingegen habe ich eine Sammlung angelegt der fabelhaftesten Bittgesuche, die meinen Nachkommen dokumentieren sollen, für wie einfältig meine Zeitgenossen mich gehalten haben.

Am 6. März.

Was glänzen doch dem die Augen so hell?
Und birgt in der Brust eine dämmernde Seel'.
Und hüllet in staubige Spinnenweben
Geheimnisvoll sein glosendes Leben.
— Weiß es einer, wie wohl sie tut,
Die einsame Glut?

Was brennen doch dem die Wangen so rot?
Er ist ja kalt, er ist ja tot!
Er scherzt nicht mit Freunden, er kost nicht mit Frauen,
Er kann keine lustigen Leute schauen.
— Weiß es einer, wie weh kann sein
Die einsame Pein?

Und weiß es einer, wie wohl es tut,
Wenn glühend das Herz in sich selber ruht,
Und weiß es einer, wie weh es kann sein —
Der schleiche vorüber und lass' ihn allein,
Den Mann in seinem allseligen Leid
Der Einsamkeit.

Am 7. März.

Das wahrhaft Gute ist eine Winterfrucht. Gerade die besten Säemänner erleben selten ihre Ernte. Rascher Erfolg kann nur demütig machen, denn er ist ein zweifelhaftes Zeichen. Stolz zu sein auf den Segen einer großen Arbeit, das ist fast immer erst den Nachkommen beschieden.

Am 8. März.

In dieser Woche habe ich wieder einmal ein theologisches Werk gelesen, eins, das sehr anempfohlen wird. Aber derlei Lektüre bekommt

mir nicht gut, ich ziehe mir damit allemal eine Erkältung des Herzens zu, und einen moralischen Schnupfen. Je mehr ich Theologie lese, je kälter wird mein Glaube; und wenn dieser erfroren ist, wozu dann noch Theologie? Wenn wir wieder recht kindlich sollen glauben können, so müssen wir alle gelehrten Werke über Gott — zum Teufel werfen.

Am 9. März.

Im Februarheft des „Türmer" steht mein Aufsatz: „Mein Wildpfad zu Gott". Kommt mir zerfahrener vor als er im Manuskript geschienen. Einerseits heißt es, daß ich viel Streit über Religionssachen geführt und daß solcher Streit mich immer glaubenssicherer und wärmer gemacht hätte. Anderseits heißt es, das Theologisieren hätte mein Herz stets bedenklich erkältet. Widerspruch. Aber nur scheinbar. Meine religiösen Gespräche und Selbstverteidigungen waren nie theologischer Natur, sie kehrten sich vielmehr gegen das kirchlich Theologische und Dogmatische. Stets nach dem Grundsatz, daß Religion wohl Empfindungs- und Charaktersache, nie aber eine Wissenschaft sein könne, eben weil Religion, wissenschaftlich betrieben, das Herz zu bedenklich erkältet. Nur Religionsgeschichte kann wissenschaftlich behandelt werden. Religion als solche nie. — Wer von Religion verlangt, daß sie verständlich, vernünftig sei und logisch wie jede weltliche Angelegenheit behandelt werden müsse, der hat keine und findet keine. Im gewöhnlichen Sinne ist Religion etwas Antinatürliches, Übernatürliches. Im höheren Sinne ist sie etwas durchaus Natürliches, sonst könnte sie nicht bei allen Völkern vorkommen. Alle menschlichen Sehnsuchten, die über das Irdische hinausfliegen, sind natürlich; und das zu glauben, was wir wünschen, daß es sei, ist geradezu der kindlichste Kernzug der menschlichen Natur. Das kann der Freisinnige unserer Tage sich nicht oft genug vor Augen halten, um auch dem religiösen Leben gegenüber — freisinnig, duldsam zu sein. Wohlverstanden, solange die religiösen Angelegenheiten der einzelnen und der Körperschaften verinnerlicht, wirklich religiös bleiben und nicht nach weltlicher Art in fremde Bereiche eingreifen.

Am 10. März.

„Du Rosegger!" so sprach mich heute jemand an, „man hört, daß der heilige Petrus dich das letztemal, als du anklopftest, nicht in den Himmel gelassen hätte. Ist das wahr?" — „Das mag schon sein. Ich hab' allzuviel pudelnärrisches Zeugs geschrieben und das können sie im Himmel nicht brauchen." — „Im Gegenteil!" rief mein Plauderkamerad, „seit du Bußprediger geworden bist und das biblische Buch geschrieben hast, will er dich nicht hineinlassen. Pfaffen, sagt er, gäb's eh schon zu viel drinnen. Die bringen mir, sagt er, ohnehin mit

ihrem Beten und Predigen den Himmel so stark in Mißkredit, daß der Besuch von Jahr zu Jahr abnimmt. Wenn's so weiter geht, muß ich Konkurs ansagen. Es sind schon auch die Regiekosten zu groß, was sie jetzt im Himmel alles verlangen! Die Menge muß es machen und wenn du für die wieder einmal recht lustige Sachen weißt, dann kannst du kommen. Selbst mitten in der Unsterblichkeit wollen sich die Leute totlachen. — So wärest du abgewiesen worden. Dann hättest du geschwinde die ‚Wildlinge' geschrieben und die ‚Brüder Nixnutz', da soll dir jetzt der Petrus schon alleweil entgegenlachen und winken: Nun, wenn du willst — ich hab' offen!"

„Aber Narr!" mußte ich entgegnen, „wenn ich Spaß machen will, wie er den Leuten gefällt, da stehe ich auf den Himmel nicht an, da haben sie mich auch auf der Welt gerne. 's ist nur erfreulich, daß Sankt Peter auch einen Spaß versteht."

Es werd scho togalat . . .

(Kärntnerliedel.)

Es werd schon togalat, es werd schon togalat,
Es werd schon togalat, mein liawar Bua;
Werst miaß'n aufstiahn, werst miaß'n hamgiahn,
Z'sämmariam'ln deine Schuah!

Biawle steh auf, steh auf, Biawle, steh auf, steh auf.
Biawle steh auf und lög dei Janggerle an!
Van Pederl z' Weitensfeld, z' Weitensfeld,
Z' Weitensfeld läutn se schon!

Diandle, was war heunt Nacht, Diandle, was war heunt Nacht,
Diandle, was war heunt Nacht! hat d' Muat'r g'fragt.
„Hat glei a Floh in Stroh, Floh in Stroh,
Floh in Stroh a Hupferle gmacht!"

Kleine Laube.

Zum hundertjährigen Gedächtnisse Anastasius Grüns.

Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Doch er fordre nicht mein Leben!
Was blieb' euch, o Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubtier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu euern
Und der Liebsten Herden kam!

Über eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell:
Welch Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell!

Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen, duft'gen Tannen,
Meine echten Fahnen, wehn!

Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süß'rer Klang mein Ohr beschlich!

In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf,
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch schwarzen Topf!

Besser läßt, das sieht doch jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!

Wachtstehn sollt' ich nachts vor Zellen!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Besser als durch mich geborgen
Stellt' in Himmels Schutz ich sie; — —
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blüh'ndsten Rosen zwei!“

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blütenbaum
Ruht die Sennin; ihre Herde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! Im Talgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!

Aus der Krone losgerüttelt
Taumeln Blütenflocken hin,
Tropfen Tau's, wie Tränen, schüttelt
Er aufs Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Tale, grün und frei,
Einem roten Jünglingsmunde
Wohl der blüh'ndsten Rosen zwei.

Anastasius Grün.

Zwei Heimgekehrte.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!“

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehen? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!“

Anastasius Grün.

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauscht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter sattsam ausstaffiert,
Sein ehrlich Antlitz rot beschmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerst du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd springst,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingst!

Ein Lächeln über ein greises Haar
Und über die nahe Totenbahr'!
Dies eines Lebens höchster Preis!
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt,
Der Liebsten selbst vergißt er bald;
Du aber zwängst mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
Man sieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand schlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüstem Wort.
Und all' die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann!

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
Ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann!

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
Ei, wie das seine Glieder letzt!
„Der macht sich's auch bequem, fürwahr!“
So murmelt's spöttisch durch die Schar.

Mit leisem abgebrochnen Ton
Beginnt er mühsam seinen Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!“
So zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging sein Atem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnt's, daß ein Totenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle tot,
Doch Leben heuchelt der Schminke Rot,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß alles Lug und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Tote zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis,
Und einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!“

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis ins Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
Die sind, den Sarg zu tragen, genug;
Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat niemand geweint und niemand gelacht.

Anastasius Grün.

Bildhauer.

Habt mich mit Speis' und Trank gelabt,
Gern dankt' ich's durch die Tat, Herr Abt,
Will drum zum Abschied nicht verschweigen,
Welch Schatz euch unbewußt zu eigen.
Der Stein, den ich im Hof dort schaue,
Ein Rest wohl noch vom Klosterbaue,
Der Marmorblock ist's, den ich meine;
Es steckt, weiß Gott in diesem Steine
Ein prächt'ger Christus fix und fertig,
Des tücht'gen Armes nur gewärtig.
Laßt, wenn ich rückkehr, mich verdienen
Nebst eurem Lob ein paar Zechinen,
Und bei des Klosterkellers Tropfen
Will ich ihn gern heraus euch klopfen."
Ein Künstler sprach's im Sammetrock,
Sah scheidend noch zum mächt'gen Block,
Voll Lebenswärme ward die Quader,
Voll edlen Bluts die blaue Ader.

Das „Klopfen" und die „Tropfen" klangen
Im Ohr des Abts und blieben hangen.
Er denkt: Ei, die Zechinen kann
Ersparen schier ein kluger Mann!
Er winkt dem Kellermeister leise
Und wählt dann aus der Brüder Kreise
Der stämmigsten Gesellen vier:
„Wohlauf! Ihr seht den Steinblock hier,
Drin steckt, des tücht'gen Arms gewärtig,
Ein prächt'ger Christus fix und fertig;
Den sollt ihr jetzt heraus mir klopfen,
Gestärkt von diesen goldnen Tropfen!"

Hei, an ein Hau'n und Hämmern ging's!
Die Stücke flogen rechts und links,
Das dröhnt und hallt wie ein Gewitter,
Dem Abbas sprang ins Aug' ein Splitter,
Den Mönchen dampft das Haupt von Schweiß,
Vom Staub sind schon die Kutten weiß.
Der Block wird kleiner, immer kleiner,
Den prächt'gen Christ doch sieht noch keiner!
Nur frisch drauf los! Von ihrem Klopfen
Verschwinden Stein und goldne Tropfen.
Zum Bröcklein schmilzt die Quader ein,
Kein Christus doch entstieg dem Stein!
In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße;
Der Abt verwünscht die Künstlerbluse,
Er selbst ein Steinbild der Meduse.

Und als der Mann im Sammetrock
Rückkehrt und späht nach seinem Block,
Ach, er erkennt vom Lieblingssteine
Ringsum die bleichenden Gebeine,
Und edlen Zorns und Unmuts schwer
Den frommen Predigern predigt er:
„Mein Heiland, seh ich, ist erstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! Doch merkt euch das:
Wess' Aug nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der lasse nur das Bilden sein!
Wess' Hand nicht fest und zart zugleich,
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um geist'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der lass' den Schöpfermeißel liegen!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Selbst euer Christ zu Straßensand;
Statt Bildner wär't zum Hohn der Lacher
Ihr leidlich gute Wegemacher.
Nur Geist zeugt Geist! Die Höhn umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist,
Und weckt auf kaum betretnen Bahnen
Zur schönen Tat ein träumend Ahnen;
Wer sein entbehrt, der sitz' am Raine
Und klopf' im Tagwerk ihm die Steine."

Anastasius Grün.

Wald und Wasser.

Häufiger wird in Zeitungen die Klage, daß auf unserer Erde das Wasser weniger werde. Man denkt dabei nicht an das stellenweise Zurücktreten der Meere, die ja wieder an anderen Stellen weiter vorgreifen, man denkt ans Landwasser. Die Flüsse werden kleiner, die Niederschläge werden unregelmäßiger, der Tau wird seltener, Quellen versiegen. In den Städten gehört die Wassernot lange schon zu den brennenden Fragen, die nicht gelöscht werden können. Nun melden sich auch die Landbewohner. Die Gebirgsflüsse weisen immer schmalere Rinnen und immer breitere Schutthalden auf. Die Wasserkräfte für Mühlen und andere Gewerke werden immer umstrittener, nicht allein wegen größeren Bedarfes, wohl auch wegen geringer Menge. Die Wiesen vertrocknen. An manchem Hofe, wo früher der Hausbrunnen kräftig gesprudelt, rinnt er nur in einem dünnen Faden oder tröpfelt bloß. Was ist die Ursache?

Ursache wie an so vielem Elende ist auch hier die Industrie. Die übergroße, gefräßige Industrie. Sie frißt nicht bloß die Bauersleute auf, sondern auch

ihre Wälder und sauft ihre Wässer aus. Was sie übrig läßt, das verdirbt sie, daß sogar des Wassers urangestammter Bewohner, der Fisch, darin verenden muß. Die Industrie verbraucht Bauholz, Kohlenholz, Papierholz in Unmengen und was unsern der Essen und Schlote an Wald noch stehen bleibt, das verdirbt, erstickt unter Kohlenrauch. Die Industrie, die unsere politischen und sozialen Verhältnisse von Grund aus ändert, wird auch unser grünes Heimatland ändern, wird eine Mondlandschaft aus ihm machen.

Von gewissen alten Völkern, die heute ruhige und zufriedene Landwirtschaft treiben, träumte mir, daß sie auch einmal eine große Industrie mit allen Vorteilen der Technik gehabt hätten, daß sie aber, die Gefahr derselben erkennend, diese Industrie abgeschafft haben und die Technik absichtlich wieder in Verfall kommen ließen. Sie würden sonst nicht mehr vorhanden sein.

Die Industrie macht reich, arm und — unzufrieden. Reich zumeist den Unternehmer, arm den Arbeiter, unzufrieden beide. Der Arbeiter, der keine Scholle hat, der im unsteten Einerlei des Rades sein Dasein zubringen muß, er geht zugrunde vor Unruhe, vor Haß gegen andere, die es besser haben, vor Gier nach äußeren Gütern, nachdem die inneren verloren gegangen. Menschen, rettet die Arbeiter, rettet das Land, rettet die Kultur! Die Industriearbeiter, sie wissen, daß sie heute das einflußreiche, bewegende Element sind, sie wollen deshalb die Herrschaft; und können sie doch nicht haben, nicht behaupten, weil ihre Richtung, die ausschließliche Industrie, eine verderbliche ist. Die Herrschenden sind stets auf der breiten, festen Scholle gestanden, nicht auf dem kreisenden Rade. Von der Scholle aus haben sie ihre Eroberungszüge gemacht und auf die Scholle haben sie ihre Beute vereinigt. Das Rad macht nur immer die Runde in staubiger Niederung, da erhöht sich nichts, steigt nichts aufwärts, wie der Kornhalm und der Baum.

Was können wir tun? Die Arbeiter können wir nicht schelten, sie sind ein Produkt der Verhältnisse, die *wir* geschaffen haben. Aber das Übermaß der Industrie können wir vernichten. Die Arbeiter streiken, teuer und bitter haben sie jeden Streik zu erkaufen, aber sie *müssen* streiken. Erlösen wir sie von dieser Notwendigkeit. Streiken auch wir!

Wenn wir, die besser Situierten, die „Bourgeois", die Aristokraten der Kulturländer und Staaten, uns einmal zehn Jahre lang enthalten von all dem überflüssigen Zeug, von den Luxusdingen, in denen jetzt viele nachgerade ersticken, wenn wir uns nur das Nötige, das wahrhaft Nützliche anschaffen, eine einfache Lebensweise annehmen — in zehn Jahren ist die Industrie reduziert und ins richtige Verhältnis zum Staatsorganismus gebracht.

So bekämpft man die Sozialdemokratie. So ganz allein, und mit Erfolg. Und zwar zum Wohle der Arbeiter, wovon dann viele wieder ihre Scholle suchen und ihre Zufriedenheit finden werden.

Acht Zehntel der Zeitgenossen werden sagen, diese Gedanken seien unrichtig. Und ich empfinde, daß sie in der Hauptsache richtig sein müssen — im Hinblick auf die natürliche Entwicklung der Menschheit. Unsere übermäßigen Bedürfnisse, unsere krankhafte Lüsternheit nach allerhand Neuem, das wir gar nicht brauchen, dessen Gebrauch wir uns oft sauer angewöhnen müssen, sind die Ursache der übergroßen Industrie, und diese Industrie ist die Ursache der Sozialdemokratie. Daher müßte die drohende Sozialdemokratie, die Arbeiterschaft wieder Ursache unserer Regeneration werden. Damit regeneriert sich auch der Wald und das Wasser.

Es gibt aber auch noch einen anderen Weg, um zu Wald und Wasser zu kommen. Man läßt eine große Revolution reifen, einen ungeheuren Bürgerkrieg, einen Krieg aller gegen alle entstehen. Das dezimiert die Bevölkerung und die un-

bewohnten Gegenden werden zur Wildnis. Wilder Wald sammelt Feuchtigkeit und führt sie seiner Scholle zu, es entstehen wieder die sprudelnden Quellen und die reinen Wässer.

Aber dieses Verfahren ist das kostspieligere. R.

Ein Tiroler Sänger.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in die Stube des Heimgärtners ein Fremder eintrat. Noch jugendlich, untersetzt, mit dunklem Haar und einem ernsten, melancholischen Auge. Er war in halb ländlicher, halb städtischer Kleidung, mit einer Reisetasche an der Seite. Ein wenig unbeholfen, ein wenig wortkarg und doch endlich treuherzig plaudernd, mit Anklängen an die tirolische Mundart. Ich erkannte ihn nun von Innsbruck her, es war Anton Renk, der Dichter, dem auch der „Heimgarten" manches ergreifende Lied verdankt. In seiner Tasche hatte er Bücher und Handschriften. Mir kam dieser reisende Sänger so rührend wehmütig vor. Er erzählte einiges von dem literarischen Leben seiner Heimat und vom Kampfe mit der harten Welt. Dann ging er bald wieder fort. Selbst das stille Graz schien dem an Einsamkeit gewöhnten Alpensohn zu weltstädtisch laut zu sein.

Es war ein vorüberziehender Mensch. Am 2. Februar dieses Jahres starb er zu Innsbruck, seiner Vaterstadt, erst fünfunddreißig Jahre alt. Seine Tiroler Freunde weihen ihm ein treues Erinnern. Von einem derselben, dem genial veranlagten Franz Kranebitter, kam dem „Heimgarten" der Nachruf zu, der hier aufgestellt sein soll, gleichsam als ein Marterlaferl zum Gedächtnis an einen, der flüchtig, still, aber schön im „Heimgarten" gewandelt war.

Das Leben eines jeden Menschen, heiße er wie er wolle, bedeutet eine Tragödie, an deren Ende der bittere Tod steht, wie er mit kalter, anteilloser Hand dem abtretenden Helden die Augen zudrückt und ihn als zeitliche Erscheinung vernichtet. Freilich nur als solche, denn über das innere Wesen des Menschen, sofern es sich in seinen Taten offenbarte, hat er keine Gewalt. Im Gegenteil, er macht vielmehr alles, was früher noch schwankend und unruhig war, fest und klar, so daß das hin und her fließende Nebelbild des Helden, wie es sich den Augen der Mitwelt darstellte, mit einem Male wie in Marmor gehauen mit festen, unverrückbaren Zügen für alle Ewigkeit vor uns steht, soweit ein solches Phänomen die menschliche Erkenntnis überhaupt fassen kann. Denn, gestehen wir es uns nur, auch der Nächste, der Liebste, den wir kennen, heiße er nun Vater, Bruder, Freund oder Geliebter, bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Es gibt kaum ein oder das andere matterhellte Fenster, durch welches wir einen Blick in das Innere unseres Nebenmenschen tun können. Das Wenige nun, was wir so erhaschen können, der Mit- und Nachwelt darzulegen und zu zeigen, wie die Umwelt auf ihn und er auf die Umwelt und Nachwelt eingewirkt hat, wäre eigentlich die Aufgabe der wahren Biographie, eine Aufgabe, die freilich schon darum nicht zu lösen ist, weil diese Wirkung vermöge der menschlichen Kurzsichtigkeit erst oft zehn, ja zwanzig und noch mehr Jahre nach dem Tode des Helden beginnen, dann sich aber auch auf die Jahrtausende erstrecken kann. Wegen dieses Gesetzes der Distanz nun, das nicht nur bei dem Maler, Architekten und Bildhauer Geltung hat, ist es so schwer, über erst kurz Verstorbene ein Urteil zu fällen, das mehr als problematische Geltung hat. So mögen denn auch diese schlichten Zeilen über unseren allzufrüh verstorbenen Dichter Anton Renk nur wie Fragmente zu einer Skizze seines Lebens und Werdeganges aufgenommen werden.

Anton Renk war am 10. September 1871 in Innsbruck geboren. Er war der Enkel Anton Wallners, jenes Volkshelden von 1809, in dem das Land Salzburg

seinen Andreas Hofer besitzt und verehrt. Frühzeitig der Eltern durch den Tod beraubt, kam der kleine Toni in die Obhut braver Verwandter. Toni Renk besuchte in Innsbruck das Gymnasium und die Universität und jene in Wien und Zürich. Nach Absolvierung derselben war er eine Zeit Supplent in Bozen, widmete sich dann aber ganz dem Schriftstellerberufe, der seinem Freiheitsdrange am besten zusagte.

Seine hauptsächlichsten Werke: Zunächst erschien im Jahre 1894 ein Band Gedichte unter dem Titel „Ranken". In den folgenden Jahren kamen dann heraus: die Novelle „Küsse", die Dramen „Die Schneekönigin" und „Ins neue Land", die kulturgeschichtliche Monographie „Im obersten Inntal", ferner „Von der Feiertigschul bis z' Hoachzatroas", „Ein Narr", „Pax vobiscum", „Unter zwei Sonnen", „Tod in den Alpen", „Tiroler und Buren", „Über den Firnen, unter den Sternen". Außerdem schrieb Renk noch eine große Anzahl von Aufsätzen kulturhistorischen Inhalts, die in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften Österreichs und Deutschlands erschienen, nicht zu gedenken zahlreicher Novellen und Skizzen, die bisher noch unveröffentlicht sind.

Renks Dichtercharakter ist am kürzesten dargestellt, wenn wir sagen, daß er wesentlich Lyriker war, auch in seinen Novellen und Einaktern, ein Lyriker, der sich mehr der rhetorischen Art Freiligraths näherte, als etwa der Uhlands, mit dem er andererseits die Einfachheit der Form gemein hatte. Man könnte sagen, er stehe in der Mitte zwischen Gilm und Pichler, zwischen dem unübertrefflichen Stimmungszauber von „Allerseelen" und dem grandiosen Plastiker der „Hymnen". Tiroler durch und durch, sind auch seine Vergleiche fast durchaus seiner Heimat, die er liebte und kannte wie wenige, entnommen. Insbesonders lieferte ihm das Hochgebirg mit seinen Schroffen und Karen und eigenartigen Tierleben eine große Menge von Motiven, die Renk höchst eigenartig bearbeitete.

Renks Hauptcharakteristikum in seinem Leben wie in seinem Dichten war eine vollkommene unbedingte Ehrlichkeit. Er hielt es nie mit dem Halben und Plausiblen, sondern strebte immer nach dem Ganzen und Vollen. Einmal zur Erkenntnis gelangt, daß er zum Dichter geboren sei, warf er nach dem Worte Christi alles weg, was diejenigen, welche sich mit Fleisch und Blut beraten, hochhalten, um sich allein dem zu widmen, was er als das Rechte für sich erkannt hatte. Er konnte sich ein ruhiges, behagliches Leben in sicherer Stellung wählen mit Weib und Kind, aber er verzichtete, mochte sich auch das Kreatürliche in ihm manchmal schmerzvoll dagegen aufbäumen.

Doppelt hart für ihn, da er ein weiches, durch jeden Nadelstich leicht zu verletzendes Inneres besaß. Sein Herz war in der Tat ein feines, zartbesaitetes Ding, das bei dem leisesten Luftzuge vibrierte und das er daher gerne mit dem Stachelzaune eines kaustischen Witzes umwehrte, um es so vor jeder fremden Berührung zu schützen: was ihm freilich nicht immer gelang — denn auch ihm blieben die eisigen und sengenden Wirbelstürme dieses Lebens nicht erspart, auch über ihn breitete die Enttäuschung ihren nachtschattigen Flügel. Dazu die fürchterliche Einsamkeit, in die sich jedes edlere Herz zur Strafe dafür, daß es sich als Individuum von dem großen Troß losgerissen hat, geworfen fühlt. Kein Wunder, daß sein liederreicher Mund mit dem schmerzvollen Zug um die Winkel noch wenige Tage vor dem Tode in den erschütternden Ruf ausbrach: „Ich habe keine Freunde", während er doch richtiger hätte sagen können: „Ich habe keinen Feind!"

Dabei lag über seinem Wesen ein Hauch tiefschwarzer Melancholie, einer Melancholie, die ihn so gern sich mit dem Gedanken an den Tod beschäftigen ließ, und ihn so häufig auf die stillen einsamen Landfriedhöfe mit den im Winde leise knarrenden Kreuzen hinausführte. Das seltsam ergreifende:

Ich komm, weiß nicht woher,
Ich geh, weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin

könnte von ihm gedichet sein. Es bezeichnet wie nichts Zweites die Stimmung, aus der heraus die besten seiner Gedichte entstanden sind. Ein anderes Element, das als die Grundbedingung jeder Größe in ihm lag, war eine kindliche Frömmigkeit, die sich nicht selten in ergreifender Weise äußert und von der auch seine Lieder durchtränkt sind. Überall, in den schneeigen Karen der Hochalpen, wie in rosenerfüllten Tälern Hisperiens fühlt er sich von dem Hauche der Gottheit umwittert, erschauert er gleich dem Veilchen, das vor dem Herrn, der im lauen Abendwind herannaht, demütig das Köpfchen senkt. Diese selbe Pietät, wie dem Unerforschlichen gegenüber, bewahrt er aber auch gegen seine eigene Kindheit, sie bildet für ihn in allen Stürmen des Lebens den sicheren Port, in dem er sein Boot anlegen und verankern kann, bis sich die Wogen und wilden Wasserstrudel wieder geebnet. Weil er aber so gerne in die eigene Jugend sich versenkt, hat er auch die Kinder so gerne; Kinderaugen sind ihm immer und immer wieder ein wunderbares Symbol für jene Zeit, wo Sollen und Wollen noch nicht auseinandertritt und Unschuld und Reinheit ein Zustand sind. Selbst fast ohne Leidenschaft, liebt er auch das stark Leidenschaftliche mit seinen grellen und schneidenden Affekten nicht. Der Boden, aus dem seine Dichtungen erwachsen, gleicht vielmehr der warmen mütterlichen Erde, in die der Landmann im Lenz vertrauensvoll seine Saaten senkt. Das hindert natürlich nicht, daß er nicht auch, fröhlich mit dem Fröhlichen, einmal in die ungefügen Noten der „Dörper-Tanzweise" ausbricht, um dann freilich, gleichsam über sich selbst erschrocken, bald darauf wieder der tiefen, beschaulichen Art eines frommen Beters sich zuzuwenden. So findet er nach anfänglichem kurzen Irrlichtelieren bald seinen eigenen Ton, nach Augenblicken des schillernden Impressionismus das ruhige, ungebrochene Weiß, in dem er uns in seinen besten Dichtungen erscheint. Diese Gebundenheit seines Wesens, dieses feste Fußen in sich selbst, verleiht denn auch allen seinen Schriften den eigentümlichen Erdgeruch, der sie auszeichnet und das ist, was man bei einem Schriftsteller Charakter nennt.

Renk ist eigentlich nicht reich an poetischen Vergleichen und Bildern, aber wo er sie gebraucht, sind sie nicht selten von einer eigentümlichen Schlagkraft und Schärfe, namentlich diejenigen, welche er der Natur seines Heimatlandes entnimmt. Hierin hat er einige Ähnlichkeit mit Gilm, dem er auch in der kunstvollen Zuspitzung des politischen Liedes mit bestem Erfolge nachstrebte. Eines darin fällt allerdings für den, der Renk kannte, merkwürdig auf. Es ist dies der völlige Mangel jenes Witzes, der ihm sonst im Leben so reichlich zu Gebote stand. Ich wüßte nun freilich nicht zu sagen, ob ihn unser Dichter, weil ihm die Sache zu heilig schien, mit Absicht unterdrückte, oder ob er ihm beim Schreiben nicht in dem Maße zufloß, wie beim lebendigen Verkehre.

Sein Stoffkreis war auch sonst nicht allzu weit, doch wenn nach den Worten Thomas' der richtige Malerkünstler mit wenigen Grundfarben auskommt, so war auch darin Renk ein Dichter im vollen Sinne des Wortes, denn er wußte mit den Tönen, die auf seiner Palette lagen, Dichtungen voll des wunderbarsten Stimmungszaubers hinzusetzen, Dichtungen, die in ihrer Einfachheit und Klarheit auf ein empfindliches Gemüt immerdar ihres Eindruckes gewiß sind.

Patriot durch und durch, fühlte er sich mit jeder Faser seines Seins mit dem Lande verknüpft, das sein Land und das Land seiner Väter war und das er kannte wie nur wenige. Geschichte und Sage desselben, insbesondere die letztere, hielten ihn immerdar in ihrem Bann. Ihr stieg er, wie der Knabe dem glänzenden Falter, bis in die höchsten und entlegensten Berghöfe nach, um sie zu erhaschen und vor dem

Untergange zu bewahren. Hatte er sie aber gefunden, so hüllte er sie nicht selten mit mütterlicher Hand in ein neues glänzendes Kleid, um sie dem neuen Geschlechte wie ein erlöstes Dornröschen vorzuführen und angenehm zu machen. Dieser engere Patriotismus war das Herz seiner Liebe zum deutschen Volke, das er in zahllosen Liedern besang und dem in seiner Weise zu dienen er immerdar bereit war.

Ein guter Mensch, ein wahrer Freund seiner Freunde, ein treuer Mitbruder und Mitstreiter aller Menschen.

Die Beseelung der Natur in der Volkssprache und in der Poesie.

Von Prof. Dr. O. Weise.*)

Natur und Geist stehen in ewiger Wechselbeziehung des Gebens und des Empfangens. Weil die um uns befindliche Außenwelt ahnungsvolle Bezüge in uns weckt, so wird sie zum Symbol unserer Innenwelt, so glauben wir in dem Unbeseelten unser Seelenleben wiederzufinden. Eine Landschaft, ein Farbenton, der über uns ausgespannte Himmel kann unser Gemüt fröhlich oder trübselig stimmen und wird daher selbst heiter oder melancholisch genannt. Der Fels ragt trotzig in die Höhe, und der Baum streckt seine Arme sehnsüchtig gen Himmel. Mit kühnem Gedankenschwunge können wir im Märchen Pflanzen und Steinen Sprache verleihen und allen Gegenständen der Sinnenwelt Eigenschaften geben, die sonst nur Menschen oder Tieren zukommen. Ein großer Teil der griechischen Götterlehre verdankt dieser Naturbeseelung sein Dasein. Denn, um mit Schiller zu reden, „wo jetzt nur, wie unsere Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen gold'nen Wagen Helios in stiller Majestät. Diese Höhen füllten Oreaden, eine Dryas lebt' in jenem Baum, aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Ströme Silberschaum. Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe, Tantals Tochter schweigt in diesem Stein, Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe, Philomelas Schmerz aus diesem Hain. An der Liebe Busen sie zu drücken, gab man höhern Adel der Natur, alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur." Daher verkörpert Goethe in seiner von griechischem Geiste durchwehten Iphigenie die Gewissensqualen nach hellenischer Art in die uralten Töchter der Nacht, die sich in ihren schwarzen Höhlen rühren, während aus den Winkeln ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue, leise herbeischleichen; ja, er macht ebenda die Erfüllung zur schönsten Tochter des größten Vaters, dessen Haupte sie wie Athene entsprungen sei.

Am einfachsten und natürlichsten ist der Hergang der Beseelung, wenn die betreffende Erscheinung wenigstens eine gewisse Lebenskraft zeigt, also sich regt und bewegt, wie z. B. die Wolken des Himmels, der Wind und das Feuer. Das dahinjagende Gewölk gleicht dem wütenden Heere des wilden Jägers Wotan, der Wind, „das himmlische Kind", erhebt sich und legt sich wieder wie ein gewaltiger Riese, das Feuer bricht aus und frißt um sich nach Art eines heißhungrigen Tieres, der Bach stürzt sich ausgelassen wie ein mutwilliger Knabe den Berg herab. Selbst in dem von der Luft bewegten Getreidefelde sieht die erfinderische Einbildungskraft des Volkes das Walten eines lebenden Wesens; denn es sagt, z. B. in Thüringen, der Wolf geht im Korn oder der Wolf jagt die Schäfchen. Aber auch dann, wenn ein Gegenstand starr und regungslos dasteht, vermag ihn der Mensch als lebendig aufzufassen oder wenigstens in mancher Hinsicht mit sich ähnlich zu finden. Die Bergriesen schauen mit ihrem schneeweißen Haupte stolz ins Land hinaus und setzen ihren Fuß in Seen,

*) O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. (Leipzig. B. G. Teubner.)

sie springen in die Höhe und fallen schroff ab, als wären sie mit Leben begabt. Zwei Gipfel des Berner Oberlandes bezeichnen wir als Mönch und Jungfrau, ja, Heine besingt einen Felsen am Rhein, die Lurlei (= Lauerfels), mit den Worten: „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar, ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldnes Haar.“

Auch sonst sind die Poeten große Freunde der Naturbeseelung, ja, sie haben diese als schönstes Erbteil ihrer Kunst von der „Zauberin Phantasie“ erhalten. Je stärker sie mit dem herrlichen Geschenk wuchern, desto besser steht es um ihre Schöpfungen. In der Personifikation erreicht die dichterische Kunst der belebenden Veranschaulichung ihren Höhepunkt. In ihr wird die Poesie gewissermaßen im eigentlichen Sinne schöpferisch. Am häufigsten kommt die Belebung im Beiwort oder im Prädikate vor, jenes z. B. in den Verbindungen das tückische Meer, der blutgierige Krieg, der männermordende Kampf, eine reizende Gegend, ein anziehender Stoff, eine verlockende Aussicht, dieses in den Sätzen: Der Schmerz wühlt in meinem Innern oder nagt an meinem Herzen, der Verrat schielt, das Schwert lechzt nach Blut, der Bach spricht seinen Morgensegen. Im Volkslied warnt die Haselstaude das Mädchen, klagen verwüstete Schlösser ihr Leid u. s. w., im übrigen finden sich die schönsten und kühnsten Naturbeseelungen bei Heine, Lenau und Goethe. Da liegt die Mutter Erde in stillem Morgenschlummer, und der Mutter Sonne Scheideblick brütet die Beeren des Weinstocks (Goethe); da schauen sich die Sterne mit Liebesweh an, flüstern die Blumen, träumt der Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' von einer Palme, die einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand; oder der Tannenbaum pocht mit grünen Fingern an das niedere Fensterlein, und der Mond, der stille Lauscher, wirft sein goldnes Licht hinein (Heine); der Krieg und der Hunger schweifen heulend, die Pest durchtappt die Finsternis (Lenau).

So haucht der Dichter der ganzen Natur seinen lebendigen Odem ein und erweitert so, mit Goethe zu reden, sein eigenes Sein zu ihrem Sein.

Reaktion.

Darüber plaudert in der Berliner Wochenschrift „Zeitfragen“ Adolf Bartels unter anderem wie folgt: Wenn jemand die Frage aufwürfe, wie viel Kenntnisse und Berechnungen denn dazu gehörten, die Masse zu lenken, da müßte die Antwort lauten: Gar keine, denn, um die Masse zu lenken, bedarf es nur der Worte, der Schlagworte, und es ist ganz erstaunlich, wie wenige dazu nötig sind, wohlverstanden, wie wenig verschiedene Worte; denn dieselben Worte ewig zu wiederholen, ist ja eben die ganze Kunst der Demagogie.

Das Lieblingswort unserer modernen Volksverhetzer ist „Reaktion“, mit diesem und etwa noch der schönen Bildung „Scharfmachertum“ reichen sie so ziemlich für ihre ganzen Bedürfnisse und können sogar noch den freisinnigen Politikern die beiden Worte leihweise überlassen. Es ist für den ruhigen Beobachter des politischen Tagestreibens geradezu hochkomisch, wie oft man über Reaktion schreit, was man alles unter diesen Begriff bringt. Und das geht in Deutschland nun schon mehr als fünfzig Jahre lang, seit dem Scheitern der achtundvierziger Bewegung, schon damals warf man das Wort nicht nur den Gewalthabern, sondern selbst ganz harmlosen konservativen Naturen, die nicht im Traume daran dachten, die Entwicklung aufzuhalten, als Schimpfwort entgegen. Einer von ihnen, der Weinsberger Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, der mit den Manteuffel und Windischgrätz doch schwerlich etwas gemein hatte, schrieb damals das folgende Gedicht:

Reaktion.

Weiſ' ich eine arme Mücke,
Die das Feuer noch nicht kennt,
Von dem Lichte lind zurücke,
Eh' die Flügel ſie verbrennt,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Wenn ein Knab' auf dünnem Eiſe
Turnt und mit dem Prügel ficht
Und ich ihm dies Spiel verweiſe,
Weil das Eis ganz ſicher bricht,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Ja, Reaktion, Ihr Herren!
Überſtürzt ſich wo ein Kopf,
Scheint's mir Chriſtenpflicht, zu zerren
Freundlich ihn an Bart und Schopf,
Schreit er auch mit barſchem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Ganz dasſelbe Spiel ſchauen wir heute, nur daß unſerere Zeiten der Gemütlichkeit, die immer noch aus Kerners Verſen ſpricht, vollſtändig entbehren, daß der Haß gegen die vermeintlichen Reaktionäre ſo ſtark iſt, daß man ihnen die Köpfe einſchlagen und ſie ins Irrenhaus ſperren möchte. An eine Bekehrung der verhetzten Maſſen iſt einſtweilen gar nicht zu denken, aber trotzdem ſoll man einmal genau unterſuchen, ob wir zurzeit denn wirklich Reaktion haben, ob die Anklagen gegen die Regierungen und die ſogenannten herrſchenden Klaſſen berechtigt ſind. Zu dem Zwecke muß man ſich zunächſt den Begriff Reaktion einmal genauer anſehen.

An und für ſich iſt Reaktion ja ein ſo unſchuldiger Begriff wie irgendeiner, er bedeutet nur Gegenwirkung, „im Gegenſatze zur Aktion, durch welche beide Worte die Wechſelwirkung alles Körperlichen aufeinander bezeichnet wird", ſagt das Konverſationslexikon und fügt noch hinzu: „Die Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung (Aktion und Reaktion) iſt eines der Grundgeſetze der Mechanik." Unter Reaktion im politiſchen Sinne verſteht man — ich laſſe hier ebenfalls zunächſt das Konverſationslexikon ſprechen — „den Gegendruck gegen irgendwelche ausſchreitende Kraft, insbeſondere das Beſtreben, veraltete öffentliche Zuſtände an die Stelle der beſſeren neuen wieder herzuſtellen." Aus dieſen Definitionen geht zunächſt einmal hervor, daß die Anwendung des Begriffes immer auf einer beſtimmten Willkürlichkeit beruht. Was iſt Wirkung was iſt Gegenwirkung, Aktion oder Reaktion? Jede Aktion iſt doch auch Reaktion auf ihr Vorangegangenes, ein Gegendruck gegen eine irgendwie ausſchreitende Kraft und muß ſich alſo den ihr ſelbſt nachfolgenden Gegendruck ſelbſtverſtändlich auch gefallen laſſen, da er naturgemäß iſt. Aber wir wollen einmal die Erklärung mit „insbeſondere" annehmen, wollen die Reaktion als das Beſtreben, veraltete öffentliche Zuſtände an die Stelle der beſſeren neuen wieder herzuſtellen, gelten laſſen. Ja, da ergibt ſich doch ſofort die Frage: Sind die neuen Zuſtände immer die beſſeren, können es nicht auch die älteren geweſen ſein? Hat nicht jedes Volk, jeder einzelne oft genug die Erfahrung machen müſſen, daß etwas Neues ſchlecht war? Und wer beſtimmt denn nun, ob etwas veraltet und ſchlecht, ob etwas Neues gut iſt? Die Entſcheidung liegt, ſo viel ich weiß, zunächſt bei den politiſchen Parteien und dieſe ſind immer, ihrer Natur nach, parteiiſch, keine von ihnen hat die volle Wahrheit, die abſolute Gerechtigkeit, alle haben höchſtens teilweiſe recht und manchmal ſehr unrecht.

Was einem so durch den Kopf geht.

Von Franz Goldhann.

Traubenblut fordert zuweilen Menschenblut.

* *
*

Die Kinder denken richtig und scharf, erst der trübe, reißende Lebensstrom übt seine „nivellierende“ Wirkung aus.

*
* *

Ein von seinem Vorgesetzten viel gequälter „Tiroler Schütz“ (Jäger-Soldat) kniet vor dem gekreuzigten Heiland nieder und spricht die vielsagenden Worte: „Herrgott, du hast viel gelitten, aber — „Schütz bist do kaner gwen (gewesen)!“ . . .

*
* *

Dreißig Ärzte wirken im Kurorte X. — Die Friedhoffrage ist akut geworden.

*
* *

Widerspruchs g e i s t wird leicht zum Schreck g e s p e n s t.

* *
*

Im Reinen mit sich sind die Gebildeten und die Ungebildeten, nie aber die Halbgebildeten.

*
* *

Wo Moral längst in die Brüche gegangen, schützt noch der Anstand.

*
* *

Ein Bauer befragt, warum er immer alle Fenster geschlossen hält, antwortet: „Für was wären denn die Fenster da als zum zumachen? Sonst brauchet man ja koane Fenster — da kunnt ja an offen's Loch a da sein!“

Der gefeierte Bürstenbinder.

Er war nur ein schlichtes Bürstenbinderlein und hat die Unsterblichkeit errungen.

Pochvagel hieß er mit Namen. Den Namen hatte er von seiner Mutter geerbt, das Bürstenbinden von seinem Vater. O, wer kennt nicht die Bedeutung der Seifensieder und Bürstenbinder! ohne Seifensieder keine menschenwürdige Kultur, ohne Bürstenbinder keine Zivilisation. Jeder Handwerksbursche muß eine Konfession haben und eine Bürste. Der Bürstenbinder muß Kenntnisse besitzen, er muß wissen, in welchen Gegenden die borstigsten Schweine wachsen. Der Bürstenbinder ist der Todfeind jedweden Staubes, obwohl er davon lebt, aber es ist merkwürdig genug, daß nur die Haare der von dem bösen Leumund als unreinst verschrieenen Tiere den Menschen musterhaft reinigen können.

Nun aber zur lehrreichen Geschichte unseres Meisters Pochvagel. Er war just nicht mehr jung, und wären seine Bürsten nicht besser geleimt gewesen wie seine Locken, es hätte kein gutes Haar mehr an ihnen gehalten.

Sein Meisterstück war eine Bürste von der Größe eines Kanapees. Es gab nichts Bequemlicheres mehr, als diese Bürste; man legte sich darauf, kehrte sich zweimal um und war ausgebürstet.

Nach Vollendung dieses Meisterstückes, auf das er gerechterweise nicht wenig stolz war, verließ Pochvagel den Schauplatz seines mühevollen Lehrjungen- und Gesellentums, um sich in einer anderen Gegend seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er zog tief ins Land hinein und kam endlich in ein Städtchen, dessen Lage ihm wohl gefiel; auch fand er dort in großer Anzahl die Stütze seines Geschäftes, die köstliche Sus scrofa. Sofort beschloß Meister Pochvagel, sich in dem Städtchen niederzulassen, um daselbst seine rühmliche Kunst auszuüben.

Aber in dem Städtchen heimste bereits ein Bürstenbinder, ein ehemaliger Stubengenosse unseres Meisters. Der hatte einen Gesellen in seiner Werkstatt, der ihm nichts verdiente und viel kostete, weil er stetig voll war. Es war ein hoher, bauchiger Bierkrug. Das Geschäft mußte so viel abwerfen, um diesen Hausfreund zu ernähren. Als der alte Meister nun aber seinen vormaligen Genossen als neuen Konkurrenten zum Stadttor hereinwandern sah, machte er ein gar merkwürdiges Gesicht; denn das Städtchen war zu wenig Stadt, als daß es genug Staub gehabt hätte für zwei Bürstenkünstler. Die Haare des bereits Angesiedelten regten sich also auf zu sehr steifen Borsten und er schwor bei sich: „Dich bürst' ich noch weg, dich, darauf kannst du dich verlassen!“

Im Hause des Bürgermeisters mietete sich Meister Pochvagel ein, und zwar im ersten Stocke, um dort seine Werkstatt — aus Bescheidenheit wollte er nicht sagen: Atelier — zu eröffnen. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft bürstete er sich so glatt, daß er sich selbst als Reklame für die Vortrefflichkeit seines Erzeugnisses aushängen konnte. Und er tat es auch, er stülpte sich auf das Fensterbrett und blickte im Bewußtsein eines gerechten Künstlerstolzes auf die Gasse. Es war, als ob ihn die Vorübergehenden schon kannten, sie lächelten ihm freundlich zu. Zuletzt kam gar der Briefträger über die Treppe gestolpert, klopfte ehrfurchtsvoll an die Türe und erkundigte sich höflichst, ob hier Meister Pochvagel wohne. Dann übergab er mit tiefer Verbeugung einen Brief. Der Brief enthielt folgende Zeilen: „Wohlgeboren! Ich kann mir die kleine Indiskretion nicht versagen, Euer Wohlgeboren darauf aufmerksam zu machen, daß man derselben zur Ankunftsfeierlichkeit für ausgezeichnete Verdienste am heutigen Abende eine festliche Serenade bringen wird. Ein Verehrer.“

Tränen der Rührung vergoß Pochvagel bei Lesung dieser Zeilen, und er sagte zu sich: „O du lieber Gott, wie hätte ich eine solche Auszeichnung verdient, ich bin ja nur ein schlichter Bürstenbinder!“

Jedoch, als es Abend wurde und als Meister Pochvagel sein Flanelljäckchen anzog und sich noch für die morgigen Anknüpfungsbesuche seine Glacehandschuhe wusch, da war auf der Gasse vor seinem Fenster plötzlich ein Leuchten und Musizieren. Er sah die zahlreichen Pechfackeln lodern, er hörte die Trommeln und Trompeten, und die ganze Gasse war voll von Menschen. Also wirklich die Serenade! Unserem guten Meister schwindelte der Kopf, er schoß im Zimmer umher wie ein losgelassener Kreisel und rannte an alle Möbel. Seinen Frack, um Gotteswillen! er hatte ihn noch verpackt im Felleisen. Er raffte ihn hervor, er stürzte nach der Hutschachtel, schier hätte er in der Eile diese auf den Kopf gestülpt, anstatt des Zylinders. Er suchte nach den Handschuhen, die er eben gewaschen hatte, er zertrümmerte den

Wasserkrug und das Waschbecken, bevor er es merkte, daß er die nassen Handschuhe vom Waschen her noch an den Fingern trug. Endlich war die Toilette fertig, der Schweiß rieselte ihm von den Backen, gleichzeitig schwieg draußen die Musik.

Da nahte der große Moment. Meister Pochvagel stellte sich ans Fenster und mit vor Rührung fast erstickter Stimme sprach er folgendes:

„Meine Herren! Ich finde keine Worte, um Ihnen meinen Dank zu sagen. Sollte mir das Geschick auch ein langes Leben verleihen, so werde ich diesen heutigen Tag nicht mehr vergessen! Meine Herren, Sie zeichnen mich aus mit einer Auszeichnung, die ich wahrlich nicht verdiene. Ich bin ein schlichter Bürger, meine Herren! was ich bisher für die Mitwelt zu leisten Gelegenheit hatte, ich gestehe es, gering ist es zu nennen, und ihre Güte, meine Herren, beschämt mich, doch, sie muntert mich auf, derselben in Zukunft —"

Weiter sprach er nicht, denn seine Rede wurde unterbrochen von einem ungeheuren Gelächter und in demselben Augenblicke dankte aus dem Fenster des zweiten Stockes der Bürgermeister mit heiteren Worten für die Gratulation zu seinem Geburtstage.

Da sank unser armer Meister Pochvagel vernichtet zurück vom Fenster auf einen Stuhl. Das nennt man, sich blamieren, und da gab es keine Bürste, die imstande gewesen wäre, diesen Flecken wegzuputzen.

Noch in derselben Nacht zerknitterte Meister Pochvagel den anonymen Brief zu einem formlosen Bausch und schnürte wieder das Felleisen, und noch vor dem Tagesgrauen zog er aus dem Tore des Städtchens und schwor sich: Sie mögen tun was sie wollen, eine Dankrede halte ich nimmer!

Lustige Zeitung.

Verblümtes Attest. Frau: „Sage Mann, was soll ich denn unserer Auguste ins Dienstbuch schreiben? Sie hat uns doch bestohlen!" — Mann: „Schreibe: Sie ging uns über alles!"

Nicht abzuweisen. „Herrgott, wieder ein Reisender! Ich habe schon drei Ihrer Kollegen hinauswerfen lassen!" — „Sehr liebenswürdig von Ihnen, mir Ihre werten Aufträge reserviert zu haben!"

Übertriebene Höflichkeit. „Der Herr Professor ist zu Hause?" — „Ja, mein Herr." — „O, da will ich ihn nicht stören, dann besuch' ich ihn lieber ein anderes Mal!"

Schlechte Reste. Bedienter: „Nu, Anna, wie bist du mit deiner neuen Herrschaft zufrieden?" — Dienstmädchen: „Die? Die läßt immer mehr zu wünschen übrig als zu essen."

Unbewußter Selbsttadel. Frau Renne: „Die junge Frau unseres lieben Assessors Laufert muß aber gar keine häusliche Frau sein, ihre liebste Beschäftigung ist, auf der Straße herumzulaufen. Heute Morgen bin ich ihr viermal an verschiedenen Stellen der Stadt begegnet."

Zwei Hiebe. Arzt: „Nun, Sie machen wohl wieder ein Geschäftchen und wollen ein Testament aufnehmen?" — Notar: „So, haben Sie wieder einen so weit?"

Die Obstruktion in der Kirche. In einer Berggemeinde bei Bregenz sind die Gläubigen mit ihrem Pfarrer unzufrieden, weil er sich in die intimsten Verhältnisse seiner Pfarrkinder einzudrängen versucht und auch auf ihre politische Gesinnung einen inquisitorischen Druck ausübt, der um so peinlicher ist, als der Text der Sonntagspredigten sich zumeist mit persönlichen Angelegenheiten der Gemeindemitglieder befaßt. Da ein Versuch, den Pfarrer durch eine Beschwerde beim Bischof fortzubringen, fehlschlug und auch ein geplanter Boykott des Gottesdienstes nicht die erwartete Wirkung hatte, beschloß eine Anzahl Männer, in neuer Form zu obstruieren, nämlich durch — „Totbeten des Pfarrers". Als dieser sich anschickte, seine Predigt mit den gewohnten persönlichen Ausfällen zu beginnen, wurde seine Rede sofort von lautem Gebete übertönt. Seine Gegner beteten die Litanei mit solcher Vehemenz, daß er nach mehreren Versuchen, in den Pausen zu Worte zu kommen, die Kanzel verlassen mußte, ohne die Predigt gehalten zu haben. Da hat er die „Rebellen" wegen Religionsstörung verklagt.

Bücher.

Die Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung in München machte sich seit einiger Zeit an das sehr dankbare Unternehmen, die Weltgeschichte in Charakterbildern zu schildern, und betraute eine Anzahl Fachmänner mit der Ausführung dieser Aufgabe. Der uns soeben zugesandte neue Band der Sammlung enthält die wertvolle Monographie: **Prinz Eugen** und rührt von dem königl. bayr. Generalleutnant z. D. Karl Ritter v. Landmann her, der bereits das Werk **Napoleon** für die Kollektion geliefert hat. In einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser den Zustand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation im XVII. Jahrhundert, die Gefahren, die dem Hause Habsburg von Frankreich und der Türkei drohten, und übergeht dann zu dem Manne, der an der Großmachtstellung Österreichs-Ungarns in ähnlicher Weise beteiligt ist, wie Hellmut v. Moltke zu unserer Zeit an der Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Ein umfangreicher Abschnitt handelt von den Türkenkriegen bis 1688, von dem Schrecken, den die Türken seit 1453 im südöstlichen Europa verbreiteten, wie sie Ungarn bedrohten, 1529 gegen Wien vordrangen, und den neuerlichen Kämpfen auf dem Boden Ungarns, um dessen Herrschaft jetzt der Sultan mit Ferdinand I. rang. In knapper, aber gut orientierender Weise werden dem Leser die nun folgenden Ereignisse mitgeteilt, die sich in Ungarn abspielen, bis ihm in der zweiten Belagerung Wiens (1683) sozusagen der Höhepunkt des Kampfes mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt wird. Der Verfasser führt nun auch den Prinzen Eugen ein und schildert dessen Lehrjahre. Die nächste Abteilung handelt von dem Kriege gegen Frankreich (1689—96); Ludwigs XIV. für Deutschland unheilvolle Tätigkeit wird zuerst besprochen, dann werden die Maßregeln der gegen den Franzosenkönig vorgehenden alliierten Mächte behandelt. Prinz Eugen erscheint noch immer als Unterführer, er lernt von Freund und Feind. In dem nächsten Kapitel sehen wir Eugen bereits als Oberbefehlshaber; die Schlacht bei Zenta und der Friede von Karlowitz sind die Hauptpunkte dieser Abteilung. Der Abschnitt „Am Kaiserhof in Wien" hat kulturhistorischen Wert, er handelt von Prinzen Eugen, dem Privatmanne. Eine umfangreiche Partie der Monographie ist die Besprechung des spanischen Erbfolgekrieges gewidmet. Dann folgt die sehr spannend geschriebene Schilderung des Türkenkrieges von 1716–1718. In den Schlußkapiteln tritt uns Eugen als Staatsmann entgegen; sein Verhältnis zur pragmatischen Sanktion, sein Anteil an der Verwaltung der Monarchie, an der Bestrebungen der materiellen und geistigen Kultur wird in kurzen, aber erschöpfenden Umrissen gegeben. Endlich werden noch die kriegerischen Ereignisse, die sich in den letzten Lebensjahren des Prinzen abspielten, einer Besprechung unterzogen und in einem kurzen Abschnitte seine letzten Tage und sein Tod behandelt. Das Werk, das mit 103 Abbildungen geziert ist, ist klar und übersichtlich geschrieben. Der Verfasser ist mit Liebe an seine Aufgabe gegangen; er hat sich für seinen Helden begeistert,

aber diese Begeisterung hinderte ihn nicht, objektiv zu urteilen und sich stets nur von gerechter Würdigung leiten zu lassen. E. S.

Modeste. Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Megede ist zweifellos ein hervorragender deutscher Romancier, ein Erzähler, der seinesgleichen sucht. Er steigt nicht in die Arbeiterschichten des Volkes herab, um hier seine Themen und seinen Jargon zu suchen, er zeigt — ohne Tendenz, und ich liebe gerade in der Zeit der Tendenzliteratur den rein künstlerischen Roman, der sich nicht an eine akute Idee hängt, um mit ihr emporzukommen — er zeigt Bilder aus dem Leben der „Gesellschaft", die, sollte man den „Russen" und den mitteleuropäischen Milieuisten glauben, nur flach, uninteressant und decresit ist. Daß die „Gesellschaft" so scheint, haben die Schreiber — nicht die Dichter! — verschuldet, die die Tageszeitungen mit Lesefutter überfüllen. Ich will nicht falsch verstanden werden: Die Masse „oben" und „unten" ist etwas Schäbiges, aber einzelne Individuen „unten" und „oben" sind interessant und fesselnd; Megede weiß sie zu zeichnen als Meister fein psychologischer Darstellung.

„Modeste" gehört zu dem Besten, was er geschrieben; der Pessimismus des Dichters klingt gedämpfter, als in seinen früheren Werken — inhaltlich reiht sich der Roman würdig an seine Vorgänger. H. L. R.

Der Dorfschulmeister. Schauspiel in vier Aufzügen von Siegfried Knapitsch. (Wien. Literaturanstalt „Austria".)

Um ein Schauspiel völlig würdigen zu können, muß man es ja auf der Bühne sehen, denn der Dramatiker trägt seine Farben nicht für den Leser auf, sondern für das Theaterpublikum, das alles unter dem grellen Schein der Rampenlichter sieht. Der „Dorfschulmeister" erträgt wohl auch eine Buchbesprechung, denn die Zeichnung der Charaktere ist eine so glückliche, daß man sie auch ohne Darstellung versteht und was mehr ist — mit ihnen fühlt.

Der Verfasser ist noch jung und sein Stück ein Erstlingswerk; das merkt man an der starken Tendenz, die immer das künstlerische Niveau eines Werkes drückt, und das merkt man auch an den manchmal zu hellen oder zu dunklen Tönen, die die Feder anschlug. Das beeinträchtigt, wie gesagt, den Kunstwert, aber die Vorzüge des „Dorfschulmeisters", der schon von mehreren Bühnen angenommen worden sein soll, überwiegen diese kleinen bei der Jugend des Verfassers so begreiflichen Sünden. H. L. R.

Aus meiner Studienmappe. Essays von Emil Soffé. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1906.)

Emil Soffé, Professor in Brünn, ist bekannt als geistreicher Plauderer. Was er ansieht, betrachtet er mit dem Auge des Künstlers und was er uns dann als Produkt seiner geklärten Weltanschauung in brillant geschriebenen, wohldurchdachten Abhandlungen zum besten gibt, sind kleine literarische Kunstwerke vornehmer Art. — Wie fein kennzeichnet Soffé beispielsweise unseren Schiller als Volksdichter in der Skizze: „Das Volksstück Schillers" (Kabale und Liebe). Überaus interessant für den Freund der modernen Richtung sind des Autors Betrachtungen über den naturalistischen Aufbau dieses Volksstückes im großen Stil. Vom Inhalt wird nichts verraten, doch wollen wir feststellen, daß der gewiegte Autor auch in den anderen acht Skizzen, als Jacques Callot, Daniel Nikolaus Chodowiecki, George Cruikshank, Jud Süß, der Geisterbanner Schrepfer und Schiller, der Müller und sein Kind, ein Grillparzermythus in Mähren und Kunstpflege am Hofe der Tudors den ästhetischen Geschmack seines Publikums — eines erwählten Kreises — stets angenehm anzuregen und zu fördern versteht. G—n.

Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Von Dr. Heinrich Reicher. Zweiter Teil: Pflegschaftsschutz und Besserungsanstalt in Österreich. (Wien. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung.)

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung eines Werkes, das in seinem ersten Teile in drei Bänden die Gesetze und Einrichtungen des Deutschen Reiches, insbesondere des Großherzogtums Baden, von England, Frankreich, Belgien und der Schweiz darstellt.

Der zweite Teil: „Pflegschaftsschutz und Besserungsanstalt in Österreich" zerfällt in sechs Abschnitte, deren erster, allgemeiner Teil, sich mit dem Begriffe und den Ursachen der Verwahrlosung befaßt. Die folgenden Abschnitte besprechen de lege lata und de lege ferenda die privat- und öffentlich-rechtlichen Grundlagen der Fürsorge für die verwahrloste Jugend, das System der Maßnahmen zum Schutze gegen drohende Verwahrlosung und zur Bekämpfung der tatsächlichen Verwahrlosung, die Privatwohltätigkeit im Dienste der Fürsorge für die verwahrloste Jugend und die Statistik der Verwahrlosung in Österreich.

Das Schlußkapitel hat die Nutzanwendung zum Inhalt.

Der Verfasser, der ein Vierteljahrhundert im Kampfe gegen Verarmung und Verwahrlosung steht, bringt im Anhange Wahrnehmungen, Erfahrungen und Erhebungen,

welche sich auf den Gegenstand seiner Arbeit beziehen und die Notwendigkeit einer wirksamen Fürsorge für die verwahrloste Jugend in Österreich beleuchten. Seine Arbeit will die wissenschaftliche Erkenntnis fördern. Dieselbe soll aber auch auf die öffentliche Meinung einwirken, das öffentliche Gewissen aufrütteln und die Nutzanwendung durch die Gesetzgebung anregen. K.

Bucklige Welt. Von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. K. Mohr.)

Bald nach seinem „Durchhaus", einer Sammlung trefflicher Wiener Skizzen, läßt der gewandte Schilderer des Volkslebens an der blauen Donau ein Bändchen lustiger Geschichtlein folgen, allerliebster kleiner Kabinettstücke voll Humor und Sarkasmus auf dem Goldgrunde warmer Zuneigung zur Vaterstadt. H. F.

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. (Leipzig. C. S. Amelangs Verlag. 1905.)

Julius Sahr hat sich an die lohnende Arbeit gemacht, aus den Gedichten Martin Greifs jene auszuwählen, die das Herz und Gemüt der heranwachsenden Jugend besonders anregen und erschüttern. Greif ist unter den Lyrikern und Epikern der Zeit vielleicht derjenige, bei dem sich die naive Ursprünglichkeit am meisten bewahrt hat. Einzelne seiner Gedichte, wie „Das Kind von Fehrbellin" und „Das klagende Lied" zeigen reinen Volksliedton. Es liegt in der Ballade Greifs, wie in seinem sangbaren Liede einfache Natürlichkeit, es liegt darin jedoch auch Idealismus und das ist der Grund, warum sich der Dichter bei der Jugend so viele Freunde erworben hat. Vergessen darf auch nicht das pädagogische Moment in seinen Gedichten werden, das sich dem ästhetischen ebenbürtig anschließt. Diese für die Jugend bestimmte Auswahl verdient die große Verbreitung, deren sie sich erfreut. Möge sie in immer weitere Kreise dringen! E. S.

Mutter und Kind. So betitelt sich eine neue Halbmonatschrift für Kinderpflege, Erziehung und Frauenhygiene, die in Wien bei Robert Coën bereits im zweiten Jahrgange erscheint. Elternsorge und -Freude und Kinderglück pulsiert durch diese einzigartige Zeitschrift, die für Kinderfreunde überhaupt ein wahres Labsal bietet. Die Glücksucher und Gottsucher unserer Zeit, sie fänden ihr Ziel, wenn sie das Kind fänden. M.

Kinderheil. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Max Bilow. (München. Fritz Schauer.) Allen Müttern, die auf das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder bedacht sind, bietet „Kinderheil" die Hand, um ihnen bei der Pflege und Erziehung ein treuer Kamerad zu sein. In der den Forderungen und Errungenschaften der Jetztzeit entsprechenden Weise will „Kinderheil" die Gesundung und Gesunderhaltung von Geist und Körper unserer Nachkommen fördern, zum Heile der künftigen Generationen. V.

Neue Lieder für ABC-Schützen. Von Josef Könne. (Krottendorf, Österreichisch-Schlesien. Selbstverlag.)

Es sind reizende, kleine, leichte Sachen, meist sehr charakteristisch, melodiös, frisch und lebendig. V.

Büchereinlauf.

Timm Kröger. Von Gustav Falke. (Hamburg. Alfred Janssen. 1906.)

Flut. Roman von Jakob Wiedmer. (Frauenfeld. Huber & Ko. 1905.)

Kleine Leut. Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Verlag des märkischen Bundes.)

Recht der Rechtlosen. Von Olga von Werther. (Wien. Georg Szelinski.)

Übermenschen. Drei Einakter von Robert Misch. (Berlin. Harmonie.)

Wunderliche Gesellen. Humoresken von Christian Ehrgott Noeldichen. (Berlin, Hufelandstr. 21. Rudolf Leppin.)

Der Hauptmann von Capernaum im Olymp. Humoristische Erzählung von Ferry. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Schatten und Träume. Fragmente eines irrenden Lebens von Karl Thumser. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Guido, der Findling. Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von H. Böhlje. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Humoresken aus dem Leben. Von Erich Zingel. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Elisabeth von Brandenburg. Evangelisches patriotisches Volksfestspiel aus der Reformationszeit in fünf Aufzügen von Dr. B. Liebermann. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Monogramme. Gereimtes und Ungereimtes von Chr. Hübscher. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Mein Kaiser und mein Vaterland. Lyrisch-epische Worte an jung und alt von O. Wittner. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Ungarische Dichtungen in deutsche Sprache übertragen von Dr. Lajos Brajjer. (Leipzig. E. Kempe. 1906.)

Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Von Julie Adam. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

Charlotte Niese. Eine literarische Skizze von Hermann Krüger-Westend. (Altona. Chr. Adolf. 1906.)

Deutsche Literaturdenkmäler des XVI. Jahrhunderts. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Die gute alte Zeit. Von Ferdinand Wahrberg. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei. 1906.)

Die Geige in Wahrheit und Fabel. Von A. Ehrlich. (Leipzig. A. H. Payne.)

Von der in Lieferungen erscheinenden **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) sind soeben weitere sieben Lieferungen (26—32) ausgegeben worden, womit jetzt die beiden ersten Bände vollständig vorliegen.

Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausers 60. Geburtstag, 2. Februar 1906. (Konstanz. Karl Hirsch.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart". XXV. u. XXVI. Folge, Blatt 145—156. (München. Georg D. W. Callwey.)

Ein Sommernachtstraum, Falstaff und seine Gesellen, Schattenbilder von Paul Konewka. Neu herausgegeben vom „Kunstwart". Mit Begleittext von Ferdinand Avenarius. (München. Georg D. W. Callwey.)

Methode Schliemann zur Selbsterlernung der englischen Sprache. Mit einem Plane von London, einer englischen Münztafel und anderen Beigaben. 22. Hefte. (Stuttgart. Wilhelm Violet.)

Bericht über die Tätigkeit des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Steiermark im Jahre 1905. (Graz. Landesverband für Fremdenverkehr.)

Das sechste Heft der Zeitschrift: **Kritik der Kritik** (Herausgeber: A. Halbert, Breslau, Leo Horwitz, Berlin, — (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender) hat folgenden Inhalt:

Bilanz: „Die Herausgeber". — Robert Breuer: „Des Kritikers Rüstung und Handwerkszeug". — Rudolf Kurtz: „Die Berliner literarische Kritik". — S. Hoechstetter: „Zum ästhetischen Urteil". — Karl Bleibtreu: „Glossen zur kritischen Krisis". — Leo Berg: „Zur Richtigstellung". — A. Halbert: „Kritik als Kunst". — Ernst Schur: „Der Fall Meier-Graefe". — Kurt Werdermann: „Zur Wedekind-Kritik". — Selbst- und Gegenkritik: Dr. Ed. Stilgebauer: „Götz Krafft und die Kritik"; Johannes Schlaf: „Beweisunkräftige Dokumente"; René Schickele: „Ringelspiel"; Erich Mühsam: „Die Hochstapler"; Karl Röttger: „Das Leben, die Kunst, das Kind"; Franz Blei: „Der Amethyst". — Wahrheiten: Leo Horwitz, Hermann Sinsheimer, Viktor Kemperer, Ott. Stauf v. d. March. — Redaktionelle Notizen.

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

M. A., Graz. Die Sendungen der letzten Wochen sowie auch die der vorhergehenden hat Rosegger an die Redaktion des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, übergeben. Der Genannte ersucht uns, mitzuteilen, daß er nicht in der Lage ist, Manuskripte anzunehmen.

M. S., Leoben. Wenn's Ihnen Vergnügen macht, recht gerne Ihr „Loses Gespiel":

„Ich beneide die reichen Städter, weil sie sich manches vom Schönen gönnen können." —

„Junge Tänzer und Tänzerinnen beobachte ich gerne, nach Frohsinn und anderer Jugend Tugend lugend."

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. März 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rödl. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

8. Heft. | Mai 1906. | 30. Jahrg.

Traum des fröhlichen Greises.

O schöner Traum, den mir gebracht
Ein guter Gott in tiefer Nacht!
Ich werde träumen kaum
Noch einen schönern Traum,
So viel' mir auch an schönen Träumen sind noch zugedacht.

Mir träumt', daß ich gestorben war
Als Alter, mit schneeweißem Haar,
Und saß, der Erde fern,
Im Paradies des Herrn,
Wo alles war ein Rosengarten, wild und wunderbar.

Ich saß in lauter Purpurlicht.
Ein Rosenflor umspann mich dicht.
Doch saß ich nicht allein.
Wer tät denn bei mir sein?
Zwei Mägdlein saßen mir zur Seit' mit holdem Angesicht.

Sag an, mein Traum, wie hießen sie?
Wohl Margarete und Marie?
Agathe und Sophie?
Gertrud und Bärbeli?
Ach schweige, Traum der Jugend, still, sonst endest du wohl nie.

Genug — die beiden Mägdelein
Sie täten minnig bei mir sein,
Und silberhell erscholl
Ihr Lachen, süß und toll,
Und hellauf lachen mußt' auch ich, da lachten wir zu Drei'n.

Wir lachten, lachten immerzu,
Wir lachten ohne Rast und Ruh.
Es wiegte sich gelind
Der Rosenbaum im Wind,
Vielleicht, daß unser Lachen auch ihn wiegte ab und zu.

Rings sah ich wogen um mich her
Ein unermeßlich Rosenmeer.
Wenn eine Wolke zog,
Wenn eine Taube flog,
Sie schienen wie von Rosenglut durchtränkt und purpurschwer.

Gott-Vater aber sprach zu mir:
So lohn' ich deine Treue dir.
Du hast an mich gedacht
In mancher tiefen Nacht
Und hast gepriesen Weib und Ros', die meiner Schöpfung Zier.

So sei dir, der du mein gedacht,
Mein königlicher Dank gebracht:
In Paradieses-Au'n
Sollst du auf ewig schau'n,
Wie Schönheit ohne Ende lacht, gehüllt in Rosenpracht.

Franz Karl Ginzkey.

Die Hungerkur.

Erzählung eines Schneiders. Angemerkt von **P. Rosegger.**

Als ich vor fünfzehn Jahren bei dem Schneidermeister Johann Ölzl in die Lehre getreten war, wurde mir mitgeteilt, daß der Meister vor mir einen gar anstelligen, gescheiten und braven Lehrjungen gehabt und daß er denselben — verjagt habe. Das ging mir nahe. Der Ölzl war als gerechter Mann bekannt. Wenn er schon die Gescheiten und Tüchtigen verjagt, wie wird's erst mir ergehen? „Tröste dich", sagte ein guter Bekannter, „vielleicht sind ihm die Ungeschickten und Dummen lieber." Mich hat er tatsächlich nicht verjagt. Indessen hat es mir damals keine Ruhe gelassen. So ging ich eines Sonntags ins Dorfgassel hinüber, wo jener Lehrling bei einem andern Meister eingestanden war und fragte dreist, weshalb ihn der Johann Ölzl fortgeschickt habe.

Der Junge — Zenzl hieß er, ein hübscher, helläugiger Bursche — machte ein pfiffiges Gesicht und antwortete: „Das will ich dir wohl sagen. Der Hungerkur wegen ist's hergegangen."

„Was? der Hungerkur wegen? Beim Ölzl hat man doch alleweil genug zu essen!"

„Beim Ölzl schon. Aber beim Schusterpratz nit", sagte der Junge. Jetzt, so weit verstand ich. Der Schusterpratzhof in der Pfarre Rattan war den Handwerkern bekannt, daß bei ihm ein gewisser Schmalhans Küchenmeister sei. Der hätte berichtigen können; erstens war in der ganzen Gegend kein Schmalhans bekannt, zweitens war derselbe unbekannte Schmalhans nie beim Schusterpratz im Dienst gewesen, ja es war nachgewiesen, daß der Schusterpratz nie einen Küchenmeister gehabt habe. Wohl aber eine sehr tugendhafte Bäuerin, deren Tugend in der Sparsamkeit bestand. Schöner kann man über eine Abwesende doch nicht mehr sprechen.

Nun war es einmal an einem Winterabend zwischen Lichten. Zwischen Lichten, so nennen die Handwerker jene halbe Stunde der Arbeitsrast zwischen dem Taglicht und dem Nachtlicht. Es dämmert schon, ist aber doch noch nicht dunkel genug, um die Lampe anzuzünden. Da legt sich denn der Handwerker ein wenig auf die Ofenbank, oder er geht ins Freie und schlenkert ein paarmal ums Haus herum. Ist er fromm, so betet er ein paar Vaterunser, ist er nicht fromm, so schäkert er in Stall und Scheune mit Dienstmägden herum; dabei vergeht die halbe Stunde schnell, bis es Zeit wird, beim Lampenlicht die Arbeit fortzusetzen. — In einer solchen Zwischenlichten-Stunde nun war es damals beim Schusterpratz, wo die Schneider auf der Ster saßen, dem Lehrjungen Zenzl eingefallen, er wolle den Hausvater aufsuchen.

Der Schusterpratz-Vater war nämlich schon mehrere Tage lang im Hofe nicht mehr gesehen worden. Es hieß, er sei schwer an der Herzgicht leidend und er müsse eine Hungerkur gebrauchen. Als die Bäuerin den Schneidern das mit Besorgnis mitgeteilt hatte, soll der Meister die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen haben: „Aber du liebester Gott, warum ist er denn nicht dageblieben? Da tät ich ihm doch auf der ganzen Welt kein gesünderes Haus wissen, als den Schusterpratzhof!“ Der Bader in Rattau hatte in Anbetracht der Kränklichkeit des alten Bauers von der Notwendigkeit einer strengen Hungerkur gesprochen und der Schusterpratz-Vater war also fort. Es hieß, im Ausgedinghäusel, das oben am Waldrande stand, betreibe er seit drei Tagen mit großem Fleiß die Hungerkur. Und die Leute sagten, jetzt werde das zaundürre Krüsperl bald hin sein. So redet man höchstens von einem Tier und kann ich derlei grobe Reden überhaupt nicht leiden. Ging nun zwischen Lichten der Lehrling hinauf, um zu spähen, ob der Alte wohl auch im Häusel sei und ob ihm am Ende nicht etwas widerfahren wäre. Es kann bei so einem Jungen natürlich nur die reine christliche Liebe gewesen sein, nicht etwa Neugierde oder Vorwitz!

Als er hinaufkam zum Ausgedinghäuslein, sah er im Fenster schon den Lichtschein. Der Junge trat leise in das dunkle Vorgelaß. Da roch es wie beim Ochsenwirt zu Rattau am Sonntag. Er tastete nach einer Tür und klopfte höflich an; denn Schneider sind gebildete Leute. Er mußte ein zweitesmal klopfen, da rief drinnen eine rasselnde Stimme: „Nau! Ist eh offen!“ Vor lauter Hungerkur mußte der Patient das Zusperren vergessen haben.

Ist der Zenzl bescheidentlich eingetreten und was hat er gefunden? Bei einer Ölfunzen am Tisch sitzt, die langen Ellbogen fast behaglich auseinandergespreizt, der alte Schusterpratz. In der rechten Hand hat er die Gabel, in der linken das Messer — und ißt, daß die Wangen bauchen und die Lippen schmatzen. Vor ihm stehen in Schüsseln und Töpfen Mehlklöße mit Speckgrammeln, Rauchfleisch mit Sauerkraut, Weißbrot mit Butter. Und ein großer, braunglasierter Krug, der kleine Tröpflein schwitzt.

„Oh, das Schneiderbübel ist's“, sagte der Alte. „Das ist brav, daß du mich einmal heimsuchst. Seid's alleweil noch nit fertig bei mir unten? Arm seids dran. Geh her, halt mit ein bissel. Wirst gewiß was mögen.“

„Mögen“, antwortete der Junge schüchtern, „mögen tu ich schon was.“

„Wart, wir tun noch ein paar Scheiter in den Ofen!“ Und als das Feuer frisch brüllte, bekam der Junge Eßzeug vorgelegt, doch bevor

er anhub, schaute er dem schon wieder schmausenden Bauern mit Verwunderung zu.

„Na also, pack an, pack an, Kleiner! Wird dir auch gut tun, die Hungerkur.“

„Die Hungerkur?“ lachte der Junge.

Da lachte auch der Alte und sprach: „Wenn das keine Hungerkur ist, Speckknödel, Rauchfleisch und Butter, nachher weiß ich nit, was eine Hungerkur ist.“

Nach seinem bisherigen Dafürhalten war dem Lehrjungen diese Auffassung neu, aber nicht dumm. Er begann zu essen.

„Gelt du, die Schusterpratz-Mutter ist brav“, sagte der Alte plötzlich.

„Warum meint der Vater?“

Er rieb mit der umgekehrten Hand seine grauen Bartstoppeln und antwortete: „Weil sie dir einen so guten Appetit hergerichtet hat. Mir hat sie schon auch einen hergerichtet, schon lang alleweil. Bis der Mensch die Herzgicht kriegt. So hab ich mir's da heroben kamodt g'macht. Bei der Nacht geh ich immereinmal hinab, siehst du, da! — Mußt mich aber nicht verraten, Kleiner!“ Aus der Pelztasche zog er, vorsichtig um sich blickend, einen großen, rostigen Schlüssel. „Ist lange verloren gewesen, der. Sie weiß nichts, daß ich ihn gefunden hab' und bei der Nacht die Vorratskammer aufsperren tu! Was glaubst denn! Wenn ich auf das anstünd', was sie mir heraufschickt, da wurd mein Hunger schwerlich kuriert werden. Wenn's nit anderwärts gute Leut tät' geben! Der Ochsenwirt verlaßt mich ja auch nit. — Geh', Bübel, jetzt pack einmal den Krug an!“

Der Zenzl würgte, um dem Wunsche des Schusterpratz-Vaters prompt nachzukommen, rasch den Brocken hinab, faßte den stattlichen Krug mit beiden Händen und nahm einen Schluck . . . Wasser war das nicht. So ein wenig hantig und ein wenig zuckerig und schneidig auf der Zungen!

„Was ist denn das im Krug?“ fragte er.

Das ist was Gutes, weißt wohl. Ein Ungarischer. Schadet dir nit.“

So nahm der Junge einen ausgiebigeren Schluck, da „verkutzte“ er sich, daß ihm der Alte auf den Buckel klopfen mußte.

„Stark ist's,“ stotterte er.

„Ist gesund. Brennt das Geselchte und die Knödeln sauber zusamm im Magen, daß wieder was Platz hat. Schau nur dazu, iß dich satt für die Wochen.“

Der Junge war ein sehr folgsamer Lehrbub. Als sein Eifer im Essen endlich doch nachließ, guckte er einmal wissenshalber in den Krug.

Braun ist's. Und schmecken tut's alleweil besser. Lustig wird's! Das hat er sich gar nit gedacht, daß es da heroben im einschichtigen Ausnahms-Häusel so lustig sein kann.

„Aber wenn du mich verraten tust, Bub!" gab der alte Bauer mit ernsthaftem Kopfnicken zu bedenken.

„Eh' wenn ich euch verrat", versicherte der Zenzl, „eh' lass' ich mich vom Teufel bei den Füßen im Rauchfang aufhängen."

„Nachher — hätten's in der Höll auch was Geselchtes", kicherte der Alte.

Wurde der Lehrjung kecklich: „So viel hungerleiden werden wir kaum da drunten, als wie bei der Schusterpratz-Mutter."

„Gelt? Gelt ja! Ein gescheit's Bübel bist! Und wenn ich nit eher verraten werd', so bleib ich da, bis die ganze Vorratskammer aufgegessen ist. Die Butter ist eh' schon ranzig und der Schunken dorten beim Uhrkasten. Wegschmeißen muß man ihn, modeln (stinken) tut er. Sag, Bübel, was denkst du über die Schusterpratz-Mutter? Ist es Sparsamkeit oder Neid?"

„Neid!" schrie der Junge auf.

„Siegst es!" rief der Alte und patschte beide Hände auf die Oberschenkel, „uns muß der gleiche Floh gebissen haben, weil wir die gleichen Gedanken haben! Trink!"

Zur Zeit schlug die Uhr.

„Schon fünfe?" fragte der Zenzl.

„Ja und eins dazu.

„Sechse? Nachher werd' ich schön stad gehn müssen", sagte der Junge, während er schon eine ganze Stunde versäumt hatte. „Mein Meister wird nix sagen", setzte er vergnüglich bei; in solchem Zustande ist beim Menschen ja alles so leicht geschlichtet. Darum ist der Zustand so beliebt; aber der Lehrjunge wußte nichts davon, er meinte, die ganze Glückseligkeit käme davon, weil es beim Alten im Ausnahmsstübel halt gar so gemütlich sei. Als er lachend zur Tür hinausstolperte, trug ihm der Bauer auf, der Zenzl möcht am Samstag, wenn er nach Rattau käme, dem Ochsenwirt sagen, er sollt' den mit der Hungerkur nicht vergessen.

Gelenkig wie ein Reh hüpft der Zenzl über das Schneefeld hinab in der Mondnacht. Jauchzen, so viel nur vom Munde geht! 's ist gar zu lustig auf der Welt! — Morgen abends wird er wieder hinaufgehen zum alten Schusterpratz, da oben ist's so viel gemütlich! Er kommt herab zum Hof, er tritt ins Haus. Als er durch die Küche geht und sieht, wie die Schusterpratz-Mutter just das Nachtmahl kocht — in der großen Pfanne die Wassersuppe, da lacht er hell auf. So viel Spaß hat ihm eine Wassersuppe sein Lebtag nicht gemacht als

heute. Er tritt in die Stube. Beim Tisch mit der Lampe sitzt der Meister Ölzl, näht am Loden und hat ein finsteres Gesicht.

„Ist der junge Herr endlich da?" frägt er mit einer ausgehöhlten Geisterstimme.

„Ein bissel verweilt", antwortet der Lehrjunge heiter, „das macht ja nix".

Der Meister läßt die Nadel ruhen und starrt auf den Jungen.

„Ja, was ist denn daaas?" frägt er. Die Gegenred ist ihm was Neues.

„Gehns, gehns, Meister, tuns nit a so!" lacht der Junge. „Wegen einer halben Stund da. Der Mensch lebt eh nur einmal. Wenn's beim Meister einmal so lustig ist, wird er auch um eine halbe Stund' länger ausbleiben. Mich g'freut's halt just einmal. Ist was zum bügeln? So viel schon hat der Meister g'näht derweil? Brav ist er g'west. Geltns, Meister, wir wollen nett sein miteinand, 's ist halt gar so viel lustig!"

Dieweilen er aus dem Küchenfeuer das Bügeleisen holt, kann sich der Meister Ölzl immer noch nicht fassen. — Ja, was hat er denn heut? Ist er verruckt worden? Oder gar b'soffen?

„Gut ist's gebraten!" sagt der Junge und hält das Bügeleisen hin, daß der Meister sehen soll, wie es fast glüht. „Wenn die Schusterpratz-Mutter so gut Bratel braten kunnt, wie Bügeleisen braten! Also her mit der Hosen!" Er spannte sie über die Tischecke und in dem Augenblicke, als das munter hingestoßene Bügeleisen den Loden berührte, stieg der blaue, brenzelige Rauch auf.

Jetzt sprang wie ein Löwe der Meister empor, riß ihm das Bügeleisen aus der Hand und schleuderte es in den Stubenwinkel hin, daß die Wand krachte.

Einen Augenblick Totenstille. Dann hob sich der Meister Johann Ölzl zu einer würdevollen Haltung und sprach leise aber nachdrücklich die Worte: „Vinzenz, geh jetzt ins Nest. Morgen früh will ich dich aber nimmer sehen. Wir zwei sind fremd."

Als der Junge solches vernahm, war er plötzlich nüchtern geworden. Beleidigt ist der Meister? Aufgekündet hat er mich? Ja, warum denn? Wahrscheinlich hab ich was Dummes gemacht. Um Verzeihung bitten? Ja freilich, ich werd um Verzeihung bitten, weil 's einmal lustig ist g'west!"

Er packte seine Sachen in den Ranzen und den Ranzen auf den Rücken. „B'hüt Gott!" würgte er noch hervor und dann ging er davon.

Nicht ins Nest ist er gegangen. Im stillen Mondlicht ist er dahingegangen über Berg und Tal, bis er um Mitternacht vor der Hütte seiner Mutter stand. Dort stieg er von außen die Leiter hinan und legte sich auf dem Überboden ins Heu. Am nächsten Tage guckte er durch eine

Dachspalte und sah, wie sein hinkendes Mütterlein mit Korb und Stecken ausging ins „Tagewerk“. Er zeigte sich nicht auf, sie braucht von nichts zu wissen, bis die Falte wieder ausgebügelt ist. Und zwar, ohne daß er den Loden versengt! Er wusch sich am Brunnen das Gesicht und ging hinaus ins Dorf Gasel, wo er bei dem ehrenwerten Schneidermeister Matthias Schreckenberger eine neue Statt gefunden hat.

Ich hatte mich beim Zenzl dann noch erkundigt, welchen Verlauf beim alten Schusterpratz die Hungerkur genommen hat. „Das kannst dir wohl denken“, war seine Antwort.

Ich kann mir 's aber nicht denken. Als ich beim Meister Johann Ölzl in die Lehre trat, war der Schusterpratz bereits glücklich zu Tode kuriert.

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, das er von seinem verstorbenen Vater, dem alten Herrn von Brakel, geerbt hatte und das mithin sein Eigentum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie sie mit schlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur sonntags, wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Felix und Christlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, statt der groben Tuchjacke, die er sonst trug, ein feines grünes Kleid und eine rote Weste mit goldenen Tressen anlegte, welches ihm recht gut stand. Eben dieselben Bauern pflegten auch, fragte man sie: Wo komme ich denn zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf, den Hügel herauf, wo die Birken stehen, da ist des gnädigen Herrn sein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude sein muß mit vielen Fenstern und Türen, ja wohl gar mit Türmen und funkelnden Windfahnen, von dem allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu spüren, vielmehr stand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenstern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geschieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Tor eines großen Schlosses plötzlich still steht und, angehaucht von der herausströmenden eiskalten Luft, angestarrt von den toten Augen der seltsamen Steinbilder, die wie grauliche Wächter sich

an die Mauer lehnen, alle Lust verliert, hineinzugehen, sondern lieber umkehrt, so war das bei dem kleinen Hause des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nämlich schon im Wäldchen die schönen schlanken Birken mit ihren belaubten Ästen wie mit zum Gruß ausgestreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten sie im frohen Rauschen und Räuseln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! so war es denn nun vollends bei dem Hause, als riefen holde Stimmen aus den spiegelhellen Fenstern, ja überall aus dem dunklen, dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, süßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier ist es gar hübsch und gastlich! Das bestätigten denn auch die Nest hinein, Nest hinaus lustig zwitschernden Schwalben und der alte, stattliche Storch schaute ernst und klug vom Rauchfange herab und sprach: Ich wohne nun schon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein besseres Logement finde ich nicht auf Erden und könnte ich nur die mir angeborene Reiselust bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier so kalt und das Holz so teuer, niemals rührt ich mich von der Stelle. — So anmutig und hübsch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Besuch.

Die Frau von Brakel stand eines Morgens sehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem sie viel mehr Mandeln und Rosinen verbrauchte als selbst zum Osterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher geriet als dieser. Währenddessen klopfte und bürstete der Herr von Brakel seinen grünen Rock und seine rote Weste aus und Felix und Christlieb wurden mit den besten Kleidern angetan, die sie nur besaßen. „Ihr dürft“, so sprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie sonst, sondern müßt in der Stube ruhig sitzen bleiben, damit ihr sauber und hübsch aussehet, wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und strahlte golden hinein in die Fenster, im Wäldchen sauste der Morgenwind und Fink und Zeisig und Nachtigall jubilierten durcheinander und schmetterten die lustigsten Liedchen. Christlieb saß still und in sich gekehrt am Tische: bald zupfte sie die roten Bandschleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald versuchte sie emsig fortzustricken, welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein schönes Bilderbuch in die Hände gegeben, schaute über die Bilder hinweg nach dem schönen Birkenwäldchen, in dem er sonst jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzenslust herumspringen durfte. „Ach, draußen ist's so schön“, seufzte er in sich hinein.

doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenster herumsprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte, als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommst du denn nicht heraus in den Wald? was machst du denn in der dumpfigen Stube? da konnte sich Felix nicht lassen vor Ungeduld. „Ach, liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!“ So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiderte: „Nein, nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß schon, wie es geht; sowie du hinausläufst, muß Christlieb hinterdrein und dann husch husch durch Busch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhitzt und beschmutzt und der Onkel sagt: Was sind das für häßliche Bauernkinder? So dürfen keine Brakels aussehen, weder große noch kleine.“ Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu und sprach, indem ihm die Tränen in die Augen traten, kleinlaut: „Wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauernkindern redet, so hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentschels Annliese oder alle unsere Kinder hier im Dorfe gesehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübschere Kinder geben sollte als diese.“ „Jawohl“, rief Christlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, „und ist nicht auch des Schulzen Grete ein hübsches Kind, wiewohl sie lange nicht solche schöne rote Bandschleifen hat als ich?“ „Sprecht nicht solch dummes Zeug“, rief die Mutter halb erzürnt, „ihr versteht das nicht, wie es der gnädige Onkel meint.“ — Alle weiteren Vorstellungen, wie es gerade heut so herrlich im Wäldchen sei, halfen nichts, Felix und Christlieb mußten in der Stube bleiben und das war um so peinlicher, als der Gastkuchen, der auf dem Tische stand, die süßesten Gerüche verbreitete und doch nicht eher angeschnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach, wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ so riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ sich ein starkes Pferdegetrappel vernehmen und eine Kutsche fuhr vor, die so blank und mit goldenen Zieraten reich geschmückt war, daß die Kinder in das größte Erstaunen gerieten, denn sie hatten dergleichen noch gar nicht gesehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutschenschlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an dessen Wange er zweimal sanft die seinige legte und leise lispelte: „Bon jour, mein lieber Vetter, nur gar keine Umstände, bitte ich.“ Unterdessen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit sehr roten Backen und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aus der Kutsche zur Erde hinabgleiten lassen, welches er sehr geschickt zu machen wußte, so daß jeder auf die Füße zu stehen kam. Als sie nun alle standen, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeschärft worden, Felix und Christlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen

hageren Mannes und sprachen, dieselbe küssend: „Seien Sie uns recht schön willkommen, lieber, gnädiger Herr Onkel!“ Dann machten sie es mit den Händen der kleinen dicken Dame ebenso und sprachen: „Seien Sie uns recht schön willkommen, liebe, gnädige Frau Tante!“ Dann traten sie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft stehen, denn solche Kinder hatten sie noch niemals gesehen. Der Knabe trug lange Pumphosen und ein Jäckchen von scharlachrotem Tuch, über und über mit goldenen Schnüren und Tressen besetzt, und einen kleinen, blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine seltsame rote Mütze mit einer weißen Feder, unter der er mit seinem blaßgelben Gesichtchen und den trüben, schläfrigen Augen blöd und scheu hervorguckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Christlieb, aber mit erschrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz seltsam in Zöpfe geflochten und spitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Christlieb faßte sich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand schnell zurück und zog solch ein verdrießliches, weinerliches Gesicht, daß Christlieb ordentlich davor erschrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben schönen Säbel ein bißchen näher besehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu schreien: „Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen!“ und lief zum hageren Mann, hinter dem er sich versteckte. Felix wurde darüber rot im Gesicht und sprach ganz erzürnt: „Ich will dir deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge!“ Die letzten Worte murmelte er nur so zwischen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und schien sehr verlegen darüber zu sein, denn er knöpfelte an der Weste hin und her und rief: „Ei, Felix!“ Die dicke Dame sprach: „Adelgundchen, Hermann, die Kinder tun euch ja nichts, seid doch nicht so blöde!“ Der hagere Herr lispelte aber: „Sie werden schon Bekanntschaft machen“, ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte sie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame, an deren Schleppkleid sich Adelgundchen und Hermann hingen. Christlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeschnitten“, flüsterte Felix der Schwester ins Ohr. „Ach ja, ach ja“, erwiderte diese voll Freude. „Und dann laufen wir auf und davon in den Wald“, fuhr Felix fort, „und bekümmern uns um die fremden, blöden Dinger nicht“, setzte Christlieb hinzu. Felix machte einen Luftsprung, so kamen sie in die Stube. Adelgunde und Hermann durften keinen Kuchen essen, weil sie, wie die Eltern sagten, das nicht vertragen könnten, sie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Christlieb bissen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht, und waren guter Dinge.

Wie es weiter bei dem vornehmen Besuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indessen weit vornehmer als dieser. Denn außerdem, daß er den Grafentitel führte, trug er auch auf jedem Rock, ja sogar auf dem Pudermantel, einen großen silbernen Stern. Deshalb hatte, als er schon ein Jahr früher, jedoch ganz allein, ohne die dicke Dame, die seine Frau war und ohne die Kinder, bei dem Herrn Thaddäus von Brakel, seinem Vetter, auf eine Stunde einsprach, Felix ihn auch gefragt: „Hör' mal, gnädiger Herr Onkel, du bist wohl König geworden?“ Felix hatte nämlich in seinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Brust trug, und so mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden sei, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals sehr über die Frage gelacht und geantwortet: „Nein, mein Söhnchen, König bin ich nicht, aber des Königs treuester Diener und Minister, der über viele Leute regiert. Gehörtest du zu der gräflich von Brakelschen Linie, so könntest du vielleicht auch künftig einen solchen Stern tragen wie ich, aber so bist du freilich nur ein simpler Von, aus dem nicht viel Rechtes werden wird.“ Felix hatte den Onkel gar nicht verstanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das sei auch gar nicht vonnöten. — Jetzt erzählte der Onkel seiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief sie: „O süße, liebe, rührende Unschuld!“ Und nun mußten beide, Felix und Christlieb, hervor aus dem Winkel, wo sie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter säuberte beiden sogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Rosinenresten und übergab sie so dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante, die sie unter lauten Ausrufungen: „O süße, liebe Natur, o ländliche Unschuld!“ küßten und ihnen große Düten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und seiner Frau standen die Tränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indessen die Düte geöffnet und Bonbons darin gefunden, auf die er tapfer zubiß, welches ihm Christlieb sogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen“, rief der gnädige Onkel, „so geht das nicht, du verdirbst dir ja die Zähne, du mußt fein so lange am Zuckerwerke lutschen, bis es im Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf und sprach: „Ei, lieber, gnädiger Onkel, glaubst du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutschen muß, weil ich noch keine tüchtigen Zähne habe zum Beißen?“ Und damit steckte er ein neues Bonbons in den Mund und biß so gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität“, rief die dicke Dame, der Onkel stimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus standen die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beschämt

und die Mutter raunte ihm ins Ohr: „Knirsche nicht so mit den Zähnen, unartiger Junge!“ Das machte dem armen Felix, der nichts Übles zu tun glaubte, ganz bestürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langsam aus dem Munde, legte es in die Tüte und reichte diese dem Onkel hin, indem er sprach: „Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht essen soll!“ Christlieb, gewohnt, in allem Felixens Beispiel zu folgen, tat mit ihrer Tüte dasselbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: „Ach, mein geehrtester, gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zugute, aber freilich auf dem Lande und in so beschränkten Verhältnissen — ach, wer nur solche gesittete Kinder erziehen könnte wie Sie!“ — Der Graf Cyprianus lächelte selbstgefällig und vornehm, indem er auf Hermann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längst ihren Zwieback verzehrt und saßen nun stumm und still auf ihren Stühlen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem sie lispelte: „Ja, lieber Herr Vetter, die Erziehung unserer lieben Kinder liegt uns mehr als alles am Herzen.“ Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der sich alsbald an Hermann und Adelgunden wandte und allerlei Fragen an sie richtete, die sie mit der größten Schnelligkeit beantworteten: Da war von vielen Städten, Flüssen und Bergen die Rede, die viele tausend Meilen ins Land hinein liegen sollten und die seltsamsten Namen trugen. Ebenso wußten beide ganz genau zu beschreiben, wie die Tiere aussähen, die in wilden Gegenden der entferntesten Himmelsstriche wohnen sollten. Dann sprachen sie von fremden Gebüschen, Bäumen und Früchten, als ob sie sie selbst gesehen, ja wohl die Früchte selbst gekostet hätten. Hermann beschrieb ganz genau, wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale, die dabei zugegen gewesen, mit Namen zu nennen. Zuletzt sprach Adelgunde sogar von den Sternen und behauptete, am Himmel säßen allerlei seltsame Tiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz angst und bange, er näherte sich der Frau von Brakel und fragte leise ins Ohr: „Ach Mama! liebe Mama! Was ist denn das alles, was die dort schwatzen und plappern?“ „Halt's Maul, dummer Junge“, raunte ihm die Mutter zu, „das sind die Wissenschaften!“ Felix verstummte. „Das ist erstaunlich, das ist unerhört! In dem zarten Alter!“ so rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber seufzte: „O mein Herr Jemine! O, was sind das für Engel! O, was soll denn aus unseren Kleinen werden hier auf dem öden Lande!“ Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einstimmte, tröstete beide der Graf Cyprianus, indem er versprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuschicken, der ganz umsonst den Unterricht der Kinder übernehmen

werde. Unterdessen war die schöne Kutsche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Hermann und überreichten sie der Christlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielsachen, mon cher? Hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinsten Sorte", so sprach Hermann, sich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen lassen, er ward traurig, selbst wußte er nicht, warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte: „Ich heiße nicht Mon schär, sondern Felix und auch nicht Sie, sondern du." — Der Christlieb war auch das Weinen näher als das Lachen, unerachtet aus der Schachtel, die sie von Adelgunden erhalten, die süßesten Düfte strömten wie von allerlei schönen Näschereien. An der Türe sprang und bellte nach seiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Hermann entsetzte sich aber sosehr vor dem Hunde, daß er schnell in die Stube zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er tut dir ja nichts", sprach Felix, „er tut dir ja nichts. Warum heulst und schreist du so? Es ist ja nur ein Hund und du hast ja schon die schrecklichsten Tiere gesehen. Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du hast ja einen Säbel?" Felixens Zureden half gar nichts, Hermann schrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutsche tragen mußte. Adelgunde, plötzlich von dem Schmerze des Bruders ergriffen oder Gott weiß, aus welcher anderen Ursache, fing ebenfalls an, heftig zu heulen, welches die arme Christlieb so anregte, daß sie auch zu schluchzen und zu weinen begann. Unter diesem Geschrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim und so so endete der vornehme Besuch.

Die neuen Spielsachen.

Sowie die Kutsche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und seiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus schnell den grünen Rock und die rote Weste ab und als er ebenso schnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei- bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Atem, dehnte sich und rief: „Gott sei gedankt!" Auch die Kinder zogen schnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten sich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!" rief Felix, indem er seine höchsten Luftsprünge versuchte. „Wollt ihr denn nicht erst sehen, was euch Hermann und Adelgunde mitgebracht haben?" so sprach die Mutter und Christlieb, die schon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erst geschehen könne, nachher sei es ja wohl noch Zeit genug, in den Wald zu laufen. Felix war sehr schwer zu überreden. Er sprach: „Was kann uns denn der alberne pumphosigte Junge mitsamt seiner bebänderten Schwester Großes mitgebracht haben?

Was die Wissenschaften betrifft, i nun, die plappert er gut genug weg, aber erst schwatzt er von Löw' und Bär und weiß, wie man die Elefanten fängt und dann fürchtet er sich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und schreit und kriecht unter den Tisch. Das mag mir ein schöner Jäger sein!" „Ach, lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganz kleines bißchen die Schachteln öffnen!" So bat Christlieb und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen tat, so gab er das in den Wald Laufen vorderhand auf und setzte sich mit Christlieb geduldig an den Tisch, auf dem die Schachteln standen. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da —. Nun, o meine vielgeliebten Leser! Euch allen ist es gewiß schon so gut geworden, zur Zeit des fröhlichen Jahrmarktes oder doch gewiß zu Weihnachten von den Eltern oder anderen lieben Freunden mit allerlei schmucken Sachen reichlich beschenkt zu werden. Denkt euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, schön geputzte Puppen, zierliche Gerätschaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und standen! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Christlieb, denn eine ganz reiche Bescherung der niedlichsten glänzendsten Sachen ging aus den Schachteln hervor und dabei gab es noch allerlei Naschwerk, so daß die Kinder einmal über das andere die Hände zusammenschlugen und ausriefen: „Ei, wie schön ist das!" Nur eine Düte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung beiseite, und als Christlieb bat, den gläsernen Zucker doch wenigstens nicht zum Fenster herauszuwerfen, wie er es eben tun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete er die Düte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indessen hineingeschwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmutig die Schnauze weg. „Siehst du wohl, Christlieb", rief Felix nun triumphierend, „siehst du wohl, nicht einmal Sultan mag das garstige Zeug fressen!" Übrigens machte dem Felix von den Spielsachen nichts mehr Freude als ein stattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter seiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchse anlegte und in ein Ziel schoß, daß drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächstdem schenkte er seine Liebe einem kleinen Männchen, das Komplimente zu machen verstand und auf einer Harfe quinkelierte, wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirschfänger, beides von Holz und übersilbert, sowie eine stattliche Husarenmütze und eine Patrontasche. Christlieb hatte große Freude an einer sehr schön geputzten Puppe und einem sauberen vollständigen Hausrat. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten sich an den Spielsachen bis in den späten Abend hinein. Dann gingen sie zu Bette.

Was sich mit den neuen Spielsachen im Walde zutrug.

Tags darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo sie es abends vorher gelassen hatten: das heißt, sie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielsachen aus und ergötzten sich daran auf mancherlei Weise. Ebenso wie gestern schien die Sonne hell und freundlich in die Fenster hinein, wisperten und lispelten die vom sausenden Morgenwinde begrüßten Birken, jubilierten Zeisig, Fink und Nachtigall in den schönsten, lustigsten Liedlein. Da wurde es dem Felix bei seinem Jäger, seinem kleinen Männchen, seiner Flinte und Patrontasche ganz enge und wehmütig ums Herz. „Ach", rief er auf einmal, „ach, draußen ist's doch schöner! Komm, Christlieb, laß uns in den Wald laufen!" Christlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff, sie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte sie nicht heraus, sondern bat: „Lieber Felix, wollen wir denn nicht hier noch ein bißchen spielen?" „Weißt du was, Christlieb", sprach Felix, „wir nehmen das Beste von unseren Spielsachen mit hinaus. Ich schnalle meinen Hirschfänger um und hänge das Gewehr über die Schulter, da seh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und das Harfenmännlein können mich begleiten, du, Christlieb, kannst deine große Puppe und das Beste von deinen Gerätschaften mitnehmen. Komm nur, komm!" Christlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielsachen hinaus in den Wald, wo sie sich auf einem schönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile gespielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein sein Stückchen orgeln, als Christlieb anfing: „Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübsch spielt? Hör' nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-ting Ping-ping, die Vögel gucken so neugierig aus den Büschen, ich glaube, sie halten sich ordentlich auf über den albernen Musikanten, der hier zu ihrem Gesange spielen will." Felix drehte stärker und stärker an der Schraube und rief endlich: „Du hast recht, Christlieb! Es klingt abscheulich, was der kleine Kerl spielt, was können mir seine Dienerchen helfen — ich schäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit solch schlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl soll besser spielen — soll besser spielen!" Und damit drehte Felix so stark an der Schraube, daß krack-krack der ganze Kasten in tausend Stücke zerbrach, auf dem das Harfenmännlein stand, und seine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — oh!" rief Felix. „Ach, das Harfenmännlein!" rief Christlieb. Felix beschaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, sprach dann: „Es war ein dummer, alberner Kerl, der schlechtes Zeug aufspielte und Gesichter und Diener machte, wie Vetter Pumphose" und warf den Harfenmann weit fort in das tiefste Gebüsch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann", sprach er

weiter, „der schießt einmal über das andere ins Ziel." Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerzieren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm ist's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele schießt, welches, wie Papa sagt, gar keine Sache für einen Jägersmann ist. Der muß im Walde schießen nach Hirschen, Rehen, Hasen und sie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl soll nicht mehr nach dem Ziele schießen!" Damit brach Felix die Zielscheibe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun schieß ins Freie!" rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehen, so viel als er wollte, schlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchse an, er schoß nicht mehr los. „Ha, ha!" rief Felix, „nach dem Ziel, in der Stube, da konntest du schießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimat ist, da geht's nicht. Fürchtest dich auch wohl vor Hunden und würdest, wenn einer käme, davonlaufen mitsamt deiner Büchse, wie Vetter Pumphose mit seinem Säbel. — Ei, du einfältiger, nichtsnutziger Bursche!" Damit schleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüsch. „Komm, laß uns ein wenig laufen!" sprach er dann zu Christlieb. „Ach ja, lieber Felix", erwiderte diese. „Meine hübsche Puppe soll mitlaufen, das wird ein Spaß sein!" Nun faßte jeder, Felix und Christlieb, die Puppe an einem Arm und so ging's fort in vollem Laufe durchs Gebüsch den Hügel herab und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Besitztum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu schießen pflegte. Hier standen die Kinder still und Felix sprach: „Laß uns ein wenig passen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß, ob ich nicht im Röhricht eine Ente schießen kann, so gut wie der Vater." In dem Augenblicke schrie aber Christlieb laut auf: „Ach, meine Puppe! Was ist aus meiner schönen Puppe geworden!" Freilich sah das arme Ding ganz miserabel aus. Weder Christlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und so war es gekommen, daß sie sich an dem Gestrüpp die Kleider ganz und gar zerrissen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübschen Wachsgesichtchen war auch beinahe keine Spur, so zerfetzt und häßlich sah es aus. „Ach, meine Puppe, meine schöne Puppe!" klagte Christlieb. „Da siehst du nun", sprach Felix, „was für dumme Dinger uns die Fremden mitgebracht haben. Das ist eine ungeschickte, einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne sich gleich alles zu zerreißen und zu zerfetzen. — Gib sie nur her!" Christlieb reichte die verunstaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte sich eines lauten Schreies: „Ach, ach!" nicht enthalten, als der sie ohneweiters fortschleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht", tröstete Felix die Schwester, „gräme dich ja nicht um das alberne Ding, schieße ich eine Ente, so sollst du die schönsten Federn bekommen, die sich nur

in den bunten Flügeln finden wollen.“ Es rauschte im Röhricht, da legte stracks Felix seine hölzerne Flinte an, setzte sie aber in demselben Augenblicke wieder ab und schaute nachdenklich vor sich hin. „Bin ich nicht auch selbst ein törichter Junge?“ fing er dann leise an, „Gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei und habe ich denn beides? Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? Wozu ist überhaupt das dumme hölzerne Ding? Und der Hirschfänger? — Auch von Holz — der schneidet und sticht nicht. Des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehen, als er sich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke schon, Vetter Pumphose hat mich nur zum besten gehabt mit seinen Spielsachen, die was vorstellen wollen und nichtsnutziges Zeug sind.“ Damit schleuderte Felix Flinte, Hirschfänger und zuletzt noch die Patrontasche in den Teich. Christlieb war doch betrübt über den Verlust der Puppe und auch Felix konnte sich des Unmutes nicht erwehren. So schlichen sie nach Hause und als die Mutter frug: „Kinder, wo habt ihr eure Spielsachen?“ erzählte Felix ganz treuherzig, wie schlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirschfänger und Patrontasche, wie schlimm Christlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach“, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, „ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den schönen, zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit sichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, sprach aber: „Lasse die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen ist's mir recht lieb, daß sie die fremdartigen Spielsachen, die sie nur verwirrten und beängstigten, los sind.“ Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit diesen Worten eigentlich sagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Christlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeschärft, ja recht bald wiederzukommen, weil sie nun viel mehr in der Stube sitzen und viel mehr schreiben und lesen müßten als sonst, damit sie sich nicht gar zu sehr zu schämen brauchten vor dem Hofmeister, der nun nächstens kommen werde. Deshalb sprach Felix: „Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig springen und laufen!“ Sie begannen auch gleich, sich als Hund und Häschen herumzujagen, aber so wie dieses Spiel erregten auch alle übrigen Spiele, die sie anfingen, nach wenigen Sekunden ihnen nur Überdruß und Langeweile. Sie wußten selbst gar nicht, wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tausend ärgerliches Zeug geschehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze, vom Winde getrieben, ins Gebüsch, bald strauchelte er und fiel auf die

Nase im besten Rennen, bald blieb Christlieb mit den Kleidern hängen am Dornstrauch oder stieß sich den Fuß am spitzen Stein, daß sie laut aufschreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf und schlichen mißmutig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen", sprach Felix, warf sich aber, statt weiter zu gehen, in den Schatten eines schönen Baumes. Christlieb folgte seinem Beispiel. Da saßen die Kinder nun voller Unmut und starrten stumm in den Boden hinein. „Ach", seufzte Christlieb endlich leise, „ach, hätten wir doch noch die schönen Spielsachen!" „Die würden", murrte Felix, „die würden uns gar nichts nützen, wir müßten sie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre, Christlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielsachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen und das kommt daher, weil uns die Wissenschaften fehlen." „Ach, lieber Felix", rief Christlieb, „du hast Recht. Könnten wir die Wissenschaften so hübsch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach, da hättest du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine schöne Puppe nicht im Ententeich! Wir ungeschickten Dinger, ach, wir haben keine Wissenschaften!" und damit fing Christlieb an jämmerlich zu schluchzen und zu weinen und Felix stimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten, daß es im Walde widertönte. „Wir armen Kinder, wir haben keine Wissenschaften!" Doch plötzlich hielten sie inne und fragten voll Erstaunen: „Siest du's, Christlieb? — Hörst du's, Felix!" Aus dem tiefsten Schatten des dunklen Gebüsches, das den Kindern gegenüberlag, blickte ein wundersamer Schein, der wie sanfter Mondesstrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte, und durch das Säuseln des Waldes ging ein süßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinstreift und im Liebkosen die schlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz seltsam zumute, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Tränen standen ihnen in den Augen vor süßem, nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüsch strahlte, so wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, sie starrten hinein in den Glanz und ach! sie gewahrten, daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichsten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüsch zulächelte und zuwinkte. „O, komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind!" so riefen beide, Christlieb und Felix, indem sie aufsprangen und voll unbeschreiblicher Sehnsucht die Hände nach der holden Gestalt ausstreckten. „Ich komme, ich komme!" rief es mit süßer Stimme aus dem Gebüsch und leicht, wie vom säuselnden Morgenwinde getragen, schwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Christlieb.

(Schluß folgt.)

Der Elmsteiner und sein Weib.

Eine Geschichte aus den steirischen Bergen.

Ein Bekannter von mir ging in Geschäften nach der Kreisstadt. Der Weg führte ihn über die Alpe. Vor einer verfallenen Schwaighütte setzte er sich ein wenig auf den Brunnentrog und aß sein Stück Brot. Da holte ihn ein Mann ein, der sehr eilig über die Höhen hergekommen war. Er erkannte in ihm einen Kleinbauern, dem er mehrmals Holz abgekauft hatte. Zuerst, als dieser Bauer den Händler sah, schien es, als wollte er ihm ausweichen und rasch hinter der Hütte gegen das Kar hinabeilen, dann wendete er sich und ging auf den Brunnen zu.

„Bist auch durstig worden, Elmsteiner?“ fragte der Geschäftsmann, den ich Ernest nenne. „Wo willst denn so schleunig hin?“

„Ich geh in die Stadt“, sagte der Bauer.

„Nachher gehen wir miteinander.“

„So, gehst du auch? — An mir wirst halt keinen unterhaltlichen Kameraden haben. Laufen muß ich auch.“

„Hat's was? Gehst zum Arzt oder was?“

„Weißt, Ernest — wem zuvorkommen will ich. Schnurg'rad zum Gericht.“

„Ist was geschehen?“ fragte der Geschäftsmann.

„Ja, mein Lieber, das glaub' ich, daß was geschehen ist. Ich muß dir's schon sagen, ich muß es wem sagen — kann's nimmer aushalten. Wie ich jetzt dran bin!“

„Aber mein Gott, was hat's denn?“

„Ja, was wird's haben? — Heut' früh hab ich mein Weib derschlagen.“

Dem Ernest fällt Brot und Messer zur Erde und er hebts und steht auf. Der Elmsteiner hat's so unheimlich ruhig und gelassen herausgesagt, daß es wahr sein muß. Und doch spricht der Ernest: „Red' keine Narrheiten, Bauer!“

Dann sind sie miteinander gegangen. Schweigend zuerst und hastig. Dann fragte der Elmsteiner, wie jetzt der Holzpreis stehe und der Viehpreis. Er wolle verkaufen. Und kamen dann zu sprechen über das Unglück.

„Wir haben halt wieder gestritten“, erzählte der Bauer. „Gut zusammengeschaut haben wir schon lang nicht mehr. 's ist halt eine dumme Heirat gewest. Wenn sich zwei Leut' einmal nicht verstehen. Kann ja nicht sagen, daß sie ein schlechtes Weib wär' g'west. Jeder Mensch hat seine Fehler. — Jetzt“, leise murmelte er es wie für sich, „jetzt liegt sie hinter dem Ofen — unter'm weißen Tischtuch“.

„Aber Elmsteiner, sag' mir doch gescheiterweise, wie das hergegangen ist."

„Ist halt wieder ein Unfried gewest. Wie's angehebt hat — ich weiß es nicht einmal genau. Ich bin noch im Bett gelegen, sie schon auf. Daß ich gestern so spät heimkommen wär', hat sie mir vorgehalten. Und mein Trinken und so. — In aller Früh hebt sie an, hab' ich mir gedacht, und nachher dauert das Köppeln den ganzen Tag bis in die spat Nacht. Da kann eins eine Freud' haben zu so einem Weibsbild. Wo bleibt denn heut' wieder die Milchsuppen? — Koch' dir s' nur selber, wenn du eine haben willst, sagt sie. — Auf das komm' ich in Zorn, spring auf, derwisch den Milchsechter*) und schmeiß ihn ihr an den Kopf."

„Na und? Hast sie gejuckt (verletzt)? Hast sie schlecht getroffen?"

„G'fahlt ist's!" sagt sie noch, taumelt ein paar Schritt' hin. Bei der Tür fallt sie zusammen. Maustot."

Heiser ist seine Red', aber ruhig, als erzähle er ein fremdes Geschehnis. Ernest verstand diese Art wohl und daß es tiefer sitzt, als wenn man es schreit.

„Elmsteiner", sagt er und denkt nichts als an die Strafe, „das wird nicht so schlimm. Das ist nur ein Totschlag."

„Ist es was der will. Mit mir ist's aus."

„Beim Gericht wirst du gefragt werden, was du für eine Absicht gehabt hast."

„Was hilft das Reden. Sollen machen mit mir, was sie wollen."

„Ich versteh's, mein Mensch, daß du verzagt bist. Aber 's ist eh am gescheitesten, daß du selber zum Gericht gehst. Wenn du nicht ungeschickt aussagst, mehr als acht oder zehn Monate wird's dir nicht kosten."

Der Bauer tat eine Bemerkung, als wäre es, daß ihn nicht die Trennung reue, vielmehr die Vereinigung. Er starrte vor sich auf den steinigen Weg und schüttelte fortwährend den Kopf. „'s ist halt ein Unsinn gewesen, so eine Heirat ist ein Unsinn."

„Wie lange bist denn mit ihr verheiratet gewesen?"

„Der Schulmeister hat erst am letzten Sonntag von unserem siebenjährigen Krieg gesprochen. Hat's ja die ganze Nachbarschaft gewußt. Wir sind uns halt einmal nicht angestanden. — Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel'' Wie oft hat sie gesagt: Michel, die hättest nit sollen nehmen! Wenn du nur die nit hättest genommen! — Keine Lieb' und keine Gutheit und kein Geld — nix ist dag'west."

„Und warum hast du sie denn geheiratet?"

---

*) Kleiner Holzzuber für Milch.

„Warum?“ wiederholte der Elmsteiner. „Aus lauter Hoffärtigkeit. Aus lauter Trutz. — Es geschieht mir schon recht. — Sauber ist sie ja gewesen, sauber. Wie die Fliegen beim Honigtopf, so sind nächtig Stund die Nachbarsbuben bei ihrem Fenster herumgeschwänzelt. Und wie ich selber einmal hingeh’, hat mich der Rackel-Franz mit seinen Kameraden gedroschen. — Na wart! hab’ ich mir gedacht, Rackel-Tepp, du kriegst die Veva schon lang’ nit. Die muß mein sein! Und just, weil sie der haben will und weil sie so viele haben wollen, werde ich ihnen zeigen, wer zuletzt der Stärkere ist. Wohl, wohl, der Stärkere bin ich gewesen und das Mädel ist mir in der Hand geblieben. — Oft genug hat sie mir’s vorgehalten, daß ich sie nicht aus Lieb’, nur aus Trutz geheiratet hätt’ und so — hat sie sich auch für den Trutz eingerichtet. Ja, ja. — Wohl, wohl. — So ein Leben ist immereinmal wohl recht hart. Bin ich einmal zum Herrn Pfarrer gegangen und ob wir denn gar nicht auseinandergehen dürften, ich und mein Weib. Um Gottes willen! hat der Pfarrer gesagt, Elmsteiner, tu’ mir das nicht an! Mach’ mir kein Ärgernis in der Gemeinde. Freilich wohl, denk’ ich und hab’s halt doch wieder probiert mit ihr. Alles umsonst. Kein gutes Wort, kein gutes Aug’. Kein Gernhaben und gar nix. Ist wohl eine Sünd’, so eine Ehe. Aber daß es so weit sollt’ kommen . . .“

Nach einer Wegbiegung sahen die beiden bedächtig hinschreitenden Männer ins Tal hinab und die Türme der alten Kreisgerichtsstadt. Der Elmsteiner stand still, schaute ins weite Bergland hinaus und sagte mit fast singender Stimme: „Wie wird’s sein, bis ich wieder einmal da heroben steh’?“

Je näher sie der Stadt kamen, je zögernder wurde sein Gang. Aber als sie über den großen Platz schritten, fing Elmsteiner fast zu laufen an, gleichsam als wolle er mit Gewalt einen Widerwillen besiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte er rasch durch das Tor des Gerichtsgebäudes. Ernest blickte ihm nach und dachte: Armer Teufel! Wie du noch jung bist. Wer weiß, wie es dir gehen wird! —

Es war eben Gerichtstag, die Beamten hatten zu tun. Der Torwart fragte den verstörten Ankömmling, was er wolle.

„Um meine Straf’ tät ich bitten. Weil ich heut’ früh mein Weib derschlagen han.“

Der Torwart übergab ihn einem Gerichtsdiener. Derselbe führte ihn vor Beamte, bei denen er sein Geständnis wiederholte. Sie blickten ihn scharf an, stellten dann ruhig und trocken ein paar Fragen wegen seines Namens und Standes und ließen ihn abführen in den Kotter. Da saß der Bauer und guckte einmal drein. Mit dem Gericht hatte er noch nie zu tun gehabt. So hatte er gemeint, sie würden derb auf ihn losfahren. Nicht viel anders als beim Steueramt war’s gewesen.

Oder sollte das doch die Gerichtsverhandlung gewesen sein? Und wäre er am Ende schon verurteilt? Der Raum, in dem er saß, kam ihm gar nicht so uneben vor. Ein ganz hübsches Zimmer soweit. Aber dicke Fenstergitter. Er versuchte es einmal mit der Tür. Nein, da gab nichts nach. Nun setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf die Hände und dachte: Wie ist es gestern gewesen um diese Stunde! Lustig beim Taubenwirt. Was ist seither geschehen? Wie wird's morgen sein? — Dann versank er in ein traumhaftes Hinbrüten.

Am selben Abend noch wurde Elmsteiner zum Verhör geführt. Das ging einfach vor sich. Wie er es unterwegs dem Erneſt erzählt hatte, so sagte er vor Gericht aus und dabei blieb er. Kein Klagen, kein um Gnade Bitten, dumpf und stumpf kauerte er da, ein gebrochener Mann. Da die Herren viel hin und her redeten und wiederum allerlei fragten und alles aufschrieben, so stand der Bauer von seiner Bank auf, legte die zwei Fäuste aneinander und sagte: „Nit viel Umständ'! Mir ist ja eh alles eins, bei mir ist's verspielt. Macht mit mir, was ihr wollt, nur unser Herrgott, wenn er mir kunnt verzeihen!"

„Nicht so verzagt sein, Elmsteiner!" sagt hierauf einer der Richter. „Wir haben Grund, anzunehmen, daß Ihre Aussage nicht auf Wahrheit beruht."

„So wahr mir mein Gott helfen soll!" rief der Angeklagte.

„Wir zweifeln ja nicht an Ihrer Wahrheitsliebe. Aber im Irrtum werden Sie sein. Denken Sie doch einmal nach, ob nicht auch andere Möglichkeiten sein können. Ich glaube, Sie sind kein Mörder, Elmsteiner, nicht einmal ein Totschläger. Es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Gut." Er winkte dem Diener. „Man rufe sie herein."

Ging eine Nebentür auf, stand sein Weib, die Veva, da.

*
* *

An jenem Morgen in der Elmsteinerhütte, als das Weib, vom Sechter getroffen, hingefallen war, dachte es: Jetzt bleib' ich liegen und rühr' mich nicht. Daß ihm der Graus aufsteigt. Das Blut soll nur recht herabrinnen über das Gesicht. — Er sprang zu ihr hin und rief laut ihren Namen und schüttelte sie. Aber die Veva dachte: Bleib jetzt nur maustot — und lag hingestreckt in ihrem Blute. Da ging der Mann langsam zur Tür hinaus und kam nicht wieder zurück. Sie wartete lange, er kam nicht. Dann riß sie sich die Schürze vom Leib, um die Kopfwunde zu verbinden. Dann lag sie wieder dahin, aber er kam nicht und das wurde ihr endlich langweilig. So stand sie auf,

ballte die Faust: Na wart', dir will ich's zeigen! Aber taumelig war ihr wirklich und der linke Kopfteil so geschwollen, daß sie das Auge nicht öffnen konnte. Das ist ihr schon recht. Je schlimmer sie ausschaut, je länger wird er sitzen!

Ihr Haupt mit Tüchern kreuzweise verbunden, einen Stecken in der Hand, so machte sie sich auf den Weg zum Gericht. Wenn ihr jemand begegnete, ging sie gar schwankend, kümmerlich gebückt und murmelte: „So schlagen! Aber so grob schlagen!"

So kam sie in die Kreisstadt und so torkelte sie in die Gerichtsstube, wo sie gleich ohnmächtig wurde. Doch war es bald wieder so weit, daß sie sprechen konnte und nun verklagte sie ihren Mann. Der habe sie totschlagen wollen und sie verlange, daß er sieben Jahre lang eingesperrt werde. Während sie derlei vorbrachte, band sie die Tücher von ihrem Kopfe los, um das geschwollene Auge und die blutbekrustete Wange zu zeigen.

„Wer seid Ihr denn? Und wie heißt Euer Mann?"

„Michel Elmsteiner in der Breitlechen."

„Ah, da wissen wir schon von ihm", sagte der Richter und blickte schmunzelnd nach seinem Kollegen hin. „Sieben Jahre lang wollt Ihr ihn einsperren lassen. Na, werden halt sehen, was sich machen läßt."

„Oder wenn's möglich wär', zehn Jahr lang?" meinte sie. „Denn er ist ein Unding. Wer ihn nicht kennt, der glaubt's nicht, er ist ein Unding! Wie er mich derschlagen hat, ist er fort und hätt' mich mir nix dir nix versterben lassen. Nachher hat er sich geflüchtet, der hautschlechte Lump! Tät wohl recht schön bitten, daß gleich die Schandarm ausgeschickt werden. Auf der Alm soll er gesehen worden sein. Jesses, wenn sie ihn nur täten derwischen!"

„Werden ihn bald haben", sagte der Richter, „geht derweil nur da hinein ins Nebenzimmer, Frau. Wir werden's schon machen."

Wie sie im Nebenzimmer ist, wird der Elmsteiner vorgeführt. Und wie sie mit dem im Verhör so weit sind, als vorhin erzählt worden, und wie der Richter sagt: „Elmsteiner, wir haben Grund anzunehmen, daß Ihre Aussage, als hätten Sie Ihr Weib erschlagen, nicht auf Wahrheit beruht; es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Sie soll hereinkommen!" — Wie der Richter das sagt, wird das Weib in den Gerichtssaal geführt.

So sind sie sich nun gegenüber gestanden.

„Haben s' dich schon, du Rabenaas!" kreischt sie auf und es war, als wollte sie ihm mit den Fingern ins Gesicht fahren. „Haben s' dich erwischt?"

Darauf der Richter: „Wir haben ihn nicht erwischt. Er ist freiwillig gekommen, um seine Schuld reumütig einzugestehen."

„Das ist nur Komödie“, sagte sie. „Er hat recht gut gewußt, daß sie ihn so wie so derwischen und daß er besser drauskommt, wenn er sich selber angibt. Nur abstrafen! Nur scharf abstrafen! Ei, ei, mein Kopf!“ Mit beiden Händen hielt sie ihn, als ob die Schmerzen sehr groß wären. Einer der Richter aber stand rasch auf und rief dem Weibe zu: „Jetzt macht, daß Ihr weiterkommt!“

Und der andere Richter sagte: „Euren Mann werden wir ein paar Tage dabehalten.“

Trat der Bauer, die Fäuste bittweise aneinander gehalten, gegen den Tisch hin: „Ich bitt', Herr Richter, so lang' als möglich!“

— — Jetzt ist die Geschichte eigentlich schon aus. Wie es weiter gehen wird, das kann man sich denken. Als nach einigen Tagen der Beamte den Elmsteiner heimgehen hieß, legte er ihm die Ehescheidung nahe. Der Bauer schüttelte traurig den Kopf: „Das kann ich dem Pfarrer nicht antun.“

Vor der Himmelstür.

Eine Legende von **Fritz Baron Holzhausen.**

Personen: Heil. Petrus. — Der Steirersepp (in Nationaltracht, blumengeschmücktem Hut, Rucksack). — Graf Stolz (eleganter, grauhaariger Aristokrat, Ordensstern). — Monika (ein altes, armes Bauernweibl). — Eine Diakonissin (jung, schwarz gekleidet, mit weißem Häubchen). — Ein 7jähriges Mädchen (zierlich, nett gekleidet). — Ein 14jähriger, armer bleicher Junge.

Der Hintergrund stellt eine aus mächtigen Steinstufen sich aufbauende Wand dar, in welcher die „Himmelstür“ eingeschnitten ist. Petrus (mit Schlüssel, Brille, blauem Sacktuch, Schnupftabaksdose) sitzt rechts von der Tür auf der untersten, bankhohen Stufe; vor ihm ein Steintisch mit einem mächtigen, aufgeschlagenen, schrägstehenden, mit Schließen versehenen Buche.

Petrus: So ein Augenblick Ruh tut einem wohl. Es ist kein leichtes Amt, der Pförtner vom Himmel zu sein. Alle wollens 'nein, keiner will a Schuld haben und schuldig sind doch alle. Wenn man aber so seine 2000 Jahre, wie ich, immer dasselbe Lamento hört von Haß und Liebe und Not und Leid, verliert man die Schärfen, man verliert sie völlig. (Man hört aus der Ferne Jodlerklänge. Petrus hebt sichtend die Hand vor die Augen.) Natürlich kommt schon wieder einer. Wie der über die Wolken hupft! Scheint gar, der singt? Na, der muß ein leichtes Gewissen haben. Holla dari, daro! a Steirer! — sind ein gut's, lustig's Völkl, ich mag's leiden. Fang nit selber wieder die Leut zum loben an! G'sindl sind's alle miteinander, G'sindl! Na, wart mein Sepperl! Dir werd ich die Höll heiß machen. (Erhebt sich.) Wie aber heut wieder die Sonn sticht! (Niest) Habtschi!

Sepp: Helf Gott!

Petrus: Dank schön.

Sepp: Bitt, bin ich da recht, geht's da in Himmel eini?

Petrus: Obst am rechten Weg bist, muß sich erst erweisen. Wie heißt du?

Sepp: Sepp Untersberger, vulgo Steirersepp.

Petrus: (Im Schuldbuch blätternd, Steirer wartet geduldig, den blumengeschmückten Hut in den Händen.) Das ist auch eine vertrakte Einführung mit die zwei Namen. Da weiß man nie, soll man beim U nachschlagen oder beim S. U—u—u—u— hartes t oder weiches?

Sepp: Hartes.

Petrus: Unters — Untersberger aus Landl.

Sepp: Ja, der bin ich.

Petrus (lesend): Bild dir nit zuviel drauf ein.

Sepp: Bitt, sein Sie vielleicht der heilige Petrus?

Petrus: Ja.

Sepp: Küss' die Hand.

Petrus: Da stehen ja allerhand hübsche Sachen: jähzornig, alleweil verliebt, singt unflätige G'stanzln — oha! oha! — hat am 13. Oktober 1901 den Vinzenz Kerschbaumer, natürlich wieder vulgo Oberstampfer, (mit erhobener Stimme) mit seinem Messer nicht unerheblich verletzt! (Steirer kratzt sich hinterm Ohr.) Kratz dich nur! Nein, mein lieber Josef, mit dem Taschenfeitel sperrt man sich den Himmel nicht auf.

Sepp: Ich bin ja dafür auch drei Wochen g'sessen.

Petrus: Mit blutige Händ' willst in Himmel? Erst laß' dir im Fegfeuer die Flecken wegbrennen und so nach a tausend Jahr kannst wieder einmal anfragen.

Sepp: Aber ich bitt euer Gnaden, tausend Jahr, das halt ich ja nit aus.

Petrus: 's Herzerl hat ja schon allweil geglüht, bald für die Vroni und die Moni, bald für die Steffi und die Pepi. Jetzt soll zur Straf' auch einmal das andere G'lump ins Feuer.

Stpp: Ich hab damals im Zorn zugestoßen, und rauschi war ich a.

Petrus: Du hast als Mensch und Christ nicht zornig zu sein, verstanden? — und rauschi, das soll wohl eine Entschuldigung sein? Du wirst dich noch mit die Entschuldigungen in die Höll reden.

Sepp: Wer kommt denn nachher in den Himmel? A jeder Mensch hat seine Fehler.

Petrus: Hab' ka Maul, mein lieber Josef, hier ist nicht der Ort dazu.

Armer blasser Junge (von rechts, ängstlich): Gelobt sei Jesus Christus.

Petrus: In Ewigkeit. (Faßt den Schlüssel wie selbstverständlich und läßt den Knaben hinein. Lichtfülle, ferner Orgelklang.)

Sepp: O mei, da ist's schön drin, ich bitt sehr, sein's gut, Herr Petrus, lassens mich a eini, was kann denn ich dafür, daß ich nicht schon als unschuldiges Kind gestorben bin.

Petrus: Bettl' nicht und geh'. Je früher du dei Straf antrittst, um so früher kommst 'raus.

Sepp (weinerlich): Aber ich bitt, tausend Jahr, das kann ich gar nicht denken — mir ist jetzt schon ganz hoaß. Na, ins Fegfeuer geh' ich nicht, da bleib ich holt a Ewigkeit da steh'n.

Junge Diakonissin (kommt schwebenden, erregten Ganges von rechts, wendet sich flüsternd an Petrus).

Petrus (gütig): Wie? Marie? (Sie flüstert ihm den Namen ins Ohr. Petrus schaut im Buch nach, Sepp schaut auch hinein.)

Petrus (polternd): Was ist denn das für eine Art. Gehört sich das, fremden Leuten ins Lebensläufel neinzuschau'n? (Sepp zieht sich zurück, Petrus liest.)

Petrus: Brav, Mariedl. (Geht auf sie zu und streichelt sie). Sehr schön, alle Achtung.

Diakonissin: Und meine Sünde?!

Petrus: Macht nichts. Kranke und Gesunde sind deine Fürsprecher. Komm — ich sperr dir auf. (Führt sie an der Hand.)

Marie (zitternd): Ist es auch drin?

Petrus: Wo soll's denn sein, als im Himmel (Marie hebt ekstatisch, voll Erwartung die Hände. Petrus öffnet die Tür. Marie stürzt mit einem Jubelschrei hinein.)

Petrus (zum Steirer): Siehst, so geht's einem braven Mädel!

Sepp: Warum hat's denn so aufgejuchzt?

Petrus (ernst): Weil's jetzt wieder ihr Kind hat.

Sepp (kichernd): A brav's Madel mit an Kind!

Petrus: Siehst, was du für a schlechter Kerl bist. Aus dem willst eine Schuld machen und bist alleweil selber fensterln krochen. Grad so ein Lump ist auch zu ihr kommen und hat gebettelt und geschworen und hat's dann in Schand und Elend sitzen lassen. Das Kind ist gestorben, sie aber hat von der Stunde an ihr blutiges Herz den Kranken geschenkt und sie gepflegt und mit ihnen gebetet. Für solche Leute steht der Himmel offen, aber nicht für Rauf- und Saufbrüderln, wie du einer bist.

Sepp: Ich hab auch mein Vater in der letzten Stund gepflegt.

Petrus: Aber auch nur die letzte Stund. (Monika, ein altes Mutterl, armselig, wankend, Rosenkranz, Stock. Schleicht an beiden vorbei.)

Petrus: Wohin denn, Mutterl?

Monika (in höchster Erschöpfung): Wohin ich will? Mein guter Herr, das trau ich mich gar nicht zum sagen. So lange ich gelebt hab', war mei einzige Bitt: Lieber Gott, laß mich dereinst das Himmelstürl finden, gönn' mir a ruhiges Platzl in deiner Seligkeit. Jetzt bin ich endlich verstorben und find den Weg nicht. Ich komm' nimmer hin, ich bin viel zu müd'. (Sinkt erschöpft an der Himmelstür nieder, das Haupt tief gesenkt. — Petrus und Sepp betrachten sie mitleidsvoll.)

Petrus: Siehst, mein lieber Sepp, bei der brauch ich erst gar nicht lange im Liber scriptus blatteln, die gehört zu denselbigen, von denen der Herr sagt: Kommet, die ihr müde seid und beladen.

Sepp: Man sieht's ihr an (tritt näher an die Alte heran). Mir is, als wann ich's kennen müßt, ob's nicht die Monika, die Spandl Monika aus Gams is?

Petrus: Die Art Leut schaun sich alle ähnlich, das Elend macht gleich.

Sepp: Wenn ich nur ihre Nasen schauen tät. Wie ich a Bua war, ich erinner mich noch genau, hat ihr ein Heger die Nasen eingehaut, weils im gräflichen Wald Holz und Beeren g'sammelt hat.

Petrus: So schön!

Sepp: Lang ist's im Siechenhaus gelegen, nachher hat ihr der Graf die Erlaubnis zum Holz- und Beerensammeln zug'standen.

Petrus: Ist nit viel, aber immer was.

Sepp: Ich wer' mich nicht täuschen, sie ist's. Ich kenn's immer nur, wie's im Wald auf allen Vieren umkrochen ist, wie a schwarzer Hund, nur daß s' nicht gebellt hat, aber oft geseufzt. Monika!

Monika (müd, verträumt): Laßt's mich schlafen.

Sepp: Siehst, ich hab' recht, sie ist's.

Petrus: Tu s' nicht wecken, der Himmel lauft ihr nicht davon, und zu einem großen Glück und zu einer großen Freud, wie's ihr bevorsteht, muß man bei Kräften sein, wenn man's ganz genießen soll.

Sepp: Schau, lieber Petrus, die Kraft, a großes Glück zu ertragen, die hätt' ich. Geh sei so gut und laß mich hinein. Was hab' ich denn auch so Schreckliches verbrochen, dem Vinzenz a bisserl zur Ader gelassen, war eh so vollblütig.

Petrus (halb abgewendet): Mit deine Kräft' wirst auch die hundert Jahr Fegfeuer aushalten.

Sepp (bewegt, freudig erstaunt): Wie, wie — was sagst — hab' ich recht gehört — hundert?!

Petrus: Was hast denn, was redst denn?

Sepp (Petrus' Hand erfassend): Du bist, ich fühl's, a wahrer Heiliger, du hast a Einsehen für unsere Schwächen, du hast a Herz voll Güte für uns Menschen.

Petrus: Ich war ja selber lang genug drunten, ich weiß, wie's zugeht.

Graf Stolz (von links): Äh, sehr beschwerlicher Weg. (Zu Petrus.) Sind Sie der Pförtner?

Petrus: Petrus, der Pförtner.

Graf Stolz: Graf Stolz. Wollen mich Eure Heiligkeit anmelden. Hier meine Karte. (Während Petrus, die Karte in der Hand, im Buche nachschaut, betrachtet der Graf durch sein Lorgnon den Sepp und das Mutterl.)

Graf: Eine sehr zweifelhafte Gesellschaft.

Petrus (über das Buch gebeugt, sich hinter dem Ohr kratzend): Mit die Herren hab ich immer das größte G'frett.

Graf: Nun?

Petrus: Herr Graf, schauens gefälligst selber her. Die linke Seite ist Soll und die rechte 's Haben; stimmt die Rechnung oder stimmt's nicht?

Graf: Äh, eine Art Seelenbuchführung, was?

Petrus: Überzeugen Sie sich selbst.

Graf (durchs Lorgnon): Ich lese: adelsstolz.

Petrus: So steht's geschrieben.

Graf: Und das soll ein Fehler sein? Habe doch allen Grund dazu, auf meine Vorfahren stolz zu sein. In vier Jahrhunderten keine Mesalliance. Alle in hohen Stellungen gewesen.

Petrus: Ja wissens, Herr Graf, was Ihre Ahnen geleistet haben, das kann man füglich Ihnen nicht gutschreiben.

Graf: Ich habe stets im Geiste meiner Vorfahren gelebt und gehandelt, im übrigen bin ich heut selbst Ahne.

Petrus (lächelnd): Das ist ja richtig, freilich.

Graf (weiterlesend): Hält üppige Gelage. Ja, hätte ich mich bei meinem Vermögen von Heuschrecken nähren sollen? Man hat doch als Graf Stolz gesellschaftliche Verpflichtungen. (Liest wieder): Duelliert sich und verwundet seinen Gegner. Das war ein Gebot der Ehre! (Liest): Schwört, mit der Gräfin Laura Krasch — aber wie kann man denn nur Namen nennen, horrible! — keine intimen Beziehungen gehabt zu . . .

Petrus: Na, ich denk', das Sündenregister ist lang genug.

Graf: Als Aristokrat konnte ich nicht anders handeln.

Petrus (abgewendet): Ich sag's ja, mit die Herren hab' ich mein größtes Kreuz. (Zum Grafen:) Ja sehen Sie denn nicht ein, daß

Sie gegen die zehn Gebote verstoßen haben? Sie werden sich vielleicht noch erinnern: du sollst nicht töten, du sollst nicht begehren deines Nächsten . . .

Graf: Diese Formeln sind ja ganz vorzüglich, aber Sie sind doch nicht für den Grafen Stolz und seinesgleichen, das sind Volksgesetze.

Petrus: Volksgesetze! Nein, Herr Graf, die Gebote sind für alle Menschen die gleichen, ob adelig oder nichtadelig.

Graf: Sie sind Sozialist!

Petrus: Nein, aber Christ!

Graf: Zu Ihrer Beruhigung, der bin ich auch. Ich habe die Kirche regelmäßig besucht und ihre Feste mitgefeiert. Ich habe namhafte Summen für Kirchenbauten und Klöster gespendet, ich habe bei keinem Wohltätigkeitsfeste gefehlt, ich habe für mein Personal und meine Diener freigebigst gesorgt und war für die Armut nicht unzugänglich.

Petrus (auf- und abschreitend, verzweifelt): Aber ja, aber ja, die Geschichten kenne ich ja, sind immer die gleichen. (Auf Sepp losfahrend): Steh' nicht da, wie a Aufpasser, vertandl nicht deine Zeit, schau lieber, daß d' deine Straf' antrittst.

Sepp: Ich geh schon — aber nit zu weit. (Ab).

Petrus (gegen den Grafen): Aber der Himmel verlangt mehr. Er gibt sich nicht mit Standesvorurteilen und falschen Ehrbegriffen zufrieden. — Innerlichkeit will er!

Graf (stolz, sich zum Gehen wendend): Genug der Belehrungen! Wo habe ich mich hinzuwenden, um zu Meinesgleichen zu kommen?

Petrus: Herr Graf werden's wohl nicht so eilig haben — a Ewigkeit ist lang. (Begütigend): Schauen wir jetzt einmal nach, was auf der guten Seite steht.

Graf: Interessiert mich nicht.

Petrus (für sich): Wenn einem da das Heferl nit übergehen soll. Na, na, vergiß nit, Petrus, daß d' a Heiliger bist. (Tritt ans Buch und liest schnell): War ein treuer Diener seines Fürsten, rettete einem Kameraden in der Schlacht das Leben, (gegen den fortgehenden Grafen): so wartens doch noch a bisserl, Herr Graf! (Weiterlesend:) Bezahlt die Schulden seines Freundes, erlaubt einem alten Weib in seinen Forsten — —

Monika (erwachend): Träume ich noch? Das ist ja der gnädige Herr Graf, ich kenn' ihn ja, hab' ihn oft im Wagen gesehen. Euer Gnaden! (Kriecht auf ihn zu.)

Graf: Was will sie?

Monika: Die Händ küssen, Euer Gnaden, Sie waren ja der einzige Mensch, der was Gutes für mich tan hat. Dank, Euer Gnaden, tausendmal Dank. (Küßt kniend seine Hände.)

Graf: Für was dankt sie denn, ich kenne sie nicht, sie ist mir keinen Dank schuldig.

Petrus (dem Grafen auf die Schulter klopfend): Doch, Sie haben diesem armen Weibe das Sammeln von Holz und Beeren in Ihren Forsten gestattet.

Graf: Nun und was ist dran!

Petrus: Mehr als Sie glauben — der Himmel, Herr Graf.

Graf: Hängt das an so Geringem?

Petrus (auf das Buch weisend): Es braucht, wie Sie gehört haben, nicht viel um Vieles gutzumachen.

Graf (stürmisch): Dann aber lassen Sie mich wenigstens für die arme Frau sorgen — hier (durchsucht seine Taschen), hier, diese Goldrolle — wie? Wär's möglich — man hat mir mein Geld genommen!

Petrus: Sie hat Ihre Wohltat nimmer nötig, Herr Graf, die ist jetzt ebenso reich, wie Sie. Steh' auf, Monika (hilft ihr auf), brauchst ka Holz mehr zu sammeln und ka Beeren mehr zu brocken, höchstens noch Himmelsschlüsseln, wann's dich freut.

Monika: Is wahr, is wahr? — komm ich in Himmel? O, das dank ich gewiß nur Euer Gnaden, der mir schon so viel Gutes im Leben erwiesen hat.

Graf (erschüttert, abgewendet): Nein, mir nicht! — Wie wird mir so weh! — —

Petrus (die Himmelstür öffnend): So, jetzt ist's Türl offen!

Monika: Is möglich, die Ehr'! Zu gleicher Zeit mit dem gnädigen Herrn Grafen.

Graf (mit einer Handbewegung gegen die offene Tür zu Monika): Bitte . . .

Monika: Na, na — ich weiß schon, was sich gehört . . .

Graf: Bitte doch, die Damen haben den Vortritt. (Beide ab.)

Petrus (die Tür verschließend und sich niedersetzend): Weh' und weich is ihm ums Herz worden, dem stolzen Herrn. Daß den Leuten die Augen erst immer aufgeh'n, wenn sie's für immer schließen. So a armer Mensch kann eigentlich nit viel dafür, wie er ist. Entweder liegt's im Blut oder es ist anerzogen, das Schlechte wie's Gute. Ich wunder mich nur, daß ich wegen meiner Nachsicht noch kein' Verweis kriegt hab'; am End denkt der liebe Gott grad so wie ich. (Sepp tritt wieder vor.) Was, allweil bist noch da?!

Sepp: Ich kann mich nit entschließen, ich denk' immer noch, Sie werden mir in Ihrer Gutheit auch noch die hundert Jahr Fegfeuer nachseh'n.

Petrus: Wenn man einem a Brot schenkt, gleich will er a Butter drauf.

Sepp: Ich bitt', wo ist denn die Monika und der noble Herr hin, mit dem's so viel zu reden g'habt haben?

Petrus: Wo's hingehören — in den Himmel.

Sepp: So — —, also bin i der einzige schlechte Kerl von die drei?

Petrus: Wann du's nur einsiehst.

Sepp (aufblickend): Je, schaun's nur, Herr Petrus, was da kommt, so a lieb's Dirndl (6—7jähriges Mädchen kommt von links, singend „Schlaf, Kindchen" 2c., eine Puppe im Arm), das wird a schön's Engerl geben.

Petrus: Das Pupperl hat's aber bei dir gut.

Mädchen (vertraulich an Petrus und Sepp herantretend): Das ist mein Kinderl, heißt Elsa, schau was es für lange Haare hat und so kleine Schucherln.

Sepp: Das Pupperl ist freilich schön.

Mädchen: Hat mir das Christkinderl gebracht, weil ich so brav war.

Petrus (sich setzend, Sepp neben ihm): Wie heißt du denn, Mäderl?

Mädchen: Schönbauer Steffi, Rathausgasse Nr. 18, 2. Stock.

Sepp: Steffi, so a lieber Namen!

Petrus: Erinnert er dich an dein verliebten Erdenwandel, was? (Zu Steffi:) Und wohin willst denn, Steffi?

Mädchen: Ich geh mit der Elsa spazieren, ja; ich war so krank. Mutter hat so viel geweint und der Papa auch — ja, aber jetzt bin ich wieder gesund, ganz gesund (tanzt singend mit ihrer Puppe):

Tanze, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuh?
Laß mich nur immer tanzen,
Du gibst mir nichts dazu!

Petrus: Wie schön du singen kannst.

Mädchen: O, ich kann viele schöne Lieder. Die Mutter hat immer gesagt, die Steffi singt am allerschönsten, der Hans kann nicht so schön singen.

Sepp: Wer ist denn der Hans?

Mädchen: Das ist doch mein Bruder, der ist immer so schlimm, ja.

Petrus: Hast du ihn nicht gern?

Mädchen: Wenn er mit mir spielt, dann hab' ich ihn lieb, wenn er mich aber zwickt und stupft — dann hab' ich ihn nicht lieb.

Petrus: Das soll der Hans freilich nicht.

Mädchen: Schau, wenn ich so mach, macht die Puppe die Augen zu, und wenn ich so mach, wieder auf.

Sepp: Wirst uns nix vorsingen, Dirnderl?

Mädchen: Was soll ich singen: Guten Abend, gute Nacht?

Petrus: Komm zu mir, Steffi, und sing das Lied: Guten Abend, gute Nacht. (Nimmt sie auf den Schoß.)

Steffi: Aber die Puppe auch.

Petrus: Also sing.

Steffi (singt): „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlupf unter die Deck. (Petrus drückt das Kind an sich und streichelt es.) Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt — morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt."

Petrus: Das hast du schön gesungen.

Sepp: Brav Dirndl, brav!

Mädchen (auf Sepps Hut weisend): Schau, was der Mann auf dem Hut hat.

Sepp: Blümerln sind's von der Alm, willst's? Geh nimm's (reicht ihr sie) und sing noch ein Liedl, noch eins.

Mädchen: Soll ich singen: mein Steirerland?

Sepp: Was Dirndl, das kannst? Sing's, ich bitt schön.

Petrus: Weißt Steffi, das ist ein Steirer.

Mädchen (singt, Petrus brummt mit): „Die Berge hoch, an Erzen reich, mit weißen Kronen silbergleich, die Felsenbrust —" u. s. f.

Sepp (aufspringend): Aber — aber, ich hab's ja mit (wirft den Rucksack ab, holt diverses: Pfeife, Tabaksbeutel, und schließlich eine Zither hervor und begleitet den Gesang des Kindes, zum Schluß singt er seelenvergnügt und laut den Jodler mit).

Sepp: Gibt's was Schöneres als das Lied, als so an Jodler! — Ich merk's, ich bin nit weit vom Himmel. (Sich an Petrus anschmiegend): Guter, lieber, heiliger Petrus, gelt, du schickst mich nimmer fort.

Petrus (zum Mädchen): Soll ich den garstigen Mann wegschicken?

Mädchen: Das ist kein garstiger Mann (nimmt den Sepp um den Hals), den Mann hab' ich auch lieb.

Sepp (das Kind dem Petrus entreißend und in seinen Armen hochhaltend): Heiliger, guter Petrus, mach uns auf, das Dirndl gehört in Himmel, ich trags eini. (Petrus erhebt sich und öffnet die Tür. — Lichtfülle, Orgelklang.)

Petrus: Das Dirndl gehört hinein, das ist g'wiß. Aber du kommst gleich wieder zurück.

Sepp (überglücklich — das Kind fest an sich drückend): Na! Juch — juch, juch!!!

Wie wird's unseren Brüdern im fremden Land ergehen?

Zum Gedenktage des Allgemeinen deutschen Schulvereines.

An wetterschönen Sonnabenden, wenn die Werkswoche vorüber ist und das Fest der Geisteserhebung beginnt, finden sich die Leute gerne zusammen auf dem Rasenplatz bei der Linde in deutschen Städten. Die Alten sitzen auf der Rundbank, sehen den spielenden Kindern, den schäkernden Burschen und Mädchen, den in froher Ernsthaftigkeit sich ergehenden Männern und Frauen zu; so zieht in einem bunten und lieblichen Wandelpanorama ihre eigene Vergangenheit neuerdings zu zu ihnen herauf. Und wenn dann vom Turm die Abendglocke läutet, mit dem trautsamen Klang das Lied vom freien deutschen Vaterland singend, dann kommt es in die Herzen wie Heimatsandacht.

Aber mitten in diesem Abendfrieden des Städtchens sehe ich Männer und Greise ernsthaft vor sich hinschauen, und es schluchzen Frauen. Bis eine von ihnen die auf dem Schoße gefalteten Hände hebt, sich damit über das Gesicht fährt und einen tiefen Atemzug tut.

Fragt sie der vertraute Nachbar: „Woran denkst du, Elisabeth, daß du so schwer mußt seufzen?"

„Da wirst du nicht lange zu raten brauchen, Vater. An die Unsern habe ich gedacht. Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land!"

Denn ein Jahr vorher waren viele aus diesem Städtchen fortgezogen. Daheim fehlte der Erwerb, in fernen Ländern lockten Wohlstand und Glück, dort wollten sie hin und sich eine neue Heimat gründen. Auf diesem Lindenplatz sind wenige anwesend, die damals nicht einem Bruder, einer Schwester, einem Sohn, einem Vetter nachzuwinken hatten mit dem weißen, tränenfeuchten Tüchlein.

Seither waren allerhand Nachrichten heimgekommen, von schönen Ansiedlungen, gutem Erwerb, von Enttäuschungen und Heimweh, von Wohl- und Mißgeschick verschiedener Art. Nun, das ist wie überall auf der Welt. Das Bedenklichste war ein anderes, das in Briefen oft und öfter laut ward: Ihre Sprache verlernten sie unter fremden Völkern, ihre Sitten und Gewohnheiten müßten sie aufgeben, denn es fehle an Mitteln, um in Schulen, in Kirchen und im Leben die deutsche Art zu behaupten.

An das vor allem hat jene seufzende Frau gedacht. An dem Tage, als ihr Sohn in die Fremde zog, war ihr nicht zumute gewesen, als verliere sie dieses, ihr Kind. Aber als dann der Brief kam, sie hätten keine deutsche Schule, keine deutsche Kirche, keine deutschen Bücher, sie müßten die fremde Sprache lernen, da gab's ihr im Herzen einen Stich. Jetzt erst hatte sie ihr Kind verloren. Ihr Kind und ihre Kindeskinder.

Und wie diese Frau, so empfanden andere im Städtchen. Viele trugen es heimlich, mit schwerem Gewissen, denn sie hatten zur Auswanderung geraten, hatten anfangs mit den günstigen Erwerbsnachrichten der Ihrigen geprahlt. Manchen war bange, ohne daß sie wußten warum, und andere waren völlig betäubt, weil es so unerhört ist, daß ein Mensch seine Muttersprache in sich muß absterben lassen und eine fremde Zunge annehmen für sich und sein künftiges Geschlecht.

Jetzt aber, da das Wort gesprochen ist: „Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land! Bei fremden Völkern!“ Da widerhallt die Frage in allen Gemütern, da wird das bange Leid laut auf dem Lindenplatz. Die Schwalben um den Giebel singen auf einmal anders als gestern, und die Glocken auf dem Turm reden von den Ausgewanderten, deren deutsche Seele im fernen Lande sollte sterben müssen.

Da springt einer der Ältesten auf die Lindenbank — ganz jugendlich flink springt er hinauf — und ruft ein schallendes Wort über die Menge hin: „Heimatgenossen! Unsere Brüder unter fremden Völkern dürfen wir nicht verlassen. Ihr weltlich Gut, das sei ihre Sorge allein. Aber ihre deutsche Seele, die müssen wir ihnen helfen schützen und erhalten. Die Hauptsache daran, die Treue, die müssen sie selbst halten. Wir können nur für äußere Kräfte sorgen, und das soll geschehen. Ich rufe zu dieser Stunde die Wackersten unserer Stadt. Wir wollen morgen hinaustreten in den weiten Gau und das Volk aufrufen, daß es mithelfe, die Mittel spende, unsern Brüdern im Auslande das Ahnenerbe zu bewahren!“

Dieses Städtchen nun, es steht hundertmal im deutschen Land. Und wenige Wochen nachher rollt über die Grenzen, über die Ebenen, über die Alpen, über die Meere das Geldstück. In diesem prosaischen Wertzeichen hatten die Deutschen daheim ihre Dankbarkeit zu den Vorfahren, ihre Liebe zu den Nachkommen, ihre Treue zur Nation lebendig gemacht. Und in diesem Zeichen sind viel tausend Keime deutschen Lebens zu den Stammesgenossen ins Ausland gekommen. Ebenso gern wie dem groben Genuß und der Gemeinheit, dient das Geld hohen, idealen Zwecken. An vielen Orten der Welt, wo Deutsche beisammenwohnen, konnten nun deutsche Schulen und Kulturanstalten aller Art befestigt oder neu gegründet werden. Und dort, wo Deutsche in Gefahr sind, von ihrer Väter Scholle verdrängt zu werden, ergeben sich Mittel, wirtschaftlich und national wieder festen Fuß zu fassen und geistig zu erstarken.

Im vorigen Jahre haben die Deutschen in Österreich den fünfundzwanzigjährigen Bestand des deutschen Schulvereins damit gefeiert, daß sie durch Spenden im großen und kleinen eine Jubiläumssumme von 600.000 Kronen zusammenbrachten, die zur Kräftigung des deutschen Geistes und Sinnes in ihren national schwerbedrängten Gegenden ver-

wendet wird. Eine solche Feier lasse ich mir gefallen, statt klingender Phrasen klingende Münze und die übertragen in geistige und sittliche Werte. Es sieht ernst aus um die Deutschen in Österreich, aber noch ungleich trauriger sähe es aus, wenn im Laufe der Zeit nicht die zehn Millionen Kronen des deutschen Schulvereins an den umstrittensten Punkten Bollwerke errichtet hätten! — Und nun begeht im Norden der Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland den Gedenktag seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes. Das ist die deutsche Mutter, die bei allem Glück und Segen in deutscher Heimat kummervoll ihre Hände über der Brust faltet: Wie wird es meinen Kindern ergehen in der Fremde! Und das ist der deutsche Mann, der zur Wehr greift. Aber nicht zum Schwert, das etwa die nationalen Rechte fremder Völker verletzen wollte; vielmehr zur eigenen inneren Kräftigung durch deutsche Kultur und Geistesbildung. Die so mächtig erwachten Selbsterhaltungsbestrebungen fremder Nationen will der Deutsche nicht bekämpfen, er muß sie vielmehr ehren, sie sind ihm ein Vorbild, eben mit derselben Entschiedenheit auch für s e i n Volkstum, für s e i n e Scholle einzutreten. Was da die Natur entfaltet, nicht ein Vernichtungskampf soll es sein, sondern ein Wettstreit, und d a s Volk, das an geistiger Kultur und Gesittung das stärkste, für seine Stammeskinder das opferfähigste ist, wird Sieger bleiben.

Aber das ist noch die gelindere Seite der Frage, die prinzipielle. Viel weher tut die andere — die menschliche. Ihr mitten im lieben deutschen Land da draußen habt es nie erfahren, wie das ist, wenn man geglaubt, mit seinen Kindern auf deutscher Heimatsscholle fest für alle Zeit gesichert zu sein, und sachte, aber unaufhaltsam wie das Meer bei immer wachsender Flut rückt ein fremdes Volkstum näher und näher. An der Sprachgrenze fällt eine deutsche Ortschaft um die andere, die Städte halten noch stand, über das flache Land von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof greift's heran. Immer mehr fremde Laute hört man, immer mehr fremdsprachige Namen liest man auf den Hausschildern. Die behördlichen Verordnungen, seit Urvaters Zeiten deutsch, werden zweisprachig. Die Straßentafeln zweisprachig, die Ämter zweisprachig, die Postdrucksorten zweisprachig, die Lehranstalten zweisprachig. Damit ist aber die immer weiter und weiter ausgreifende fremdsprachige Bevölkerung nicht zufrieden, sie will Einsprachigkeit haben, ihre Sprache allein. Sie verlangt durchaus ihre einsprachigen Schulen, Kirchen, Ämter. Und schrecklich korrekt sagt der Staat: jedes Volk hat das Recht auf seine Sprache. Die Deutschen haben vorher den Fehler begangen, fremdsprachige Arbeiter und Dienstboten ins Land zu rufen, weil sie billiger und williger waren als die deutschen Arbeiter, die alle hoch hinaus wollen. Und derweilen sie hoch hinaus wollen, nisten sich im

Untergrund sachte die Fremden ein, klammern sich an die Scholle, die der Deutsche oft so leichtsinnig verläßt, sind arbeitsam und sparsam und — fruchtbar, und auf einmal sind sie im Land die Mehrzahl. Der Ursachen solchen Vordringens gibt es viele. Die Deutschen sind nicht ohne Schuld! Um so verzweifelter ist ihre Lage. Nun aber denkt euch einmal, wie einem deutschen Familienvater, der wohl auch tüchtig war und vielleicht unschuldig muß mitleiden, wie ihm zumute sein muß, wenn der deutsche Boden gleichsam unter seinen Füßen ihm weggezogen wird, wenn er sieht, wie seine Kinder und Kindeskinder aufgehen müssen in einem fremden Volk, das keinen Goethe und Schiller hat! — Auswandern? Zu Deutschen wandern? Ja, wenn das Heimatgefühl nicht doch noch stärker wäre als das Stammesgefühl! Auch die wirtschaftlichen Ketten zwingen ihn nieder auf seine Scholle, und das nationale Wesen hebt rasch an zu verkümmern. Von stumpfer Verzagtheit wird es gelähmt, aus praktischen Gründen wird es verleugnet, aus Unterrichtsmangel wird es vergessen — und so geht eine deutsche Familie um die andere unter im fremden Element. — Wie soll man da helfen?

Ist Geld die Hilfe? Ist mit Geld allein wirklich was getan? Geld ist Mist, sagt der Philosoph, und der Bauer fügt bei: durch Mist wächst die Frucht. Wer persönlich beispringen, moralisch aufrichten kann, der leistet freilich noch das bessere Teil. Aber auch das Geld, es gründet deutsche Wohnstätten, baut deutsche Schulhäuser, bildet deutsche Lehrer, unterstützt deutsche Studenten, schafft deutsche Bücher, bringt deutsches Leben. Und wie sehr stärkt solcher Beistand des Muttervolkes das Selbstvertrauen jener bedrohten Kinder! Wie sehr nährt eine solche Gemeinsamkeit hüben und drüben die Liebe zu dem großen Volk der Deutschen!

Ihr glücklichen Freunde im Reich! Greifet jetzt wieder einmal in euer Herz — und zwar in jene Kammer, wo der Geldsack ist.

Es gibt schreckliche Zeitläufte, da man für sein Volk Blut und Leben einsetzen muß. Wie froh sollten wir sein, nun auch mit milden Geldspenden, wenn ihrer nur recht viele sind, Erkleckliches leisten zu können. Wer in den Büchern des deutschen Schulvereins blättert, der wird sehen, wie erstaunlich viel er seit fünfundzwanzig Jahren geleistet hat. Viele Hunderte von Familien sind durch ihn dem deutschen Volk erhalten geblieben. Und wer die Zeit versteht und die Tatsachen beobachtet, der sieht, wie erstaunlich viel immer wieder geopfert, geleistet werden muß. Inmitten des furchtbaren Ringens aufstrebender Gegner, die nicht bloß das politische, mehr noch das kulturelle Deutschtum bedrohen, darf keiner von uns auch nur einen Tag lang sorglos leben, ohne für die heilige Sache der Nation etwas zu tun. Peter Rosegger.

Enrica von Handel-Mazetti.

Von Dr. Johann Ranftl. Graz.

II.

In jenem unterirdischen Zauberlande, das Paul Keller in seinem „letzten Märchen" gar anmutig schildert, erzählt jemand von den Schriftstellern der Menschenwelt: „Es sind wenig Schriftsteller bei uns, die ihr Buch jahrelang im Herzen tragen, die mit Fleiß, Treue und Beruf daran schaffen . . ." Als rühmliche Ausnahme hat auf jeden Fall Handel-Mazzetti zu gelten, die erst fünf Jahre nach dem „Meinrad" ihren zweiten großen Roman „Jesse und Maria"*) herausgab, der im verflossenen Jahre im Münchener „Hochland" erschien und gleich mit den ersten Kapiteln eine erregte Polemik hervorrief, wobei man sich nicht um künstlerische Fragen stritt, sondern um gewisse angeblich „antikatholische" und „unsittliche" Szenen in der Erzählung. Der nutzlose Streit hatte vielleicht das eine Verdienst, daß er dem Romane manchen Leser zuführte, der sonst ferngeblieben wäre. „Jesse und Maria" ist „Meinrads" jüngerer, kräftigerer Bruder und verleugnet nirgends die Familienähnlichkeit. Wieder ist es ein historischer Roman, der uns in die Zeit des Barock und der Perrücken zurückführt. Wieder sehen wir den Zusammenstoß entgegengesetzter Weltanschauungen und in diesem Kampf wird mit geistlichen und weltlichen Mitteln leidenschaftlich gekämpft. Der Schauplatz ist auch in „Jesse und Maria" Österreich, wie er es in der ersten Hälfte des „Meinrad" war. Nur tritt an die Stelle von Kremsmünster das sagenberühmte Pechlarn und seine Umgegend. Ein glänzend gezeichneter Held, der die anerkannte Kirche befehdet und für seine Überzeugung Verfolgung und Tod leidet, spielt in jedem der beiden Werke eine große Rolle. Überall begegnen uns grelle, gewaltsam erschütternde Szenen; jedesmal entfaltet sich das tragische Geschick der Menschen innerhalb eines „denkwürdigen Jahres" und die altertümlich gefärbte Darstellungsweise ist gleichfalls dort und hier ganz ähnlich verwertet. Es hätte schier etwas gefehlt, wenn das neue Buch nicht ebenso erregt umstritten würde, wie sein Vorgänger. Ich will es nun versuchen, den Eindruck des Donauromanes auf mich sine ira et studio zu schildern.

In dem Wallfahrtsbüchlein der allen Donaufahrern wohlbekannten, malerisch gelegenen Kirche Maria Taferl liest man die Überlieferung von der Entstehung dieses Gotteshauses. Im Jahre 1642 kaufte der fürstbischöflich Regensburgische Förster Alexander Schinagl, der seit sechs Jahren an schwerer Melancholey litt, beim Pechlarener Schulmeister und

*) Kösel. München und Kempten. 1906.

Bildschnitzer Franz Meuß ein Holzbild der schmerzhaften Gottesmutter. Er nahm es mit nach Hause und vermeinte hierauf in einer schlaflosen Nacht die Stimme zu hören: „Alexander, nimm dies Bild und trag' es in die Eiche zum Taferl hinauf, wenn du gesund werden willst." Am nächsten Morgen nahm Schinagl das Bild, trug es auf den Taferlberg und setzte es in die Nische des alten Eichenstammes. Von da an schwand sein böses Leiden. Die Sache wird bekannt und die Andacht zum Bilde immer größer und allgemeiner. Bald erzählt man auch von Wundern und Erscheinungen und Prozessionen wallen den Gnadenberg hinauf. Erst ersteht eine Kapelle, und später die große Wallfahrtskirche. Es heißt aber auch, daß sich schon in der ersten Zeit Widerspruch erhob, daß viele das Außerordentliche für Überspanntheit des leichtgläubigen Volkes ansahen und daß „Feinde Mariä" aufstanden, um der Wallfahrt entgegenzuarbeiten, daß jedoch „Gott ihre Werke vereitelt habe".

Solche und ähnliche Überlieferungen, die in der Gegend von Pechlarn und Maria-Taferl noch heute lebendig sind, bildeten den Keim, aus dem in der Phantasie der Dichterin der mächtige Baum einer tragisch erschütternden Romanhandlung erwuchs. Der Nachhall der österreichischen Gegenreformation ist darin noch deutlich genug vernehmbar. Handel-Mazzetti erzählt also in „Jesse und Maria" von einem jungen adeligen Protestanten Jesse Velderndorff, der auf dem Schlosse Krumnußbaum mit seinem Bruder Hans Adam haust und mit glühendem Eifer die Propaganda für seine protestantische Lehre unter dem katholischen Volke betreibt. Vor allem hat er es auf den braven, biederen Förster Schinagl abgesehen. Jesse weiß diesen auch freundlich und geschickt zu umgarnen, indem er ihm zunächst zu jedem Dienste gefällig ist. Dann schiebt er ihm Luthers Bibel in die Hand. Es gilt nur noch, die letzte und am tiefsten greifende Wurzel katholischen Wesens aus dem Herzen des einfachen Mannes zu reißen, nämlich die Liebe und Andacht zum Gnadenbilde auf dem Taferlberg. Mit immer tieferem Schmerze verfolgt Schinagls Weib, die ernstfromme Maria, die Irreführung ihres Mannes und sie sucht mit ganzer Herzenskraft Jesse abzuwehren, der wie ein prächtiges Raubtier immer näher und näher schleicht. Durch sein bestrickendes Wesen, durch geistige Überlegenheit und unritterliche Ausnützung von Schinagls Notlage glaubt sich der Velderndorffer schon am Ziele, als Maria ihre ganze opfermutige Kraft zur Gegenwehr sammelt, ihren Mann und ihr liebes Marienbild zu retten. Sie schafft mit größter Anstrengung das nötige Geld und ruft gegen den Feind ihres Glaubens eine Reformationskommission herbei. Vor dieser haben sich Jesse und alle der Ketzerei Verdächtigen zu verantworten. Alle Wankenden kehren leicht zu ihrem angestammten Glauben zurück, nur der Ritter Velderndorff und sein getreuer Landersperger, ein Schul-

lehrer aus Melk, erwidern alle Mahnungen der Kommissäre mit souveränem Stolz oder mit übermütigem Spott. Zwischen dem Kommissär Kohlweis, dem Abt von Lilienfeld und Jesse kommt es zu erregtem Wortwechsel. Als der Richter das unschuldige Weib und die Verwandten des Angeklagten bedroht, weiß dieser seinen jähen stolzen Mut nicht mehr zu meistern, sondern verwundet durch einen Pistolenschuß seinen Gegner am Gerichtstische. So wird Jesse kriminalistisch und zur Aburteilung nach St. Pölten gebracht, woselbst er sein Todesurteil und den Todesstreich empfängt. In der Seele von Jesses Feindin Maria geschieht aber mittlerweile ein Merkwürdiges. Früher sah sie in Jesse nur den Feind ihres Glaubens und ihres häuslichen Glückes, den höhnischen lutherischen „Bueben“. Jetzt aber, da seine Sonne sinkt und das Unheil eine unvorhergesehene Gestalt annimmt und unschuldige Menschen mithineingerissen werden, erwacht in Maria ein edles, menschliches Mitleid, eine opferwillige Barmherzigkeit und Liebe. Sie möchte Jesses Leben retten schon um seines jungen Weibes willen, des unschuldigen „Mäusls“, welches das erste Kind erwartet. Leider kann sie nur der armen Wöchnerin allein noch ihre Liebe bezeugen und dem Gefangenen die Nachricht in den Kerker bringen, daß sein Büblein gekommen und gesund sei. Dieser Liebesdienst aber, den Maria dem Weibe und Kinde Jesses erweist, versöhnt den gehässigen Lutheraner mit der Papistin. Ein Aufleuchten edelmenschlichen gegenseitigen Verstehens und eine heilige christliche Liebe und Barmherzigkeit verklärt die schaurigen Schlußszenen.

Wir stehen mitten im XVII. Jahrhundert, zehn Jahre nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, dessen trübes Sündflutgewässer eben im Verlaufen ist. Aber Deutschland ist noch schwach und gebrochen und Österreich bangt vor der beständigen Türkengefahr. Selbstsucht, Unentschlossenheit, Gleichgiltigkeit gegen Kaiser und Reich, ein beklagenswerter Mangel an Gemeinsinn verhindern die Reichstände an einem kräftigen Zusammenhalten. Von materiellem Wohlstand kann nach den langen Kriegswirren keine Rede sein. Und mit der äußeren Verarmung hielt der geistige und sittliche Niedergang gleichen Schritt. Mit den Wissenschaften stand es selbstredend nicht gut. Schale Vielwisserei und toter Buchstabendienst bilden ihre Signatur. Als Ausnahmen fallen etwa Johannes Arndt, Valentin Andreä und einige andere auf, die nach einem tieferen Christentum strebten. Rohe Verwilderung und stumpfe Gleichgiltigkeit beherrscht sonst zumeist die Gemüter. Prunk, Schwelgerei, wüste Üppigkeit, Nachäffung alles Fremdländischen waren auf vielen Schlössern des Adels zu Hause und dieses importierte à la mode-Wesen dringt bald auch in die Bürgerkreise der großen und kleinen Städte. Die Schriften von Grimmelshausen und Moscherosch und Logaus Sinngedichte führen uns die traurigen Bilder aus dem verwüsteten Deutsch-

land während und nach dem großen Kriege in drastischer Holzschnittmanier vor Augen. Moscherosch, der soviel von Greueln und Untaten berichtet, betont noch obendrein: „So greulich, als etliches lautet, so ist es doch nur obenhin erzählet; wann alle Umstände hätten beobachtet werden sollen, würden es die Anhörer nicht ohne Schauder haben vernehmen können.“

Nicht alle Schrecknisse und schlimmen Erscheinungen der Zeit zeigten sich im gleichen Maße in unseren österreichischen Landen. Allein recht fühlbar drangen die Wellenschläge der Unglücksjahre auch ins Donautal herein. Im Zeitbild, das wir in „Jesse und Maria“ schauen, weisen verschiedene Züge deutlich und treffend auf die Zeit von 1659. Ardtstätter mit der französischen Konkubine und der wüste Weinmaister stammen aus der vornehmen Welt von damals. Diese beiden sowie die adeligen Herren und Frauen, die Mitglieder der Reformationskommission, die predigenden Pastoren zeigen sich nicht bloß in ihrer Tracht, in ihrem zeremoniösen Wesen, mit dem sie durch die „more Italo“ dekorierten Barockzimmer spazieren, sondern auch in ihrem ganzen Denken und Reden, in ihren schwulstigen Tiraden und ihrer Sprachmengerei als Menschen, welche die Bildung des XVII. Jahrhunderts genossen haben. Durch viele kleine Einzelzüge, die geschickt in Rede und Handlung des Romans eingewoben sind, wird das altertümliche Kolorit gut und unauffällig verstärkt. Die Proben von Poesie, die uns in „Jesse und Maria“ öfters begegnen und die bei manchem Leser Unwillen erregen, müssen noch mit einem Worte gestreift werden. Das Hochzeitsfestspiel vom ägyptischen Josef, allerlei andere Fest- und Gelegenheitspoemata und manche drastische Derbheit in der Rede berühren den heutigen Geschmack allerdings unsanft. Aber diese Züge sind in einem ernsten, unverfälschten Kulturbilde des XVII. Jahrhunderts nicht zu umgehen, mag es uns lieb oder leid sein. Die meisten Leser haben vom erschrecklichen Tiefstand der Dichtung jener Tage kein greifbares Bild. Allein der mit jener Zeit näher Vertraute kennt die Leistungen der damaligen Gelegenheitspoeten und weiß, wie z. B. in den Hochzeitsgedichten oft genug Plattheit und Nüchternheit mit Roheit und Schmutz wetteifern und daß ein Zeitgenosse diese Machwerke mit Fug als „rechte Saudisteln“ benamsen durfte. Die üppige Alexandrinersprache, der gelehrte Götterkram, die schäferlichen Liebesphrasen gehören zum weiteren Inventar dieser Verse. Der Kenner des XVII. Jahrhunderts wird daher den Ton der poetischen Einlagen in Handel-Mazzettis Roman nur bescheiden, diskret und sehr gedämpft nennen dürfen. Ganz abgesehen davon, daß alles im künstlerischen Gesamtbau des Werkes seine berechtigte Stelle hat. Wenn also die nörgelnden Angriffe auf das „Rohe“ und „Unsittliche“ in „Jesse und Maria“ nur in der Unkenntnis des wirklichen

XVII. Jahrhunderts ihre Erklärung finden, so möge immerhin betont werden, daß der Roman keine Lektüre für die unreife Jugend ist, welcher übrigens auch das Verständnis für die Hauptprobleme mangeln würde.

Ist ein so intensiver religiöser Kampf, wie ihn die Dichterin schildert, in der öden Zeit von 1659 möglich? Ich glaube, daß die Geistesgeschichte jener Zeit für die innere Berechtigung desselben genügenden Anhalt gibt. Als freundliche Oase in der damaligen Literatur erfreut uns bekanntlich die geistliche Lyrik. Hier hören wir echte, reine Herzenstöne von katholischen und protestantischen Dichtern und Dichterinnen. Hier ist nicht gelehrte Künstelei das Vorherrschende, auch nicht die Poesie eines bestimmten Standes, sondern Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Frauen betätigen sich erfolgreich auf diesem Felde. Die Namen Paul Gerhardt, Simon Dach, Friedrich von Spee, Jakob Balde, Angelus Silesius sind jedem Literaturfreunde wohlbekannt und manches ihrer schlichten Lieder erfreut noch heute im Gesangbuche das religiöse Gemüt. Das merkwürdige Phänomen, daß gerade in dieser traurigen, wilden Zeit so innigfromme Seelenrufe vernehmbar werden, beweist, daß noch nicht alles in unserer Nation verwüstet, daß noch hüben und drüben im Volke ein geheimer Schatz tiefer Religiosität vorhanden war und daß die niederen Schichten des Volkes, die sich am Kirchenliede erbauten, vielfach treu an der altüberlieferten Sinnesart festhielten. Mochte man auch nationales Fühlen, vaterländischen Stolz, wissenschaftliches Streben und anderes Edle verlernt haben, die Religion war und blieb für manches schlichte und tiefe Gemüt eine „heilige Seelenlust“, eine tröstende, herzerwärmende Macht, nicht zuletzt für die Gemüter des niederen, teilweise noch weniger verdorbenen Volkes. Ich erinnere da nochmals an ein Wort von Moscherosch: „... bey unseren redlichen Bauersleuten allein sind verae antiquitatis veterisque simplicitatis rudera (Reste alter Einfalt und Biederkeit) unterweilen noch zu spüren.“ Wer sich diese Lage der geistigen Dinge vergegenwärtigt, wird die Dichterin von „Jesse und Maria“ im vollen Rechte finden, wenn sie gerade einen religiösen Konflikt zum Hauptnerv ihres Romans aus dem XVII. Jahrhundert macht und wenn sie das religiöse Fühlen des Volkes als eine gewaltige, wenn auch vielfach getrübte Macht erscheinen läßt. Ein feinentwickeltes religiöses Fühlen werden wir bei dem Volke nach dem dreißigjährigen Kriege schwerlich erwarten dürfen. Daß aber in den rohen Herzen der wankelmütigen beschränkten Masse die Liebe zum Marienkult noch wie ein freundliches Lichtlein brennt, ist ein schöner und richtiger poetischer Einfall. Im übrigen sind ja, wie wir hörten, die Keime der Romanhandlung, die Geschichte und Bedeutung des Gnadenbildes vom Taferl, die Anfeindungen der Andacht zu dem-

selben, auch die Konflikte zwischen den Katholiken und Protestanten teils historisch, teils durch die Überlieferungen der Pechlarener Gegend für den Dichter bereit gelegt. Das Schicksal der Hauptpersonen Jesse und Maria ist natürlich freie dichterische Gestaltung. Allein beides, Personen und Schicksale wachsen, wie von selbst aus dem alten Boden, als ob die Natur und nicht dichterische Kunst sie erzeugt hätte.

Fünf Jahre Arbeit forderte dieser historische Roman. Mit unermüdlichem Fleiße wurden alte Urkundenbücher, Städtechroniken, alte Bilder und Kupferstichwerke, die eine genaue Anschauung von den Orten, Trachten und Personen des XVII. Jahrhunderts vermitteln, durchsucht, und selbst ungedruckte Aktenstücke und Pfarregesten nicht unbeachtet gelassen. Hier lernte Handel-Mazzetti nicht nur die Kulturverhältnisse und ihre charakteristische Färbung, sondern auch die alte Sprache und den Dialekt der Bauern eingehend kennen, welch letzterer übrigens mit dem in der Donaugegend noch heute lebendigen im wesentlichen übereinstimmt. Mit solch intimem Anschlusse an die Traditionen einer heimischen Gegend dient „Jesse und Maria“ wohl auch den Idealen Richard von Kraliks, der seit Jahren die Dichter nachdrücklichst auf die kostbaren heimischen Überlieferungen mit Recht verweist. Dieser Roman ist so einerseits echte Heimatkunst, die tief in einem bestimmten Erdenwinkel wurzelt, und er ist doch wieder Kunst mit weitem geistigen Horizonte, da sich auf dem engen Schauplatz ein Jahrhunderte währender Streit der Religionen austobt. Daß ferner die gewissenhafte Dichterin, die seit Jahren ihre Sommermonate im schönen Maria-Taferl verlebt und dort jeden Weg und Steg kennt und liebt, über alle alten Details in Kirchen, Schlössern und Dörfern der Gegend und nicht minder in Krems und St. Pölten genauestens Bescheid weiß, braucht kaum gesagt zu werden. Der Leser merkt es auf jeder Seite ihres Romanes. Sie machte sich mit ihrer Phantasie und ihrem Empfinden unter den alten Pechlingern ebenso heimisch, wie sich seinerzeit Meister Scheffels Geist im St. Gallen des X. Jahrhunderts häuslich ansiedelte. Nach den zwei letzten Büchern Handel-Mazzettis scheint es nicht mehr zweifelhaft, daß ihr das Denken und Empfinden in alten Formen, das schöpferische Neubeseelen vergangener Kulturen geradezu angeboren, daß es für sie die natürliche Aussprache ihres dichterischen Wesens ist. Und damit ist bei ihr eine hohe Vorbedingung für den historischen Roman erfüllt.

In der Luft des XVII. Jahrhunderts, welche das ganze Buch erfüllt, entwickelt sich nun in einem Dreivierteljahr das tragische Ungewitter, das sich über dem schönen, bösen Helden Jesse und seinem Hause entladet und dessen Donnerschläge auch die Seele Marias bis auf den Grund erschüttern und läutern. In der Darstellung der Menschen und ihrer Schicksale zeigt sich erst die eigentliche hohe Kunst der Dichterin.

Klar und lichtvoll ist der Aufbau des Ganzen. Der Angelpunkt, um den sich der Konflikt dreht, ist das Marienbild vom Taferl. Jesse verfolgt es mit dem ganzen Ingrimm seines protestantischen Hasses, Maria verteidigt es mit der tiefsten Liebe der treuen Katholikin. Maria siegt, aber ein herrliches Menschenleben geht dabei zugrunde und die Seele der Siegerin leidet bei diesem Untergange endlose Qualen. Mit dieser Gegenüberstellung sind die Grundlinien der Komposition, die hier weit strengliniger durchgeführt ist als im „Meinrad", angedeutet. Eine mächtig große Summe von dichterischer Kunst ist aufgewendet, um das allmähliche Heranreifen des düsteren Geschickes in allen Phasen mit klarer, sicherer Anschaulichkeit vor unsere Phantasie hinzustellen, uns alles so eindringlich und wirksam sehen und miterleben zu lassen, daß wir nicht mehr die bedruckten Blätter vor Augen haben, sondern die Menschen selbst mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrem idyllischen Gekose und zärtlichem „Mz! Mz!" und ihren grimmigen Schmerzensschreien, mit ihrem dumpfen Zweifel und ihrer heißen Gebetsinbrunst. Wie reißt uns gleich die Exposition in das Werden der Ereignisse hinein, indem sie uns die Hauptpersonen, die Örtlichkeit, den keimenden Konflikt mit festen Strichen hinzeichnet. Das ahnende Gemüt fühlt dann das Gewitter näher und näher kommen, indem der scharfe Widerstreit der religiösen Mächte wächst und in der Mitte des Buches zum elementaren Sturme anschwillt. In den ausmalenden Nebenszenen, in den Gemütern der Hintergrundfiguren spiegeln sich stets die Hauptereignisse. Kontrastwirkungen im großen und kleinen beleben die Erzählung. Es begegnen uns allerdings auch Motive, die sonst zu den abgebrauchten gehören, wie die 100 Dukaten des Jesuitenrektors oder die Ausbeutung von Schinagls Notlage durch Jesse. Aber auch solche Dinge werden neu und voll kräftigen Lebens unter den Händen dieser Dichterin, die eben auch hier tiefer in die Seelen schaut und in anderer Sprache redet als der gewöhnliche Romanfabrikant. Mit großer Treffsicherheit ist — um nur auf ein Beispiel hinzuweisen — die Gerichtsszene durchgeführt. Allgemeine Stimmung und Vorbereitungen. Ängstliche Ahnung, religiöse Momente, Derbhumoristisches in richtiger Mischung. Vortreffliche Steigerung auf den Höhepunkt hin. Und ebenso fein der Ausklang der ungeheuren Tat bei allen Beteiligten, den das gespenstische Abendbild auf der Donau glücklich zusammenfaßt, während Marias innerer Zwiespalt auf das Kommende hinweist. Man könnte Szene für Szene analysieren und würde dabei erst des Zusammenwirkens des Einzelnen zum Ganzen vollständig inne werden. Manchmal wäre mir noch ein verdeutlichender Pinselstrich willkommen gewesen. So könnte Pfarrer Wolf uns mit ein paar Sätzen sagen, warum er nicht selbst die Kommission rief. Der lebhafte Hinweis auf den „neuen Kaiser" weist auf ein entscheidenderes Eingreifen von dessen Seite vorwärts, als es

in Wirklichkeit dann erfolgt. Und beim Abschluß des Ganzen wird man das Gefühl einer gewissen Disharmonie, das sich aus mancherlei Faktoren zusammensetzt, nicht los. Doch diese und ähnliche Einwendungen gegen einzelnes wollen angesichts des wirklich Geleisteten wenig besagen. Denn im ganzen wird jeder vorurteilslose Beurteiler bewundernd sehen, daß jede Handlung überzeugend aus dem Charakter der auftretenden Personen erwächst und daß sich umgekehrt die Charakterbilder leicht und natürlich aus dem Tun und Denken der Menschen herausformen.

Die Mißverständnisse mancher Beurteiler heften sich mit Vorliebe an die Charaktere des Romans. Der blonde Ritter mit den dämonischen Blitzaugen, mit dem leidenschaftlichen mutigen Eintreten für seine Überzeugung, dieser „schöne, stolze und lustige Herr" wurde ängstlichen Katholiken sehr zuwider, denn sie sahen in ihm nur eine ungebührliche Verherrlichung des Protestantismus. Allein sie lasen leider mit halbverbundenen Augen und hörten nicht Jesses lauten, anmaßenden Hohn, seine satyrmäßig kichernde Ironie, seinen schäumenden Fanatismus gegen die Marienverehrung, sie sahen nicht die unedle Ausnützung der Notlage des armen Schinagl. Welche künstlerischen Gründe die Dichterin bewogen, ihrem Jesse den rührend treuen Schildknappen Landersperger, den braven, aber unbedeutenden Bruder Hans Adam, den bescheidenen Leisetreter Fabricius und das „Mäusl", die zarte Liebes- und Sehnsuchtsblüte, an die Seite zu geben, darüber mögen sich die Hilflosen in den ästhetischen Analysen Goethescher und Shakespearescher Werke und in ähnlichen alten Büchern unterrichten. Besser ergeht es im allgemeinen Jesses Gegnerin Maria, die eine große Leistung in der Charakterzeichnung bedeutet. Diese tiefe, innige Frömmigkeit, durch die es oft wie eine übernatürliche Macht und Gnade hindurchschimmert, der naive religiöse Sinn, der sich gegen jeden noch so überlegenen Feind siegesgewiß erhebt, der kluge Frauensinn, der alles gleich „heraus hat", der überall instinktiv richtig ahnt und kombiniert, vor allem, wenn es sich um den geliebten Mann und um das teure Gnadenbild handelt, der mütterliche Sinn, der das tragische Geschick des Feindes und seines jungen Weibes so edel und menschlich mitleidet: dies alles ist selten schöner und mit mehr Liebe gezeichnet worden als hier. Mariens Gestalt erscheint um so anziehender, als auch ihre Fehler und Schwächen nicht verschwiegen sind und weil sie erst nach schweren Erfahrungen betend und opfernd das große Gebot der Liebe und Barmherzigkeit rein und voll erfaßt und dadurch die guten Keime im Herzen des Feindes zum Leben ruft. So gehen Jesse und Maria, jedes in seiner Weise, den Weg der Läuterung im Höchsten, in Religion und Liebe. Wie Jesse der interessante Mann eines bescheiden zurücktretenden Frauchens ist, so ist Marie das bedeutende Weib eines braven und biederen, aber doch unbedeutenderen Mannes.

An ihm wie am polternden Pfarrer Wolf von Pechlaren nahmen auch viele Anstoß, obwohl die sympathische Seite des letzteren schon im ersten Kapitel angedeutet und sein schönes Teil von Güte und Mitleid später so glänzend herausgearbeitet ist. Die mannigfaltigen Charakterköpfe von Pechlaren, Krems, St. Pölten, die edlen und pedantischen Mitglieder der Kommission sind mit wenigen, aber vieles sagenden Strichen hingeworfen. Daß an den Katholiken alles schwarz gemalt sei, kann nur ein Farbenblinder behaupten. Er muß außer Maria und dem idealen P. Maury auch die kleinen guten Leute wie den frommen Meuß, Aichensperger und Idolf Maurer, die brave Köchin Schmoll u. s. w. übersehen. Um den Ruhm jener Tendenzromane, wo die schablonenhafte, bequeme Antithese: „Katholische Engel“ — „lutherische Teufel“ oder umgekehrt herabgewerkelt wird, ist es Handel-Mazzetti kaum zu tun. Daß auch Ketzer und Atheisten mit Opfermut für ihre Überzeugung eintraten und selbst den Tod erlitten, ist eine Tatsache, die man nicht umgehen, sondern erklären soll. Und ich frage: ist es nicht auch im Roman für den Katholizismus ehrender, wenn das eine Mal („Meinrad“) Mac Endoll, ein dämonisch herrlicher Atheist, durch die schlichte, ehrliche Glaubens- und Liebeskraft des einfältigen Mönches innerlich überwältigt wird oder wenn wiederum in „Jesse und Maria“ die wundervoll hervorbrechende Liebe und Barmherzigkeit der einfachen katholischen Bäurin dem weit höher gebildeten Feind ihres Glaubens Achtung, menschliches Verständnis und Versöhnlichkeit mit sanfter Hand abnötigt? Ist diese Macht des demütig Kleinen uns nicht vom Evangelium her ein vertrauter Gedanke? „Guet seyn ist baß denn schön seyn“, lautet ein Leitspruch Mariens. Und so wird auch das ästhetisch unschöne Marienbild vom Taferl zum Symbol für den innersten Gedanken des Buches. Es geht darin ähnlich zu, wie beim roh und unbeholfen geschnitzten Wallfahrtsbilde, das für das ungläubige Ästhetenauge zunächst ein häßlicher Greuel ist und welches doch in tausend Gemütern gnadenreich die edelsten Regungen weckt und oft sogar den Feind und Spötter plötzlich mit seltsamen Ahnungen überrascht.

Eigenartig, so ganz von der Schablonen- und Klischeesprache der gewöhnlichen Romane abweichend, muten uns auch Sprache und Stil in „Jesse und Maria“ an. Ein kräftiger, alter Chronikenton schlägt überall durch und macht sich in den ersten Abschnitten, wo sich der Leser noch nicht an den fremdartigen Ton gewöhnt hat, vielleicht sogar etwas zu stark geltend. Die Sprache setzt sich aus dem von Fremdwörtern übersäten, eckigen, aber kräftigen Deutsch des XVII. Jahrhunderts und aus dem österreichischen Volksdialekt zu einer sehr gediegenen, klangvollen und farbenkräftigen Legierung zusammen, die aber erst aus dem starken Empfinden der Dichterin selbst ihr inneres Leben erhält. Mundartliche

Ausdrücke und Wendungen mit ihren vielfachen Färbungen durchsetzen Handel-Mazzettis Sprache, ähnlich wie etwa das Steirische Roseggers Romansprache. Wenn man auch nicht für jedes Wort einstehen mag, so freut man sich doch an der urwüchsigen Kraft und Frische des Ganzen. Bilder und Vergleiche sind mit natürlichem, richtigen Kunstgefühl aus der Zeit, aus der nächsten Umgebung der Sprechenden oder aus der Bibel und dem religiösen Gebiet entnommen. Auch eine erfreuliche Knappheit und Gedrungenheit der Darstellung sticht höchst vorteilhaft von der verwässernden Geschwätzigkeit so vieler Frauenromane ab. Der Beobachter stilistischer Eigentümlichkeit wird hier und im „Meinrad“ die immer bewegliche Sprachkunst anstaunen, mit welcher die Erzählerin selbst zwischen ihre Menschen tritt. Sie lebt auch hier ganz in ihnen, die sie bis in die letzten Falten kennt. Sie weiß mit ihren Zwischenbemerkungen leicht und geschickt die unausgesprochenen Gedanken und Empfindungen der Sprecher anzudeuten, den vorausgehenden oder kommenden Reden die richtige Nüance zu geben. Die Dichterin denkt uns gleichsam laut vor, was die anderen verschweigen, verschweigen müssen. Und so werden auch wir Leser beständige Zuschauer des ganzen Innenlebens. So verbinden sich Dialog und Erzählung zu einem lebendigen Strom, der die Seele des Lesers unwiderstehlich trägt. Dieser prägnante altertümliche Stil duldet nur kurze, keine breitausgemalten Naturbilder. Allein wie glutet es in Phantasie und Gemüt hinein, wenn es an richtiger Stelle heißt: „Im Osten zeigte sich schon ein Blutstreifen“ oder: „Der Himmel glühte wie Feuer und Blut“. Und diese gedrungene, vollgehaltige Sprachweise gehorcht stets willig ihrer Herrin, sei es, daß sie ein kräftiges Genrebild aus dem Straßen- und Wirtshausleben in derben Strichen entwirft, sei es, daß sie den ironisch kichernden Zorn des schönen Jesse oder das fromme Seelenglühen Marias malt, sei es, daß sie ein leises Lächeln oder Trauern der Seele erraten läßt. — —

Als drüben in Spanien P. Louis Colomas berühmter Roman „Lappalien“ erschien, befaßte sich die lebhaft erregte Kritik in seiner Heimat weniger damit, das Kunstwerk in seinem Ernst, in seiner Tiefe und persönlichen Kraft zu erfassen, sondern man rechnete demselben alle kleinen Ungenauigkeiten und nebensächlichen Irrtümer fleißig nach, ja man fahndete nach unrichtigen Assonanzen, Kakophonien und doppelsinnigen Ausdrücken. Fast ebenso „spanisch“ benimmt sich ein Teil unserer deutschen Kritik „Jesse und Maria“ gegenüber. Ein unerfreulicher Zeitungskampf um das Buch — das nur versöhnen möchte! — hat bis heute nicht aufgehört. Manche Kritiker, die sich mit Leidenschaft an das Einzelne ohne Rücksicht auf das Ganze heften, die zuweilen mit einem blinden Heroismus dreingehen, der selbst den Fluch der Lächerlichkeit nicht fürchtet, machen einem öfters die Finger kribbeln, daß man nach der Feder

fahren und ein kräftiges Wörtlein sagen möchte. Allein ich lasse hier gerne jede Polemik beiseite und gebe dem Leser nur ein paar Wünsche oder Ratschläge mit auf den Weg zu Handel-Mazzettis Romanen. Vor allem wünsche ich dem „Meinrad" sowie „Jesse und Maria" langsame, aufmerksame Leser. Diese finden ohne Kritik und Polemik den richtigen Weg zum Verständnis. Jene „philologischen" Leser sollen es sein, die sich Nietzsche für seine „Morgenröte" ersehnte. „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, bei Seite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden — als eine Goldschmiedekunst und -Kennerschaft des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit ist sie heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der ‚Arbeit', will sagen der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich ‚fertig werden' will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heißt: langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen ... Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommene Leser und Philologen: lernt mich gut lesen! —" Ein solcher langsamer und umsichtiger Leser merkt auch ohne tendenziöse Wegweiser und Warnungstafeln, welchen Zielen Handel-Mazzetti mit ihrem Dichten dient. Wohl nur jenem edlen, großen Ziele vor allem, das im Motto des „Meinrad" ausgesprochen ist: „Magna res est amor." Es liegt nicht in ihrem Wesen, gleich den Israeliten beim Tempelbau in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert zu führen. Sie will mit beiden Händen bauen und nur positiv schaffend Gewalt über die Herzen bekommen. Solche positive Geister tun unserer negativen, hyperkritischen Zeit besonders not. „Mehr Aufbauen und weniger Einreißen! Im Kampfe mehr auf die Stärkung der eigenen Position als auf die Schwächung des Feindes sehen! Das Licht des Gegners nicht auslöschen, sondern überstrahlen u. s. w." ruft einmal R. von Kralik aus. Und je länger man sich im Leben umsieht und bei geistiger Arbeit mittut, um so besser begreift man diese Wahrheit. Das Herz der ganzen Dichtung Handel-Mazzettis ist jene große, reine, christliche Liebe, von der St. Paulus in so hinreißenden Worten spricht. Der Leitspruch des „Meinrad" könnte recht gut über ihrem ganzen Schaffen stehen. Ob ein Schulmädchen aus christlicher Liebe „kleine Opfer" bringt, ob ein Sozialist für seinen sterbenden Liebling, für das „Engerl" den Priester holt und dabei sein Leben einbüßt und Gott findet: immer bildet dieselbe heilige Liebeskraft den tieferen ethischen Lebensgrund für die Dichtung. Dieselbe Liebe siegt in „Nicht umsonst", im „Meinrad", in

„Fahrlässig getötet", in „Jesse und Maria". Der Mangel derselben führt den „Verräter" zu seinem tragischen Ende. Aus dem Glauben an die Macht dieser erhabenen Liebe stammt der ruhig heitere Blick, mit dem die Dichterin auch für das Düsterste und Grausige noch einen versöhnenden Lichtstrahl findet. Dieses sichere, liebende Vertrauen weiß nichts von jener Verdrossenheit, die wie ein giftiger Mehltau auf weiten Strecken moderner Dichtung liegt. Mögen der anklagende Haß und Pessimismus manchmal Großes in Satire und Verneinung wirken, Größeres und Herrlicheres schafft der auf Gott und Menschen vertrauende, zu Taten und Arbeit fortreißende Optimismus.

So sind wir!

Zwar überschrieb er sein Buch dreist: „So seid ihr!" aber so nehmen wir's nicht an. Wenn er nicht auch einer von denen ist, dann kennt er uns zu wenig, um dreinreden zu dürfen. Aber er kennt uns recht gut, und wie anders, als durch sich selber? Der Leser wiederum weiß aus sich selber, wie richtig der Mann auch die andern einschätzt.

Ich spreche von dem Buche: „So seid Ihr!" Aphorismen von Otto Weiß. Mit einem Vorworte von Georg Brandes. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1906. Diese Aphorismen in Mehrzahl verdienen, daß man von ihnen das Allerbeste sage — sie sind konzentrierte Lebensphilosophie. An rechter Stelle hat jeder dieser Aussprüche recht, auch solche, bei denen der Leser unwillig ruft: Das ist nicht wahr! Es ist wohl doch wahr, wenn auch nicht immer an dem Leser, so doch anderswo, an anderswem. Deshalb braucht man nicht gleich pessimistisch zu werden. Mancher der Sprüche auch ist liebenswürdig, ist nutzbar zu machen. Möchte deshalb dem Leser raten, manche der feinen Rutenhiebe für sich selbst in Empfang zu nehmen, er braucht ja nicht so laut „auweh!" zu schreien, daß die Nachbarn es hören. Die bekommen schon auch ihr Teil ab. Das ist ergötzlich. Doch zur Ergötzung allein jagt kein Satiriker die Fehler der Menschen auf der Gasse herum. Das wäre mir eine schlechte Unterhaltung. Es wird wohl eine tiefere Absicht vorhanden sein. Lassen wir den lustigen Moralisten einmal selbst vor. Und wem das Rütlein hier zu dünn gebunden ist, der möge zum dickeren greifen, zum Buche selbst.

Ein Pessimist: „Der Mensch hüte sich vor trüben Stimmungen, denn wenn die über ihn kommen — dann erscheint ihm die Welt so wie sie ist." — Das Glück macht viel mehr Leute hochmütig als glücklich. — „Das war vorauszusehen!" sagt so mancher, wenn das Gegenteil von dem eintrifft, was er prophezeit hat. — Schon

manch idealer Schwärmer wurde ernüchtert – dadurch, daß man ihm zumutete, für die Verwirklichung seiner Ideen Geld auszugeben. — Diesem und jenem wird es übel genommen, daß er nicht so dumm ist, als er scheint. — Nichts fällt dem Illusionsmenschen schwerer, als sich in seine eigne Lage hineinzuversetzen. — So viele schätzen die Menge gering, ohne zu ahnen, daß sie ihr angehören! — Gewisse Eltern können's ihrem Kind nie verzeihen, daß es illegitim zur Welt kam. — Es hat noch keiner die Reise durchs Leben fahrplanmäßig gemacht! — Verhandlungen scheitern zuweilen daran, daß einer der Beteiligten plötzlich von der Hauptsache zu sprechen beginnt. — Viele Professoren meinen allen Ernstes, der Mensch werde dadurch humaner und klüger, daß er lateinische Worte und Regeln auswendig lernt. — Bedauere nie, etwas getan zu haben; bedauere lieber, daß du's nächstens wieder tun wirst! — Religiöser Fanatismus schwächt zwar den Geist – verhärtet aber das Herz. — Die Stiche der Neidischen nie gefühlt zu haben, das muß schmerzlich sein! — Manche Patienten fühlen so viel Dankbarkeit gegen ihren Arzt, daß sie nicht einsehen, warum sie ihn auch noch bezahlen sollten. — Um knapp zu schreiben, muß man über viele Worte verfügen. — Der Schüler bekommt oft die Strafe, die sein Lehrer verdient. — Eher gibt eine ältere Frau noch zu, daß sie schön war, als daß sie's nicht mehr ist. — Es gibt kühne Sportsleute, denen das Leben andrer ebenso wertlos erscheint, als das ihrige tatsächlich ist. — Wie viel studiert und gelesen wird: 's ist eine Freude! Wie wenig gedacht und gewußt wird: 's ist ein Jammer! — Ich wollte, die Völker hätten nur halb so viel Verstand, wie ihre Sprichwörter! — Männer und Frauen gibt's – so sinnestoll, daß sie keiner Liebe fähig sind. — Je unverdorbener ein Mädchen, desto lieber möchte es Mutter werden. — Schon mancher nahm sich das Leben, weil er diejenige nicht erlangen konnte, der er ein Jahr später untreu geworden wäre. — Das einzige Unglück mancher Menschen ist – daß sie nicht wissen, wie glücklich sie sind. — Ausspruch vieler, die ins praktische Leben treten: „Die Schulzeit ist vorüber; nun heißt's lernen!" — Eine Frau klagte: „'s ist schwer, sich mit einem Gatten zu vertragen, der nie zanken will!" — Der Geizige braucht viel Geld, um mit wirklichem Genuß den Genüssen des Lebens zu entsagen. — Mancher bekennt seine Fehler so freimütig – man merkt, er hat nicht die mindeste Absicht, sie abzulegen! — Wenn mehrere Geistvolle beisammen sind, da fühlt schon ein gewöhnlicher Mensch sich unbehaglich – nun erst ein geistvoller! — Allgemein beliebt ist der Versuch, einen kleinen Mißgriff durch einen größeren gutzumachen. — Aus einem Gespräch: „Es ist so, wie ich dir sage. Die Frau seines Freundes, der ihm schon die wesentlichsten Dienste geleistet, hat er zu Fall gebracht." – „Hat

er das wirklich getan? Dann ist er ja ein Schuft.“ – „Urteile nicht vorschnell. Er ist durchaus kein Schuft; denn er hat seinen Freund nicht bloß unglücklich gemacht, er hat ihn auch nachher im Duell erschossen.“ – „Ach so, – dann ist er ja ein Ehrenmann!“ — ’s ist durchaus kein Fehler, wenn die Poesie poetisch, die Malerei malerisch und die Musik musikalisch ist. — Die Originalität liegt weniger in der Richtung als in der Persönlichkeit. — Ein Kunstwerk soll mit mehr Anstrengung geschaffen als genossen werden. — Mehr Männer, als man glaubt, haben ein zartes Schamgefühl: nur schämen sie sich, es vor Frauen zu zeigen. — Große Heiterkeit erregt mancher Witz dadurch, daß ihm die Pointe fehlt. — Wir alle wünschen uns ein langes Leben, in dem die Zeit rasch dahineilt! — Wodurch man sich sehr unbeliebt machen kann: wenn man oft recht hat. — Die ärgste Sklaverei wäre wohl die: wenn jeder die Freiheit hätte, zu tun, was ihm beliebt. — Kopfschüttelnd sagte ein Zeitungsleser: „’s ist merkwürdig, wie oft wir am Vorabend großer Ereignisse stehen, die nie stattfinden.“ — Ein Coiffeur hat es gesagt: „Eine schöne Frisur verleiht dem Frauenkopf oft größeren Wert, als alle Gedanken, die darin sind.“ — Wichtigste pädagogische Frage: „Wie erzieht man die Kinder so, daß sie ihren Eltern nicht zu sehr gleichen?“ — „Wenn mir nichts einfällt,“ so äußerte ein Komponist, „dann instrumentiere ich’s brillant, und das Meisterwerk ist fertig!“ — Wie drollig das ist: wenn bei gewissen wohltätigen Sammlungen eine Menge Leute zu freiwilligen Beiträgen gezwungen werden! — Mag einer noch so ärgerlich über sich selbst sein – zu Tätlichkeiten kommt’s doch nicht. — Was den Kampf gegen Korruption erschwert: es zetern so viel Korrupte gegen sie. — Man wirft gewissen Leuten vor, sie beteiligten sich an öffentlichen Sammlungen nur, um in der Zeitung genannt zu werden. Nun, ich wollte, jeder, der spenden kann, besäße diese Eitelkeit. Übrigens erheben solchen Vorwurf nur jene Begüterten, die ganz im stillen nichts hergeben. — Die Medizin ist eine große, weitverzweigte Wissenschaft. Ein kleiner Teil davon heißt: die Heilkunst. — Fachmännischer Ausspruch: „Um Prinzipien zu haben, dazu braucht eine Zeitung vor allem – Inserate.“ — Wehe dem Land, das einen unersetzlichen Staatsmann besitzt! — Pedanterie ist: Gründlichkeit im Unwesentlichen, Oberflächlichkeit im Wesentlichen. — Gewöhnlich ist der Dekadente auf seine Entartung so stolz, daß er all jene gering schätzt, deren Geist, Geschmack und Moral gesund ist. — Theaterdirektoren gehen manchmal in ihrer Rachsucht gegen strenge Kritiker so weit – daß sie deren Stücke aufführen. — Gereiftere Menschen begehen keine Dummheit, ohne sie vorher genau überlegt zu haben. — Gewisse Politiker halten lebenslänglich an Grundsätzen fest, die sie nie besaßen. — Witwe X. fühlt sich doppelt unglücklich: denn sie verlor nicht nur ihren

Mann – sie verlor ihn auch zu spät. — Wie gern wär man oft feige! – doch fehlt einem der Mut dazu! — Nur mit den größten Geldopfern gelingt es diesem und jenem Vater, aus seinem Sohn einen Taugenichts zu machen. — Wer sich alles merkt, was er je gelernt, ist ein Schwachkopf. — Schon mancher beging, um seinen guten Namen zu retten, eine große Gemeinheit. — In jedem Parlament sitzen Leute, die davon überzeugt sind: „Das beste Gesetz ist jenes, das die Starken stärkt und die Schwachen schwächt.“ — Zu den herbsten Enttäuschungen des Lebens zählen oft – die erfüllten Wünsche! — Ich kenne Leute, die in ihrer Familie europäische Berühmtheiten sind. — Was manche Regierungen so unwirsch macht: daß das Volk sich in seine eignen Angelegenheiten mengt. — Wer sich nicht duelliert, ist ehrlos; das ist klar. Das Gesetz aber fordert, daß wir ehrlos seien; das ist auch klar. Warum aber beides klar ist, das ist unklar. — Manche Mutter nimmts ihren erwachsenen Töchtern übel, daß diese jünger sind als sie. — Schon mancher hat so wahr gesprochen – daß er Abbitte leisten mußte. — Man wirft den Kranken oft Egoismus vor. Mit Verlaub: ist denn der Egoismus ein Vorrecht der Gesunden? — Was vielen Kritikern fehlt: ein Kritiker.

Dichter und Kinderfreund.

Zu Wilhelm Fischers 60. Geburtstage.

Von Thomas Arbeiter.

Echte, ursprüngliche, frische, frohe Kindlichkeit — und es gibt Gott sei Dank noch eine solche — trotz allen neuzeitlichen Bildungsgötzendienstes — erscheint jedem edeldenkenden und feinfühlenden Herzen allzeit als eine der schönsten, holdesten und am höchsten zu schätzende Blüte am lebend grünen Baume der Menschheit, und des innigsten Dankes darf jeder schaffende Geist gewiß sein, der in Farbe, Gestaltung, Ton oder Wort, den Weihedienst des Schönen dem Paradiese des Lebens, der holden Kindheit, widmet.

Ein solcher Gottbegnadeter, der wie so viele unserer deutschen Denker und Dichter die schönsten Früchte seines Geistes und Herzens der Kinderwelt weihte, ist Wilhelm Fischer in Graz, dessen 60. Geburtstag wir mit diesem neuen Frühlinge begrüßen. Möge es Berufeneren anheimgestellt sein, auch bei diesem Anlasse des Dichters Wilhelm Fischer schon so vielfach und weithin in deutschen Landen anerkanntes Schaffen neuerdings gebührend zu preisen — dem Jugenderzieher aber sei es vergönnt, dem warmherzigen Kinderfreunde Wilhelm Fischer ein bescheidenes Dankesblümchen zu dessen 60. Wiegenfeste

zu weihen, wie er ihm schon als dem „Dichter von Altgraz“ seinen Ehrenzoll der Heimatliebe entrichten konnte.

Wilhelm Fischer ist am 18. April 1846 in dem Städtchen Czakathurn auf der Murinsel geboren. Gewiß war seine Jugend eine ebenso innerlich glückliche, wie die Robert Hamerlings, Peter Roseggers und der meisten der geistigen Lieblinge unseres Volkes. Ja, innerlich glücklich, trotz oder vielmehr gerade wegen aller anscheinend äußeren engbegrenzten Abgeschlossenheit, die früh schon Geist und Herz vor müßig-oberflächlicher Zerstreuung und Zerfahrenheit bewahrte, sie dafür aber zu tieferer Sammlung, genauerer Beobachtung, herzlich-innigerer Anteilnahme für die nächste Umgebung, und so zu langsamer aber naturgemäß-gesunder Ausreifung aller Kräfte führte.

Wenn der Gießbach, kaum aus dem Wolkenschoße geboren, schon in ungestüm-toller Hast zu Tal stürzt, um dort nur zu früh schon oft verderblich, stets freudlos und ungenützt im heißen Sonnenstrahle zu versiegen, so ist es dem stillen Waldquell beschieden, verborgen in der Erde Grund stetig seine Kräfte zu sammeln, an des Berges Schwelle als munteres Bächlein zutage zu treten und ruhigen Laufes durch Flur und Au weithin seinen Weg zu nehmen, alle segnend, allgesegnet. Möchte doch dieses herrliche Bild und Gleichnis Altmeister Rückerts endlich wieder mehr Beachtung und Wertschätzung finden bei allen berufenen und unberufenen Erziehern unserer Tage, die schon die Kinderwelt nicht früh genug in all den Wirrwar und Taumel der Zeit glauben hineinzerren zu sollen. Gewiß aber bereitet nur eine in friedvoll-einfachem, naturgemäßem Geleise sich bewegende Kindheit das künftige, an Leib und Seele gesunde, zielbewußt vorwärts strebende, rüstig schaffende Geschlecht der Erwachsenen!

Wilhelm Fischer hat die alle seine Werke durchleuchtende frische, frohe Jugendlichkeit sicher zumeist seiner still und beschaulich verlebten, doch nicht verträumten Kindheit zu danken. Diese gab ihm mit ihrem lachenden Frohsinn in ihrer tiefen, seelischen Innigkeit das freundlich-holde, sichere Geleite durch die Jahre seiner Universitätsstudienzeit in Graz und blieb ihm als treuer Genius durch die mehr als drei Jahrzehnte seines dichterischen Schaffens in unserer lieben Murstadt zur Seite, die ihm, wie so vielen anderen aus der Ferne hier angesiedelten, schaffenden Geistern bald zur neuen lieben Heimat geworden war.

Die eigene still-frohe Kinderzeit bewahrte ihm zeitlebens noch in der Abgeklärtheit der reiferen Mannesjahre die innige Herzensfreude und den ungetrübten Glauben für alles Hohe und Edle, und ließ ihn den geistigen Blick offen für die Äußerungen desselben auch in den unscheinbaren Erscheinungen des Alltagslebens seiner nächsten Umgebung. Fernab vom Getriebe des Tages, still für sich den Wissenschaften und

den Musen lebend, baute er sich in seinem Innern selbst einen frohen Tempel zum Dienste für die höchsten Gedanken des Wahren, Schönen und Guten. Was ihm an beseligenden Anregungen und tiefsinnigen Betrachtungen aus den Lehren des Christentumes, der Weltweisen aller Zeiten und Völker, der herrlichen Gotteswelt und guter, fröhlicher Menschen — ganz besonders der lieben Kinder — erwuchs, das strömt in reicher Fülle als sonnenlichter Widerschein in seine Werke und strahlt aus ihnen wieder hell und freudig, tiefsinnig und sinnig den Lesern ins Herz.

Ja, die Kinder in Wilhelm Fischers Werken! Gottlob, daß es noch solche Kinder gibt, wie sie der Dichter uns schildert! Bunte, fröhlich-gaukelnde Schmetterlinge, denen noch nicht der rauhe Sturm des Lebens oder die täppisch-rohe Hand der After-Kultur-Erziehung den schillernden Staub von den Flügeln der Seele gestreift und sie frühzeitig leiblich und geistig fluglahm und siech gemacht hat. Noch nicht ausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld, der anspruchslosen Zufriedenheit und der reinen Herzensfreude, tummeln sie sich frisch, fromm, froh und frei in den Gärten, Wäldchen und Wiesen, in Berg und Tal herum voll jugendlichem Übermut und Schalkhaftigkeit, aber auch voll naiver Lust an der Schönheit der Natur, voll urwüchsigen, phantasiedurchglühten Forschungstriebes und inniger Herzensfrömmigkeit. Noch nicht durch die unselige, friedlose Überhast der Zeit frühzeitig alt gemacht, um nur zu bald zu Kindisch-Alten herangewachsen zu sein, zeigen sie noch alle die schöneren Regungen unverdorbenen jugendlichen Denkens und Fühlens, für welche Fischer ein ebenso tiefblickendes Auge, wie eine lebenswarme Wiedergabe hat. So weiß er uns alle die freundlichen Äußerungen des Kindeslebens mit meisterlich innerer Treue, wo es angeht, ihrer oft roheren Zeitauswüchse entkleidet, zu schildern. Wo es aber die Lebenswahrheit erheischt, da eben nichts in der Welt immer nur voll eitel Sonnenscheins ist und auch die lieben Kinder oft nichts weniger als holde Englein sind — da läßt uns Fischer auch die dunkleren Schatten durch die rosigen Brillen seines schalkhaften Humors oder im versöhnenden Lichte des reinsten Mitleides erscheinen. Auch in der Schilderung der Kinderwelt ist Fischer Verist in des Wortes bester Bedeutung, und zwar nicht nur der inneren sachlichen Wahrheit nach, sondern auch in der sprachlichen Darstellung des kindlichen Ausdruckes in seiner natürlichen Einfalt und dabei oft witzig-scharfsinnigen Schlagfertigkeit.

Alle Werke Wilhelm Fischers durchweht der hohe sittlich-reine Hauch einer unverdorbenen Kinderseele voll innerer Glückseligkeit und seligen Gottesfriedens. Auch ihm erklang des Heilands göttlich-erhabenes, verheißungs- und liebevolles Segenswort: „Lasset die Kinder zu mir

kommen und wehret ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich!" Ja ein heiterer Himmel strahlt uns aus seinen Liedern und Romanzen (1884) entgegen. Der Erde froher Jugendzeit, dem holden Frühlinge tönen seine innigsten Gesänge, voll Lerchenjubel und Maienlust schallt es darin: „Der Winter ist vorbei" und: „Es kam die Sonn in Treuen nun wieder uns zurück." Die Wunderblume des goldenen Märchenzaubers ist „die Christnachtsblume" in des Dichters eigener Brust und ihm selber gilt seines Liedes Wort: „Die blaue Blume blühte — und wie sie licht erschloß — den Kelch, durch sein Gemüte — ein holder Friede floß." — Berg und Tal und Wald und Welle beleben sich dem Dichter mit den holden und hehren Lichtgestalten deutschen Sagens und Singens aus frohem Kindermunde, nicht zu eitler Lust allein, sondern zu tiefsinnig-ernster Lehre, und so klingt es bedeutsam aus seinem Liede, „Der goldene Saal": „Doch wer die Höhe hat einmal — mit reinem Aug' erblickt — den traf ins Herz ein Himmelsstrahl — kein Erdenleid ihn drückt". — Süß und lieblich tönt es aus dem treuen Muttermunde in seinem Wiegenliede: „Englein steigen auf und nieder — schlaf, Kindlein, schlaf!"

Die Überzahl der herzensfrohen Lieder Fischers erwecken in ihrer schlichten Einfachheit und Gemütstiefe den innigen Wunsch, daß dem Worte die gleichgestimmte Singweise sich geselle, damit sie so erst recht eine Quelle edelsten Genusses für Jung und Alt würden. Wie in allen Dichtungen Fischers erwächst auch in seinen Liedern aus dem frohen Jugendsinne die tatkräftige, schaffensfrohe Männlichkeit. Dieser sind die schönsten Blüten in seinen „Vermischten Gedichten" geweiht, von denen hier nur erwähnt seien: „Lied der Idealisten", „Unglimpf", „Lichtboten", „Heil'ge Stärke", „Der Genius der Entbehrung", „Arbeit", „Verjüngung", „Nun dien' der Heiterkeit, Gesell!", „Hinüber" u. a. m., die alle eine Fülle wahrer und fruchtbringender Erzieherweisheit bieten.

„Anakreon", ein Frühlingsidyll (1883), leitet der Dichter mit den Worten ein: „Wie zu der Kindheit heiter lichten Stunden — kehr' ich zu dir, o Griechenland, zurück!" und sein farbenreiches Menschheits-Epos „Atlantis" (1880) lauscht er der Muse ab „Zu ihren Füßen — so wie ein Kind der Mutter lauscht — in Sommerabends Dämmerstund'". — Fischers zumeist märchenhaft-didaktische Erzählungen aus der Vergangenheit: „Unter altem Himmel" (1891), deren eine von der „Rebenbäckerin" in unserer lieben Grazer Stadt spielt, sind ihrem Inhalte nach wohl nur für große Kinder geschrieben, in ihrer Form aber bieten sie ein treffliches Muster des echten Deutschen: „Es war einmal", wie es unsere Kleinen seit je so gerne vernehmen.

Eine Reihe der freundlichsten Kindergestalten führen uns aber seine weithin bekannten „Grazer Novellen" (1898) vor, voran im „Frauen-

dienst" Rudi, des Stadecker Burgherrn blondhaariges fürwitziges Knäblein, ein frischerer Geselle zu Ritter Götzens verhätschelten kleinen Karl, in Goethes Schauspiel von Berlichinger mit der eisernen Faust. Wie rätselhaft blickt uns der kleinen Diemut dunkles Träumerauge in dem herrlichen Hoheliede der Nächstenliebe: „Das Licht im Elendhause" an. Wir sehen voll Rührung den heiligen Kultus der Erinnerung, den das scheue und doch so liebliche Waisenmädchen dem Andenken der früh-verstorbenen Mutter in den von ihm als Bild derselben über alles verehrten St. Katharinen-Bildchen weiht. Dem Wissenden aber erscheint es als klar, wie aus dem kleinen sinnigen einsamen Kinderherzen in dem Schlupfwinkel des alten Faßes hinter den Dauben-Pyramiden ihres Ohms, des ehrsamen Grazer Bindermeisters Klaus Ferlinger, die opferfreudige, selbst die Schrecken des Pesttodes nicht scheuende Heldin der christlichen Barmherzigkeit heranreift.

Eine wahre Weihestunde war es, als der Verfasser dieses Aufsatzes seinen Schülern unter deren atemloser Spannung jenen Teil der Erzählung „Frühlingsleid" vorlas, der von des kleinen Thiebald wunderlichem Traume berichtet, in welchem dieser, im Fluge die Luft durchmessend, einem frohen Vöglein gleich, seine schöne Heimatstadt mit dem Schloßberge gar klein und tief unter sich erblickt. Der erwachsene Leser aber folgt voll reger Teilnahme dem kindlichen Herzensroman des kleinen Träumers mit René, dem verwöhnten einzigen Töchterchen des reichen Kaufmannes Enzenbrunner bis zum frohen Wiederfinden des so lange schmerzlich entbehrten Vaterherzens.

Im Jahre 1802 erschien Fischers bisher einziger Roman: „Die Freude am Licht", nicht nur dem Umfange, sondern seinem Gehalte nach des Dichters herrlichste Schöpfung, in der sich Land und Leute unserer engeren Heimat in der daseinsfrohen, künstlerisch verklärenden Dichterseele wiederspiegeln und die allwärts in Heimat und Fremde herzlichste Aufnahme fand. Das Schönste an all dem Schönen dieses Werkes ist aber wieder die Schilderung der Kindheit des Helden in demselben, Zenz Paltram, der uns in seinem selbstbewußt überschäumenden jugendlichen Kraftgefühle, doch dabei voll edlerer Großmut gegen den Schwächeren an der Spitze der dörflichen Knabenschar entgegentritt. Dieses stolze Kraftbewußtsein führt ihn über die unverschuldete Tragik seiner Abstammung siegreich zum Ziele einer in tatkräftigem Ringen und Schaffen beglückten Männlichkeit. Im Gegensatze zu ihm hat „Hans Heinzlin" in des Dichters Lebensbilde aus der steirischen Eisenmark (1805) bis an sein Lebensende an der inneren Zerfahrenheit und Unrast seiner wunderlichen Knabennatur zu tragen.

Und — das beste zuletzt: Fischers neuestes Werk „Lebensmorgen", das so ganz der goldenen Kindheit geweiht ist. Wie lebt es darin

von mutwillig munteren, waghalsig-trutzigen, mitunter auch ungestüm-derben Knaben, von freundlichen, neckischen, wohl auch fürwitzigen Mägdlein. Aber auch an still-sittsamen, sinnigen Kindern voll Mitleids und Dienstfertigkeit, wie an jenen armen Kindergestalten fehlt es nicht, die durch ihr Geschick zu kurz gekommen sind bei der Verteilung der schöneren Gaben des Leibes wie des Geistes. Sie alle sehen wir sich immer neu sich regen in frohem Jugendtreiben beim heiteren Spiele oder sinnig-ernst hineinschauend in all die Wunder der Schöpfung oder teilnahmsvoll-aufmerksam lauschend auf die mannigfaltigen Stimmen in Natur und Menschenleben. Der Schauplatz all des bunten Treibens aber ist die „im Grünen versunkene“ freundliche Gartenstadt an der Mur mit dem lieben Schloßberge darein, und ihre herrliche Umgebung: der sonnenhelle Ruckerlberg, der freundliche Rosenberg mit dem Waldkirchlein Ulrichsbrunn, der hochragende Göstingerberg mit der alten Burgruine, die waldgekrönte Buchkogelhöhe mit dem Kirchlein von Johann und Paul und die blumigen Auen an der Mur. Alle diese Stätten froher Jugendlust oder stillen Kindesleides, wie solches des Schicksals rauhe Hand oder der Erwachsenen Unverstand und Roheit wohl auch dem sonnigen „Lebensmorgen“ bereitet, durchweht der Zauberhauch der holden Gestalten der kindlichen Phantasie und, wie es so treffend im Märchen „Das Schloß der Frau Sonne“ heißt: „Alles regte sich, was Geist besaß: Blumen, Bäume und Menschen, bis zum blauen Himmel wo die Wolken schwammen und stimmte mit ein.“ Hier lebt der alte selige Märchentraum auf aus Schillers „Götter Griechenlands“: „Da ihr noch die schöne Welt regieret — An der Freude leichtem Gängelband — Selige Geschlechter noch geführet — Schöne Wesen aus dem Feenland.“

Fischers duftiger Märchenstrauß „Lebensmorgen“, eine der schönsten Geistes- und Herzensblüten der reichen wunderbaren deutschen Fabeldichtung, wird unseren Kindern ein stets freudig sprudelnder Quell reinsten Genusses, den Erwachsenen ein reicher Segensborn der Betrachtung echter und reiner Kindlichkeit sein, der ihnen im heiteren Gewande der Dichtung nicht minder tiefe Erkenntnisse über die Kinderseele offenbart, wie des Dichters tiefgehaltvolles Werk „Poetenphilosophie“ (1904) sie besonders in den Betrachtungen über „Bildung“ und „Charakter“ allen Eltern, Erziehern und Freunden der Jugend bietet.

Möge es uns und besonders der Kinderwelt gegönnt sein, noch an manch neuem schönen Gebilde des dichterischen Schaffens Wilhelm Fischers sich zu erfreuen, des so reichbegnadeten wahren Gotteskindes, das sich durch seine Werke selbst ein unvergängliches Denkmal dankesvoller Erinnerung in den Herzen aller für das Wahre, Schöne und Gute empfänglicher Menschen errichtet hat.

Mozart.

Ein Gedenken von Karl Teutschmann.

Ein stilles Heim, wohl eine Treppe höher
Als sonst die Reichen wohnen, ganz entrückt
Dem Lärm der undankbaren Mitwelt, näher
Dem Himmel als der Erde, dies ist Mozarts.
Wie schmucklos, ärmlich fast, und doch wie traulich!
Geöffnet steht am Fenster das Spinett,
Rings Musikantenhausrat, Instrumente
Und Pulte, Notenbücher, Rollen, Blätter,
Mit rascher Hand beschrieben, säuberlich
Dabei, fein deutlich, denn er liebt das Nette.
O, welchen Schatz birgt dieses kleine Reich!
Welch Tonmeer schlummert nur im Schranke dort!
Und doch ist all dies nur ein kleines Teil
Von seiner Schöpfung. Draußen in der Welt
Verstreut, in fremden Händen ruht das and're,
Ist nicht mehr sein. Denn losgelöst vom Geist
Des Schöpfers, lebt das Werk sein eig'nes Leben,
Bewegt und rührt die Herzen, oder stirbt.
Nur in der Seligkeit des Schaffens findet
Der Meister sein Genügen, es durchströmt
Ihn ganz, indem es wird; doch wenn's geworden,
Hält er's für halbgetane Schuldigkeit,
Und setzt sich hin zu weiterem Vollbringen,
Zu neuer Arbeit, rastlos, Tag und Nacht.

So schafft er nur, um and're zu beglücken.
Ihn selbst verzehrt das Feuer. Unerbittlich
Treibt ihn der Genius, als wäre nur
Ein Werkzeug seiner Hand der schwache Körper –
Treibt ihn die Not .... denn kärglich lohnt sein Handwerk.

O seht! Dort im Alkoven dieses trauten
Geheiligten Gemachs, im schlichten Bette,
Von Fieberschauern überrieselt, bleich,
Schweratmend, todkrank liegt der junge Meister.
Und kummervoll an seiner Seite sitzt
Das treue Weib, von Tränen überströmt,
Und lauscht mit Bangen, ob das Herz noch schlägt,
Das liebevolle, gold'ne Mozart-Herz.
Arglos, kein Unheil ahnend, spielen ihr
Zu Füßen Karl und Wolf, die blonden Knaben.
„Still Kinder, keinen Lärm! Brav sein! Der Vater
Will schlafen. Und wer gibt euch Brot, wenn er —“
Sie kann's nicht denken, kann's nicht sagen, kann nur
Still vor sich weinen.

Das ist Mozarts Heim! –
Wie träge schleichen die Minuten hin
Angstvollen Harrens auf ein Besserwerden,
Indes der Winter draußen stürmt und saust.
Noch gestern schrieb er, heut versagt die Hand,
Und manches Wirre sprach er schon im Fieber.

Da schellt es draußen. Ach! nun kommt der Fremde,
Geheimnisvolle schon, sein Requiem
Zu holen. Und es ist noch nicht ganz fertig;
Nur heute noch —! Gottlob, zwei Freunde sind's,
Zwei Schüler, treuergeb'ne Seelen. Sorgvoll
Gespannt empfangen sie Bericht, und schütteln
Beim Anblick des Verehrten stumm die Häupter.
Dann setzen sie sich schweigsam an des Betts
Fußende, sinnend, doch gefaßt, weil doch
Nicht ganz von aller Hoffnung abgewendet.

Denn wirklich hat sich jetzt ein milder Schlummer
Herabgesenkt auf seine heiße Stirne.
Er atmet ruhiger, auf seinem Antlitz
Ruht jetzt ein Strahl gewohnter Heiterkeit.
Geschlossen sind die Augenlider; doch
Er schläft nicht ganz, er träumt, nach innen horchend,
Die leis' erwachten, immer heller, voller
Erblühenden Klänge seiner Wunderkunst.
Nun einmal doch ein Ausruh'n, Sich-Genießen!
Sein ganzes, unermeßlich Tagewerk —
Vielstimmig wogt's in dieser Dämmerstunde
Zu einer großen Sinfonie zusammen:
Ein Werk, so eigen schön, daß, wenn es fehlte,
Die Welt an Freuden ärmer und eine Lücke
Geblieben wär' im Plan der Schöpfung.

Zuerst der Jugend lustige Tongebilde,
Des Wunderkindes erste Schaffensproben,
Jedoch den künftigen Großen schon verratend.
Daneben ernstere Weisen, fromme Kunst,
Doch unverdüstert, wie ein Weltkind fromm ist.
Und höher, immer höher schwillt das Meer
Der Harmonien, Rythmen, Melodien.
Was er berührt, verwandelt sich in Wohllaut,
Und sprechsam, wie Gesang von Menschenstimmen,
Ertönen die beseelten Instrumente.
Das Weltall singt und klingt, das Erdenleben,
Der Leidenschaften Kampf, der Liebe Wonnen,
Und jener ewigen Sehnsucht nach dem Glück
Durch alle Herzen zitterndes Verlangen — —
Doch nie Verzweiflung, nie ein wildempörter
Aufschrei von Weltschmerz! Alles strebt in ihm
Zurück zur Sonne, in den Schmelz getaucht
Der Anmut und der reinen Schönheit.

Schwungvoll
Hallt's wie von Chören aus „Idomeneus“.
Drein jubiliert sein Bräutigamsgedicht,
Belmontes und Konstanzens Minnesieg,
Keck, schalkhaft, sprühend-lustig: „Die Entführung.“

Dann zieht herauf „Die Hochzeit Figaros“,
Des Übermuts veredeltes Triumphlied,
Des lautern Wohlklangs unerreichtes Fest.
Jetzt aus der Farbenpracht des „Don Giovanni“ —
Dämonisches, Erhab'nes, Lieblichstes.
Und, wie ein fernes Zukunftparadies
Der Menschheitunschuld und des Kindersinnes,
Geht auf die Märchenwelt der „Zauberflöte“.

Doch weiter, in das Reich der Symphonien,
Trägt ihn der Genius, der feiernde.
Welch neue Herrlichkeit enthüllt sich da,
Für sich allein des Lorbeerkranzes wert!
In holder Grazie schwebt die Es-Dur,
Ein Hauch von Wehmut gleitet durch die zarte
G-Moll, und mächtig wie ein Bergstrom rauscht
Heran die königliche „Jupiter!“

Da, im Erinnern schwelgend seines Tuns –
Was ist das plötzlich für ein eig'nes Bangen,
Was für ein wonnig und unnennbar großes,
Und doch mit tiefstem Wehe ringendes
Empfinden? — Kündet so — der Tod sich an,
Der Abschied vom geliebten Leben? Ist's
Das Grau'n vor Unsterblichkeit? . . .

Er schlägt die Augen auf, er sieht die Seinen,
Die Freunde; seltsam lächelt er den Trauten.
„Wie ist dir, Wolfgang?“ — „O mein Herz, recht wohl!“
Und leise summt er, leise vor sich hin
Den „Vogelfänger“.
„Aber nun was Ernstes!
Macht Licht! Wir müssen heute noch einmal
Das Requiem probieren. Auf, ihr Freunde!“

Kein Widerspruch erhebt sich. Alle stehen
In seines Geistes Bann. Die Freunde singen,
Konstanze spielt Klavier, die Kinder falten
Andächtig kleine Hände, und er selber
Singt mit, solang' er seiner Stimme Herr ist.

So heiße Andacht ward noch nie gehalten!
So bitt'res Leid noch niemals überwunden!
So feierlich noch nie gegrüßt — das Ende!

* * *

Tod nennt ihr's? Mozart wäre tot? Er lebt!
Er streifte nur das Endliche von sich,
Des Staubes Knechtschaft, der Erscheinung Fessel.
O tröstliches Geheimnis solchen Sterbens!

Er harrt des Wortes. Wollt ihr ihn vernehmen?
Wollt ihr die Herzen öffnen seiner Botschaft?
Sein lichter Geist schwebt über uns, der Geist
Der Freude, der die Welt im Klang versöhnt,
Die liebeleugnend auseinanderstrebt.
Wem nur ein Spiel und hübscher Tand Musik,
Ein Abbruch nur der öden Langeweile,
Für den ist Mozart — Schall. Doch wer in ihr
Mit ahnungvoller Seele jener tiefer
Stammenden Offenbarung lauscht, der hat
Auch teil an seinem Wesen, den bezwingt
Ein Göttliches mit sanfter Allgewalt,
Dem schlägt in unsres Meisters reinen Tönen
Ans Ohr der Künste hohes Lied: „Kurz ist
Das Leiden, ewig der Triumph des Schönen!“

Ein Tagebuch.

Am 11. März.

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus!“ sang ich vom 5. bis 8. März. Den Sommeranzug an die Knochen — aber er war zu warm; der Wärmezeiger wies 20 Grade und schmunzelte dazu, weil er wußte, daß es ein Aufsitzer ist. Im Stadtparke begannen schon alte Männer, auch jüngere mit dem gleichen Tempo, den Rasen abzurechen. Sie begannen von früh bis abends. Die Knospen der Laubhölzer waren glänzend geworden und ließen schon grüne Spitzen hervorgucken. Die Finken schmetterten um die Wette, wer's am lautesten und lustigsten kann. Arme Blumenmädchen hielten Primeln und Märzenveilchen feil und Eriken und Palmkatzeln. Die Parkwege waren am Morgen glatt und trocken und dann, als sie auftauten, klebrig und lehmig. Man brachte viele Heimatserde mit in die Stube. Heute schneider

vom Schöckel her ein brutal kalter Wind und durchsägt alle Sonnenstrahlen, so daß sie wie dünne Eisfäden zu Boden fallen. Staubwolken und Schneeflocken geraten scharf aneinander, der eisige Sturm heult dazwischen und die Sonne schleudert immer wieder ihre glänzenden Speere gegen den nordischen Bären. Im Frühjahre siegt die Wärme und nur im Herbste der Frost. Und das sind Winterseelen, die da immer nur meinen, daß die Rauheit, die düstere Gewalt siege. Frühlingsherzen glauben an den Sieg der Milde und des Lichtes.

Am 12. März.

Lebhafte Theatersaison. Sogar mich packt's, trotz Kurzsichtigkeit und Stumpfhörigkeit und allerlei anderer Hindernisse. In alten Tagen noch ein Theaterhabitué zu werden! Aber Sommerstorff! Nur ein wenige Wochen dauerndes Gastspiel und dieser Liebling der Grazien ist auch der Liebling der Grazerinnen geworden. Und nicht bloß der Grazer*innen*! Sein „Hamlet", sein Marquis Posa, sein Doktor Martius („Wohltäter der Menschheit"), sein „Sherlock Holmes". Das sind für den Zuschauer Erlebnisse. Zwei sich scheinbar entgegengesetzte Momente, die mir diesen Schauspieler so interessant machen. Einerseits ist es genau die vom Dichter gemeinte Gestalt, die er uns stets treu übermittelt, ein glückliches Erfassen und Verstehen und klassisch einfaches Wiedergeben. Andererseits ist es in seinen klaren Bühnengestalten das Durchleuchten seiner eigenen Persönlichkeit. Ich vermag mir schwer eine gute Rolle Sommerstorffs zu denken, die nicht ungefähr mit seiner wirklichen Persönlichkeit zusammenstimmt. Könnte er uns den Franz Moor so glaubhaft machen, wie den Karl Moor? Den Mephisto so glaubhaft machen, wie den Faust? So viel ich weiß, widerstreben ihm Bösewichter und Verwandtschaft, widerstreben ihm Intriganten, Hanswurste, Dummiane und alle Rollen, die den Schauspieler seiner Art zum Komödianten machen. Ist das die Grenze des Talentes? Beeinträchtigt es die Größe eines Dichters, eines Bildhauers, eines Künstlers überhaupt, wenn er nur edle, vornehme Gestalten schaffen mag und den anderen möglichst ausweicht? Man muß doch auch zur Darstellung des Gemeinen und Häßlichen Talente haben. Und wir haben sie auch. — Wenn mein Oheim Franz, der sich einst ein paar Wochen lang in Graz aufgehalten, auf der Straße einen Schauspieler sah, den er im Theater als Bösewicht oder Lumpen gesehen, so ging er mit einer gewissen Geringschätzung an ihm vorüber, während er den Pfarrer von Kirchfeld oder den Wilhelm Tell oder Nathan den Weisen mit größter Hochachtung grüßte. Dem Theaterbesucher, wenn er die Naivität nicht ganz eingebüßt hat, geht's manchmal nicht viel anders. Der Träger der Lieblingsrollen wird auch persönlich der Lieb-

ling. Und wenn sich's herausstellt, daß er wirklich auch im Leben derselbe vornehme und liebenswürdige Mensch ist, als den man ihn von der Bühne kennt, dann ist der Zuneigung und Verehrung kein Ende.

Am 13. März.

Ein oberländischer Gutsbesitzer hat im vorigen Herbste einen Zigeunerjungen aufgenommen, ein hübsches, intelligentes Bürschchen. Er wurde sofort neu gekleidet, dann in allem verpflegt, in die Schule geschickt. Sein Ziehvater ließ ihm, wozu er besondere Freude zeigte, Violinunterricht erteilen. Er wurde bald der verhätschelte Liebling des Hauses und hatte Aussichten wie Moses am Hofe des Pharao. In diesen schönen Märztagen nun ist der Junge durchgebrannt. Heute kam der Gutsbesitzer entrüstet zu mir und bat, ich möchte über die Undankbarkeit dieses Gesindels etwas schreiben. Das werde ich mir erst überlegen, abgesehen davon, daß die Zigeuner kaum Abonnenten des „Heimgarten" sein dürften. Als ob so einem kleinen Kerl an solchen Gutsbesitzersvorteilen etwas läge! Weshalb soll ein Zigeunerjunge nicht Heimweh haben dürfen? Er hat doch eine weit schönere Heimat, als ein Bauer im Oberlande. Er hat eine köstliche Heimat — die freie, weite Welt. Für Zigeuner habe ich was übrig an romantischem Gefühl — solange sie mich nicht bestehlen. Übrigens, ist nicht unsere ganze Kulturentwicklung verzigeunert? Bauern verkaufen ihre Güter und ziehen in fremde Gegenden. Bauernknechte gehen zur Industrie und von einer Fabrik zur anderen. Bürger und Aristokraten wandern in die Berge, nach Tirol, in die Schweiz. Wer's tun kann, der macht Reisen nach Italien, nach Norwegen, nach Amerika, nach Ostindien, Japan u. s. w. Ganze Gesellschaften wandern aus nach fernen Kolonien. Und die Städter, die noch daheim bleiben, werden sich bald transportable Sommerhäuser bauen lassen, bessere Kobelwägen, um damit in beliebigen Gegenden Sommerfrische zu nehmen. Zigeunerei in großem Stile.

Am 14. März.

Während der schweren politischen Verhandlungen in Marokko sind die Deutschen in Frankreich eingerückt. Aber nicht um Menschen zu töten, sondern um tote Menschen bergen zu helfen. In den Bergwerken zu Courrières (nördliches Frankreich) sind durch schlagende Wetter und Brand an 1200 Bergarbeiter zugrunde gegangen. Man kann das Feuer nicht stillen, kann die Toten nicht herausbekommen. Wahnsinn in der Bevölkerung, Ratlosigkeit im ganzen Departement, Verwirrung in ganz Frankreich. Da hat der deutsche Kaiser angeordnet, daß aus dem westfälischen Kohlenrevier eine Rettungsexpedition an die

Unglücksstätte marschiere. Hier zeigen sich die Deutschen neuerdings als Helden, und zwar vor dem Erbfeinde der Menschheit, dem wilden Elemente. Ein Krieg, der nicht abkommen darf, nicht abkommen wird. Dieser Krieg ist der Kräftiger und Erzieher der Menschen und auf diesem Schlachtfelde erringen die Völker den gemeinsamen Sieg. Das Wohlwollen für den Nachbarstaat ist höchst wahrscheinlich die klügste Politik, und Beistand in der Not der sieghafteste Feldzug. Wilhelm II. ist doch ein großer Feldherr.

Am 15. März.

„Ist es nicht humaner, ein Pferd bei Stierkämpfen den Heldentot sterben zu lassen, als es am Lastkarren langsam zu Tode zu schinden?“ Heute hat jemand diese herrlich tönende Phrase gesprochen. Sie tönt deshalb so herrlich, weil sie hohl ist. Nur eine Gegenfrage: Wann stirbt ein Tier würdiger, wenn es einer Existenznotwendigkeit hingegeben wird oder wenn es einem bestialischen Hange zum Opfer fällt?

Am 16. März.

In der heutigen Nacht ist mir folgendes Volkslied erschienen:

Es waren einmal drei Knaben,
Die zogen des Morgens aus,
Weiß' Federn auf dem Hute,
Mit frischem Herzensmute,
Und kamen nimmer nach Haus.

Der erste, der ist begegnet
Des Königs Herrlichkeit,
Die tat mit Laub ihn zieren,
Und ihn aufs Schlachtfeld führen,
Wohl in den Todesstreit.

Der zweite, der ist begegnet
Gar einem falschen Mann,
Der hat ihm Kraft und Wehre
Und Fröhlichkeit und Ehre
Mit Golde abgetan.

Der dritte, der tat begegnen
Wohl einer schönen Frau,
Der mußt' in Lieb' erblinden
Und konnt' den Weg nit finden,
Zurück ins Vaterhaus.

Ist das ein wirkliches, halbvergessenes Volkslied, oder ist es nur ein Traum? — Wer hilft mir aus dem Traume? Für jeden Fall reizt das zu einer Schlußstrophe:

Die zweie taten sich kümmern
Beim Liebchen und beim Schrein
Viel böse Tag und Stunden.
Und hat das Glück gefunden
Nur einer von den drei'n.

Am 17. März.

Über dem Hilligenlei-Zank, der in den literarischen Kreisen dieses Jahres allerorts ganz kindisch laut ist, ragt ein sachlich verwandtes Werk gewaltig auf, von dem fast niemand spricht. Und überragt doch turmhoch alles, was heute über Kirche und Religion geschrieben wird. Es sind eigentlich zwei Werke, aber es ist eine Seele, und was für

eine! Zwei Romane mit ziemlich ungeschickten Titeln, auch der Name des Verfassers ist noch nicht geläufig. Er heißt E. von Handel-Mazzetti. Soll eine noch jüngere Dame sein, eine Österreicherin, die gegenwärtig in Stadt Steyer lebt. Nie ist ein Roman mit einer männlicheren Kraft geschrieben worden, als diese zwei stahlharten, glutsprühenden Bücher, voll künstlerischer Einheit, Konsequenz und Objektivität. Keinen Mann der gegenwärtigen Literatur wüßte ich, der genannte Eigenschaften in so hohem Grade besäße, als diese Frau. Und doch ist gerade das Allergrößte in diesen beiden Büchern mehr weiblicher als männlicher Natur: die Liebe. Wohl nicht die Geschlechtsliebe, ohne die unsere Männlein und Weiblein sich einen Roman kaum denken können. Handel-Mazzettis herbe, fast möchte ich sagen, zornige Erzählungen sind ein leidenschaftliches hohes Lied der Menschenliebe, wie es noch selten gesungen worden. (Die beiden umfangreichen Werke werden im „Heimgarten“ an anderer Stelle besprochen.) Das eine: „Jesse und Maria“ las ich vor etlichen Monaten mit größter Spannung. Das zweite: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ las ich in diesen Tagen. Es war für mich ein wahres Ereignis. Nie noch hat mich ein Buch so wild mit sich fortgerissen, das Gehirn so sehr gespannt, das Herz so sehr erschüttert, als dieses „denkwürdige Jahr“. Es hat ja natürlich auch seine oft recht empfindlichen Fehler. Es mag literarisch tiefer stehen als das neuere: „Jesse und Maria“, dichterisch steht es doch höher. Vor 200 Jahre läßt es die Ereignisse geschehen, teils in Oberösterreich, teils in Norddeutschland. Ein „historischer“ Roman des XVIII. Jahrhunderts; und doch durchleidet das deutsche Volk gerade in der Gegenwart denselben Konflikt, und sucht und schreit nach Lösung — die unsere Dichterin gefunden hat. Die Kirchen rufen marktschreierisch sich selbst als das Heil aus. Auch unsere Dichterin ist so kirchlich gesinnt, daß sie im Kürschner ein k (katholisch) vor ihrem Namen hat; und doch ruft sie es in ihren Werken laut in die Welt: Das Heil liegt nicht in den Kirchen, in diesen als solchen liegt die Unduldsamkeit, der herzlose Fanatismus, der Haß gegen andere Bekenntnisse. Man mag diesen in der Natur der Sache liegenden Haß hundertmal „Liebe“ nennen, er bleibt doch was er ist. Die Lösung unserer religiösen Konflikte zeigt die Dichterin klar: Milde, fremde Überzeugungen duldende Menschenliebe. Insoferne die Kirchen in ihrem Streite gegeneinander sich davon entfernen, sind sie das Verderben. — Handel-Mazzettis Bücher sollten durch eine billige Volksausgabe im deutschen Volke weit verbreitet werden.

Am 18. März.

Dieser Haß und diese Liebe brennen sich einem in die Seele. Heute zur Nacht sind sie auf Besuch gekommen: Der harte Abt von Kremsmünster; der kindlich fromme Pater Meinrad, der die lautere

Liebe ist; der furchtbare lutherische Exzellenzherr in Berlin mit seinem unbändigen Haß, der protestantische Ritter und Selbstüberwinder Wolf; Gretl, die Maria Magdalena von Berlin, diese kaum glaubhafte und doch so meisterhaft motivierte Gestalt. Und es sind vor allem zu mir gekommen der liebe, schöne Knabe Edwin, voll evangelischer Glaubensinnigkeit und stolzen Trotzes, und endlich sein Vater, der stolze, schöne englische Ritter, ein Edelmensch in reinstem Sinne. Diese und noch andere Bewohner des Handel-Mazzettischen Romans: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" sind zu mir gekommen. Das Buch wird beiden Kirchen gerecht und schildert ihre Vorzüge, erzählt aber von unerhört furchtbaren Leiden, die ein Vater und sein Söhnlein durch fanatische Priesterhärte und grenzenlose Grausamkeit „im Namen Christi" haben leiden müssen. Das Dichterherz hängt an den Schönheiten und Gemütswerten der katholischen Kirche, wer aber ist der gloriose Held des Buches? Der englische Ritter — der leidenschaftliche Atheist. Ein Atheist, praktisch voll Duldsamkeit für alle wahrhaft religiöse Art, prinzipiell ein stahlharter Fanatiker der Wahrheit, der er sein Kind, sein Leben opfert. Dieser Atheist, der mit seiner Schrift alle Kirchen und alles Christentum und allen Gottesglauben zerstören will, er ist der gloriose Held, dem die Heilandsehre widerfährt, daß er als unerschrockener Bekenner seiner atheistischen Lehre unter ähnlichen Umständen wie Christus — gekreuzigt wird. Gekreuzigt von den Lutherischen und selig gesprochen von katholischen Mönchen, worin, nebenbei gesagt, eine willkürliche Tendenz liegt. Das läßt sich eben so gut umgekehrt machen. Der Sinn wird wohl so sein, daß die Kirchen nach Belieben verdammen und selig sprechen können. Das Wort „Ich glaube", das der gepeinigte sterbende Atheist stammelt, kann nach der ganzen Artung dieses Mannes nicht als „Bekehrung" gelten. Und warum läßt die Dichterin diesen Atheisten so göttlich sieghaft sein? Weil sein Denken, Wollen und Leben rein und voller Menschenliebe ist. — Die Göttlichkeit und Allmacht der Liebe! Von allen Lippen tönt das Wort, aus allen Federn träufelt es. Aber so überwältigend hat keiner von uns die Liebe gestaltet als diese merkwürdige Frau. — Jetzt möchte ich, daß meine Freunde dieses Buch lesen und dann mithelfen zu seiner Verbreitung.

Am 19. März.

Nach diesem Stahlbade wieder die literarischen Abspülwässer der talentierten Dilettanten und talentschwachen Dichter. Jeder Tag bringt Manuskripte und Bücher, wovon nicht eines geschrieben worden wäre, wenn's nicht auch andere täten oder getan hätten. Nur vorbildliche Marmorgestalten spülen sie ab und verzapfen das Wasser für Naturwein. Keine innere Nötigung, keine ursprüngliche Kraft, die sich betätigen will und muß, nur Nachahmungssucht, Poeteneitelkeit und

Gelüste, der strengen Arbeit zu entfliehen, um durch leichten Schriftstellererwerb — wie sie sich das einbilden — leben, und gut leben zu können. — Und ich selbst? Mich hat das Stahlbad eines großen Meisterwerkes noch selten gestärkt, eher geschwächt. Zu sehen, was andere wahrhaft Geniale können, macht mich leicht mutlos. Wenn der Rohbau meines vor längerer Zeit begonnenen Romans nicht schon nahezu fertig wäre, ich würde ihn jetzt einstellen müssen und solange wieder Schund lesen, bis mir neuerdings die Courage käme, doch Besseres zu leisten.

Am 20. März.

Kaum die Winterstürme, die Kämpfe zwischen Frost und Sonnenglut vorüber sind und die milde, gleichmäßigere Jahreszeit eintritt, beginnen meine katarrhalischen Leiden. Wer erklärt mir das? Solange die kurzen Tage waren, das Wohnen in den Stuben, die nicht ordentlich zu lüften sind, manchmal übermäßig erwärmt werden, die täglichen zwei Stunden Ausgang in Kälte, Schnee, Regen und Wind, so lange war mit einiger Vorsicht alles gut, ich fühlte mich frisch, kräftig, arbeitslustig. Jetzt, wo man sich ruhig im Freien ergehen kann, mit Fleiß gegen Temperaturwechsel und andere etwa schädliche Einflüsse sich wahrt, jetzt sind diese Leiden da. Sie steigern sich oft bis zu Bronchitis und Athemnot und weichen nicht mehr ganz, bis im November die schlechte Stubenluft kommt und draußen das trübe nasse Wetter, die Zeit der rauhen Stürme. Dann ist mir wieder wohl. Das ist doch gegen alle Regel und ärztliche Begutachtung, das ist einfach naturwidrig, möchte ich sagen, wenn es überhaupt irgend etwas Naturwidriges gäbe in der weiten Welt. Ist es dann aber ein Wunder, wenn man das Sonnenqualmen haßt und die herben Wetter liebt? Beinahe hasse ich auch die Leute, die nur das „schöne" Wetter angirren und bin sehr froh, daß sie's nicht nach Belieben machen können. Sonst hätte man das ganze Jahr Sonnenschein und würde die Erdkugel nicht einmal alle heiligen Zeiten gebürstet und gewaschen werden.

Am 21. März.

Wohnte dem Begräbnisse eines guten Bekannten bei, dem ein Nachbar die Jahre her viel Tort und Unrecht angetan hatte. Diesen Nachbar beobachteten jetzt viel Leute und meinten, nun würde er gewiß zerknirscht sein und im Angesichte des Todes seine Bosheit bereuen. Der Mann stand aber aufrecht und wohlgemut da und mit einem gewissen Behagen schaufelte er dem von ihm oft Gequälten eine Scholle auf den Sarg. Das ist doch erklärlich, meinte ein anderer, daß dieser Herr jetzt in guter Stimmung ist. So lange der Arme lebte, mußte der Bosnickel eine scharfe Vergeltung befürchten, jetzt ist diese Sorge gegenstandslos.

Solchen Leuten ist es ein Glücksfall, wenn einer stirbt, dem sie Böses getan haben. Sie glauben sogar, daß die Sache damit abgetan ist . . .

Am 22. März.

Gespräch mit einem ultramontan-politischen Zeitungsschreiber aus M. Er bemerkte, die klerikalen Blätter hätten es viel leichter, eine einheitliche Politik und Weltanschauung zu vertreten, weil ihnen diese Politik und Weltanschauung stramm vorgeschrieben sei und weil solche immer gleich bliebe. Die kirchenpolitischen Journalisten könnten ganz gut Augen und Ohren verschließen vor der modernen Welt und den Ereignissen der Zeit und würden ihre Politik doch ganz trefflich einhalten können, denn hinter ihnen steht wer, der ihnen alles einsagt. Insofern „feit sich nix". Aber eine andere Mißlichkeit sei vorhanden, die den kirchenpolitischen Zeitungsschreibern die Stellung so sehr erschwerte. Allzuviel unvernünftige Dinge müßten sie behaupten und vertreten und das sei ein verdammt hartes Brot.

Am 23. März.

Daß die Dichterdenkmalsetzerei und die Dichterverehrung miteinander nicht immer was zu tun haben, beweist folgender Fall. In Innsbruck soll ein Denkmal für den Dichter Adolf Pichler errichtet werden. Dazu hat das Kultusministerium einen Beitrag gezeichnet. Dasselbe Kultusministerium hat zu gleicher Zeit denselben Dichter Adolf Pichler abgelehnt, als es sich darum handelte, dessen Werke den Lehrerbüchereien zur Anschaffung zu empfehlen. Nun kennt man sich wieder einmal nicht aus. Ist der Dichter so unbedeutend oder gefährlich, daß man ihn nicht der Lehrerschaft in die Hand geben darf, wozu baut man mit bei einem Denkmal? Und ist der Dichter so bedeutend, daß man ihm ein Denkmal setzt, weshalb vorenthält man ihn den Lehrern? Jener Witzbold sagte: „Manchen Leuten ist halt nur darum zu tun, daß der Dichter — ausgehauen werden soll. Damit ist er abgetan."

Am 24. März.

Heute las ich, daß ein geistreicher Kritiker mich mit dem Kardinal Nikolaus von Cunes verglich, um durch solchen Vergleich haarscharf nachzuweisen, daß wir nichts miteinander gemein hätten mit Ausnahme der Absicht, und selbst diese wäre bei Kardinal Nikolaus eine andere gewesen, als bei mir. — Und so was nennt der Mann ein Vergleichen.

Am 25. März.

Die Natur entzweit uns mit der Pflicht, die Erkenntnis mit dem Frieden. Die Kunst versöhnt uns mit dem Leben, die Religion mit dem Tode.

Am 26. März.

Der Literaturprofessor Erich Schmidt hat — wie diese Herren schon immer streng wissenschaftlich sind — seinerzeit über Robert Hamerling ein unantastbares Urteil gefällt. Er hat gesagt: „Ich mag ihn nicht." Damit hat der Gelehrte sehr gründlich und geistreich charakterisiert, nicht zwar den Dichter Hamerling, sondern — sich selbst. Eben so gediegen ist das Urteil desselben Professors über einen anderen Dichter, über Heinrich Heine: „Trotz allem Geschrei ist Heine der größte Dichter seit Goethe." Das ist wissenschaftlich präzis und künstlerisch schön gesagt. Der „Frankfurter Zeitung" war aber das noch zu wenig, daß Heinrich Heine bloß seit Goethe der größte Dichter sein sollte; der Professor hätte müssen sagen: Heine war der größte Dichter aller Zeiten! — und zwar bedingungslos! Der brutale Germane hatte seinem Urteile nämlich auch die Meinung beigefügt, daß Heine für die schlimmsten seiner Schimpfworte eine Tracht Prügel verdient hätte. Nun bemerkt die „Frankfurter Zeitung" zu dieser Äußerung: „Wir gestehen offen, daß uns alle antisemitischen Entrüstungsversammlungen harmloser dünken, als diese erstaunliche Roheit eines deutschen Literaturprofessors und angeblichen Verehrers von Heinrich Heine." — Nun also! „Den größten Dichter seit Goethe" haben die Herren der „Frankfurter Zeitung" gnädigst akzeptiert, die Prügel aber hat — der deutsche Literaturprofessor bekommen.

Am 27. März.

Heute war ein Mann bei mir, der von Unfrieden lebt. Er sagte, ohne Unfrieden wäre es gar nicht auszuhalten. Er macht stets in Opposition, so in Politik, in Volkswirtschaft, in Religion, in Gesittung, in Kunst und Literatur, kurz, in jeder Branche. Mehrmals ist er mit seinem Unfrieden schon zugrunde gegangen, doch in größtem Vertrauen versucht er's allemal wieder mit einem neuen. Erst war er aus einer parlamentarischen Körperschaft ausgeschieden worden, weil er alles bekämpft und durcheinander gebracht hatte, jetzt will er ein Blatt gründen: die Opposition. Er weiß noch nicht, gegen was er kämpfen wird, aber er wird kämpfen. Was die Zeit auch bringt, Schlechtes oder Gutes, er wird es bekämpfen mit allen seinen Kräften. Auch das Gute. Besonders das Gute. Denn, sagt er, es gibt nichts Niederträchtigeres, als das sogenannte Gute. Was die Leute einmal gut nennen, das ist schon deshalb nicht wert, daß es bestehe. Der Mann sah nicht anders aus, als andere Leute, ein gedrungener Mensch mit etwas aufgedunsenem, gerötetem Gesichte. Aber ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Die Antipoden sind immer interessant. Mit einer gewissen Schwärmerei mußte man ihn betrachten, wie man einen von Herzensgrund glücklichen

Menschen bewundert. Unfrieden ist sein Ideal. Na, dem kann's nicht fehlen auf dieser Welt. „Unfrieden heißt Leben", sagte er, „und Frieden heißt Tod." Er war gekommen, um mich zum Mitarbeiter zu werben für seine „Opposition". „Mich? Aber ich schriebe Ihnen ja den Tod hinein." — „Er wird schon lebendig werden", antwortete der Mann ganz glimpflich. „Ich werde ihn so lange jucken, zwicken und stechen, bis er lebendig wird." — „Sie würden mich, Ihren Mitarbeiter, in Ihrem eigenen Blatte bekämpfen?" — „Bis aufs äußerste, mit allen Mitteln. Das darf Ihnen eben nichts machen, es gehört zum Handwerk." Gewiß, man kennt ihn als solchen. Seine besten Kameraden verhöhnt und verleumdet er, ihre Bestrebungen stört er, ihre Schöpfungen zerstört er. Was er anfangs billigt, vielleicht selber vorschlägt, sobald es zu entstehen beginnt, bekämpft er es. „Eine nagelneue Welt muß geschaffen werden!" rief er begeistert aus. „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht! Goethe. Und Sie müssen mit zur Opposition!" — „Sofort, mein Herr! Ich mache Ihnen Opposion. Ich schreibe nicht eine Zeile für Ihr Blatt."

Eine Geste gegen mich, die ein Meer von Verachtung ausdrückte. Damit trat er ab.

Am 28. März.

Frühjahrsspaziergänge aufs Land hinaus. Landleute, die ihr Anliegen, ihre Not klagen. Es hilft zwar nichts, aber wir sind allzumal lyrische Wesen. Heute hat mir ein Dorfbürger blutige oder besser staubige Tränen geweint. Er hat ein stattliches Haus im Dorfe, knapp an der Reichsstraße. Vor zehn Jahren verkaufte er Wald und Felder, die nichts mehr trugen, und baute sich an der Straße ein zweites Haus. Sehr schmuck, mit Veranda und Vorgärtlein, und waren seine beiden Häuser stets mit Sommerfrischlern besetzt. Jetzt auf einmal bleiben die Sommerfrischler aus, es sei ihnen die Luft zu schlecht. Sie gingen sonst aufs Land der guten, reinen Luft wegen. Das Dorf ist nämlich seit der Automobilära ein Staubmeer geworden. An schönen Tagen sieht man kilometerlange Staubschlangen kriechen, eine nach der anderen; oder bei Wind das ganze Tal in einen Staubschleier gehüllt. Die Häuser an der Straße sind durchwegs entwertet, deren Besitzer wieder einmal ein O p f e r d e s S p o r t e s geworden. Vom Walde vertrieb die Leute das Jagdwesen, von der Straße vertreibt sie das Automobil. — Aber Freund, entgegnete ich solcher Klage, das Haus an der Reichsstraße sollte doch den Staub gewohnt sein. Vor der Eisenbahnzeit bei den hunderten von Fuhrwerken wird's wohl noch vielmehr gestaubt haben. Der Verkehr bringt Staub und auch Geld. — Geld? lachte mein Mann ungut auf. Früher, ja, da ist an der Straße Gewerbe und Handel gewesen. Die

durchreisenden Herrschaften haben Geld dagelassen, die durchrasenden Herrschaften lassen nichts zurück als Staub. Ein paar Großwirtshäuser mögen etwas davon haben, die anderen im Dorfe haben nichts als Nachteile. Auf der Gasse Gefahr für Menschen und Vieh. Im Hause bei geschlossenen wie bei offenen Fenstern auf den Möbeln jede Stunde eine frische Staubschichte, so daß man mit dem Finger zehnmal des Tages frisch kann draufschreiben: Hol' euch der Teufel! — So sollte, war meine Meinung, die Gemeinde halt fleißig die Straße reinigen, den Staub wegfegen, tüchtig aufspritzen. — Geschieht, so gut es möglich ist, antwortete mein Landmann, wir armen Teufel bereiten den durchrasenden Millionären kostenlos die Straße durch das Dorf. Aber was gibt das aus, wenn die übrige Strecke ein Staubstrom ist, der über das ganze Tal hingewirbelt wird. Wir haben kein Mittel gegen diese neue Landplage, keinen Fürsprecher, kein Gesetz. Sind aus dem Walde vertrieben, werden von der Straße vertrieben, jetzt bleibt uns noch das Meer. Wir wandern aus.

Am 29. März.

Wenn man plötzlich jemand was ins Stammbuch schreiben soll, kommen oft gottlose Einfälle. So schrieb ich heute einer gar schmeichlerisch drängenden Dame hinein: „Bettelst du mich an, bettle ich dich an, weil ich für mein Waldschulhaus und anderes jahrein jahraus Bettelgroschen brauchen kann.“ Beschämen tat sie mich. Ein Goldstück gab sie. Da mir die Sorge für ein zweites Schulhaus auftaucht, so gedenke ich die Praxis fortzusetzen.

Am 30. März.

Vor kurzem ist von Berlin aus wieder einmal eine Rundfrage ergangen an Deutschlands Geister: „Bedürfen wir noch des Pfarrers?“ Von den gerufenen Geistern erschienen viele nicht, von den erschienenen waren die einen gegen, die anderen für den Pfarrer, so daß wir wieder auf demselben Standpunkte stehen. Hierin ändert auch die beste der Antworten nichts, nämlich, die von Wildenbruch. Der sagte: Ob wir noch eines Pfarrers bedürfen? „Nein — wenn der Pfarrer ein Pfaffe ist! Ja, und hundertmal ja, wenn er ein Priester ist.“ — Nur schade, daß diese Begriffe so schwankend sind. Wie mancher, der dem einen ein Priester ist, ist dem anderen ein Pfaffe.

Am 31. März.

Heute erhielt ich von einem Schulmeisterlein aus dem Gebirge einen Schreibebrief. Der Mann teilt mir mit, daß er eine wirtschaftlich und sittlich ganz herabgekommene Gemeinde wieder zurechtbringen und heben wollte, und zwar nach dem Vorbilde meines Waldschul-

meisters. Sei aber damit ganz abscheulich aufgesessen. Er wollte diese Gemeinde unterstützen und unterrichten mit Wort und Beispiel, wollte ihr Ratgeber und Freund sein, wollte den Leuten Sinn für die heutige Zeit und ihre Forderungen beibringen, wollte sie religiös anregen und zu einer opferwilligeren Gemeinsamkeit miteinander erziehen. Er opferte solchen Bestrebungen sein kleines Vermögen, opferte der Gemeinde sechs Jahre seines Lebens, um endlich einzusehen, daß alles umsonst ist. Die Leute sind stumpf gegen alles Edlere, interessieren sich nur für Kartenspiel, Trinken und Lottern und kommen von Jahr zu Jahr mehr herab zu Kriechern, Bettlern, Lügnern, Frechlingen, Dieben und noch schlimmerem. Das stimme nicht mit den Resultaten des Waldschulmeisters Andreas Erdmann, der also eine unwahre Gestalt sein müsse. Und seien doch die Leute, mit denen er, mein Briefschreiber, es zu tun gehabt, im vorigen Jahrhundert noch eine wohlgeordnete, wohlhabende und achtenswerte Gemeinde gewesen, ehe sie anfing, in Genuß und Schlendrian sich gehen zu lassen. — Ja, mein Lieber, darin liegt es eben. Der Waldschulmeister Erdmann hatte es zu tun mit halbwilden, naiven Menschen, die im Stadium der Entwicklung waren, du hattest es zu tun mit herabgekommenen Leuten, die ihre Kultur schon hinter sich haben, die im Stadium des Verfalles sind. Der rohe Apfel kann reif werden, der überreife aber, wenn er einmal abfällt, geht in Fäulnis über und da hilft alle Gärtnerkunst nichts. Daraus spinnen sich trübe Gedanken. Wer will sie in einem neuen Waldschulmeister gestalten?

Auferstehung.

Es springt durchs Land der Frühlingssturm,
Der Wildbach gurgelt dumpf,
Es stöhnt der alte Kirchenturm,
Es knarrt der Weidenstumpf.

Durch weite Ackerfurchen bebt
Der Drang nach neuer Saat,
Und Keim an Keim zum Lichte strebt:
Die Auferstehung naht!

Im Friedhöflein beim Bauerndorf
Erzittern Grab und Gruft,
Durch Moos und Holz und Stein und Schorf
Der Frühsturm weckend ruft.

Manch alter wackrer Bauer dann
Hebt tief im Grab die Hand,
Als gings zur Saat mit Roß und Mann
Ins neue Frühlingsland!

Es klappern sacht die Knöchelein,
Es regt sich Hand und Fuß; —
Und kann er nicht mehr Sämann sein —:
Er schickt den Segen-Gruß!

Anton August Naaff.

Kleine Laube.

Mißratener Fluch.

Vor zwei Jahren, zu Sankt Marten
Habe ich in Nachbars Garten
Einen schweren Fluch gesäet.
Rachedürstend wollt' ich warten,
Bis er in die Halme geht,
Und im sonnenfrohen Lenze
Den verhaßten Hof umkränze
Strüppedicht mit Dornenranken.
Sieh', und als am Maienbronnen
Alle Lebewesen tranken,
Haben Blüten sich gesponnen
Um das Haus des Nachbars Jocken,
Der mir wollt' die Braut entlocken.
Linde weiße, rote Blüten,
An der Stirn des Hauses glühten;
Rankten hold sich um die Dächer,
Stiegen leis' in die Gemächer,
Alles zart in Rosen hüllend
Und mit süßem Hauch erfüllend —
Grau'nerregend wonnesam! —
Als die Zeit der Reife kam,
Welch ein seltsam Früchteprangen!
An den grünberankten Zweigen,
Die sich um die Fenster neigen,
Schwere gold'ne Äpfel hangen . . . .
Doch, was seh' ich auf der Erden
Schlangenähnlich sich gebärden!
Unheildeutend grause Zeichen!
Wüste Dorngestrüppe schleichen
Meinem, *meinem* Hause zu! —
Sachte wird es eingewoben
Von dem Erdgeschoß bis oben,
Wo der Fahne stolzer Prang
Glück verkündet jahrelang.
Wild umstrickt das Haus zum Hohne
Mit der kahlen Dornenkrone. —
Als sich so das Los gewendet,
Klopft es leise an der Tür,
Kommt der Nachbar Jock und spendet
Tröstend eine Rose mir.
Eine jener süßen großen
Rosen, die dem Fluch entsprossen.
— Ach, wie mir der Rose Gluten
Meine arme Seele sengten!
Und wie mir die milden, guten
Worte, weh das Herz bedrängten! —
Was dir, Mensch, auch mag begegnen,
Nimmer sollst du Rache suchen.
Bist ein Stümper doch im Segnen
Und ein größerer noch im Fluchen.

Peter Rosegger.

Die angeborene Kenntnis der Dichter.

In seiner ebenso geist- als lehrreichen Sammlung „Stunden mit Goethe" sagt der Herausgeber Dr. W. Bode folgendes:

Was man früher Instinkt nannte, erscheint uns jetzt ein angeborenes Wissen. Das eben geborene Kätzchen, das seine Augen noch nicht öffnen kann, sucht sofort die Zitzen der Mutter, als ob es wüßte, daß es nichts nötiger braucht als seine Nahrung. Und wenn ein Tier zum erstenmale Junge wirft, benimmt es sich vorher und nachher so zweckmäßig, als habe es die größte Erfahrung in solchen Sachen. Der menschliche Säugling ist täppischer und hilfloser und auch im Leben des erwachsenen

Menschen wird ein angeborenes Wissen nie sehr deutlich, weil sein Handeln und Reden auch auf das zurückgeführt werden kann, was andere Menschen ihm mitgeilt haben. Aber oft genug gewahren wir auch beim Menschen ein „instinktives“ Handeln, das wir auf eine angeborene Kenntnis, z. B. einer Gefahr, zurückführen möchten. Und das „Gewissen“ ist ein angebornes Wissen in sittlichen Dingen, wenn es auch wohl mehr als das ist. Da wir von unseren Vorfahren nicht nur Blut und Knochen, sondern auch Charaktereigenschaften und Talente haben, warum sollten wir nicht auch einen Auszug des von ihnen Gelernten und Erlebten erben? Manche Menschen haben uns bezeugt, daß es ihnen zuweilen vorkomme, als ob sie früher schon einmal dagewesen seien und dies und jenes erlebt hätten. Auch Goethe gehört zu ihnen. Und wahrlich: wenn auch einige Erinnerungen unserer Voreltern auf uns übergingen, so würde dadurch das Wunder der Fortpflanzung um nichts wunderbarer. Goethe behauptete bekanntlich auch, daß dem Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. Sein „Götz“ sei ein Beispiel, daß ein poetisch begabter Jüngling mannigfache menschliche Zustände richtig darstellen könne, ohne sie schon in eigener Person durchlebt oder beobachtet zu haben. Ein andermal äußerte er sich genauer: „Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist ihm aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder aus Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust‘ den düsteren Zustand des Lebensüberdrusses im Helden sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommene Scheibe
Des späten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur.“ Als Eckermann hierauf antwortete, es zeuge doch jede Zeile im „Faust“ von Lebenserfahrung und Weltdurchforschung, antwortete der Dichter: „Mag sein; allein, hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen.“

Eine bemerkenswerte Bestätigung erhält Goethes kühne Behauptung durch Äußerungen Anzengrubers, die Rosegger in der „Jugend“ wiedergibt. Rosegger bemerkte zu seinem Freunde, er müsse viel in Oberbayern gelebt und mit oberbayrischen Bauern verkehrt hab'en, denn seine Bauerngestalten und deren Mundart erinnerten an diesen Schlag.

Anzengruber setzte seinen Zwicker auf die scharfgebogene Nase und sagte:

„Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das auch nicht. Mir ist's zur Anregung genug, wenn ich so einen Bauersmenschen von weitem sehe, ein paar gleichgültige Worte von ihm höre oder irgend eine Geste an ihm beobachte. Dann kenne ich den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

Mir war das sonderbar.

„Lieber Freund“, sagte er, „Sie wissen es ja selber. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. — Nun ja, Bauern. Ich bin ein Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie Sie sagen,

besser bauerndichten als stadtleutdichten kann, so mag das wohl im Blut stecken oder irgendwo in den Knochen — wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren vaterseits sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach."

„Ein großer Teil von Oberösterreich hat vor nicht langer Zeit noch zu Bayern gehört", sagte ich, „da sind Sie am Ende doch von bayrischer Abkunft." — So weit Rosegger.

Danach wäre es also Erinnerung aus der Vorfahren Leben heraus, was Goethe nicht eben glücklich „Antizipation" nannte. Und aus seinen Gretchen und Klärchen heraus redeten seine weiblichen Vorfahren. — Aus den Zeitungen sehen wir, daß über diesen ebenso wichtigen wie schwierigen Gegenstand jetzt ein sehr gelehrtes Buch erschienen ist: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens" von Prof. Richard Semon.

Um übrigens die Vergleichung mit Anzengrubers Aussage noch zu steigern, sei ein weiterer Ausspruch Goethes hinzugefügt:

„Es liegt in den Charakteren eine gewisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse sekundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam; es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber soviel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen."

Singvögel.

An den Unendlichen.

Juble, o Mensch, verbannt auf winz'gem Staubkorn,
Daß er stammeln dich lehrt voll tiefen Staunens,
Daß den Sang er senkte in deine Seele,
Wert seiner Größe.

Juble, o Geist, daß du auf seiner Spur ziehst,
Daß der Abglanz dich seiner Werke letzet,
Jauchze, daß dich, schwankendes Mücklein, lenkt und
Hält seine Weisheit.

Juble, o Herz, daß du ein Hauch von ihm bist,
Daß ein Fünklein du seiner Inbrunst loderst,
Jauchze, daß du ahnen ihn darfst in seiner
Endlosen Liebe.

Juble, o Seele, daß dich wärmt und weitet
Holde Freude und namenlos Entzücken,
Jauchze, daß ein Aug' er dir schenkte für den
Strahl seiner Schöne.

Schauernd ich dein gedenke, Unermess'ner,
Wenn sich abends die Ampeln all' entzünden,
Selig hülle ich mich ins weiche Lichtmeer,
Herr, deiner Güte!

Josef Selem.

Frau Muse.

Als ich ein junger Geselle war,
Mit blitzendem Aug' und wallendem Haar,
Hat hold die Muse manche Nacht
Im Dachstüblein mit mir gewacht.
Das waren Märchenstunden!..
Plötzlich war sie verschwunden.

Ein Weibchen später schlich statt ihr
Heimlich das Glück in mein Quartier.
Da setzt' ich mich aufs hohe Roß
Und hielt mir einen Dienertroß
Gefräßiger Leidenschaften,
Die Geld und Gut wegrafften.
Oft schickt' ich nach Frau Muse aus,
Doch sie besuchte nie mein Haus.

Nun zog ich trotzig in den Kampf,
Wo scharfe Schwerter blinken,
Da schaut' ich aus dem Pulverdampf
Die Muse huldreich winken.

Nach manchem tollen Todessturm
Warf man mich in den Hungerturm.
Das war gewiß nicht ritterlich. —
Ich weinte damals bitterlich.
Sehnsuchtsvoll frug ich jeden Tag:
„Ob wohl die Muse kommen mag?"
Da klirrte hell ein Schlüsselbund.
Ganz leise trat sie strahlend ein
Und küßte Stirne mir und Mund:
„Jetzt bin ich wieder dein.
Komm, laß uns glücklich sein!"

J. M. Toscalio.

Letztes Hoffen.

Hat einst ein stolzer Knabe
An meine Tür gepocht;
Weiß Gott, warum ich damals
Nicht auftun mocht'.

War doch, viellieber Knabe,
Mit Leib und Seele dein,
Drum hofft' ich, du rissest vor Liebe
Die Bretter ein.

Die Hoffnung mag mich geleiten
Ins frühe Grab.
Mir ist, ich säh' dich noch kommen,
Du stolzer Knab'.

Hans Rudorff.

Wozu?

Wozu? Das ist die Frage,
Die uns im Leben plagt,
Auf die uns aber keiner
Genaue Antwort sagt!

Wozu das Hasten, Treiben,
Das Jagen sonder Ruh',
Deckt einst uns ja doch alle
Die gleiche Erde zu.

Wenn es in lichten Sphären
Gibt je ein Wiederseh'n,
Es wär' das Sterben leichter,
Wär' nur ein Vorwärtsgeh'n.

Wenn in den fernen Welten
Von neuem man vereint
Mit jenen, die auf Erden
Man heiß und treu beweint.

Max v. Weißenthurn.

Sei wieder gut!

Von Wilhelm Hermann.*)

Ich fleh' dich an bei aller Sehnsucht Gluten;
Ich fleh' dich an bei aller Treue Mut.
Soll so mein Herz in Reue still verbluten?
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Vergiß die traur'ge unglücksel'ge Stunde,
Da Leidenschaft verführt mein rasches Blut.
Ein bitt'res Wort erpreßte meinem Munde,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Ich fleh' dich an beim ewig-heil'gen Borne,
Draus sich erneut der Liebe reiche Flut.
Bei des Geschickes strafbereitem Zorne,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Ich fleh' dich an beim Glanz der gold'nen Tage,
Da uns das Glück zur schönsten Hoffnung lud,
Bei meines Herzens tränenschwerer Klage,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

*) „Jugendpfade." Gedichte von Wilhelm Hermann. (Kronstadt. Joh. Gött u. Sohn. 1905.)

Auf Urlaub in Wien.

Von Eduard Pötzl.*)

Ein merkwürdiger Einfall für einen Wiener: seinen vierwöchentlichen Urlaub in Wien zuzubringen. Und doch so übel nicht, wie man bei näherer Beschreibung der Lebensweise während dieses Urlaubes gleich sehen wird. Nur der Entschluß, am Orte zu bleiben, fällt schwer. Hat man ihn aber einmal gefaßt, so kann sich daraus ein Urlaub entwickeln, so genußreich und wohltuend, wie ihn keine der üblichen Badereisen zu bieten vermag.

Was darf man von einem Urlaub verlangen?

Zunächst Ruhe, verbunden mit Zerstreuung, wenn ich sie haben will, nicht, wenn sie mich haben will; dann Bequemlichkeit, gesunde Luft, ein erfrischendes Bad und zuträgliches Essen.

Es läßt sich unschwer beweisen, daß ein Urlaub, in Wien zugebracht, nicht nur das alles zu bieten vermag, sondern für Kenner sogar in einem Maße, wie es von den wenigsten Kurorten erreicht wird. Der Übersichtlichkeit wegen sei die Lebensweise während dieser Urlaubszeit in Wien nach den Tageszeiten hier wiederzugeben.

Die Nacht. Es ist eine alte Erfahrung, daß man nirgends so gut schläft, wie in seinem eigenen Bett. Zur sommerlichen Jahreszeit kann man ohne jeden Nachteil sämtliche Fenster im Schlafzimmer über Nacht offen stehen lassen. Das ergibt am Morgen eine Temperatur von 17 bis 18 Grad Reaumur, wie ich an den heißesten Tagen gemessen habe. Während des Urlaubs hat man auch Zeit, die Regulierung der Temperatur in der Wohnung selbst in die Hand zu nehmen.

Dienstboten machen das immer schlecht. Sie glauben schon die Hüter der modernen Hygiene zu sein, wenn sie im Sommer beständig die Fenster offen lassen. Im Winter bringt sie ohnehin keine Macht der Erde dazu, ein Fenster zu öffnen. Nun ist es aber bekanntlich nur zweckmäßig, in der heißen Jahreszeit die Fenster bei Nacht zu öffnen, am Tage aber zu schließen und gegen die Sonne zu verhängen. Tut man das konsequent, läßt alle Verbindungstüren offen und bringt zwischen ihnen vielleicht noch ein paar in kaltes Wasser getauchte und dann ausgewundene Tücher an, so hat man es herrlich kühl und dabei doch behaglich; denn man ist, wie der Franzose sagt, dans ses meubles. Die Teppiche sollen nur auch bleiben, denn sie sind schlechte Wärmeleiter. Nicht umsonst behängen die Orientalen ihr Heim mit den Erzeugnissen von Smyrna.

Man schläft also in der gewohnten Umgebung und in der Sicherheit, am Morgen nach Gefallen faulenzen zu können, wunderbar. Das ist an und für sich schon ein großer Gewinn für die zimperlichen Nerven.

Der Morgen. Es gibt nichts Angenehmeres als einen Morgen, an dem man nicht genötigt ist, in das Amt oder in eine ähnliche Zwangsarbeitsanstalt zu gehen. Immer ist Sonntag während dieser vier Wochen. Man kann „brodeln" während des Ankleidens, sich mit dem köstlichen kalten Wasser unserer Wasserleitung waschen (im Hotel ist immer lauwarmes Wasser in den Krügen) und dann seine Kur im Stadtpark nehmen, wenn es schön ist. Eine entzückende Landschaft, dieser Park, von der Terrasse des Kursalons gesehen. Am Morgen duftet noch alles, die Luft ist weich und doch nicht erschlaffend, in den Sträuchern singen die Vögel, von den wie Samt kurz geschnittenen Wiesenplätzen haucht es nach der Bespritzung wun-

*) Aus den demnächst erscheinenden „Gesammelten Skizzen" von Eduard Pötzl. Ausgabe in 18 Bänden. (Wien. Robert Mohr.)

derbar kühl herüber — kurz, es ist ein reizendes Verweilen da. Wer Phantasie hat, kann sich sogar einbilden, er sei in seinem eigenen Lustpark.

Man trinkt ein Mineralwasser: heute Karlsbader, morgen Marienbader, übermorgen Franzensbader u. s. w., damit man seinen Leib wider alle Krankheiten stärkt, während man in den Kurorten immer nur einseitig verfahren kann: entweder Karlsbader oder Marienbader u. s. w. Mit diesem Trank im Leibe geht man eine Stunde spazieren, das heißt: es braucht nicht so genau genommen zu werden. Den letzten Becher Wasser trinkt man nach der eigenen Uhr, das Frühstück bestellt man nach der Uhr des Kursalons, die immer um eine Viertelstunde vorausgeht. Auf diese Weise kommt man früher zu dem Imbiß und kann doch in seinem Gewissen beruhigt sein. Das Frühstück ist ja immer die schönste Mahlzeit am Tage; während des Urlaubs in Wien wird es zu einer weihevollen Handlung. Alle gute Milch, alle gute Butter wird nach Wien verschickt, wie man auf dem Lande immer erzählen hört. Dazu guter Tee, frisches Gebäck (keine aufgewärmten ländlichen Mammutskipfel), frische Zeitungen, schließlich eine Morgenzigarette — es ist einfach himmlisch.

So schwelgt man sich in den Vormittag hinein, bis der zweite Teil der Kur beginnt. Regnet es aber am Morgen — um so besser. Dann freut man sich des langen Schlafens, des gemütlichen Kaffeehauses und gedenkt, indessen der Regen an die Spiegelscheiben klatscht, der Mitmenschen, die in den Kurorten sind: pfui Teufel, haben die heut' ein Hundewetter!

Der Vormittag. Dieser bringt die Badekur. Was ist die Nordsee, die Atlantis gegen das Holzersche Strombad! Vom Wind abhängige Lachen, die nach Jägerhäringen schmecken, wenn man — Gott behüte — einen Mundvoll schluckt! Das Donaubad beim Holzer aber ist die Krone aller Bäder; das scheuert dem Menschen durch den feinen Sand, den das reißende Wasser mit sich führt, alle Gebresten aus dem Leibe.

Kein Wunder, daß die Donaukarpfen so stark und gesund sind, da sie sich doch jahraus, jahrein in diesem Elemente tummeln. Gefräßig sind sie auch. Begreiflich; denn der Hunger nach einem solchen Strombad ist einfach unstillbar. Daher kommt es, daß die Mageren nach dem Gebrauch dieser Bäder dick werden. Die Dicken hingegen werden mager. Warum? Das weiß ich nicht.

Der Mittag. Zu dieser Tageszeit wird der dritte Teil der Kur; die reichliche Nahrungsaufnahme in einem guten Speisehaus, gründlich erledigt. Wenn man sich hierzu eine Tischgesellschaft wählen kann, in der keine unbarmherzigen törichten Schwätzer oder gar rücksichtslose Spucker vorhanden sind, wird die Kur sicherlich doppelt so gut anschlagen. Ein Mineralwasser bei Tisch, vornehmlich mit etwas Sekt gemischt, wird von guter Wirkung sein, wenn die Mittel dazu reichen.

Nach dem Kaffee und der Zigarre begibt man sich unverweilt nach Hause, um die heißesten Stunden, aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigt, in dem kühlen, dämmerigen Zimmer auf dem Ruhebette zuzubringen. Ist man imstande, dabei die Augen offen zu halten und zu lesen — gut. Wenn nicht, so ist ein bißchen Duseln auch eine wohlgefällige Sache, die noch niemand umgebracht hat. Die Ärzte sagen das Gegenteil; das tun sie aber bei allen guten Dingen. Wenn es auf diese Herren ankäme — es möchte kein Hund so länger leben.

Der Abend. Dieser muß der Luftkur gewidmet sein. Man fährt abwechselnd auf den Kahlenberg, nach Sievering, Grinzing, Hütteldorf, Pötzleinsdorf *) u. s. w., die Liste ist unerschöpflich. Um möglichst lange die gute Luft da draußen genießen zu

*) Jetzt schon zu Wien gehörige waldreiche Ausflugsorte.

können, darf es einem auf ein paar Gläser Wein oder Bier mehr nicht ankommen. Die Luft ist die Hauptsache; das Bier oder der Wein sind nur die Mittel zum Zweck. Bringt es der Urlauber über sich, den letzten Stellwagen oder den letzten Zug zu versäumen und dann die ganze Strecke in der würzigen Nachtluft bis nach seiner Wohnung zu Fuß zu laufen, so ist jede Bürgschaft dafür zu leisten, daß er nach Ablauf seines Urlaubes gesünder ist, als alle diejenigen, die aus den teuersten Bädern zurückkehren. Fährt er aber nach Hause, so ist dies jedenfalls wesentlich angenehmer und wird ihm auch keinen Schaden bringen.

Bei zweifelhaftem Weter kann man es mit den Konzerten im Prater versuchen und dort die verschiedenen neuen Lieder mitsingen, wie es just der Brauch ist. Stimme und Gehör sind nicht notwendig, die andern Leute haben's auch nicht. Das ganze dient ja bloß zur Aufheiterung des Gemütes; es mag einer dabei heiser sein wie ein Rabe, das macht nichts . . . Darauf aber schön brav schlafen gehen! (Siehe oben.)

*
* *

Ist das nicht ein wonnevolles, friedsames, nervenstärkendes, gesundes Leben während eines solchen Urlaubs in Wien?

Gewiß!

Nur schade, daß niemand so vernünftig ist, dies zu tun.

Ich auch nicht.

Lustige Zeitung.

Jemand suchte einst einen Arzt auf, um ihn wegen eines Rheumatismus, der ihn sehr plagte, um Rat zu fragen. Der Arzt nahm sofort einen Streifen Papier und schrieb ihm ein Rezept. Als der Kranke weggehen wollte, rief ihn der Arzt zurück und sagte: „Noch eins, Bester! Seien Sie doch so gut, es mich wissen zu lassen, wenn mein Mittel Ihnen Erleichterung verschafft. Ich selbst leide schon seit zwanzig Jahren an ähnlichen Schmerzen wie Sie und habe bis jetzt vergeblich nach einem wirksamen Mittel gesucht.“

Schulhumor. Lehrer (diktiert): „Der Verfolgte floh, sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“ — Lieschen (schreibt): „Der verfolgte Floh sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“

Im Sinfoniekonzert. Tochter (beim Adagio): „Jetzt drückt Beethoven in seiner Musik die wehmütige Sehnsucht nach dem verlorenen Glück aus!“ — Mutter (beim Maestoso): „Das ist jetzt die Klage über das traurige Menschenlos!“ — Der folgende Teil wird durch einige Paukenschläge eingeleitet. Vater: „Und jetzt wird frisch angezapft!“

Förster: „Nun, meine Herren, wer hat sich denn heute auf der Jagd am besten amüsiert?“ — Ein Jäger (verlegen): „Ich glaube — die Hasen.“

Entweder — oder. Straßenräuber: „Das Geld oder das Leben!“ — Angefallener: „Bitte, dann nehmen Sie sich lieber das letztere!“

Seine hochfreiherrliche Gnaden, unser Gutsherr, will ja nur euer Bestes“, sagte ein Amtmann zu den in der Kanzlei versammelten Bauern. — „Ja freilich“, sagte einer, „will er nur unser Bestes, wir wollen's aber nicht hergeben.“

Aus der Schule. Lehrer: „Nun, Karlchen, kannst du mir eine Stadt in Deutschland nennen, deren Name mit einem R anfängt?“ — Karlchen: „Erfurt!“

Erkannt. Bocher (armer Jude): „Herr Kommerzienratleben, hab' ich gekannt Ihre Tanten und Ihren Herrn Onkel, hab' ich sehr gut gekannt Ihren Herrn Papa und Ihren seligen Herrn Groißpapa . . .“ — Kommerzienrat: „Sagen Se mer lieber gleich, was Se woll'n, aber klettern Se mer nix auf meinem Stammbaum herum.“

Schicksalstücke. Wenn ein kleiner Postbeamter seiner Braut ein Los schenkt, diese den Haupttreffer macht und sodann, weil sie die nötige Kaution besitzt, einen Leutnant heiratet.

Angenehme Enttäuschung. Schusterlehrling: „Ach, wie wird sich die Mutter über meine ersten Nachrichten aus der Fremde freuen! Gottfried — hat sie gewiß hundertmal zu mir gesagt — Gottfried, du wirst dein Lebtag keinen Meister bekommen . . . und jetzt hab' ich in acht Tagen schon fünf.“

Bosheit. Kommerzienrat (während der Soiree): „Herr Doktor, setzen wir uns dort unter die Palme und tauschen wir Gedanken aus!“ — Schriftsteller: „Aber, Herr Kommerzienrat, Sie wollen doch immer ein Geschäft machen!“

Bücher.

Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. Von Franz Mach, vormals Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Saaz. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

„Besser ist es, daß ihr mich haltet für verwogen, toll und anmaßend, als daß ihr tuet, was Gott mißfällt.“ Dieses Wort des heiligen Chrysostomus *) hat der dem Kirchenhistoriker wohlbekannte Weihbischof Nikolaus Hontheim von Trier seinerzeit sich vor Augen gehalten und hat dann unter dem Pseudonym „Febronius“ sein vielbekämpftes Werk de statu ecclesiae geschrieben, diesem Buche eben angeführten Ausspruch des griechischen Kirchenvaters und Lehrers als Motto voransetzend. Ohne Zweifel hat auch der Verfasser der „Krisis im Christentum“ sich gedacht: „Besser ist es, daß ihr mich für tollkühn, wahnsinnig und anmaßend haltet, als daß ich euch so weiter tun lasse, was unmöglich Gott gefällig sein kann“ und hat dann — nicht etwa pseudonym, sondern mit seinem wahren und vollen Namen — dieses sein neuestes Buch geschrieben und herausgegeben, das er, entsprechend seinem hochwichtigen und bedeutsamen Inhalte, einen „Weck- und Notruf an unsere Zeit“ nennt.

Dieselbe, als materialistisch, ideallos und nüchtern-geschäftlich geltend, ist Zeuge einer geistig-religiösen Renaissance, wie sie seit der mittelalterlichen Reformation keine andere Epoche der Geschichte gesehen. Das Interesse an theologisch-philosophischen Fragen, an der Aneignung einer richtigen, vernünftigen Lebens- und Weltanschauung wächst, die Bewegung zur Religion, das Sichsehnen und Suchen nach Wahrheit und religiöser Aufklärung schwillt an und insbesondere treten Bestrebungen zur Wiedervereinigung und Versöhnung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auf gemeinsamer Grundlage hervor. Immer tiefer bricht sich die Überzeugung Bahn, der gegenwärtige Zustand der christlichen Welt sei unhaltbar, die theologisch-christliche Dogmatik beruhe selbst in ihrer Grundlage auf Irrtum und Mißverständnis. Von der Voraussetzung ausgehend, daß ein dauernder religiöser Friede sowohl im Leben der Menschheit wie in dem Herzen des einzelnen nur auf dem festen Boden der Wahrheit möglich ist, sucht er zunächst diese unparteiisch und rückhaltslos zu erforschen. Er läßt alle Richtungen und Anschauungen zum Worte kommen und fällt das Urteil, wie es ihm ehrliche Überzeugung, Recht und Gewissen vorschreiben. Schon vor drei Jahren hat der Verfasser, Herr Professor Mach, ein diesbezügliches Werk veröffentlicht: „Das Religions- und Weltproblem. Dogmen-

*) Homil. IV. in Ep. ad. Hebr. Opp. tom. XII. pag. 50. nov. edit: Melius est, ut vos me suspicemini audacem, saevum, et arrogantem, quam ut vos faciatis, quae Deo non placent.

kritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit", das im Vorjahre bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Allein dieses Werk, zwei Bände stark, ist zu umfangreich und dessen Preis (15 Mark) zu hoch, als daß es sich in breite Schichten hätte Eingang verschaffen können; auch ist es streng wissenschaftlich gehalten und darum für den gewöhnlichen Mann des Volkes nicht leicht verständlich. Kaum, daß es erschienen war, hatte man in streng katholisch-kirchlichen Kreisen eine Widerlegung in Aussicht gestellt, die man aber auffallenderweise bis heute noch schuldig ist, vermutlich aus keinem anderen Grunde als dem einen, weil die Behauptungen und Ausführungen des Verfassers, so ungelegen sie auch sein mögen, wahr und zutreffend sind und darum auch nicht widerlegt werden können.

Das von ihm in seinem „Religions- und Weltproblem" Gesagte wiederholt er vielfach in allgemein verständlicher Sprache und Darstellung in seiner neuen, vor kurzem erst herausgegebenen Schrift: „Krisis im Christentum", deren Vorrede in die Worte ausklingt: „Möchte meine schwache Stimme im Lärme des Zeitstreites nicht ungehört verhallen und die Aufnahme dieser Schrift der reinen Absicht und der warmen Hingebung entsprechen, mit der sie geschrieben wurde." Das Buch selbst zerfällt in folgende Hauptstücke und Unterabteilungen: 1. Unsere religiöse Zeitlage: α) die kirchliche Zeitlage; β) unsere sittliche Zeitlage; 2. Der Weg zur Einigung und Heilung. 3. Die Bibel im Lichte wissenschaftlicher Forschung: α) die alttestamentliche; β) die neutestamentliche; γ) Wunder und Weissagungen. 4. Welche Weltanschauung ist das Ergebnis vernünftig-wissenschaftlicher Betrachtung? α) Materialismus? β) Spiritismus oder Idealismus? γ) Dualismus? Nein, sondern δ) der Monismus, die einheitlich-natürliche Weltanschauung. 5. Der Gottesglaube und das religiöse Gefühl. 6. Jesus und sein Werk. 7. Die derzeitigen christlichen Bekenntnisformen und die Lehre Jesu. 8. Die Religion der Zukunft.

Es ist schwer zu sagen, welchem dieser acht Kapitel der Vorzug vor den anderen gebührt. Es ist eben eines so interessant und wichtig, wie das andere. Am populärsten gehalten sind wohl die kritischen Untersuchungen über die Bibel, die von ihr erzählten Wunder und Weissagungen über Jesus und sein Werk und die dabei mitberührte kirchliche Lehre über die angeblich von Christus gestifteten sieben Sakramente. In dem Schlußkapitel, das schon durch seine Überschrift die Aufmerksamkeit auf sich zieht, geht der gelehrte und scharfsinnige Verfasser auf vielerlei Religionen des Morgen- und Abendlandes ein, weist als Ergebnis seiner Prüfung und Untersuchung die dringende Notwendigkeit wie zeitgemäßer kirchlicher Reformen so auch einer festen religiösen Grundlage der sittlichen Gesellschaftsordnung nach und kommt schließlich zu dem Resultate, daß diesen Forderungen nur der Geist Jesu und des Evangeliums, das sogenannte **reine** Christentum entsprechen, dieses darum auch allein nur die Religion der Zukunft sein kann und sein wird.

Die Rückkehr zu diesem wahrhaft „evangelischen", kirchlich und parteimäßig-konfessionell nicht beschränkten Christentum würde keine grundstürzende Änderung der in den christlichen Völkern eingelebten Ideen und Anschauungen erfordern, sie würde an Bekanntes und Gewohntes anknüpfen und wäre nicht gewaltsame „Revolution", sondern berechtigte, vernünftige „Reformation". Die Kirchenreformation am Ausgange des Mittelalters, zu der Luther und die übrigen Reformatoren dankenswert wertvolle Bausteine geliefert, könnte ausgebaut und vollendet, das Christentum fortentwickelt und **arisch-germanischer** Lebensanschauung angepaßt werden. Wie nachgewiesen, läge der Schwerpunkt dieses „reinen Christentums" nicht in Glaubenslehren, sondern in einer allgemein menschlichen **Sittenlehre**, zumal die Glaubensvorstellungen des Urchristentums über Gott, Engel, Teufel, Himmel, Hölle, Welt, Seele, Mensch, Auferstehung 2c. dem engen Bildungskreise jener Zeit entsprachen und großenteils so naiv und mystisch-phantastisch waren — man denke nur an die als unmittelbar bevorstehend erwartete Wiederkunft Jesu vom Himmel bei Matth. 16, 28, Mark. 13, 30, II. Thessal. 2, 1 f. oder an die Schilderung der Auferstehung in I. Thessal. 4, 14—16, gemäß welcher die Lebenden dem in den Wolken sitzenden Christus entgegen in die Luft entrückt werden — daß sie später selbst von gläubigen Bekennern des Christentums fallen gelassen werden mußten. Was in dieser Sittenlehre des Evangeliums mangelhaft oder unvollkommen ist, könnte leicht ergänzt, was übertrieben und durch morgenländisch-asketische Beimengungen getrübt ist, ohne Schwierigkeit beseitigt werden, wie dies ja eigentlich schon im „Heliand" geschieht, dem ersten Versuch, „christlichen" und „germanischen" Geist in Einklang zu bringen. Auf diesem festen Boden sittlicher Grundsätze könnte sich dann eine reine religiöse und ideale Weltanschauung aufbauen, eine wahre Verehrung der Gottheit im Geist und in der Wahrheit, ohne Dogmenzwang und ohne alles und jedes Opfer des Verstandes und des Gewissens."

Es würde damit zuglich die Forderung **Herders** erfüllt sein, welcher warnt, daß wir in dem, was das Christentum uns **jetzt** sein soll, nur eine Terminologie jüdischer Worte und Gebräuche oder aber eine ewig fortzuführende Terminologie mißverstandener jüdischer Worte erblicken und es wäre erreicht,

wofür die geistreichsten Männer unseres Volkes, insbesondere Kant und Schleiermacher, von der deutschen Geistesarbeit erwarteten: Die reformatorische Umbildung und Germanisierung der aus dem Oriente stammenden christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wer immer ein Interesse hat an den kirchlich-religiösen Tagesfragen und verläßliche Orientierung über die Religion der Zukunft, lasse das von uns hier kurz besprochene neueste Buch Professor Machs nicht unbeachtet und nicht ungelesen liegen. Wg.

Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman von Mathilde Serav. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

In der ausgezeichneten Sammlung ausländischer Erzählungsliteratur, welche die Deutsche Verlagsanstalt verlegt, nimmt das „Schlaraffenland" einen ersten Platz ein. Mathilde Serav schildert in fesselnder Weise die Spielleidenschaft, der ganze Familien und Stämme zum Opfer fallen. Die psychologische Entwicklung der Charaktere geht Hand in Hand mit einer meisterhaften Milieuschilderung, die ein farbenprächtiges und markantes Bild süditalienischen Lebens bietet. H. R.

Lebensdrang. Roman von Paul Ilg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Hauptpersonen des Romans, der alte gewissenlose Güterspekulant, seine von ihm seelisch mißhandelte Frau, ihre oberflächlich-anmutige Tochter und vor allem der „Held" des Ganzen, ein junger Streber, in dessen Seele edle und niedere Instinkte merkwürdig neben- und gegeneinander stehen — das sind Figuren, die wirklich zu leben scheinen. Ein Zeichen schriftstellerischer Sicherheit ist es, wie Ilg es völlig verschmäht, im äußeren Gang der Handlung den Forderungen der „poetischen Gerechtigkeit" Konzessionen zu machen. Aber wir fühlen, daß das Leben jener Schuldigen im innersten Kern gebrochen ist. V.

Grete Wolters. Roman von Eva Gräfin Baudissin. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Vom Werden und Reifen einer Frauenseele berichtet Gräfin Baudissin in diesem Buch. Einer Frauenseele, die in ihrer echten Naivität und im Adel ihrer Unschuld lange heimatlos im Leben steht; deren Reinheit und stolze Keuschheit auch aus den Händen eines gewissenlosen Verführers unbefleckt hervorgeht und die endlich, als sie den ohne Schuld begangenen Fehltritt ihrer Mädchenjahre durch freiwilligen Tod sühnen will, durch die zum Verständnis erwachte Liebe eines tüchtigen Mannes dem Leben zu dauerndem Glück wiedergeschenkt wird. V.

Ihr führt ins Leben uns hinein. Roman von H. Walter. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schon bei ihrem Vorabdruck in der „Deutschen Romanbibliothek" hat diese Arbeit eines bislang noch ganz unbekannten Verfassers ganz hervorragendes Interesse gefunden. Ein junger Offizier, ein ernster, lauterer Charakter, ist mit einer in unglücklicher Ehe lebenden Frau in Beziehungen gekommen, die er durch Selbstmord zu sühnen gezwungen wird. Die Seelenkämpfe, die dem Ende vorausgehen, sind mit Innerlichkeit geschildert; dem Unglücklichen wird der Abschied vom Leben nicht leicht gemacht. Aber die Verwicklung, in die ihn die Rachsucht einer von ihm zurückgewiesenen Koketten hineinstürzte, ist unlösbar und auch Motive rein innerlicher Natur lassen den tragischen Ausgang trotz der scheinbaren Willkür, mit der noch zuletzt der Zufall hineinspielt, als unvermeidlich erscheinen. V.

Rinnender Sand. Ostseegeschichten von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

An der Ostsee spielen die beiden Geschichten, in denen Rosner sich als Meister in der Schilderung feinsinniger Menschen und ihrer Seelenkämpfe zeigt. Und nicht äußerlich ist in diesen „Ostseegeschichten" das Verhältnis der Menschen und Dinge zur See, die sie umrauscht. Mit feinfühliger Kunst sind hier der ewige Sang der Wellen und die Schicksale der Menschen, die wir am Strande wandeln sehen — die Hände nach dem Glücke strecken und entsagen — zu einem einzigen starken Klang gestimmt. V.

Die Kunst und das Leben. Es ist Tatsache, daß nicht nur auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch auf dem der bildenden Künste Schundware existiert, die infolge ihres billigen Preises und ihrer äußeren, den Nichtkunstverständigen leicht blendenden Gewandes großen Absatz findet und so die guten Erzeugnisse, die in vielen Fällen nicht einmal teurer sind, verdrängt. Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Georg Witkowski hat kürzlich über dieses Thema einen für das große Publikum berechneten Vortrag gehalten, der in Max Hesses Verlag in Leipzig unter dem Titel „Die Kunst und das Leben" im Druck erschienen ist. Von der im gleichen Verlage früher erschienenen Broschüre desselben Verfassers „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen?" wird soeben das 21. bis 25. Tausend ausgegeben und damit der Beweis geliefert, wie sehr das große Publikum für solche von maßgebender Seite verfaßte Aufklärungsschriften empfänglich ist. Auch dieser Schrift hat der Verfasser eine von neuem vermehrte „Liste empfehlenswerter

Bücher“ beigegeben, die bei der Auswahl der Lektüre und bei Zusammenstellung von Haus-, Vereins- und Volksbibliotheken ausgezeichnete Dienste leistet. V.

Büchereinlauf.

Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene v. Schellander. (Dresden-Blasewitz. Hof-Verlag R. v. Grumbkow. 1906.)

Eine Vernunftheirat. Ein Epos von Bernhard Bosch. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Aus Bühnenduft und Städtequalm. Novellen von Karl Gober. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Dornenkrone. Drama in vier Aufzügen von Jakob Fürth. (Wien. Stern & Steiner. 1905.)

Biblische Impressionen. Von Karl Felner. I. und II. Stück. Vor Sonnenuntergang. Der Pharisäer und die Ehebrecherin. (Berlin. Schuster & Löffler. 1906.)

Gedichte einer Frau aus dem Volke. Verfaßt von Luise Nickel, geb. Hoffmann. (Freienwalde a. O. Im Selbstverlage der Verfasserin.)

Gedichte. Von Albert Kohl. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Lustige Leut'. Neue Scherzgedichte in Nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. (Wiesbaden. Verlag des Verfassers. 1906.)

Kroatische Lieder. Übersetzungen von Eduard Koller. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Prinz Eugen. Von Karl R. v. Landmann. Mit 103 Abbildungen. (München. Kirchheimscher Verlag 1905.)

Biblische Orte. Einzelbilder von einer Orientreise von Alwin Schenk. (Breslau. Priebatsch's Buchhandlung.)

Das moderne Christentum. Herausgegeben von Theodor Kappstein. Erste Serie: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage. (Berlin. Hüpeden & Merzyn.)

Märkische Skizzen. Von Anna Plothow. Mit mehreren Bildern. (Berlin. Schall und Rentel.)

Kaschuben. Kleine Bilder aus der Heimat von Paul Hermann Joseph. (Berlin. Schriftenvertriebsanstalt.)

Südtiroler Alpengold. Kulturgeschichtliche kurze Skizzen, Aperçus und Anregungen von Eduard W. v. Thümen. (Villach. J. Gitschthaler.)

Die Zigeuner und das Evangelium. Von Reinhold Urban. (Graz. Reinhold Urban.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Herausgegeben von Herm. Berdrow. (Teschen. Karl Prochaska. 1906.)

Die Mimik des Denkens. Von Dr. Sante de Sanctis. Autorisierte Übersetzung von Dr. Johannes Bresler. Mit Abbildungen. (Halle a. S. Carl Marhold.)

Postkarten des „Heimgarten“.

L. Sch., Graz. Aber gewiß. Der „Heimgarten“ hat sehr oft auch katholische Priester und Seelsorger mit derselben Wärme geschildert, als den ersten evangelischen Pfarrer von Mürzzuschlag. Aber, wenn ein wohlwollender, duldsamer, für die sittliche und geistige Vervollkommnung seiner Gemeinde ernst besorgter katholischer Pfarrer dargestellt wird, sagt die klerikale Kritik, wir schilderten nicht wirkliche katholische Priester, sondern — Josefiner.

Diese Kritik meint ultramontane Politiker, wir meinen christliche Priester. Da kann's freilich ewig keine Verständigung geben.

* In neuester Zeit häufen sich die Fälle, daß von uns abgelehnte Manuskriptpakete ein zweitesmal, ja nach unserer wiederholten entschiedenen Ablehnung und Retournierung sogar ein drittesmal uns zugeschickt werden. Wir erklären, daß solche Zudringlichkeiten ganz vergeblich sind. Unaufgefordert eingesandte Manuskripte können bei uns keinerlei Berücksichtigung finden. Wir sind keine Versuchsstation für Dilettanten, die sich von Woche zu Woche in erschreckender Weise mehren.

(Geschlossen am 10. April 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rödl. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten

9. Heft. Juni 1906. 30. Jahrg.

Der Spaß des Holzhändlers.

Eine Wirtshausgeschichte.

In einem Touristenhause war's, wo der Poet mit seinem alten Schulkameraden Stoffel Breihauser zusammenkam. Da gab's allemal des schalkhaften Geplauders eine Menge, wenn die beisammensaßen. Aus alter Zeit, aber auch aus neuer. Sie waren seit der Schulbank ziemlich verschieden ausgewachsen; der Stoffel neckte den Poeten damit, daß dieser ein „hoher Herr" geworden, und der Poet schalt jenen, den Holzhändler, einen reichen Mann.

Der Holzhändler hatte ein paar Jahrgänge Realschule studiert, war dann Handelsmann geworden und nun, während der Poet im Gebirge herumstieg, um Geld anzubringen, ging er auf Handel aus. Den Wald, den der eine so überschwänglich pries, kaufte der andere um Bargeld, setzte natürlich, wie er den Bauern klagte, bei jedem Geschäfte zu, und das schon so lange und beständig, bis er durch solch schlechten Geschäftsgang ein steinreicher Mann geworden war. Wenn er die Holzhauer im Lohn drückte, so sagte er gerne, das Holz sei teuer und die Leute seien billig geworden. Das Holz geht unter Sturm und Schneedruck zugrunde, Leute wachsen immer — auch in größten Mißjahren. Dafür zahlte er, wo sie im Wirtshaus zusammenkamen, für den alten Jugendkameraden immer die Zeche, fragte gern, was der Poet wieder für ein Büchel in der Arbeit hätte und spielte sich auf

einen Dichterschutzherrn aus. Wenn es mit dem Holzhandel, meinte er, einmal gar nicht mehr ginge, dann werde er sich auch aufs Büchelschreiben verlegen, wenn's darauf ankäme, ein bissel fabeln könne er auch. Das wußte man wohl. Nicht just, daß die armen Waldbäuerlein sein Fabeln manchmal mit gutem Geld zu büßen hatten, unterhielt er mit seinen Schwänken oft ganze Gesellschaften.

Diesmal, im Touristenhause, waren sie recht ernsthaft, dem Poeten tat's um den Wald leid, den in der ganzen Gegend der Schneedruck des vorigen Winters gebrochen hatte und der Stoffel Breihauser weinte fast über das Unglück, das die Bauern getroffen. Der Poet schaute ihm andächtig ins Gesicht und empfand allerlei Achtung vor dieser Verstellungskunst. Denn der Schneebruch war für diesen Holzwurm ein Glücksfall erster Güte.

Dem Stoffel Breihauser mochte daran gelegen sein, den Poetengeist vom Holze ab- und auf das Papier zu leiten. So fragte er den alten Schulkameraden wieder einmal, was er für Dichterarbeiten unter der Hand hätte? Im Augenblicke war dieser auch schon ganz der einfältige Poet, dem das Herz immer voll ist und immer ungebärdig pocht und immer ein wenig weh tut vor dem, woran es schmiedet.

„Eingesetzt ist etwas", antwortete der Dichter, „was es wird, das weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich ein Roman. Ein Bauernroman. Seit Jahren geht es mir schon nach, daß man nicht immer der Liebe, sondern auch einmal der ehelichen Treue ein hohes Lied singen müsse."

„Der ehelichen Treue", sagte der Holzhändler. „Der ehelichen Treue ein hohes Lied. So, so."

„Dich geht das nichts an!" rief der Poet übermütig.

„Nein. Mich geht das nichts an", antwortete jener sehr gelassen. „Aber — du weißt, ich verstehe nichts, nur wissen möchte ich, weswegen das just ein Bauernroman sein soll."

„Weil gerade bei den Bauern die eheliche Treue noch so weit daheim ist."

„Ei, ja richtig!" sagte der Holzhändler, „die ist bei den Bauern daheim. Wird schon sein. Wird schon sein." — „Du!" rief er plötzlich, „da tät' ich dir einen guten Stoff wissen, wenn du einen Bauernroman schreiben willst von der ehelichen Treue."

„Gut ist's. Pack' aus."

„Kellnerin! Oder Fräulein, wie man sagen muß auf der Alm. Füllen S' noch einmal nach!" Er hielt ihr die leere Weinflasche hin. „Derweil stecken wir uns jeder eine ins Gesicht." Er reichte dem Kameraden die Zigarrentasche. „Du liebst geistlose, o bitte, nikotinlose wollte ich sagen. Nimm eine lichte. Die tut nichts."

Als er auch das Streichholz gerieben und das Glas frisch gefüllt hatte, rückte er dem Poeten näher und fing mit ziemlich leiser Stimme an, diesem den Romanstoff mitzuteilen.

„Kennst du den Michel im Rain zu Altersbach? Den lustigen Alten mit dem schönen grauen Haar und dem treuherzigen Rundgesicht? Ei, du mußt ihn ja kennen. Der immer seine grauen Kniehosen an hat und die grünen Strümpf, weil er alten Steirerbrauch in Ehren halten will. Am Fronleichnamtstag trägt er allemal die große Fahne. Ja — der nämliche. Weißt, der uns die Forellen immer hat ausgeweidet und gebraten, die wir beim Ochsenhalten aus dem Bach haben gestohlen. Mensch, wie die Zeit vergeht! Jetzt hat der Michel schon einen erwachsenen Sohn. Der Hansel, ein Prachtbursch, wie die Tann im Wald. Merkt's auch schon und lauft auf allen Vieren im Heiraten um. Und denk' dir, er findet keine, die für ihn paßt. — Ob er so anspruchsvoll ist, fragst du. Na, die erstbeste nimmt er freilich nicht, aber die beste will er haben. Der Häuterin ihre Tochter. Vermögen hat sie keines, aber sauber ist sie und die tät ihm gefallen. Jetzt, die Heirat duldet sein Vater nicht. Sein Vater ist ein sittenstrenger Mann. Die kannst nit nehmen, Hansel, hat er gesagt. Aber warum nit, Vater? Brav und fleißig ist sie und weiß keine Untugenden und die gefällt mir. Ist ja rechtschaffen von dir, daß du ans Heiraten denkst, daß alles sauber abläuft in Zucht und Ehren. Aber ich sag' dir's noch einmal, die Häuterische, die kannst nit nehmen, Hansel! Ja, Vater, wegen was denn nit? Ihr seid doch sonst nit so, habt mit den Häuterischen alleweil ein gutes Zusammenschauen gehabt. — Das wohl, das wohl, Hansel! — Besser zu Willen, hab' ich gemeint, kunnt ich euch's nit machen, als wenn ich die Häutererdirn nehm. — Hast schon mit ihrer Mutter geredet, Hansel? — Na, sagt der Bursch, mit der hab' ich noch nit geredet. Aber sie sagt ja, das weiß ich gewiß. — Hansel, sie sagt nein, das weiß ich noch gewisser. Weißt, Bub — der Michel am Rain faßt seinen Sohn am Rockflügel, zerrt ihn hinter die Tür in den Winkel und zischelt ihm ins Ohr: Weißt, man sagt's nit gern, wenn man's nit sagen muß. Aber damit du weißt, wie du dran bist, die Häutererdirn, die Agerl, ist —". Und sagte es ganz leise. „Kannst dir denken, daß der Hansel still geworden ist und nichts mehr gesagt hat."

„Und das", begehrte der Poet auf gegen den Holzhändler, das soll ein Stoff für meinen Roman über die eheliche Treue sein?"

„Ah beileib", sagte der Stoffel Breihauser, „das möcht' wohl ein bissel zu mager ausschauen für einen Roman. So was soll ja drei Bände haben, glaub' ich. Bin mit meiner Geschichte auch noch nicht fertig." — Der Wochen sechs oder sieben und der Hansel kommt wieder zu seinem Vater, und jetzt hätte er halt die Rechte gefunden.

Zu allen anderen Vorzügen wäre sie auch reich, bekäme einmal den ganzen Hof mit, weil sonst kein Geschwister da sei. — Die Lackenhofer-Tochter wäre es. — Wer, die Mariel? frägt der Vater. Wir haben uns schon versprochen, sagt der Bursche. — Wird doch das nit sein, Hansel! Ist doch aus der Weis', daß du allemal die Gefehlte findest. Da kann ich wieder nit ja sagen. Ich kann nit, es geht nit. — Ja, warum nit, Vater? — Red' mit der Mutter, Hansel! Nit mit deiner. Mit der Mariel ihrer. Mit der Lackenhoferin. Wenn sie ja sagt, dann wegen meiner. — Denkt sich der Hansel, das ist meine geringste Sorg, die Lacknermutter sagt ja. Sie hat mich alleweil gern gehabt. Und geht zu der Lackenhoferin. Und denke dir, die schlägt die Hände über den Kopf zusammen, wie sie sein Anfragen hört, und hebt an zu weinen und nimmt den Burschen mit beiden Armen um den Hals und flennt so arg, daß seine Wangen naß werden und sagt endlich, sie könne nicht reden, sie dürfe nicht reden. Sein Vater würde ihm alles sagen. Geht er wieder zum Vater. Der hat nur einen Deuter gemacht, da wußte der Hansel alles, mit der Lackenhoferischen war's wie mit der Häuterischen. — „Mir scheint, Alter, du kannst nicht rauchen“, unterbrach sich der Holzhändler. „Dir lischt die Zigarre immer aus. Oder hat sie keinen Zug? Nimm eine andere. Immereinmal werden sie mir feucht bei dem Umhergehen im schlechten Wetter.“ Er lachte, als ob feuchte Zigarren ein Spaß wären.

„Erzähle weiter“, sagte der Poet, aber zum Lachen war ihm nicht. „Möchte schon wissen, was der Hansel jetzt gesagt hat.“

„Freund! Der hat jetzt keinen schlechten Zorn entwickelt. Was hat ihm der Vater nicht alleweil für Sittenpredigten gehalten! Und jetzt schaut 's so aus! Schaut 's aus, als ob in der ganzen Gegend kein Dirndl wäre, das er heiraten dürfte! Gewohnt ist er, all seine Schmerzen immer zu seiner Mutter zu tragen, so geht er auch mit diesem Anliegen zu ihr.“

„Sei still!“ rief der Dichter, „das kann er der Mutter doch nicht sagen!“

„Sie macht sich nichts draus“, spricht der Holzhändler. „Wie ihr der Hansel erzählt, daß er erst die Häuterische habe heiraten wollen und nachher die Lackenhoferische, und wie der Vater gesagt hätte, das dürfe nicht sein und auch gesagt, warum nicht — da lacht die Mutter und sagt: Mein Bübel, mach' dir nix draus. Nimm von den zweien, welche du willst. — Aber Mutter, die Blutsfreundschaft! — Sagt sie ganz heimlich zu ihm: Er ist ja gar nit dein Vater.

„Jetzt ist's aber genug, Holzhändler!“ ruft der Poet und wirft den Zigarrenstummel weg. „Es ist nicht wahr, du verschandierst die Leute. Deine Geschichte ist erdichtet. So reden die Bauern nicht und

so tun sie auch nicht. Ich gebe zu, daß es Untreue gibt, aber dann geht's anders zu und so klar liegt's überhaupt nicht und so gewissenhaft sind sie auch nicht. Die Lumpen, die es einmal sind. Pack' nur ein mit deinem Witz, für Ernst darfst du ihn nicht auftischen, sonst wird aus dem Spaß eine Lüge. Erst beschummelst du die Leute um ihr Holz, dann, wenn's just leicht geht, um ihre Ehre."

„Aber, mein Gott", sagte der Stoffel Breihauser, „was du da für ein Wesen machst, wenn man einen Spaß erzählt, eine alte Anekdote."

„Und sie auf den Michel am Rain und sein Weib anwendet. Das ist's, mein Lieber. Wem angedichtet hast du den alten Schwank, das ist's!"

„Aber man hört ja von dieser Familie mancherlei", verteidigte sich der Holzhändler, „und da habe ich gemeint, wäre die lustige Geschichte hübsch angebracht."

„Man hört von gar mancher Familie mancherlei und gewisse Leute bringen recht gerne solche Märchen auf, um ihre eigenen Unreinlichkeiten zu verdecken. Wenn man über dich solche Sachen aufbrächte, Stoffel!"

„Wen's freut! Ich mache mir nichts draus. Was gilt's, ich erzähl' nächstens dieselbe Geschichte in einem anderen Wirtshaus und wende sie auf mich selber an. Warum denn nicht? Weib und Kinder habe ich ja auch. Hat man's mehr als einmal, um so besser. Der Mensch muß halt einen Spaß verstehen. Übrigens wenn man bei einem Brautpaar allemal wollte nachforschen von wegen der Verwandtschaft, da möchte wohl manches Hochzeitskalb umsonst geschlachtet worden sein."

„Herr Breihauser", sagte der Poet, „von dir kann ich mich nicht mehr weiter verköstigen lassen, nicht mit Wein und Zigarren und nicht mit Romanstoffen." Damit stand er auf, nahm Mantel und Stecken, ging davon und dachte: Jetzt erst recht, daß ich es schreiben muß, das hohe Lied von der Treue.

M.

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Wie das fremde Kind mit Felix und Christlieb spielte.

„Ich hab' euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, sprach das fremde Kind, und da hat es mir recht leid um euch getan, was fehlt euch denn, liebe Kinder?" „Ach, wir wußten es selbst nicht recht," erwiderte Felix, „aber nun ist es mir so, als wenn nur du uns gefehlt hättest." — „Das ist wahr," fiel Christlieb ein, „nun du bei uns bist, sind wir wieder froh! Warum bist du aber auch so lange ausgeblieben?" — Beiden Kindern war es in der Tat so, als

ob sie schon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm gespielt hätten und als ob ihr Unmut nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad sich nicht mehr hat blicken lassen. „Spielsachen," sprach Felix weiter, „haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe gestern die schönsten, die Vetter Pumphose mir geschenkt hatte, schändlich verdorben und weggeschmissen, aber spielen wollen wir doch wohl." — „Ei, Felix," sprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, „ei, wie magst du nur so sprechen. Das Zeug, das du weggeworfen hast, das hat gewiß nicht viel getaugt, du sowie Christlieb, ihr seid ja beide ganz umgeben von dem herrlichsten Spielzeuge, das man nur sehen kann." — „Wo denn? Wo denn?" riefen Christlieb und Felix. — „Schaut doch um euch," sprach das fremde Kind. — Und Felix und Christlieb gewahrten, wie aus dem dicken Grase, aus dem wolligen Moose allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten und dazwischen funkelten bunte Steine und kristallne Muscheln und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und summten leise Liedchen. — „Nun wollen wir einen Palast bauen, helft mir hübsch die Steine zusammentragen!" so rief das fremde Kind, indem es, zur Erde gebückt, bunte Steine aufzulesen begann. Christlieb und Felix halfen und das fremde Kind wußte so geschickt die Steine zu fügen, daß sich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie poliertes Metall, und darüber wölbte sich ein luftiges goldenes Dach. Nun küßte das fremde Kind die Blumen, die aus dem Boden hervorguckten, da rankten sie im süßen Gelispel in die Höhe und, sich in holder Liebe verschlingend, bildeten sie duftende Bogengänge, in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umhersprangen. Das fremde Kind klatschte in die Hände, da sumste das goldene Dach des Palastes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerflossen zum rieselnden Silberbach, an dessen Ufer sich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in seine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf sein kindisches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme und brach kleine Ästchen von den Bäumen, die es hinstreute vor Felix und Christlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die schönsten Puppen, die man nur sehen konnte, und aus den Ästchen kleine allerliebste Jäger. Die Puppen tanzten um Christlieb herum und ließen sich von ihr auf den Schoß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: sei uns gut, sei uns gut, liebe Christlieb. Die Jäger tummelten sich und klirrten mit den Büchsen und bliesen auf ihren Hörnern und riefen: Hallo! Hallo! zur Jagd, zur Jagd! Da sprangen Häschen aus den Büschen und Hunde ihnen nach und die Jäger knallten hinterdrein! Das war eine Lust — alles verlor sich wieder. Christlieb

und Felix riefen: „Wo sind die Puppen, wo sind die Jäger?“ Das fremde Kind sprach: „O die stehen euch alle zu Gebote, die sind jeden Augenblick bei euch, wenn ihr nur wollt; aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bißchen durch den Wald laufen?“ — „Ach ja, ach ja!“ riefen beide, Felix und Christlieb. Da faßte das fremde Kind sie bei den Händen und rief: „Kommt, kommt!“ Und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! Nein! Die Kinder schwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut singend und jubilierend um sie her. Mit einem Mal ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen, Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!“ rief der Storch im Vorbeistreifen! „Tut mir nichts, tut mir nichts — ich freſſ' euer Täublein nicht!“ kreischte der Geier, sich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte schwingend. Felix jauchzte laut, aber der Christlieb wurde bange. „Mir vergeht der Atem — ach, ich falle wohl!“ so rief sie und in demselben Augenblick ließ sich das fremde Kind mit den Gespielen nieder und sprach: „Nun singe ich euch das Waldlied zum Abschiede für heute, morgen komm' ich wieder.“ Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, dessen goldene Windungen beinahe anzusehen waren wie leuchtende Blumenkränze, und begann darauf so herrlich zu blasen, daß der ganze Wald wundersam von den lieblichen Tönen widerhallte, und dazu sangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und sich dicht neben dem Kinde in die Zweige setzten, ihre herrlichsten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leises Säuseln quoll aus den Gebüschen, in die das fremde Kind hingeschwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“ so rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten, wie ihnen geschehen, denn solch innere Lust hatten sie nie empfunden. „Ach, wenn es doch nur schon wieder morgen wäre,“ so sprachen beide, Felix und Christlieb, indem sie voller Hast zu Hause liefen, um den Eltern zu erzählen, was sich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde sagten und was sich weiter mit demselben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!“ So sprach der Herr Thaddäus von Brakel zu seiner Gemahlin, als Felix und Christlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, sein holdes Wesen, seinen anmutigen Gesang, seine wunderbaren Spiele zu preisen. „Denk ich aber wieder daran,“ fuhr Herr von Brakel fort, „daß beide doch nicht auf einmal und auf gleiche Weise geträumt haben können, so weiß ich am Ende

selbst nicht, was ich von dem allen denken soll." — „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl," erwiderte die Frau von Brakel, „ich wette, das fremde Kind ist niemand anderer als Schulmeisters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der ist herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf gesetzt, aber das soll er künftig bleiben lassen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung seiner Gemahlin, um indessen mehr hinter die eigentliche Bewandtnis der Sache zu kommen, wurden Felix und Christlieb herbeigerufen und aufgefordert, genau anzugeben, wie das Kind ausgesehen habe und wie es gekleidet gewesen sei. Rücksichts des Aussehens stimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Gesicht, rosenrote Wangen, kirschrote Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe und so schön sei, wie sie es gar nicht aussprechen könnten; in Ansehung der Kleider wußten sie aber nur so viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugestreifte Jacke, eben solche Hosen und eine schwarzlederne Mütze trage wie Schulmeisters Gottlieb. Dagegen klang alles, was sie über den Anzug des Kindes ungefähr zu sagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Christlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderschönes leichtes, glänzendes Kleidchen von Rosenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem, goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenschein. Daß das Kind — fuhr Felix weiter fort — irgend einem Schulmeister angehören könne, daran sei gar nicht zu denken, denn zu gut verstehe sich der Knabe auf die Jägerei, stamme gewiß aus der Heimat aller Wald- und Jagdlust und werde der tüchtigste Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ei Felix," unterbrach ihn Christlieb, „wie kannst du nur so sagen, daß das kleine Mädchen ein Jägersmann werden soll. Auf das Jagen mag sie sich auch wohl verstehen, aber gewiß noch viel besser auf die Wirtschaft im Hause, sonst hätte sie mir nicht so hübsch die Puppen angekleidet und so schöne Schüsseln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Christlieb behauptete dagegen, es sei ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel sagte, es lohnt gar nicht, daß man sich mit den Kindern auf solche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „Ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauschen, was denn das für ein seltsames Wunderkind ist, das mit ihnen spielt, aber es ist mir so, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben, und deshalb will ich es nicht tun." Andern Tags, als Felix und Christlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind schon auf sie, und wußte es gestern herrliche Spiele zu beginnen, so schuf es vollends heute die anmutigsten Wunder, so daß Felix und Christlieb ein Mal über das andere vor Freude und Ent-

zücken laut aufjauchzten. Lustig und sehr hübsch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens so zierlich und gescheit mit den Bäumen, Gebüschen, Blumen, mit dem Waldbach zu sprechen wußte. Alle antworteten auch so vernehmlich, daß Felix und Christlieb alles verstanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüsch hinein: „Ihr schwatzhaftes Volk, was flüstert und wispert ihr wieder untereinander?" Da schüttelten stärker sich die Zweige und lachten und wispelten: Ha, ha, ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonneinstrahlen daherrauschte. Er brachte uns tausend Grüße und Küsse von der goldenen Königin und einige tüchtige Flügelschläge voll der süßesten Düfte. O schweigt doch, so unterbrachen die Blumen das Geschwätz der Büsche, o schweigt doch von dem Flatterhaften, der mit den Düften prahlt, die seine falschen Liebkosungen uns entlocken. Laßt die Gebüsche lispeln und säuseln, ihr Kinder, aber schaut uns an, horcht auf uns, wir lieben euch gar zu sehr und putzen uns heraus mit den schönsten glänzendsten Farben Tag für Tag, nur damit wir euch recht gefallen. — „Und lieben wir euch denn nicht auch, ihr holden Blumen?" So sprach das fremde Kind, aber Christlieb kniete zur Erde nieder und streckte beide Arme weit aus, als wollte sie all die herrlichen Blumen, die um sie her sproßten, umarmen, indem sie rief: „Ach ich lieb' euch ja allzumal!" — Felix sprach: „Auch mir gefällt ihr wohl in euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büschen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß euch doch schützen und schirmen, ihr kleinen bunten Kindlein!" Da sauste es in den hohen schwarzen Tannen: „Das ist ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm dahergezogen kommt und wir ein bißchen ungestüm mit dem groben Kerl zanken." — „Ei," rief Felix, „knarrt und stöhnt und sauset nur recht wacker, ihr grünen Riesen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erst das Herz recht auf." Da hast du ganz recht, so rauschte und plätscherte der Waldbach, da hast du ganz recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! Kommt, setzt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen, fernen Landen, aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch schöne Märchen erzählen und immer was neues, Well' auf Welle und immer fort und fort. Und die schönsten Bilder zeig' ich euch, schaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelsblau — goldenes Gewölk — Busch und Blum und Wald — euch selbst, ihr holden Kinder, zieh' ich liebend hinein tief in meinen Busen! — „Felix, Christlieb," so sprach das fremde Kind, indem es mit wundersamer Holdseligkeit um sich blickte,

„Felix, Christlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber schon steigt das Abendrot auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hause.“ — „O laß uns noch ein bißchen fliegen,“ bat Felix. „Aber nur nicht so sehr hoch, da schwindelt's mir gar zu sehr,“ sprach Christlieb. Da faßte wie gestern das fremde Kind beide, Felix und Christlieb, bei den Händen und nun schwebten sie auf im goldenen Purpur des Abendrotes und das lustige Volk der bunten Vögel schwärmte und lärmte um sie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichsten Schlösser von lauter Rubinen und anderen funkelnden Edelsteinen: „Schau, o schau doch Christlieb,“ rief er voll Entzücken, „das sind prächtige, prächtige Häuser, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin.“ Christlieb gewahrte auch die Schlösser und vergaß alle Furcht, indem sie nicht mehr hinab, sondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das sind meine lieben Luftschlösser,“ sprach das fremde Kind, „aber hin kommen wir heute wohl nicht mehr!“ — Felix und Christlieb waren wie im Traume und wußten selbst nicht, wie es geschah, daß sie unversehens sich zu Hause bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimat des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmutigsten Platze im Walde zwischen säuselndem Gebüsch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen schlanken Lilien, glühenden Rosen und bunten Tulipanen erbaut. Unter diesem Gezelt saßen mit dem fremden Kinde Felix und Christlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei seltsames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verstehe ich doch nicht,“ fing Felix an, „was der dort unten erzählt, und es ist mir so, als wenn du selbst, mein lieber, lieber Junge, alles, was er nur so unverständlich murmelt, recht hübsch mir sagen könntest. Überhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommst und wo du immer so schnell hinverschwindest, daß wir selbst niemals wissen, wie das geschieht?“ — „Weißt du wohl, liebes Mädchen,“ fiel Christlieb ein, „daß Mutter glaubt, du seiest Schulmeisters Gottlieb?“ — „Schweig' doch nur, dummes Ding,“ rief Felix, „Mutter hat den lieben Knaben niemals gesehen, sonst würde sie gar nicht von Schulmeisters Gottlieb gesprochen haben. — Aber nun sage mir geschwind, du lieber Junge, wo du wohnst, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es stürmt und schneit und im Walde nicht Steg, nicht Weg zu finden ist.“ — „Ach ja,“ sprach Christlieb, „nun mußt du uns fein sagen, wo du zu Hause bist, wer deine Eltern sind und hauptsächlich, wie du denn eigentlich heißest.“ Das fremde Kind sah sehr ernst, beinahe traurig vor sich hin und seufzte recht aus tiefer Brust.

Dann, nachdem es einige Augenblicke geschwiegen, fing es an: „Ach, liebe Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimat? Ist es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu euch komme und mit euch spiele? — Ich könnte euch sagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauses, zackiges Nebelgewölk anzusehen sind, zu Hause bin, aber wenn ihr tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen stündet, so würdet ihr wieder ebenso fern ein neues Gebirge schauen, hinter dem ihr meine Heimat suchen müßtet, und wenn ihr auch dieses Gebirge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken und so würde es euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimat erreichen." — „Ach," rief Christlieb weinerlich aus, „ach, so wohnst du wohl viele hundert, hundert Meilen von uns und bist nur zum Besuch in unserer Gegend?" — „Sieh nur, liebe Christlieb," fuhr das fremde Kind fort, „wenn du dich recht herzlich nach mir sehnst, so bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimat mit und ist denn das nicht ebenso gut als ob wir in meiner Heimat selbst zusammensäßen und miteinander spielten?" — „Das nun wohl eben nicht," sprach Felix, „denn ich glaube, daß deine Heimat ein gar herrlicher Ort sein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringst. Du magst mir nun die Reise dahin so schwierig vorstellen wie du willst, sowie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder streichen und auf ganz wilden verwachsenen Pfaden Gebirge erklettern, durch Bäche waten, über schroffes Gestein und dorniges Gestrüpp, das ist so recht Weidmanns Sache — ich werd's schon durchführen." — „Das wirst du auch," rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, „und wenn du es dir so recht fest vornimmst, dann ist es so gut als hättest du es schon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne, ist in der Tat so schön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beschreiben vermag. Meine Mutter ist es, die als Königin über dieses Reich voller Glanz und Pracht herrscht." — „So bist du ja ein Prinz! So bist du ja eine Prinzessin!" riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erschrocken, Felix und Christlieb. — „Allerdings," sprach das fremde Kind. — „So wohnst du wohl in einem schönen Palast?" fragte Felix weiter. — „Jawohl," erwiderte das fremde Kind, „noch viel schöner ist der Palast meiner Mutter als die glänzenden Schlösser, die du in den Wolken geschaut hast, denn seine schlanken Säulen aus purem Kristall erheben sich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau, das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem segelt glänzendes Gewölk mit goldenen Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendrot steigt auf und nieder und in klingenden Kreisen tanzen die funkelnden Sterne. — „Ihr habt, meine lieben Gespielen,

ja wohl schon von Feen gehört, die, wie es sonst kein Mensch vermag, die herrlichsten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl schon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anderes ist als eine Fee. Ja! das ist sie wirklich, und zwar die mächtigste, die es gibt. Alles, was auf der Erde webt und lebt, hält sie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menschen gar nichts von ihr wissen. Vor allem liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feste, die sie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die schönsten und herrlichsten sind. Da geschieht es denn wohl, daß schmucke Geister aus dem Hofstaate meiner Mutter keck sich durch die Wolken schwingen und von einem Ende des Palastes bis zum anderen einen in den schönsten Farben schimmernden Regenbogen spannen. Unter dem bauen sie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber so anzusehen sind und so herrlich duften wie Lilien, Nelken und Rosen. Sowie meine Mutter den Thron besteigt, rühren die Geister ihre goldenen Harfen, ihre kristallenen Zimbeln und dazu singen die Kammersänger meiner Mutter mit solch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor süßer Lust. Diese Sänger sind aber schöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr sie wohl noch nie gesehen habt. Aber sowie die Musik losgegangen, wird alles im Palast, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tausend blank geputzte Kinder tummeln sich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen sie sich durchs Gebüsch und werfen sich neckend mit Blumen, bald klettern sie auf schlanke Bäumchen und lassen sich vom Winde hin und her schaukeln, bald pflücken sie goldglänzende Früchte, die so süß und herrlich schmecken wie sonst nichts auf der Erde, bald spielen sie mit zahmen Rehen — mit anderen schmucken Tieren, die ihnen aus dem Gebüsch entgegenspringen; bald rennen sie keck den Regenbogen auf und nieder oder besteigen gar als kühne Reiter die schönen Goldfasanen, die sich mit ihnen durch die glänzenden Wolken schwingen. „Ach das muß herrlich sein, ach nimm uns mit in deine Heimat, wir wollen immer dort bleiben!" So riefen Felix und Christlieb voll Entzücken, das fremde Kind sprach aber: „Mitnehmen nach meiner Heimat kann ich euch in der Tat nicht, es ist zu weit, ihr müßtet so gut und unermüdlich fliegen können wie ich selbst." Felix und Christlieb wurden ganz traurig und blickten schweigend zur Erde nieder.

Von dem bösen Minister am Hofe der Feen-Königin.

„Überhaupt," fuhr das fremde Kind fort, „überhaupt möchtet ihr euch in meiner Heimat vielleicht gar nicht so gut befinden als ihr es euch nach meiner Erzählung vorstellt. Ja, der Aufenthalt könnte euch sogar verderblich sein. Manche Kinder vermögen nicht den Gesang der

purpurroten Vögel, so herrlich er auch ist, zu ertragen, so daß er ihnen das Herz zerreißt und sie augenblicklich sterben müssen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und stürzen herab, und manche sind sogar albern genug, im besten Fliegen dem Goldfasan, der sie trägt, weh zu tun. Das nimmt denn der sonst friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit seinem scharfen Schnabel die Brust auf, so daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt sich gar sehr ab, wenn Kinder auf solche Weise, freilich durch ihre eigene Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte sie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Lust ihres Reiches genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, so sind sie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtsam und verursachen ihr nur Sorge und Angst. Eben deshalb erlaubt sie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimat und tüchtigen Kindern allerlei schöne Spielsachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit euch gemacht habe." — „Ach," rief Christlieb, „ich könnte gewiß keinem schönen Vögel Leides tun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht." — „Das wäre," fiel ihr Felix ins Wort, „das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter-Königin. Kannst du nicht einmal den Regenbogen mitbringen?" — „Nein," erwiderte das fremde Kind, „das geht nicht an und ich muß dir überhaupt sagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu euch stehlen darf. Sonst war ich überall sicher als sei ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt so, als sei überall ihr schönes Reich ausgebreitet, seit der Zeit aber, daß ein arger Feind meiner Mutter, den sie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherschwärmt, bin ich vor arger Nachstellung nicht geschützt." — „Nun," rief Felix, indem er aufsprang und den Dornstock, den er sich geschnitzt, in der Luft schwenkte, „nun den wollt' ich denn doch sehen, der dir hier Leides zufügen sollte. Fürs erste hätt' er es mit mir zu tun und dann rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Turm sperren." — „Ach," erwiderte das fremde Kind, „so wenig der arge Feind in meiner Heimat mir etwas antun kann, so gefährlich ist er mir außerhalb derselben, er ist gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock, nicht Turm." — „Was ist denn das für ein garstig Ding, das dich so bange machen kann?" fragte Christlieb. — „Ich habe euch gesagt," fing das fremde Kind an, „daß meine Mutter eine mächtige Königin ist und ihr wißt, daß Königinnen sowie Könige einen Hofstaat und Minister um sich haben." — „Jawohl," sprach Felix, „der Onkel Graf ist selbst solch ein Minister und trägt einen Stern auf der Brust. Deiner Mutter Minister tragen auch wohl recht funkelnde Sterne?" — „Nein," erwiderte das fremde Kind, „nein das eben nicht, denn die

mehrsten sind selbst ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke, worauf sich so etwas anbringen ließe. Daß ich's nur sage, alle Minister meiner Mutter sind mächtige Geister, die teils in der Luft schweben, teils in Feuerflammen, teils in den Gewässern wohnen und überall das ausführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand sich vor langer Zeit ein fremder Geist bei uns ein, der nannte sich Pepasilio und behauptete, er sei ein großer Gelehrter, er wisse mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrigen. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Minister auf, aber bald entwickelte sich immer mehr seine innere Tücke. Außerdem, daß er alles, was die übrigen Minister taten, zu vernichten strebte, so hatte er es vorzüglich darauf abgesehen, die frohen Feste der Kinder recht hämisch zu verderben. Er hatte der Königin vorgespiegelt, daß er die Kinder erst recht lustig und gescheit machen wollte, statt dessen hing er sich zentnerschwer an den Schweif der Fasanen, so daß sie sich nicht aufschwingen konnten, zog er die Kinder, wenn sie auf Rosenbüschchen hinaufgeklettert, bei den Beinen herab, daß sie sich die Nasen blutig schlugen, zwang er die, welche lustig laufen und springen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herumzukriechen. Den Sängern stopfte er allerlei schädliches Zeug in die Schnäbel, damit sie nur nicht singen sollten, denn Gesang konnt er nicht ausstehen, und die armen zahmen Tierchen wollte er, statt mit ihnen zu spielen, auffressen, denn nur dazu, meinte er, wären sie da. Das Abscheulichste war aber wohl, daß er mit Hilfe seiner Gesellen die schönen funkelnden Edelsteine des Palastes, die bunt schimmernden Blumen, die Rosen und Lilienbüsche, ja selbst den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften schwarzen Saft zu überziehen wußte, so daß alle Pracht verschwunden und alles tot und traurig anzusehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein schallendes Gelächter und schrie, nun sei erst alles so wie es sein solle, denn er habe es beschrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königin anerkenne, sondern daß ihm allein die Herrschaft gebühre und sich in der Gestalt einer ungeheueren Fliege mit blitzenden Augen und vorgestrecktem scharfen Rüssel emporschwang in abscheulichem Summen und Brausen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte sie sowie alle, daß der hämische Minister, der sich unter dem schönen Namen Pepasilio eingeschlichen, niemand anders war, als der finstere mürrische Gnomen-König Pepser. Der Törichte hatte aber die Kraft sowie die Tapferkeit seiner Gesellen viel zu hoch in Anschlag gebracht. Die Minister des Luftdepartements umgaben die Königin und fächelten ihr süße Düfte zu, indem die Minister des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauschten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die voll-

tönendsten Gesänge anstimmten, so daß die Königin den häßlichen Pepser weder sah noch hörte, noch seinen vergifteten übelriechenden Atem spürte. In dem Augenblick auch faßte der Fasanenfürst den bösen Pepser mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn so gewaltig zusammen, daß er vor Wut und Schmerz laut aufkreischte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitausend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte sich nicht regen und bewegen, bis auf sein wildes Geschrei seine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hause schleppte. Fünfhundert lustige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatschen, mit denen sie Pepsers häßliche Gesellen, die noch umherschwärmten und die schönen Blumen verderben wollten, totschlugen. Sowie nun Pepser fort war, zerfloß der schwarze Saft, womit er alles überzogen, von selbst und bald blühte und glänzte und strahlte alles so herrlich und schön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garstige Pepser nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich rastlos unter allerlei Gestalten, so daß ich ärmstes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen soll, und darum, ihr lieben Gespielen, entfliehe ich oft so schnell, daß ihr nicht spürt, wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch sagen, daß, sollte ich es auch unternehmen, mich mit euch in meine Heimat zu schwingen, Pepser uns gewiß aufpassen und uns totmachen würde." — Christlieb weinte bitterlich über die Gefahr, in der das fremde Kind immer schweben mußte. Felix meinte aber: „Ist der garstige Pepser weiter nichts als eine große Fliege, so will ich ihm mit Papas großer Fliegenklatsche schon zu Leibe gehen, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Nase versetzt, so mag Muhme Kröte zusehen, wie sie ihn nach Hause schleppt."

Wie der Hofmeister angekommen war und die Kinder sich vor ihm fürchteten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Christlieb nach Hause, indem sie unaufhörlich riefen: „Ach das fremde Kind ist ein schöner Prinz! — Ach das fremde Kind ist eine schöne Prinzessin!" Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildsäule erstarrt blieben sie in der Haustüre stehen, als ihnen Herr Thaddäus von Brakel entgegentrat und an seiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in sich hineinbrummte: „Das sind mir saubere Rangen!" — „Das ist der Herr Hofmeister," sprach Herr von Brakel, indem er den Mann bei der Hand ergriff, „das ist der Herr Hofmeister, den euch der gnädige Onkel geschickt hat. Grüßt ihn fein artig!" — Aber die Kinder sahen den Mann von der Seite an

und konnten sich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil sie solch eine wunderliche Gestalt noch niemals geschaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher sein als Felix, dabei war er aber untersetzt; nur stachen gegen den sehr starken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen seltsam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen und das Gesicht fast gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunroten Backen und dem breiten Maule die viel zu lange spitze Nase gar nicht passen wollte, so glänzten auch die kleinen hervorstehenden Glasaugen so greulich, daß man ihn gar nicht gerne ansehen mochte. Übrigens hatte der Mann eine pechschwarze Perrücke auf den viereckigen Kopf gestülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechschwarz gekleidet und hieß: Magister Tinte. Als nun die Kinder sich nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böse und rief: „Potztausend ihr Kinder, was ist denn das? Der Herr Magister wird euch für ganz ungeschliffene Bauernkinder halten müssen. Fort, gebt dem Herrn Magister fein die Hand!“ — Die Kinder ermannten sich und taten, was die Mutter befohlen, sprangen aber, als der Magister ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei „O weh, o weh!“ zurück. Der Magister lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand versteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als sie ihm die Hand reichten, gestochen. Christlieb weinte, Felix aber grollte den Magister von der Seite an: „Versuche das nur noch einmal, kleiner Dickbauch.“ — „Warum taten Sie das, lieber Herr Magister Tinte,“ fragte etwas mißmutig der Herr von Brakel. Der Magister erwiderte: „Das ist nun einmal so meine Art, ich kann davon nicht lassen.“ Und dabei stemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zuletzt so widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie scheinen ein spaßhafter Mann zu sein, lieber Herr Magister Tinte,“ sprach der Herr von Brakel, aber ihm sowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Mute. „Nun, nun,“ rief der Magister, „wie steht's denn mit den kleinen Krabben, schon tüchtig in den Wissenschaften vorgerückt? Wollen doch gleich sehen.“ — Damit fing er an, den Felix und die Christlieb so zu fragen, wie es der Onkel Graf mit seinen Kindern getan. Als nun aber beide versicherten, daß sie die Wissenschaften noch gar nicht auswendig wüßten, da schlug der Magister Tinte die Hände über den Kopf zusammen, daß es klatschte, und schrie wie besessen: „Das ist was Schönes — keine Wissenschaften! Das wird Arbeit geben! Wollen's aber schon kriegen!“ Felix sowie Christlieb, beide schrieben eine saubere Handschrift und wußten aus manchen alten Büchern, die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die sie emsig lasen, manche schöne Geschichte zu erzählen, das

achtete aber der Magister Tinte für gar nichts, sondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. Ach! Nun war an kein in den Wald Laufen mehr zu denken! Statt dessen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwischen den vier Wänden sitzen und dem Magister Tinte Dinge nachplappern, die sie nicht verstanden. Es war ein wahres Herzeleid! Mit welchen sehnsuchtsvollen Blicken schauten sie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten sie mitten unter den lustigen Liedern der Vögel, im Rauschen der Bäume, des fremden Kindes süße Stimme rufen: „Wo seid ihr denn, Felix — Christlieb, ihr lieben Kinder! Wo seid ihr denn? Wollt ihr nicht mehr mit mir spielen? Kommt doch nur! Ich habe euch einen schönen Blumenpalast gebaut — da setzen wir uns hinein und ich schenk' euch die herrlichsten buntesten Steine — und dann schwingen wir uns auf in die Wolken und bauen selbst funkelnde Luftschlösser! Kommt doch! Kommt doch nur!“ Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde und sahen und hörten nicht mehr auf den Magister. Der wurde aber dann ganz zornig und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch und brummte und summte und schnarrte und knarrte: „Pim — Sim — Prr — Srr — Knurr — Krr. Was ist das! Aufgepaßt!“ — Felix hielt das aber nicht lange aus, er sprang auf und rief: „Laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magister Tinte, fort will ich in den Wald — such' dir den Vetter Pumphose, das ist was für den! — Komm, Christlieb, das fremde Kind wartet schon auf uns.“ — Damit ging es fort, aber der Magister Tinte sprang mit ungemeiner Behendigkeit hinterher und erfaßte die Kinder dicht vor der Haustür. Felix wehrte sich tapfer und der Magister Tinte war im Begriffe, zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hilfe geeilt war. Sultan, sonst ein frommer, gesitteter Hund, hatte gleich vom ersten Augenblick an einen entschiedenen Abscheu gegen den Magister Tinte bewiesen. Sowie dieser ihm nur nahe kam, knurrte er und schlug mit dem Schweif so heftig um sich, daß er den Magister, den er geschickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeschmissen hätte. Sultan sprang hinzu und packte den Magister, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umstände beim Rockkragen. Der Magister erhob ein klägliches Geschrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel schnell hinzueilte. Der Magister ließ ab von Felix, Sultan von dem Magister. „Ach wir sollen nicht mehr in den Wald,“ klagte Christlieb, indem sie bitterlich weinte. So sehr auch der Herr von Brakel den Felix ausschalt, taten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumschwärmen sollten. Der Herr Magister Tinte mußte sich dazu verstehen, täglich mit den Kindern den Wald zu besuchen. Es ging ihm schwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel,“ sprach

er, „einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hause, so könnte man in der Mittagsstunde mit den Kindern spazieren gehen, was in aller Welt sollen wir aber in dem wilden Walde?“ — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die sprachen nun wieder: „Was soll uns der Magister in unserem lieben Walde?“

Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazieren gingen und was sich dabei zutrug.

„Nun? — Gefällt es dir nicht in unserem Walde, Herr Magister?“ So fragte Felix den Magister Tinte, als sie daherzogen durch das rauschende Gebüsch. Der Magister Tinte zog aber ein saures Gesicht und rief: „Dummes Zeug, hier ist kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt sich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreisch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort sprechen. „Haha, Herr Magister,“ sprach Felix, „ich merk' es schon, du verstehst dich nicht auf den Gesang und hörst es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt.“ — „Und,“ fiel Christlieb dem Felix ins Wort, „sag' es nur Herr Magister, du liebst auch wohl nicht die Blumen?“ Da wurde der Herr Magister noch kirschbrauner im Antlitz als er schon von Natur war, er schlug mit den Händen um sich und schrie ganz erbost: „Was sprecht ihr da für tolles albernes Zeug? Wer hat euch die Narrheiten in den Kopf gesetzt? Das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreist genug wären, sich in vernünftige Gespräche zu mischen, und mit dem Gesange der Vögel ist es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen, dann duften sie und man erspart das Räucherwerk. Doch im Walde wachsen ja gar keine Blumen.“ — „Aber Herr Magister,“ rief Christlieb, „siehst du denn nicht die lieben Maiblümchen, die dich recht mit hellen freundlichen Augen angucken?“ — „Was, was,“ schrie der Magister, „Blumen? Augen? — ha ha ha — schöne Augen — schöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!“ — Und damit bückte sich der Magister Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Maiblümchen samt den Wurzeln aus und warf ihn fort ins Gebüsch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmütiger Klagelaut durch den Wald; Christlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmutig die Zähne zusammen. Da geschah es, daß ein kleiner Zeisig dem Magister Tinte dicht bei der Nase vorbeiflatterte, sich dann auf einen Zweig setzte und ein lustiges Liedchen anstimmte. „Ich glaube gar,“ sprach der Magister, „ich glaube gar, das ist ein Spottvogel?“ Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeisig und traf den armen

Vogel, daß er zum Tode verstummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix sich gar nicht mehr halten. „Ei du abscheulicher Herr Magister Tinte,“ rief er ganz erbost, „was hat dir der arme Vogel getan, daß du ihn totschmeißest? — O wo bist du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit, weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garstigen Menschen sein; ich will fort nach deiner Heimat!“ — Und mit vollem Schluchzen und Weinen stimmte Christlieb ein: „O du liebes, holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, ach, ach! — rette uns, rette uns, der Herr Magister Tinte macht uns ja tot wie die Blumen und Vögel!“ — „Was ist das mit dem fremden Kinde?“ rief der Magister. Aber in dem Augenblicke säuselte es stärker im Gebüsch und in dem Säuseln erklangen wehmütige herzzerschneidende Töne wie von dumpfen in weiter Ferne angeschlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk, das sich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes sichtbar — dann schwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen und Tränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die rosigen Wangen. „Ach,“ jammerte das fremde Kind, „ach ihr lieben Gespielen, ich kann nicht mehr zu euch kommen — ihr werdet mich nicht wiedersehen — lebt wohl! lebt wohl! Der Gnome Pepser hat sich eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!“ — Und damit schwang sich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und summte und knarrte und schnarrte es auf entsetzlich grausige Weise. Der Magister Tinte hatte sich umgestaltet in eine große scheußliche Fliege und recht abscheulich war es, daß er dabei doch noch ein menschliches Gesicht und sogar auch einige Kleidungsstücke behalten. Er schwebte langsam und schwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entsetzen und Graus erfaßt, rannten Felix und Christlieb fort aus dem Walde. Erst auf der Wiese wagten sie empor zu schauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuschweben schien. „Das ist das fremde Kind,“ rief Christlieb. Immer größer wurde der Stern und dabei hörten sie ein Klingen wie von schmetternden Trompeten. Bald konnten sie nun erkennen, daß der Stern ein schöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel schüttelnd und laut singend, sich auf den Wald herabsenkte. „Ha,“ schrie Felix, „das ist der Fasanenfürst, der beißt den Herrn Magister Tinte tot — ha ha, das fremde Kind ist geborgen und wir sind es auch! — Komm Christlieb — schnell laß uns nach Hause laufen und dem Papa erzählen, was sich zugetragen.

(Schluß folgt.)

Tolstoj als Mäher.

(Ein Junibild von **Leo Tolstoj**.*)

Im vergangenen Jahre war Ljewin einmal zu den Schnittern hinausgefahren und hatte sich dort über den Verwalter geärgert; darauf hatte er sein Beruhigungsmittel angewendet — nämlich die Sense eines der Bauern ergriffen und zu mähen begonnen.

Diese Arbeit hatte ihm so sehr gefallen, daß er sie mehrmals wieder aufnahm; er hatte die ganze Wiese vor dem Hause abgemäht, und sich in diesem Jahre gleich zu Beginn des Frühlings vorgenommen, mit den Bauern zusammen tagelang zu mähen. Seit der Ankunft des Bruders war er im Zweifel, ob er mähen solle oder nicht? Es erschien ihm als unpassend, den Bruder ganze Tage lang allein zu lassen und dann fürchtete er auch, daß der Bruder ihn verspotten würde. Aber als er über die Wiese gegangen war und sich der Empfindungen erinnerte, die ihn beim Mähen überkommen waren, da war er beinahe entschlossen, seinen Vorsatz auszuführen. Nach dem aufregenden Gespräch mit dem Bruder war ihm sein Vorhaben wieder eingefallen.

„Ich brauche körperliche Anstrengung, sonst leidet mein Charakter ganz entschieden“, dachte er und beschloß, mit den Bauern zu mähen, so peinlich ihm dies auch vor dem Bruder und vor den Leuten sein würde.

Am Abend ging Konstantin Ljewin in die Verwalterstube, traf Anordnungen betreffs der Arbeiten und schickte in die umliegenden Dörfer, um für den morgenden Tag Schnitter zu bestellen und die Kalinow-Wiese, die größte und beste von allen, abzumähen.

„Ach ja, schicken Sie, bitte, auch meine Sense zu Tit, damit er sie dengelt und morgen mit herausbringt; ich werde vielleicht selbst mitmähen“, sagte er, bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen.

Der Verwalter lächelte und sagte:

„Wie Sie befehlen.“

Abends beim Tee sagte Ljewin es auch dem Bruder.

„Es scheint, daß das Wetter beständig bleibt“, begann er. „Morgen fange ich an zu mähen.“

„Ich habe diese Arbeit sehr gern“, sagt Sergej Iwanowitsch.

„Ich habe sie furchtbar gern. Ich habe bisweilen schon mit den Bauern zusammen gemäht, und morgen will ich den ganzen Tag mähen.“

*) In dieser der „Anna Karenina“ entnommenen Schilderung, übersetzt von R. Löwenfeld, verlegt von Franz Wunder in Berlin, gibt unser großer Zeitgenosse, Graf Leo Tolstoj, ein Bild seiner eigenen persönlichen Arbeit mit seinen Bauern.

Sergej Iwanowitsch hob den Kopf und blickte den Bruder neugierig an.

„Das heißt, wie meinst du das? Ganz so, wie die Bauern, den ganzen Tag?“

„Ja, das ist sehr angenehm“, sagte Ljewin.

„Es ist als körperliche Übung gewiß sehr zu empfehlen, nur glaube ich, daß du es kaum aushalten wirst“, versetzte Sergej Iwanowitsch ohne jeglichen Spott.

„Ich habe es schon versucht. Im Anfang geht es schwer, nachher gewöhnt man sich daran. Ich denke, daß ich nicht zurückstehen werde . . .“

„Schau einer! . . . Aber sag' doch, was meinen die Bauern dazu? Die müssen doch wohl darüber lachen, daß der Herr so wunderliche Streiche macht.“

„Nein, das glaub' ich nicht; und dann ist es auch eine so fröhliche und zugleich so schwere Arbeit, daß man keine Zeit hat, sich dabei irgendwelchen Gedanken hinzugeben.“

„Wirst du auch mit ihnen zu Mittag essen? Dir eine Flasche Château Lafitte und eine gebratene Pute hinschicken zu lassen, das wird doch wohl nicht gut gehen.“

„Nein; während ihrer Ruhestunde komme ich nach Hause.“

Am folgenden Morgen erhob sich Konstantin Ljewin früher als gewöhnlich, doch die Wirtschaftsangelegenheiten hielten ihn auf, und als er auf die Mahd hinauskam, gingen die Mähder bereits an die zweite Reihe.

Vom Gipfel des Hügels aus erblickte er bereits am Abhange die schattige, schon zum Teil abgemähte Wiese mit den grauen Streifen und ein paar schwarzen Haufen; das waren die Kaftans, welche die Schnitter an dem Platz abgelegt hatten, wo sie den ersten Strich begannen.

In dem Maße, wie er näher kam, entdeckte er die in lang ausgezogener Linie einer hinter dem anderen einherschreitenden Schnitter, die in verschiedenem Schwunge mit den Sensen ausholten. Die einen hatten ihre Kaftans anbehalten, die anderen waren im Hemd. Er zählte zweiundvierzig Mann.

Sie bewegten sich langsam auf dem unebenen, niederen Teil der Wiese, wo ein alter Damm stand. Ljewin erkannte einige seiner eigenen Bauern. Da war der alte Jermil in einem ungewöhnlich langen weißen Hemde, der sich beim Mähen tief vornüber beugte; da war der junge Wassika, der bei Ljewin als Kutscher gedient hatte, der nahm jede Reihe mit einem Streich. Da war auch Tit, ein kleines, mageres Bäuerlein, Ljewins Lehrmeister im Mähen. Er schritt als erster voran, und ohne sich vorzubeugen, mähte er, als ob er mit der Sense nur spiele, seine breite Reihe ab.

Ljewin stieg vom Pferde, band es am Wege an und gesellte sich zu Tit, der unter einem Busch eine zweite Sense hervorholte und sie ihm übergab.

„Sie ist fertig, Herr; das reine Rasiermesser, sie schneidet von selbst", sagte Tit, indem er lächelnd die Mütze abnahm und ihm die Sense reichte.

Ljewin nahm die Sense und schickte sich an, in Reih' und Glied zu treten. Die schweißbedeckten, fröhlichen Mäher, die eben ihre Reihe zu Ende gemäht hatten, kamen einer nach dem andern auf den Weg heraus und begrüßen lächelnd ihren Gutsherrn. Sie sahen ihn alle an, aber keiner sagte ein Wort, bis ein hochgewachsener, mit einem Schafsfellkittel bekleideter Alter mit runzligem und bartlosem Gesicht, auf den Weg heraustrat und sich mit den Worten an ihn wandte:

„Gib acht, Herr! Hast du dich 'mal eingespannt, so zieh' auch gut", sagte er, und Ljewin hörte ein unterdrücktes Gelächter unter den Mähern.

„Ich werde mir Mühe geben, nicht zurückzubleiben", gab er zur Antwort, stellte sich hinter Tit auf und wartete, bis die Arbeit beginnen würde.

„Gib acht", wiederholte der Alte.

Tit machte einen Platz frei und Ljewin folgte ihm. Das Gras am Wege war niedrig, und Ljewin, der lange nicht gemäht hatte, und den die Blicke, die alle auf ihn gerichtet hatten, verlegen machten, mähte im Anfange schlecht, obgleich er stark ausholte. Hinter ihm ertönten Stimmen:

„Die Sense ist schlecht angesetzt, der Griff ist zu hoch; sieh', wie er sich bücken muß", sagte einer.

„Du mußt stärker auf der Ferse aufliegen", meinte ein anderer.

„Tut nichts", 's ist gut, er wird sich schon machen", meinte der Alte. „Schau, wie er draufgeht . . . Nimmst einen zu breiten Strich, wirst bald müde werden . . . Der Herr plagt sich für sich selber! Na, schau, ob das in gleicher Reihe gemäht ist! Dafür hätte unsereiner gleich eins über den Buckel weg."

Das Gras wurde weicher, und Ljewin, der wohl zuhörte, aber keine Antwort gab, bemühte sich, so gut wie möglich zu mähen und folgte Tit. Sie waren etwa hundert Schritt weit gekommen. Tit ging immer vorwärts, ohne Halt zu machen und ohne die geringste Müdigkeit zu verraten; Ljewin aber wurde bereits bange, daß er es nicht aushalten würde, so müde war er schon geworden.

Er fühlte, daß er die Sense mit der letzten Kraft schwang, und war schon entschlossen, Tit zu bitten, inne zu halten. Aber in demselben Augenblick blieb Tit von selber stehen; er bückte sich, nahm

ein Büschel Gras, wischte die Sense ab und begann sie zu wetzen. Ljewin trat zu ihm, reckte sich und blickte sich tief atmend um. Hinter ihm kam ein Bauer, der sichtlich gleichfalls müde war, da er sofort, ohne bis zu Ljewin heranzukommen, stehen blieb und seine Sense zu wetzen begann. Tit wetzte seine und Ljewins Sense, und dann ging es wieder an die Arbeit.

Bei der zweiten Reihe ging alles in derselben Weise. Tit schritt bei jedem Strich vorwärts, ohne stehen zu bleiben und ohne müde zu werden. Ljewin folgte ihm, bestrebt, nicht zurückzubleiben, und es wurde ihm immer schwerer und schwerer: dann kam ein Augenblick, wo er fühlte, daß seine Kraft zu Ende sei, und gerade in diesem Augenblick blieb Tit stehen und begann wieder zu wetzen.

So mähten sie die erste Reihe durch. Und diese lange Reihe erschien Ljewin besonders mühsam: aber als sie am Ende angelangt waren und Tit die Sense über die Achsel warf, um langsamen Schrittes auf den Spuren zurückzugehen, die seine Stiefelabsätze auf den abgemähten Streifen hinterlassen hatten, da ging auch Ljewin ebenso auf dem von ihm gemähten Streifen zurück. Und obgleich ihm der Schweiß in Strömen über das Gesicht rann und von der Nase tropfte, und sein ganzer Rücken so naß war, als wäre er aus dem Wasser gezogen — war ihm dabei doch sehr wohl zu Mut. Ganz besonders freute er sich darüber, daß er jetzt wußte, daß er es bis zu Ende würde aushalten können.

Seine Freude wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß seine Reihe nicht gut ausgefallen war.

„Ich will weniger stark mit dem Arm ausholen, mehr mit dem ganzen Körper aufliegen“, dachte er, als er den schnurgerade gemähten Streifen von Tit mit seiner verstreuten und ungleichmäßigen Reihe verglich.

Bei der ersten Reihe war Tit, wie Ljewin bemerkt hatte, besonders rasch zu Werke gegangen, wahrscheinlich hatte er den gnädigen Herrn auf die Probe stellen wollen, und die Reihe war sehr lang. Bei den folgenden Reihen ging es schon leichter; aber Ljewin mußte trotzdem alle seine Kräfte anspannen, um nicht hinter den Bauern zurückzubleiben.

Er dachte an nichts, er wünschte nichts, außer dem einen, nicht hinter den andern zurückzubleiben, und seine Sache so gut wie möglich zu machen. Er hörte weiter nichts als das Schwirren der Sensen und sah nur die sich entfernende stramme Gestalt Tits, den ausgebogenen Halbkreis der abgemähten Fläche, die langsam und wogend sich neigenden Gräser und Blumenhäupter an der Schneide seiner Sense und vor sich das Ende der Reihe, wo die Ruhepause eintreten würde.

Ohne zu begreifen, was das eigentlich zu bedeuten habe und woher es komme, hatte er plötzlich mitten in der Arbeit das angenehme Gefühl der Kühle an seinen heißen, schweißbedeckten Gliedern. Er blickte zum Himmel auf, während die Sensen gewetzt wurden. Eine niedrig hängende schwere Wolke war heraufgezogen, und es regnete in großen Tropfen. Einige der Bauern gingen zu ihren Kaftans und zogen sie an; andere zuckten wie Ljewin unter der erfrischenden Nässe nur freudig mit den Schultern.

Wieder arbeiteten sie sich durch eine Reihe, der wieder eine andere folgte. Es trafen sich lange und kurze, mit gutem und mit schlechtem Grase bestandene Reihen. Ljewin hatte jede Fähigkeit der Zeitbestimmung verloren, er wußte nicht, ob es spät oder früh sei. In seiner Arbeit begann jetzt eine Veränderung vor sich zu gehen, die in ihm das höchste Wonnegefühl hervorrief. Mitten in der Arbeit überkamen ihn Augenblicke, in denen er völlig vergaß, was er tat: es wurde ihm leicht zu Mut, und gerade in diesen Augenblicken wurde seine Reihe fast so gleichmäßig und schön wie die von Tit. Sowie er aber daran dachte, was er tat, und sich Mühe geben wollte, es noch besser zu machen, wurde ihm auch sogleich die ganze Last der Arbeit fühlbar, und die Reihe fiel schlecht aus.

Nachdem wieder eine Reihe abgemäht war, wollte er an die folgende gehen; aber Tit blieb stehen, trat auf den alten Bauern zu und sprach leise mit ihm. Beide schauten nach der Sonne. „Wovon mögen sie sprechen, und warum beginnt er keine neue Reihe?“ dachte Ljewin, ohne daran zu denken, daß die Bauern nunmehr ununterbrochen nicht weniger als vier Stunden gemäht hatten, und daß die Frühstückszeit herangekommen war.

„Frühstückszeit, Herr“, sagte der Greis.

„Schon? Dann wollen wir also frühstücken.“

Ljewin gab Tit seine Sense und ging mit den Bauern, die sich zu ihren Kaftans begaben, um sich das Brot zu holen, das sie mitgebracht hatten, über die leicht vom Regen benetzten Streifen der langen, abgemähten Fläche zu seinem Pferde.

Jetzt erst begriff er, daß er sich im Wetter getäuscht hatte und daß sein Heu vom Regen durchnäßt worden war.

„Das Heu wird zugrunde gehen“, sagte er.

„Tut nichts, Herr, schneiden im Regen, im Sonnenschein legen“, erwiderte der Alte.

Ljewin band das Pferd los und ritt nach Hause, um Kaffee zu trinken.

Sergej Iwanawitsch war eben erst aufgestanden. Nachdem Ljewin gefrühstückt hatte, ritt er wieder auf die Mahd hinaus, noch bevor

Sergej Iwanowitsch Zeit gehabt hatte, sich umzukleiden und ins Eßzimmer zu kommen.

Nach dem Frühstück kam Ljewin in der Reihe schon nicht mehr an seinen vorigen Platz zu stehen, sondern zwischen einen lustigen Alten, der ihn aufgefordert hatte, sich zu ihm zu gesellen, und einen jungen Bauern, der sich erst im Herbst verheiratet hatte und in diesem Sommer zum erstenmal auf die Heumahd gegangen war.

Der Alte schritt in gerader Haltung voraus, indem er mit seinen etwas nach auswärts gedrehten Füßen gleichmäßig und breit auftrat, und mit genauer und regelmäßiger Bewegung, die ihm anscheinend nicht mehr Mühe kostete, als wenn er die Hände beim Gehen hin und her schlenkerte, legte er gleichsam spielend eine hohe, immer gleichmäßige Reihe nieder. Es war, als ob nicht er arbeite, sondern die scharfe Sense ganz von selbst über die saftigen Gräser sauste.

Hinter Ljewin ging der junge Mischka. Sein ansprechendes, junges Gesicht, mit dem um das Haar geschlungenen Bündel frischen Grases, schien ordentlich vor Anstrengung mitzuarbeiten; aber sobald man ihn nur anschaute, lächelte er. Er war sichtlich entschlossen, eher zu sterben, als einzugestehen, daß es ihm schwer falle.

Ljewin schritt zwischen den beiden aus. Jetzt zur Zeit der größten Sonnenglut erschien ihm das Mähen nicht so mühsam. Der an ihm herabströmende Schweiß kühlte ihn zugleich, während die Sonne, die ihm Rücken, Kopf und die bis zum Ellenbogen entblößten Arme versengte, ihm auch Kraft und Ausdauer bei der Arbeit verlieh; und immer öfter wiederholten sich jene Augenblicke des halb unbewußten Zustandes, in denen seine Gedanken von seiner Tätigkeit losgelöst waren. Die Sense schien wie von selbst zu schneiden. Das waren glückliche Augenblicke. Noch glücklicher fühlte er sich, wenn er an den Fluß kam, wo die Reihen zu Ende gingen und der Alte dann seine Sense mit dem nassen, dichten Grase abwischte, ihren Stahl in dem frischen Wasser des Flusses abspülte, den Wetzsteinbehälter voll schöpfte und Ljewin einen Trunk anbot.

„Da! Was sagst du zu meinem Kwaß?*) Gelt, der schmeckt?“ sprach er, mit den Augen zwickernd. Und in der Tat, Ljewin hatte noch nie einen solchen Trunk getan, wie dieses warme Wasser mit dem darin schwimmenden Grün und dem von dem blechernen Wetzsteinbehälter herrührenden Rostgeschmack. Und dann begann jene selige, langsame Wanderung mit der Sense im Arm, wobei man den herabrinnenden Schweiß abwischen, aus tiefster Brust Atem schöpfen und die ganze sich ausdehnende Reihe der Schnitter und das, was ringsum in Wald und Feld geschah, betrachten konnte.

*) Kwaß = ein säuerlich-süßes durch Gärung aus Brot bereitetes Getränk.

Je länger Ljewin mähte, desto öfter kamen diese Augenblicke des Selbstvergessens über ihn, wobei nicht mehr die Hände die Sense schwangen, sondern diese sich von selbst bewegte, wie ein bewußter, lebenerfüllter Körper, und die Arbeit, ohne daß er an sie dachte, wie durch Zauberwerk, gleichmäßig und sichtbar vor sich ging. Das waren herrliche Augenblicke.

Schwer wurde ihm die Arbeit nur dann, wenn er diese unbewußt gewordene Bewegung unterbrach und zu denken begann; wenn er rings um einen Erdhaufen herum mähen mußte oder an einen nicht ausgejäteten Sauerampferstengel kam. Der Alte tat dies ganz mühelos; kam diesem ein Erdhaufen in den Weg, so änderte er nur ein wenig seine Bewegung und schlug bald mit dem Stiele, bald mit dem Ende der Sense den Erdhaufen von beiden Seiten mit kurzen Hieben zusammen. Und während er das tat, sah und beobachtete er alles, was ihm unter die Augen kam: bald riß er ein eßbares Kräutlein ab, aß es auf oder bot es Ljewin an; bald warf er mit dem spitzen Ende der Sense einen Zweig zur Seite; bald betrachtete er ein Wachtelnest, aus dem das Weibchen fast unter der Sense aufflog; bald fing er eine kleine Schlange, die ihm in den Weg kam, hob sie wie auf einer Gabel mit der Sense in die Höhe, zeigte sie Ljewin und warf sie dann beiseite.

Sowohl Ljewin, wie dem jungen Burschen hinter ihm fielen diese Änderungen der Bewegung schwer. Sie waren beide, nachdem sie sich einmal der angestrengten Bewegung angepaßt hatten, mit ganzer Seele bei der Arbeit und waren außerstande, ihre Bewegung zu ändern und zu gleicher Zeit zu beobachten, was sich vor ihnen befand.

Ljewin bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Wenn man ihn gefragt hätte, wie lange er schon mähe, so würde er vielleicht gesagt haben: eine halbe Stunde, und doch näherte man sich bereits der Mittagszeit. Als man an eine neue Reihe gehen wollte, lenkte der Alte Ljewins Aufmerksamkeit auf eine Anzahl kleiner Mädchen und Knaben, die von verschiedenen Seiten her, kaum sichtbar, durch das hohe Gras und auf dem Fußwege, auf die Schnitter zukamen und in den allzu schwer belasteten Händchen Bündel mit Brot und in Lappen eingewickelte Krüge mit Kwaß trugen.

„Schau, da kriechen die Käferchen!“ sagte er, auf sie hindeutend, und schaute unter der vorgehaltenen Hand nach der Sonne.

Noch zwei Reihen mähten sie ab, dann blieb der Alte stehen.

„Na, Herr, jetzt ist Mittagszeit!“ sagte er entschieden. Und beim Flusse angelangt, schritten die Schnitter über das abgemähte Gras zu der Stelle, wo ihre Kaftans lagen, und wo die Kinder, die das Mittagsbrot gebracht hatten, saßen und auf sie warteten. Die Bauern ver-

sammelten sich — die entfernteren unter den Fuhren, die in der Nähe befindlichen unter dem Baumkleebusch, über den sie ein paar Arme voll Gras geworfen hatten.

Ljewin setzte sich zu ihnen; er mochte noch nicht nach Hause.

Jede Spur von Befangenheit vor dem Herrn war schon längst geschwunden. Die Bauern trafen ihre Vorbereitungen zum Essen. Die einen wuschen sich; die kleinen Kinder badeten im Fluß; andere suchten sich ein Ruheplätzchen, banden die Brotbeutel auf und öffneten die Krüge mit Kwaß. Der Greis bröckelte Brot in eine Schüssel, zerdrückte es mit dem Löffelstiel, goß aus dem Wetzsteinbehälter Wasser drauf, schnitt sich noch mehr Brot zurecht, schüttete Salz drauf und wandte sich dann gegen Osten, um zu beten.

„Na, Herr, versuch' 'mal von meiner Tjurka!“ *) sagte er und hockte sich vor die Schüssel auf die Knie.

Die Tjurka war so schmackhaft, daß Ljewin seine Absicht, zum Mittagsessen nach Hause zu fahren, aufgab. Er aß mit dem Alten und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über seine häuslichen Angelegenheiten ein, an denen er den lebhaften Anteil nahm. Dann erzählte er ihm auch von seinen eigenen Angelegenheiten, und teilte ihm alles mit, was für den Alten von Interesse sein mochte. Er fühlte sich ihm näher als seinem eigenen Bruder, und die Zärtlichkeit, die er für diesen Mann empfand, verlieh seinem Gesicht unwillkürlich einen lächelnden Ausdruck. Als der Alte wieder aufstand, sein Gebet verrichtete und sich dann unter dem Busch zum Ausruhen niederlegte, nachdem er sich ein Bündel unter den Kopf geschoben hatte, tat Ljewin dasselbe; und er schlief trotz der klebrigen, in der Sonne besonders zudringlichen Fliegen und Käfer, die seinen schweißbedeckten Kopf und Körper kitzelten, sofort ein und erwachte erst, als die Sonne auf die andere Seite des Busches gelangt war, und ihre Strahlen auf sein Gesicht zu fallen begannen. Der Alte schlief schon lange nicht mehr und saß aufrecht da, während er die herbeigekommenen Kinder von der Sense abwehrte.

Ljewin sah sich rings um und vermochte den Ort nicht mehr zu erkennen: so sehr hatte sich alles verändert. Die ungeheure Wiesenfläche war abgemäht und erglänzte mit ihren schon duftenden Grasreihen in den abendlichen, schrägen Sonnenstrahlen in einem besonderen, ungewohnten Glanz. Die ringsum freigemähten Büsche am Fluß und der Fluß selbst, der vorher nicht sichtbar geworden war, jetzt aber wie Stahl in seinen Windungen glänzte, die sich nach der Ruhepause erhebenden und tummelnden Leute, und die steile Graswand auf dem noch nicht abgemähten Teil der Wiese und die Habichte, die über dem kahlen

*) Tjurka = Brot in Kwaß gebröckelt.

Felde ihre Kreise zogen – alles dies erschien ihm als etwas völlig Neues. Vollkommen munter geworden, begann Ljewin jetzt abzuschätzen, wie viel schon abgemäht sei und was heute noch getan werden könnte.

Für die Zahl von zweiundvierzig Arbeitern war außerordentlich viel geleistet worden.

Die ganze große Wiese, an der früher zur Zeit der Leibeigenschaft dreißig Mann zwei Tage lang zu mähen hatten, war bereits abgemäht. Es blieben nur noch die Ecken mit den kurzen Reihen übrig. Aber Ljewin hätte gern so viel wie möglich an diesem Tage zustande gebracht und ärgerte sich nun darüber, daß die Sonne so schnell herabsank. Er fühlte keine Müdigkeit; er hatte nur den Wunsch, immer schneller zu arbeiten und so viel wie möglich zu leisten.

„Na, was meinst du, mähen wir heute noch die Maschkinhöhe ab?“ wandte er sich zu dem Alten.

„Wie Gott will, die Sonne steht nicht mehr hoch. Wenn's Branntwein für die Leute gibt.“

Während der Mittagspause, als alle sich wieder zur Ruhe gesetzt, und die Raucher ihre Zigaretten angesteckt hatten, hatte der Alte den Männern eröffnet: „Wenn die Maschkinhöhe heute noch abgemäht wird, gibt's Branntwein.“

„Das wäre noch schöner, wenn wir das nicht fertig brächten. Auf, Tit! Das machen wir flink! Kannst dich heute Abend vollessen. Vorwärts!“ . . . ertönten mehrere Stimmen, und die Schnitter stellten sich, ihr Brot zu Ende kauend, wieder in Reih und Glied.

„Na, Kinder, haltet euch tapfer dran!“ rief Tit und begann fast im Trab als erster.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief der Alte, der hinter ihm hereilte und ihn mühelos einholte, „nimm dich in acht, ich mäh' dich ab!“ Und jung und alt mähten um die Wette drauf los. Aber so sehr sie sich auch beeilten, sie verdarben das Gras nicht, und die abgemähten Reihen legten sich ebenso sauber und gleichmäßig hin wie vorher. Die noch übriggebliebene Ecke war in fünf Minuten abgemäht. Noch waren die letzten Mäher mit ihrer Reihe nicht zu Ende, als die ersten schon ihre Kaftans auf die Schultern warfen und über den Weg zur Maschkinhöhe gingen.

Die Sonne senkte sich schon zu den Baumwipfeln herab, als sie mit den Wetzsteinhülsen klappernd zum waldigen Hohlweg der Maschkinhöhe kamen. Das Gras reichte in der Mitte der Schlucht bis zum Gürtel; es war zart, weich und saftig und hie und da im Walde mit wilden Stiefmütterchen bunt besprenkelt.

Nach kurzer Beratung — ob man der Länge nach oder querüber mähen sollte — ging Prochor Jermilin, ein riesenhafter, dunkelhaariger

Bauer, der sich als Mäher eines besonderen Rufes erfreute, voran. Er durchschritt die Reihe, machte kehrt und holte mit mächtigem Schwunge aus. Und am Fuße des Hügels, im Hohlweg, auf der Anhöhe und am Rande des Waldes pflanzten sich nun alle in gleicher Linie mit ihm auf nnd legten los. Die Sonne verschwand bereits hinter dem Walde; es fiel schon der Tau. Nur die Mäher auf der Höhe des Hügels waren noch in der Sonne; unten aber, wo schon feuchte Dünste aufzusteigen begannen, und auf der anderen Seite schritten sie im frischen, tauigen Schatten aus. Alle arbeiteten mit fieberhaftem Eifer.

Das saftige, würzig duftende Gras zischte bei jedem Schnitt und legte sich in hohen Reihen auf die Seite. Die Mäher drängten sich in den kurzen Reihen von allen Seiten; bald hörte man das Klappern der Wetzsteinhülsen, bald das Aneinanderklirren der Sensen, bald das Zischen der Wetzsteine an den Sensen, bald die fröhlichen Zurufe der einander anfeuernden Mäher.

Ljewin mähte noch immer zwischen dem jungen Mäher und dem Alten. Dieser hatte seinen Schaffellkittel wieder angelegt und war noch immer ebenso lustig, so scherzhaft aufgelegt und so ungezwungen in seinen Bewegungen wie vorher. Im Walde traf man beständig auf Birkenpilze, die in dem saftigen Gras aufgeschossen waren und nun von den Sensen zerschnitten wurden. Aber der Alte bückte sich jedesmal, wenn er auf einen Pilz traf, hob ihn auf und verwahrte ihn hinter dem Brustlatz. „Da hab' ich was Schönes für meine Alte“, meinte er.

So leicht es auch war, das nasse und weiche Gras zu schneiden, so beschwerlich wurde es, auf dem steilen Abhang des Hohlweges hinab- und hinaufzusteigen. Aber den Alten focht das wenig an. Mit demselben gleichmäßigen Sensenschwung schritt er mit den kleinen, festen Schritten seiner in großen Bastschuhen steckenden Füße langsam den Hügel hinauf, und obgleich er am ganzen Körper zitterte und ihm die Hosen unter dem Hemd herabgeglitten waren, ließ er doch auf seinem Wege keinen Grashalm, keinen Pilz stehen und scherzte mit den Bauern und mit Ljewin wie vorher. Dieser ging hinter ihm her und dachte oftmals, daß er unbedingt herabstürzen müsse, wenn er mit der Sense einen steilen Hügel hinanstieg, der auch ohne Sense schwierig zu erklettern gewesen wäre; aber er kam doch glücklich hinauf und tat, was nötig war. Er fühlte sich wie von einer von außen kommenden Kraft getrieben.

Die Maschkinhöhe war gemäht: die letzten Reihen wurden beendet, die Kaftans angezogen, und dann machte sich alles fröhlich auf den Heimweg. Ljewin bestieg sein Pferd, nahm mit Bedauern von den Bauern Abschied und ritt nach Hause. Vom Hügel aus schaute er sich

noch einmal um: sie waren in dem aus der Niederung aufsteigenden Nebel nicht mehr zu sehen; nur die fröhlichen, rauhen Stimmen drangen noch zu ihm, das Lachen und der Schall der aneinanderprallenden Sensen.

Hamerling und Marx.

Mitteilungen von **Michael Maria Rabenlechner.**

Vor vier Jahren starb Fercher von Steinwand, tief betrauert nicht bloß von seinen engeren Landsleuten, sondern von allen denen, die seine Poesien kannten und denen ideale Lebensziele heilig. Vor etlichen Monaten folgte dem Dichter Fercher von Steinwand Friedrich Marx im Tode nach und das österreichische Kronland Kärnten ist auf dem deutschen Parnasse vorläufig nur noch vertreten durch den tiefsinnigen Ernst Rauscher und den ganz auf klassischem Boden fußenden Fritz Pichler. (Diesen Fritz Pichler hat vor kurzem ein archäologisches Fachblatt den „Mommsen Österreichs“ genannt. Seine Bedeutung als Numismatiker und Archäologe hat nämlich die allgemeine Anerkennung in Fachkreisen bereits gefunden. Als Dichter ist er bisher noch viel zu wenig nach Verdienst geschätzt.) Diese vier Männer standen sämtlich zu Robert Hamerling in freundschaftlichen Beziehungen. Hamerling gedenkt ihrer und ihrer dichterischen Größe in wärmstem Empfinden in seinen „Stationen“, und wer mit den Werken dieser vier Männer auch nur oberflächlich sich beschäftigt, fühlt sofort die innerlich tief verwandte Grundstimmung der Poesie Robert Hamerlings zu z. B. Pichlers „Runen und Reime“, Marx' „Gemüt und Welt“, Fercher's „Gräfin Seelenbrand“. Insonderheit Fercher's Poesie hatte Hamerling ins Herz geschlossen, vielleicht sogar etwas überschätzt und über Fercher's geniale Gedankenblitze die schwerfällige, unklare Form doch zu wenig gerügt. Hamerling überbietet sich geradezu in Bewunderung für Fercher. Diese Beziehungen Fercher's zu Robert Hamerling haben bereits Veröffentlichung gefunden, und zwar teils durch die der Öffentlichkeit übergebenen persönlichen Mitteilungen Fercher's, teils durch die Briefe Hamerlings an Ernst Rauscher, in denen viel von Fercher und seiner Originalität die Rede. Diese Briefe Hamerlings an Ernst Rauscher und der Kommentar, den Rauscher ihnen gibt, legen aber auch die Beziehungen Rauschers zu Hamerling völlig klar. Fritz Pichler — seiner poetischen Eigenart unter diesen vieren Hamerling der Nächstverwandte — wird uns den reichen Schatz seiner Hamerlingbriefe und Hamerlingerinnerungen hoffentlich nicht mehr lange vorenthalten. Wie wir hören, sollen sie in Buchform erscheinen. Mit den Beziehungen des vierten der

vier Kärntner Poeten aber, mit den Beziehungen von Friedrich Marx zum „Ahasver“-Dichter wollen sich vorliegende Zeilen beschäftigen.

Wir wollen diese Beziehungen Hamerlings zu Marx so eingehend dartun, als es uns in erster Linie der Briefwechsel der beiden ermöglicht. Will man darum das Folgende schlechthin kommentierte Briefe nennen, so können wir nichts dagegen einwenden. Denn man wird auf keine ästhetische Vergleichung der Poesien Hamerlings zu denen von Marx stoßen. Auch die kritische Beleuchtung von Marx liegt nicht im Rahmen unserer Arbeit. Eine solche haben zudem bereits Berufenere besorgt als wir. Wir könnten unsere Arbeit nicht beginnen, ohne zweier aus diesen in wärmster Bewunderung zu gedenken. Wer über Marx' Bedeutung als Dichter ein richtigstes Urteil lesen will, den verweisen wir auf einen früheren Jahrgang des „Heimgarten“, in dem Hofrat Ernst Gnad (noch zu Lebzeiten von Marx) in einem geradezu klassisch geschriebenen Essay die Dramen und die Lyrik unseres Dichters einer eingehenden Beleuchtung unterzog, die Glanzpunkte von Marx' Poesie gebührend hervorhob, ohne aber die Grenzen von Marx' Können zu verschweigen. (Dieser Aufsatz findet sich auch in der „neuen Folge“ von Gnads „Essays“.) — Nach dem Tode von Marx ist viel über ihn geschrieben worden — den schönsten Lorbeer flocht ihm aber in der „Österreichischen Rundschau“ der Dichterkomponist Wilhelm Kienzl. Wilhelm Kienzl ist der zweite, den wir meinen. Wilhelm Kienzl versteht also nicht bloß zu komponieren und zu dichten, er teilt sich auch mit seinem Bruder Hermann in den Lorbeer des stilbeherrschenden Kritikers. — —

Friedrich Marx wurde geboren am 20. September 1830 zu Steinfeld in Oberkärnten. Er besuchte das Gymnasium zu Laibach, doch setzte er die Studien nicht fort, sondern widmete sich schon früh dem Militärstande. Bereits in den ersten Jünglingsjahren war Marx dichterisch tätig, trat aber erst anfangs der Sechzigerjahre mit einem selbständigen Bändchen Gedichte, der ersten Auflage von „Gemüt und Welt“, ans Licht der Öffentlichkeit. Dieses Bändchen sandte Marx dann an Hamerling nach Triest, wodurch die Beziehung zwischen den beiden Männern eingeleitet ward. Aus einem Briefe von Marx an den verdienstvollen Hamerlingforscher Herrn Böck-Gnadenau in Wien erfahren wir darüber das folgende kommentierende Detail: „Als ich im Jahre 1860—61 in Krems a. d. Donau als Gendarmerieoberleutnant in Garnison stand, spielte der Zufall mir Robert Hamerlings „Ein Schwanenlied der Romantik“ und „Venus im Exil“ in die Hände, aus welchen mir sofort die Bedeutung des Dichters für die zeitgenössische Poesie klar wurde. Begreiflich war daher mein Wunsch, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Ende 1861 sandte ich ihm aus Graz einen Band der ersten

Auflage meiner gesammelten lyrischen und epischen Gedichte nach Triest und erhielt von ihm ein sehr liebes, anerkennendes Schreiben, in welchem er sich über die Lyrik unserer Alpenländer überhaupt aussprach. Bei Gelegenheit meiner Hochzeitsreise, die ich im Juni 1862 von Graz aus über Triest nach Oberitalien und Tirol antrat, hielt ich mich nach dem Pfingstfeste einige Tage in Triest auf und besuchte den Dichter, dem ich Grüße meiner gemeinsamen Grazer Freunde zu überbringen hatte. Ich traf ihn etwas leidend zu Bette, mit einem seiner Kollegen vom Gymnasium Schach spielend, an. Nach freundlicher Begrüßung hatte ich Gelegenheit, den herrlichen Dichterkopf zu bewundern, an dem ich mich nicht satt sehen konnte . . ." Soweit Marx. Der folgende Brief bedarf demnach keines weiteren Kommentars. Es ist das gegen Böck-Gnadenau erwähnte Schreiben, mit dem Marx die erste Auflage seiner Gedichte an Robert Hamerlings Adresse dirigierte.

Euer Wohlgeboren!

Ich habe nur auf ein mir in Aussicht gestelltes Schreiben meines l. Freundes C. Pfeifer gewartet, um mit diesem als Geleitschein Euer Wohlgeboren mein „Gemüt und Welt" zu übersenden und dadurch dem Sänger des „Schwanenlied der Romantik", auf den nicht nur Literaturkreise, sondern das Vaterland mit schönen Hoffnungen blickt, wie ich schon lange gewünscht, ein kleines Zeichen meiner Begeisterung für Ihren Genius darzubringen.

Möge meine kleine Sendung Euer Wohlgeboren, wie sie gespendet wird, als schlichte Freundesgabe, wenn ich so sagen darf, willkommen sein.

Wenn mir die Entfaltung eines vielleicht empfangenen Talentes bei meinem ziemlich bewegten Garnisons- und Lagerleben versagt blieb, wenn ich gerade in den Jahren der Entwicklung von allem Verkehr mit deutschem Leben, deutscher Wissenschaft abgeschnitten, auf meine eigene Gemütswelt angewiesen war, so blieb doch meine Begeisterung für einmal lieb gewordene Träume eine rege, so konnte ich nicht umhin, Freunden, die ich mir auf meinen vielfachen Wanderungen erworben, mein Buch zur Erinnerung an gemeinsam verlebte Jugendjahre auf den kühlen Boden des reifen Mannesalters mitzugeben.

Wenn jedoch vorzugsweise für befreundete Kreise bestimmt, dürfte „Gemüt und Welt" wohl auch darüber hinaus in die größere Öffentlichkeit gelangen, ohne daß ich mich über die Aufnahme, die es von der Tageskritik noch zu erfahren hat, einer Täuschung hingeben könnte. Dient es dazu, mir unter den Jüngern der wahren Kunst auch nur e i n e n Freund zu erwerben, so bin ich im voraus gegen die Urteile, die meiner allerdings zu geringen Selbkritik bevorstehen, gestählt genug und werde sie, der ich die Grenzen meiner Kräfte zu kennen glaube, leicht verwinden. Desto größeren Wert lege ich auf das aufrichtige teilnehmende Wort eines Freundes und nehme es, wie es auch lauten möge, wenn es nur den Standpunkt berechtigter Kritik vertritt, gerne hin. Euer Wohlgeboren würden mich daher durch die ganz unumwundene Wiedergabe des Eindruckes, den meine Art zu fühlen und zu dichten auf Sie macht, nur herzlich verpflichten.

Mit Ihren beiden Freunden Pfeifer und meinem l. Landsmann Fritz Pichler habe ich oft und viel über Sie gesprochen und beiden den Wunsch ausgedrückt, mit Ihnen in freundschaftlichen Verkehr treten zu können. Da jedoch die Berufspflicht und Jahreszeit Euer Wohlgeboren von Graz noch eine Weile fernhalten dürfte, so

werde ich bis spätestens im Mai d. J. das Glück haben, Sie in Triest aufzusuchen und aufrichtigst meine Freundeshand einem Manne bieten zu können, dessen Muse schon längst als ein wahrer Hoffnungsstrahl in meine Einsamkeit fiel.

Genehmigen Sie indes den Ausdruck der herzlichsten Verehrung, mit der ich mich zeichne Euer Wohlgeboren ergebener

Friedrich Marx
Oblt. im k. k. 1. Gendarm.-Rgmt., Merangasse 905.

Graz, 1. Februar 1862.

Hamerlings Antwort auf dieses Schreiben liegt uns leider nicht vor.

Die erste persönliche Begegnung zwischen Marx und Hamerling fand also zu Pfingsten 1863 in Hamerlings Wohnung in Triest statt. Aber Marx' Besuch dauerte damals nicht lange. Marx nahm beim Abschied die Gegengrüße Hamerlings für die Grazer Freunde und die Hoffnung mit, den Dichter des „Schwanenlied" bald zu längerem Aufenthalte in der Murstadt begrüßen zu können. Der Sommer desselben Jahres erfüllte diese Hoffnung. Hamerling verbrachte nämlich einen Teil der Schulferien in Graz. Marx aber hatte inzwischen nach höherem Lorbeer gegriffen und ein Jambendrama veröffentlicht, „Olympias" (Wien, 1863, bei Hermann Markgraff). Bei der ersten neuerlichen persönlichen Begegnung in Graz überreichte Marx dieses Werk Hamerling. Darauf bezieht sich der folgende Brief:

Graz, 24. August 1863.

Hochgeehrter Freund!

Ich halte Ihr Drama für ein achtunggebietendes, durchaus in edlem Stil gehaltenes Werk, ebenso trefflich in der Gliederung und Charakteristik als in der Diktion. Daß ihm die historisch-breite Anlage und der antike Stoff den Weg zur Bühne nicht erschwere, kann das Votum der Kritik hindern. In diesem Sinne spricht sich auch beifolgender Brief an Kuh aus. — Ich habe Kuh noch gebeten, mir durch Sie gefälligst mitzuteilen, in welchen Journalen Rezensionen des Dichterbuches mit Erwähnung des Germanenzuges erschienen sind. Wollen Sie sich gütigst mit diesem kleinen Auftrage befassen? Freundlichen Gruß und ein herzliches Glückauf!

Hochachtungsvoll der Ihrige

Robert Hamerling.

In diesem Briefe Hamerlings ist von einem Briefe an Kuh die Rede. Dieser war damals einer der gefürchtetsten Kritiker Wiens und Hamerling stand in diesen Tagen mit ihm noch in freundschaftlichen Beziehungen. Emil Kuh veröffentlichte ja in dem von ihm redigierten „Dichterbuche aus Österreich" (Wien, 1863) Hamerlings „Germanenzug". Das ermunterte Hamerling, seinem Briefe an Marx einen Empfehlungsbrief an Kuh beizulegen, der dann von Marx bei einem persönlichen Besuche im Redaktionsbureau der „Presse" in Wien Kuh übergeben ward. Soweit dieser — übrigens bereits veröffentlichte — Brief die „Olympias" betraf, sei er hier als Ergänzung des kurzen obigen Urteiles

mitgeteilt: „... Die ‚Olympias' des Herrn Marx ist meines Erachtens ein achtunggebietendes, edel stilisiertes Werk, das an keiner Stelle durch Ungeschmack oder Stümperei beleidigt und dem der Weg zu den Bühnen vielleicht nur durch die historische Breite der Anlage und den antiken Stoff erschwert wird. Der Autor erscheint mir, indem er sich nach Wien begibt, um persönlich für sein Stück tätig zu sein, wie ein Soldat, der nach dem Kriegsschauplatze abgeht. Wenn ihn schon Pfeile treffen sollen, so bewahre der Himmel ihn wenigstens vor den allzu spitzigen, den zweischneidigen, den widerhakigen und den vergifteten, von deren fertiger Handhabung die Wiener Kritik dem „Dichterbuch aus Österreich" gegenüber sehr schöne Proben gegeben hat ..."

Inzwischen hatte Hamerling „Ahasver in Rom" erscheinen lassen und der große Erfolg des Epos hatte es ihm ermöglicht, seinen Lehramtsberuf aufzugeben, in Pension zu gehen und ein freies Dichterleben in Graz zu beginnen. Auch Marx' äußeres Leben hatte sich wesentlich verändert. Marx, der als Militär inzwischen Hauptmann geworden war, nahm nach der Schlacht bei Königgrätz Abschied aus dem aktiven Dienst, wählte sich ebenfalls Graz zum ständigen Aufenthaltsort und lebte daselbst als Privatmann, wie Hamerling, ausschließlich literarischen Beschäftigungen.

Ein reger Verkehr mit den alpenländischen Dichtergenossen hub nun an und das gastfreundliche Haus Marx' stand jederzeit offen. Damals beschäftigte sich Marx eifrig mit den Poesien Longfellows. Und er las sie damals nicht bloß, sondern übersetzte auch eine große Anzahl aus ihnen. Marx war ein ausgezeichneter Linguist. Er beherrschte perfekt Englisch und Italienisch. Wiederholt sprach Hamerling zu Marx über Longfellow, erklärte aber einmal — E. A. Poe noch den Vorzug vor dem „Hiawathasänger" geben zu müssen. Marx kannte den genialen Poe noch nicht, also übergab ihm Hamerling dessen Werke leihweise. Der Appendix des nachfolgenden Briefes nimmt darauf Rücksicht; die Meinung indes, betreffs der Unübersetzbarkeit des „Raben" — Marx dachte offenbar, die prächtig-düstere Sprachmalerei des Originals sei im Deutschen nachzuahmen unmöglich — ist seither von Adolf Strodtmann glänzend widerlegt worden.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Durch Freund Rauscher von Ihrer Bereitwilligkeit in Kenntnis gesetzt, einen Abend dem geselligen Vergnügen zu opfern, erlaube ich mir, Sie zu der heute 7 Uhr abends bei mir stattfindenden Zusammenkunft unserer Grazer Freunde und des werten Gastes aus Klagenfurt hiemit in meinem und im Namen meiner Frau ergebenst einzuladen. In herzlicher Hochachtung!

Ihr ergebener Fried. Marx, Hauptm.

24. Februar 1867, 10 Uhr vormittag.

In das Kuvert war von Marx mit diesem Briefe ein besonderes Blatt beigeschlossen worden mit einem von ihm aus dem Englischen des Longfellow übersetzten Gedichte. Dieses lautet:

Der Judenfriedhof in Newport.

Wie seltsam muß, wie fremd er uns gemuten –
Der Judenfriedhof in der Hafenstadt!
Die Gräberruh am tosenden Gestad',
Hier ew'ger Friede, dort ruhloses Fluten!

Hoch an den Bäumen weht in grünen Falten
Ein Vorhang, der im Hauch des Südens schwoll,
So daß die Schläfer hier geheimnisvoll
Den Exodus des Todes mögen halten.

Grabsteine braun verhüllen rings wie Flaggen
Des Todes und des ew'gen Friedens Reich,
Sie scheinen Tafeln des Gesetzes gleich,
Die Moyses einst an Sinais Fuß zerschlagen.

Aus jener Zeit, von allen Völkern-stammen
Die Worte, die ich les' von Grab zu Grab,
Alvares und Rivera wechseln ab
Mit Jakobs, Abrahams ehrwürd'gen Namen.

„Gott sei gelobt, der uns den Tod gegeben" –
So schrieben Trauernde „im Tod ist Ruh",
Und glaubensselig fügen sie hinzu,
„Ja, daß nie enden soll das wahre Leben!"

Kein Davidspsalm erklingt an diesen Stätten,
Geschlossen ist das Tor der Synagog,
Kein Rabbi mehr verliest den Dekalog
In der gewalt'gen Sprache der Propheten.

Die Lebenden sind fort, die Toten blieben!
Doch Liebe hat mit unsichtbarer Hand
Die Gräber hier geschmückt, um ihren Rand
Des Lebens Fülle reich emporgetrieben.

Wie kamen sie hieher? Von welcher Küste
Hat Christenhaß sie und Verfolgung blind,
Die aller Welt Hagars und Ismaels sind,
Getrieben durch des Meers trostlose Wüste?

Die, eingepfercht in dunkler Gäßchen Pfuhle,
Der Judenstraßen und der Ghettos Not,
Ein angstvoll Leben und den Feuertod
Erdulden lernten in des Unglücks Schule!

Gewohnt, mit der Verbannung Brot zu nähren
Das hungernde Herz, wie Hiob krank und bloß,
Und ausgestoßen aus der Menschheit Schoß,
Den Durst zu löschen mit dem Salz der Zähren!

Als Anathema wütend einst erschollen
Von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus Geschrei
Von jeder Tür der flüchtige Mardochai
Gleich einem Hund verjagt ward, einem tollen!

Doch stolz, ob auch demütig von Geberde,
So nahmen sie den Wanderstab zur Hand,
Zerstampft, getreten wurden sie wie Sand
Und blieben standhaft wie der Bau der Erde!

Auf dunkler Zeiten Grunde sah'n erlauchte
Propheten sie und Patriarchen mild,
Vergangenheit ward so zum Spiegelbild,
Das strahlend aus dem Schoß der Zukunft tauchte.

So scheint, was Anfang, ihnen nun das Ende,
Von rückwärts lesen sie der Zeiten Buch,
Wie Ahasvern ward ihnen auch der Fluch
Des Lebens so zur stillen Grablegende.

Was war, das schauten einmal nun die Zonen!
Die Erde stöhnt und läßt in Zeugungsmüh'n
Ein neu' Geschlecht ums andere erblüh'n —
Doch nie ersteh'n die toten Nationen.

Unter dieses Gedicht hatte Marx weiter geschrieben:

Ich erlaube mir, Ihnen eine kleine Übersetzungsprobe aus meiner Sammlung Longfellowscher Gedichte beizufügen und werde — falls sich ein Verleger für mein Werkchen finden sollte — Sie bitten, die Korrekturbogen gütigst durchzusehen, und mir Ihr Urteil freundschaftlich aussprechen zu wollen, bevor ich die Übertragung oder vielmehr deutsche Nachbildung jener Poesien in die Welt sende.

Für E. Poes Werke, die ich mit größtem Interesse zu lesen begonnen, herzlichen Dank! Seine Gedichte, besonders „The Raven", ganz unübersetzbar, nur Meister Hamerling könnte sich daran wagen! Marx.

In jenen Tagen stand Hamerling bereits ganz im Banne des „König von Sion". Kerssenbroicks Chronik hielt ihn völlig gefangen —

nichtsdestoweniger erbat er sich umgehend nach Lektüre obiger Übersetzungsprobe deren mehr. Marx sandte sie ihm, indem er ihm zugleich als Ergänzung Kerssenbroicks aus seiner Bibliothek die Wiedertäuferwerke von Gresbek und Cornelius anbot.

Hochverehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen die Erstlinge meiner Übersetzungskunst, eine kleine Auswahl Longfellowscher Gedichte, mit dem Wunsche darzubringen, daß selbe Ihren Beifall erringen mögen.

Sollte der Wiener Verlag, dem ich vor Wochen bereits eine dreimal so starke Sammlung anbot, ablehnen, so würde ich Ihre Güte in Anspruch nehmen, um beim bibliographischen Institute in Hildburghausen ein günstigeres Resultat zu erzielen und dann im Vereine mit unserem Freund Rauscher die Übersetzung sämtlicher kleineren Gedichte Longfellows zustande zu bringen.

Vom Freunde Dr. Pichler hörte ich mit Bedauern von Ihrem Unwohlsein in letzter Woche und mit Vergnügen von Ihrem Plane, statt eines engeren Dichterbundes einen weiteren Literatenverein in Szene zu setzen. Mögen Sie denn der Magnet sein, der die für gewöhnlich sich fliehenden Schriftsteller-Moleküle anzieht und festhält! Gilt es doch, den literarischen deutschen Süden draußen im Reiche zu Ehren zu bringen! Darf ich Ihnen nun die Werke über Münsters Aufruhr zur Verfügung stellen?

Würde ich nicht besorgen, ungelegen zu kommen, so möchte ich öfter bei Ihnen vorsprechen, indem ich die mit Ihnen zugebrachten Augenblicke zu den angenehmsten meines Verkehres mit Freunden zähle und stets zählen werde.

Hat Sie das gestrige Feuilleton der „Gartenlaube“ aus meines jungen Freundes Pröll Feder angesprochen? Ich besitze von demselben Gedichte von großer Originalität und würde lebhaft wünschen, daß diesem vielversprechenden, wenn auch noch nicht geklarten jungen Talente der Beitritt zu dem projektierten Literatenzirkel ermöglicht werde.

Ihres freundlichen Urteils über meine Übersetzungsproben gewärtig, zeichne ich hochachtungsvoll Fried. Marx, Hptm.

Graz, 10. März 1867.

Hochgeehrter Freund!

Eine Verschlimmerung meines Befindens hat mich auch heute gehindert, den wochenlang beabsichtigten Besuch bei Ihnen auszuführen. Empfangen Sie einstweilen nur meinen Dank für die freundliche Mitteilung Ihrer Übersetzungsproben; ich fühle mich sehr davon angesprochen. Auf das Detail werde ich mündlich eingehen. Ich sende Ihnen den versprochenen Petöfi: wollen Sie die Sendung mit Gresbek und Cornelius erwidern, so wird mich das sehr erfreuen und es könnte der Überbringer dieser Zeilen gleich für mich die Bücher in Empfang nehmen, wenn sie bereit liegen. Für Ihre warmen Worte drücke ich Ihnen einstweilen im Geiste die Hand. Mit Ihnen zu verkehren, würde mir zu wahrer Freude gereichen, nur müßten Sie mir da die Konzession machen, daß ich Sie besuche. Warum ich ein für allemal darauf verzichten muß, meine Freunde bei mir zu sehen, will ich Ihnen aufrichtig gestehen, überzeugt, daß Sie mich so weit schätzen, um mir zu glauben. Ich bleibe keinen Tag ohne Schmerzanfälle und höchst unbehagliche Zustände, die mit meinem Unterleibsleiden zusammenhängen. Ein feindseliger Zufall fügt es, daß Besuche mich meist gerade in solchen Zuständen überraschen, und es mir dann eine höchst peinliche Alternative, meine Besucher entweder um Abkürzung Ihres Besuches zu bitten, oder sie durch ein grämliches Gesicht, in welchem das gewaltsam unterdrückte und verheimlichte

Schmerzgefühl sich spiegelt, zu langweilen. Aus diesem Grunde bitte ich alle, die mich besuchen wollen, daß sie die Stunde persönlichen Verkehrs zu wählen mir freundlich überlassen mögen. Die gleiche Bitte richte ich an Sie und denke, wenn Sie darauf eingehen, zu beweisen, daß ich den Verkehr mit Ihnen aufrichtig schätze und wünsche. Morgen, längstens übermorgen hoffe ich, Sie aufsuchen zu können; wir sprechen dann auch von den norischen Dichterbundangelegenheiten. Daß Herr Pröll daran teilnehmen will, kann mir nur angenehm sein, auch sonst bitte ich, in Ihren Kreisen verwandte Seelen zu werben. Nur dürfte freilich der Zirkel sich nicht so sehr erweitern, daß die Zusammenkünfte lokale Schwierigkeiten bereiten.

Graz, 11. März 1867.

Mit herzlichem Gruße ergebenst Ihr Hamerling.

Der Wiener Verlag, dem Marx seine Übersetzungsproben angeboten, hatte inzwischen abgelehnt, so ward beim bibliographischen Institut in Hildburghausen angeklopft, der kurze Zeit vorher die Leopardi-Übersetzung Hamerlings veröffentlicht hatte. Aber auch hier fand eine Annahme nicht statt und so erschienen Marx' Longfellow-Übersetzungen schließlich als 328. Bändchen von Reklams Universalbibliothek.

Inzwischen ward eifrig weiter die Idee einer steirischen Schriftstellergemeinde ventiliert und der Plan einer bezüglichen Publikation in Form eines „norischen Dichterbuches" keimte — angeregt durch Hamerling — in diesen Kreisen.

Hochgeehrter Freund!

Da haben Sie wieder ein Pröbchen meines eigentümlichen Lebensschicksales! Nichts rächt sich schlimmer, als wenn ich mein Erscheinen für eine bestimmte Stunde verspreche. Seit gestern hüte ich meist das Bett, von einem Kopfrheumatismus geplagt. In die Schillerstraße zu gehen ist mir unmöglich. Verhandeln Sie ohne mich, ich werde mich Ihren Majoritätsbeschlüssen von Herzen gern fügen. Ich bin übrigens zufrieden, wenn nur ein Tag, etwa alle 14 Tage, festgesetzt wird, an welchem wir Befreundeten uns zwanglos gesellig zusammenfinden, das übrige macht sich dann von selbst. Dies mein Votum. Herzlichen Gruß Ihnen und allen Sitzungsgenossen von Ihrem Hamerling.

Graz, 6. April 1867 (aus dem Bette).

P. S. Haben Sie das neueste Heft der „Deutsch-österreichischen Revue" schon in Händen? Es stehen da ein paar warme Worte über Fercher. Leider kommt im selben Hefte Thaler noch einmal über Rauscher und einen andern „glücklichen Familienvater". Er scheint zu glauben, daß Poesie mit Weib und Kind nicht vereinbar ist!! Es ist wirklich an der Zeit, daß eine Ehrenrettung norischen Dichtertums hervortritt — ich beschäftige mich deswegen in Gedanken viel mit dem beabsichtigten „Norischen Dichterbuch". Vielleicht ist Hilberg als Verleger zu haben?

Ende der Fünfziger- und Anfang der Sechzigerjahre des verflossenen Säkulums stand ein großer Teil der literarischen Welt Deutschlands ganz unter dem Banne der Gedichte Hermann Linggs. Sie waren — befürwortet durch Geibel — in den Fünfzigerjahren erschienen und erregten stürmische Bewunderung. Der ersten Auflage seines Liederbuchs „Sinnen und Minnen" (Prag, bei Kober 1859) hatte Hamerling

ein Einleitungsgedicht vorangestellt, in dem sich — ein direkter Hinweis auf Lingg — die Strophe findet:

Einst wohl sing ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Minen der Geschichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb auch ich sodann im Lied,
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropensonne Strahlen,
Die dereinst am Pol geglüht.

Marx hatte sich bald mit Lingg befreundet und diese Freundschaft dauerte bis zum Tode Linggs innig fort. (Sein Trauerspiel „Jakobäa von Bayern" widmete Marx „seinem edlen Freunde Hermann Lingg".) 1866 war dann der erste Band der „Völkerwanderung" erschienen — und Marx war es, der Hamerling das Buch persönlich überbrachte. Fast gleichzeitig mit dem ersten Bande der „Völkerwanderung" erschien die zweite Sammlung von Linggs „Gedichten" und wieder ist es Marx, der Hamerling mit folgendem Briefe den ersten Blick in das ihm zugekommene Rezensionsexemplar gestattet.

Hochverehrter Freund!

Indem ich Ihnen Linggs „Gedichte" bis morgen mittag zur Verfügung stelle, weil ich dann gerne an die der „Tagespost" in Aussicht gestellte Besprechung gehen möchte, hoffe ich, von Ihnen das Urteil zu vernehmen, daß Lingg die Erwartung Deutschlands mit diesem zweiten Bande wo nicht übertroffen, doch sicherlich auch nicht getäuscht hat.

Viel Genuß zur Lektüre wünscht Ihnen

Ihr hochachtungsvoll ergebener

25. Dezember 1867. Fried. Marx, Hptm.

Das Urteil Hamerlings zu Marx erfolgte jedenfalls mündlich. Eine schriftliche Antwort liegt nicht vor. Wie aber Hamerling über diese zweite Auflage von Linggs „Gedichten" geurteilt, ist uns erhalten u. a. in einem Briefe an A. Möser. Diesem wollten anfänglich diese neuen Gedichte Linggs gar nicht behagen, erst nach einiger Lesung goutierte er sie. Darauf bezieht sich Hamerling: „Mir ging es gerade so. Ich war anfangs enttäuscht, kehrte aber doch wieder zu diesen edlen Gesängen zurück und erquickte mich an einer geistigen Noblesse, die in der deutschen Literatur viel zu selten ist, als daß man sie nicht schätzen sollte. Lingg ist ein Meister in stimmungsvollen historischen Situationsbildern: er ist sogar einzig darin und wer in einem Punkte einzig ist, der ist den Größten ebenbürtig. Daß Lingg in der subjektiven Gefühlslyrik, im Liebeslied, bei schönen Einzelheiten doch weniger bedeutend ist, darin haben Sie recht. Er ist oft sogar gekünstelt. Schon quantitativ treten die einfachen Lieder gegen die reflektierenden und darstellenden Stücke beinahe verschwindend zurück. Er ist doch vorzugsweise Epiker in der Lyrik; und besäße er so viel Kompositionstalent wie epischen Stil, so wäre er der größte Epiker der modernen Welt."

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen ein Schreiben des edlen Dichters Dr. Feodor Löwe, das eine an Sie gerichtete Bitte enthält, gegen freundlichen Rückschluß mit dem Ersuchen mitzuteilen, Ihr wertes Bild nebst Stammbuchblatt gefälligst mir zur Weiterbeförderung an Dr. Löwe anvertrauen zu wollen, wenn Sie es nicht vorzögen, sich mit demselben direkt in Korrespondenz zu setzen.

Seit drei Wochen habe ich meinen betagten Vater in leidendem Zustande hier zu Gaste, daher Sie mich freundlichst entschuldigen mögen, wenn ich mit Dr. Löwes Ansuchen nicht selbst bei Ihnen vorspreche.

In gewohnter Verehrung Ihr ergebenster

Graz, 30. Oktober 1868. Fried. Marx, Hptm.

P. S. Ein in diesem Augenblicke mir zugehendes Schreiben Paul Heyses, der sich über Poerio ausspricht, wird für Sie, den gründlichen Kenner der italienischen Literatur, den Übersetzer Leopardis, vielleicht nicht ohne Interesse sein. Darf ich mir nun Ihr eigenes Urteil über meine kleine Skizze erbitten?

„Alessandro Poerio. Ein Lebensbild mit lyrischem Anhang. Graz 1868. Selbstverlag des Verfassers" — so lautete der Titel der Broschüre, die Marx damals herausgegeben und worauf das P. S. seines Briefes sich bezieht. Mit dieser Broschüre beschäftigt sich dann auch der folgende Brief Hamerlings.

Hochverehrter Herr und Freund!

Von all den Proben Ihrer Übersetzungskunst, die Sie bisher gegeben, hat keine mir in solchem Grade den Eindruck vollendeter Gediegenheit gemacht, wie Ihr Poerio, für dessen Mitteilung ich Ihnen mit aufrichtigen Worten danke. Abgesehen von der Freude, die mir Ihre Übersetzung als solche bereitete, fühle ich mich auch von dem poetischen Inhalte lebhaft angesprochen: er ist gedankenreich und oft eigentümlich. Dazu kommt die mir von jeher sympathische Eleganz italienischer Dichtweise. Aber geradezu rührend finde ich es, daß Sie, der dem edlen Patrioten in Venedig als österreichischer Krieger feindlich gegenüber gestanden, auf das Grab des Gefallenen einen Lorbeerkranz dieser Art legen! — Wie lang wird die Weltordnung und die Langsamkeit, mit welcher, trotz unserer fortgeschrittenen Freiheitsbestrebungen, die Politik der Völker sich von den Begriffen des ewigen Rechtes durchdringen läßt, es mit sich bringen, daß so rührende Inkonsequenzen denkbar sind?

Den Wunsch F. Löwes denke ich durch eine direkte Zusendung zu erfüllen. Wenn die Adresse „Stuttgart" Ihrer Meinung nach nicht genügt, bitte ich um freundliche Mitteilung einer näheren.

Mit dem wiederholten Ausdrucke wärmsten Dankes

Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 31. Oktober 1868. Hamerling.

Hochverehrter Herr und Freund!

Hier der „König von Sion". Darf ich recht bald Ihr offenherziges Urteil darüber erwarten, womöglich mündlich?

Ergebenst Ihr

Graz, 3. Dezember 1868. Hamerling.

P. S. Mit dem ersten Exemplare des „König von Sion".

Aber über dieses Urteil von Marx und dessen Aufnahme von seiten Hamerlings vermögen wir nichts zu berichten. Ja — wenn Marx Tagebuch geführt hätte über sein Beisamensein mit Hamerling, dann würden unsere gegenwärtigen Mitteilungen sich reicher gestalten können! Daß aber Marx' Urteil Hamerling sehr befriedigt haben mußte, vermögen wir deutlich zu ersehen, da er Marx zum intimen Vertrauten seiner Äußerungen über die Kritik des „König von Sion" schuf. Es mag da interessieren, daß die kritischen Äußerungen des in Münster i. W. erscheinenden klerikalen „Literarischen Handweiser" Hamerling nicht unbefriedigt ließen. Dieser Handweiser hatte sich schon vorher eingehend mit „Ahasver" beschäftigt. Der Rezensent war der Herausgeber, ein katholischer Geistlicher, Prälat Dr. Hülskamp, gewesen. Hamerling hat ihm dafür im dritten Gesange des „König von Sion" ein kleines Denkmal gesetzt. Jetzt war es wieder derselbe Hülskamp, der auch den „König von Sion" ästhetisch sehr feinsinnig beleuchtete.

Graz, 2. Februar 1869.

Hochgeehrter Freund!

Ich sende Ihnen wieder einige charakteristische Kundgebungen über den „König von Sion". Der klerikale Handweiser behandelt mich leidlich. Der Vorwurf aber, daß ich das Lokale nicht treu wiedergegeben, steht mit anderen aus Münster erhaltenen Urteilen in Widerspruch. Auch habe ich gerade auf diesen Punkt sehr viel Mühe verwendet und nichts geschrieben, was sich nicht auf positive Angaben stützt. Die Linde des Domhofs kann ich — wenn so etwas nötig sein sollte! — chronikalisch nachweisen. Daß Kerssenbroick in der Übersetzung ungenau, ist nicht meine Schuld, so wenig als dies, daß das Werk nur in der Übersetzung zugänglich ist. Das Original ist nur teilweise gedruckt.

Vorgestern erhielt ich eine Broschüre „Tagessplitter" (Poesien) zugeschickt; ich glaubte, Fercher sei der Autor; im „Wanderer" wurde sie schmachvoll herabgerissen, mir verkündet eben die „Tagespost", das Büchlein sei von A. Grün! Wissen Sie etwas Näheres?

Herzlich ergeben Ihr Hamerling.

P. S. Ich lege auch ein paar briefliche Kundgebungen bei, die mir eben wieder unter die Hände geraten.

Über den Autor der seinerzeit Aufsehen erregenden „Tagessplitter" vermochte aber auch Marx Hamerling nichts Positives mitzuteilen. Wer derselbe war, ist bis heute noch nicht aufgeklärt — es war weder Fercher noch Anastasius Grün. Marx vermutete aber vielleicht nicht unrichtig, „daß es ein altösterreichischer Patriot, möglicherweise in hoher amtlicher Stellung, sei, die es ihm rätlich erscheinen ließ, seine überaus kräftigen zornsprühenden patriotischen Gesänge anonym zu veröffentlichen." Der Autor der „Tagessplitter" stand dann später sogar mit Marx unter einem Decknamen in Korrespondenz, bat aber bei fortgesetztem Briefwechsel, auch Marx gegenüber das Inkognito wahren zu dürfen.

Einige Wochen schon nach Erscheinen der ersten war eine zweite Auflage des „König von Sion" nötig geworden.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Hier habe ich das Vergnügen, Ihnen den „König von Sion" in neuem Gewande vorzuführen. Die mitfolgenden beiden Briefe interessieren Sie vielleicht. Der eine ist vom Internuntius Baron Prokesch, der ein Exemplar des K. v. S. durch seine hier lebende Familie zugesandt erhalten zu haben scheint — ich selbst sandte ihm keines, da ich hörte, daß er auf Reisen. — Das zweite Schreiben ist die merkwürdige Herzensergießung eines einundachtzigjährigen Domherrn zu Wien, des gewesenen Dompredigers von St. Stephan, Dr. Joh. Em. Veith. Erlauben Sie mir noch eine Anfrage. Ist die englische Ausgabe von Poes Schriften noch in Ihrer Hand? Wenn Sie dieselben nicht mehr benötigen — nur in diesem Falle — würde ich Sie darum bitten, da ich, für eine kurze Zeit wenigstens, mich damit beschäftigen möchte.

Ihr hochachtungsvoll und herzlich ergebener

Graz, 25. Februar 1869. Hamerling.

Diese beiden von Hamerling erwähnten Schreiben des Baron Prokesch und Dr. Veiths sind Briefe, wie sie selten geschrieben werden. Beide sind im Hamerlingmuseum des Stiftinghauses wohl aufbewahrt. Baron Prokesch schrieb, datiert: „auf dem Nil, 23. Januar 1869": „. . . Ich habe soeben Ihren „König von Sion" gelesen. Mit wahrer Achtung erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache sowie auch der homerische Baustil im einzelnen wie im ganzen. In ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die Tat und glaubt, daß er wirklich sei, was er zu sein wünscht und denkt. Daß er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen strebte, war ein Irrtum, worüber ihn diese Elemente bald belehrten. Sein Urteil ist nicht von dieser Welt und sein ganzes liebliches Wesen schwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daß sie ihn scheitern machen an dem, was sich Volkswille nennt, dafür muß Ihnen unsere Zeit dankbar sein; denn sie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die selbst bei der Minderheit selten ist. Wohin dieser Wahn führt, haben Sie trefflich geschildert. Großes ist in der Welt, solange sie besteht, nur durch einzelne geschehen, welche den Volkswillen zu beherrschen verstanden. Es reiht sich diese Dichtung würdig an Ihren „Nero". Mich freut, daß die Welt sie würdigt. Ich schreibe diese flüchtigen Zeilen im Angesichte der Pyramiden, die seit Jahrtausenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl sie gleich ihnen Werke von Menschenhand und die Zeugen der Lebenskraft sind, die einer großen Idee innewohnt . . ." Und aus dem langen Briefe Veiths entnehmen wir die Stelle: „. . . Sie haben in ‚Ahasver' das Heidnische sowie das pseudo-christliche Bild der Selbstvergötterung des

einsamen durftigen Menschenichs dargestellt mit einer künstlerischen Kraft und furchtbaren Wahrheit, wie vor Ihnen niemand ... Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar, durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus ... Im ‚König von Sion', der wie ein modernes Gegenbild zu ‚Nero' erscheint, sind ebenfalls so viele gewaltige Umrisse, Schilderungen, Gestalten, ethische und dämonische Grundzüge, daß ich viele Seiten darüber vollschreiben müßte, um Ihnen mein Verständnis davon verständlich zu machen .. Daß Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste und Ihr Wort ist wuchtig. Daß viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen und um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren. Mir fällt dabei die Anekdote von Händel ein, zu welchem nach der Aufführung des Oratoriums „Messias" viele Lords und Viscounts hintraten und für die Unterhaltung ihren Dank aussprachen. Der Meister geriet in heftigen Zorn und schrie: ‚Nicht unterhalten, nein, bekehren wollt' ich euch.' Allein das lassen die Leute nicht leicht sich antun. Mich will bedünken, daß Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen. Wie ich das meine, vermag ich in Kürze nicht evident zu machen, auch habe ich als ein Ihnen fremder nicht das Privilegium, Ihnen ein langes und breites vorzuschwätzen und in Ihr Vertrauen mich einzudrängen. Mit prophetischem Hellblick haben Sie das Ende Neros und den Anbeginn der Gemeinde der Kain-Ahasver-Apolyon hingestellt! ... Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt und vergiftet: — dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe, und ich bilde mir ein, daß Sie ohnehin eine solche Aufgabe im Sinne führen, denn müßig zu sein, ist Ihnen nicht gegeben ..."

Graz, 26. Februar 1869.

Hochverehrter Herr und Freund!

Herzlich danke ich für das gütigst übersandte Exemplar der 2. Auflage des König von Sion, der nun bald die 3., 4. und 5. Auflage folgen möge, damit er mit Ahasver fleißig Schritt halte, danke für die mitgeteilten äußerst interessanten Briefe, von denen mich jener des Domherrn Veith geradezu rührte, und statte Ihnen zu solchen Beweisen des Verständnisses, der Liebe und Verehrung für Ihren Genius meinen wärmsten Glückwunsch ab. Schade, daß das Beste und Schönste, was über Ihre beiden Dioskuren geschrieben wurde, der Öffentlichkeit zur Zeit noch vorbehalten bleiben muß; mit anderen Worten, daß Männer wie Prokesch und Veith nicht mehr in unsere Literatur eingreifen. Doch ihr Zeugnis ist Ihnen ja doch geworden und muß in der zarten und rührenden Form dieser Briefe Sie noch mehr freuen, als ob es Ihnen aus lärmenden Zeitungsspalten entgegengesprungen wäre. So möge das volle

Verständnis und die herzliche Teilnahme der geistigen Größen unserer Zeit und unseres Volkes Sie auf Ihrer Dichterbahn als stiller Segen begleiten!

Vielmals bitte ich um Entschuldigung, daß ich Edgar Poe seit Jahr und Tag behielt; längst habe ich mir vorgenommmen, das Bändchen seiner Gedichte kommen zu lassen, dennoch entzog sich Ihr Buch meinen Blicken, bis ich nun meine Saumseligkeit verklagen muß. Sollten Sie selbst einmal „The Raven“ übersetzen, so würde Lewinsky, der das Gedicht im Original deklamiert, wohl Ihrer Übersetzung den Vorzug geben.

Und nun nochmals Dank für die Beweise Ihrer großen Güte gegen mich, die mich herzlich freuen. Der Keuchhusten meiner Kinder hat sich nach sieben Wochen wieder so verschlimmert, daß ich darüber selbst in recht trüber Stimmung bin. Bis sich der häusliche Himmel aufhellt, kommt, Ihnen für Ihre Freundesgabe persönlich zu danken, Ihr Sie herzlich verehrender

Fried. Marx, Hptm.

P. S. Das „Requiem“ von Dranmor wird Ihnen durch Alfred Feniers gewiß schon zugekommen sein. Ihre Ansicht darüber hoffe ich bei nächster Begegnung zu vernehmen.

Mit „Ahasver“ und „König von Sion“ hatte Robert Hamerling mit einem Schlage die Sonnenhöhe des Ruhmes erglommen. Die Journale brachten sein Bildnis und die Artikel der Kritik wollten kein Ende nehmen. Da faßte Feodor Wehl den Plan, die wichtigsten kritischen Stimmen über die beiden Epen als Broschüre zu veröffentlichen und diese Zeitungsartikel so dem kommenden Literarhistoriker zu retten. Diese Broschüre erschien unter dem Titel „Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurteilung“ 1869 zu Berlin.

Hochgeehrter Freund!

Die Beilagen werden Sie vielleicht interessieren, obgleich die Broschüre leider fast nichts enthält als Rezensionsauszüge, die, nebenbei gesagt, durchaus nicht immer glücklich gewählt sein dürften. Ich bitte Sie, das Heftchen, sobald Sie es durchgesehen, Herrn Dr. Südenhorst zu übergeben, dem ich es versprochen. Schließlich noch ein Anliegen: Könnten Sie mir gefälligst die Photographie des Frl. Ada Christen auf ein paar Stunden zur Verfügung stellen? Es wünscht jemand von meiner Bekanntschaft sehr, dieselbe zu sehen. Sie erhalten sie heute noch zurück.

Freundschaftlichst ergeben Ihr

Graz (ohne Datum). Hamerling.

Ada Christen war eben damals zum erstenmale in die Öffentlichkeit getreten. Es war ein dünnes, kleines Bändchen in 16°, 85 Seiten stark, „Lieder einer Verlorenen“ (Hamburg bei Hoffmann & Campe, 1869). Mit diesem Gedichtenbändchen stellte sich die Dichterin aber sofort in die erste Reihe der dichtenden Frauen der Gegenwart und wurde so recht eigentlich die ganz einzige Vorläuferin unserer modernen Frauenliteratur. Ein heinegleiches Empfinden, das aus zahlreichen dieser Poesien entgegenatmete. Ada Christen hat dann später noch einige Gedichte- und Skizzenbändchen ediert, aber die lyrische Tiefe und dichterische Bedeutung ihrer Erstlinge hat sie nicht

mehr erreicht. Diese Lieder waren aber auch mit Herzblut geschrieben. „Lieder einer Verlorenen“ — man braucht den Titel nur zu nehmen, wie er wörtlichst lautet und der Biograph der Dichterin weiß, wo er in den Tagen jener Lieder Ada Christen zu suchen hat.

Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Atmet in der Trunkenheit
Einer Liebe, die befreit,
Die begeistert, die erhebt!
Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Atmet in Versunkenheit
Einer Liebe, die entweiht,
An der Schmach und Elend klebt.

Lebend unter Niedern und Rohen,
Zieht's mich mächtig empor zum Hohen,
Doch die Flügel beschwert mit Steinen,
Sink' ich aufs neue herab zum Gemeinen.
Müde des Ellen und Kleinen,
Eil' ich zu Orgien aus bitt'rer Not —
Und so begeistert vom Reinen
Erstick' ich noch im Kot!

Es rauscht und schwirrt das Saitenspiel,
Sie faßten mich zum Tanz,
Hei, wie der bacchantische Kreis sich schwang
In blendendem Lichterglanz!
Sie preßten mir in die Hand ein Glas,
Bekränzten mit Rosen mein Kleid;
Ich ward in Bacchus Namen getauft
Und der Frau Venus geweiht.

Alle Herzen, alle Menschen
Hatten sich von mir gewandt
Und mit Abscheu alle Lippen
Meinen Namen bald genannt.
Da kam einer, sah ins Antlitz,
In das tränenblasse mir:
„Unter Schweinen“, sprach er traurig,
„Fand die Perle ich an dir.“

Ada Christen ist nämlich keine Verlorene geblieben. Mitleidige erkannten in der Unglücklichen die hohe Begabung und wiesen sie an L. A. Frankl, L. Fogler, Ferdinand von Saar. Aber während die zwei ersteren aus dem Wuste ihrer Manuskripte das Talent nicht völlig sicher feststellen zu können glaubten, war es Ferdinand von Saar, dem die große Bedeutung sofort klar wurde. Ohne Saar hätten wir darum heute wohl kaum eine Christen. Er hat sie so recht eigentlich entdeckt. Saar nahm sich der Handschriften des Mädchens aufs wärmste an, sichtete sie, befreite sie von größeren stilistischen und orthographischen Fehlern und ordnete, ohne indes das Geringste selbst hinzuzutun, das Bändchen für den Druck. Saar ist es auch gewesen, auf dessen Veranlassung die Dichterin den Autornamen Ada Christen annahm — ihr eigentlicher Name war Christine Friedrich. — Sie heiratete bald darauf den Rittmeister Adalmar von Breden und lebte mit ihm in der glücklichsten Ehe. Freilich ließ sie sich an ihre Vergangenheit nicht gerne gemahnen und es mag als bezeichnend hier betont werden, daß sie und ihr Gatte in den letzten Lebensjahren bei den Antiquaren die „Lieder einer Verlorenen“ so weit als möglich aufkauften, so daß dieses Büchlein gegenwärtig zu den antiquarischen Rarissimis zählt.

Hamerling hat Ada Christens Talent hochgeschätzt, mit ihr auch einige Briefe gewechselt; von einem derselben soll weiter unten die Rede sein.

Hochverehrter Freund!

Hier Ada Christens Konterfei, einmal antik, das anderemal im modernen Kostüme. Sie wird sich sehr geschmeichelt fühlen, Ihrem Wunsche um eine Photographie entsprechen zu können, und ist ganz glücklich, daß Sie so teilnahmsvoll geschrieben, über den „Ahasver“ aber ist sie vollends außer Rand und Band geraten.

Die Rezension bringe ich morgen zurück, das Buch werde ich Herrn Dr. von Zwiedineck übergeben. Für beides herzlichen Dank.

Hochachtungsvoll grüßend, Ihr ergebenster

8. März 1869. Fried. Marx, Hptm.

Hochverehrter Freund!

Mit herzlichstem Danke für die Mitteilung des „Tagesboten" aus Böhmen, stelle ich Ihnen nun auch Shelleys Dichtungen zurück, den Buckle nach Shakespeare für den größten Poeten Englands hält, wenn ihm auch, in der Blüte der Jahre dahingerafft, die volle Entfaltung seines Genius versagt blieb.

Hermann Lingg schrieb mir unterm 15. d. M. über Ihren „König von Sion": „Dies neueste Epos Hamerlings ist ein bedeutender Fortschritt gegen den ‚Ahasverus in Rom'. Vieles ist geradezu bewundernswert: so z. B. die Schlacht, das Gastmahl beim Bischof im Lager, die Schilderung der Dawert und so manches andere noch. Der Hexameter ist meisterhaft und liest sich so anmutig, wie der des Reineke Fuchs." Er wird Ihnen wohl, auf die Schönheiten des Gedichtes näher eingehend, unter einem geschrieben haben. In herzlicher Verehrung Ihr stets ergebener

Graz, 18. März 1869. Fried. Marx, Hptm.

Dieser von Marx vermutete Brief Hermann Linggs an Hamerling traf aber erst am 29. Mai ein. Lingg schrieb im ganzen nur drei Briefe an Hamerling, die zwei ersten beschäftigen sich mit der ersten und zweiten Auflage des „Ahasver", der dritte, in Rede stehende, gilt dem „König von Sion" und ist merkwürdig kurz und konzentriert sich nur zu dem freilich lapidaren Satze: „... Sie haben so einhellig die Zustimmung der schreibenden und lesenden Zeitgenossen über Ihr Werk vernommen, daß ich nichts mehr hinzufügen kann zu dem großen Triumph, den Sie, und mit Recht, gefeiert, nur das kann ich sagen, daß seit langer Zeit keine Dichtung einen so überwältigenden Eindruck in mir hervorgebracht hat."

Von höchstem Interesse ist nun aber das folgende Schreiben Hamerlings, ein wuchtiges Dokument zur Beleuchtung der Kritikverhältnisse im literarischen Wien.

Graz, 29. März 1869.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Durch Hrn. Wohlfahrt erfahre ich, daß Ihnen von der in Berlin erschienenen Broschüre über mich ein Rezensionsexemplar durch den Verleger übermittelt worden. Sollten Sie wirklich gewillt sein, das Schriftchen in der „Tagespost" mit einer kurzen Notiz anzuzeigen, so würde ich Sie bitten, gefälligst einfließen zu lassen, daß Feodor Wehl der Verfasser oder vielmehr Kompilator derselben ist. Mehr als eine kurze Notiz ist das Ganze meines Bedünkens nicht wert. — Wenn Sie sich veranlaßt finden könnten, zu sagen, die Broschüre zeige den Erfolg des K. v. S. so weit gediehen, daß einzelne hämische Angriffe schwerlich mehr viel daran ändern können, so wäre dies die beste Erwiderung des Kuhschen Schmähartikels in der „Presse", der Ihnen gewiß bekannt geworden. Ich erwarte von daher nichts anderes. Die Redaktion der „Presse" habe ich mir zum Feind gemacht, indem ich einige literarische Artikel für die „Neue freie Presse" schrieb, und der wütige Ingrimm Kuhs gegen mich datiert von einem kleinen Artikel über das Wiener Feuilleton, den ich vor längerer Zeit in der „Deutsch-österreichischen Revue" publizierte und worin ich die Arroganz Kuhs als Kritiker

gebührend betonte. Seither verunglimpft er mich, wo er kann, in der schmählichsten Weise. Zum Glück ist's derselbe Kuh, der, als der I. Band von Linggs „Völkerwanderung" erschien, nichts darüber zu sagen wußte, als daß dem I. Band kein zweiter folge, und der eben jetzt wieder in der letzten Nummer der „Wiener Zeitung", wo er ein halb Dutzend Wiener Lyriker abschlachtet, darunter mit besonderem Behagen den Autor der „Tagessplitter", die gesamte österreichische Dichterschule (also Grün, Lenau, Beck 2c.) als geistig unvermögend und erbärmlich bezeichnet . . .*)

Ich für meine Person halte ihn dagegen für einen Menschen, der ursprünglich nicht ohne Begabung für einen feinen und geistreichen Stil, aber zum Kritiker viel zu verschroben und grillenhaft, überdies auch in Verbitterung und Gallsucht halb untergegangen ist. Freilich ist seine Kritik des K. v. S. geradezu auch gewissenlos. Wenn man die historische Gelehrsamkeit, die er über die Wiedertäufer auskramt, mit der Oberflächlichkeit vergleicht, die er bezüglich meiner Dichtung selbst verrat, so scheint es, daß es zu den Erfordernissen einer geistreichen Kritik gehört, zum Behufe derselben alle möglichen Bücher zu lesen, nur nicht dasjenige, das eben rezensiert werden soll. Daß Kuhs literarische Freunde ihn wacker sekundieren werden, zweifle ich nicht. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebenster

Rob. Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Mit dem allerherzlichsten Danke für die liebenswürdige Spende Ihres Bildes, das in meiner Familie von Kindern auf Kindeskinder forterben soll, sende ich Ihnen ein soeben erhaltenes aus Venedig und bin in gewohnter Verehrung

Ihr stets ergebener

Graz, 18. Mai 1869. Fried. Marx, Hptm.

Das diesen Brief veranlassende Bild Robert Hamerlings galt, wie man uns berichtet, Friedrich Marx zeitlebens als ein wertvollstes Besitztum, das er vertraute Besucher gerne stolzen Empfindens voll sehen ließ.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Homunkelfraß.

Immer häufiger, immer lauter wird's gesagt, das könne nicht ewig so fortgehen, daß die Landwirtschaft verkommt und die Industrie zunimmt. Nachdem sie bald in allen Ländern anfangen werden, Industrie zu treiben, die Industrie als solche und aus sich heraus aber nicht Nahrungsmittel erzeugen könne.

Und nun hört man auf einmal auch andere Botschaften. Ja, die Industrie könne Nahrungsmittel erzeugen, und zwar aus anorganischen Stoffen, aus Elementen, wie sie überall vorkommen. Aus Erde, aus Wasser, aus Luft werde die Industrie einmal gerade so gut Zucker, Stärke, Eiweiß erzeugen können, wie es jetzt der Kornhalm kann oder der Obstbaum, und um diese Nahrung zu konzentrieren, brauche man nicht erst das Rind, das Schwein u. s. w. dazu, das besorge die Retorte des Chemikers auf viel kürzere und einfachere Weise. Vorläufig will man die natürlichen botanischen Organe noch benützen, den Halm,

*) Aus ganz bestimmten Gründen ist hier ein Satz weggelassen worden.

den Obstbaum, das Kartoffelkraut. Da der Boden durch viel hundertjährigen Raubbau aber ausgesogen ist, wir jedoch zu wenig natürliche Dungmittel besitzen, um ihn wieder ertragsfähig zu machen, so fabriziert man jetzt Kunstdünger, indem man durch Elektrizität aus der gewöhnlichen Luft den Stickstoff zieht und den Stickstoff an Kalkstoff bindet. Stickstoffkalk befruchtet den Boden. So könne man hier schon sagen, die Industrie schaffe indirekt Nahrungsmittel. Aber die Industrie schafft bereits auch direkt Nahrungsmittel. Man hört von künstlicher Eiweißerzeugung und die Chemiker sind leidenschaftlich beschäftigt mit Versuchen, durch Elektrizität und Wärme in der Retorte Kohle, Schwefel, Wasser, Eisen zu einem schmackhaften Saftbraten zu verbinden.

Die Botschaft hör' ich wohl — halte sie aber vorläufig für ein Kunstprodukt aus der Fabrik. Vielleicht will man mit solchen Promessen auf die Zukunft der Landwirtschaftspartei Sand in die Augen streuen. Was plagt ihr euch denn mit dem armseligen Feldbau, mit der Obstkultur, so von jeder Wetterlaune abhängig ist, mit der längst nicht mehr rationellen Viehzucht! Ist es nicht viel einfacher und billiger, den Kuchen, das Gemüse, das Beefsteak, den Wein aus der Fabrik zu holen? — Manchen Wein müssen wir zwar schon lange aus der Fabrik holen, aber der schmeckt uns nicht recht und macht Kopfweh. Wir besorgen, daß es mit den anderen Nahrungsprodukten aus der Retorte auch so sein könnte. Mehl aus Gips und Milch aus Wasser hat man auch bisher schon verstanden zu produzieren, aber wir halten nichts davon. Der natürliche Mensch wird für künstliche Nahrung kaum zu haben sein. Es ist ja möglich, daß man unter Umständen einmal nahrungsähnliche Produkte chemisch herstellt und daß — wenn die Landwirtschaft ganz hin ist — die Menschen versuchen, aus Steinen Brot zu machen und von der Luft zu leben, aber dann ist Matthäi am letzten. Wie man bisher Kolonien, Gebiete in fremden Weltteilen zu gewinnen trachtet, um die überschüssigen Industriewaren abzusetzen, so wird man nachher für die fabriksmäßig hergestellte Nahrung auch die entsprechenden Mägen und die dazugehörigen Menschen in der Retorte erzeugen müssen. Haben wir einmal den Homunkelfraß, dann wird bald auch der Homunkel da sein. Wohl zu speisen!

Wir ewig Lebenden.

Aus Frankfurt am Main wird uns der Bericht einer Vorlesung über „Leben und Tod“ von dem Denker Böhme zugesandt, der so recht frohmutig und klar den Ewigkeitsglauben des „Heimgartens“ vertritt, weshalb wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Drei Gedanken möchte ich Ihnen darstellen, so begann der Redner. Wir müssen wissen, was der Tod ist, und da es sich um unseren Tod handelt, müssen wir wissen, was wir selbst sind. Viele haben gesagt, daß wir nichts anderes sind, als der Körper. Das leuchtet mir nicht ein, daß ich dasselbe sein soll, als mein Körper. Ich bin mir nicht bewußt als Körper, als Knochengerüst, als Fleischmasse, als ein Zellengewebe, sondern bin mir bewußt als Willensform. Viele haben gesagt, all' unsere Lebenstätigkeit, unsere Gedanken und unser Bewußtsein sei nur ein Ergebnis des Körpers, des Gehirns. Mein Körper ist nicht imstande, zu denken, sondern der Bewußtseinsstrahl, welcher meinen Körper beseelt, ist es, der alle die Lebensstrahlen hervorruft. Wenn „Ich" nicht in meinem Körper wäre, wäre er ein unbeseelter Leichnam, der nicht einmal allein stehen könnte. Die Möglichkeit einer Selbstentleibung ist nur dadurch gegeben, daß ich nicht dasselbe will, wie mein Körper. Der Wille ist das handelnde Subjekt und der Körper das Objekt, mit dem ich etwas tue. Seitdem wir auf der Erde leben, haben wir unseren Körper durch den Stoffwechsel längst ausgewechselt, der Körper, den ich vor acht Jahren hatte, ist längst nicht mehr da, aber ich bin da, folglich bin ich nicht dasselbe, wie mein Körper. Ich bin auch nicht das, was man als „Persönlichkeit" bezeichnet. Auch diese ändert sich immer. Ich bin das „Ich bin" im Hintergrunde des Gemüts, das alle diese Veränderungen beobachtet. Das ist die Seele des Menschen, das alles umfassende höchste Bewußtsein, Gott, und wir sind Strahlen von diesem Urbewußtsein. Demnach kristallisiert sich der erste Gedanke dahin: Der Tod ist niemals ein Zustand des Vernichtetseins, denn der Wesenskern des Menschen ist unvernichtbar; der Tod ist nicht ein Zustand der Leblosigkeit, er ist nichts anderes, als ein Vorgang. Die zweite Frage, die uns beschäftigt, ist: Was für ein Vorgang ist der Tod? Es wird gelehrt, daß diese Welt, die wir so äußerlich beobachten, daß diese Sinnenwelt nicht die ganze Welt ist; es wird gelehrt, es gebe noch andere Zustände des Lebens. Was wir Welt nennen, ist nur ein Zustand des Lebens, ist nur das äußerliche Bewußtseinsreich; es gibt mehrere Welten. Die andere Welt ist nicht ein anderer Ort, sagt Kant, sondern eine andere Anschauung, ein anderes höheres Bewußtsein. Diesen höheren Arten des Bewußtseins müssen auch höhere Arten von Stoffen zu Grunde liegen, denn wo Bewußtsein ist, muß auch Stoff, muß Substanz da sein. Der uns bekannte Stoff ist nur ein Bruchteil des Stoffes, den es überhaupt gibt. Es gibt Stoff, der für uns im allgemeinen übersinnlich ist, für einzelne, besonders Ausgestattete aber nicht. Damit ergibt sich der zweite Gedanke; die Erklärung des Todes aus der Lehre von den verschiedenen Welten. Der Tod ist ein Vorgang, ein Übergang, und zwar der Übergang aus einer dieser Bewußtseinswelten in eine andere Be-

wußtseinswelt. Das nennt man „Sterben“. Der Tod ist also ein Wechsel in der Form des Lebens. Damit kommen wir zu dem dritten Gedanken, vielleicht dem seltsamsten von den dreien: „Was geschieht mit uns nach dem Tode?“ Fragt man sich dies, so muß man Bezug nehmen auf die Geburt. Es gibt hier dreierlei Anschauungen. Die einen sagen: Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode nicht auf. Das erscheint mir unglaubhaft und unlogisch. Die zweite Auffassung ist: Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode auf. Das widerspricht wenigstens nicht der Logik und dem mathematischen Denken, und die dritte Auffassung ist: Der Mensch beginnt bei der Geburt nicht und hört beim Tode nicht auf. Das ist wiederum denkbar und entspricht dem mathematischen Denken. Wir haben uns also mit den beiden letzten Auffassungen zu beschäftigen. Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode auf. Demnach ist unser Leben sehr kurz. Wenn ein Mensch schon fünf Tage nach seiner Geburt stirbt, so liegt das ganze kostbare Menschenleben also in dieser Spanne Frist. Wo wollen wir dann die Gerechtigkeit in unserem Schicksal finden, sieht dann nicht alles aus, wie ein blindes Würfelspiel des Zufalls? Wo bliebe die sittliche Weltordnung? Warum werden wir bei der Geburt parteiisch behandelt, der eine gesund, der andere verkrüppelt, der eine als Kind guter Eltern, der andere als Sohn von Trunkenbolden geboren? Wir sehen hier gar keine Ordnung. Die materialistische Naturwissenschaft hat daher die sittliche Weltordnung geleugnet, sie sagt: Ihr habt gar keinen Zweck. Ich kann an diese Lehre vom Leben von Geburt bis Tod auch nicht glauben, weil sich meine Wahrheitsempfindung dagegen sträubt. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit der dritten Lehre zu, welche besagt: Der Mensch beginnt bei der Geburt nicht und hört beim Tode nicht auf. Das ist die Auffassung, die auch Kant vertritt, die Lehre von der Prä- und Postexistenz der Seele. Betrachten wir diese Lehre, so fällt zunächst die große Länge dieses Lebens ins Auge. Aber um es zu verstehen, wie diese lange Entwicklung der Seele gemeint ist, möchte ich eine hinleitende Betrachtung anstellen. Stellen wir uns Leute vor, die weit beschränkter sind als wir, Menschen, welche nur das Bewußtsein eines einzigen Tages haben, die nichts ahnen von den früheren Tagen und nichts ahnen von den kommenden Tagen. Ein solcher Mensch würde glauben, wenn er früh morgens erwacht, jetzt fängt es an mit dem Leben, und wenn er abends einschläft, glauben, jetzt ist der Abschluß seines ganzen Daseins gekommen. Diese Leute, denen der Begriff des Wiederaufwachens am nächsten Morgen fehlt, würden sich auch sagen: Alles ist ungerecht in unserem Dasein, warum findet sich der eine Mensch, wenn er früh erwacht, in ärmlichen Verhältnissen, der andere in Luxus? Diese Men-

schen würden sich an keine große Arbeit heranwagen, denn sie überlegten ja, daß der Tag bald zur Neige gehe. Nun denken Sie, jemand von uns mit dem weiteren Horizont käme zu diesen Leuten und finge an, sie aufzuklären. Wir würden jenen sagen: Wenn ein Mensch früh morgens aufwacht, beginnt sein Leben nicht, wenn er abends einschläft, so ist dies nicht der Schluß seines Daseins, sondern Ihr lebtet schon vor dem Aufwachen und werdet weiterleben nach dem Einschlafen. Dem Heute geht vorher ein Gestern und Vorgestern, es folgt ihm ein Morgen und Übermorgen; mit einem Worte: Ihr lebt nicht nur einen Tag, sondern viele Tage. Dann würde der geistige Gesichtskreis dieser Leute erweitert. Sie sähen ein, sie sind keine Eintagsfliegen, und nun fingen sie an, sich das Schicksal aus der Vergangenheit zu erklären. Die große Lehre, die ich als dritten Hauptgedanken heute vorführen will, sagt genau dasselbe in größerem Maßstabe: wenn der Mensch aufwacht bei der Geburt, am Lebensmorgen, beginnt er sein Leben nicht; wenn er einschläft, beim Tode, am Lebensabend, dann ist das nicht der Schluß seines Lebens, sondern ein solches Erdenleben ist nur ein Tag im größeren Maßstabe. Der Mensch lebt nicht nur heute, weder in dem kleinen, noch in dem großen Maßstabe, wir leben nicht nur den heutigen „Großen Erdentag“, sondern dem „Großen Heute“ geht vorher ein „Großes Gestern“ und ihm folgt ein „Großes Morgen“. Der Mensch lebt viele solche großen Erdentage auf der Erde. Wenn wir zur Welt kommen, nachdem wir schon eine ganze Reihe von Großen Erdentagen hinter uns haben, und wir sterben, dann leben wir weiter, es folgt auf das jetzige Erdenleben ein Übergang in die nicht irdischen Welten: wir bleiben jedoch nicht immer dort, sondern am nächsten Lebensmorgen kehren wir wieder zurück zur Erde, verkörpern uns von neuem mit Hilfe der Eltern, die uns beim Aufbau unserer Körper behilflich sind, die uns aber nicht erschaffen. Dazu sind sie nicht imstande. Sie sind ja nicht imstande, einen Grashalm zu erzeugen, um wie viel weniger einen Menschen; aber sie können auf dem Wege der Ernährung dazu beitragen, daß ein Körper entsteht. Die Seele allein ist das aufbauende Moment und so werden wir noch viele solcher Körper aufbauen müssen. Denn ein Körper ist viel zu zerbrechlich, um herzureichen für die große Entwicklung, die wir zu durchlaufen haben. Diese Lehre der Wiederverkörperung dringt in der neuesten Zeit unaufhaltsam in das abendländische Denken. Bei Goethe, bei Rosegger, bei Schopenhauer finden wir Anklänge an diese Idee. Gelangen wir erst zu dieser Überzeugung, daß der Mensch viele solche Perioden durchlebe, und blicken wir von diesem Standpunkte aus herab auf unser Dasein, dann ist dasselbe viel weniger rätselhaft. Dann erklärt sich vieles. Warum der eine blind geboren wird und der andere

sehend. Jeder von uns ist in seinem gegenwärtigen Dasein einzig und allein das, wozu er sich selbst gemacht hat in seinen früheren irdischen Verkörperungen, und in unseren kommenden Verkörperungen sind wir keiner Willkür anheimgegeben; jeder von uns wird im „Großen Morgen“ einzig und allein das sein, wozu er sich selbst jetzt macht. Sie sehen, es wird uns gar nicht zugemutet, in einem einzigen kurzen Leben das Höchste zu erreichen. Unser jetziges Leben ist nur ein einziger Schultag, wir haben ihrer viele, bis wir endlich nach ihrer Durchlebung in das göttliche Bewußtsein eingehen, welches alles in Liebe umfaßt.

Die Schüssel Kraut.

Ein Tischgericht aus dem obersteirischen Bauernleben.

Schlechten Appetit läßt sich der Steirer nicht nachsagen, „essn“, sagt er, „tua ih olls, wos mih nit ißt.“ Zu seinen besonderen Lieblingsspeisen aber gehört das „Kraut“. Nicht das Gekräute im allgemeinen, obschon er ziemlich mit jedem Gemüse in Freundschaft steht, sondern eine ganz bestimmte Gattung Kraut — der Kohl. „Kraut“, sagt er, „ißt da Mensch ollaweil gern, dos wird oan nit leicht zwida. Wird nit viel Leut gebn, de s Kraut nit gern essn. Scha gor, wan a Speck dabei is. Ban an Baurn, der an große Krautgortn und an vulln Saustoll hat, is guat Knecht sein.“ Und ein Kranker, dem ganz und gar der Appetit fehlt, verlangt immer noch „ein Kraut“. „Nar an Löfferl vul Kraut!“ Und weil es ihm abgeschlagen wird, seufzt er: „Wan ih nar endla wieda so weit war, daß ih a Kraut essn deaffad!“

Und wo es Kraut gibt, da wird es nicht hoch angeschlagen. Es ist eben Kraut auf alle Tage. Es ist ein so wohlfeiles Nahrungsmittel, daß sogar der ärmste Häusler damit aufkommt. Und doch kostet es so viele Mühe, Arbeit und Sorge! Von den zahlreichen Nahrungsmitteln, die der Bauer in seiner eigenen Wirtschaft baut und erzeugt, ist das Kraut immerhin nur ein Nebenzweig. Und ich sage es noch einmal, wie viel Verständnis, Plage und Fürsorge braucht schon diese eine geringe Frucht. Wir wollen einmal den Lebenslauf des gezüchteten Kohles betrachten von seinem Samenkörnchen an bis dahin, wo es den Weg alles Krautes geht.

Zeitlich im Frühjahr bringt die Bäuerin vom Krämer ein Dütchen voll „Krautsam“ heim. Auf wohlgedüngtem und gegen Wind und Frost geschütztem Gartenbeetchen säet sie ihn aus und kraut ihn mit dem Holzrechen in die schwarze Erde und legt dürres Farngestrüppe darüber, damit die Hühner, die Vögel und anderes Getier

daran nicht Schaden tun können. Nach kurzer Zeit kommt der Keim mit seinen zwei zarten Rundblättchen hervor, tausendfach, daß es bald grünt auf dem Beete und ein dichtes Wäldchen von kleinen langstieligen und schmalblätterigen Pflanzen dasteht. Nun zeigt es sich um diese Zeit aber oft, daß der „Krautsam" falsch war, daß er mit allerlei Unkraut versetzt war oder daß die Bäuerin — Rübsamen gekauft hatte. Für neues Säen ist's zu spät, die Zeit zum „Krautsetzen" ist da, woher jetzt Pflanzen nehmen? Zu einer Nachbarin eilt sie, die glücklicher ist und der Kohlpflanzen mehr hat, als sie bedarf. „Ziach da nur aus, wos d' brauchst", gestattet diese, „mir gfulgn scha noh. — Wos d' schuldi warst, frogst? Geh, sei nit narasch. Leicht afs Johr, daß i b za dir muaß kema."

Einen großen Armkorb „Pflanzen" hat unsere Bäuerin ausgehoben, mit den schwarzerdigen Wurzeln und den bläulichgrünen, leicht gekerbten Blättern. Jetzt hat sie Krautpflanzen und — jetzt will's nicht regnen. Bei trockenem Wetter aber „setzt" man kein Kraut. Im feuchten Keller werden die Pflanzen verwahrt, bis eines Tages die Tropfen an den Bäumen hängen und die Nebel niederliegen an den Bergen. Der Weidbub eilt mit der schweren eisernen „Steckstang", um in dem wohlbereiteten Garten Löcher zu stechen, der Reihe nach, eins einen Schritt vom andern entfernt, weil er schon an die großen Kohlköpfe denkt. Und hinterdrein kommt die Magd mit dem Jauchenkübel; in die braune Flüssigkeit getaucht, liegen die Pflänzchen mit den Wurzeln, denn diesen kann man 's nicht gut genug meinen. Jauche stinkt überall, nur nicht auf dem Kohlgarten, dort ist sie lauteres Gold. Und Gold riecht nicht schlecht. Nun ist auch die Bäuerin da, nimmt von den Pflanzen und setzt sie Stück für Stück ins Loch. An die Wurzel ein fester Druck, an das Stämmchen lockeres Erdreich. Nun ist die Kohlpflanze in ihrem Heimatland, wo sie aufwachsen soll, wo ihr Lebensschicksal sich entwickeln wird. Die Bäuerin, wenn sie nach langem fertig ist, schaut in den Himmel, wie es mit dem Regen steht, denn junge Kinder trinken gern; aber es kommt Sonnenschein. Am zweiten Tage wieder Sonnenschein und auch am dritten, die Erde wird grau wie Staub, die Pflänzchen legen sich welk auf den Boden und gegen Abend muß im Hofe alles, was Füße hat, eilen mit Wasserbutten, als ob eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre. Nur doch gemächlicher machen sie 's, wie sie jetzt auf dem weiten Garten von Pflanze zu Pflanze gehen, um sie zu begießen. So lange der Regen säumt, muß das Tag für Tag geschehen. Die Pflanzen verdorren nicht, allein zu wachsen heben sie erst an, wenn nasses Wetter kommt. Da entfalten und strammen sich die Blätter und bei späterem Sonnenschein breiten sie ihre gerippten „Plotschen", legen sich zuerst ins Weite und schließen

sich dann im Spätsommer bauchig zusammen zum „Gebel“ (Krautkopf). Aber die Sorge um den Krautgarten ruht den ganzen Sommer über nicht einen Tag. Der Hagel kann die mühsam gehegte Frucht in fünf Minuten vernichten, die Hasen oder die Hirschen können sie in einer einzigen Nacht zertreten und fressen. „Hasenschrecker“ sind aufgestellt, Popanze aus altem, mit Stroh ausgestopftem Männergewande. Für die Länge jedoch haben die Hasen keinen Respekt vor Männern, die sich nicht rühren; da tun die im Winde aneinanderklappernden Brettchen schon mehr, die dort an der Stange hängen. Aber auch diesen Spaß durchschauen die Hasen bald und fressen sich behaglich satt an dem Kohl. — Und die vielen weißen Falter, die den Krautgarten so lieblich umgaukeln! Der Bauer sinnt nach Feuer und Gift, um diese unheilvollen Weißlinge zu vernichten. Mit Unmut beobachtet er, wie die Plotschen täglich mehr und mehr Löcher bekommen. „Leut'!“ schreit er, „kemts, kemts, 's is zan Krautwürmklaubn!“ Kinder wie Erwachsene nutzen nun jede freie Stunde, um von den Krautblättern und Köpfen die Kohlraupen zu entfernen. Mancher Gebel, der sich sonst so rund und fest und buttergelb entwickelt hätte, ist fast schwarz vor lauter Gewürme, das, fein behaart, mit seinen hundert Füßchen auf ihm herumkraucht. In Kübeln werden die kleinen Untiere fortgeschafft, weithin zu einem Steinhaufen und dort mit dürrem Strauchwerk verbrannt. Aber von vielen Plotschen ist nur noch das Gerippe vorhanden und der Bauer beeilt sich, die noch übrigen Reste seines Kohls zu retten, indem er sie abschlägt und in den Kessel bringt. Im folgenden Jahre wird wenig Kraut gegessen.

Anders, wenn der Krautgarten vor Trockenheit, Gewitter, Wildeinbruch und Raupenfraß verschont geblieben. Da kommen die Leute im Oktober mit ihren Messern, köpfen die strammen Gebel, werfen sie auf Haufen und führen sie in schweren Wagen davon. Die Krautköpfe kommen in den Kessel oder in die „Schab“. Denn hier ist der Scheideweg, wo das „Grubenkraut“ und das Sauerkraut sich voneinander trennen. Die Behandlung des Sauerkrautes ist ziemlich bekannt. Das Putzen, das Schaben, das Eintreten in Bottiche, das Jesen(Gären)lassen, das Wasserableiten, das Ausfassen — dann kommt ja endlich der Kochtopf dran. Anders die ältere Art, die Behandlung des Grubenkrautes, nur noch in vereinzelten Gegenden üblich. Da haben Ortschaften ihren „Gmoankessel“. Ein schwerer eiserner Riesenkessel, der mit sechs Ochsen oder vier Pferden von Hof zu Hof geschleppt werden muß. Jeder Hof hat seine „Kesselgruben“, einen festgemauerten schachtartigen Ofen, in den der Kessel von oben eingehangen und, während unterhalb Feuer angemacht ist, mit Wasser gefüllt wird. Wenn das kocht, werden auf den Karren die Gebel herbeigebracht und in den Kessel geworfen.

Dreißig bis vierzig Gebel können auf einmal kochen, dann werden sie mit großen Seihern herausgefischt, auf den Karren gelegt und, wenn das Wasser abgeronnen ist, in den „Krautaler" gebracht. Der Krautaler ist in der Nähe des Hofes im Freien. Er ist ein etwa eine Klafter weiter und vier bis fünf Klafter tiefer Schacht; die Wand ist mit Lärchenholz stark eingefaßt und der Grund mit Stroh belegt. Da hinab werden nun die weichgebrühten Gebel geworfen. Ist der Schacht voll, dann wird das Kraut mit einem runden Deckel zugedeckt und mit wuchtigen Steinen beschwert, die es so zusammenpressen, daß die Steinlast selbst in die Tiefe des Schachtes sinkt. Somit ist das Kraut von der Luft abgeschlossen und da unten kann es nun Jahr und Tag verbleiben, ohne daß es verdirbt. Es braucht keine weitere Arbeit mehr.

Wenn aber die alten Vorräte aufgezehrt sind oder wenn das „Gebelkraut" (aus ungebrühten Gebeln im Herbst gekochtes Süßkraut) alle geworden oder die Erdäpfel, die zeitweise das Kraut ersetzen, zu Ende gegangen sind, dann wird aus dem Krautaler mit Stricken und Hebeln die Steinbelastung gehoben, der Bretterdeckel entfernt und die Bäuerin nimmt je nach Bedarf die plattgedrückten Gebel herauf. Dieses „Krautaufnehmen" geschieht von Zeit zu Zeit vermittelst Leitern und ist eine umständliche Sache, bis der Aler allemal von Steinen und Brettern befreit und dann wieder eingedeckt und beschwert wird. Über dem Krautaler ist weiters noch ein Wetterschutzdach angebracht.

Nun kommen die flachen Krautplatten ins frische Wasser und dann in die Schabe. Die mit aufgestreckten Ärmlingen emsig auf dem schiefliegenden Schabbrette schabende Magd kann's schon nicht mehr lassen, sie nimmt zwischen die Finger das feingeschabte lockere Kraut und nascht. Rohes Kraut ist gesund für den Magenkrebs. Sie hat aber gar keinen. Nun kommt die Bäuerin mit dem irdenen Kochtopf, füllt ihn mit Kraut, gießt Wasser dran, salzt, läßt es sieden und versieht es dann mit „Gmachat". Das ist das Zugehör für die Bereitung: das Kraut wird mit Speck „eingemacht", in Ermangelung eines solchen oder wenn kirchlicher Fasttag ist, mit Rindsfett geschmälzt oder mit Einbrenne (geröstetem Mehlbrei) versetzt oder es werden Erdäpfel oder Fisolen hineingekocht. In meiner Handwerkerzeit kam ich just einmal an den Herd, als die Bäuerin in Ermangelung eines anderen G'machets eine Talgkerze in den brodelnden Krauttopf steckte. Bei derselben Mahlzeit hat's den anderen recht geschmeckt, ich aber habe an der Krautschüssel nicht mitgehalten. Lebensphilosophen sagen es ja immer, daß das Wissen das Genießen verdirbt.

Nun also kommt das Kraut in einer großen Schüssel auf den Tisch, die Leute fahren mit ihren Löffeln oder Gabeln darauf los und beißen Brotschnitten dazu. Vornehmere Bauern oder Gewerbsleute sind

aber längst darauf gekommen, daß das Kraut am besten ist, wenn man Knödel und Selchfleisch dazu ißt. Im alten Bauernhofe aber wird das „letige" Kraut, es kommt täglich mittags und abends auf den Tisch, als ein Gericht für sich verzehrt. Erst, wenn die Krautschüssel leer ist, kommen Knödel in der Fleischsuppe und Geselchtes oder „Grünfleisch", wovon der Hausvater jedem, der bei Tische sitzt, ein kleines Stück auf den Teller legt. Da wird seine Gabel wohl manchmal mit wachsamen Augen verfolgt; wer das größere oder bessere Stück kriegt, daraus kann man schließen, welches vom Gesinde beim Hausvater in Gnade steht. Hier spielen schon Intrigen und Scheelsucht mit, während das Kraut in neidloser Friedfertigkeit verzehrt wird. Das Sprichwort „Ruben für die Buben, Kraut für die Braut" ist wohl nur des Reimes wegen vorhanden. Oder wäre nach der Volkssitte, wie am Hochzeitstage die Braut das Kraut salzen muß, doch eine besondere Beziehung zwischen Kraut und Braut? — Man müßte einen Gelehrten fragen.

Das „Grubenkraut" oder „Faßkraut", wie dieses im Aler oder Schacht aufbewahrte Kraut genannt wird, ist kerniger als das Sauerkraut und hat einen feinen Naturgeschmack, der mit nichts zu vergleichen ist. Man wird seiner nie überdrüssig und ich kenne herrisch gewordene Bauernstämmlinge, die sich nur nach Einem fast mit Sentimentalität zurücksehnen — nach dem Grubenkraut.

Das nun ist die Geschichte von der Schüssel Kraut. Und wenn dieser eine, nicht einmal der hauptsächlichste, Nahrungszweig im obersteirischen Bauernhause schon eine so umständliche Geschichte hat, wie erst, wenn wir die noch viel längere und mannigfaltigere Geschichte des Brotlaibes betrachteten! Oder des Stückes Fleisch oder der Rein Milch oder des Plutzers Öl oder des Kruges Most oder des Sackes Erdäpfel oder des Korbes Obst! Alle die Besorgung dieser und noch anderer Nahrungszweige, wie sie im Wirtschaftsjahre eines Bauernhofes neben- und ineinander gehen, hat ein einziger Kopf zu leiten, der Hausvater. Und wo ausnahmsweise ein solcher mangelt, bringt's auch eine kluge Hausmutter zuwege. Dazu kommt noch die Schaffung und Herstellung des Wohnhauses, der Kleidung, der Werkzeuge, alles muß der ganze Bauer verstehen und machen können.

Aber, um nicht zu vergessen, von dem hier gesprochen wurde, es ist der Bauer des alten Schlages, jenes Bauerntums, das jetzt abkommt, größtenteils schon abgekommen ist. Damit kommt manche Art von Lebensführung, manche Art von Kleidung und Nahrung ab; darunter auch das Grubenkraut. Und ich habe mich daran noch nicht satt gegessen! R.

Ein Tagebuch.

Am 1. April 1906.

Von einer Schmiere im Dorfe die Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“ gesehen. Tiefer auf mich gewirkt wie einst „in der Burg“. Mir hat so eine Schmiere immer etwas Rührendes. Zumeist entgleiste Existenzen, die aus Liebe zur Kunst fahrendes Volk geworden sind. In der Not verschlempern sie sich und werden arg korrupt. Wo ihnen aber Kunstfreude entgegenkommt, wo das Publikum begeistert herbeieilt und selbst angesehene Persönlichkeiten als Dilettanten mittun, da steigert sich ihr Künstlerbewußtsein, ihre Kraft, und sie leisten oft geradezu Bedeutendes. Ohne Kostüme, ohne Ausstattung, ohne genügenden Bewegungsraum, ohne alle jene Behelfe, die ein Theater jetzt haben muß, um Leute anzulocken, und ohne die selbst bedeutende Schauspieler nichts machen können, gelingt es diesen Zigeunern am Thespiskarren gar häufig, vergrämte Gemüter behaglich lachen zu machen oder kalte Herzen zu erwärmen. Freilich steht der Schmiere auch zumeist ein kindlich naiver Zuschauerkreis gegenüber, und zwar einer, der gerade bei den ernstesten, erschütterndsten Stellen — laut lachen kann. Statt weinen — lachen. Was bedeutet dieses Lachen? In den meisten Fällen freilich Roheit oder Dummheit. Auch von den Gallerien unserer großen Theater gerade bei erschütternden Szenen ist es manchmal zu hören. Solches Lachen kann aber auch bedeuten das Behagen an der Kunst. Soll in der Kunst nicht auch der Schmerz so dargestellt sein, daß er bei aller Erschütterung in uns ein gewisses Wohlgefühl auslöst? Dieses Wohlgefühl kommt bei dem kindlichen Zuschauer durch eine Art Lachen zum Ausdruck, das recht gut auch eine Art Weinen sein kann. Kinder haben ja Lachen und Weinen in einem Sackel beisammen. Wenn in meinen bescheidenen Vorlesungen bei tragischen Stellen manchmal aufgelacht worden ist, so hat mir das nur geschmeichelt; weiß ich doch an mir selbst, wie man das bisweilen drohende Aufgröhlen der Rührung in eine Art von Lachen maskiert. Das Lachen an ungehöriger Stelle dünkt uns immer noch nicht so unschicklich, als etwa das laute Aufweinen an gehöriger.

Am 2. April.

Ich weiß von einem Mühlenbesitzer, der sehr reich und sehr unglücklich war. Korn und Mehl übergenug, aber keine Gelegenheit, seine Künstlerlust zu üben. Er fühlte sich nämlich als geborener Schauspieler und übte sich in diesem Berufe. Wenn aber ein Müller den Romeo spielt, da lacht die Welt, aber nicht aus Rührung. Was tat der

Müller? Er verkaufte seine Besitzungen und ging zum Theater. Da wurde er abgelehnt mit Hohn und Spott, denn er hatte nebst etlichen körperlichen Ungereimtheiten einen Sprachfehler, der ihn für jede ernsthafte Rolle unmöglich machte. Den Leuten einen Hans Wurst abzugeben, war er nicht gesonnen. So schlug er sich zu einer wandernden Truppe, wurde ihr hoher Gönner und spielte glühende Liebhaber, edle Ritter und erhabene Helden. Leuten aus dem Volke, die selbst noch so viele Märchenphantasie hatten, um die Mängel des Akteurs zu ersetzen, gefiel er. Die Gestalt und der Sprachfehler waren fast unüberwindliche Hindernisse, aber seine Begeisterung überwand sie. Es war eine geradezu andächtige Liebe zur dramatischen Kunst — und etwas, das er als reicher Industrieherr vergeblich gesucht, fand er als wandernder Komödiant — das Glück. Selbst dann noch, als sein Geld alle war und er wie jeder andere Vagabund in Scheunen schlafen und sich mit Erdäpfeln nähren mußte, fand er sich zufrieden, konnte er nur mittun in den Dorftheatern und auf Jahrmarktbuden. Die Kunst hatte ihn geküßt aber nicht gefreit; es war eine wilde Ehe — solange ich sie mit meinen Augen beobachten konnte. Endlich verschwand der wunderliche Mensch aus meinem Gesichtskreise. Einem Romanschreiber würde es nicht schwer werden, aus diesem Bretterhelden einen wirklichen zu machen und schließlich für einen wirksamen Abgang zu sorgen.

Am 3. April.

Das Studentenstück „Filia hospitalis“ von Wittenbauer. Erfreulich, daß bei der Aufführung dieses Stückes auch wirkliche Studenten, und zwar der schlagenden Couleur, mitwirkten. Und unbegreiflich, wie die „Nichtschlagenden“ und ihre Presse sich über dieses Stück ärgern konnten. Es ist ja ganz offenbar ein scharfer Protest gegen das Duell und gegen jene Studentenbrutalitäten, die auch in unserer Stadt nicht unbekannt sind. Es mögen in diesem Stück noch so schöne und scheinbar treffende Worte fallen im Sinne der „Schlagenden“, die Sache, das Geschehnis spricht klar und unzweideutig dagegen. Der kluge Dichter läßt die schlagenden Studenten sehr geschickt mit prächtigen Phrasen ihren rohen, bisweilen ans Bestialische grenzenden Standpunkt vertreten; diesen gegenüber stellt er objektiv seine Gestalten und die tragische Wirklichkeit auf, und siehe — das nichtschlagende Prinzip schlägt das schlagende. Was die ruhigen, friedliebenden und anständigen „Welfen“ sich an Hohn und Beleidigung von den unbeschreiblich rohen und frivolen Burschenschaftern gefallen lassen müssen, das hat der Dichter zur schärfsten Satyre gesteigert und stramme Burschen haben bei dieser Satyre lustig mitgetan. Und das eben freut mich, es zeigt Humor. Das Publikum applaudierte besonders jene Stellen und Szenen, in denen die Satyre am stärksten hervortrat; nur ist nicht klar geworden, ob es den Roheiten der Stu-

denten Beifall zollte, oder dem schneidigen Spotte des hochsinnigen Dichters. Wie man das vielköpfige Ungetüm Publikum kennt, ist ersteres zu vermuten.

Am 4. April.

Das Riesenunglück von Courrières hat noch eine Steigerung erfahren. Man hat nach drei und vier Wochen noch Menschen aus dem Bergwerke geholt, die lebendig begraben waren. Wie von Herzen ist diesen Geretteten Leben und Sonnenschein zu gönnen! Aber welch furchtbare Qualen hat das Wiedererscheinen der vierzehn Personen in den vielen hundert Familien, die ihre Toten beweinen, neuerdings aufgerüttelt! Denen war gesagt worden, die in den Bergwerken Verunglückten — man zählte deren an 1200 Personen — müßten eines verhältnismäßig raschen, schmerzlosen Todes in die Ruhe gesunken sein, in den ersten Stunden schon erstickt. Das sind die barmherzigen Unwahrheiten, mit denen Einsichtsvollere den Jammer der Hinterbliebenen ein wenig mildern wollen. Und jetzt, durch diese nach Wochen Geretteten, kommen furchtbar überzeugende Beispiele zutage, was da unten in den finsteren Tiefen vorgegangen sein muß, ja bis zur Stunde noch vorgehen kann!! Weicht das Leben zurück, so ist sonst der Tod ein Trost. Und hier — versagt auch dieser. In solch grenzenloser Verzweiflung sieht der arme Mensch erst, wie lieblich der Tod ist.

Am 5. April.

Das Unglück von Courrières, das durch die Vorstellung von noch lebendig Begrabenen über alle Maßen gräßlich geworden ist, beunruhigt auch unser Volk in hohem Grade. Eine Anzahl von Briefen ist mir zugegangen mit Vorschlägen, wie noch etwa lebendig Begrabene aus den Bergwerken zu retten seien, oder wie solchen Ereignissen in Zukunft vorzubeugen wäre. Kanonenschüsse sollte man auf der Erdoberfläche lösen, damit die unten wüßten, daß ihrer gedacht wird. Dynamit von der ganzen Welt sollte zusammengeführt werden, um eine ungeheure Explosion zu erzielen, daß die Ausgänge gewaltsam aufgerissen, oder die noch lebenden Unrettbaren wenigstens getötet würden. Auch sollte man Wassermengen in die unzugänglichen Bergwerke leiten, auf solchem Wasserwege in Kapseln Nahrungsmittel, Lichtstoffe und Nachrichten hinabbefördern. In Zukunft sollten alle Bergarbeiter mit gellenden Pfeifen versehen werden, um sich bemerkbar zu machen. Es sollten an vielen Stellen der Stollen und Schachte vorwegs Lebensmittelmagazine angelegt werden. Es sollten elektrische Signale eingerichtet und an allen Wendepunkten der Stollen Lampen und Ölvorräte angebracht und medizinische Mittel hinterlegt werden. Es sollten durch alle unterirdischen Gänge Ariadne-Fäden gezogen werden u. s. w. Ein vor Aufregung fast irrer Brief aus Graz bittet mich, solche Vorschläge nach Courrières zu telegraphieren und „meinen ganzen Einfluß“

geltend zu machen, daß in Zukunft solche Elementarkatastrophen nicht mehr vorkämen.

Während unsere Blicke nach Frankreich gerichtet sind, sollte in unserem Schwabenlande ein großes bewohntes Hotel durch Winden gehoben werden. Es stürzte bei dieser Prozedur zusammen, begrub Hunderte von Personen, wovon bisher mehr als fünfzig als Leichen hervorgeholt wurden. Will man dieses Unglück auch eine „Elementar“-Katastrophe nennen?

Am 6. April.

Besuch des Dichters Ottokar Kernstock. Eine behäbige Landpfarrergestalt mit markigen Gesichtszügen und sanften Augen. Seit Jahren hausend am Fuße des entlegenen Wechselgebirges auf seiner alten Festenburg mit dem Zwinggärtlein, sehnt er sich manchmal nach Menschen, die den Dichter verstehen. Zur Sommerszeit kommen ihrer viele ins alte Bergschloß, auch aus weiter Ferne, aber es kommt drauf an, ob sie bloß Neugierde und Phrasen mitbringen oder geistige Anregung. Der neue Bahnstrang Hartberg-Friedberg hat ihm die Welt um einige Stunden näher gebracht; anderseits halten ihn doch seine vierhundert Pfarrkinder zurück, denen er geistige Nahrung gibt, ohne von ihnen welche zu erhalten. Aus der Gegenwart hat dieser Dichter also nicht viel zu holen, kein Wunder, wenn er sich zur Poesie deutscher Vergangenheit flüchtet, die er uns sonach kredenzt, so frisch und fein wie kein anderer Sänger von heute es vermag. — In Steiermark und weiterhin ist eine stolze Kernstockfreude wachgeworden, die den priesterlichen Sänger noch bei Zeiten ehrt mit Akademien, Vereinen, Denkmälern, Kernstockstuben, Kernstockplätzen und -Straßen u. s. w. Das kann er sich um so leichter schmunzelnd gefallen lassen, als er ja nicht dabei sein muß, sondern weit vom Schusse ist. Während sie in der weiten Welt seinen Namen erheben und ihn zur Fahne manch edler Bestrebung machen, singt er in der Klause seiner wasserdurchrauschten Bergschlucht die hochgemuten Lieder. Ein im Naturfrieden und in der Lebenseinfachheit rührendes Poetendasein — freilich vielleicht noch poetischer für den, der es nur flüchtig schaut, als für den, der es in Einsamkeit und Entsagung durchlebt.

Am 7. April.

„Nein, nein, einen größeren Schaden für die Kultur wüßte ich nicht, als das allgemeine Wahlrecht. Die Herrschaft der Menge führt zur Gemeinheit. Die Menschheit muß aristokratisch regiert werden. Ich meine ja nicht gerade die Geburtsaristokratie, obschon nicht einzusehen ist, weshalb diese vom Regieren ausgeschlossen sein soll. Ich meine, wenn Sie wollen, die Aristokratie des Geistes, die vornehme Gesinnung, den Adel des Charakters. Die Gemeinen wählen ihresgleichen; darum

sollten nur die Vornehmen wählen, die Starken und Edlen — so allein kommen wir weiter."

Als der Mann — im Eisenbahnzuge wars — so und ähnlich gesprochen hatte, erlaubte ich mir, daran zu erinnern, daß er vor fünf Monaten ganz anders geredet hätte.

„Natürlich, damals im November!" lachte er auf. „Damals war in Rußland die Revolution noch nicht niedergeworfen, damals drohten die Arbeiter auf der Straße, damals waren fast alle Zeitungen und alle Parteien, sogar die allerkonservativsten, für das allgemeine Wahlrecht. Da mußte man mit den Wölfen heulen, um nicht aufgefressen zu werden. Heute ist die Gefahr vorüber, die Klassen, die Parteien, die Zeitungen legen ihre Masken ab; da sieht man, wie gering die Zahl derer ist und wie machtlos sie sind, die das allgemeine Wahlrecht ernstlich wünschen. — Na ja, geschehen soll ja etwas, das gleiche allgemeine Wahlrecht soll kommen, aber es soll nicht gleich sein und es soll nicht allgemein sein, es soll wo möglich auch kein Wahlrecht sein, eben weil die Menschheit nur aristokratisch regiert werden kann?"

Nun erst habe ich den Spaßvogel gemerkt. Doch — selbst diesen Spaßvogel habe ich ein wenig im Verdacht, der Spaß könnte endlich und schließlich sein Ernst sein.

Am 8. April.

Ein Tag völliger Abspannung.

Am 9. April.

Einladung zu einem Standesgericht wegen eines neuen Schutzgesetzes gegen öffentliche Verleumdungen in Blättern. — Selbstverständlich stimme ich für die Änderung eines Gesetzes, welches einem böswilligen, lügenhaften Beleidiger gestattet, bei dem notgedrungenen Abdruck einer Berichtigung die Beleidigung zu wiederholen oder gar neue Beleidigungen beizufügen. — Allerdings lassen auch die Berichtigungen fast immer zu wünschen übrig. Abgesehen davon, daß eine solche streng sachlich sein soll, hätte sie, um wirksam zu sein, die Unrichtigkeit der vorhergegangenen Verdächtigung, Verleumdung nicht bloß zu behaupten, sondern auch zu beweisen. Wie aber darf es dem erstbesten oder erstschlechtesten Bosnickel anheimgestellt sein, durch eine willkürliche Ehrabschneidung irgendeinen harmlosen Menschen zu einem weitläufigen Beweise seiner Wohlanständigkeit zu zwingen? Kurz, das Berichtigungswesen ist überhaupt nicht viel wert, in seiner jetzigen Praxis einfach lächerlich. „Unwahr ist, daß —. Wahr ist vielmehr" u. s. w. Das kann jeder schreiben, und wer soll denn sonst leugnen, als der Schuldige? — In den meisten Fällen wäre es die würdigste Rechtfertigung, öffentliche Anrempelungen zu ignorieren. Alle anständigen Leute sollten sich verpflichten, öffentliche Beschimpfungen, Verdächtigungen u. s. w., besonders

wenn sie anonym sind, zu ignorieren. Es gehört Nervenkraft dazu. Ich bin auch manchmal schon nicht stark genug gewesen. Doch nach einiger Übung gelingts. Man darf ja nicht glauben, alle Welt erwarte vom Angegriffenen eine Entgegnung. Alle Welt hat morgen die Anrempelung vergessen. Du merke sie dir nur und schweige. Aber wenn die Zeit kommt, dann — handle.

Am 10. April.

In unseren Tagen führen katholische Priester und evangelische Pastoren gegeneinander einen giftigen Krieg. Das dürfte aber nicht mehr lange so dauern. Bekanntlich versöhnen sich kämpfende Rüden sofort, wenn der Wolf naht. Und der Wolf ist nicht mehr weit, man hört ihn schon allerorts heulen. Die moderne Behandlung der religiösen Angelegenheiten spitzt sich, deucht mich, immer mehr dahin zu: Fort mit den offiziellen Kirchen! Religion, Christentum — ja. Kirchentum — nein. Nur noch ein bischen tiefer hat diese Anschauung ins Volk zu dringen und siehe: Priester und Pastor sind einig. Die kirchlichen Gegensätze werden schweigen, der gemeinsame Kampf gegen den „Antichrist" wird beginnen. — Aber fast glaube ich, der Krieg zwischen Kirchen- und Antikirchentum wird weniger Unheil stiften, als der widerliche Zank der Kirchen gegeneinander.

Am 11. April.

Der hundertste Geburtstag Anastasius Grüns. Selbst wenn ein Dichter auch Politiker ist, sollte man nie mit politischem Maßstab seinen dichterischen Wert messen. Im Gegenteil, auch seine politischen Dichtungen darf die objektive Literaturkritik nur vom Standpunkte der Kunst aus beurteilen. Haben politische Gedichte keinen Kunstwert, dann ist ihr Verfasser eben kein Dichter. Und ist er ein Dichter, so weiß er alles, selbst die Politik, in das heilige Reich des Schönen zu erheben. Also nicht Tendenz, nur Kunst ist maßgebend. Und so wird jetzt wieder einmal dem Dichter Anastasius Grün Unrecht getan. Die politischen Parteien sitzen über ihn zu Gericht. Und weil ihn die einen als politischen Dichter verhimmeln, verschimpfen ihn die andern oder schweigen ihn tot. Und von beiden Seiten wird übersehen, daß Anastasius Grün ein edler, großer Dichter ist, der alles, was er anfaßte, also auch die Zeitgeschichte, im Lichte der Poesie verklärt hat. Und wenn man seine politischen Gedichte ganz ausschaltet, so wird man sehen, was noch übrig bleibt. Eben noch immer ein großer Dichter, voll Adel im Gehalt, voll klassischer Schönheit in der Form. — Aber Gott bewahre uns vor Dichterhuldigungen der Parteien. Die verderben alles.

Am 12. April.

Die Bewohner der Erdoberfläche erinnern sich jetzt wieder einmal daran, daß sie zwischen zwei Feuer sitzen. Während die Aprilsonne

glühend über unseren Häuptern steht, brodelt unter unseren Füßen der Kessel Erdball, und wenn er nicht seine Schuß- und Dampflöcher hätte, so würde diese sausende Bombe nicht morgen krepieren, sondern heute. Wehe aber denen, die in der Nähe solcher Ventillöcher leben müssen! Seit ein paar Wochen wütet der Vesuv. Viele Ortschaften um den Berg herum sind von der glühenden Lava zerstört worden. Alle Kulturen meilenweit sind vom Aschenregen vernichtet worden. Wieviele Menschen dabei ums Leben kamen, das ist noch nicht annähernd festgestellt. Man spricht von Tausenden. Neapel, die herrliche Stadt, zitterte tagelang und zwar auch buchstäblich über dem beständigen Erdbeben. Viele Neapolitaner leben, die nie nordisches Schneien gesehen haben; wir wiederum können uns den gelbbraunen, knisternden Aschenschnee nicht vorstellen, der tagelang über jene Stadt niederging, in dichten Schichten liegen blieb, auf den Straßen allen Verkehr störte, Dächer eindrückte, den Himmel verfinsterte, so daß man oft nicht fünfzig Schritte weit vor sich hinsah — genau wie unser Alpenschnee; obendrein aber die Luft mit Gestank erfüllte und das Atmen hemmte. Dieses Aschenschneien und Aschentreiben hüllte alles, Gebäude, Schiffe, Pflanzen, Menschen, in eine schmutzige Schichte ein, das erregte Meer war schmutziggelb und soll stellenweise warm wie ein Schwitzbad gewesen sein. Alle Fremden reisten ab. Die Einheimischen flohen zu ihren Heiligen in die Kirchen, aber als dort die schwere stinkende Luft sie zu ersticken drohte, als über ihren Häuptern das krachende Dach zum Einsturz mahnte, rafften sie in wüster Verzweiflung sich auf, um die Flucht zu ergreifen. Etliche sollen über die ungefälligen Heiligen wütend geworden sein und sie sogar gezüchtigt haben. — Den Vesuv selbst sah man nicht, er war eingehüllt in Aschen- und Rauchwolken, aber des Nachts kündete das furchtbare Donnern und Rollen, der Schein der himmelansteigenden Feuer und der glühenden Lavaströme seine Nähe. Und als es endlich klarer ward und ruhiger in den Lüften, da stand dieser entsetzliche Berg wieder da — aber ohne Kopf. Sein Gipfel war eingebrochen, der Vesuv war — wie Blätter meldeten — um zweihundert Meter niedriger geworden. Weg war der halbringförmige graue Lavagipfel, in dessen heißen Spalten ich mir vor vierunddreißig Jahren ein Ei hartgekocht habe.

Am 13. April.

„Am Karfreitag wirst du nie einen Vogel singen hören!“ hatte einst unser alter Knecht Markus gesagt. Ich horchte daraufhin aus am Karfreitag und die Vögel sangen doch, ja sogar sehr lebhaft und hell. „So?“ sagte der Alte, „traurig für dich, wenn du glaubst, daß das ein Singen ist. Das ist ein Klagen, ein Weinen, ein Beten. Weil Jesus Christus gestorben ist!“ Jetzt erst verstand ich. In den Vogelsang legte der fromme Mensch seine eigene Stimmung. Und so ist es

auch sonst. Die Stimmung der äußeren Natur ist stets nur ein Spiegel unseres Gemütes.

Am 14. April.

Am 31. März erhielt ich von einem lieben Bekannten eine Ansichtskarte mit Osterblumen und Osterhasen, dazu geschrieben: „Fröhliche Ostern wünscht A. R. Walz.“ Aber das war ja reichlich noch um vierzehn Tage zu früh! Ich antwortete nicht gleich, sondern wollte meinen Ostergegengruß erst zur Osterzeit bringen. Die Osterzeit ist nun da, aber jetzt weiß ich, weshalb der Mann den Ostergruß mir so verfrüht gebracht hat. Heute könnte er ihn nicht mehr bringen, denn er ist tot. Am 5. April ist A. R. Walz gestorben. — Als Walz vor sechs Jahren in den Reichsrat gewählt wurde, gab es gegen ihn einen heftigen Kampf. Man hielt ihn für einen jener Deutschnationalen, die nur große Worte führen, aber nichts leisten. Doch Walz war wirklich ein deutscher Mann und hat seine Mandatspflicht mit der größten Treue erfüllt. Obschon er in Parlament und Leben mit unbeugsamer Energie zur deutschnationalen Politik stand, seine Haupttätigkeit als Abgeordneter bewies er doch dem kulturellen und sozialen Leben. Schule, Gemeinde-kirchliches, Wirtschaftsleben und Verkehr fanden in Walz den tüchtigsten und klügsten Vertreter. Wo es sich um das Wohl seines Volkes, seines Landes, besonders seines Wahlkreises handelte, da war er unermüdlich und schneidig auf dem Posten. Er stand mit dem gleichen Freimut vor dem Minister wie vor dem Bauer, vor dem Prälaten wie vor dem Sozialdemokraten. Seine derb-leutselige Art, sein gutmütiger Sarkasmus, seine treue Freundschaft und redliche Gegnerschaft erschlossen ihm die Herzen, sicherten ihm die Achtung aller. Anton Walz war ein Volksmann, dessen Tatkraft mit den höheren Zwecken gewachsen ist, dessen Werke und Erfolge ihn weit überleben werden. Er hat wohl redlich vorgearbeitet für die „fröhlichen Ostern“ der Deutschen in Österreich, die er uns hochgemut zurief, ohne sie selbst zu erleben.

Ostersonntag den 15. April.

Den gestrigen Nachmittag gäbe ich um vieles nicht her; auf dem Markte wäre er nicht drei Heller wert. Seit Jugendzeiten wieder einmal eine Auferstehungsfeier zu St. Kathrein am Hauenstein, und zwar die erste Begehung in der wiedererbauten Kirche unter den Klängen der neuen Glocken und Orgel. Schon der Weg dahin war österlich. Im Mürztal weißer Straßenstaub, die fahlen Grasreste des vorigen Jahres strohtrocken, die Luft schwül. An der Alpsteigstraße zu beiden Seiten metertiefer Schnee, unter dessen Eiskrusten die Schmelzwässer hervorrieselten und die Straße stellenweise in einen Bach verwandelten. Am Himmel geballte Sommerwolken mit Donner und

Regensprühen. Und in St. Kathrein: Die Kirche ist erstanden! Und die Jugendzeit mit ihr. Vierzig, fünfzig Jahre sind zwischen heute und jener Idylle; das zweite, ja vielfach das dritte Geschlecht ist aufgestanden seither — und siehe, es war gestern derselbe Karsamstag, wie er einst gewesen. Ganz andere Menschen begehen die Auferstehung jetzt noch genau so, wie vor einem halben Jahrhundert. Die Enkel sehen aus, wie die Großeltern in ihrer Jugend ausgesehen haben. Die Mägdlein halten ihre gefalteten Tüchlein so in den Händen und singen mit denselben Stimmen die alten Lieder. Die Musikanten spielen auf dem Kirchenchor dieselben Hochzeitsmärsche. Junge, frische Burschen knallen auf dem Föhrenriegel dieselben Pöller los, die bei den Hochzeitsfesten ihrer Vorfahren geschallt haben. Auch das Kircheninnere, obschon zurzeit noch lange nicht fertig, hat möglichst alle dieselben Formen als vor dem Brande. Diese Beständigkeit nun in der Epoche, wo alles eilt und jagt und ihr verhängnisvolles Ideal in der Veränderung um jeden Preis sieht, diese Beständigkeit ist es, die einem wohltut und in der gleichsam unsere eigene Jugend latent ist, als sei sie jeden Augenblick bereit, wieder aufzustehen. — Jetzt wird einer sagen, es ist leicht, die Beständigkeit zu lieben, wenn es einem gut geht. Nun! Jene meine Jugend war arm und voller Verzicht und Leiden. Aber wenn sie heute aufersteht, ohne alle Bedenken gebe ich alles, was ich bin und habe, dafür hin. Übrigens, was will ich denn? In mir ist ja fast alles noch, wie es einst war, da hat sich nichts geändert. Außer daß das Unbeständige mich gelehrt hat, das Beständige zu preisen.

Am 16. April.

Nach den heißen Tagen der Karwoche leitete der Karsamstag mit Blitz und Donner das Osterwetter ein. Am Ostersonntag morgens Regen, dann schwüldunstiger Sonnenschein, gegen Abend Gewitter. Der Ostermontag ähnlich. Die Leute, die sich nicht zu weit vorwagten, kamen zufrieden nach Hause, die anderen pudelnaß. Ich bleibe an solchen Festtagen am liebsten im Zimmer. Warum? — Die Herden! Mit Vergnügen würde ich mich in die Menge der Spaziergänger mischen, wenn sie auch nur ein bißchen Naturandacht hätte. Oder wenn sie von Herzen heiter wäre, oder wenn sie freundliche und kluge Gespräche führte. Nein, ihre persönliche Eitelkeit führet sie spazieren und je eifriger manche ihre Schwächen verdecken wollen, je komischer wuchern sie auf. Anfangs sucht man sich mit Humor darüber hinwegzuhelfen, aber wenn es vierzig und fünfzig Jahre dauert und die Leute nie gescheiter werden, im Gegenteil, man in solcher Gesellschaft selbst Gefahr läuft, dümmer zu werden, dann versagt der Humor. Was muß der im Rudel eingepferchte Naturbummler hören? Zumeist das, was die Welschen

Medisance, die Deutschen „Leutausrichten“ nennen. Das steckt an und ich halte die Herde für eine Bestie, so anständig jeder einzelne für sich auch sein mag. Werde doch auch ich unter den Leuten blöde, banal, oder es regt sich ein unliebenswürdiger Kampfgeist gegen die Gemeinheit, wobei man allemal mehr verdirbt als gutmacht. Das und anderes. Deshalb ließ ich Ostern den Leuten und suchte auf meinem Zimmer Buße zu tun für die pharisäerhaften Anwandlungen.

Am 17. April.

Dem Tiroler Dichterkreis nach Übersendung eines Bildnisses des jüngst verstorbenen Dichters Anton Renk: Ihr lieben Tiroler Freunde! Habt Dank für das so wohl getroffene und so künstlerisch ausgeführte Bildnis unseres in Apoll seligen Freundes Renk. Ich kann dieses Bild nicht ohne Rührung betrachten. Bewegt davon, erstens daß der liebe Alpensänger in so jungen Jahren hat scheiden müssen, zweitens daß seine vaterländischen Freunde so treu seiner warten und drittens endlich, daß Ihr euch meiner immer so liebreich erinnert. Auch ich freue mich stets, gedenkend des jungen deutschen Dichterkreises in Tirol, der in fester Einigkeit und edler Begeisterung Hohes erreicht und noch Höheres anstrebt.

Am 18. April.

Franz Weidacher hat meinen Bauernroman „Jakob der letzte“ dramatisiert, und zwar weit besser, als man sich es bei diesem Stoffe denken konnte. Doch dem Verfasser des Urbildes wird eine fremde Bearbeitung nie entsprechen. Trotz der eigenen Worte, denen man in der fremden Arbeit überall wieder begegnet, ist es doch ein anderes, als was man gemeint hat, und das in um so höherem Grade, als der Bearbeiter selbst Dichter ist. Besonders ist es nicht möglich, den Untergang unseres alten Bauernstandes auf den Brettern so genügend zu motivieren, daß diese unheimliche Erscheinung in ihrer vollen Tragik zum Verständnisse kommt. Karl Morre war auch mit der Absicht umgegangen, den „Jakob“ auf die Bühne zu bringen, hat sich endlich aber überzeugen lassen, daß der Gegenstand nur episch annähernd gefaßt werden könne, so „dramatisch“ er auch zu sein scheint. Es ist mehr Geschehenlassen als Handlung, mehr Leiden als Tat. Wenn man ein allmählich sich Entwickelndes zusammendrängt zu einem Theaterstück, so mag wohl etwas Symbolisches entstehen, doch es mangelt die Naturwahrheit und Naturnotwendigkeit. Wie weit das auch bei Weidachers „Jakob der letzte von Altenmoos“ zutrifft, kann ich nicht beurteilen, da meine Abwesenheit von Graz mich die Aufführungen versäumen ließ. Von anderen höre ich mit Wärme, ja teils mit Begeisterung über das Stück sprechen.

Am 19. April.

San Francisco zerstört! Durch Erdbeben, Springflut, Feuer und — Dynamit. Wenn das furchtbare Zerstörungsmittel Dynamit einmal zum Erhaltungs- und Rettungsmittel werden muß — was geht da vor? Die Nachrichten sind noch ganz verworren, darunter auch solche, die von zehntausend Toten und von der völligen Zerstörung der herrlichen Stadt sprechen. — Wenn der Erdboden nicht mehr verläßlich ist, wohin denn? Vergeistigen wir uns!

Am 20. April.

In einem Schreibebrief kommt mir der Vorwurf zu, weshalb der Verfasser des Buches „Jakob der letzte", der in diesem Werke so sehr für die Schollenständigkeit eintritt, nicht selbst auf der Scholle geblieben sei? Das wird mir von Zeit zu Zeit so oft gesagt, daß ich beinahe einmal antworten sollte. Bäuerlich genommen habe ich nie eine Scholle besessen und literarisch genommen ist selten jemand fester auf der Scholle geblieben als ich. Ähnlich wie die törichten Auswanderer von Altenmoos werden alle Dichter und Künstler bodenflüchtig, wenn sie die Heimatkunst verachten und in ihnen fremden Bereichen herumphantasieren, mit denen sie keine natürlichen Bande verknüpfen. Ein paar solch schollenflüchtiger Bücher habe auch ich geschrieben und einen darauf hinzielenden Vorwurf hätte ich demütig zu ertragen. Kritische Bemerkungen aber, daß auch mein „I. N. R. I." einer mir fremden Welt entnommen sei, sind völlig unrichtig. Im Gegenteile soll ja das Kardinalverbrechen meines Jesubuches darin bestehen, daß es zu eigenständig sei. Wenn das Evangelium durch einen sinnenden Obersteirer geht und er schreibt die Heilandsgeschichte nieder, so wird ungefähr stets dasselbe herauskommen.

Am 21. April.

Heute um Mitternacht zogen sechs Burschen durch die Grazerstadt. Sie zogen der Mur entlang. Der Strom rauschte dumpf wie eine Ache im Hochgebirge, die von den Gletschern kommt. Bei Tag hat man ihn noch nie so gehört. Die sechs Burschen zogen weiter um den dunklen Schloßberg und durch den Park im kühlen, feuchten Duft der blühenden Bäume. Kein Mensch ist ihnen begegnet, kein einziger, und als ihr helles Lachen und Scherzen unterbrochen wurde von Augenblicken beschaulicher Andacht, die bisweilen von den ewigen Himmeln tauen, da kam aus der Ferne halbverloren der ersten Stunde Glockenhall. Es geht eine Mär von der ausgestorbenen Stadt. Aber so war es nicht, es war wie der junge Hochwald, nächtig, ehe die Vögel anheben. — Die sechs Knaben zählten zusammen dreihundertsechsundzwanzig Jahre. Der mit siebzig Jahren war der älteste und zugleich

schier der jüngste an Geistes- und Gemütsfrische. Um diesen Jubilar jubilierten deshalb die anderen.

Wohl an die fünfunddreißig Jahre ist es her, seit ich mit Jugendgenossen mitternächtig das letztemal so durch die Stadt geschwärmt bin wie in dieser Nacht, und wenn man die Lebenslust messen wollte von einst und jetzt, so fände sich kein Unterschied. Oder doch? Waren jene fernen, längst versunkenen Genossen auch immer so harmlos heiter, so sonnig warm und geklärt gewesen als meine Kameraden von heute? Ist es nicht köstlicher, jetzt mit siebzigjährigen Jünglingen die Nacht durchzuschwärmen, als einst mit zwanzigjährigen Greisen?

Am 22. April.

Dieser Tage einsame Spaziergänge, wehmütig, traumhaft. Die Leute tun mir weh, ohne daß sie drum wissen.

Am 23. April.

Wieder ein ganz neuer Blick ins „Leben". Wenn gewisse Bücher nicht wären, würde mancher alte Mann — der doch auch mitten in der Welt zu stehen glaubte — als Kind hingehen. „Meine Lebensbeichte, Memoiren von Wanda von Sacher-Masoch," (Berlin, Schuster und Loeffler), heißt das Buch, das in diesen Tagen mich — verblüfft, erschreckt, entsetzt hat. Es ist, besonders gegen Ende hin, stark phantastisch gehalten, das Hauptsächliche indes scheint wahr zu sein. (?) Die Erzählung spielt vorwiegend in Steiermark, Graz, Bruck, Mürzzuschlag, unter einer Zeugenschaft, die großenteils heute noch lebt, die vieles zu wissen glaubt und von den Enthüllungen der Wanda doch „paff" sein wird. Die Frau erzählt besonders ihr eheliches Verhältnis mit dem Dichter Sacher-Masoch. Die Ehe ist eine höchst unglückliche, aber nicht gerade etwa des wirtschaftlichen Elendes wegen, daß ewig über der Familie brütet, oder weil Wanda auch im Hochsommer die schweren Pelze tragen muß, oder weil sie ihr Mann zwingt, ihn täglich mit einer sechsschwänzigen Knute bis aufs Blut zu peitschen. Nein, diese Ehe war deshalb so namenlos unglücklich, weil Sacher-Masoch immer wünschte und begehrte, daß seine von ihm abgöttisch geliebte Frau ihm mit einem andern untreu werden solle, und weil Frau Wanda das die längste Zeit nicht zusammenbrachte. So etwas ist mir absolut neu, daß ein Mann es seiner geliebten Frau zur ehelichen Pflicht macht, ihm untreu zu sein. Das Buch ist mit Grazie geschrieben, der unerhört indiskrete Stoff mit Takt und mit einer gewissen Trauer behandelt, so daß unser zeitweilig bis zum Erbrechen erregter Abscheu endlich in Mitleid umschlägt, auch für den „Helden." Wanda selbst erscheint uns in ihrer Lebensbeichte als eine gutmütige Frau, die als Gattin, Mutter und Hausfrau ihre Pflicht erfüllt und recht brave Grundsätze hat; in weiterem aber abgestumpft und willenslos ist. Nun führt sie uns durch ihr Leben und in eine

Mustersammlung von verrückten, verlogenen, perversen Naturen, aus denen Sacher-Masoch wie eine ungeheure Mißgeburt aufragt. Vorausgesetzt die Wahrheit — war es denn notwendig, das zu veröffentlichen? Oder will die Frau auch jetzt noch von seiner Schande leben? — Ich habe in den Siebzigerjahren mit diesem Manne doch auch verkehrt und glaubte ihn zu kennen; von all dem Widerwärtigen, was sein Herz so ganz und gar ausgefüllt haben soll, habe ich nicht die Spur bemerkt. Sacher-Masoch war ein heiterer, geistvoller Plauderer, der zwar manche überspannte Ansicht äußerte — wie das wohl vielen von uns passiert. Als kritischer Schriftsteller war er ja boshaft, auch gegen mich mehrmals öffentlich, doch persönlich hat er mir, dem damals noch unsicheren Anfänger, aus eigenem Antrieb manches gute Wort gesagt. Als Gegensatz zu dem Ungeheuerlichen, das seine Witwe Wanda von ihm erzählt, verlangt es mich, auch was Gutes von ihm darzutun. So sei ein Brief Sacher-Masochs an mich in folgendem mitgeteilt:

Bruck an der Mur, 1. Jänner 1875.

Lieber Freund!

Ich habe Ihre „Stillen Geschichten" von Westermann erhalten und bereits im „Wiener Leben", „Wiener Neuen Fremdenblatt" und der „Linzer Tagespost" besprochen, danke daher herzlich für Ihr liebenswürdiges Anbot, mir das Buch zu senden.

Es freut mich sehr, daß Sie meine Kritik so gut aufgenommen haben. Wenn Sie meinen Artikel im „Wiener Leben" über Storm gelesen haben, werden Sie wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß ich mich bei Beurteilungen niemals von den jetzt üblichen subjektiven und persönlichen Motiven leiten lasse, sondern nur die Sache selbst ins Auge fasse und vollkommen objektiv beleuchte.

Mir ist die Kritik eine heilige Sache und ich nehme die Worte des trefflichen Abraham a Santa Clara ernst, der da sagt, der Schriftsteller möge seine Feder immer erst in sein Gewissen und dann erst in die Tinte tauchen.

Hätte ich nur meiner Stimmung Rechnung getragen, so wäre Ihrer mir lieben Person gegenüber nicht der leiseste Tadel laut geworden. Da sie aber der letztere so wenig verletzt hat, so möchte ich in dieser Richtung auch einiges hinzufügen, in der Absicht, Ihnen zu nützen.

Ich muß vor allem gestehen, daß ich seit jener Erzählung, welche Sie mir als Redakteur der österreichischen „Gartenlaube", brachten, bis jetzt nichts von Ihnen gelesen habe. Es ist mein Prinzip, so wenig Poetisches wie nur möglich zu lesen, weil ich die Überzeugung habe, daß viel Lesen die Originalität schädigt. Ich lese daher meist nur wissenschaftliche Werke.

Als ich nun Ihre „Stillen Geschichten" gelesen hatte, fragte ich mich, wie es komme, daß ein so starkes, frisches, ursprüngliches Talent wie das Ihre nicht zu größerer Geltung gekommen. Die Deutschen sind stolz auf ihre poetische Literatur, aber ich finde, daß sie wenig Ursache dazu haben.

Goethe sagt so treffend: „Ich traue meiner Nation so wenig wie mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Ich kann daher in jeder Literatur nur jenen Werken eine wahrhafte Bedeutung beilegen, welche sich auch bei anderen Nationen eingebürgert haben. Nun ist es aber Tatsache, daß aus keiner Literatur so wenig Werke in fremde Literaturen über-

gegangen sind wie aus der deutschen, und somit hat auch keine so wenig allgemeine Wirkungen geübt wie die deutsche.

Ich finde die Ursache in dem geringen poetischen Wert der meisten deutschen Erzeugnisse. „Der echte Dichter ist wahr wie das Leben selbst", sagt Schopenhauer, und in diesem Sinne besitzen wir sehr wenig echt Poetisches. Die Tendenz, die Ideen können einem poetischen Werk im Weichbilde der eigenen Literatur immerhin zu großer Geltung helfen, in der Weltliteratur entscheidet der poetische Wert und nur dieser.

Das Dichterisch-Wahre ist zugleich das Menschlich-Wahre, möge es auch das volle Gepräge seiner Nation tragen; deshalb hat sich der durch und durch spanische Don Quixote, der durch und durch deutsche Werther, haben sich die durch und durch russischen Geschichten Iwan Turgenjews ebenso bei allen Nationen einburgern können als die kosmopolitischen Dichtungen Lord Byrons.

Die deutsche Literatur mahnt mich an die „Perrücke von Millionen Locken", von der Mephistopheles spricht, es ist eine Literatur von Millionen aufeinandergepfropften Büchern. Der deutsche Dichter schöpft seine Stoffe, seine Menschen- und Lebenskenntnis, seine Anregungen aus Büchern, nicht aus dem Leben, er macht — um mit Kürnberger zu reden — Bücher aus Büchern und nicht, wie er sollte, Bücher aus der Natur.

In einer solchen Literatur müßte ein Talent wie das Ihre, das nicht aus der Bücherstube, sondern aus Wäldern und Bergen hereintritt, das eine seltene Ausnahme bildet, epochemachend werden und auch außerhalb dieser Literatur in ganz Europa Wirkung üben.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie es kommt, daß Sie nicht jene Stellung einnehmen, welche der Kraft und Eigenart Ihrer dichterischen Gaben zu gebühren scheint, und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß dies nur daran liegt, daß auch Sie zu viel aus Büchern geschöpft haben, daß Sie sich zu sehr an fremde Muster anlehnen.

Wenn Sie ganz nur Sie selbst wären, würden Sie rasch alle anderen überflügeln.

In bezug auf den Inhalt hat Sie die Nachahmung Stifters zu einer gewissen Harmlosigkeit, nicht in der Wahl, aber, was mir noch schlimmer scheint, in der Behandlung Ihrer Stoffe verleitet. Die Form betreffend, sind Sie auch zu keinem Ihnen eigentümlichen, künstlerischen, einheitlichen Stil gekommen.

Ich höre bald Stifter, bald Heine, bald den steirischen Landmann und dann wieder Sie selbst sprechen. Wo Sie von Ihrem Herzen weg reden, da ist der Stil einfach, naturwahr und daher schön. Um ein Beispiel zu geben, so nenne ich den folgenden Satz tadellos schön: „Sie traten in den kleinen Friedhof, schritten still zwischen den armen Holzkreuzen hin, einer grauen Statue zu, die im Dunkel eines Strauches ragte." („Stille Geschichte" pag. 66.) Hier hat alles seine naturwahre Farbe und Beleuchtung.

Wenn aber Stifter den Vollmond mit einer weißen Rose vergleicht, so ist dies weder wahr noch schön, sondern einfach affektiert.

Eine ähnliche Affektation finde ich auch da und dort bei Ihnen.

Dann macht sich wieder stellenweise der steirische Dialekt in Satzfügung und Ausdruck geltend, z. B. pag. 18: „zumeist aber schier ganz verwischt war".

Wo Sie den steirischen Landmann sprechen lassen, ist es nicht allein erlaubt, sondern geradezu geboten, seiner Rede die Farbe des Dialekts zu geben; wo aber der Dichter selbst spricht, sind derlei Anklänge störend und um so störender, als sie knapp neben jüdisch-hellenischen, dem deutschen Sprachgeist Gewalt antuenden Wort-

bildungen à la Heine stehen, wie „Heil verlassene“, pag. 66, „mit dieser zweifelumschatteten Zuversicht“, pag. 49, u. s. w.

Dieses Vermischen verschiedener Stilarten zerstört den künstlerischen Eindruck der Form.

Es ist freilich keinem Dichter möglich, nur Bedeutendes zu schaffen. Wie viel Mittelmäßiges, ja Schlechtes hat nicht Goethe neben seinen wenigen epochemachenden Dichtungen geschaffen. Das große Publikum will leichte, harmlose oder pikante Ware und blickt auf das Große und Gewaltige mit einer Art Scheu.

Ich selbst habe — wenn auch in einem ganz anderen Genre als es das Ihre ist — viel gesündigt, nämlich viel produziert, was keinen besonderen Wert hat, aber von Zeit zu Zeit muß man doch etwas Volles, etwas Großes schaffen, und dies ist nur dann möglich, wenn man jede Rücksicht auf Kritik und Publikum beiseite läßt und ganz nur seinen Instinkt, seine Eigentümlichkeit, seinen Genius walten läßt.

Der erste Teil meines „Vermächtnis Kains“ hat mir nicht allein in der deutschen, sondern in der Weltliteratur einen dauernden Platz erobert, und wenn die französische, englische und russische Kritik mich jetzt schon mit Brete Harte und Turgenjew in eine Reihe stellt, so darf ich hoffen, daß der zweite Teil meines „Vermächtnis Kains“ eine noch bessere Wirkung üben wird.

Der Zweck meines Schreibens ist nicht, eine heutzutage in literarischen Kreisen beliebte Tadelsucht zu befriedigen, sondern Sie zu bestimmen, einmal alle Rücksichten beiseite zu lassen und in einem Werke, am besten in einem Novellenzyklus aus dem steirischen Volksleben, die ganze ursprüngliche Kraft Ihres Talents zu entfalten, denn ich bin überzeugt, daß Sie Erfolge erringen könnten, wie sie weder Auerbach noch Spielhagen, weder Freitag noch Heyse, ja nicht einmal Storm zu verzeichnen haben. Aber lassen Sie vor allem Ihre Muster beiseite. Ich denke, Sie sind nun gebildet genug, um ganz wieder auf eigenen Füßen stehen zu können. Schreiben Sie aus der Natur, aus dem Leben, aus Ihrem eigenen Herzen heraus, und vor allem schenken Sie jenen keinen Glauben, welche von Ihnen verlangen, daß Sie aus dem Rahmen Ihrer Heimat heraustreten.

Man hat mir seinerzeit dieselben weisen Lehren erteilt und doch sind es gerade jene meiner Geschichten, welche in einem abgelegenen Winkel meiner Heimat spielen, die einen europäischen Erfolg hatten.

Als in der „Grünen Insel“ die von Obermüller nach Zeichnungen des Nordpolfahrers Payer angefertigten Aquarelle vorgezeigt wurden, meinte der erstere: „Es ist ein künstlerisches Wagnis, Gegenstände zu malen, die ich nicht gesehen.“

Es wäre zu wünschen, daß unsere Poeten eben so denken würden, aber sie malen ihre Bilder nach fremden Zeichnungen frisch darauf los und erstaunen, wenn man dann ihre Farben belächelt.

Sie sind diesem Erbfehler deutscher Poeten vollkommen ferne geblieben; lassen Sie sich ja nicht verleiten, den Boden Ihrer Heimat, den Kreis dessen, was Sie gesehen haben, zu verlassen.

Mit bestem Gruß und Neujahrswunsch Ihr aufrichtiger Freund

Sacher-Masoch.

Am 24. April.

Alpenlust hat kein Wort,
Hat nur ein Klingen.
Was man nicht sagen kann,
Das muß man singen.

Ist auch zum Singen
Die Freude zu fein,
Dann jauchzet der Älpler
Sein Glückseligsein.

Am 25. April.

Es gibt Stunden, wo mancher sich darüber grämt, seinen Kindern es nicht so gut machen zu können, als es reicher Leute Kinder haben. Da sollte man gerade einmal daran denken, was Rabbi Emil Hirsch vor kurzem zu Chicago den amerikanischen Millionären ins Gesicht gesagt hat. 95 Prozent der Söhne aller reichen Leute, ihrem praktischen Werte nach geschätzt, sind Nichtsnutze. Unter dieser großen Mehrheit gibt es nur wenige, die sich mit der gewöhnlichen Wohlanständigkeit aufführen und sogar scheinbar den Grundtugenden gerecht werden; aber selbst ihre guten Eigenschaften sind höchst verdächtig. Oft werden sie gelobt nicht für das Gute, das sie vollbracht haben, sondern für das Schlechte, dessen sie sich enthalten haben. Man mag daran zweifeln, ob die Fähigkeit des Gelderwerbes ein wünschenswerter Besitz, jedenfalls ist sie eine der Eigenschaften, die sich nicht vom Vater auf den Sohn zu vererben scheinen. Herr Georg Pullmann, der amerikanische Millionär, erklärte in seinem Testamente, daß seine Söhne ihm wenig Ehre machten, und setzte ihnen deshalb nur eine Jahresrente von 14.400 Kronen aus. Selten nur vererben sich nach Ansicht des Rabbi die guten Eigenschaften reicher Eltern auf ihre Söhne, die zwar zur Schule gehen, aber nicht um zu lernen, sondern um sich zu amüsieren und mit ihrem Reichtum zu protzen. So gereicht ihr Lebenswandel oft genug ihrer Familie zur Schmach und spricht aller Wohlanständigkeit Hohn.

Glücklich die Kinder, die von ihren Eltern so viel ererben, daß sie was lernen und anständig einen Beruf anfangen können, im weiteren sich aber selbst anstrengen und ihre Fähigkeiten üben müssen. Doch wehe denen, die auf dem glatten, goldenen Boden der Eltern ihr Haus bauen und erhalten wollen. Sie versumpfen oder verlieren sich in närrische Extravaganzen und die Tüchtigkeit setzt in der Nachkommenschaft erst dort wieder ein, wo der Vorfahren Reichtum alle ist.

Am 26. April.

An dem Unglücke von San Francisco sind — wie es sich jetzt herausstellt — zum größten Teil die Zeitungen schuld. Erdbeben und Feuer haben ungefähr ein Dritteil der Stadt zerstört, die zwei Dritteile des „völlig zerstörten“ San Francisco sind durch die Zeitungen zugrunde gegangen. Diese dürften denn auch den Tod von mehr als neuntausend Menschen auf dem Gewissen haben, denn tatsächlich umgekommen sollen nicht ganz tausend Personen sein. Gutherzige Europäer wollten gleich Gelder hinüberschicken, die aber von den stolzen Amerikanern abgelehnt worden sind. „Schaut erst einmal auf euer Bettelvolk. Wir werden uns schon selber helfen.“

Am 27. April.

Seit dem Ostergewitter täglich Blitz- und Donnerwetter, die sich allmählich zu einem dauernden Landregen entfalteten. Die Vegetation ist plötzlich und üppig emporgeschossen. Das Blühen der Obstbäume kam über Nacht. In weniger als zehn Tagen ist aus dem Vorfrühling der Frühsommer geworden und die Mur braust hoch und trübe aus dem Gebirge herab. Aber man berichtet über neue Schneefälle in den Alpen.

Am 28. April.

Ein gutes Wort habe ich heute im italienischen Philosophen Manzoni gefunden: „Der Schriftsteller soll nicht so von der Liebe reden, daß er dem Herzen seines Lesers die Leidenschaft näher bringt. Freilich ist die Liebe in dieser Welt ein notwendig Ding. Aber es wird ihrer immer genug geben. Sechshundertmal mehr, als nötig zur Fortpflanzung unserer ehrenwerten Rasse. Es ist also nicht die Mühe nötig, sie besonders zu hegen und zu pflegen. Man läuft damit Gefahr, sie hervorzurufen dort, wo sie von Übel ist. Hingegen soll der Schriftsteller die Güte, die Nächstenliebe, die Selbstentsagung u. s. w. zu beleben trachten. Das ist notwendiger."

Am 29. April.

Rom bricht die Persönlichkeit. Wie schwer sich unter direktem Drucke der Kirche ein Mann als solcher behaupten kann, zeigt sich besonders wieder an Pius X. Eine freiere Entfaltung seiner wahren Wesenheit war ihm als Landgeistlicher und auch noch als Patriarch möglich gewesen. Im Vatikan aber erstickt sie. Man ersieht aus allem, wie aus dem prächtigen, menschlich-warmen Josef Sarto allmählich der — Papst wird. Das Prinzip. Es ist schade, daß gerade der einzige unfehlbare Mensch auf Erden einen gebundenen Willen haben muß und nicht von der Leber weg reden darf.

Am 30. April.

Das schönste Wort von Friedrich Nietzsche ist folgendes: Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, Brüder, ist unsere Erbsünde! — Hierin trifft der Dichterphilosoph mit seinem Antipoden Christus zusammen, der auch die Freude verkündet hat. Die kindliche, harmlose Freude, die nur dann in uns aufkommen kann, wenn Sorgen und böses Gewissen sie nicht überwuchern. Uns selbst zu freuen und anderen Freude zu machen, welch ein schönerer Gottesdienst wäre denkbar!

Kleine Laube.

Die Dichtergruft zu Thurn am Hart.

Eine Vision zu Anastasius Grüns hundertstem Geburtstage.

Fern an Kroatiens Grenzen hebt zu des Himmels Blau,
Bewacht von mächt'gen Türmen, sich eines Schlosses Bau,
Das alte, feste Bollwerk, wie in der Türkenzeit
Steht heut' noch kühn und trotzig, als wär' es kampfbereit.

In jenem Schloß, wo lange gehaust der Ahnen Reih',
Hat sich das Heim begründet, das traute, wieder neu
Ein edler deutscher Dichter aus gräflichem Geschlecht,
Und seine Leier tönte für Wahrheit, Freiheit, Recht.

Fast sind im Lauf' der Zeiten entfloh'n schon dreißig Jahr',
Seitdem der Sanggewalt'ge Herr jener Veste war;
Er pflegte seine Reben, der Wald hat ihn umrauscht,
In dem er manches kühne, manch' süßes Lied erlauscht.

Als Öst'reichs Volk geknechtet im tiefen Bann noch lag,
Verhießen Freiheitsklänge von dort der Geister Tag,
Sie tönten stolz entgegen den Mächt'gen, die gebebt,
Die unterdrückten Völker doch haben aufgelebt.

Ein Freiheitssturm durchbrauste gar bald das ganze Reich,
Und mancher, der gewaltig, ward vor dem Volke bleich. —
Dann aber schwanden Jahre und das errungen schien,
Man hielt es für verloren, was man erstritten kühn.

Da trat im Kampf der Rede fürs Vaterland mit Macht
Hervor er, dessen Lied einst die Seelen angefacht,
Er nahm im Haus der Herren das Wort, wie Schwertesstreich
Klang's für sein Volk, den Kaiser, das teure Österreich.

Wohl haben zugejubelt, wie einstens seinem Sang,
Dem Mannesworte alle, das aus der Seele drang,
Und sie erhofften sehnend, was jener Mund entbot,
Fürs Vaterland ein glänzend verheißend Morgenrot. —

Doch für den edlen Kämpen war, ach, die Zeit erfüllt,
Das kühne Aug' hat plötzlich die ew'ge Nacht umhüllt,
Sein Werk war nicht vollendet, als sie ihn eingesenkt,
Den Toten mit Gepränge zur düstern Gruft gelenkt. —

Dort ob' des Schlosses Mauern, im schönen Krainer Land,
Auf waldbekränzter Höhe, wo er oft sinnend stand,
Schließt ein das Gruftgewölbe mit hoher Kuppel Zier,
Was uns von seinem Wesen geblieben sterblich hier. — —

Es sind nun hundert Jahre, da er das Licht erblickt,
Der zu dem ew'gen Schlafe ward in die Gruft entrückt,
Drin ruht er bei den Seinen, die ihm gefolgt so bald. —
Rings Stille, manchmal leise nur rauscht der Fichtenwald.

Und Mitternacht ist's, bläulich dringt sanftes Mondenlicht
Mit Silberstrahlen nieder, das durch die Wolken bricht,
Da, sieh, der Totenhalle entschwebt ein Schattenbild,
Das trägt des Dichters Züge, so treu, so ernst, so mild.

Wie klagend hebt's die Arme empor zum Firmament,
Als sucht' es Schutz beim Himmel, der keinen Jammer kennt.
Und horch, da dringen Laute aus seinem Geistermund,
Und jener Klage Deutung, sie geben Worte kund:

„O daß, wonach ich einstens gestrebt, vergeblich war!
Stolz sah' ich zieh'n die Kreise den edlen Kaiseraar,
Und denen, die er treulich genommen in die Hut,
Stets bin ich beigestanden mit meinem besten Mut.

Heut' aber, da gegönnt mir, zu seh'n dich teures Land,
Blick' ich mit Schmerz hernieder auf manch' zerrissen Band,
Die Völker rings im Streite und du, mein Volk, voran
In Öst'reichs schönsten Gauen, du bist in Acht und Bann!

Für dich hab' ich gerungen, für dich hab' ich gelebt,
Hab' dich im Lied gepriesen, dein Wohl so heiß erstrebt,
Mein Sang und meine Rede, sie waren dir geweiht,
Dir und dem Kaiserreiche! Und heut' nur Kampf und Streit!

Als Helden hast gepriesen du mich in Sang und Wort —
O daß doch die Erinn'rung daran so schnell verdorrt! —
Du hättest sollen führen der andern Völker Reih'n,
Die Fremden sah ich siegen und dich, mein Volk, bedräu'n!

Und jenes Schlosses Räume, von wo mein Lied erklang,
Wo meine Ahnen wohnten so manch' Jahrhundert lang,
Sie sind in fremden Händen, ach, keiner Enkel Schar
Weilt in der Väter Halle, die mir so teuer war!"

So tönt die Geisterstimme in düsterm Klagelaut,
Da plötzlich, horch, ein Klingen, so lieblich, hell und traut,
Wie sanfte Harfenweise, wie holde Melodie,
Die Harmoniensüße dem Hauch der Nacht verlieh!

Und aus der luft'gen Höhe sich rauschend niedersenkt
Ein Jüngling, der im Fluge dem Schatten zu sich lenkt,
Es prangt die hehre Stirne und goldner Locken Pracht,
Sie schimmert hell und glänzend durch lichte Mondesnacht.

Gesenkt des Jünglings Linke hält einen Lorbeerkranz,
Mit duft'gen Rosenblüten ist er durchflochten ganz,
Die Rechte aber hebt er dem Schatten zu im Gruß
Und spricht: „Getrost, o klage nicht Anastasius!

Als Freund bin ich gestanden stets treu zur Seite dir,
In deine Hand gegeben hab' ich mein stolz Panier,
Den mehr als ein Jahrtausend man als so mächtig preist,
Blick auf, ich bin gekommen heut', ich, der deutsche Geist!

Ich hab es mitgeschaffen, was du geboten kühn,
Als einst dein Lied verkündet der Freiheit Morgenglüh'n,
Als donnernd deine Rede für Vaterland und Reich
Ein jedes Herz getroffen, wie mit des Schwertes Streich.

Zum Volk hab ich die Liebe dir in das Herz gesenkt
Und echtes deutsches Fühlen als Gabe dir geschenkt;
Was edel du gewirkt hast in deiner Lebenszeit,
Ich bin ihm beigestanden in Freude und in Leid!

Laß ab von deiner Klage und zieh' zur Ruhe ein,
Für das, was du verteidigt, laß mich dein Schützer sein,
Ich werde rüstig schaffen, Deutschöst'reich bleiben treu,
Wie finster auch die Wolke, die es verhüllt, jetzt sei!"

Und wie so mild und tröstend, der Herrliche dies spricht,
Klärt sich des Schattenbildes verdüstert Angesicht,
Und aus dem Geistermunde tönt's wie ein Dankeswort,
Verschwindend sinkt der Schatten in seinen Ruheport. —

Der Jüngling aber leise den Kranz legt vor die Gruft;
Es strömt aus dem Gewinde ein süßer Rosenduft,
Der Rosen hat ja immer der Dichter so begehrt;
Und welken sie, der Lorbeer bleibt grün und unversehrt.

Dann breitet aus die Flügel des Jünglings Kraftgestalt,
Von gold'ner Gloriole erscheint sein Haupt umwallt;
Seht, wie in Feuergarben hell durch die Lüfte ihn
Jetzt weiter, immer weiter hinüber nordwärts zieh'n. — —

Der Tag bricht an, es leuchtet wie Glut der Fenster Zahl
Von Thurn am Hart, dem Schlosse, im Morgensonnenstrahl;
Beim Gruftgewölbe droben doch hell im Jubelchor
Steigt aus den Fichtenzweigen der Vöglein Sang empor!

Anton Schlossar.

Wie der Löwe gezähmt wird.

Davon erzählt der Löwenbändiger Hamburger in der Zeitschrift „The London". Ein Tier zähmen, das heißt nach ihm so viel, als es überreden, daß der Mensch der Stärkere von beiden ist, und daß es keine Macht besitzt, ihm zu schaden. Mit Gewalt vermag man kaum ein Tier zu dieser Überzeugung zu bringen; vielmehr ist eine lange, sorgfältige Vorbereitung, dann eine allmähliche Gewöhnung an den Dresseur und ein starker persönlicher Einfluß, in dem das Genie des Tierbändigers beschlossen liegt, vonnöten. Nichts ist verfehlter, als einen Löwen durch Hunger gefügig machen zu wollen. Der Löwe wird gut genährt und zunächst dient kein anderer Gegenstand dazu, ihm die ersten Begriffe von der Sinnlosigkeit seines Tuns beizubringen, als ein einfacher hölzerner Stuhl. Der wird mit großer Vorsicht in den Käfig gestellt. Mit einem Satz stürzt sich das wütende Tier auf ihn und in einem Moment ist er zertrümmert. Am folgenden Morgen steht ein neuer Stuhl da und erleidet dasselbe Schicksal. Tage reihen sich an Tage, ein Stuhl folgt dem anderen. Da endlich dämmert in dem Löwen das Gefühl auf, daß seine Wut nutzlos ist. Der Stuhl ist ewig. An dem Tage, an dem er sich zum erstenmal nicht auf den Stuhl stürzt, hat der Dresseur seinen ersten Sieg errungen. Nun wird das Tier durch ein Narkotikum in einen tiefen Schlaf versenkt und während es bewußtlos daliegt, mit starken Ketten an die Wand gefesselt. Wenn der Löwe wieder erwacht, dann sitzt der Bändiger auf dem Stuhl im Käfig. Mit einem dumpfen Ge-

brüll springt der Löwe vorwärts, die Ketten ziehen an und legen sich ihm um den Hals, so daß er, fast erwürgt, den Sprung aufgibt. Acht Tage lang sitzt der Mann jeden Morgen früh unbeweglich auf dem Stuhl und das Tier macht nutzlos seine verzweifelten Anstrengungen. Schließlich springt es nicht mehr, wenn es die fremde Gestalt sieht, und ist ruhig. Nun wird der Löwe von den Fesseln befreit und der Bändiger tritt zum erstenmal dem Tier gegenüber. Er wagt sein Leben; vielleicht sitzt ihm in dem Moment, da die Tür des Käfigs ins Schloß fällt, das Untier an der Kehle und zermalmt ihn mit seinen Tatzen; aber er tritt ohne alle Waffen bei ihm ein. In der einen Hand hält er den bekannten Stuhl, in der anderen eine einfache Heugabel. Um die Brust trägt er einen breiten Harnisch von Stroh, von dem die Klauen des Tieres am besten abgleiten. Den Löwen läßt die ungewohnte Erscheinung erstaunen; wagt er dann etwa einen Sprung gegen den vorgehaltenen Stuhl, so gleitet er von dem Stroh ab. Der Dresseur darf, selbst wenn ihm der Angstschweiß auf der Stirne steht, weder zusammenzucken noch einen Schritt zurückweichen. Er stößt die stumpfen Spitzen der Heugabel gegen die Nasenlöcher des Löwen, in denen er seine empfindlichste Stelle trifft; dann zieht sich der Löwe mit einem dumpfen Gebrüll, das diesmal nicht von Wut, sondern von Schmerz herrührt, zurück. Hat er dieses Experiment mehreremale wiederholt, dann erkennt der Löwe in ihm seinen Meister und läßt sich seine Anwesenheit gefallen. Aber das ist nur die notwendige Vorbedingung, nach deren Erfüllung die eigentliche Dressur erst beginnen kann. Der Löwenbändiger kümmert sich nun sorgsam um die Pflege des Tieres; er selbst reicht ihm die besten Bissen und ist möglichst viel um ihn. Durch ein vorgehaltenes Stück Fleisch gewöhnt er den Löwen daran, ihm zu folgen und an einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben. Ganz langsam lernt er dann die Kunststücke, die er der Menge vormachen soll. Am leichtesten wird ihm das Überspringen von Hindernissen; aber alle schwierigeren Produktionen sind ihm nicht anders beizubringen, als wenn er vorher durch Betäubungsmittel in Schlaf versetzt und während des Schlafes mit Ketten wehrlos gemacht worden ist. Dann bringt man den Löwen durch häufige Einübung dazu, daß er erlernt, das Gleichgewicht auf einer Kugel zu halten, auf einem Wagen zu sitzen und sich auf einer Schaukel zu wippen. Ebenso kann ihm durch Gewalt das Öffnen der Kinnladen beigebracht werden, zwischen die dann der Dresseur sein Haupt legt. Aber wie leicht versagt diese mühsam beigebrachte Gewöhnung, wie leicht können die Kinnbacken zusammenklappen und es ist deshalb eines der gefährlichsten Wagnisse, wenn der Bändiger diesen Coup ausführt. Wenn das Tier viele Male im gefesselten Zustande gezwungen worden ist, das Kunststück auszuführen, dann werden ihm die Fesseln abgenommen und es gehorcht seinem Herrn. Denn nun tritt das dritte und entscheidende Moment bei jeder Tierdressur inkraft: die beherrschende und faszinierende Energie des Menschen, der das Tier in seinen Bann zwingt. Am leichtesten fügt sich der Löwe dem stärkeren Willen seines Bändigers und besonders bei Löwinnen entwickelt sich ein gewisser Sinn der Dankbarkeit und der Zuneigung; ein Beispiel für die Aufopferung einer Löwin ist die Errettung der Löwenbändigerin Pinka in Bostocks Zirkus in St. Louis, die nur dadurch vor dem Angriff eines Löwen bewahrt wurde, daß eine Löwin das Tier am Sprunge verhinderte. Tiger und Panther dagegen sind in ihren unberechenbaren Launen und der Hinterlist ihres Temperaments am gefährlichsten. Der starre Blick des Auges, der wohlbekannte Klang der herrischen Stimme, die imponierende Kraft der Gebärden, das alles verlieh berühmten Dresseuren ihre rätselhafte Macht.

Singvögel.

Ich wand're . . .

(Bei Schlanders und Laas in Tirol im Sommer 1903.)

Ich wand're hin auf Marmorstaub
Zu hohen Marmorbergen,
Von Marmorstaub ist weiß das Laub,
Nichts kann vor ihm sich bergen!

O, Seele mein, du willst nun ruh'n!
Was soll uns das Versteinern?
Ich träume still im Walde nun,
Befreit vom All — Gemeinern!

Und brechen sie auch Stück um Stück
Dem Marmelberg vom Leibe,
Ich wand're — bis erfüllt mein Glück,
Wer steinern sein will — bleibe!

Er bleib' bis im Reklamenstaub
Zum Denkmal er verkruste,
Ich geh' vorbei ins grüne Laub
Und hör' vom Ruhm und — huste — — —

Und schüttle ab den Marmorstaub
Auf hohle Ruhmessärge,
Ich such' den Stock im Haselaub
Und steige in die Berge.

Anton August Naaff.

Ein Vogelsteller ist mein Schatz.

Ein Vogelsteller ist mein Schatz,
Mein Schatz ist Vogelsteller;
Er sucht sich einen grünen Platz
Und pfeift auf rote Heller.

Auf rote Heller pfeift er leicht;
Was braucht er viel am Herde?
Wenn nur sein Pfiff recht lockend streicht,
Daß guter Fang ihm werde.

Auf guten Fang hat er Bedacht,
Er kennt die Pfiffe alle;
Er lockt so lieblich, lockt so sacht
Auf Spindel, Schlag und Falle.

Auf Spindeln und im Schlage fängt
Sich mancher Vogel schnelle,
Doch in der schlimmen Falle hängt
Manch Glück an falscher Stelle.

Manch Glück an falscher Stelle hängt
Und muß als Glück verderben,
Denn was ein Vogelsteller fängt:
Verkauft wird es, muß sterben.

Muß sterben! Doch es stirbt als Glück
Und preist sich stolz im Leide.
Das macht ein kurzer Augenblick
Auf grüner Vogelweide!

Karl Krobath.

Wenn Zweie wandern.

Wie schön geht sich's zu Zweien
Durch Flur und Feld und Hain,
Wie gibt's ein herrlich Freuen,
Wenn Zwei sind so allein!

Allein zu sein zu Zweien,
Wie sehn' ich mich darnach;
Als tönten mir Schalmeien,
Als wär's mein Feiertag!

Da ist ein köstlich wandern
Am Ährenmeer feldein,
So ungestört von andern,
Mit dir so ganz allein!

Allein mit Wind und Sonne,
Wie einst am Liebestag,
Das Herz so voller Wonne,
Mit jugendfrohem Schlag!

Du weißt ja, wenn wir beide
Zum Wandern uns gesellt;
Dann sank mit ihrer Freude —
Mit ihrem Leid — die Welt!

Und wandern wir nicht wieder
Wie einst, vereint zu Zwei'n,
Dann ging die Sonne nieder
Für den — der blieb allein.

Ernst Ferd. Neumann.

Gerichtssaal-Humor.*)

„Die Untersuchungshaft", sagte ein Verteidiger, „beraubt den Menschen seiner Freiheit, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!"

Richter (zu einem Zeugen): „Haben Sie gesehen, daß die Ohrfeigen, welche der Mayer dem Kurz gegeben hat, sichtbare Merkmale und Folgen gehabt haben?" — Zeuge: „Ja." — Richter: „Also, was waren die Folgen?" — Zeuge: „Daß der Mayer heute angeklagt ist."

Verteidiger: „Der Staatsanwalt hat sich in die Seele des angeklagten Kistentischlers hineingedacht, wozu er nach der Strafprozeßordnung nicht berechtigt ist."

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie haben also nichts gestohlen?" — Angeklagter: „Gar nix hab' i g'stohlen. Wann i was stiehl, so sag' i's. I hab' no immer a aufrichtig's Geständnis abg'legt. Denn aner, der was anstellt und nachher nit sei Straf' absitzen will, is in meinen Augen a Feigling."

Zu einem Verteidiger, der stets die Untersuchung des Geisteszustandes seiner Klienten beantragte, sagte ein Kollege: „Es ist merkwürdig, daß immer nur Geisteskranke Sie zum Verteidiger wählen!"

Richter: „Ist Ihnen von der Schlägerei auch etwas zu Ohren gekommen?" — Zeuge: „O ja, zwei Ohrfeigen!"

Verteidiger: „Sagen Sie mir, Herr Sachverständiger: Muß jede Kindesmörderin im Momente der Tat sinnesverwirrt sein oder ist dies ihrem freien Willen überlassen?"

Ein Kaufmann, der Krida gemacht hatte, kündigte an: „Endlich ist es mir gelungen, Krida zu machen, so daß ich die Ware jetzt um den halben Preis geben kann."

Richter: „Wie kann man aber seine eigene Frau so mißhandeln?" — Angeklagter: „Herr Richter! Kennen Sie meine Frau?" — Richter: „Habe nicht das Vergnügen." — Angeklagter: „Na, so reden Sie nix!"

Richter (zum Verurteilten): „Sie bekommen eine Geldstrafe von zwanzig Kronen oder zwei Tage Arrest." — Verurteilter: „Da möcht' ich schon um die zwanzig Kronen bitten."

Verteidiger: „Es ist eine Tatsache, daß mein Klient, während er mit einem Fuße im Kriminal stand, mit dem anderen am Hungertuche nagte."

Ein Richter, der im Verdachte der Bestechlichkeit stand, sprach einen reichen Mann trotz der gegen ihn vorliegenden Beweise frei. „Wie ist das möglich?" sagte jemand im Saale. „Hören Sie nur erst die Begründung des Urteils", entgegnete ihm sein Nachbar. Die Begründung begann mit den Worten: „Der Richter hat angenommen . . ."

*) Aus „Wiener und Münchner Gerichtssaal-Humoresken", ausgewählt von Eduard Seidel und J. B. Seiler. (Wien. E. W. Stern.)

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie sind zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt. Wenn Sie die Strafe gleich antreten, wird Ihnen schon der heutige Tag angerechnet.“

Richter: „Angeklagter, Sie sind freigesprochen.“ — Angeklagter: „Ich rekurriere.“ — Richter: „Sie sind ja freigesprochen, wozu wollen Sie rekurrieren?“ — Angeklagter: „Das Obergericht soll auch sehen, daß ich unschuldig bin.“

Bücher.

Herzog Georg II. und die Meininger Kunst. Festschrift zum 80. Geburtstage des Herzogs, herausgegeben von den „Wartburgstimmen“. (Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt.)

Das Verdienst der vorliegenden Schrift ist es, uns ein charakteristisches Lebensbild dieses seltenen Fürsten und eine anschauliche Schilderung der künstlerischen Arbeiten zu geben, an denen sein Leben so reich war. Was diese Ausführungen über den Rahmen einer Gelegenheitsarbeit erhebt, ist der Umstand, daß die Schrift das Lebenswerk des Herzogs vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus als einen treibenden Faktor in der Entwicklung des künstlerischen Lebens unserer Zeit bewertet.

V.

Angelika v. Hörmann. Eine deutsche Dichterin in Tirol. Von Dr. Arnulf Sonntag. (München. J. Lindauersche Buchhandlung. 1906.)

Der Verfasser gibt in seiner Broschüre in dankenswerter Weise zum erstenmal einen kurzen Lebensabriß der Dichterin und ist im übrigen der Hauptsache nach damit beschäftigt, das Wesen und die Eigenart ihres poetischen Schaffens, das im edelsten und besten Sinne im Charakter ihres Geschlechtes und ihrer Heimat gründet, klarzulegen. Nach den Ausführungen des Verfassers und den Proben, die er aus ihren Dichtungen mitteilt, erscheint der Wunsch, es möchten die Werke der Dichterin in recht weite Schichten des deutschen Volkes eindringen, durchaus gerechtfertigt.

V.

Allerlee Kleeniggeeten. Gedichte in sächsischer Mundart von Georg Zimmermann. (Berlin. Karl Siegismund.) Zur Probe:

In d'r Lideraдurschtunde.

„Mer sin nu gegommen ze Fried'ich von Schiller —
„Da sag' mer nu mal', mei liecher Baul Miller,
„Wo gommd das vor, wo dhud er erwähnen:
„‚Da werden Weiber zu Hyänen!‘“ —
Mei' Baulchen richded sich schtolz embor —
„Das gommd in den feinsten Familien vor.“

Was braucht mein Kind? Auf diese Frage Antwort zu geben, hat B. Mercator unternommen in einer im Stiftungsverlage in Potsdam soeben erschienenen Schrift „Was braucht mein Kind?“ Fragen und Antworten für Mütter von einer Mutter.

Die „Muskete“ eröffnet soeben ein neues Quartal. Die „Muskete“ hat ihre schon bisher mustergültige Ausstattung weiter dadurch bereichert, daß sie noch mehr farbige Bilder als bisher bringt. Dem Blatte, das im ersten Halbjahr seines Bestehens einen Siegeszug durch die deutschen Länder gefeiert, steht eine noch größere internationale Verbreitung bevor.

Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf v. Zebegény. Mit 2 Karten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Graz. Leykam. 1906.)

Knapp vor Schluß dieses Heftes kommt uns die dritte Ausgabe zu. Wir empfehlen den „Grazer Tourist“ allen Spaziergängern und Wanderern durch die mittlere Steiermark auf das beste.

Büchereinlauf.

Meine Lebensbeichte. Memoiren von Wanda v. Sacher-Masoch. (Berlin. Schuster & Löffler. 1906.)

Wie sie das Leben zwangen. Roman von Walter v. Molo. (Berlin. Deutsches Verlagshaus.)

Vom „Dr. Hans“ und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors von Robert Palten. Zwei Bände. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Didi und Konsorten. Von Josefa Metz. (Berlin. Verlag „Harmonie“.)

Hand aufs Herz! Gedanken und Geschichten aus dem Leben für das Leben von Alexander Mueller. (Duisburg. Julius Müller.)

Zwischen zwei Sprachen. Tragödie in vier Aufzügen von Ferd. Bernt. (Leipzig. L. Staakmann. 1906.)

Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in fünf Akten von Cléon Rangabé. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Singen und Ringen. Lieder u. anderes von Adolf Hochenegg. (Leipzig. Max Altmann.)

Leben. Gedichte von Berta und Julius Stern. (Berlin. Karl Schnabel. 1905.)

Freude im Herrn. Gedichte von Klementine Odendahl. (Bochum. Grevenbroich. 1906.)

Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studie zur Religion in der Literatur. Von Theodor Kappstein. (Berlin. Georg Reimer. 1906.)

Mozarts Briefe. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Storck. („Bücher der Weisheit." (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Von P. Evers. (Schwerin. Ludwig Davids.)

Weg nach „Hilligenlei". Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei" von Friedrich Manz. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Die weibliche Gefahr auf literarischem Gebiete. Von Theodor Wahl. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.)

Zwölf Reden über die christliche Religion. Von Karl Girgensohn. (München. C. H. Beck. 1906.)

Der Religionsunterricht in der Schule im Urteile der Altmeister der deutschen Pädagogik und die „Freie Schule". Ein ernster Mahnruf an die Lehrerschaft von Thomas Christian Arbeiter. (Graz. Kathol. Schulverein. 1906.)

Die kulturelle Bedeutung der Musik. Von Dr. Karl Stork. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1906.)

Sehr ernste Enthüllungen zum Einheitskatechismus für die katholisch-theologische Welt, dargestellt von Dr. Stephan Lederer, Stadtpfarrer. (Augsburg. Lampart & Komp.)

Aufsteigende und absteigende Entwicklung im Sonnensystem. Von Konr. Wohlgemut. (Arbon. Albert Schläpfer. 1906.)

Familienkunde und ihre Pflege im Bürgerhause von Franz Blanckmeister. (Leipzig. A. Strauch.)

Brockhaus Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte neu bearbeitete Auflage in zwei Bänden. I. Band: A.—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, 221 Karten, sowie 34 Textbeilagen. Eben erschienen. (Leipzig. F. A. Brockhaus. 1906.)

Deutschösterreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl u. J. Zeidler. Lieferung 28. (Wien. Karl Fromme.)

Trockene Fußbekleidung für die Kinder in der Schule. Von Dr. H. Berger. (Charlottenburg. P. Johannes Müller. 1906.)

Ratgeber für Anfänger im Photographieren. Von David. (Halle a. S. Wilhelm Knapp.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

S. M., Prag. Ihr Gedicht „Patriotismus" ist nur eine Verwässerung des schönen alten Spruches:

> Nährhaft und wehrhaft
> Voll Korn und Wein,
> Voll Stahl und Eisen!
> Sangreich, gedankreich —
> Dich will ich preisen
> Vaterland mein!

S. D. L., Graz. Geduld! Das Jahr hat nur 12 Hefte, der Tag nur 24 Stunden. Wir haben nicht Raum, nicht Zeit für alles.

J. H., Wien. Unser Mitarbeiter Rosegger, der erholungsbedürftig ist, hat sich für längere Zeit aufs Land zurückgezogen. Er läßt alle seine geehrten Korrespondenten um Nachsicht bitten.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 10. Mai 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Böck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

Juli 1906.

10. Heft. | 30. Jahrg.

Die Einsiedler.

Eine Historie von **Peter Rosegger.**

Vom alten Hofe des Plattenbauer auf der Höhe steigt ein junges Frauenzimmer talwärts gegen die Grazerstadt. 's ist ihr schon seit etlichen Jahren vorgegangen, sie müßt' ins Kloster gehen. 's ist nichts, weltlicher Weise, 's freut sie nichts mehr, so lustig sie früher einmal ist gewesen. Bauernweis' ist allerweil arbeiten, aber der Mensch kann nicht genug beten. Immer ist ihr auch nicht so zu Mut gewesen. Aber — die lieben Leut' laufen davon oder sterben ab.

Abgestorben ist ihr Vater vor zwölf Wochen und jetzt hat sich's herausgestellt, daß sie ihrem Wunsch kann nachgehen. Zweihundert Gulden und noch was dazu hat sie Erbschaft. Jetzt hindert sie nichts mehr daran, sie kann ins Kloster gehen. Aber wie fängt man das lauter nur an? In der Grazerstadt gibt's ja Klöster genug, um den ganzen Schloßberg herum. Doch sie sagen, der Kaiser wollt' sie abstiften. 's wird nicht wahr sein, so grob wird er doch nicht sein. Wer schon einmal drin ist, wird ja sitzen bleiben dürfen. Aber halt aufnehmen werden sie niemand mehr wollen. Wie kommt sie nur in eins hinein — in ein Frauenkloster natürlich! Einen Bekannten wüßt' sie wohl, der sie könnt' weisen und der's gewiß auch gerne tät, weil er selber auch ist in die Buß' gegangen. Aber mein Eid, wo wird dieser Mensch zu finden sein. In einer Schloßberghöhle, hört man, soll er Einsiedler

sein. Aber Schloßberghöhlen gibt's viele und in etlichen, sagen sie, täten Räuber hausen. Da kann ein schwach Weibsbild doch nicht gehen suchen. Daheim die Knechte haben eh schon g'lacht. Daß man's nit tät wissen, ob der Markel ein Einsiedler sei worden oder ein Rauberhauptmann. 's ist nur G'spött, weiß doch jeder, daß es dem Markel um den Himmel geht und nit um die Höll. Wenn er die Höll hätt' wollen, hätt' er auch in Rinnegg verbleiben können und ich hätt' leicht Ursach' sein können; nein, vor dem hätt' ih mich nit lang mögen derwehrn. Aber jetzo, wenn er in der haarenen Kutten steckt — und die Raben werden ihm mit dem täglichen Brot auch nit gar zu ratlich (reichlich) sein — da wird er schon frumm Lampel worden sein. Der kunnt mir freilich raten, der Markel. Wills halt doch probieren, ob ich ihn find.

Das waren der Maid trautsame Gedanken, als sie herabstieg von der Plattenhöhe. Ein gesund Bröckel Weibsbild war's: wie alt, wie schön, das weiß man nicht genau. Sie hatte einen Stecken bei sich und um die Faust, in der sie ihn hielt, einen Rosenkranz gewunden, da war sie doch wehrhaft genug. Im Mariagrünerwald sah sie einen Hasen; er war vor ihr über den Weg gelaufen — von links nach rechts. Das hat was zu bedeuten. Bei den Elisabethinerinnen wird sie aufgenommen — sicherlich. Lauf' nur, lauf' Has', daß dich der Jäger nit derwischt! Um dich wär's schad. Oder gar bei den Ursulinerinnen! Wenn sie fromm ist und zweihundert Gulden mitbringt! Aber sie kennt sich nit aus in der großen Herrenleutstadt. Ein einzigesmal ist sie drinnen gewest mit Milch. Hat ihr einer 's Geld herausgelogen. Seitdem nimmermehr. Ganz schlechte Leut und ganz gute Leut sind beieinand in so einer Stadt. Achtgeben muß man.

Ein Obersteirer begegnet ihr, oder wer er ist. Just so gewandet mit der ledernen Kniehose und dem grünen Hut. Der lange schwarze Bart dazu, der steht nit gut. Da tät ehenter ein Schnurrbartel gehören. — Wie er vorbei ist, wendet die Maid sich um und schaut ihm nach. Der, wenn er nit so ein Bauerngewand tät anhaben. Den möcht' eins für den Mariagrüner Waldbruder halten — so ähnlich ist er ihm. Den kunnt sie eigentlich auch aufsuchen, den Waldbruder. Nein, da geht sie doch lieber zum Markel, mit dem ist sie besser bekannt. Lachen wird er schon, der, daß sie jetzt auch so was Heiliges will werden.

Wie sie über den Rücken des Rosenberges hinausgeht, sieht sie schon den Schloßberg. Der steht mitten auf aus der Eben' — wie ein Heuschober, vergleichsweise. Und um und um die Laster von Häusern. Hoch auf dem Berg steht ein großes Schloß, viel Spitztürme und graue Mauern. Der steile Berg ist nackend über und über und lauter Steinwänd' und Löcher hinein. Dort, in einer solchen Höhl' wird er hocken.

der Markel, und bußwirken. Aber nirgends ein Weg hinauf, man sieht keinen. Die Straßen zum Schloß ist auf der anderen Seiten. Jetzt läutet die Liesel. — 's ist Mittag, die Maid steht still und betet den englischen Gruß.

Nachher steigt sie den Steig abwärts bis zu den Häusern. In einem Greislerladen fragt sie an, ob man nichts wisse von einem Einsiedler Markel; am Schloßberg soll er seine Höhl' haben!

„Wird's halt derselbig sein, der Markarius heißt und den Leuten die Schwindsucht kann abbeten. Schau hinauf einmal, dort zwischen den zwei Steinwandeln, siehst das schwarze Loch? Dort is er drinnen."

Denkt sie sich: Ist eh merkwürdig genug, daß ein Landmensch in die Stadt geht, um Einsiedler zu werden. Aber da oben, das glaub' ich, da bleibt er freilich hübsch allein. Möcht' schon wissen, wie ich da hinaufkomm'!

Zur selbigen Stund' ist es gewesen, daß der fromme Einsiedler Markarius seine Lodenkutte sich vom Leibe reißt und heftig in den Winkel schleudert: „Jetzt soll dich schon der Teufel holen — hätt' ich bald gesagt!"

Lodenhosen hat er noch an, die gehen ihm bis unter die Achseln hinauf. Hemed keins, mit nackten Armen steht er da, schier glatt und weiß. Oft scheint die Sonne nicht drauf. Ists doch das allererstemal, daß er tagsüber seine Kutte wegschmeißt. Aber das Gesicht voller Haar Der Kopf geschoren wie ein Schaf zu Micheli. Die Kapuze hängt an der weggeschmissenen Kutte.

Was ist denn das? Über dem Steinwall schaut ein Weiberkopf her. Auf allen Vieren ist sie emporgeklettert und ist rot im Gesichte und schnauft:

„Markel!"

„Katzl!"

„G'funden hab' ich dich!" lacht sie auf. „Aber jetzt mußt dein' Rock anlegen."

„Die Kutten meinst. Die leg' ich nimmer an, mein liebes Katzel!"

„Wir dürfen ja kein Fleisch mehr anschau'n. Denk dir, Markel, ich auch. Ich will ins Kloster!"

„Du?" sagt er. Dann patscht er mit den flachen Händen auf seine Schenkel: „Du ins Kloster?!" Und lacht hell heraus.

„Wenn d u ein frommer Einsiedler bist worden!" erinnerte sie vorsichtig.

„Bins ja nimmer!" rief er und hob ein Papier auf, das im Schutte lag. „Da les'!"

„Mein Gott, wie kann denn ich lesen!"

„Der Kaiser hat mir schreiben lassen. Uns allen, uns Klosterleuten und Eremiten. Sollten schauen, daß wir weiterkommen, Faulenzer kunnt er nit brauchen. Alles aufgehoben. Nur die schulhaltenden und krankenwartenden Klöster hat er ausgenommen. Den Mariagrüner-Bruder sollen's auch schon abgesetzt haben. Ist aller Einsiedler um Graz Oberhaupt gewest."

„Jesses, ich hab' 's Haupt ja laufen sehen."

„Was für ein Haupt?"

„Nau, euer Oberhaupt. Ist schon im Steirerg'wand g'west."

„Wird mir auch nix anderes übrig bleiben. Wenn ich in drei Tagen nit weg bin von da, so kommt der Wachter. Les' nur, da steht's."

„Was sagst denn, Markel!" schrie sie auf. „Ja, nachher wär's bei mir auch nix. Schulhalten kann ich nit, krankenwarten mag ich nit."

„Und mir gehts auch nit anders. Heut' steig' ih noch auffi, da ins G'schloß und red mit dem Guferneer!"

Red' für mich auch. Wenn ich nun wieder wollt' heimgehen zum Plattenbauer! Hab'ns dich nit brauchen können! möchtens sagen, und das G'lachter! — Na, heim geh ich nimmer. Ein bissel ein Kloster wird doch noch wo übrig blieben sein für unsereins. Ich zahl' ja mein' Sach' und mein Beten und Fasten und Frummsein wird doch niemand irren. Geh', Markel, tu' anfragen. Im Kapuzinergraben wart' ich, bei der Kirchen."

So tat der Eremit Markarius seine alte Bauernjoppen wieder an und den schwarzen Strohhut auf mit dem breiten Dach und ging hinauf ins Schloß, um sich zu beschweren. Bis zum „Guferneer" kam er zwar nicht vor, aber der Schreiber in der Kanzlei hat ihn ins Gebet genommen. „Ja, mein Lieber," sagte er, „jetzt ist eine andere Zeit, jetzt heißt's arbeiten. Unser Kaiser Josef ist der erste Arbeiter im Reich, der kann die Müßiggänger schon einmal gar nicht leiden, und sollten sie noch so viel Rosenkranz beten."

„Herr Amtmann," antwortete der Bruder Markarius, „wenn unsereiner einmal nit mehr beten und bußwirken darf, dann wird einer ein schlechter Mensch und tut Leut' ausrauben!"

„Und wenn einer Leut' ausrauben tut," antwortete der Schreiber, „dann lassen wir ihn henken."

„Beileib' nit," sagte der Einsiedler und zog sein bärtiges Gesicht ins Lachen, „kein schlechter Mensch, das mag ich dennoch wohl nit werden. 's ist nur so ein G'spaß gewest. Halt anfangen, wenn ich wüßt, was ich jetzt sollt!"

Hat der Schreiber die Achseln gezuckt:

„Sollt' ich etwan dem Kaiser nach Wien nachlaufen und fragen, was alle die Leut', die er aus den Klöstern und Höhlen verjagt hat,

jetzt machen sollen? Arbeiten soll'ns. Gestern hättet Ihr auf der Triesterstraße ganze Scharen von Klostergeistlichen wandern sehen können, etliche noch in der Kutte, die andern schon in ihrem weltlichen Gewand und auf dem Buckel Zegger und Binkel. Die einen taten laut Rosenkranz beten, die anderen greinen und lachen, und gejuchazt haben ihrer auch ein paar, daß sie wieder in der lustigen Welt taten sein. So sind sie fort. Loschament und Arbeit suchen, wo sie sie halt finden. Euch kann ich auch nichts anders raten. Fleißig arbeiten, vor der Arbeit eins beten, nach der Arbeit eins juchzen, so wirds dem Kaiser am liebsten sein und dem Herrgott auch."

Mit diesem Bescheid hat der Bruder Markarius wieder gehen können. Unterwegs in dem Kapuzinergraben wollte er bei dem Eck-Kramerstandel für das Katzerl einen Wecken kaufen. Etliche Pfennige hatte er noch in der Wilflingjacke gefunden. Aber das Standel war heute geschlossen und die Kramerin war gestorben am Tag zuvor. Bleibt er stehen, denkt nach und geht weiter.

Vor der Kirche steht sie.

„Bist da, Katzerl?" ruft er ihr zu. „Ists dir recht, daß ich alleweil noch Katzerl zu dir sag'?"

„Wennst schon Katherl ganz und gar nit kannst sagen, muß es mir wohl recht sein. Magst 's Katzerl derleiden, mußt auch 's Kratzerl derleiden."

„Will dich Katherl nennen. Ist eh ein schöner Nam'! Weil wir zwei jitzo allein dastehen und zusamm'halten müssen."

„Was hat er denn gesagt, der Guferneer?" fragte die Maid.

„Nix. Bin nur bei seinem Schreiberknecht gwest."

„Und was hat der gesagt?"

„So viel wie nix. Das hätt' ich selber auch gewußt, daß 's jetzt arbeiten heißt. Wenn ich ein bissel Geld hätt'! Da enten beim Wildkästenbaum ist eine Kramerin g'west. Die ist gestorben. Das Standel möcht' ich gleich, da wollt' ich drauskommen. Kein schlecht's Platzl beim Kästenbaum, gehen drei Straßen z'samm!"

Da sagte sie ihm nahe ans Ohr: „Ein bissel Geld hätt' ich."

Und ist's also geworden. Sie haben sich das Kramerstandel erworben, haben gehandelt mit Wecken, Bockshörndln und Feigen, mit heilsamen Wurzeln und Kräutern und anderlei guten und nützlichen Dingen. Drüben in Geidorf haben sie sich zwei Wohnungen genommen; denn das stand fest, hatten sie auch das Geschäft gemeinsam, persönlich wollten sie Einsiedler sein und verbleiben. Und die zwei Wohnungen sind gleim nebeneinandergestanden. Die Tür dazwischen war fest zugesperrt. Hat sich also jedes in seiner Stuben ein Altarl aufgerichtet an dieser Tür und hielt jedes für sich seine Vesper ab jeden Abend, so daß es war,

als stünden zwei Klöster nebeneinander, ein Mannskloster und ein Frauenkloster. Und just an der Verbindungstür, damit sie nicht konnte aufgemacht werden, hatten sie ihr Altärlein errichtet, sie herüben, er drüben. Und wenn sie davor knieten bei der Vesper, so knieten sie eigentlich voreinander, und ob die Andacht just immer am Altarl haften blieb und nicht bisweilen durch die hölzerne Tür ging, das getraue ich mir nicht zu entscheiden.

Beträchtlich klostermäßig ging es auch im Kramerstandel her. Das einemal saß der Markel drin, das anderemal die Kathel; beisammen nie, hätten auch schwer Platz gehabt. Die Preise waren christlich, maßen sie sich mit wenigen Pfennigen Gewinn begnügten im Erdentag. Ging ein armes Weibel vorbei, so erhielt es wohl gar den Wecken umsonst; schnaufte ein alter Mann daher, so schenkte ihm der Markel eine Gamswurzel, so für schweren Atem heilsam ist. Das alles sah sich gar erbaulich an für die Nachbarschaft, und dennoch ist der Spott laut geworden über das — Einsiedlerpaar. Ein Schustergeselle erdreistete sich sogar, das alte Volksliedel für den Markel umzubiegen:

„Der Mann auf dem G'wänd
Hat die Kutten verbrennt,
Hat die Beten verschmissen,
Ist dem Dirndl nachgrennt."

Ob solcher Kränkung wollte der Markel sich doch einmal gründlich verteidigen bei der Kathel, und eines Abends begann er das Altarl wegzuräumen, das an der Verbindungstür stand. Sie aber räumte das ihre derweil noch nicht weg, versuchte vielmehr den Schlüssel, ob er wohl sicher umgedreht war. Er war nicht umgedreht, die Tür war nicht verschlossen, was die Kathel für ein Mirakel hielt, weil sie sich alle Abend von dem Gegenteil überzeugt hatte. Fest glaubte sie das erstemal noch nicht dran; aber wenn das Mirakel ein zweites- und gar ein drittesmal geschehen sollte, dann müßte sie dem Altarl schon einen andern Platz anweisen. Aber den „Geistler" dazu?

Zur Zeit war der Markel viel auswärts und stieg mit Krampen und Kräunzen auf dem Plawutsch oder auf dem Geierkogel herum, oder gar auf dem hohen Schöckelberg, um heilsame Wurzeln und Kräuter zu sammeln, weil er sich bei derlei wohl auskannte. Solche Waren wurden von den Käufern auch belobt. Aber der Pfarrer vom Kapuzinergraben blieb eines Tages stehen vor dem Standel und fragte deutsam an, ob da nicht auch ein Kräutel für den Tod zu haben sei?

Bisher, antwortete der einfältige Markel, hab' er so eins noch nit gefunden.

„Nun also, wenn du weißt, daß du sterben mußt, was lebst denn nachher mit dem Kebsweib? Kommst ja in die Höll' mit ihr!"

Der Kramer verstund die Lehr' nur zu halb und am Abend räumte er das zweitemal sein Altarl weg, um die Kathel fragen zu gehen, wie des Hochwürden Ansprach' wohl gemeint sein könne? Aber der Schlüssel war umgedreht. — Ihr alter Brauch; ganz nach dem Sprüchel: „Schmecken laßt sie, anbeißen nit."

Und ereignete es sich dann, daß der Markel von seinen Bergwanderungen einmal mehrere Tage lang nicht zurückkehrte. Zwei Tage war er öfter schon ausgewesen, aber drei Tage noch nie und jetzt fiel es der Maid aufs Herz, wie die wahrhaftige Einsiedelei ganz und gar nicht zu ertragen sei. Am vierten Tage kam er. Die Kräunzen voller Krautwerk und den Mund voll wundersamer Berichte. — Er sei weiter hinteri gegangen, ganz hinteri ins Gebirg. Was es da für Wildnis gibt überall! Wald soweit das Aug' tragt. Und mitten auf steht er. Das ist ein Steinberg! Da ist der Schloßberg wie ein Schotterhäuferl dagegen. Wundershalber steigt er hinauf, schier einen ganzen Tag. Und oben Arnika, ganze Wiesen voll zwischen den Steinen. Und Speik und Gamswurzeln und sonst Wurzelwerch allerhand. Und ist er über einem schaudervollen Gewänd gewest, wohl wie zwanzig Kirchtürm so hoch, und kirchturmsteil nieder in den finstern Grund. Ist aber so ein Gamssteig zwischen den Wänden niedergangen und denkt er sich: Vielleicht sogar Edelweiß! und knorzt hinab ins Gewänd soweit er kann, und wo erst der schauderhaft Abgrund anhebt. Und findet unter der Wand ein eben Platzl und ein Wasserbründel, und darüber ein Bildnus: Unser' liebe Frau! — Fallts ihm ein: Hier ist das recht Ort für einen Einsiedler! In der Grazerstadt tun's eh alleweil spötteln. Was gilts, er packt z'samm, nimmt sein Katzl und geht hinauf in die Felsenwildnis! Ein Hüttel sei leicht gebaut, habe sich das Fallholz und die dicken Baumrinden schon ausgeschaut. Kein Mensch hätt' ein' festere Burg.

So lang und so viel erzählt er und macht alles so wunderbar, daß die Kathel zuletzt sagt: Ihr sei's schon bald recht auch. Hätt man sich das fromm Leben schon einmal vorgenommen — dort oben gibts keine spöttelnden Leut', und dem Kaiser seine Hand wird wohl auch nit so lang sein, daß er sie aus jenem Kloster reißt. — Ob sie nit vorher der Geistler sollt' zusammentun allzwei, fällt ihr ein; und lacht sich auch schon darüber aus: Verheiratete Einsiedler! Ein bissel ein' Anfechtung macht ja nix. Wo wär' denn das Verdienst, wenn's kein' Anfechtung nit hätt'! — Geht in ihre Kammer und versucht den Schlüssel, der ist in Richtigkeit.

Und eine Woche nachher: Die Waren haben sie teils verkauft, teils verschenkt und wie das Standel leer ist, rucken sie sich ihre Kräunzen mit Gewand und Werkzeug auf den Buckel und wandern ab. Einen Tag lang auf der Straßen der Mur entlang ins Gebirg. Dann

rechterhand in eine Schlucht, und dräuen die Wänd schon himmelhoch herab, daß der Maid ein Schauder durch den Leib geht. Begegnet ihnen ein Halter, hat statt der Gert eine Flinten und sagt, sollten sich inacht nehmen vor Wölfen und Bären.

„Hat mich keiner g'fressen, frißt mich keiner!“ ruft der Markel — und nachher halt anwärts, steil, durch Strupp, über Gefäll und Gestein. Mit ehrfürchtiger Freud sieht es die Kathel, wie in der Wildnis überall der Tisch ist gedeckt. Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Pilze und Tierwerch zu fangen überall, wer geschickt ist. Und überall frisches Wasser, und ein Brunnen ist, der fällt so dick wie ein Startinfaß viele Klafter hoch herab und ist's kein Rauschen mehr, ist's ein Krachen, daß man sein eigen Wort nicht versteht.

Mit harter Plag sind sie endlich oben auf der wüsten Höh'. Die Kathel muß sich die Augen verhalten, so packt sie der Schwindel, wie sie in die Tiefen will schauen. Da ins G'wänd soll sie hinab? Das Gamssteigel, wo sie nachher nit weiter kunnt und nit mehr zurück! — Just einmal probieren! sagt der Markl und führt sie niederwärts in die schauderlich Felswand, bis zum Platzel, wo das Bildnis ist und das Brünnl in eine Steinschale tut rinnen.

Gott wird's mit Willen gemacht haben, daß es zurzeit wochenlang ist schön geblieben und warm Tag und Nacht. Jedes in einer andern Felskluft hat geschlafen auf Moos und des Tags haben sie gesammelt und gebaut an der Klause bei dem Brünnlein. Also, da lehnt die Hütte an der überhängenden Wand. Eine Rindentür hat sie und zwei Fensterlein und einen Steinblock zum Tisch und zwei Holzblöcke zum Sitzen und eine Steingrube für das Herdfeuer und zwei Lager aus Bergheu und Moos. Und an der Wand zwei Baumäste gequert zu einem Kreuz. Die Vorratskammer ist draußen in einer Felsspalte, und hätten sie denn alles beisammen, was der Mensch braucht, um so lang zu leben, bis er selig ist. — Seligwerden, das ist beider ernsthaftes Fürnehmen.

„Sie taten beten und arbeiten“, heißt es von den beiden Menschen in einer Chronik zu Breitenau. Und ist derselben zu entnehmen, daß sie allerlei wilde Früchte sammelten, daß sie aus Kraut und Wurzeln und manchen Beeren einen „Geist“ haben gebrannt, mit dem der Markarius zeitweilig in den umliegenden Tälern hausieren ging. Auch sollen sie Wallfahrern, die weit her zum Bildnisse Unserer lieben Frau auf den Berg gekommen, mancherlei Dienste geleistet und Stärkung gespendet haben. Manche Zeit der Einsiedler soll bitter hart gewesen sein. Es ist nicht gemeint die kalte Winterszeit, da sie monatelang eingemauert waren mit Schnee und den unbändigen Alpenstürmen preisgegeben. Es ist nicht gemeint der Mangel mancher Lebensmittel und es

ist auch nicht gemeint die Bedrängnis, wenn eins krank war oder Steinlawinen sie bedrohten. Ein anderes Bedrängnis war's, das ihnen bisweilen bitterhart hat zugesetzt. Da ist der Markarius wohl aufgestanden in der Nacht und hinausgegangen zur Quelle, um kaltes Wasser zu trinken. Und wenn er, von Frost geschüttelt, in die Hütte zurückgekehrt und auf seinem Lager zur Ruhe gekommen war, stand die Kathel auf und ging auch hinaus, um zu trinken. Einsiedler sein, meint besagte Chronik, sei nicht das härtest', aber sotane Zweisiedler sein und gleichwohl Einsiedler verbleiben wollen, das sei vergleichbar einem Fegefeuer, wo ein Mensch all' Sündhaftigkeit könnt' löschen. Und hätten es nicht erzwungen, wenn der heilige Brunn' nicht wär gewest, also, daß der Gnadenquell sich geoffenbaret. So haben sie das Klosterleben, als davon sie vertrieben worden, auf hohem Birg streng geführet, als Zeugnis, was möglich ist an starkem Willen. Sind aber sonder Rast gewest und ist solchen Anachoreten das Fleisch abgefallen von den Knochen, und doch ein Augenlicht, brennend und begehrend, so daß sie angefangen, sich voreinander zu fürchten. Und ist dem Einsiedler die heilige Jungfrau erschienen und der Einsiedlerin der heilige Jüngling Aloisius. Und haben die Anachoreten vor Verzückung einander mit Wacholdergerten gegeißelt bis aufs Blut.

Einer der Ortskundigen will aber dieser Schrift nicht Glauben schenken; sie sei aus einer alten spanischen Legende gezogen und zum Spott auf die Leutlein oben am Schüsserlbrunn angewandt worden. Wahrheit sei vielmehr solches: Eines Tages seien die zwei herabgekommen zum Kuraten von Sankt Erhard und hätten lachend erklärt, die Sach' tät ihnen auf die Läng zu dumm werden. Gar jung seien sie freilich nicht mehr, aber auszahlen tät sich's vielleicht noch alleweil. Sie hätten einmal ernsthaftig Einsiedler werden wollen, jedes für sich, seien nachher der Umstände wegen Zweisiedler worden. Und jetzo möchten sie halt wiederum Einsiedler werden, ein einziger, aus zweien einer. Aus ihrer zwei eins machen, wenn er so gut wär'.

Der Kurat war schon einer von solchen, die man später Josefiner genannt hat. Er sagte also: „Leutlein, das ist gescheit. Eins im Leib, in der Gesinnung und in der Lieb', das ist eine gar heilsame Einsiedelei."

Und lacht die Kathel auf: Was sie doch einfältig wär'! So lang' hätt' sie sich vor dem Geistler gefürchtet und jetzo tät sich das so leicht! — Der Wochen zwei und sie sind eins gewesen.

Aus einem solchen Eins kommt gerne noch Eins. An drei Jahr' später ist's, an einem Hochsommermorgen, hält der Markari ein blondhaarig Bübel auf dem Arm. Das Bübel juchzet und schlagt die Armelein auseinand, als wollt' es den Sonnenball auffangen, der

dort hinter den Bergspitzen aufsteigt. Und sagt der Vater: „Kerl, kleiner! Schau sie nur an. Wo sie aufgeht, dort weit hinterwärts ist die Wienerstadt. Und dort ist der Kaiser daheim. Und wenn der nit wär g'west, tätest du jetzt freilich kaum juchezen auf derer Höh'!"

Zur Zeit ist anstatt der schlechten Klausen schon ein besseres Häuslein fertig gewesen und daneben ein Ziegenstall und daneben eine Kapelle mit Turm und Glöckel. Und die Wallfahrer, wenn sie von Schüsserlbrunn heim sind gekommen, haben erzählt von den guten Leutlein, die mit gar Geringem so glückselig leben da oben auf wildem Birg. Also daß wir ohn' Sorg und Kümmernis können von ihnen scheiden.

Die Sokratische Methode.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Nur herausholen, herausholen, meine Herren, das ist das A und O alles Unterrichtes!"

So etwa der Herr Inspektor bei den Lehrerkonferenzen.

Das hat der Herr Inspektor eigentlich dem alten Sokrates abgespickt und nun tut er groß damit:

„Nur herausholen, herausholen, meine Herren!"

Ja, wenn etwas drin ist . . . aber hol' Erdäpfel aus einem leeren Keller!

Nun, der Sokrates, der war, wie er selbst sagte, eine geistige Hebamme. Er stellte jeden Esel, so ihm begegnete, und brachte ihn durch tausenderlei Fragen zur Überzeugung, er sei eigentlich ein grundgescheiter Kerl und habe alle Weisheit mit Löffeln gefressen; nur . . . von sich geben habe er's bis dato noch nicht können.

Gewöhnlich machte dann so ein Esel, der plötzlich und ganz unvermutet seine Weisheit wie ein neugeborenes Kindlein vor sich sah, ein verdutztes Gesicht, und da der Sokrates seine Experimente ungezählte Jahre fortsetzte, wurden ihm schließlich die athenischen Esel zu gescheit und — vergifteten ihn.

Ach ja, Undank ist der Welt Lohn, davon wissen wir Lehrer auch ein Liedchen zu singen! Aber das soll uns nicht abhalten, im Schweiße des Angesichtes aus den Schülern herauszuholen, was immer in ihnen sein mag, und wenn wir sechs Ochsen anspannen müßten.

Es ist auch in der Tat, vorausgesetzt, daß der Lehrer sehr viel Zeit und sehr wenig Schüler hat, keine Unterrichtsmethode so bildend, so zum Denken anregend als die Sokratische, aber — sie ist auch eine Kunst und setzt einen genialen Künstler voraus, was aber nicht jeder Lehrer ist.

Habe ich es ja erleben müssen, daß sich einmal — es war etwa vor zwanzig Jahren — selbst einer meiner Schulvorstände, der mir eine Musterlektion vorreiten wollte, mit der Sokratischen Methode in eine Sackgasse verirrte, und so brauche ich mich des Geständnisses nicht zu schämen, daß auch bei mir der gute Wille die Unvollkommenheit des Werkes entschuldigen muß.

Der hohe Schulvorstand also, der holte aus einem Schüler, der das Pulver nicht gerade erfunden hatte, eine geschlagene Stunde heraus, daß Kaiser Karl der Sage nach im Untersberge, Friedrich Barbarossa aber im Kyffhäuser fortlebe und der Erstehung harre. Am Ende der Stunde wollte er das Ergebnis zusammenfassen und fragte:

„Nun also . . . wo ist Karl der Große?“

Und der Schüler, in dessen Kopf es nach der Fragerei von einer Stunde von „unter“ und „Häuser“ und „Berg“ nur so wirbelte, platzte heraus: „Im Unterkiefer.“

Es drängt mich, in meiner angeborenen Bosheit zu gestehen: das war die angenehmste Inspektionsstunde, die ich je erlebt habe! Ich hatte die ganze Zeit über weiter nichts zu tun, als, so sehr ich den sonst ausgezeichneten Mann verehrte und noch verehre, als das Lachen zu verbeißen. Es tut halt einem vielgeplagten Lehrer doch wohl, wenn hie und da selbst der unfehlbare Gottsöberste aufs Eis gerät und uns armen Würmern menschlich näher rückt.

Nun . . . mir selbst ist's vor kurzem ähnlich ergangen; ich will es zur heilsamen Beschämung erzählen.

Wir waren im Geschichtsunterrichte bei Perikles, der sich nach dem Lehrbuche, kaum zum Manne gereift, gänzlich den Staatsgeschäften widmete und nur mehr auf dem Marktplatze oder im Rathause gesehen ward.

In der letzten Bank machte eines meiner zwölfjährigen Büblein beim Worte „Marktplatz“ so ein glückselig-dummes Gesicht, daß ich gar nicht daran zweifeln konnte, er denke an die Äpfel und Orangen, die die Hökerinnen auf unserem Marktplatze feilbieten. Aus dem mußte ich also laut Vorschrift den „Politiker“ herausholen.

„Du, Josel, wie nennt man einen M a n n, der sich gänzlich den S t a a t sgeschäften widmet?“

Der Josel, der im Geiste eben einen Apfel verspeist hatte, sperrte den Mund auf, um mir darzutun, er habe nichts mehr drin, drehte den Kopf, an dem zwei große Schalltrichter saßen, gegen seinen Nachbar und antwortete: „So einen Mann nennt man einen Staatsmann.“

„Vollkommen richtig, lieber Josel! Aber nun komm zum Pulte; denn ich möchte aus d i r etwas herausholen, nicht aus deinem Nachbarn, dem Vorzugsschüler!“

Der Josel drehte sich zaghaft heraus und Sokrates fragte weiter: „So ein Mann wie Perikles ist also ein Staatsmann — gut! Nun sage mir einmal, ist dir vielleicht bekannt, wie man einen Staatsmann mit einem Fremdwort nennt? Ich weiß bestimmt, du hast das Fremdwort, das ich meine, schon oft gehört, und also kann dir die Antwort nicht schwer fallen."

Dem Josel fiel sie aber doch schwer. Er blickte mit verschwommenen Augen hilfesuchend zum gekreuzigten Heilande empor; der aber war nicht wie Josels Nachbar: er sagte nichts ein.

„Nun ... ich will dir helfen! Wir haben schon so viel von Athen gesprochen ... auch von der Burg mit den herrlichen Bauten ... wie heißt nur diese Burg?"

„Akropolis."

„Richtig! Ich weiß ja, der Josel läßt mich nicht im Stiche! Akro—polis heißt diese Burg. Und was heißt denn „Polis" in Städtenamen wie Nea—polis, Helio—polis, Hiera—polis? Wir haben das schon gelernt ... also antworte!"

„Polis heißt Stadt."

„Beim Zeus, du machst deinem Lehrer alle Ehre! Polis heißt Stadt oder Staat. Wie heißt also „Staatsmann" mit einem Fremdworte?"

„Akrobat."

Nun standen mir bereits die Schweißtropfen auf der Stirne. Mein Zwerchfell aber vibrierte. O, du ahnungsvoller Engel du, dachte ich; hast eigentlich nicht so unrecht ... es gibt Staatsmänner genug, die Akrobaten sind und die verzweifeltsten Sprünge machen müssen, um sich auf ihrem Posten (Fauteuil) zu behaupten.

Die Klasse brach in ein homerisches Gelächter aus, obschon sie den tiefen Sinn der Antwort natürlich nicht erfaßte.

Ich gebot Ruhe und setzte die schwere Arbeit fort.

„Du darfst nicht den ersten Bestandteil zur Bildung des Fremdwortes benützen. Beim Worte „Polis" hätte dir das Richtige leicht einfallen können. Wie heißt also Staatsmann mit einem Fremdworte?"

„Poli ... Polizist."

Josels Gesicht leuchtete ... nun mußte er's getroffen haben, und — er hatte es auch ... in einem Polizeistaate wenigstens mochte es schon so sein.

Mit meiner Akropolis, Neapolis u. s. w. kam ich auf keinen grünen Zweig. Also versuchen wir's auf eine andere Art ..., ‚der Zahn muß heraus, und wenn der ganze Kopf mitgeht' ... hat der Bader gesagt.

„Du, Josel, was ist denn dein Vater?"

„Ein Schuster."

„Das freut mich! Aber sage mir: geht er auch hie und da ins Wirtshaus?

„O ja, am Sonntag immer."

„Ist ganz in der Ordnung. Wer sich die ganze Woche geplagt hat, der hat sich sein Glas Bier oder Wein ehrlich verdient. Da hat er wohl auch Gesellschaft, gelt?"

„Ja freilich ... halt auch so Männer vom Handwerk ... der Mechaniker Krivanek, der Schneider Steffel, der Seifensieder —"

„Laß das, Josel; ich brauche keine Namen zu wissen! Aber sage mir: was tun denn die Männer im Wirtshaus?"

„Die trinken einen Heurigen ..."

„Und?"

„Und rauchen —"

„Und?"

„Und ... karteln."

„Und? ... Jetzt muß es aber heraus ... hü, Josel!"

„Und ... politisieren!"

„Gott sei Dank, jetzt haben wir's! Sie regieren halt auch den Staat nach ihrer Weise und bereden sich, wie man dies oder das etwa besser machen könnte, und das nennt man „politisieren." Nun weißt du aber gewiß auch das Fremdwort für Staatsmann, gelt ja?"

Die Klasse war nicht mehr zu bändigen, fünfzig Hände streckten sich aus, begierig, das Wort kund zu tun, das dem Josel auf der Zunge lag.

Und der Josel sagte groß und breit, in der Glücksstimmung des Columbus, da ihm das Ei endlich stehen blieb:

„Polierer!"

Nun gab ich's auf ... so viel Geduld wie der selige Sokrates hatte ich nicht. Brachte es der Josel nicht zum Mund heraus, so sollte es zum Ohr hinein, und so ließ ich alle schreien:

„Politiker!"

Den Josel aber schickte ich auf seinen Platz. Er verzog sich mit gekränkter Miene und murmelte etwas zwischen den Zähnen.

„Was hat er gesagt?" fragte ich die Schüler, an denen er vorbeischlich.

Das hab' er eh schon längst g'wußt, hat er gesagt.

Also war's richtig in ihm drin! Der Fehler lag bei mir: ich war nicht der Künstler, der es herauszuholen vermochte.

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

(Schluß.)

Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel saßen beide vor der Türe ihres kleinen Hauses und schauten in das Abendrot, das schon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuschimmern begann. Vor ihnen stand auf einem kleinen Tisch das Abendessen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüssel mit Butterbroten bestand. „Ich weiß nicht," fing Herr von Brakel an, „ich weiß nicht, wo der Magister Tinte so lange mit den Kindern ausbleibt. Erst hat er sich gesperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Überhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann, der Herr Magister Tinte, und es ist mir beinahe so, als sei es besser gewesen, er wäre ganz davongeblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder so heimtückisch stach, das hat mir gar nicht gefallen und mit seinen Wissenschaften mag es auch nicht weit her sein, denn allerlei seltsame Wörter und unverständliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Gamaschen trägt; kommt er aber heraus, so vermag er nicht die Linde vom Kastanienbaum zu unterscheiden und benimmt sich überhaupt ganz albern und abgeschmackt. Die Kinder können unmöglich Respekt vor ihm haben." — „Mir geht es," erwiderte die Frau von Brakel, „mir geht es ganz wie dir, lieber Mann! So sehr es mich freute, daß der Herr Vetter sich unserer Kinder annehmen wollte, so sehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und bessere Weise hätte geschehen können, als daß er uns den Herrn Magister Tinte über den Hals schickte. Wie es mit seinen Wissenschaften stehen mag, das weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß das kleine schwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich ist es garstig, daß der Magister so entsetzlich naschhaftig ist. Keine Neige Bier oder Milch kann er stehen sehen, ohne sich darüber her zu machen; merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkasten, so ist er gleich bei der Hand und schnuppert und nascht so lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Nase zuschlage; dann ist er auf und davon und ärgert sich und brummt und summt ganz seltsam und fatal." Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Gespräch, als Felix und Christlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heisa! heisa!" schrie Felix unauf-

hörlich, „heisa! heisa! der Fasanenfürst hat den Herrn Magister Tinte totgebissen!" — „Ach — ach, Mama," rief Christlieb atemlos, „ach, der Herr Magister Tinte ist kein Herr Magister, das ist der Gnomen-König Pepser, eigentlich aber eine abscheuliche große Fliege, die eine Perrücke trägt und Schuhe und Strümpfe." Die Eltern staunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von seiner Mutter, der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepser und von dem Kampf des Fasanenfürsten mit ihm erzählten. „Wer hat euch denn die tollen Dinge in den Kopf gesetzt, habt ihr geträumt oder was geschah sonst mit euch?" So fragte Herr von Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blieben dabei, daß sich alles so zugetragen wie sie es erzählten und daß der häßliche Pepser, der sich für den Herrn Magister Tinte fälschlich ausgegeben, tot im Walde liegen müsse. Die Frau von Brakel schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief ganz traurig: „Ach Kinder, Kinder, was soll aus euch werden, wenn euch solche entsetzliche Dinge in den Sinn kommen und ihr euch davon nichts ausreden lassen wollt!" Aber der Herr von Brakel wurde sehr nachdenklich und ernsthaft. „Felix, du bist nun schon ein ganz verständiger Junge und ich kann es dir wohl sagen, daß auch mir der Herr Magister Tinte von Anfang an ganz seltsam und verwunderlich vorgekommen ist. Ja, es schien mir oft, als habe es mit ihm eine besondere Bewandtnis und er sei gar nicht so wie andere Magister. Noch mehr! Ich sowohl als die Mutter, beide sind wir mit dem Herrn Magister Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naschmaul ist, alle Süßigkeiten beschnuppert und dabei so häßlich brummt und summt, er wird daher auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, besinne dich einmal, gesetzt auch, es gebe solche garstige Dinge, wie Gnomen sein sollen, wirklich in der Welt, besinne dich einmal, ob ein Herr Magister wohl eine Fliege sein kann?" — Felix schaute dem Herrn von Brakel mit seinen blauen klaren Augen ernsthaft ins Gesicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: „Sag' mein Junge, kann wohl ein Herr Magister eine Fliege sein?" Da sprach Felix: „Ich habe sonst nie daran gedacht und hätte es wohl auch nicht geglaubt, wenn mir es nicht das fremde Kind gesagt und ich es mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Pepser eine garstige Fliege ist und sich nur für den Magister Tinte ausgegeben hat. — Und Vater," fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß, was er sagen soll, stillschweigend den Kopf schüttelte, „und Vater, sage, hat dir der Herr Magister Tinte selbst nicht einmal entdeckt, daß er eine Fliege sei? Habe ich's denn nicht selbst gehört, daß er dir hier vor der Türe sagte, er sei auf der

Schule eine muntere Fliege gewesen? Nun was man einmal ist, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magister, wie die Mutter zugesteht, so ein Naschmaul ist und an allem Süßen schnuppert, nun Vater, wie machen's denn die Fliegen anders? Und das häßliche Summen und Brummen." ,— „Schweig," rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, „mag der Herr Magister Tinte sein, was er will, aber so viel ist gewiß, daß der Fasanenfürst ihn nicht totgebissen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!" Auf dieses Wort schrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der Tat kam der Magister Tinte den Birkengang herauf, aber ganz verwildert, mit funkelnden Augen, zerzauster Perrücke, im abscheulichen Sumsen und Brummen sprang er von einer Seite zur anderen hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, stürzte er sich sofort in den Napf, daß die Milch überströmte, die er einschlürfte mit widrigem Rauschen. „Aber um tausend Gotteswillen, Herr Magister Tinte, was treiben Sie?" rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magister, plagt Sie der böse Feind?" schrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend, schwang sich der Magister aus dem Milchnapf, setzte sich auf die Butterbröte hin, schüttelte die Rockschöße und wußte mit den dünnen Beinchen geschickt darüber hinzufahren und sie glatt zu streichen und zu fälteln. Dann stärker summend schwang er sich gegen die Tür, aber er konnte sich nicht hineinfinden ins Haus, sondern schwankte wie betrunken hin und her und schlug gegen die Fenster an, daß es klirrte und schwirrte. „Ha, Patron," rief der Herr von Brakel, „das sind dumme, unnütze Streiche, wart', das soll dir übel bekommen." Er suchte den Magister bei dem Rockschoß zu haschen, der wußte ihm aber geschickt zu entgehen. Da sprang Felix aus dem Hause mit der großen Fliegenklatsche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm," rief er, „schlag ihn tot den häßlichen Pepser." Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatsche und nun ging es her hinter dem Herrn Magister. Felix, Christlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tische genommen und schwangen sie, den Magister hin und her treibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte, die leider nicht trafen, weil der Magister sich hütete, auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — stürmte der Magister auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hetzten Felix, Christlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel, den Magister am Rockschoß

zu treffen. Ächzend stürzte er zu Boden; aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, schwang er sich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, stürmte sausend und brausend nach den Birken hin und ließ sich nicht wieder sehen. „Gut, daß wir den fatalen Herrn Magister Tinte los sind," sprach der Herr von Brakel, „über meine Schwelle soll er nicht wieder kommen." — „Nein, das soll er nicht," fiel die Frau von Brakel ein, „Hofmeister mit solchen abscheulichen Sitten können nur Unheil stiften, da wo sie Gutes wirken sollen. — Prahlt mit den Wissenschaften und springt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen schönen Magister." Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: „Heisa — Papa hat dem Herrn Magister Tinte mit der Fliegenklatsche eins auf die Nase versetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heisa — heisa!"

Was sich weiter im Walde begab, nachdem der Magister Tinte fortgejagt worden.

Felix und Christlieb atmeten frei auf, als sei ihnen eine schwere drückende Last vom Herzen genommen. Vor allem dachten sie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepser von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und so wie sonst mit ihnen spielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen sie in den Wald; aber es war alles still und wie verödet drin, kein lustiges Lied von Fink und Zeisig ließ sich hören und statt des fröhlichen Rauschens der Gebüsche, statt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angstvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunstigen Himmel. Bald türmte sich ein schwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Christlieb schloß sich zitternd und zagend an Felix an; der sprach aber: „Was fürchtest du dich so, Christlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen." Sie fingen an zu laufen, doch wußten sie selbst nicht, wie es geschah, daß sie, statt aus dem Walde herauszukommen, immer tiefer hineingerieten. Es wurde finsterer und finsterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren zischend hin und her! Die Kinder standen an einem dicken dichten Gestrüpp. „Christlieb," sprach Felix, „laß uns hier ein bißchen unterducken, nicht lange kann das Wetter dauern." Christlieb weinte vor Angst, tat aber doch, was Felix geheißen. Aber kaum hatten sie sich hingesetzt in das dicke Gebüsch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen sprach: „Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit uns anfangen sollt, nun könnt

ihr sitzen ohne Spielsachen, ihr einfältigen Dinger!" Felix schaute sich um und es wurde ihm ganz unheimlich zumute, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die sich aus dem Gestrüpp, wo er sie hineingeworfen, erhoben, ihn mit toten Augen anstarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und hantierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitscherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: „Wart', wart' du Junge, du Mädel, wir sind die gehorsamen Zöglinge des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier sein und da wollen wir euch euren Trotz schon eintränken!" Entsetzt, des Regens, der nun herabströmte, der krachenden Donnerschläge, des Sturmes, der mit dumpfem Brausen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und gerieten an das Ufer des großen Teiches, der den Wald begrenzte. Aber kaum waren sie hier, als sich aus dem Schilf Christliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: „Dumme Dinger, einfältig Volk! — Habt mich verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit mir anfangen sollt, nun könnt ihr sitzen ohne Spielsachen, ihr einfältigen Dinger! Wart', wart' du Junge, du Mädel, ich bin der gehorsame Zögling des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier sein und da werden wir euch euren Trotz schon eintränken!" Und dann spritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die schon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Wasser ins Gesicht. Felix konnte diesen entsetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Christlieb war halbtot, aufs neue rannten sie davon, aber bald mitten im Walde sanken sie vor Angst und Erschöpfung nieder. Da summte und brauste es hinter ihnen. „Der Magister Tinte kommt," schrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch sowie der armen Christlieb die Sinne. Als sie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden sie sich auf einem weichen Moossitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne schien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelsteine an den glänzenden Büschen und Bäumen. Hoch verwunderten sich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und sie gar nichts von der Kälte und Nässe spürten. „Ach," rief Felix, indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporstreckte, „ach, das fremde Kind hat uns beschützt!" Und nun riefen beide, Felix und Christlieb, laut, daß es im Walde widertönte: „Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir sehnen uns ja so herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben!" Es schien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüsche funkelte, von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmütiger die Kinder nach dem holden Gespielen, nichts ließ sich weiter sehen. Traurig schlichen sie

nach Hause, wo die Eltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um sie bekümmert, sie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel sprach: „Es ist nur gut, daß ihr da seid, ich muß gestehen, daß ich fürchtete, der Herr Magister Tinte schwärme noch im Walde umher und sei euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was sich im Walde begeben. „Das sind tolle Einbildungen," rief die Frau von Brakel, „wenn euch draußen im Wald solch verrücktes Zeug träumt, sollt ihr gar nicht mehr hingehen, sondern im Hause bleiben." Das geschah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: „Liebe Mutter, laß uns ein bißchen in den Wald laufen," so sprach die Frau von Brakel: „Geht nur, geht und kommt hübsch verständig zurück." Es geschah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit selbst gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ sich nicht sehen und sowie Felix und Christlieb sich nur tiefer ins Gebüsch wagten oder sich dem Ententeich nahten, so wurden sie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältig Volk, nun könnt ihr sitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!" — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hause.

Beschluß.

„Ich weiß nicht," sprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, „ich weiß nicht, wie mir seit einigen Tagen so seltsam und wunderlich zumute ist. Beinahe möchte ich glauben, daß der böse Magister Tinte mir es angetan hat, denn seit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatsche versetzte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei." In der Tat wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und blässer. Er durchstrich nicht mehr wie sonst die Flur, er polterte und wirtschaftete nicht mehr im Hause umher, sondern saß stundenlang in tiefe Gedanken versunken und dann ließ er sich von Felix und Christlieb erzählen, wie es sich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hause, dann lächelte er wehmütig und die Tränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten sich Felix und Christlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und sie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüsch und im Ententeiche bloßstelle, weshalb sie gar nicht mehr sich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zusammen in den Wald gehen, die bösen Zöglinge des Magisters Tinte sollen euch keinen Schaden tun!" So sprach an einem schönen, hellen Morgen der Herr von

Brakel zu Felix und Christlieb, nahm sie bei der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Gesang war. Als sie sich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: „Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufschieben, euch zu sagen, daß ich ebensogut wie ihr das holde fremde Kind, das euch hier im Walde so viel Herrliches schauen ließ, kannte. Als ich so alt war wie ihr, hat es mich so wie euch besucht und die wunderbarsten Spiele gespielt. Wie es mich dann verlassen hat, darauf kann ich mich gar nicht besinnen und es ist mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind so ganz und gar vergessen konnte, daß ich, als ihr mir von seiner Erscheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leise ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber so lebhaft meiner schönen Jugendzeit, wie ich es seit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da ist denn auch das holde Zauberkind so glänzend und herrlich, wie ihr es geschaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieselbe Sehnsucht, von der ihr ergriffen, erfüllt meine Brust, aber sie wird mir das Herz zerreißen! Ich fühl' es, daß ich zum letztenmal hier unter diesen schönen Bäumen und Büschen sitze, ich werde euch bald verlassen, ihr Kinder! — Haltet, wenn ich tot bin, nur recht fest an dem holden Kinde!" — Felix und Christlieb waren außer sich vor Schmerz, sie weinten und jammerten und riefen laut: „Nein Vater, nein Vater, du wirst nicht sterben, du wirst nicht sterben, du wirst noch lange, lange bei uns bleiben und so wie wir mit dem fremden Kinde spielen!" — Aber tagsdarauf lag der Herr von Brakel schon krank im Bette. Es erschien ein langer, hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf sprach: „Das wird sich geben!" Es gab sich aber nicht, sondern der Herr von Brakel war am dritten Tage tot. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie schrien sie laut: „Ach unser Vater — unser lieber Vater!" — Bald darauf, als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erschienen ein paar häßliche Männer im Hause, die beinahe aussahen wie der Magister Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß sie das ganze Gütchen und alles im Hause in Beschlag nehmen müßten, weil der verstorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch viel mehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel schuldig geworden sei, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das schöne Dörfchen Brakelheim verlassen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und schnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäsche und den geringen Kleidungsstücken,

die man ihr gelassen. Felix und Christlieb mußten ein gleiches tun, und so zogen sie unter vielen Tränen fort aus dem Hause. Schon hörten sie das ungestüme Rauschen des Waldstromes, über dessen Brücke sie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterem Schmerz ohnmächtig zu Boden sank. Da fielen Felix und Christlieb auf die Knie nieder und schluchzten und jammerten: „O wir armen unglücklichen Kinder! Nimmt sich denn keiner unseres Elends an?“ In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauschen des Waldstroms zu lieblicher Musik, das Gebüsch rührte sich in ahnungsvollem Säuseln — und bald strahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem süßduftenden Laube hervor, aber von solchem blendenden Glanz umflossen, daß Felix und Christlieb die Augen schließen mußten. Da fühlten sie sich sanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme sprach: „O klagt nicht so, ihr meine lieben Gespielen! Lieb' ich euch denn nicht mehr? Kann ich euch denn wohl verlassen? Nein! — Seht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, so umschwebe ich euch doch beständig und helfe euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden sollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jetzt getan, dann vermag der böse Pepser und kein anderer Widersacher etwas über euch! — Liebt mich nur stets recht treulich!“ — „O das wollen wir, das wollen wir!“ riefen Felix und Christlieb, „wir lieben dich ja mit ganzer Seele.“ Als sie die Augen wieder aufzuschlagen vermochten, war das fremde Kind verschwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und sie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innersten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete sich nun auch langsam empor und sprach: „Kinder! Ich habe euch im Traum gesehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde standet und dieser Anblick hat mich auf wunderbare Weise erfreut und getröstet. Das Entzücken strahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochroten Wangen. Sie erzählten, wie eben das fremde Kind bei ihnen gewesen sei und sie getröstet habe; da sprach die Mutter: „Ich weiß nicht, warum ich heute an euer Märchen glauben muß und warum dabei so aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getrost weiter gehen. Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles, was Felix und Christlieb unternahmen, geriet so überaus wohl, daß sie samt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in später Zeit spielten sie in süßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichsten Wunder seiner Heimat mitzubringen.

Der Arzt.

(Eine Skizze von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Von nahen und fernen Kirchtürmen zitterte das Siebenuhrgeläut durch den zähen, schleimigen Novembernebel, als Dr. Heinrich Weber von seinen abendlichen Krankenbesuchen heimkam. Er wohnte ganz draußen, zwischen Fabriken, Bahnhofgebäuden und leeren Bauplätzen, im dritten Stock einer geisterhaft-häßlichen Zinskaserne, die zu kurze Zeit stand, um nicht in allen Räumen nach feuchtem Mörtel zu riechen, und doch schon lang genug, daß die „sezessionistisch“ gemeinten Gipsverzierungen der Fassade, des Flurs und Stiegenhauses schmutzig und verwittert aussahen. Seine alte Haushälterin öffnete ihm:

„Küss' d' Hand, Herr Doktor. Das is heut' wieder an abscheulich's Wetter, was? Ziag'n S' nur glei' 'n Winterrock aus, er is ja ang'spritzt von ob'n bis unten. Und in die Stiefeln sein S' g'wiß ah recht naß. Weil S' überall z'Fuaß hinrennen, als ob's ka Elektrische net gäbet!“

Wortlos entledigte sich der Arzt des Überkleides, ging in sein Kabinett, das ihm als Ordinations-, Studier- und Erholungsraum diente, und ließ sich auf den Lederdiwan fallen. Er war schlecht aufgelegt, ganz miserabel aufgelegt. Solche üble Launen kämpfte er gewöhnlich mit aller Kraft nieder, aber manchmal, wie heute, waren sie eben übermächtig. Und todmüde war er obendrein. Mit der Straßenbahn hätte er fahren können, meinte die Marie. Freilich, das wußte er selber, doch er wußte auch genau, warum er's nicht tat. Mechanisch griff er in die Tasche nach der Börse und ließ seine Barschaft durch die Finger gleiten: Einen Silbergulden, zwei Kronen und etwa ein Dutzend Zehn- und Zwanzighellerstücke. Das bedeutete den Lohn eines besonders arbeits- und erträgnisreichen Tages. Gewöhnlich war er nicht so hoch.

Der Doktor konnte seiner verdrossenen Gedanken nicht Herr werden. Vor sechs Jahren, nach den bitteren Entbehrungen und Anstrengungen des Studiums, hatte er promoviert, dann zwei Jahre lang unentgeltlichen Spitalsdienst geleistet und seit vieren war er nun in diesem Armeleutviertel als praktischer Arzt ansässig. Über Mangel an Beschäftigung hatte er nicht zu klagen, eher übers Gegenteil. Er war sehr beliebt und gesucht in den Arbeiterfamilien. Aber mit der Bezahlung haperte es gewaltig. Wenige seiner Kunden waren imstande,

*) Aus „Bucklige Welt“. Kleine Sachen zum Weinen und Lachen von Fritz Stüber-Gunther. Wien. Robert Mohr. 1906. Diese naturwahren Wiener Skizzen, mit wohltuendem Humor entworfen, dürften vielen ein paar vergnügte Stunden verursachen. Die Red.

die außerordentlich niederen Beträge, die er für seine Behandlung verlangte, gleich zu erlegen. Die meisten vertrösteten ihn auf spätere Termine, auf diesen oder jenen unwahrscheinlichen Glücksfall, gaben höchstens eine kleine Anzahlung und — vergaßen bald des weiteren. Und das waren noch lange nicht die schlimmsten, die armen Teufel, die zahlen wollten und nicht konnten. Viel mehr Verlegenheit bereiteten ihm die paar „besseren", wohlhabenderen Kunden, die zu glauben schienen, es sei für einen so jungen Arzt schon eine unschätzbare Ehre, daß sie sich überhaupt mit ihm einließen; Händler und Geschäftsleute, die ihre Waren selbstverständlich an niemanden anders als um Bargeld lieferten und die ebenso selbstverständlich vom Hausarzte unbegrenzten, stillschweigenden Kredit forderten.

Dr. Weber blickte sich in dem schmalen, matt erhellten Raume um. Wie dürftig es hier war und wie einsam! Marie, die alte, halbtaube Wirtschafterin, war eine trübselige Gesellschaft. Früher hatte er wenigstens seinen Hund gehabt, eine prächtige Dogge, das Geschenk eines glücklicheren Universitätsfreundes. Dr. Weber litt nicht an Sentimentalität, die hatten sie ihm gründlich abgewöhnt. Aber nur mit wütender Erbitterung dachte er an die böse Stunde, da er dem treuen Köter, weil er ihn weder selbst zu ernähren noch einem ungewissen Schicksal bei fremden Leuten zu überlassen vermochte, Blausäure eingab.

Hunger hatte er auch schon, der Doktor. Da kam die Haushälterin herein. Aber sie brachte statt des Abendessens eine Nachricht:

„Das klane Madl vom Steininger war schon wieder da. Der Herr Doktor möcht' glei' zum Vater kommen, es geht ihm schlechter."

Weber wollte beinahe auffahren. Er war ja erst vor zwei Stunden beim Steininger gewesen; und helfen konnte er dem ausgemergelten, schwindsüchtigen Markör doch nicht. Aber sofort besann er sich und machte sich zum Gehen bereit.

„Wollen S' net zuerst essen?" fragte die Alte. „Gleich is 's fertig!"

„Nein," erwiderte der Doktor kurz, fuhr in den nassen Überrock und ging.

Als er nach einiger Zeit zurückkam, stand das Nachtmahl bereits auf dem Tisch, ein Stück Fleisch in einer lauwarmen Tunke und ein Glas Bier. Er setzte sich, begann langsam zu essen und las dabei die Zeitung, die noch unberührt dagelegen war, wie sie der Austräger gebracht hatte. Noch war er auf der ersten Seite, da wurde an der Wohnungstür geklingelt. Bald darauf meldete die Marie:

„A junger Mensch mit einer einbundenen Hand will mit 'n Herrn Doktor sprechen."

„Meine Sprechstunde ist von Zwei bis Drei," antwortete der Arzt.

„Das hab' ich ihm eh' g'sagt, aber er geht mir net weg, er hat solche Schmerzen, sagt er."

„So führen Sie ihn halt in Gottesnamen herein," rief der Doktor, würgte den letzten Bissen hinunter und schob den Teller weg.

Ein blasser, schmächtiger junger Bursch, vorortlich geschniegelt, trat ein und wies die wunde Hand vor:

„An' Schiefer hab' i mir einzog'n, an' großmächtigen. Er geht net außer, der Finger is schon ganz g'schwürig."

Der Arzt besah den Schaden.

„Das ist ja schon alt," sagte er dann. „Wann haben Sie sich denn verletzt?"

„Vorgestern in der Früh."

„Vor zweiundeinhalb Tagen, und da kommen Sie erst jetzt? Noch dazu in der Nacht statt in der Ordinationsstunde?"

„I bitt', Herr Doktor," versetzte der Patient, „ich hab' halt no' immer glaubt, es wird a so ah gut."

Der Arzt seufzte und holte seine Instrumente. Als die Operation vorbei und ein Verband angelegt war, sagte der Bursch:

„I dank' schön, jetzt is mir leichter. Was bin i denn schuldi'? — Aber i bitt', Herr Doktor, Geld hab' i jetzt keins. Am Ersten komm' i zahl'n."

„Wie heißen Sie?" fragte der Arzt und schlug ein dickes, mit Namen und Ziffern vollgeschriebenes Buch auf.

„Niedermüller, Herr Doktor, Artur Niedermüller."

„Und sind?"

„Handlungskommis."

Der Doktor notierte beides.

„Also gut, am Ersten, aber bestimmt."

Doch als der junge Mensch fort war, fiel dem Arzt ein, daß er in der Eile um dessen Adresse zu fragen vergessen hatte. Also wieder eine zweifelhafte, sehr zweifelhafte Forderung, wie sie das dicke schwarze Buch schon zu Hunderten enthielt!

Die Haushälterin räumte Geschirr und Instrumente weg.

„Geh'n S', leg'n S' Ihnen jetzt nieder, Herr Doktor," mahnte sie, „Sö schau'n heut' eh' net guat aus."

„Mir ist auch nicht besonders. Kein Wunder übrigens. Aber vor zehn Uhr geh' ich nicht schlafen, es könnt' doch noch etwas kommen."

Es kam nichts mehr. Als das Haustor polternd ins Schloß fiel, legte Doktor Weber das fachwissenschaftliche Werk, in das er sich vertieft hatte, weg und begab sich fröstelnd zu Bett. Doch kaum war er eingeschlafen, da weckte ihn die Stimme der alten Marie, die mit einem Lichte vor ihm stand.

„Was ist denn?"

„G'rad' war a Lehrbub' vom Fleischhauer Surrm da, der klane Karl vom Surrm is krank. I hab' aber g'sagt, der Herr Doktor kann heunt' absolut nimmer kommen, ihm is selber schlecht."

„Recht haben Sie gehabt. Ich habe mich, scheint mir, tüchtig verkühlt und wär' jetzt zu dem weiten Weg wirklich nicht fähig . . ."

„Und gar zu die Surrmischen!" fiel die Wirtschafterin eifrig ein. „Rechnung hab'n s' no keine 'zahlt, die heurige net und die vom vorig'n Jahr ah net. Und wie i a paarmal hingangen bin mahnen, da war'n s' beleidigt und sein grob word'n, die nobeln Herrschaften. Na, is's epper net wahr, Herr Doktor?"

Der Arzt nickte. Die Alte eiferte weiter:

„So reiche Leut' und so schmutzi'! Sö hab'n Ihner Geld allerweil no' net 'kriagt — aber an' andern Hausarzt hab'n sie si' g'nommen, die Surrmischen. Nur jetzt mitten in der Nacht, da wär' wieder der Herr Doktor gut, weil wahrscheinlich kein andrer z' hab'n war. So viel ängstlich sein s' natürlich ah, wann 's um ihner G'sundheit geht. Der Bua hat halt a bißl Halsweh, da sag'n s' glei' Diphtheritis . . . Guate Nacht, Herr Doktor!"

„Diphtheritis?" Der Arzt sprang mit beiden Füßen aus dem Bette. „Geben Sie mir meine Schuhe, Marie, aber rasch!" . . .

Als Herr Doktor Heinrich Weber vom Besuche des Fleischhauersöhnchens Karl Surrm frierend und durchnäßt zurückkehrte und seinem Wohnhaus zuschritt, ging es bereits auf Mitternacht. Es war erfreulicherweise keine Diphtherie gewesen, nur eine Grippe. Er brauchte sich darum am nächsten Tage nicht mehr zu bemühen, das hatte ihm Herr Lorenz Surrm deutlich zu verstehen gegeben. Seinen Honoraranspruch durfte er zur alten, unbeglichenen Rechnung schreiben.

Der Hausmeister öffnete nach mehrmaligem Läuten und nahm sein Sperrgeld in Empfang:

„Dank' schön, Herr Doktor, küss' d' Hand . . . . Aber san S' net harb, i kriag' no' zwa Sechserln. Der Fleischhackerbua, der was 'n Herrn Doktor g'holt hat, hat m'r nix 'zahlt."

Der Arzt wußte nicht, sollte er sich ärgern oder sollte er lachen. Er zog nochmals seinen schmalen Geldbeutel.

Mehrere Tage nach jenem Abend erhielt er durch die Post die neueste Nummer des „Bezirksblattes" zugestellt, obwohl er nicht zu dessen Abnehmern gehörte. Eine Notiz darin war mit Blaustift angestrichen. Es war die Zuschrift eines „angesehenen Mitbürgers", der sich über die Rücksichtslosigkeit und Saumseligkeit der Herren Ärzte beklagte. Als sein Sohn, schrieb er, neulich nachts erkrankte, habe er vergebens zu acht oder zehn Doktoren geschickt, alle seien entweder unwohl

oder außer Hause gewesen. Endlich, endlich, nach langem Zureden habe sich Herr Doktor Heinrich Weber, der zuerst auch Krankheit vorschützte, allergnädigst zur Visite bereit erklärt. Das schlage aller Humanität ins Gesicht, solche Zustände seien empörend, unglaublich und ein öffentlicher Skandal. Ob denn das Publikum wegen der Herren Doktoren da sei oder die Herren Doktoren wegen des Publikums? Unterzeichnet war die Beschwerde mit „L. S." Die Redaktion fügte hinzu: „Der Name des Herrn Einsenders ist uns natürlich bekannt."

Doktor Heinrich Weber glaubte ihn ebenfalls zu kennen.

Hamerling und Marx.

Mitteilungen von **Michael Maria Rabenlechner.**

(Schluß.)

Friedrich Marx und Ferdinand von Saar sind sich schon früh einander als Offiziere, beide von dem gleichen Dichterideal beseelt, innig nahe gekommen und förderten sich gegenseitig, soweit sie nur konnten. So vermittelten sie sich auch gegenseitig literarische Bekanntschaften. Durch Saar war Marx z. B. mit Ada Christen persönlich bekannt geworden. Marx interessierte sich für die hochbegabte Christen sofort sehr und trat bald mit ihr in regen Briefwechsel. Von der Photographie, die Marx von Ada Christen erhielt, war schon die Rede. Marx hatte der Dichterin von dem Interesse mitgeteilt, das Hamerling an ihr und ihren Dichtungen nehme und sie sandte diesem mit einem langen Briefe, in dem sie auch Saars erwähnte, ihr Bildnis. Darauf antwortete Hamerling der Christen sub 22. März 1869: „. . . Ich danke bestens für das freundlich übersandte Bild, das Sie mir überlassen, und sende das andere unverweilt zurück, damit der Eigentümer es nicht zu lange misse, obgleich er sich ja besser ans Original halten könnte . . . Sie verkehren mit Ferdinand von Saar! Halten Sie ihn hoch, er ist ein gewaltiger Poet. Sagen Sie ihm gütigst, daß ich seinen Hildebrand gelesen und daß ich bei keinem Dramatiker, bei gar keinem, weder altem noch neuem, einen so kernigen, lebens- und charaktervollen Dialog gefunden wie bei ihm. Sobald ihm die Stoffwahl völlig glückt und eine durchgehends wirksame Gliederung der Komposition, und er das Flügelroß seiner Phantasie nicht so ängstlich zum Ackergaul auf dem Felde der buchstäblich-treuen historischen Wahrheit macht, sondern ihm den Flug vergönnt, der dem geflügelten gebührt — dann steht er als der langerwartete Messias des deutschen Dramas da und ragt hinaus über Schiller und Kleist . . ."

Ada Christen zeigte diesen Brief Saar. Dieser dankte Hamerling in einem kürzeren Schreiben für solche Anerkennung, die ihn um so mehr freue, als sein „Heinrich IV." wenig oder gar nicht beachtet werde. Darauf antwortete Hamerling an Saar und meinte darin, er könne nicht finden, daß Saar keine Beachtung finde. Nun schrieb Saar an Hamerling einen längeren schwermütigen Brief und schloß seine Photographie bei. Darauf nimmt Hamerling in dem folgenden Schreiben an Marx Bezug.

Hochgeehrter Freund!

Ich habe nun eine Photographie von F. v. Saar erhalten, die Ihnen gewiß wie der begleitende Brief nicht weniger interessant sein wird als mir selbst. Ich sende Ihnen daher beides zur Ansicht und Kenntnisnahme. Es scheint, daß Saar als Charakter nicht weniger bedeutend und schätzenswert ist wie als Poet. Nur finde ich das aristokratisch-feine, wirklich schöne und dabei fast lebemännisch-heitere Gesicht, wie es die Photographie darstellt, nicht vereinbar mit der Verstimmung und Gedrücktheit, die sich in dem, was Saar mir gegenüber bisher verlauten ließ, ausspricht. In Ergebenheit Ihr

Graz, 26. Mai 1869. Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Herzlich bedauere ich, gestern um Ihren lieben Besuch gekommen zu sein, und danke zugleich für die gütige Mitteilung von Saars Schreiben und wohlgelungenem Konterfei. Ich wünsche mir Glück, ein klein wenig vielleicht, wenn auch nur fast mittelbar, durch Ada Christen zur gegenseitigen Annäherung zweier Männer beigetragen zu haben, auf deren einen Österreich und Deutschland mit Bewunderung blickt, während der andere die Periode eben so schönen als berechtigten Strebens noch nicht hinter sich hat, aber von Ihrem Genius, obgleich auf einem anderen Felde, als ein Ebenbürtiger begrüßt werden darf. Wie ich Ihnen schon mündlich sagte, herrscht über Saar als Charakter in Offizierskreisen nur eine einzige Stimme des Lobes und der Sympathie, und bekanntlich sind Kameraden die strengsten Beurteiler für ihresgleichen. Daß nun aber auch Saars Lehrjahre als Dichter zu Ende gehen und er sich durch seine nächsten dramatischen und novellistischen Werke vielleicht noch im Laufe dieses Jahres den ihm gebührenden Platz in der Literatur unbestritten erringen werde, sagt mir mein Gefühl, nachdem ich mehr als einen Blick in das von Zweifel und Sorge verdüsterte Gemüt meines Freundes getan. Wer könnte wie Sie beitragen, seinen Mut, sein Selbstvertrauen, wenn es dessen noch bedarf, zu stärken, seine Zuversicht auf ein, wie ich hoffe, ganz nahes schönes Ziel, zu dem er sich so bitter durchkämpfen muß, zu beleben, und wenn er mit einem neuen Werke nun den entscheidenden Wurf tut, als Freund nach Kräften beizutragen und zu wachen, daß Unverstand oder hämische Mißgunst ihm den wohlverdienten Lorbeer nicht verkümmern! Ihrem Edelmut darf ich in dieser Hinsicht getrost vertrauen und so begrüße ich mit Freuden den Bund, den Sie geschlossen, und wäre glücklich, wenn Saar, meiner wiederholten Einladung folgend, sich entschließen könnte, sein Oberdöbling einmal mit Graz zu vertauschen.

Meinen Dank für die freundliche Mitteilung wiederholend, behalte ich mir vor, nächster Tage Ihren liebenswürdigen Besuch zu erwidern und bin in herzlicher Verehrung Ihr stets ergebener

Graz, 27. Mai 1869. Fried. Marx, Hptm.

In diesen Tagen übersetzte Marx das einaktige Drama „König Nal“ von Angelo de Gubernatis. Er übersandte das in Hamburg bei Richter (1869) erschienene Büchlein an Hamerling mit folgendem Brief:

Hochgeehrter Freund!

Empfangen Sie hiemit den deutschen „König Nal“ mit der Bitte, diesem meinen kleinen Beitrag zur Kunde der neuesten Literaturbewegung in Italien Ihre freundliche Beachtung schenken zu wollen.

Da ich die Kenntnis des Originals und die Anregung zur Übersetzung Julius Schanz verdanke, so habe ich ihm das Werkchen dediziert. Möge es dazu beitragen, ihm neue Freunde der italienischen Literatur in Deutschland zu gewinnen, damit sein „Hausschatz“ endlich einmal Leben und Gestalt bekomme.

In gewohnter herzlicher Verehrung

Ihr ergebenster

Graz, 21. Juni 1869. Fried. Marx, Hptm.

Marx hatte sein Drama „Olympias“ 1863 in Wien bei Marggraff ediert. Aber in dieser Form erwies sich das Werk als nicht bühnenfähig. Marx überarbeitete es und in neuer Form ging es am Grazer landschaftlichen Theater wiederholt über die Bretter. In dieser Bühnenbearbeitung erschien es dann als Bändchen von Reklams Universalbibliothek. Zugeeignet ist diese Bühnenbearbeitung „den beiden Dichtern Robert Hamerling und Wilhelm Jordan“, „welche der ersten Aufführung meines Trauerspiels in Graz beiwohnten und mir ihre edle Teilnahme an der überraschend günstigen Aufnahme des Dramas in herzlicher Weise kundgaben“. In Reklams Universalbibliothek (Nr. 158) erschien dann auch Marx' zweites größeres Drama „Jakobäa von Bayern“, von dem bereits oben wegen der Widmung an Lingg die Rede gewesen.

Graz, 25. Mai 1876.

Hochgeehrter Freund!

Empfangen Sie hiemit das erste Exemplar der Volksausgabe meiner „Olympias“, deren Widmung Sie freundschaftlich entgegengenommen haben, mit der Bitte, die Gunst, deren dieses Werk von Ihrer Seite sich zu erfreuen hatte, mir auch bei meinem ferneren bescheidenen Dichterstreben zu bewahren. Sollte der Poet aber auch nur selten Ihres Beifalles ganz würdig sein, des Freundes Streben wird es sein, Ihre edle Teilnahme, Ihr Wohlwollen redlich und in deutscher Treue zu verdienen. Zehn volle Jahre und mehr sind um, seit das Dichtergestirn, das die Welt mit Ihrem Namen nennt, an meinem Horizonte auftauchte; möge sein Glanz auch den Rest meines Lebenspfades erhellen.

In herzlicher Verehrung Ihr treu ergebener

Fried. Marx.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Nur als einen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung, nicht als eine dem Dichter dargebrachte Huldigung, kann ich, ohne unbescheiden zu sein, die Widmung Ihrer „Olympias“ betrachten. Aber auch wenn das Interesse, das Sie an meinen Poesien nehmen, einen Anteil an den Beweggründen Ihrer freundlichen Kundgebung hat — ich freue mich, daß ich die Anerkennung, die Sie mir als Dichter zollen, aufrichtig erwidere, in demselben Maße erwidern kann, als ich Ihre

freundschaftlichen Gesinnungen erwidere. Mit wahrer Genugtuung sehe ich Ihr schönes, gediegenes Werk in der Form, in welcher es mich auf der Bühne ergriffen, nur mit dem reinen und innigen Wohlgefallen, wie es das (immer so seltene) wahrhaft Edle erweckt, die Seele gelabt hat, jetzt in einer Ausgabe veröffentlicht, die ihm eine weite Verbreitung sichert. Die „Olympias" hat nunmehr festen Grund und Boden gewonnen, und wenn Sie nichts gleiches mehr schaffen würden, Sie hätten nicht umsonst gelebt. Was will der Dichter mehr? Ihnen aber möge mehr beschieden sein — ich wünsche und gönne es gerade Ihnen von ganzem Herzen. Ihre frische körperliche und geistige Kraft ist eine natürliche, Ihr edler Sinn eine moralische Anwartschaft auf neue Triumphe.

Mit innigem Dank Ihr für immer unveränderlich ergebener

Graz, 26. Mai 1876. Robert Hamerling.

Spätherbst 1870 war Hamerlings Revolutionstragödie erschienen.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mit verbindlichstem Danke stelle ich die interessanten Briefe zurück, welche Sie mir mitzuteilen die Güte hatten, und wünsche herzlich, daß die Welt binnen Jahr und Tag das Urteil dieser beiden Herren ratifiziert haben möge. Einer meiner Schwäger, ein ernster, denkender junger Mann, erklärte sich gestern zu mir, von Ihrer Tragödie in noch höherem Maße hingerissen und begeistert zu sein als von Ihren früheren Werken, und fügt bei, es sei Ihr „Robespierre" der großartigste Charakter der neueren Bühne. Sobald Freund Nissel schreibt, teile ich Ihnen mit, welchen Eindruck Ihr Werk auf ihn gemacht. Er schreibt nun selbst wieder an einer Tragödie, die ihm gut vonstatten zu gehen scheint.

Hochachtungsvoll und herzlich grüßend, Ihr ergebenster

Graz, 15. Dezember 1870. Fried. Marx, Hptm.

Was Franz Nissel damals an Marx geschrieben, vermuten wir bereits seit längerem veröffentlicht, und zwar als „Brief an einen Freund in Graz", abgedruckt in Nissels „Mein Leben" (pag. 258 ff.). Nissel verehrte Hamerlings Dichtergröße überaus, und die von Rosegger erst jüngst im „Heimgarten" edierten kurzen Briefe bestätigen dies neuerdings. Was Nissel damals über Hamerlings Tragödie an Marx geschrieben, ist wohl jener „Brief an einen Freund in Graz" — das Dokument tiefgehendster Beschäftigung Nissels mit Hamerlings Werk . . . „Bis zum Schlusse des dritten Aktes", äußerte sich u. a. Nissel, „blieb ich bei der Lektüre in ungeheurer Spannung, fort und fort mußte ich des Dichters Gestaltungskraft, seine herrliche Charakteristik, die Macht seines Ausdruckes anerkennen und bewundern, überall trat mir der große Dichtergeist entgegen, der Robert Hamerling unbestreitbar ist. Was Talent und Beruf betrifft, stelle ich ihn so hoch als irgendeinen. Auch fand ich echtes, dramatisches Leben, wenn auch nicht nach der heutigen Theaterschablone, von der Heinrich Laube gar nicht mehr abstrahieren zu können scheint, Heinrich Laube, der dieses Werk in höchst banaler Weise abfertigt und doch selbst nicht imstande ist, auch nur eine Szene zu schaffen, wie sich hier wohl ein Dutzend vorfinden, würdig der Feder eines

Shakespeare, an den ich überhaupt oft gemahnt wurde, ohne daß ich von irgendwelcher Nachahmung reden kann..."

Graz, 19. April 1871.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mein noch immer leidender Zustand versagt mir das Vergnügen, Ihnen das mir für Sie zugekommene „Kaisermärchen" von Julius Große persönlich zu überbringen. Empfangen Sie zugleich die besten Grüße aus Weimar mit der Versicherung des werten Dichters, daß Ihr letztes Werk ihn im hohen Grade beschäftige. Herr Dr. Große sandte mir sieben Bände seiner gesammelten dramatischen Werke, bei J. J. Weber in Leipzig jüngst erschienen, mit denen ich mich während meines bevorstehenden Landaufenthaltes in Kärnten eingehend zu beschäftigen hoffe.

Sollte es mir nicht vergönnt sein, Sie vor meiner Abreise persönlich zu begrüßen, so empfangen Sie freundlichst dieses schriftliche Lebewohl statt eines mündlichen mit der Versicherung der herzlichen Verehrung Ihres ergebenen

Fried. Marr, Hptm.

Oberdrauburg, 28. Oktober 1872.

Hochverehrter Freund!

Aus Graz erhalte ich Ihre mich hoch erfreuende Spende „Die sieben Todsünden" mit lieben Zeilen von Ihrer Hand zugeschickt, und beeile mich nun, nachdem ich das Werk wiederholt gelesen und vorgelesen, Ihnen, hochverehrter Freund, zur Vollendung eines der größten Geisteswerke nicht nur unserer deutschen Literatur, sondern aller Zeiten, meinen innigsten Dank und wärmsten Glückwunsch zu erstatten. Nachdem Sie uns seit Jahren durch ein Meisterwerk um das andere verwöhnt, gerade an Ihren Schöpfungen den strengsten, größten Maßstab anzulegen, Sie mit Ihrem eigenem Maße zu messen, stehen wir wieder vor einem Werke von fast inkommensurabler Größe der Anschauung, einer Gedankenmacht, wie sie uns aus den Werken der großen Tragiker Griechenlands entgegentritt, einem Anfluge des Liedes, wie ihn Pindar, Goethe, Hölderlin in ihren erhabenen Hymnen genommen. Wie Ihr „Schwanenlied der Romantik" und der „Germanenzug", bewegt sich auch das neue Werk, von irdischer Stoffschwere befreit, in der Ätherhöhe des reinen Gedankens und dennoch ist es ein dramatisches Massengemälde von gewaltigstem Leben, erschreckender Wahrheit und erschütterndster Wirkung, eine Tragödie der Menschen und der Völker, ein Zeitspiegel von ewig giltiger Norm für alle Zeiten, denen das Maß der Dinge abhanden gekommen. Wer könnte sich unterfangen, Musik zu solchem Texte zu schreiben! Beethoven oder, sagen wir lieber, die Tonkunst hätte durch Beethoven Ihre Dichtung musikalisch ergänzen können: an der Größe der von Ihnen gestellten Aufgabe wird die musikalische Gegenwart schier verzweifeln. Dennoch ist Herrn Goldschmidt in Wien Glück zu wünschen, daß er Ihrem Genius dieses Juwel entlockt hat, das Mutter Germania für immerdar unter ihren Kronjuwelen bewahren wird. Nur um einen andern Titel möchte ich Sie, möchte ich, wenn die Musik dazu entsteht, den Komponisten für die weihevollste Schöpfung der deutschen Literatur seit „Faust" bitten. Was hat Ihre Geisterschlacht mit den häßlichen sieben Todsünden zu schaffen! Eine solche Bezeichnung sei dem Maler nachgesehen, der um eine passende Benennung für das farbenüppigste Gemälde der Gegenwart in Verlegenheit war. Von Ihrem Werke hätte ich diesen Titel weggewünscht, der selbst eine Sünde gegen den heiligen Geist Ihrer Muse ist.

Es mag wohl dem Gesetze der Symphonie entsprechen, daß dem kurzen Vorspiel ein ebenso zusammengedrängtes Nachspiel folge. Doch wird es keinen Leser

Ihrer Dichtung geben, der den Kampf der Mächte des Lichtes mit den Dämonen der Finsternis nicht breiter ausgeführt wünschte. So ist die dritte Abteilung gleichsam das Aufblitzen des ersten Sonnenstrahles nach einer totalen Sonnenfinsternis, womit das Drama kurz abbricht, während wir uns mit dem verjüngten Geschlechte im neuen Tageslichte so gerne sonnen würden. Daß Sie dem „Sänger" die große Sendung der Erneuerung des sittlichen Lebens im entarteten Geschlechte zuteilen, ist ein Ihnen würdiger Gedanke, ein Adelsbrief des großen berufenen Poeten, obgleich diesem Gedanken die „Wenn" und „Aber" der verschiedenen Lager nicht fehlen werden. Doch das ist Nebensache! Keine Kritik kann uns, kann Ihnen selbst, verehrter Freund, den Vollgenuß eines Werkes verkümmern, gegen dessen ehernes Gefüge der Zahn des Neides, wie der Zahn der Zeiten sich stumpf erweisen wird. Darum nochmals Glückauf! aus freudig bewegter teilnehmender Seele zum vollendeten Werke, das wie jede eigenste Schöpfung des Genius mit keinem Maße gemessen werden will als dem, das es in sich trägt, das sofort mit Goethes „Faust" in einem Atem genannt werden wird, dem ich endlich die Popularität und Verbreitung Ihres „Ahasver" prognostizieren möchte.

Ich kehre in zwei bis drei Wochen nach Graz zurück und werde von Ihnen erfahren, daß die Wirkung Ihres Poems auf jeden nicht mit Blindheit geschlagenen Leser nicht minder erschütternd und erhebend sei, als die ich davon erfahren. Stumpfsinn, Aberwitz und Neid mögen dagegen sich verschwören; das Volk aber wird sich erheben und Ihnen den vollen Kranz der Ehren reichen!

Mit herzlichem Freundesgruß Ihr treu ergebener

Fried. Marx.

Hochgeehrter Herr!

Durch besondere Verhältnisse für jetzt veranlaßt, dem Vereinsleben jeder Art mich ferne zu halten, habe ich es mir auch versagen müssen, Ihrem „steiermärkischen Schriftstellerverein" beizutreten. Nachdem Sie mich zum Ehrenmitgliede desselben gewählt und mir dadurch die Pflichten der Kollegialität doppelt nahegelegt, sage ich Ihnen den besten Dank für die mir erzeigte Aufmerksamkeit und bitte zu glauben, daß ich, wenn auch vorderhand am geselligen Verkehr des Vereines keinen unmittelbaren Anteil nehmend, demselben mich doch geistig verbunden fühle und jede Gelegenheit gern ergreifen werde, die Interessen desselben zu fördern.

Mit freundschaftlichem Gruße an alle hochgeschätzten Vereinsgenossen bin ich, hochgeehrte Herren, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Graz, 14. Jänner 1873. Rob. Hamerling.

Graz, 4. Mai 1874.

Hochverehrter Herr Professor!

Zugunsten des Theaterbaues in Eger wird ein Dichteralbum vorbereitet, an welchem nicht nur die in Böhmen lebenden Dichter deutscher Zunge sich beteiligen werden. Beiträge sammelt nebst dem Herausgeber auch der bekannte Dichter Herr Karl Viktor Ritter von Hansgirg, k. k. Bezirkshauptmann von Joachimsthal, der einen hohen Wert darauf legt, für das bezeichnete Album einen Beitrag von Ihnen zu gewinnen und mir in dieser Beziehung heute schreibt:

„Wenn Sie Herrn Professor Hamerling erwähnen würden, daß ein Neffe Hofrat Eberts es ist, der Sie um die diesfällige Vermittlung anging, eine Verwandtschaftsbeziehung, auf welche ich einigermaßen stolz bin, so fände der Dichter sich zu einem Beitrage wohl geneigter."

Jedenfalls werden Sie, hochverehrter Herr und Freund, ein literarisches Unternehmen nicht mit ungünstigen Blicken ansehen, welches dazu beitragen soll, dem

altehrwürdigen Eger einen Tempel Thaliens zu schaffen und hierdurch auch das deutsche Element in Böhmen zu stärken.

In gewohnter Verehrung ihr freundschaftlich ergebener
Fried. Marx, Hptm.

Am 9. November 1874 feierten Hamerlings Eltern das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Die kirchliche Feier bestand in der Jubeleinsegnung und einer darauffolgenden Messe in der Stadtpfarrkirche zum heiligen Blut — Rosegger war der „Brautführer" der Mutter — dann fuhr die Festgemeinde ins Hotel „Erzherzog Johann", wo die Geladenen in einem Salon zu einem Bankette sich vereinigten. Prof. Svoboda hat in einem Feuilleton der „Tagespost" vom 10. November 1874 darüber eingehend berichtet. Toast folgte auf Toast, Blumen und Zuschriften, auch solche aus der Ferne, fehlten nicht. Gedichte von Leitner, Marx, Pichler, Rosegger u. a. wurden deklamiert, die dann in besonders vornehmer Ausstattung als Privatdrucke den Anwesenden zur Erinnerung mitgegeben wurden. Zwei solcher Blätter liegen uns vor. Das eine in Großquart, ein elfstrophiges Gedicht mit dem Titel: „Dem Jubelpaare Herrn Franz und Frau Franziska Hamerling zum Feste der goldenen Hochzeit, Graz, den 9. November 1874, in herzlicher Verehrung gewidmet", lautet:

Ein gold'nes Alter gab's hernieden,
Als machtlos selber noch die Zeit,
Da herrschte Eintracht, Glück und Frieden
Und Treue und Beständigkeit.
Kein Wechsel, als der sich vom Morgen
Zu dem noch schönern Abend spann,
Daß Stund' um Stunde ohne Sorgen
Dem seligen Geschlecht verrann.

Und fromm und einfach war die Sitte,
Kein Hasten um ein täglich Brot,
Das überreich bei jedem Schritte
Der Baum, die Flur, die Herde bot;
Und weis' und hochgeehrt das Alter,
Orakelgleich ertönt sein Wort,
Da flog das Leben wie ein Falter
Von Blumen nur zu Blumen fort.

Und kein Gelöbnis ward gebrochen,
Da gab der tiefe Herzensgrund,
Bevor die Lippe noch gesprochen,
Im Antlitz sich und Auge kund
Als heil'ger Schwur ward da gegeben
Ein Handschlag noch im Mannesstolz,
Sowie ein Kuß fürs ganze Leben
Die Menschen ineinanderschmolz.

Ein friedliches Geschlecht von Hirten,
Nicht tatengroß, doch liebeswarm,
Umfing einst unterm Dach von Myrten
Natur, dein holder Mutterarm!
So ruft die Paradieseskunde
Durch finst'rer Zeiten Schuld und Schmach
Der Menschheit golden Morgenstunde
In allen Völkerherzen wach.

Doch — ist es nicht ein gold'nes Alter,
Das heut' auf eurem Antlitz blüht,
Und mit dem Dank für den Erhalter
Empor zu Gottes Himmeln glüht?
Daß jene Zeit sich uns erneue,
So machst du, teures Jubelpaar,
Ein Paradies der Lieb und Treue
Durch fünfzig Lebenssommer wahr.

Das grüne Kränzlein auf den Locken
Der blühenden, der jungen Braut,
Es ward beim Schall der Hochzeitsglocken
Von Silber, heut von Gold geschaut.
Doch sagt ihm ihres Auges Feuer
Durch einer Träne Silberflor:
„Du bist auch so der Greisin teuer,
Wie dir die Braut einst Liebe schwor."

Ja — Wahrheit haben sie geklungen,
Die Glocken an dem Hochzeitstag,
Du hast gesorgt, du hast gerungen,
So viel ein Mann nur kämpfen mag!
Kein schön'rer Kranz ist zu vergeben,
Als den die Menschheit tiefbewegt,
Du frommer Greis, für solch ein Leben
Auf deinen Silberscheitel legt!

Und denkt ihr jener noch zur Stunde,
Die einst vernommen euer Ja,
O blickt um euch, in dieser Runde
Sind euch wohl jene Zeugen nah'.
Unsichtbar mögen sie nun falten
Wie einst die Hände, euch zum Heil,
Was ihr gelobt, ihr habt's gehalten
Und mehr als Glück ward euer Teil.

Je stiller die verborg'ne Klause,
Wo euch die Sorge oft nicht fern,
Um desto heller ging dem Hause
Nun auf des Sohnes Rumesstern.
Und zwischen Lieb' und Treu inmitten
Kam auch, von euch fast unerkannt,
Der hohe Genius geschritten,
Der bald hinweg das Dunkel bannt!

Ob er den Flug zur Sonn' erheben
Und dort ein Gott ihn krönen mag,
Kein schöner Fest in seinem Leben,
Als seiner Eltern Jubeltag.
Es scheut den Geist des Menschen Blöße,
Von seinem Flammenschwert bedroht —
Doch jedes Herz versteht die Größe
Der Kindeslieb' und ihr Gebot.

Ihr segnet ihn, wie einst den Knaben,
Auf den ihr hoffnungsvoll gebaut,
Wir aber danken euch — wir haben
Die Liebe und das Glück geschaut.
Und nun die Becher frisch geschwungen,
Das klingt im Hochzeitsglockenton,
Das ist ein Lied in allen Zungen,
Hoch! Vater, Mutter und der Sohn!

Friedrich Marx, k. k. Hauptmann.

Das andere Blatt ist in Oktav ein neunstrophiges Gedicht mit dem Titel: „Zur goldenen Hochzeit der Eltern Robert Hamerlings, mit Kränzen von Edelweiß und Alpenrosen.“ Das Gedicht ist nicht signiert, doch trägt das uns gehörige Blatt von Marx' Hand die Zeilen: „Beim Feste der goldenen Hochzeit von Hamerlings Eltern im Namen meiner Frau gesprochen und überreicht. F. M.“

Alpenrosen, Edelweiß,
Fromme Mutter, frommer Greis,
Sendet euch vom Gletscherrand
Kärnten heut und Steierland.

So weit Gottes Sonne scheint,
Sieht, in Liebe treu vereint,
Sie kein glücklicheres Paar
Heute wo am Traualtar.

Edelweiß wohl ist sein Haupt,
Der gehofft, geliebt, geglaubt,
Und der Mutter Wange glüht,
Schön, wie Alpenrose blüht.

Heute wird es offenbar,
Was durch fünfzig volle Jahr'
Bräutigam und Jubelbraut,
Gottes Aug' fast nur geschaut.

Heute schmückt im Feierglanz
Euch der reichste Tugendkranz,
Über Euch — ihr schaut ihn gern —
Eures Roberts Dichterstern!

Euch geeint in Lust und Schmerz,
Zwischen euch des Sohnes Herz
Und das Aug', das Blitze sprüht,
Heut' nur wonnevoll erglüht.

Er, vom Volk so hochgeehrt,
Solcher Eltern ist er wert.
Eurer Liebe höchster Lohn,
Robert ist es, Euer Sohn.

Heute grüßt im Alpenland
Jedes Aug' Euch, jede Hand,
Spricht in uns'rer Berge Rund
„Gott erhalt' Euch!“ jeder Mund.

Wie hoch über Schicksalsmacht
Euer Glück geborgen lacht,
Denn nur aus Vergangenheit
Strömt die reinste Seligkeit.

Hochgeehrter Freund!

Ein Krankheitsfall in meiner Familie beraubt mich des Vergnügens, Ihre verehrungswürdigen Eltern zur Wiederkehr des schönen Tages, den wir vor zwei Jahren mit hunderten, ja tausenden Ihrer Freunde und Verehrer festlich begangen haben, aus dem Grunde meines Herzens zu beglückwünschen. So bitte ich demnach Sie, verehrter Freund, Ihren lieben Eltern meine und meiner Familie innigsten Glück- und Segenswünsche auszudrücken. Gott erhalte Ihnen das würdige, edle Jubelpaar noch

eine Reihe von Jahren in rüstiger Kraft und Gesundheit und lasse es Zeugen noch vieler großer und schöner Geistessiege des geliebten Sohnes sein!

Es scheint, daß ich den heutigen Tag in den Annalen meines Hauses — will's Gott! — als einen glückbringenden zu verzeichnen haben werde, daß mir nämlich heute ein Familienzuwachs beschieden sein soll, worüber demnächst Auskunft folgen wird.

Bewahren Sie Ihr freundschaftliches Wohlwollen Ihrem ergebensten

Graz, 9. November 1876. Fried. Marx.

Im Jahre 1877 veröffentlichte Marx im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig die „dritte, um die Hälfte vermehrte Auflage" seiner 1862 zum erstenmale erschienenen Gedichtesammlung „Gemüt und Welt". Diese dritte Auflage enthält das reichste, was wir bisher von Marx in Buchform besitzen. (Wir sagen „bisher" — denn wir hoffen auf ein Bändchen Poesie aus dem Nachlasse, das uns die preisgekrönte Dichterkönigin der Kölner Blumenspiele Irene v. Schellander edieren wird.) Zahlreiche Gedichte aus dieser Sammlung „Gemüt und Welt" gingen in deutsche Anthologien, Albums 2c. über und werden den Namen Friedrich Marx sicher auf die ferne Nachwelt retten. Hamerling war damals noch immer ein Mitarbeiter der „Triester Zeitung". Alte Anhänglichkeit an dieses Blatt, dessen Theaterreferent Hamerling in den Zeiten seines Triester Aufenthaltes gewesen, ließen ihn noch länger als ein Jahrzehnt, seit er von Triest geschieden, ab und zu ein Feuilleton in dieser einzigen deutschen (noch heute existierenden) Zeitung Triests veröffentlichen. In einem solchen Feuilleton der „Triester Zeitung" (27. Dezember 1876) gedenkt Hamerling Marx und dieser dritten Auflage von „Gemüt und Welt" und die innigen, aber zugleich überzeugten Worte, die Hamerling seinem Freunde widmete, waren diesem die liebste kritische Stimme aus all den zahlreichen, die er damals über sich aus Anlaß seines Büchleins vernommen.

Graz, 17. Mai 1878.

Hochgeehrter Freund!

Eine Dame, Frau Marie Edle von Stanziewicz, k. k. Majors-Gattin, Schriftstellerin und Tochter jener aus Goethes Leben bekannten Fanny Vilmers, welche der Altmeister in einem schönen Liede verewigt hat, lebt hier und wünscht ein Autograph von Ihnen zu besitzen. Die geistvolle und liebenswürdige Frau wird Sie zu diesem Zwecke besuchen und um einige Zeilen Ihrer Hand bitten. Da ich dieses Wunsches gestern zu erwähnen vergaß, so mache ich mein Versäumnis mit diesen Zeilen gut und hoffe, daß Sie Frau Stankiewicz mit einem Autograph beglücken werden.

In verehrungsvoller Freundschaft Ihr ergebenster

Fried. Marx, Hptm.

Am 25. Mai 1879 war Hamerlings greiser Vater gestorben.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich würde nicht versäumt haben, Ihnen die Nachricht vom Tode meines Vaters direkt wenigstens durch Übersendung eines Partezettels zukommen zu lassen,

wenn mir Ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort genau bekannt gewesen wäre. Im Begriffe, mich darnach zu erkundigen, erhielt ich Ihre lieben, ganz Ihrer von mir so oft erprobten edlen und freundlichen Gesinnung würdigen, nur in der Erwähnung dessen, was ich für den Verewigten bei seinen Lebzeiten tun konnte, allzu optimistischen Zeilen. Innigen Dank dafür im eigenen wie auch im Namen der Mutter! Für Einen, der in der Welt niemand hatte als seine Eltern, mußte der Verlust auch des greisen Vaters doppelt empfindlich sein. Wie lange wird mir der Himmel noch den Besitz meiner Mutter gönnen? Durch ihren Verlust würde meine Lebenslage eine totale Umgestaltung erleiden und ich stünde völlig einsam und verlassen da. Sie zählt nun auch schon 73 Jahre, ist es nicht fast allzu kühn, zu hoffen, daß auch sie ihr Leben wenigstens auf 80 Jahre bringt? — Dem nun dahingegangenen Vater wurden die letzten Monate des irdischen Daseins durch heftige Schmerzanfälle verbittert, von welchen der letzte seinem Leben ein plötzliches Ende machte. Seine kräftige Natur überstand eine zweite Lungenentzündung im Frühjahr, aber eine Herzaffektion, wie es scheint, blieb zurück und ließ ihn des Lebens nicht mehr froh werden, obgleich er das Bett verlassen konnte. Drei Monate lang pflegte ihn die Mutter Tag und Nacht und es war rührend, zu sehen, wie den beiden alten Leuten vor dem Scheiden auf ewig die Liebe und ungetrübte Herzensinnigkeit ihrer Jugendjahre zurückkehrte . . . Sie hatten den guten, heiteren Greis ja auch lieb: gedenken Sie seiner freundlich! Für alle Güte, die Sie ihm im Leben erwiesen, werde ich Ihnen ewig dankbar sein.

In treuer herzlicher Ergebenheit Ihr

Graz, 6. Juni 1879. Rob. Hamerling.

Und nun folgt freilich in den äußeren Beziehungen zwischen Marx und Hamerling eine lange Pause. Marx war wieder aktiver Militär geworden und wechselte nun begreiflicherweise häufig seinen Wohnsitz. Ein neues Leben begann für den Dichter der „Olympias". Lange Zeit ließ er Hamerling gegenüber nichts hören. Da mahnte ihn dieser in einem längeren, uns leider nicht vorliegenden Briefe, das lange Schweigen zu brechen. Umgehend antwortete Marx und versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft und Treue — daß sein Empfinden das alte herzliche geblieben sei.

Verehrter Freund!

Im Besitze Ihres Werten vom 27. d. M. und durch diesen Beweis Ihres freundschaftlichen Wohlwollens erfreut, kann ich versichern, daß in meinen Gesinnungen der Verehrung und Freundschaft für Sie seit meinem Scheiden aus Graz sich nichts geändert hat.

Seit dem Jahre 1878 kam ich einigemale, stets jedoch nur auf wenige Tage, in Familienangelegenheiten dahin, welche mich der freien Verfügung über meine Zeit beraubten, die behagliche Ruhe und den Verkehr mit lieben Freunden ausschlossen. So behielt ich es für einen nächsten längeren Besuch vor, Versäumnisse in dieser Beziehung nachzuholen, und hoffe — wills Gott! — Ihnen, verehrter Freund, noch im Laufe dieses Frühjahres persönlich die Versicherung geben zu können, daß ich Ihnen nach wie vor die alte Treue und Ergebenheit bewahre. Wie oft habe ich Ihrer gedacht, wie oft wird Ihr verehrter Name in meinem Hause genannt, wo auch hier manche literaturkundige und kunstsinnige Persönlichkeit verkehrt. Erst vorgestern machte eine solche die merkwürdige Ähnlichkeit Ihrer Hand-

schrift mit jener Lenaus staunen, gestern las ich in den mir von unserem Freunde Ernst Rauscher mitgeteilten „Dioskuren“ Ihre „Drei Welten“ und drückte Ihnen dafür im Geiste die Hand. Leider mußte ich mir in meiner Weltabgeschiedenheit erst in Istrien, dann hier in dem vom geistigen Weltverkehr abseits gelegenen mährischen Landstädtchen das meiste entgehen lassen, was Sie in den letzten Jahren veröffentlichten, hoffe es jedoch in Graz in nicht zu ferner Zeit redlich nachholen zu können.

Herzlich bedauere ich mit den Meinen Ihr momentanes Unwohlsein und hoffe, daß das nahe Frühjahr Ihnen wie alljährlich auf Ihrem traulichen Landsitze Erholung und Kräftigung bringen wird.

Wie geht es Ihrer verehrten Frau Mutter? Möge der Himmel Sie Ihnen noch lange und, von den Beschwerden der Jahre abgesehen, in ungetrübter Frische und Rüstigkeit erhalten! Bitte, der verehrten Frau mich und die Meinen herzlich zu empfehlen.

Der Schreiber der mir gefällig übersandten Briefe Eduard Rauschs aus Baden ist mir vollständig unbekannt, das Manuskript, dessen er erwähnt, ist mir nicht zugekommen. Da mein militärisches Berufsleben mich hindert, auf neue Literaturerscheinungen zu achten, so ließ ich mir auch entgehen, was Rausch geschrieben, bedauere dabei den Verlust seines Manuskriptes, das mich orientiert haben würde. Leider ist weder meine Berufsstellung noch persönliche Lage darnach, daß ich dem Manne in seinen bedauernswerten Verhältnissen einen Sukkurs bringen könnte.

Nun rufe ich Ihnen im Geiste ein fröhliches Wiedersehen zu, welches jeden Zweifel an der herzlichen Verehrung und unveränderten freundschaftlichen Anhänglichkeit beseitigen wird Ihres treu ergebenen Fried. Marx, Mjr.

Mährisch-Weißkirchen, am 28. Jänner 1884.

Frühjahr 1887 hat dann Marx die letzte persönliche Begegnung mit Hamerling gehabt. Sie fand auf der Straße nächst der Leonhard-Kirche statt. Marx als Militär hoch zu Roß, Hamerling als Fußgänger mit dem traditionellen Regenschirm unterm Arm. Marx hielt zur Begrüßung des Freundes an und es entwickelte sich ein kleiner literarischer Gedankenaustausch, wie stets, wenn die beiden in früheren Jahren zusammenkamen. Bei dieser Gelegenheit sagte Hamerling zu Marx, daß dessen neueste, noch nicht gesammelte Gedichte, denen er in den verschiedensten Zeitschriften begegnete, gerade seine besten, reifsten, vollendetsten wären.

Dann schieden die beiden Männer, Hamerling zu Fuß in sein Sommerhaus, Marx zu Pferde in die Stadt. Sie haben sich nicht mehr im Leben begegnet: am 13. Juli 1889 starb zu Graz im Stiftinghause der „Ahasver“-Dichter und am 19. Juni 1905 schloß Friedrich Marx, der Dichter der „Olympias“, in seiner Kärntner Heimat die Augen für immer.

* * *

Der Freundesbund zwischen Marx und Hamerling war ein inniger. Er fällt in die Zeit, da in Graz sich ein früher kaum erträumtes reges Literaturleben zu entwickeln begann, dessen Höhepunkt die letzten Sechziger- und Siebzigerjahre gewesen. Eingeleitet ward dieses Literatur-

leben durch die Wahl Graz' von seiten Hamerlings zum dauernden Aufenthaltsort. Zu Hamerling gesellte sich dann eben der vornehm geschmeidige Weltmann Marx, der die Männer der Feder in Graz zu einem Schriftstellerbunde rief, den er gründete und dem er auch durch einige Jahre als Präsident angehörte. (In unseren Briefen ist von diesem Vereine wiederholt die Rede. Hamerling ward dessen Ehrenmitglied.) Damals kamen die Grazer Dichter sogar auf den Gedanken, Keils allmächtiger „Gartenlaube" in Leipzig Konkurrenz zu bieten durch eine eigene großangelegte Zeitschrift, und Sacher-Masoch und Heinrich Penn gründeten die „Österreichische Gartenlaube", deren Redakteur bald nach der Gründung der in unseren Mitteilungen wiederholt erwähnte Dr. v. Südenhorst (der heutige Grazer Universitätsprofessor Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst) wurde. Die „Österreichische Gartenlaube" vermochte sich freilich nicht zu halten — bloß die Jahrgänge 1867, 1868 und von 1869 Nr. 1 bis 17 sind erschienen — aber das Literaturleben dauerte fort und wuchs mächtig in den Siebzigerjahren an. Hamerling dichtete die reifsten seiner Werke, Marx sang die klangvollsten seiner Lieder, Pichler griff voller als früher in die Saiten seiner Phorminx, Fercher v. Steinwand weilte durch etliche Jahre in Graz und veröffentlichte von hier aus seine zornblitzesprühende „Gräfin Seelenbrand". Um diese Zeit begegnen wir auch schon den als erwachsenen Bauernburschen in die Stadt gekommenen Peter Rosegger. 1874 erstand der „Waldschulmeister", Ende der Siebzigerjahre keimt leis' ausreifend das größte seiner Werke „Der Gottsucher". Und mitten in dies frohe Treiben der Jungen blicken anspornend Anastasius Grün und Gottfried v. Leitner. Aber während in den Sechzigerjahren ausschließlich Marx die schöngeistigen Männer sammelte, gelang dies inmitten der Siebzigerjahre einem der merkwürdigsten erotischen Talente unserer Literatur, freilich nur für kurze Zeit — Leopold v. Sacher-Masoch. Namentlich war es die weibliche literarische Jugend, die Sacher um sich zu scharen wußte. „Unter seinem suggestiven Einflusse" — schildert uns Arthur Bremer — „wurden von ihnen literarische Unternehmungen gegründet, denen der Stempel der Psychopathie aufgedrückt war; sein Haus in der Normalschulgasse wurde das Zentrum für eine Strömung, welche manch ein Talent und manch eine physisch-zarte Konstitution auf dem Gewissen hatte. Ich sehe es noch vor mir, das bleiche zarte Mädchen mit den in unheimlichem Feuer glühenden Augen, die aus ihrer dunklen Umrandung hervorglühten und das krankhafte Blaß des feinen Gesichtchen noch greller hervorstechen ließen. Ich sehe die anderen ‚Idealistinnen' alle noch vor mir, von denen die Welt sich insgeheim und öffentlich allerlei Geheimnisse von sexueller Perversität zuflüsterte. Was ist aus ihnen geworden? Ich weiß es nicht. Die Literatur kennt

ihre Namen nicht und auch die literarische Chronik hat dieselben nicht mehr verzeichnet . . . Ein einziges starkes Talent hat sich Bahn gebrochen, einzig und allein wohl deshalb, weil es sich dem Einflusse des ‚Idealisten-Klubs' schnell genug zu entziehen gewußt hat: Franziska Kapf-Essenther; die anderen alle, wie sie da hießen, sind vergessen und verschollen. In seinem, Sacher-Masochs, Heim kamen sie alle zusammen. In der Luft, die er atmete, sogen sie das Gift ein, an dem sie zugrunde gehen sollten. Wanda v. Dunajew lebte dort, eine üppige Schönheit, der er das „Falsche Hermelin" geschrieben hat . . . Als ich zum erstenmale in das Haus trat — es war an einem heißen Augusttage — war er nicht zu treffen. Dafür empfing sie mich, ihre in reichste Pantoffeln gehüllten Füßchen auf einem Eisbärfell ruhend, sie selbst in eine rote Plüschjacke mit schwerer Pelzverbrämung gehüllt. ‚Ihr Mann werde wohl gleich kommen,' sagte sie, und als er wirklich gleich kam und sich mit an dem Gespräche beteiligte und einen Geistesfunken um den anderen sprühen ließ und seine Augen aufblitzten in dem feingeschnittenen charakteristischen asketischen Gesichte, da begriff ich den Einfluß, den der Mann auf alle in so hohem Grade übte." So Bremer. Unleugbar, er war ein echter Dichter, dieser Sacher-Masoch — und seine Muse glich, da er damals in Graz sein „Vermächtnis Kains" komponierte, einem schönen slawischen Mädchen mit lockenden, sinnlich-süß aufgeworfenen Lippen. Schade, jammerschade, daß dann später die Lippen dieser Muse immer größer und dicker sich gestalteten und sich am Schlusse von einem Saurüsselchen nicht mehr unterschieden. In seinen letzten Lebensjahren ist Sacher-Masoch ein Fabrikant der lüderlichsten Bücher unserer Tage geworden . . .

Aber noch andere junge weibliche Talente keimten, auch als Sacher-Masoch schon längst nicht mehr im Mittelpunkte stand — so die geistig hochstehende, aber exzentrische Margarethe Halm — ihr Haus in der Klosterwiesgasse sah viele Schriftsteller ersten Ranges — die lyrisch und philosophisch hochgebildete Frau Karoline Bruch-Sinn, deren Feuilletons bis heute noch zu den geschätztesten in den Wiener Journalen zählen, vor allen aber die liebenswürdige Angelika v. Hörmann, die Dichterin des „Oswald von Wolkenstein", den sie dem Andenken Hamerlings widmete.

Als dann aber auch der stets regsame Marx 1878 Graz verließ, da erstarb nach und nach das rege Streben und die ungewöhnliche Regsamkeit — der befruchtende Zusammenhang hörte auf — die größten Geister ragten einsam wie Riesengipfel empor — und gegenwärtig in unseren Tagen hat das wilde politische Getriebe der Zeit das literarische Leben in Graz fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Einst aber, einst schien es, als sollte Graz tatsächlich das österreichische Weimar heißen. Damals polterte ja auch in Graz eine der

originellsten Persönlichkeiten des geistigen Deutschösterreichs, Ferdinand Kürnberger. Freilich hielt er sich in seinem Stolze jeder Vereinigung ferne und manche Grazer Schriftsteller der Zeit wußten nicht einmal, daß der Dichter des „Amerikamüden" in der Murstadt domiziliere. Und doch verdankt Kürnberger dem Graz der Siebzigerjahre, wie seine Briefe gestehen, reiche Anregung. Er nahm eben nur — aber er gab nicht. Kürnberger war zeitlebens ein großer Egoist. Ein zweiter Hebbel. Aus Egoismus war er menschenscheu. Nur im Café Seidl war er gut bekannt — „an dem kleinen Tischchen in der Fensternische, welche in die Leonhardgasse geht". Er kam täglich dahin. „Wehe, wenn der Platz besetzt war; grimmig ging der Dichter dann vor dem Fenster auf und ab. wütende Blicke auf den Eindringling werfend. Dann entschloß er sich doch, in das Kaffeehaus einzutreten. Mit wenigen Schritten stand er vor dem Frevler, pflanzte sich breit hin und fragte: ‚Wissen Sie, wessen Platz das ist? Das ist Kürnbergers Platz.' Die meisten ließen sich einschüchtern, standen auf und setzten sich anderswohin, um sich beim Cafetier Seidl zu erkundigen, wer der sonderbare Kunde sei. Traf es sich aber, daß der Usurpator des Kürnbergerschen Stammsitzes nicht aufstand, sondern auf seinem guten Rechte als Erstgekommener beharrte, dann eilte Kürnberger fort und schwor, er werde in ein solches Kaffeehaus, in welchem man nicht einmal die deutschen Dichter ehrt, in seinem ganzen Leben keinen Fuß mehr setzen."

Aber noch manches andere Detail jener Grazer Literaturepoche ließe sich berichten — doch das würde ja ganz von unserem Thema ablenken und wir fürchten, wir haben ohnedies schon des Guten zu viel getan. Hoffen wir indes, daß in absehbarer Frist sich ein Literarhistoriker findet, der jene Grazer Tage zum Gegenstande seiner Forschung nimmt. Vielleicht auch läßt sich Professor Zwiedineck herbei, bezügliche Memoiren zu verfassen. Er, der damals im journalistischen Mittelpunkte stand, könnte aus seinen Erinnerungen reichlich schöpfen.

*
* *

Wir sind am Ende mit unseren Hamerling-Marx-Mitteilungen.

Daß wir dieselben zu bieten vermochten, danken wir Hamerlings Erben, die uns die im Stiftinghaus-Museum aufbewahrten Marx-Briefe bereitwillig zur Veröffentlichung überließen, dann aber in erster Linie Friedrich Marx selbst, der uns in seiner vornehmen Herzensgüte vollkommen spontan den größten Teil der an ihn gerichteten Hamerling-Briefe zum Geschenke machte. Schon vor zehn Jahren dachten wir an eine bezügliche Publikation, aber Marx wehrte in längerem Schreiben ab. „Bitte, von Ihrem Vorhaben abzusehen oder es bis zu meinem Abgange von der Lebensbühne vertagen zu wollen. Bin ich einmal aus

den Reihen der Lebenden und Strebenden abgeschieden, dann gedenken Sie freundlichst meiner, meine Kinder und lieben Landsleute in Kärnten werden Ihnen hiefür Dank wissen."

So legen wir denn heute diese Blätter als Immortellenkranz treuen Gedenkens voll auf das frische Grab des edlen Mannes.

Was Marx Hamerling nachgesungen als „Requiem" in die Gruft — heiße Liebe darf pietätvollen Herzens diese Zeilen auch dem Olympiassänger als Epitaph mit goldenen Lettern auf den Grabstein schreiben und so dem dahingeschiedenen Freunde mit dessen eigener Stimme den Panegyrikus sprechen:

Was irdisch und sterblich war,
Es fiel von dir ab
Wie die Hülle fällt vom leuchtenden Standbild,
Das sonnengeküßt
Vom ragenden Tempel
Weit über glückliche Eilande
Und blaue Wogen hinausblickt:
... Du lebst und wirkst fort.

Der Ahn.

Eine Erscheinung im Waldlande.

Der Ignaz hatte Ausgehtag.

„Aber daß du mir zum Abendläuten da bist! Um die Zeit wird das Tor geschlossen", sagte Sankt Peter.

„Glaubst, ich werde mich hinaussperren lassen? Bin froh, daß ich einmal drin bin." So der Ignaz, aber damit ihm der Himmel noch besser schmecke, wollte er nun einmal einen Spaziergang auf die Erde machen. Im Waldgebirge seinen alten Kluppeneggerhof wollte er wieder einmal sehen, und was auf demselben seine Nachkommen treiben.

Er war schon auf den Almen, da begegnete ihm ein alter Mann. Den Hut mit der einen Hand an die Brust gelegt, den Stecken in der andern Hand, mit gebeugtem weißhaarigen Kopf, so schritt er schwerfällig heran. Der Ignaz schaute ihm aufmerksam ins Gesicht und rief laut: „Schau, schau, das ist ja der Lorenz. Das ist ja mein Sohn. Aber alt bist geworden. Lang' dermachst es. Wohin denn?"

„In den Himmel hinauf", antwortete der Lorenz gelassen. „Bin ich wohl gewiß auf den rechten Weg?"

„Geh' nur schnurgerade aus, meinen Fußstapfen nach. Du kannst nicht fehlen. — Du kennst mich leicht gar nit mehr? Dein Vater, der Natz! Laß dir Zeit, ich komm nach, muß mir nur unsern Hof einmal anschauen gehen, wie tüchtig ihr ihn aufgewirtschaftet haben werdet. Du hast ihn ja nach mir übernommen."

„So so, der Vater seid Ihr. Und kommt einmal nachschauen. Ihr werdet Euch wundern, wie es sich seither verändert hat auf der Welt. Gar nit mehr zum derkennen. Ich hab' die Veränderung mit angeschaut, um und um. Schier schwindeln kunnt einen, wenn eins sich nit beim Waldbaumstamm tät anhalten. 's ist aus der Weis!"

„Was sich um und um verändert hat, auf das gebe ich nicht viel", sagte der Ignaz. „Schon in meiner Jungheit habens geredet: Wenn jetzt die alten Leut wieder aufstunden, die täten schauen! Freilich schauen täten sie, aber das was sie suchen, nicht finden. Allerlei auswendige Veränderungen, aber inwendig bleibt sich der Mensch gleich. Oder doch nicht ganz? Je mehr Heu sie links und rechts in ihr Bett schieben, je weniger wills ihnen taugen. Schon zu meiner Zeit haben sie angefangen die Schußwaffen zu verbessern, des Feindes wegen. Und jetzt? Wo spürt mancher seinen größten Feind? Er zielt auf die eigene Brust. — Na, da verlangts mich nicht, dabei zu sein. G'rad nur meine Nachkommen auf dem Kluppeneggerhof will ich heimsuchen."

„'s ist niemand daheim", murmelte der Lorenz und ging seines Weges.

Der Ignaz stand auf dem Grund und Boden, den seine Vorfahren gerodet, den er bebaut hatte. Aber er erkannte ihn nicht mehr. Alles Wald und aufwuchernde Wildnis und auf der Höhe stand ein hinfälliges altes Holzhaus, dachlückig, fensterglaslos, unbewohnt, öde.

Ein wüstbärtiger Halter kam daher mit seinem Viehmehlsack. Den fragte der Ignaz nach dem Kluppeneggerhof.

Der Halter hielt ihn für einen Touristen.

„Der Kluppeneggerhof? Da steht er ja," antwortete er und deutete auf den halbabgebrochenen wetterbraunen Bau, der von Unkraut umwuchert, von alten Schirmbäumen noch beschützt, dastand. An diesen Schirmbäumen erkannte der Ignaz noch den Platz, wo sein Hof gestanden, der einst so ausgedehnt, stattlich und belebt gewesen.

„Kruzi Donnerwetter, was hab'ns denn da g'macht!" rief der Ignaz.

„Nix habn's halt gmacht", entgegnete der Halter. „Na ja, an dem Alten hat's nit gefehlt, fleißig und sparsam. Abgewirtschaft hat er aber doch, weil alle abgewirtschaftet haben und weil ihm seine Kinder davongelaufen sind."

„Davongelaufen? Seine Kinder? Ja, wie denn das?"

„Ja, mein Lieber, da, wenn man derzähln wollt! Nit grad davongelaufen. Wohl mit der Eltern Willen. Den Ältern, der den Hof hätt übernehmen sollen, hat der Teufel zuerst fortgelockt. Seine Geschwister sind ihm nach."

„Sind sie abgestiftet worden dahier? Oder die Buben, haben sie Soldat werden müssen?"

„A beilei!“ *)

Der Ignaz legte vor Überraschung die Hände aneinander: „Ja, Leut, sagts mir! Wie kann einer denn von der Heimat fortgehen? Sind's denn Narren geworden?“

„Fragt sie selber“, antwortete der Halter, „leben eh noch ein paar. Der ältere, der Peter, kommt eh noch immer einmal her in die Gegend. Auf ein paar Stunden gefallts ihm da, viel länger mag er nit bleiben.“

„Den Lorenz seinen Ältesten meinst du? Hat der wo einen andern Bauernhof?“

„A beilei! Das ist der Büchelschreiber.“

„Was sagst?“

„Der Büchelschreiber.“

„Wer?“

„Der Kluppenegger Peter.“

„Ich muß heut nicht gut hören. Die Bücheln sind schon lang geschrieben.“

„Hu hu, der Peter macht neue. Nix Heiliges nit. Narrisch Fabelwerk. Ich han eins.“

„Nicht zu glauben! Ja, aber von was lebt er denn?“

„Das weiß ich nit. Stehlen, davon hört man nix.“

„So geht er betteln!“

„A beilei! Ist ja ein herrischer Leut' worden!“

„Na, zu dem, wenn ich einmal komm! Der hat nichts zu lachen!“ rief der Ignaz erbost.

„Er lacht aber schon“, sagte der Halter, denn es stieg den Bergsteig langsam herauf ein mageres Männlein, das blieb manchmal stehen, schaute über das sonnige Waldland hinaus und lachte.

Der Ignaz vergaß seiner Würde als Himmelsbürger und ging ihm rasch entgegen.

„Peter!“ sagte er und mußte bremsen, daß die Worte nicht zu stark herauskamen: „Kennst du mich? Ich bin der Ignaz, dein Großvater.“

„Grüß Gott, Großvater. Ich hab' euch nie gesehen. Ihr seid fortgegangen, lang eh ich geboren wurde.“

„Leider Gottes. Sonst wärest du mir nicht auf den Abweg geraten. Dein Vater ist zu nachgiebig gewesen. Du hast den Kluppeneggerleuten keine Ehr' gemacht. Anstatt des ehrsamen Bauersmann's ein Büchelschreiber! Schämst dich denn nicht? So ein windiger Schreibersmensch! Das ist ja noch gar nicht vorgekommen. Peter, Peter, wer hat dich so verhext?“

*) Ach, beileibe nicht.

„Ich bin ja auch mit mir nicht zufrieden, Großvater. Gewollt habe ich schon das Richtige. Aber gekonnt habe ichs allzuselten. Die Korngarbe, die mein Bruder baut, ist vollkommen. Mein Buch ist unvollkommen. Dem Bruder hat Gott die Garbe wachsen lassen. Bisweilen hat er auch mein Buch so wachsen lassen, aber nicht immer."

„Nach deines Bruders Korn, merke ich, haben die Leute nicht mehr gegriffen. Das ungarische, haben sie gesagt, wäre billiger und besser. Und um dein Buch hätten sie gegriffen? Ja, ihr Toren, kann man sich vom Buche denn nähren? Kann man sich damit kleiden? Kann man aus Büchern ein Haus bauen, he?"

„Großvater, das kann man alles. Das Buch ist den Leuten so notwendig geworden wie Speise und Dach. Mit dem Buch kann man ihnen Kräfte und Freuden geben, die oft wertvoller sind als das, was eine Korngarbe vermag."

„Aufschneiden thust!"

„Ahn, ich will Euch erinnern an den Zitherschlager-Heinrich, den Ihr — wie mein Vater oft erzählt — so gern gehabt. Wenn er kam mit seinen Saitenspielen und Liedern, alten und neuen, ernsthaften und lustigen, da habt ihr ihn gut Sach auftischen lassen, habt ihn in Ehren gehalten und es ist allemal ein Festtag gewesen. Wie dem Heinrich mit seiner Zither bei euch, so ists mir mit meinem Buch bei den Leuten ergangen. Gar etliche von ihnen habe ich frisch und fröhlich gemacht."

„Du Schlingel, und das kannst du?"

„Die Leute sagen es und gerne geben sie mir für das Buch den Lebensunterhalt."

„O du scheckige Ramsau, du! das verstehe ich ja gar nicht. Wenn's so ist, Bub, wenn du was Nutzbares leistest, und auf ehrliche Weis', dann mags ja sein. — Aber Peter, du mußt mir schon noch ein bissel still halten. Von oben herab bemerkt man allerhand. Ich glaub' dirs schon, daß dein Buch für mehrere zur Freude gewesen sei. Für andere wieder ist es zum Ärgernis gewesen!"

„Großvater, es kann nichts Neues werden, ohne daß viele dran Ärgernis nehmen."

„Teufelsbub! Was geht dich das Neue an. Für dich ist auch das Alte noch gut genug. Und sie sagen, du hättest den alten Glauben angegriffen!"

„Großvater! Ein Kornfeld mag gut sein. Aber mit der Zeit finden sich Steine drauf und allerlei Unkräuter. Diese müssen beseitigt werden. So was habe ich auch an unserem alten Glauben tun wollen."

„Du hast über vieles, was deine braven Vorfahren in ihrer Frommheit getan, dich lustig gemacht."

„Lustig? Da ich's doch im Zorn getan habe. Es war ja schon so viel Schlechtes und Falsches dabei. Ich habe es hart empfunden,

mir hat's die Freude an dem Glauben verbrennen wollen. Da hat's Zusammenstöße gegeben zwischen Vater und Sohn. Die Alten können nicht anders und die Jungen können nicht anders. Solcher Zwist ist bei jedem Ruck nach vorwärts und endlich tut der Sohn doch nichts anderes, als was der Vater unbewußt vorbereitet hat und an Stelle des Sohnes selbst getan hätte. Es ist dieselbe Leiter, nur können sie — die Unterschiedliches erleben — nicht auf gleicher Stufe stehen. Ahn, ich sage es Euch, wenn ihr erfahren hättet, was ich erfahren habe, wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, Ihr wäret geworden, wie ich bin. Unsere Familienart strebt von Geschlecht zu Geschlecht nach dem gleichen Ziele hin Mit Euch, Großvater, kann man darüber ja wohl sprechen. Ihr seid im Himmel und überschaut mit einem Blicke alles, was bei den Menschen Religion, Gottessuche und Ewigkeitssehnsucht heißt. Unser Geschlecht diente in vielen Sitten und Lebensanschauungen noch den alten Göttern unserer Ahnen. Die kirchliche Unduldsamkeit ist auf dem Kluppenegger-hofe wohl schweigend angehört, aber nie praktisch geübt worden. Wenn ein Hilfsbedürftiger kam, ist nie gefragt worden, wessen Religion er sei; daß er Mensch war, ist genug gewesen. Damals, als jener Hausierjude auf unserem Hofe seinen Sabbat hielt und seine Bräuche mit den Waschungen und Gebetsriemen ausführte, ist er zwar verlacht worden von den Knechten und Mägden, aber die Mutter hatte ihm die Bodenkammer angewiesen, wo er ruhig seinen Gottesdienst vollführen konnte. Und ein andermal, als ein alter Mann in die Gegend kam, der seines freien Denkens wegen von der Nachbarspfarre, wo er Schullehrer gewesen, ausgewiesen worden, da war mein Vater unter jenen Männern, die diesen Ausgewiesenen aufgenommen und zum Lehrer ihrer Kinder gemacht haben."

Hierauf sagte der Ignaz: „Du führst das alles an, um dich zu rechtfertigen. Bist du, mein Sohn, wohl auch darüber mit dir im Reinen, daß du als katholischer Christ den Evangelischen eine Kirche gebaut hast?"

„Vom Himmel auf die Erde ist es weit, mein Großvater. So habt Ihr wohl nicht genau gesehen. Ich habe den Evangelischen ja doch keine Kirche gebaut. Die Evangelischen selbst haben sie einer ihrer armen Gemeinden erbaut. Ich habe nur einen Handlangerdienst getan. Und daß er gelungen, danke ich Gott bis an mein Ende."

„Es gibt aber doch Leute, mein Kind, die gar ärgerlich fragen, was zu diesem Handlangerdienst deine Eltern sagen würden, wenn sie noch am Leben wären!"

„Einst hat mein Vater eine Reise nach Naßwald gemacht zu einem Arzt. Weil er dort auf den Arzt, der nicht zu Hause war, warten mußte, so ging er in die Kirche, um zu beten. Als sein Begleiter das sah, flüsterte er ihm ins Ohr: Du, Lorenz, schaun wir,

daß wir da hinauskommen. Das ist keine Kirche, das ist ein lutherisches Bethaus! Mein Vater deutete auf das Christusbild am Altar und antwortete: Unser Herrgott ist auch da!"

„Kruzi Donnerwetter noch einmal, das hätte ich ihm nachgemacht!" rief der Ignaz aus. „Oder habe ihm's vielleicht einmal vorgemacht. Sicherlich steckt in uns noch ein Blutstropfen von der Lutherzeit her."

„Den haben auch meine Kinder stark verspürt", sagte der Peter.

„Oho, die sind ja gar ausgetreten!"

„Ausgetreten eigentlich nicht, denn sie sind nie ganz drinnen gewesen. Solange man die kleinen Kinder noch im Hause hat, da geht's, da kann man ihnen den lieben Jesus schon beibringen, daß ihnen die Äuglein leuchten und die Herzlein rascher schlagen. Aber nachher, wenn sie in die Schule kommen! Ach, dieser Religionsunterricht! Es wird ja auch das Echte und Wahre gelehrt und ortweise warm und herzinnig gelehrt, aber was noch dazukommt! Großvater, Ihr werdet Euch das schwer denken können, Ihr seid nie in die Schule gegangen und habt nie einen wissenschaftlichen, theologischen Religionsunterricht gehört. Wissenschaftlich und theologisch nennen sie das und das Herz vertrocknet dabei wie eine Rübe unterm Strohdach. Wer ein bißchen Religion hat, der soll nur recht viel zopfigschulmeisterlichen Unterricht nehmen und sie wird bald verduftet sein. Nun, meine Kinder, als sie aus den Schulen traten, war all religiöses Empfinden und Bedürfnis glücklich weg, die eiskalten dogmatischen Bekenntnisse, die kirchlichen Übungen waren ihnen zuwider geworden, sie fühlten nichts mehr dabei — sie waren Atheisten."

„Na du, das geht über den Spaß!"

„Das habe ich empfunden. Da kam in unser Land die protestantische Bewegung und da sagen eines Tages meine Kinder, sie wollten evangelisch werden. Und wie ich sehe, daß sie zum wörtlichen Evangelium greifen und sich mit Ernst hineinzufinden trachten — ach, es war ihnen ja völlig neu! — da war mir, als müßte ich nach Mariazell wallfahren und der Mutter Gottes danken dafür, daß meine lieben fünf Kinder den Weg gefunden haben."

Auf dieses Bekenntnis mußte der Ignaz auflachen, aber es war in allem Ernste gesagt.

„Ich glaube, mein guter Peter, du willst katholisch und evangelisch zugleich sein."

„Und russisch-griechisch noch dazu. Warum denn nicht? In der Hauptsache kommt's auf eins hinaus. Allgemein christlich will ich sein und sofern mir das gelingt, könnt Ihr mich christkatholisch nennen."

„Christkatholisch, wie unsere Vorfahren alle noch gesagt haben", setzte der Ignaz bei. „Nun aber sage mir noch eins, mein Enkel. Ist

dir nicht bange geworden, daß du dich von dem Wege deiner Eltern und Voreltern ein wenig entfernt hast?“

„Nicht einen Augenblick. Denn mir ist nicht, als hätte ich mich von ihrem Wege entfernt, mir ist vielmehr, als wäre ich ihn mit größerem Bewußtsein gegangen. Noch einmal, Ahn, wenn die Vorfahren an meiner Stelle gewesen wären und das gewußt hätten, was ich weiß, sie wären, denke ich, mit Bewußtsein denselben Weg gegangen.“

„Du hast in diesen hochwichtigen Dingen nach keinem anderen Beweggrunde gehandelt, als nach dem der Überzeugung?“

„Großvater, nach meiner Überzeugung! Das sage ich vor Vater und Mutter und vor allen meinen Ahnen! Und in den Augenblicken, da ich gut bin, weiß ich mich eins mit meinen Eltern.“

„Dann muß es schon gut sein, mein Kind. Von einem, der die Bauernerde verlassen hat, kann man nicht viel mehr verlangen.“

In den Lüften war ein leises Klingen, wie von Ewigkeitsfernen, so weit . . .

„Saperlot, das Abendläuten!“ rief der Ignaz. „Enkel, komm' mir gut nach. Und fein bald!“

Der Peter blickte um sich. — Wo war er denn? War nicht der Großvater Ignaz dagewesen? Und jetzt niemand als der alte Hirt mit dem struppigen Bart.

„Sage mir, Mensch. Es war der alte Kluppenegger da, der ganz alte, der vor siebzig Jahren gestorben ist? Hast du ihn nicht gesehen?“

„A beilei!“

Bei Leibe habe zwar auch ich ihn nicht gesehen, aber das Gespräch mit meinem Ahn hat doch stattgefunden. Wachend oder träumend — es kommt aufs gleiche hinaus. R.

Franz Defregger.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Auf meinen Wanderungen in Tirol sind es zwei große Landessöhne, die mich stets begleiten über Berg und Tal. Andre Hofer, der Bauerngeneral, und Franz Defregger, der Bauernkünstler. Man findet kaum ein Einkehrhaus ohne Hoferbild und kaum ein Tal ohne Hofersage. Doch es ist Vergangenheit. Defregger aber geht in Tirol noch lebendig um, nicht bloß in seiner Person, auch in seinen Gestalten. Wenn man die kurzbehosten Bauern sieht, wie sie bedächtigen und doch raschen Schrittes die unwirtlichsten Alpensteige nehmen, die Weiber mit den breitkrempigen Hüten oder dem um das Haupt kranzartig geflochtenen Haarzopf, die dunkeläugigen Kinder, da denkt man:

Defreggergestalten, die dem Rahmen seiner Bilder entlaufen sind, obschon umgekehrt der Maler sie aus dem Leben in seine Rahmen eingefangen hat. Schon vor sechsunddreißig Jahren, als ich das erstemal im Lande war, sind die beiden Tiroler meine Weggenossen gewesen. Und dem einen bin ich besonders nahegetreten. So kam ich eines Abends nach Dölsach, dem Bauerndörfchen bei Lienz, wo vom Drautal die Straße über den Paß, genannt die Wacht, hinüberführt in die Großglocknergegend. Im Einkehrhaus waren Ortsinsassen in lebhaftem, fast erregtem Gespräch begriffen — über Franz Defregger. Der war noch wenige Jahre früher als Bauer ihr Nachbar gewesen und jetzt ein berühmter Mann, von dessen Meisterwerken die Zeitungen nicht genug sagen konnten und nach dem jeder Fremde, der durch das damals noch gar entlegene Alpental kam, Nachfrage hielt. Ich tat's auch. Und dann ging's an: „Da auf der Bank ischt er gesessen, wie oft! Und den Herrgott da auf dem Altarle hat er angemalt, und das Muttergottesbildl, schauns es just amol an, das hat er geschnitzelt. Und die g'spaßigen Mandeln da auf der Wand hat er auch gemalt. Ischt soviel ein freundlacher Mensch g'west, gel Mirtel? Und gleich da auf dem Berg oben steht sein Hof, der Ederhof, den hat er verkauft und ischt fort auf Sprugge (Innsbruck), auf Müniken, noch weiter sagen sie, was weiß ich. Ja, lieber Herr, der Ederfranzl hat sein Glück g'macht. Ganze tausend Gulden soll er kriegen für so ein Gemal (Gemälde)."

„Fallt halt auch beim Ederfranzl der Himmel nit aba," sagte ein anderer. „Mir sein schon meine zwei gesunden Füß lieber als ein Tausender."

Defregger hatte damals mit einem argen Fußleiden zu tun, von dem ihn kein Innsbrucker und Münchner Arzt heilen konnte; ein alter Dölsacher Bauer meinte: „Der Franzl wird wohl müssen draufgehn, 's kommt halt nacher der Brand dazu! Alsdann ischt's gar."

Am nächsten Morgen begleitete mich der Herr Oberlehrer von Dölsach zum Geburtshaus des Künstlers, das hoch an der steilen Berglehne in seinem breit hingelegten Schweizerstil mit den dunkelbraunen Holzwänden behaglich und heimlich dasteht. Ich brachte für Defreggers Bauernkindheit ein gewisses Verständnis mit und habe die Hinterkammer, in der er geboren, die Stuben und Schuppen, in denen er seine Schulaufgaben gemacht und Holz gehackt, die Hochmatten, auf denen er das Vieh gehütet und aus Zirmholz Figuren geschnitzt, vielleicht mit etwas weniger romantischen Augen angeschaut als der Stadtmensch, der in solchen Verhältnissen ein Märchenidyll zu sehen pflegt. Wir saßen nun auf der Matte, schauten hin auf die wildzerklüfteten Unholde, die jenseits des breiten Drautals aufragten, und mein Oberlehrer erzählte

mir vom Ederfranzl. Der sei ein so lieber, lustiger Kerl gewesen, ein treuer Kamerad, ein guter Mensch und trotzdem kein schlechter Musikant. Auf dem Kirchenchor habe er mitgespielt, weiß nicht mehr, ob gegeigt oder geblasen. Und als Bauer habe er tüchtig gearbeitet auf seinem Hof wie ein rechtschaffener Knecht. Einmal habe er Anstände bei den Lienzerherren gehabt, weil er spaßeshalber eine Fünfzigguldennote nachgezeichnet. Und oben im Wirtshaus auf der Wacht habe er einmal an einem lustigen Abend die Note als Fidibus verbrannt, wobei die Gendarmen hinter die Geschichte gekommen seien und der Franzl aufs Gericht nach Lienz beschieden worden wäre. Es sei aber alles gut abgelaufen. Dann auf einmal, wie schon davon die Rede gewesen, der Ederfranzl werde ein Dölsachermadle heiraten — er war schon an fünfundzwanzig Jahre — fällt's ihm (1860) plötzlich ein, er wolle in die Fremde. Verkauft sein Bauerngut, sagt ade, Lienzertal, und wandert mit einem Trupp italienischer Maurer nach Innsbruck. Nach Amerika steht sein Sinn, aber in Innsbruck überlegt er, daß er dableiben und Bildhauer oder Maler werden wolle. Zuerst besucht er dort eine Zeichen- und Schnitzerschule; kommt nicht viel dabei heraus. Im Malen geht's vorwärts. Dann geht er nach München und endlich gar nach Paris. Aber in Paris — so erzählte mir später Defregger selbst — bei den Vorbildern verschiedenster Meister habe er erst gesehen, wie er so ganz und gar nichts könne, und habe mit neuem Ernst eingesetzt. Dort in der Fremde sei ihm auch bewußt geworden, daß er heimische und nur heimische Stoffe malen müsse. Er kehrt nach München zurück, zu Meister Piloty, und im Jahre 1867 erscheint sein erstes Bild „Der verwundete Jäger". Es erregt Aufsehen, das aber ein Jahr später bei dem zweiten Bild „Speckbacher und sein Sohn" in Bewunderung übergeht. — Und so begann die Reihe dieser einzigen Tiroler Genrebilder, worunter besonders „Der Tanz auf der Alm", „Die Brüder", „Das Preispferd" helles Entzücken erregt haben.

Zur selben Zeit schuf er auch das rührende Bild „Die heilige Familie" für seine Pfarrkirche zu Dölsach, wovon er später für die Heilandskirche in Mürzzuschlag ein zweites Exemplar gestellt hat. Es kamen die großen historischen Gemälde aus den Tiroler Befreiungskriegen: „Das letzte Aufgebot", „Heimkehr der Sieger", „Vorabend der Schlacht am Iselberge", „Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck", „Andreas Hofers Todesgang", erschütternd in ihrer naturwahren Menschlichkeit und Tragik, herrliche Denkmäler aus dem Freiheitskampfe des biederen Hirtenvolkes. Inzwischen immer wieder Genrebilder wie: „Das Tischgebet", „Abschied von der Sennin", „Die Briefleserin", „Der Urlauber", „Zur Gesundheit", „Die Wallfahrer",

„Die Brautwerbung“, „Feierabend auf der Alm“, „Der Salontiroler“ und eine Menge Porträte und Typen aus dem Tirolerleben voller Frische und Humor. Dieser Künstler hat den Deutschen etwas gegeben, das sie noch nicht hatten, und wir sind stolz darauf, zu sehen, wie unser Genremaler auch bei allen anderen Kulturvölkern hochgeschätzt, ja geliebt wird. Den Reproduktionen seiner Bilder begegnet man in den Schaufenstern von New-York, Kalkutta und Sidney gerade so wie in den Läden von München, Berlin und Wien. — Aber ich habe mir da vorgegriffen, das alles kann mir mein Schullehrer Weißkopf auf dem Anger vor dem Defreggerhaus nicht erzählt haben. Er hatte von den Anfängen gesprochen und schloß mit dem Seufzer: „Tut uns halt allweil noch leid um unsern Ederfranzl.“

Der Franzl ist nachher aber wieder heimgekommen. Sein Fußleiden trieb ihn, nachdem alle Wissenschaft der Ärzte nicht hatte helfen können, auf die Suche nach Naturärzten. Sogar mit einem Winkeldoktor hätte er fürlieb genommen, denn zu verlieren war nicht mehr viel, zu gewinnen alles. So kam er in seine Heimat, wo er einen „ärztenden“ Bauer fand, der ihn nach kurzer Zeit von seinem Leiden gänzlich befreit hat. Auf dem Kirchhof zu Dölsach sieht man heute noch den Grabstein, den der Genesene seinem Erretter dankbar gesetzt hat. Der Künstler kam dann wieder Sommer für Sommer nach Dölsach, wo er ja liebe Verwandte hatte und noch viele alte Freunde. Auf einer fast 2000 Meter hohen Bergspitze, genannt der Ederplan, baute er sich ein Haus. In diesem wohnte er mit den Seinen (er hatte mittlerweile eine emsige Münchnerin geheiratet und prächtige Buben bekommen) alljährlich zur schönen Jahreszeit immer mehrere Wochen und malte nach Naturmodellen, die hier leicht zu haben waren, manches Bild. Und vor dem Hause das Meisterwerk des allergrößten Künstlers: die Alpen. Wie mußten die von den Münchner Stadtmauern eingeengten und jetzt befreiten Augen entzückt sein inmitten der unermeßlichen Hochgebirgslandschaft! Im Süden die Julischen Alpen, die Dolomiten, im Norden und Westen die Tauern mit ihren leuchtenden Gletschergebieten. Tief das von weißen Straßen und der schimmernden Drau durchzogene Tal mit dem malerisch gebetteten Lienz und am Fuße des Berges das liebe Heimatsdörfchen Dölsach. 48 Kirchtürme und 480 Bergspitzen soll man sehen vom Ederplan aus! Davon haben wohl auch die Sonntagstouristen gehört. Die Salontiroler und die Stadtfräulein im „Dirndlkostüm“ sind heraufgekommen, haben, anstatt die Bergwelt anzuschauen, die Köpfe zu den Fenstern hereingereckt, um „den Defregger malen zu sehen“; die Frauenzimmer sind mit ihren Fächern gekommen, und „der Meister möchte so gut sein und etwas draufmalen“. Derlei Belästigungen haben den Künstler endlich

verdrossen, er hat zusammengepackt und das Haus dem Österreichischen Touristenklub geschenkt.

Zu München in der Königinstraße hatte Defregger sich ein schönes und trautes Heim gegründet, in der großen Kunststadt hat er sein arbeitssames, reiches Leben entfaltet. Dort schuf er die meisten seiner unvergänglichen Bilder, dort wirkt er als Professor an der Akademie. Unter den vielen Auszeichnungen seiner dankbaren Zeitgenossen erinnere ich an die großen Medaillen, die er von Ausstellungen in München und Berlin erhalten hat, und an seine Erhebung in den Adelstand. So haben sich ein reiches Geistesleben, eine köstliche Kunstwelt und ein Kranz von Ehren um ihn entfaltet. Allemal aber im Frühjahr, wenn dort über den Alpen die Sonne wieder ihren höheren Bogen schwingt, da wird es unruhig in der Brust des Bergsohnes, da geht er gern auf sein Landhaus in Bozen, wo er auch den Herbst zuzubringen pflegt. Im Hochsommer jedoch, da zieht's ihn ins „hohe Birg". Bei Franzensfeste auf einem wiederum 2000 Meter hohen Berg bewohnt er mit seinen Söhnen eine Jagdhütte. Eingedenk jener zudringlichen Touristenschwärme auf dem Ederplan hat er sich hier ins Unbekannte versteckt. Es wird erzählt, daß der Bote, der aus dem Tal täglich die Nahrungsmittel hinaufträgt, über Heiden und durch die Wälder immer einen anderen Lauf einschlagen muß, um nicht einen Fußsteig auszutreten, der ihm sonst die Landplage leicht wieder bringen könnte. Ich habe vor einigen Jahren zu Spinges einen Bauernburschen mit einem Gulden bestechen müssen, daß er mir den Meister verriet und den versteckten Weg wies hinauf zur Defreggerhütte. Ich glaube, wir sind länger als drei Stunden gegangen. Ein paar „Büchsenschußweiten" vor der Hütte kehrte er um und ich mußte nachher tun, als hätte ich mich allein mit aller Irr- und Wirrsal hinaufgefunden. Hell jauchzen hörte ich vom Bau herab, der einsam zwischen schütteren, sturmzerzausten Lärchen und Fichten steht. Eine frische Almerin, auf dem Hut die Hahnenfeder, kam mir entgegen, und das war Frau von Defregger selbst. Sie hatten mich ja ein wenig erwartet. Ach, wie gerne erzähle ich das immer wieder. Nach langem wieder einmal sah ich die Gestalt des Meisters mit dem edlen Künstlerkopf vor mir stehen. In seiner leichten, ungesuchten Touristentracht stand er da und sagte lachend, das hätte er ja gewußt, daß ich ihn finden würde. Ein Bretterschuppen neben der Hütte war zu einer Tischlerwerkstätte eingerichtet, in der fünf junge, bildhübsche Burschen in abgeschabter Tirolertracht hobelten, falzten und hämmerten. Die Defreggerbuben. „Feierabend ischt!" ruft ihnen der Vater zu. „Er ischt decht gekommen!" Ob die munteren Buben entzückt waren darüber, daß sie ihre Bauernart ausspannen und wieder den höflichen Städter spielen sollten, weiß

ich nicht ganz gewiß. Sie spielten übrigens keine Städter, vielmehr blieben wir, die Alten wie die Jungen, zusammen den ganzen Abend in ungezwungenster Bauernheiterkeit. Nach einer köstlichen Halberabendmahlzeit aus Milch, Butter und Honig und allerlei anderen guten Dingen, stiegen wir auf die nahe Bergzinne, um zu sehen, wie hinter den Stubeier- und Ötztalerfernern die Sonne niedersank und die im Süden stehenden Spitzen des Schlern und des Rosengartens anglutete. Zum Alpenhaus zurückgekehrt, setzten wir uns um den plätschernden Hausbrunnen herum, ließen unsere Augen über die fernen Hochgipfel des Pustertals hinfliegen, wovon ein paar in der Dämmerung wie dunkelglühende Eisen leuchteten. Später setzten wir uns ein wenig unter ein freigestütztes Schindeldach, wo auf steinigem Boden ein Feuer prasselte und wo sie sonst an schönen Abenden noch im Freien heitere Spiele zu treiben pflegten. Und endlich gingen wir in die Hütte, wo auf blütenweiß gedecktem Tisch ein echtes Tirolermahl mit Geräuchertem, Sauerkraut, Brennkoch und köstlicher Rotwein aufgetragen wurde. Und da haben wir, die „zwei beiden Alten", angefangen, in unserer Jugendzeit uns zu ergehen, die — wie weit voneinander wir sie auch zugebracht — so viel Gemeinsames hatte, so viele Märchenerlebnisse und Abenteuer, so viele Freuden, von denen der Städter keine Ahnung hat. Freilich, das Schönste an dieser Hirtenjugend war, daß wir sie hinter uns hatten, daß wir von einem bequemeren Standpunkte aus ihre oft gar herbe Wirklichkeit mit den weichen Rosen der Phantasie bekränzen konnten. Und die jungen Leute hörten ganz erstaunt zu, wie die Alten von der Frugalität ihrer Jugend schwärmten. Die heitere Hausfrau wurde nicht müde, Wein einzuschenken und allerhand Köstlichkeiten, die das Haus bot, aufzutragen. Wer hätte damals ahnen mögen, daß diese jugendlich-frische Frau so kurz danach würde heimgerufen werden! —

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Defregger begleitete mich talwärts, und dort am Stangenzaun bei Spinges haben wir Abschied genommen. Dreimal schaute ich zurück und immer noch stand er am Zaun und winkte mit der Hand. Seither habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber in seinen Bildern, die meine Wohnung schmücken, spricht er alle Tage zu mir. Und oft denke ich daran, daß dieses Künstlers Leben selbst ein Kunstwerk ist. Von Hause aus ein Aristokrat des freien Bauerntums, hat die moderne Welt seinem Charakter nichts anhaben können. Die spät, aber dann rasch nachgeholte Geistesbildung hat — wie das unter solchen Verhältnissen selten vorkommt — diesen Gebirgsbauernsohn zu einer schlicht vornehmen, harmonischen Persönlichkeit gestaltet.

Als Künstler vergöttert, als Lehrer verehrt, als Mensch geliebt, so beging Franz von Defregger vor kurzem seinen siebzigsten Geburtstag — und die Zeitgenossen feierten den Gedenktag mit frohem Stolz.

Wann d' Liab a so läut't.

Lieder in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

I hätt dar was z'sagn.

I hätt dar alli Tag was z'sagn;
I hätt di um gar häufti z'fragn;
Dö Gedanka rennan ma zua lauf-lauf:
Und wann i bei dir bin — vagiß i drauf.

A Bußl löscht dö Gedanka aus.
Es wird aba deßtwegn nöt Nacht im Haus:
Mir tragn ja im Herzen a ewigs Liacht,
Damit nöt im Finstern an Unglück gschiacht.

Summanacht.

I han ön Mondschein gern und dö warm Summanacht.
D'Stern habn si d' Äugerl gwischt, habn so liab abaglacht,
Hätin ma gwiß was zsagn, hoamli, koa Mensch derf's hern —
O, so a Hoamlichkeit han i so gern!

Fliagt mar a Käferl zua, hat a Laterndl tragn,
Daß's sei kloans Wegerl findt; kunnt i do 's Käferl fragn,
Was 's denn heut Bsunders gibt — fliagt aba gschwind davan,
Zündt wohl sein Schatzerl 's Laterndl iazt an.

Nacha fliagns all zwoa aus, fliagn mitananda schen.
I kann nöt wartn drauf, muaß wieda weita gehn.
Kimm zu an Äpflbam, der mit dö Blattln rauscht;
Hätt von dem Gwischplat gar gern was dalauscht.

Aba da scham i mi, daß i was ausübn sollt,
Was ma selm zwida war — weil ma nöt losn sollt!
Plauschts na und wischplts na — i paß ja eh nöt auf,
Aba i moan, i kimm unvasehgns drauf.

Habts leicht vom Dirndl grödt, das dort sei Kammerl hat?
Aft is um d' Hoamlichkeit bei all dem Wischpln schad:
Daß's heut was Bsunders gibt, mir macht's koa Ghoamnis draus!
— Wann i beim Fensterl klopf, schlaft das ganz Haus.

's Läutn.

A Läutn hat anghebt, so liab und so schen,
Und i muaß, wia zum Gottsdeanst, dem Läutn nachgehn;
Mei Herz hat mi zwunga, is's Lebn oda Tod,
Folgn muaß i eahm, folgn, wiar an ewign Gebot!

Es läut üba d' Berg her, tiaf aba ins Tal,
Denn drobn is ja d' Freud dahoam, druntn dö Qual:
Und d' Liab führt uns aufwärts — i woaß's, was's bedeut —
Es hilft oan koa Bsinna, wann d' Liab a so läut!

Mir is's, i mecht betn.

Dirndl, i denk iazt viel wenga an mi,
Aba du fallst mar ein.
Ja, Dirndl, i kann nöt gnua denka an di —
Was muaß denn das sein?
I kann nix dawida, i kann nix dafür
Und i kann nöt vagessn dös Bußl von dir!

Es gibt auf da Welt so viel Sunnschein und Pracht,
Hunderttausndmal gnua!
Und es leuchtn so wundaschen d' Stern bei da Nacht
Und Mondschein dazua.
Und mittn im Sunnschein a blüahrada Bam.
Von dem i für di gern a Brautsträußl nahm.

Und d' Vogerl, dö jubln und singan so laut,
Fliagn her und fliagn hin;
Und da han i eah zuagschaut, wia's Nösterl habn baut;
Und iazt schlafns schon drin.
Beschütz engs da Himml mit all seina Gnad,
Damit eahm koa Sturmwind, koa Wöda nöt schadt!

Mir is's, i mecht betn, so hoaß wia nu nia,
A herzinnigs Gebet,
Fürs Nösterl, für d' Vogerl, fürn Bam volla Blüah,
Wann d' Sunn untageht;
I mecht betn zum Himml, wanns finsta will wern,
Für unsa jungs Liabn um an leuchtadn Stern!

Von der Dummheit.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Eitelkeit und Unverstand
Sind die Finger einer Hand,
Ist die Schlauheit auch dabei,
Gnad' uns Gott vor allen drei.

Es ist zweifelsohne ein großes Unglück, dumm zu sein, aber wie die meisten Dinge im Leben, hat auch diese Geschichte ihr „Aber", und dasselbe näher zu beleuchten, sei der Zweck dieser kleinen Diskussion. Ein sehr altes Zitat, welches Generationen überdauert hat, sagt: „Alles Gute kommt von oben" und wenn dies der Fall, läßt sich eben so sicher behaupten: „Alles Böse komme von oben", was in beiden Fällen so viel sagen will, als daß Tugenden wie Laster, Vorzüge wie Nachteile angeboren sind, von der Gottheit, von der Naturkraft, oder wie wir die schaffende Macht nun nennen wollen in die Menschenseelen gelegt, die weder für die Vorzüge noch für die Nachteile verantwortlich gemacht werden können, welche ihnen eigen sind.

Trotz alledem und alledem bleibt es aber ein großes Unglück, dumm zu sein, weil sich zumeist mit diesem Mangel an geistiger Begabung, für welchen man nicht verantwortlich gemacht werden kann, eine ganze Fülle anderer und höchst unangenehmer Eigenschaften paart, durch die man seiner Umgebung und zum Teil auch sich selbst das Leben verbittert. Diese der Dummheit anhaftenden Appendixe sind es, gegen welche zu Felde zu ziehen, Sache der Erziehung ist, und diese fördert denn auch das Resultat zutage, daß man zwar dumme Menschen nicht in kluge umzuwandeln vermag, aber sie doch so weit herandrillt,

daß sie unter der Menge einherschreiten können und in der Dutzendware mitlaufen, ohne einen besonderen Schaden anzurichten. Eigensinn, Rechthaberei, Widerspruch, Kleinlichkeit, Präpotenz, berechnende Schlauheit, Empfindlichkeit, Putzsucht, das sind lauter Untugenden, die aus der Dummheit hervorgehen und gegen welche energisch zu Felde zu ziehen die Pflicht all derjenigen ist, welche mit der Heranbildung der Jugend betraut sind.

Aus der Dummheit an sich jemandem einen Vorwurf zu machen, ist zwecklos und unvernünftig, denn „der Mensch kann immer nur nach seiner innersten Natur“ und somit ist man auch an dem Minus geistiger Begabung nicht schuldig. Damit dasselbe aber nicht aufdringlich zutage trete, damit es möglichst wenig Unheil stifte, gilt es, wie gesagt, alle Folgekrankheiten der Dummheit mit jeder zu Gebote stehenden Energie auszumerzen; denn unberechenbar ist im Laufe des Lebens das Unheil, welches eine dumme Person anzurichten imstande ist, am allermeisten dann, wenn ein unseliges Verhängnis sie Gattin und Mutter werden ließ, wenn das Wohl und Wehe anderer ihrem Ermessen, oder richtiger gesagt, ihrem Mangel an Ermessen, ihrem Mangel an Fähigkeit preisgegeben ist. Wie unzählig sind die Fälle, in denen die, schließlich doch nur aus der Dummheit eines Gänschens hervorgegangene Putzsucht den Mann ins Verderben stürzte und zum Verbrecher werden ließ; nicht minder häufig kommt es vor, daß Glück und Wohlergehen junger Menschen beiderlei Geschlechtes an der Dummheit der eigenen Mutter Schiffbruch litt, die zu geistesschwach war, um mit Verstand zu ermessen, wann sie den ihrer Obhut anvertrauten Kindern etwas zu gewähren, wann sie es zu versagen habe.

Im gesellschaftlichen Verkehre habe ich einmal mit angehört, wie bei einer Diskussion über die Frauen ein ergrauter Mann, der sich durch besonders klaren, scharfen Verstand auszeichnete, behauptet hat, wen Gott strafen wolle, dem gebe er ein dummes Weib. Damals lachte ich über diesen etwas drastischen Ausspruch, seither aber habe ich Gelegenheit gefunden, die Richtigkeit desselben im vollsten Maße zu würdigen, habe ich auch erkennen gelernt, daß berechnende Schlauheit eine jener Eigenschaften ist, welche nur allzu häufig mit geistiger Impotenz Hand in Hand geht und daran Schuld trägt, daß die dümmsten Gänschen oft viel mehr Einfluß auf kluge Männer haben als geistig bedeutende Frauen. Der Dummheit ist nämlich meist kein Mittel zu schlecht, um ihren Vorteil auszunützen, und sobald an die Stelle des Verstandes egoistische Schlauheit tritt, versteht es das größte Gänschen, mit tändelndem Spiele, mit neckischem Augenblenden gescheite Männer derart zu betören, daß sie zu blinden Werkzeugen in den Händen geistig unbedeutender Frauen werden, nur mit ihren Augen sehen, nur mit ihren Ohren

hören und die eigene geistige Fähigkeit brach liegen lassen. Natürlich müssen es in erster Linie „hübsche“ Gänschen sein, die solche Macht gewinnen, denn das starke Geschlecht ist bekanntlich von belustigender Schwäche einer hübschen Larve gegenüber, daher kommt es auch, daß dumme Frauen und Mädchen in der Regel ihren Geschlechtsgenossinnen weniger die Augen auswischen, sie weniger leicht täuschen, wie ihnen dies Männern gegenüber gelingt: einerseits, weil natürlich das sexuelle Moment im Verkehre der weiblichen Wesen untereinander nicht mitspielt, andererseits, weil die Dümmsten klug genug sind, um zu wissen, daß sie einen Mann leichter um den Finger wickeln, und deshalb diesen Wicklungsprozeß bei der Frau auch gar nicht versuchen.

Die Dummheit aus der Welt zu schaffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; damit sie aber weniger Unheil anrichte, müßte ihr bereits in der Kinderstube besondere Beachtung geschenkt werden, müßte man als Surrogat für den mangelnden Verstand sich bestreben, das Herz so feinsinnig heranzubilden, daß dieses die beste Schutzwehr gegen alle jene unschönen und unedlen Keime bilde, die aus der Dummheit hervorgehen. Ist das Herz herangebildet, dann kommen weder Egoismus noch Habsucht, weder Eigensinn noch Widerspruchsgeist zu nachteiliger Entfaltung, denn das Herz ist identisch mit dem Taktgefühl, und wo dieses mitredet, da kann die Dummheit nie so verheerend, nie so verhängnisvoll wirken, als bei jenen, bei denen Mangel an Verstand mit Mangel an Herz und Taktgefühl Hand in Hand geht. Ich glaube nicht daran, daß die Erziehung Wunder wirkt, daß sie Talente und Tugenden einimpfen kann, da wo keine Anlage besteht! Daß Beispiel, gute Lehren, eventuell auch Strenge aber imstande sind, böse Keime zu ersticken, oder sie zum mindesten gar gewaltig einzudämmen, davon bin ich mehr als überzeugt, und der Böseste aller Keime im Leben des Weibes ist die Selbstsucht, schon gar dann, wenn sie sich mit geistiger Schwäche paart und nur jene hausbackene Schlauheit erzeugt, welche die Waffe der Dummen ist.

Dumm sein ist, wie gesagt, keine Schande, wenn auch ein Unglück, und wenn es auch begreiflich ist, daß man bei rascher geistiger Auffassung dummen Leuten gegenüber, die in ihrem Denkvermögen gegen die anderen um eine Meile zurück sind, leicht die Geduld verliert, so sollte man sich, obzwar dieses Geduldverlieren Sache des Blutes und des Temperamentes ist, ja doch immer gegenwärtig halten, daß der oder die Betreffende es eben nicht besser versteht, daß es jenem Wesen an der entsprechenden Auffassungsgabe gebricht.

Im Mittelalter hat es ein äußerst drastisches Sprichwort gegeben, welches sinnbildlich die Situation sehr richtig darstellte, es lautete: „Vom Ochsen kann man nur Rindfleisch begehren“, was mit anderen Worten heißen soll, daß man von den Menschen nicht mehr verlangen

kann, als sie aufzufassen oder zu leisten imstande sind. Der Italiener hat ein ähnliches Zitat, welches dahin lautet, daß man von einer Distelstaude keine Rosen pflücken könne.

Es ist folglich unvernünftig, wenn, wie es sehr häufig der Fall ist, Eltern einem unbegabten Kinde um jeden Preis Verstand eintrichtern wollen und sich der Dummheit desselben schämen. Der arme Wurm kann ja nichts dafür und Pflicht der Eltern ist und bleibt es, an die Stelle des mangelnden Verstandes nach besten Kräften so viel gute Charaktereigenschaften zu pflanzen, daß man sich geneigt fühlt, die nicht in Abrede zu stellende Dummheit milde zu übersehen; paart sich aber mit dieser auch noch Anmaßung, Selbstbewußtsein, Eitelkeit, Putzsucht, Eigennutz, Habsucht, Widerspruchsgeist, Rechthaberei, Eifersucht, berechnende Kleinlichkeit und wie sie alle heißen mögen, diese Hilfstruppen der Dummen, dann ist es begreiflich, wenn jeder klar denkende, gebildete und korrekte Mensch sich versucht fühlt, vor den Armen im Geiste das Kreuz zu schlagen und auf das Himmelreich zu verzichten, indem man des fraglichen Vergnügens teilhaftig werden könnte, mit ihnen zusammen zu kommen. Glücklicherweise ist schon der Bibelspruch „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" der beste Beweis für die Richtigkeit der Anschauung, daß man alle Hebel in Bewegung setzen müsse, um dumme Menschen nach besten Kräften zu guten Menschen zu machen, damit sie, wenn nicht durch ihren Verstand, so wenigstens durch ihre Güte Anspruch erheben können auf irdische und himmlische Glückseligkeit und ihnen dieselbe zuteil werde.

Es gibt Leute, welche behaupten, sie haben lieber mit schlechten, als mit dummen Menschen zu tun, und es ist dies begreiflich in jenen Fällen, wo sich mit der Dummheit all jene Untugenden paaren, die ihr so leicht anhaften und sie zu höchster Unerträglichkeit potenzieren. Wenn man aber redlich bemüht ist, einem unbegabten Kinde wenigstens Seelengüte, Bescheidenheit, Gehorsam und Nächstenliebe einzuimpfen, wenn man bestrebt ist, jedes Fünkchen Eitelkeit in demselben zu ersticken, dann wird man es sicherlich zu einem mehr oder minder brauchbaren, erträglichen Glied der menschlichen Gesellschaft heranbilden können, dessen mindere Begabung man gerne übersieht, in Anbetracht der übrigen guten und liebenswürdigen Eigenschaften jenes geistesbeschränkten Geschöpfes. Man weist sehr häufig darauf hin, daß es bei Frauen oder richtiger gesagt, beim weiblichen Geschlechte im allgemeinen belanglos sei, ob dasselbe geistig begabt oder nicht, ja daß ein wenig Dummheit dem Manne sogar angenehm. Es mag dies vielleicht zu einer Zeit gestimmt haben, in welcher die Frau sich ausschließlich in den engsten Grenzen ihres Heims zu bewegen hatte, in welcher sie nicht mittun mußte im Kampfe des Lebens und keine erwerbende Kraft war; die Zeiten aber

haben sich geändert, die zunehmende Teuerung bringt es mit sich, daß in den hohen und höchsten Ständen die Frau nicht allem, was geistige Arbeit, was Leistung heißt, so fremd gegenübersteht, wie es einst der Fall gewesen. Man fordert mehr von ihr, deshalb ist es auch nicht mehr als recht und billig, daß man mehr für die Entwicklung ihres Geistes tue und wo dieser fehlt, ihr ein Äquivalent bietet, durch welches sie ihr Dasein angenehm gestalten kann, indem man sie durch Pflege und Entwicklung etwa vorhandener manueller Fertigkeiten, durch Unterdrückung all jener Untugenden, welche geistig Minderwertigen leicht anhaften, doch zu einem nützlichen und liebenswürdigen Glied der menschlichen Gesellschaft heranbildet, welches ganz entsprechend den Platz ausfüllt, auf den es gestellt wurde, auch ohne ein besonderes Geisteskind zu sein.

Das Gebiet, auf welchem das Weib Herrscherin sein soll, ist das Herz, und wenn wir auf das Gemütsleben unserer Kinder das richtige Augenmerk lenken, wenn wir für dessen normale Entwicklung sorgen, so unterdrücken wir damit auch all jene schädlichen Keime, welche aus schwacher geistiger Veranlagung hervorgehen. Wenn unsere Mädchen es lernen, gut und selbstlos zu sein, das eigene „Ich" stets dem Wohle anderer hintanzusetzen, dann wird eine künftige Generation mit Müttern gesegnet, um welche die Gegenwart manchmal Veranlassung finden könnte, die Zukunft zu beneiden. Nicht in der Gelehrsamkeit, nicht in dem scharfen Verstande ist das Glück der Familie zu suchen, wohl aber in jener vollständigen Aufopferung seiner selbst, die nur Hand in Hand zu gehen vermag mit einem warm pulsierenden Herzen mit einem liebevoll gepflegten Gemüte; dieses unseren Kindern einzuimpfen, sichert den Frieden und das Glück des Lebens, bei hoher Begabung, wie bei begrenztem Geistesschwung.

Ein Tagebuch.

Am 1. Mai.

Der erste Mai ist nicht mehr wonnig. Einst am frühen Morgen zogen durch die Straßen Musikbanden, begleitet von frohem Volke, überall heitere Menschen. Dann alle Züge aufs Land hinaus überfüllt, alle Waldspaziergänge belebt; Kinder strebten nach singenden Vögeln, nach Blumen und Käfern und Schmetterlingen; alle Gastgärten voll Menschen. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Außer geschlossenen Arbeitermassen, die ihre Versammlungen halten und ihre Riesenlager aufschlagen draußen irgendwo, gehen die Leute wie sonst ihrem Berufe nach. Die Schulen haben ihren ersten Maitag in einen

anderen Winkel des Monats verlegt und können ihn dann oft nicht finden. Ich als vorweltlicher Mensch zog heute mit Weib und Kind doch hinaus. Ins liebliche stille Tal von Rein. Dort steht auf einer Anhöhe zwischen Wald und sonniger Matte schön gelegen das neue stattliche Tuberkulosenheim, von hochherzigen Menschen aus gesammelten Mitteln erbaut. Aber diese Anstalt ist ein Sorgenkind, so wie alle, die darin wohnen werden. Sie ist noch lange nicht fertig und die Mittel wollen nicht reichen; und die Kranken im weiten Lande warten zu Hunderten auf diese Heil- oder Troststätte in der milden, lieblichen Gegend. Und während das Tuberkulosenheim unter größten Anstrengungen und Sorgen seiner Vollendung sich entgegenringt und räumlich doch immer ungenügend sein wird, liegt zwanzig Minuten weit daneben das Stift Rein, dessen Riesengebäude zum allergrößten Teile leer steht. Im Wirtshause dort saß ein junger Aristokrat, der entfaltete diesen Gegensatz und sagte, solche Verhältnisse seien ganz und gar ungesund. Sehr richtig, junger Mann! Und ich kenne Herren, die ihre großen Schlösser leer stehen lassen, während das Land mit allen Kräften nicht genug Häuser für Schulen, Spitäler und andere humanitäre Anstalten zu schaffen vermag. Ganz gewiß, solche Verhältnisse sind ungesund.

Am 2. Mai.

Ausflug nach Gleichenberg. Diesen Erdenwinkel liebe ich. Vor vielen Jahren habe ich in ihm gelitten, und seither liebe ich ihn. Dann habe ich in seiner sonnigen und schattigen Stille auch Kräftigung und Freude erlebt, und seither liebe ich ihn noch mehr. Gleichenberg ist keiner jener „aufstrebenden" Modekurorte, in denen die Prunkgebäude wie Pilze aus der Erde schießen, vor Übermut hüpfen und ihre Hörner spitzen. Die Gleichenberger Häuser und Villen stehen in ihrer schlichten, behaglichen Vornehmheit ruhig da im grünenden, blühenden Riesenpark und können warten, bis ihre Zeit wiederkehrt. Wer nur als krank in Gleichenberg war, der weiß nicht, wie schön es dort für den Gesunden ist. Und nur wer zur Zeit der „Hochsaison" dort gewesen, der kennt Gleichenberg in seiner ganzen Lieblichkeit nicht; er müßte im Mai und im Herbste wiederkommen. Leute, die sich im Frühjahre von dem Stadtwinter und im Herbste von der Sommerfrische erholen wollen, sollten nach Gleichenberg gehen. Aber, sagt man, die Eisenbahn dahin fehlt. Gemach, das ist für einen Landaufenthalt zur Erholung nur ein Vorteil und es kommt die Zeit, wo gerade solche Orte gesucht werden, die den großen Verkehrsstraßen abseits liegen. — Gleichenberg ist eine weiche, blumenumwundene Sänfte, wo man sich in aller Behaglichkeit wohl einmal ein paar Wochen dem ungestörten Nichtstun und Nichtssein hingeben kann.

Am 3. Mai.

Auf meinen Spaziergängen denke ich nicht oft genug an Goethes Rat:

„Verdirb dir nicht den Weg um des Zieles willen! Entwerte nichts, indem du es als Mittel betrachtest und nur Aufmerksamkeit und Neigung für den Zweck hast! Gehe langsam den Berg hinauf, bleib öfters stehen, schau um dich, denke Erfreuliches! Auch die Stunde unterwegs kann und soll schön sein, nicht nur die Stunde am Ziele.“

Und mein Sprüchlein sollte ich wohl auch selbst beherzigen:

„Dem wahren Spaziergänger schlägt keine Uhr,
Ein Glücklicher ist er im Reich' der Natur.
Er denkt nicht an Zeit und er frägt nicht nach Ziel,
Seine Lust ist der Weg — führ' er hin wo der Will!“

Am 4. Mai.

Alljährlich im Frühjahre fahre ich einmal bis Mitterdorf (Mürztal) und mache von dort aus einen Spaziergang auf dem sogenannten Reitersteige über die bewaldete Bergböschung in den Freßnitzgraben bis zum Sägewerk und von dort über die Gölkkapelle nach Krieglach. Das ist die Einleitung zum Sommerleben in der Waldheimat. Seit vielen Jahren mache ich die Erfahrung, daß dieser erste Waldspaziergang im Mürztal für mich eine besondere und eigenartige Kraft hat. Zur Zeit bin ich stets völlig weltmüde und geisteslahm. Auf diesem stillen, einsamen Waldwege aber regen sich allemal frische Gefühle und Gedanken und junge Arbeitsfreude. Es ist wohl der Zauber davon, daß die Füße nach längerer Zeit das erstemal wieder die Heimatsscholle berühren. Und wenn die Lichtung kommt: da unten liegt hingebreitet in der Nachmittagssonne das junggrünende Tal mit seinen schimmernden Ortschaften, darunter jene, in die ich bald wieder einzusiedeln hoffe. Und an beiden Seiten die schönen Berge, an denen jede Schlucht und jede Höhe voll Erinnerungen ist. Und hinter diesen Vorbergen ragen auf „die stillen, hohen, beständigen Felsen, die treuen Wächter der Heimat“. Die Gegend hat landschaftliche Schönheiten, welche sozusagen mein persönliches Eigentum sind. Die Einheimischen beachteten sie nicht und die Fremden, so viele ihrer im Sommer auch ins Tal kommen, finden sie nicht. Denn sie suchen nicht. Sie gehen nur die glatten, angemärkten Wege, wo alles geht; an den entzückendsten Aussichtspunkten, die ein paar hundert Schritt abseits liegen, gehen sie achtlos vorüber. In früheren Zeiten, wenn ich einen solchen gefunden, gleich der Ruf: Hierher! Hier ist's schön! — Jetzt schweige ich weislich still und denke: Lasse sie laufen. Nur was der Mensch aus sich selber findet, ist Gewinn. Und genieße die Schönheit vor der Hand als mein ausschließliches Eigentum.

Am 5. Mai.

„Meinetwegen brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben!“ sagte der alte Landmann. Daß er dann auch seine Milch, sein Süpplein, sein Gemüse entbehren müsse, auch sein Gläschen Rotwein und endlich wohl gar sich selber, der zu neunzig Prozenten aus Wasser besteht, daran hatte er nicht gedacht. Den Ausspruch tat er gelegentlich eines kleinen Fußleidens, bei dessen Untersuchung der Arzt die Bemerkung hatte fallen lassen: „Lieber Mann, Sie sollten einmal ein Bad nehmen.“

„Gehn's weiter!“ sagte darauf der Alte, indem er fast errötete, „so was hab' ich nit einmal in meiner Jugend getrieben. Die Wasserpritschlerei da, die tät mir wohl nit gut tun. Bin mein Lebtag oft genug naß worden bis auf die Haut. Hab' darauf allemal Schnupfen bekommen oder Zahnweh oder Gliederreißen. Naß vertrag ich nit.“

„Aber doch inwendig“, lachte der Arzt. „Wenn man Durst hat, ist Wasser das Allerbeste.“

„Durst hab' ich wunderselten“, antwortete der hagere Alte. „Da muß ich schon nit recht gesund sein, wenn ich einmal Durst hab'.“

„Aber Sie trinken doch Wein!“

„Alle Abend ein Viertele. Nit aus Durst. G'rad nur aus Genäschigkeit, möcht' ich sagen. Und daß Einer ein bissel frischer wird. Wasser! Glaub' nit, daß ich zwei Eimer Wasser getrunken hab, mein Lebtag. Meinetweg brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben. So tu' ich auch nit viel schwitzen. Bleib' gern trocken. 's wird eh mit dem Menschen auch nit viel anders sein, wie mit dem Holz. Wird's oft naß, so fault's beizeiten. Ich wär' soweit noch frisch.“

„Allen Respekt!“ sagte der Arzt. „Mögen wohl schon nahe den Siebzig sein?“

„Ei, was nit noch! Sechsundachtzig bin ich. Schon um etliche Wochen drüber hinaus.“

Der Arzt hat vom Baden nichts mehr gesagt.

Am 6. Mai.

Eine Wanderung mit Sommerstorffs in die Lurgrotte. Weg von Peggau aus, Abzweigung vor der Badelwand, rechts den Berg hinan, durch Wald mit hübschen Aussichtspunkten auf das Tal von Frohnleiten und die Murtaleralpen. Weg wird auf den Tafeln in Peggau als 1½ Stunden lang bezeichnet. Wozu das? Solche Angaben werden ja nicht für eilige Postboten gemacht, sondern für gemächliche Spaziergänger. Als solche brauchten wir zwei Stunden. Die Grotte selbst ist wieder um ein gut Stück weiter zugänglich gemacht und soll, wie es heißt, bald durch den ganzen Berg bis Peggau eröffnet werden. Die Grotte wird mit Gas beleuchtet. Zu ihrer Durchwanderung mit

einem Führer brauchten wir 1 ½ Stunden. Unsere Phantasie wird erregt durch die grauen Tropfsteingebilde, die mit allerlei Dingen unserer Oberwelt mehr oder weniger Ähnlichkeit haben. Tiefer jedoch geht uns die wunderbare Ziselierarbeit der Natur, die die kleine Wunderwelt erschafft und uns zuschauen läßt, wie sie es macht. Ewiges sachtes Wassertröpfeln von der Decke herab, das ist alles, davon entsteht dieses Wunderreich. Und was wir hier in unserem Augenblicke sehen, das geht immerwährend so fort. Ich beschreibe weder die Grotte, noch die Gedanken, die sie weckt. Merkwürdig fügte es sich, daß wir dort mit einem jener sieben Männer zusammentrafen, die vor 12 Jahren neun Tage lang in dieser damals noch wüsten und unerforschten Höhle eingeschlossen waren. Er sprach davon, wußte aber nicht viel vorzubringen. Es ging aus seinen Andeutungen nur hervor, daß sie in ihrer grausen Lage allzu jammerhaft und sentimental nicht gewesen waren. Sie wurden vom steigenden Wasser immer mehr eingeengt und schließlich auf ein erhöhtes Plätzchen zusammengedrängt, an dessen Felswand wir heute die Worte: „In Not!“ lesen. Da hatten sie nun fortwährend zu tun, Steine und Schutt wegzuräumen, um dem Wasser Abfluß zu schaffen. Und diese Arbeit war ihr Glück, zerstreute sie, bewahrte sie vor müßigen Todesgedanken, ermüdete sie für den zeitweiligen Schlaf und hielt immer noch ein bißchen Hoffnung auf Rettung lebendig. Die Arbeit war ihr Glück und ist — das unsere, die wir ebenso eingeschlossen sind ins düstere Dasein, das unerträglich wäre — ohne Arbeit.

Am 7. Mai.

Auf der Straße blieb ich stehen und schaute hinaus über die Gärten und Wiesen. Nach einem Gewitter, dessen bleigraue Wand noch im Osten stand, ging kristallklar die Sonne unter. Alles Gekräute der Fluren funkelte in roten, weißen und blauen Feuern, es war, als ob jeder Halm, jeder Strauch und Stamm eitel Diamanten hervorblühte. Am Himmel standen zwei Regenbogen, ein scharfer und heller, der seinen Bogen fest auf die Felder stützte, und in höherem Kreise ein matter, dessen Enden im feuchten Blaß verschwammen. Als Nachzügler ging ein leichter Regen nieder und im Sonnenfunkeln war's, als ob's lauter Diamanten regnete.

Wie ich in dieser stillen, wundersamen Schönheit versunken so hinausträume über die Gärten und Wiesen, spricht mich ein vorübergehender Landmann an: „Nit wahr, lieber Herr! Das is a Freud! Das is a Pracht, wie heuer die Erdäpfel stehen!“

Am 8. Mai.

Begegnung mit einem alten Bekannten auf dem Bahnhofe.

Daß ihm zu seinem vortrefflichen Aussehen zu gratulieren sei, war mein Gruß.

„Ach, Aussehen!“ antwortete er. „Bin ja doch nicht gesund. Schlaflosigkeit. Die ganzen Nächte schlaflos. Eine Stunde, höchstens eine Stunde schlafen. Nacht für Nacht! Was wollen Sie? Zum Selbstmord wird man reif.“

„Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Signore!“ rief ich aus und war doch erfreut. Wenn der mit einer Stunde Schlaf so brillant aussieht, dann brauchen andere, die zwei bis drei Stunden schlafen können, sich nicht zu ängstigen.

„Auf Ehrenwort!“ versicherte er, „höchstens eine Stunde, so zwischen zwei und drei Uhr. Erst so um 6 Uhr früh schlafe ich ein, und dann bis elf Uhr — meistens. Und nach dem Diner ein Verdauungsschläfchen. Ist alles. Aber denken Sie, diese schlaflosen Nächte!“

Hierauf zählte ich an den Fingern ab. Nachts von zwei bis drei: eine Stunde. Früh von sechs bis elf: fünf Stunden. Das Nachmittagsschläfchen: eine Stunde. Macht sieben Stunden.

„Wie lange haben Sie dieses Leiden schon?“

„Weiß Gott. Gewiß schon zehn Jahre!“

„Sagen Sie, wo man diese Krankheit nur bekommen kann, ich möchte sie mir verschreiben.“

„Spotten Sie nicht! Stellen Sie sich vor, was das heißt: die ganzen Nächte schlaflos zu sein.“

„Ja, wollen Sie denn Tag und Nacht schlafen?“

„Entschuldigen. Es ist zum Einsteigen! Sehr gefreut!“

Am 9. Mai.

Heute mit dem Frühesten Abfahrt in die Oststeiermark. Durch das blühende „Paradies“ nach Rohrbach auf der Eisenbahn. Dann mit Wagen nach der alten Festenburg am Fuße des noch schneebedeckten Wechsels. Eine zehn Stunden lange Reise; in derselben Zeit kann man nach Prag kommen. Aber reichliche Entschädigung bei Pfarrer Kernstock, dem „Zwinggärtlein“-Dichter.

Am 10. Mai.

Den Eindruck auf dem alten Bergschlosse Festenburg will ich in einem besonderen Aufsatze schildern. Dieser Vormittag mit Kernstock in der großartigen Bergnatur zählt zu meinen poetischesten Erlebnissen. Am Nachmittage die lange Reise zurück nach Graz, um auf dem Schreibtische wieder den Wust von Nichtigkeiten zu finden. Nach solchen Hochstimmungen ist man so gar nicht gelaunt für das papierene Zeug.

Am 11. Mai.

Der Kleinweber im Trimmtal hatte seine Mastkuh verkauft. Beim Fleischer, der auch Wirt ist, trank er ein Glas Wein und ließ sich am Tische das Kuhgeld bar auszahlen!

Nun saßen bei demselben Tische zwei vazierende Schustergesellen und taten kartenspielen. Der eine, der Strickel hieß, war ein Lump, der wöchentlich drei oder vier blaue Montage machte. Als der das viele Geld sah, das der Kleinweber einstrich, sagte er: „Weber! Heut' mußt uns einen Liter zahlen'"

„Kartenspieler verdienen nichts", antwortete der Weber.

„Eben derohalben", lachte der andere Schuster, der ein halber Lump war und wöchentlich nur zwei blaue Montage machte, „zwei arme Kartenspieler bitten um eine kleine Gabe!"

Der Kleinweber packte ruhig ein, warf einen verachtenden Blick auf die Wirtshausbrüder und ging davon. Er hatte nach Hause einen ziemlich weiten Weg, es wurde Nacht, aber es schien der Vollmond. Dieser stand nicht gar hoch über den dunklen Bergen, aber auf die Straße legte er ein so schönes weißes Licht, daß der Kleinweber fast wie am hellen Tage dahinmarschieren konnte. Der Mann hatte Sorgfalt. Die eine Hand legte er an die Rocktasche, worin das Geld war, mit der anderen umspannte er fest den Knüppelstock. So schritt er fürbaß seinem schwarzen Schatten nach, der still vor ihm herging.

Als es zu dunkeln begonnen, hatten die Schustergesellen aufgehört zu spielen, der Halblump ging verdrießlich nach Hause, der Strickel schlich durch den Baumgarten hinaus in den Wald und vom Walde ins Tal, wo die Reichsstraße ging, auf der er kommen mußte, der Kleinweber mit dem Gelde. Er kam auch richtig daher, ganz allein, aber mit dem Knüppel. Der war dem Schustergesellen nicht anheimelnd, er duckte sich hinter einen Busch und ließ den Kleinweber vorübergehen. Dann zog er sein Messer hervor, er hatte eines von eigener Art, ein scharfes, spitzes. Man konnte damit Leder schneiden und Leute umbringen. Am bequemsten von hinten. Rasch zog er die Stiefel aus, barg sie im Busch und huschte in bloßen Strümpfen auf die Straße und mit gezücktem Eisen dem Kleinweber nach. Der betrachtete seinen Schatten, vielleicht dachte er sich dabei was Menschliches. Und plötzlich, da tauchte in diesem Schatten etwas auf, ein gehobener Arm . . . Rasch wendete er sich um und mit wuchtigem Knittelschlag streckte er den Schuster zu Boden.

So hatte es sich auf das allereinfachste begeben. Der Lump konnte nichts leugnen, versuchte es auch gar nicht, selbst als er seine Sprache wieder gefunden. Er hatte nun blaue Montage sieben Jahre lang.

Der Kleinweber im Trimmtal wird ein fermer Mondanbeter bleiben, er nennt den Mond seinen Lebensretter.

Am 12. Mai.

Ein hübscher, frischer, fünfjähriger Knabe wird beim Bolzspiel am Auge verletzt. Der Ortsarzt behandelt das Auge und es bessert sich scheinbar. Nach einiger Zeit aber zeigen sich am anderen Auge bedenk-

liche Erscheinungen. Nun dringt der Arzt darauf, daß der Knabe zu einem Spezialisten gebracht werde. Die Mutter des Knaben bringt ihn mit Zuversicht nach Graz. Der Augenarzt untersucht das ursprünglich verletzte Auge und sagt: „Es ist verloren. Und dieses Auge muß sofort herausgenommen werden, wenn nicht auch das andere hin sein soll. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, morgen wäre es zu spät. Frau, Sie haben eine halbe Stunde Bedenkzeit, ob Sie sich für die Operation des einen Auges entscheiden oder es auf die gänzliche Erblindung des Kindes ankommen lassen wollen.“ Man denke sich nun eine Mutter, die, ihr Kind auf dem Arme, unter fremden Menschen dasitzt und auf der Stelle schlüssig werden soll, die schreckliche Prozedur vornehmen zu lassen oder die so sicher vorausgesagte Erblindung abzuwarten. Sie hat sich für ersteres entschieden und sozusagen zusehen müssen, wie man dem geliebten Kinde das Auge aussticht. Das ist dieser Tage geschehen an einer Mutter und ihrem Kinde aus meiner Waldheimat. Kaum jemals hat mir ein Mensch so erbarmt, als diese Frau.

Am 13. Mai.

Bekomme um diese Zeit wieder häufig Besuche von katholischen und von evangelischen Geistlichen. Stets Gespräche über die gegenwärtige Religionsbewegung. Viel Engherzigkeit und Feindseligkeit gegeneinander auf beiden Seiten. Das macht mich manchmal unwirsch und ich verteidige vor den Katholiken die evangelische und vor den Evangelischen die katholische Kirche. Ich spreche mit katholischen Priestern von den Vorzügen des Evangelismus und mit den evangelischen Geistlichen von den Vorzügen des Katholizismus. Das mag seltsam erscheinen, ist aber sicher von meinem Standpunkte aus das Richtige. Was sagte ich heute einem Geistlichen, der immer von dem „höchsten Ideale der Wahrheit“ sprach? „Was Wahrheit! Die ist Sache der Wissenschaft. Das Eins und Alles der christlichen Religion ist die Liebe!“ — „Ja, wenn Sie so denken“, antwortete er achselzuckend, „da hört sich überhaupt alles auf!“

Am 14. Mai.

Die Inanspruchnahme von Seite der wohltätigen Vereine ist oft recht empfindlich. Und doch muß man froh sein, daß sich Körperschaften bilden, die durch organisierte Tätigkeit dem Elende zu steuern trachten. Unsereiner ist ungeschickt, wird, will man direkt einmal beispringen, belogen und mißbraucht und stiftet Schlechtes, wo man das Gegenteil bezweckt. Besonders in der Stadt. Ist es da nicht gut, wenn man sein ohnehin bescheidenes Scherflein vertrauend in die Hände eines Vereines legen kann, der es zweckmäßig seiner Bestimmung zuführt? Heute im Stadtpark ein barfüßiger Knabe, der bettelnd Blumen verkaufte, das heißt durch die Blume bettelte. „O nein, Junge, von mir

kriegst du nichts; du kaufst dir doch nur Zigaretten." — „Nein, ich gebe alles meinem Vater." — „Wer ist dein Vater?" — „Ein Arbeiter." — „Warum gehst denn nicht in die Schule?" — „Weil ich nicht darf." — „Warum darfst du nicht?" — „Weil ich keine Schuhe habe. Und der Lehrer hat gesagt, barfuß darf ich nicht in die Schul' gehen." Ist das wahr?

Am 15. Mai.

Heute haben wir am Sterbehause Anastasius Grüns zu Graz eine Gedenktafel enthüllt. Dieselbe stiftete Freiherr v. Apfaltrern, der jetzige Besitzer des Hauses, und wurde in weißem Marmor (Reliefbüste) künstlerisch ausgeführt von Professor Brandstetter. Der Reichsratsabgeordnete Wastian hielt eine zündende Festrede. Abends Akademie im Stephaniensaale, wo Wastian eine zweite politische Festrede hielt. Der eigentliche Dichter Anastasius Grün kam durch prächtig gesungene Lieder und Balladen Grüns und durch Sommerstorffs Vortrag mehrerer seiner Gedichte zu Ehren. Der Akademische Gesangverein gab dem Feste die Weihe des Gesanges. Im weiteren waren die Studenten bei dieser Feier eines wahren deutschen Dichters mäßig vertreten, was doch einmal auch für ihre oft bestrittene Mäßigkeit spricht.

Am 16. Mai.

In einer der kleinen Erzählungen Eduard Pötzls wird die Frage aufgeworfen, weshalb die Kirche bei Aufstellung der sieben Todsünden nicht auch die Falschheit mit eingeordnet habe? Das ist wirklich auffallend. Bei keiner jener aufgezählten Todsünden läßt sich Falschheit und Lüge unterbringen. Und ist doch dieses Laster ein so furchtbarer Krebsschaden der Seele und der menschlichen Gesellschaft, und ist es doch wie kein anderes dem Teufel verwandt, der bekanntlich Vater der Lüge heißt. Ich beantrage, daß Falschheit und Lüge in den Rang der Todsünden erhoben werde, aber nicht etwa an achter, sondern an erster Stelle.

Am 17. Mai.

Es geht nun doch auch in Österreich immer ein wenig schneller vorwärts. In den Fünfzigerjahren ging von Graz nach Wien täglich ein Postzug und wöchentlich zweimal ein Schnellzug. Die umgekehrte Strecke ebenso. In den Siebzigerjahren noch verkehrten von Graz nach Wien täglich zwei Postzüge und ein Eilzug. Die Postzüge fuhren 8 bis 9 Stunden, der Eilzug 6 Stunden. In den Achtzigerjahren nahm der Schnellzug die 224 Kilometer lange Strecke unter Bewältigung des Semmerings in 5½ Stunden. In den Neunzigerjahren bedurfte er für dieselbe Strecke 5 Stunden, während er bei Beginn des neuen Jahrhunderts nur 4½ Stunden brauchte. Gegenwärtig verkehren zwischen Graz und Wien täglich 14 Personenzüge und 10 Schnellzüge; Lokal-

verkehr auf kleineren Strecken nicht mitgerechnet. Die Personenzüge bedürfen durchschnittlich 6 Stunden, während vom 15. Mai dieses Jahres ab Eilzüge von Graz bis Wien kaum mehr als 4 Stunden, ja von Wien bis Graz nur 3 Stunden 59 Minuten brauchen. Gestern fuhr ich nachmittags um ½2 Uhr von Graz nach Wien, hielt mich dort nahezu zwei Stunden auf und war abends ½12 Uhr wieder in Graz! Bei der eleganten Einrichtung der neuen Waggons (die Züge haben auch Speise- und Schlafwagen) tut's einem fast leid, daß es so schnell geht. Selbst für den, der nicht reist, mag es ein angenehmes Gefühl sein, schöne Städte und liebe Menschen so nahe aneinandergerückt zu wissen.

Am 19. Mai.

Im Grazer Theater geht's jetzt über die Frau los. Im „Erdgeist" ist sie die Hyäne der Liebe, die Männermörderin. In „Salome" begnügt sie sich, da sie den weißen Leib des Johannes nicht haben kann, mit dessen schwarzem Kopf. Und wer sich bei solchen Stücken am besten unterhält, das sind die Frauen. Für Richard Strauß' „Salome" ist viel negative Reklame gemacht worden, die bekanntlich wirksamer ist als positive. Es ist so viel von der schaurigen Mißtönigkeit und Perversität dieser Oper geschrieben und gesprochen worden, bis das Haus vielmal bis zum Bersten voll wurde. Aber das Werk enttäuschte. Es ist anständiger als sein Ruf. Der grausige Stoff wird durch eine grandiose Musik menschlich motiviert und erklärt. Die rasende Rachgier und Liebesbrunst dieses Weibes liegt im Tierischen, aber die Musik hat noch immerhin etwas Menschliches daraus gemacht. Mit einigen neuen, ungeheuer komplizierten Mitteln erzielt die Oper alte Wirkungen; aber das Beste wäre, mit möglichst einfachen Mitteln große Wirkungen zu schaffen. Hier ist die Musik zur Tierbändigerin geworden. Wir werden aufgeregt, aber nicht erschüttert. So wüst uns der Stoff festklammert, so mächtig uns die Musik fesselt, schließlich hat man doch die Empfindung, diese Art von Liebesverhältnis der Salome zu Johannes ginge uns weiter nichts an. — Ein erstaunlicher Gegensatz zu dieser raffinierten Kunst ist die schlichte Persönlichkeit des Künstlers. Richard Strauß, ein Bursch mit kindlich-heiterem Auge, und gemütlichem Scherze hold. Ich zechte mit ihm bei Meister Kienzl und wir führten ernstes Gespräch zu zweien im stillen Zimmer. Er war wie unsereiner, man ahnt nicht die dämonischen Mächte, die in diesem freundlichen Haupte walten. Über den deutschen Typus seines ganzen Wesens wuchert seine Kunst hinaus ins unheimlich Fremde, was freilich hier dem Stoffe angemessen ist. Echt deutsch in seiner „Salome" ist der einfache Gesang des Johannes und der Nazarener. Ich glaube, sein dauernder Ruhm läge nach dieser Richtung hin.

Am 20. Mai.

Heute in das Sommerheim übersiedelt. Köstlich ist so eine Hütte auf grüner Flur und das Köstlichste daran, daß sie ein Dach hat. In schneebedeckter Umgebung habe ich sie im Oktober verlassen, zwischen schneebedeckten Höhen finde ich sie heute wieder. Seit ungefähr fünf Wochen haben wir im Lande ein einziges permanentes Gewitter. Die Übertreibung ist nicht groß. Morgens Donner, vormittags Schwüle, mittags Sturm, nachmittags Hagel, abends Regen, nachts Wetterleuchten und — Schneefall. Dazwischen immer wieder Sonnen- und Sternenschein. Das ist die Witterung dieses Frühjahres. Aber die Maifröste waren gnädig und so ist es auf den Fluren üppig. — Heute tat ein einfacher Geschäftsmann die mir auffallende Bemerkung: „Wärme gibt also Kraft. Gut, dann muß in einem Jahre mit warmer Witterung die Kraftentwicklung der Kultur eine größere sein. Da meine ich nicht bloß die Kultur der Pflanzen, vielmehr, es müßte in warmen Jahren der Fortschritt überhaupt ein größerer sein." Wäre das nachweisbar? Oder ist es nicht vielmehr das Gegenteil? Ist in den kälteren nordischen Ländern Entwicklung und Fortschritt nicht größer als in den südlichen, wo die Leute faul sind? Ich weiß an mir selbst, daß große äußere Wärme der Geistesenergie nicht zuträglich ist, daß die Theorie: „Wärme gibt Kraft" hier — wenigstens scheinbar — ein Loch hat.

Am 21. Mai.

Einer meiner Enkel heißt Hellfried Rosegger. Er ist noch nicht zwei Jahre alt, stammelt schon alle Worte nach, ist jedoch nicht zu bewegen, „Großvater" zu mir zu sagen. Er ist überaus zutunlich, nennt mich aber immer „Peter Rosegger". Die Magd sagt ihm, das schicke sich nicht, aber er bleibt dabei. Er streichelt mich, er kost mich, nimmt mich um den Hals und stammelt: „Peter Rosegger!" Wenn das eine literarische Huldigung ist! Doch vermute ich, wie bei so manch anderem Huldiger, daß der Schlingel nicht eine Zeile von mir kennt. Übrigens, das erstemal aus solchem Munde, dünkt mich, der Name klinge reizend!

Am 22. Mai.

„Ja, meine Herren, ich sage Ihnen, wählen Sie den Gutsbesitzer Beil zum Abgeordneten. Auf Beil können wir uns verlassen. Beil ist völlig unabhängig, er wird, ohne nach links oder nach rechts zu lugen, rücksichtslos, mit stahlhartem Willen das, was er einmal als richtig erkannt, vertreten, er ist ein Charakter, der unter allen Umständen seiner Überzeugung bombenfest treu bleibt. Wenn Sie einen Charakter, eine markante Persönlichkeit, kurz einen Mann haben wollen, so wählen Sie Beil!"

So die Rede, als der Gutsbesitzer Beil zum Kandidaten aufgestellt wurde. Er ist gewählt worden und als ein Charakter trat er ein ins politische Leben.

Einige Zeit nachher kam zu dem Abgeordneten eine Deputation mit der Bitte, sein gewichtiges Wort zu sprechen für ein soziales Recht der unteren Klassen.

Der Abgeordnete bot Zigarren an, beeilte sich sogar, Feuer zu machen, und dann sagte er: „Ja, sehen Sie, meine Herren, das ist eben eine schwere Sache. Ich persönlich bin mit Ihrem Vorschlage völlig einverstanden, das mögen Sie mir glauben. Würde ich nur für mich sein, sofort und rückhaltslos stünde ich der Angelegenheit, die ja doch einmal vorwärts gehen muß, zu Gebote. Doch Sie dürfen nicht vergessen, daß ich auf meine Wähler Rücksicht zu nehmen habe, daß ich ihre Interessen, und wären es auch bedenkliche Sonderinteressen manchmal, zu vertreten habe. Der Abgeordnete ist eben gebunden. Es tut mir leid."

So sieht der unbeugsame Charakter, die markante Persönlichkeit, kurz der Mann *nach* der Wahl aus. Und das sind noch die „*besten*" Abgeordneten.

Am 23. Mai.

Jetzt *striken* in Graz die Schuster. Welch ungeschickte Zeit. Sommeranfang! Da kann man ja barfuß gehen. Und unser Dorfwitzbold: „Stricken? Komisch. Sonst haben immer nur die Strümpfler gestrickt, jetzt tun's auch die Schuster."

Am 24. Mai.

In aufsteigender Linie der Kultur bin ich für den *Fortschritt*. In absteigender Linie bin ich gegen den Fortschritt. Weil der Fortschritt in ersterem Falle ja zur Höhe führt, in letzterem dem Abgrunde zu.

Am 25. Mai.

Aus Jena die Einladung, dem dort gegründeten *Monistenbunde* beizutreten. Dieser Bund bekämpft den Glauben an geoffenbarte göttliche Wahrheiten, den Glauben an übernatürliche Kräfte und Gewalten, den Glauben an ein himmlisches Jenseits. Und bietet als Ersatz dafür den Glauben an die Naturgesetze, außer denen nichts sein und geschehen könne. — Wozu das? Wenn außer den Naturgesetzen nichts ist, so ist auch der Glaube an Gott und Jenseits — Naturgesetz. Sonst wäre er nicht. Wozu wieder einmal eine Anstalt, um die so natürliche Sehnsucht nach Gott und ewigem Leben aus dem Menschenherzen zu vertilgen? Das wäre eine Sünde gegen die Natur, es wäre ein tausendfältiges Verbrechen. Die Freude an Gott, die Hoffnung auf ein besseres Leben kann durch gar nichts ersetzt werden, am wenigsten durch

die Vorstellung, daß der Mensch ein Atom der geist- und herzlosen Natur ist, die auf keinen seiner Wünsche Rücksicht nimmt. — Schon gewisse Tätigkeiten der modernen Religionsbewegung, die Person Jesu zu entgöttlichen, ist ein Raubzug in das Seelenleben der Menschheit. Warum uns um ein so großes, fruchtbares Ideal ärmer machen wollen? Wem nützt das was? Denen, die ihren Heiland verlieren? Oder auch nur denen, die ihn nie geglaubt haben? Ich sehe nicht einen Vorteil, aber unermeßliche Nachteile! Wird denn das irdische Glück größer, wenn man das religiöse Glück aufgibt? Ich verstehe das Bestreben, das Volk von der Priesterherrschaft zu befreien, aber ich verstehe nicht die Gier, ihm die Religion zu vernichten. Es scheint, daß den wenigen Religionslosen langweilig wird und sie eine größere Gesellschaft haben wollen. Ihre anderen Gründe sind bei näherer Untersuchung hinfällig. Ich bin durch ein langes Leben, durch unterschiedliche Menschenklassen gegangen, habe alle denkbaren Meinungen durchdacht, alle normalen Freuden und Leiden der Menschen mitempfunden und bin immer mehr und mehr durchdrungen worden von der Überzeugung, daß die Religion für die Menschheit eine Naturnotwendigkeit ist, wie am Baume die Blüte. — Ich habe in meinem I. N. R. I. versucht, die Heilandsgestalt unserer Zeit ein wenig mundgerechter zu machen, aber an ihrer Göttlichkeit habe ich nicht gerüttelt. Obschon von patentierten Zionswächtern, denen es unangenehm ist, wenn ein weltlicher Mensch von Christus spricht, oft das Gegenteil behauptet wird.

Am 26. Mai.

Auf eine Anfrage: Was ich von Goethe gelernt. Unbewußtes vielleicht mehr als Bewußtes. Die deutsche Literatur ist von Goethes Geist durchsättigt, so daß wir alle, wenn schon nicht unmittelbar, so doch mittelbar Goetheaner sind. Als Goethe mir das erstemal begegnete, war ich längst kein Knabe mehr. Dann las ich manches von ihm, was mich gleichgültig ließ; vieles, was mir augenblicklich gefiel, aber nicht haften blieb. Auch sind mir häufig die Goethe-Schulmeister im Wege gestanden, die mit ihren Kommentaren die Unbefangenheit störten. Lange nicht alles von Goethe habe ich gelesen, den Faust jedoch unzähligemal; in dieser Dichtung habe ich meinen Goethe. Je nach meinem Lebensalter war mir der Faust ein anderer. Als der Bauernbursche ihn das erstemal las, war es vor allem der „Zauberer“ Faust des Volksmärchens, den er suchte. Der dreißigjährige Bräutigam sah im Vordergrunde den verliebten Faust mit seinem Gretchen. Erst viel später der Erfahrene schaute Fausts Riesenkampf gegen das Gemeine und seinen Sieg. Der Kern der Lehre, die ich aus Faust gezogen, ist nun folgender: Nicht die Wissenschaft rettet uns und nicht die Kunst und nicht das starre Dogma und nicht die Sinnlichkeit und nicht die

Abtötung. Einzige Rettung ist der Altruismus, die persönliche Hingabe für das Wohl der Allgemeinheit. Die körperliche Arbeit zur Urbarmachung unserer Erde, die geistige Arbeit zur Kräftigung und Sittigung der menschlichen Seele — das ist die faustische Riesenaufgabe, die uns allen obliegt, um uns zu erlösen. Wie Goethe selbst seinen Faust meinte, wie andere ihn auslegen, darüber grüble ich nicht. Ich habe ihn zurechtgelegt oder, wenn ihr wollt, umgedichtet nach dem Bedarf meiner Person zur Befestigung und Klärung meiner ursprünglichen Weltanschauung. Und das ist mein Anteil an Goethe, dessen ich mir bewußt zu sein glaube. Es dürfte mehr ein angelebter als ein angelesener sein.

Am 27. Mai.

Kunst, Kunst und immer wieder Kunst, während im Leben so viel Häßliches vorkommt! Wie kann man sich an Kunstwerken freuen, solange die Menschheit nicht selber eins ist! Oder soll die Kunst eben ein Ersatz sein für die mangelnde sittliche Schönheit des Lebens? Dann dürfte sie nicht noch häßlicher sein als das Leben selbst. — Jetzt wird in Graz Wedekinds „Erdgeist“ aufgeführt. — Kann man schon nicht verlangen, daß die Menschen alle schön und gut sind, so möchte man doch glauben, daß sie an dem Schönen und Guten wenigstens eine Freude haben und dem Häßlichen und Peinigenden ausweichen, schon aus Egoismus.

Am 28. Mai.

In der Zeitung gelesen, daß gestern eine arme Frau auf der Gasse einen größeren Geldbetrag gefunden und denselben schön bei der Polizei abgegeben hat. Solche und ähnliche Nachrichten über edle Handlungen erregen in mir immer ein Frohgefühl, ungefähr wie es andere haben mögen, wenn sie die Neunte Symphonie hören. Nur schade, daß die Freude am Guten noch lange nicht das Gutsein selbst bedeutet.

Am 29. Mai.

Einem Arbeitervereine in den Rheinlanden auf Wunsch folgendes ins Stammbuch:

Die produktive Arbeit, ob sie nun mit dem Geiste oder mit der Hand vollbracht wird, verdient unsere größte Achtung. Wenn sie noch dazu nicht bloß des Erwerbes wegen geschieht, sondern vielmehr aus Liebe zur Tätigkeit und zum Werke, dann adelt sie den Menschen geradezu. Da dem modernen Fabriksarbeiter diese Freude an der Arbeit und dem Werke selbst abhanden kommen will, so muß der Arbeiter trachten, diesen Verlust durch Geistesbildung und bewußt edle Lebensführung zu ersetzen.

Am 30. Mai.

Feste sind eine schöne Sache, besonders wenn man nicht dabei sein muß. Es gibt aber viele Feste, wo man nicht fehlen soll. Zum Beispiel Sänger-, Turner-, Abiturienten- und deutschnationale Feste aller Art. Dabei sind Festblätter Brauch und von diesen wird man um Beiträge angegangen. Das kommt so oft vor, daß, besonders, wenn man in der Gelegenheitspoesie nicht fix ist, man täglich acht Stunden lang dichten müßte, um die Ansprüche zu befriedigen. So richtet man sich ein Stammversel her, das jeder bekommt, der ein „Festblatt" machen will. Das meine stelle ich hiermit allen löblichen Festblattredaktionen, ohne daß dafür zu bitten und zu danken ist, zur beliebigen Verwendung:

Der Unschuld Schutz,
Der Freiheit Wehr,
Der Falschheit Trutz,
Der Wahrheit Ehr'!
Wen das nicht freut,
Wer das nicht kann,
Der ist, und hieß' er zehnmal Teut,
Kein deutscher Mann.

Am 31. Mai.

Gespräch mit einem praktischen Forstmann über Waldkultur. Er teilte nicht meine Befürchtung, daß Übervölkerung, Industrie und Eisenbahnen endlich auch die grüne Steiermark zu einem Karste machen werden. Er gab auch nicht zu, daß der Waldbaum degeneriere. Der Baum könne wie einst Hunderte von Jahren alt werden und so hart und unverwüstlich, daß er hernach als Holzbau wieder Hunderte von Jahren dauere. Nur müßte er in weiten Abständen gepflanzt werden, so daß er genügend Raum, Luft und Licht hat. Und so, daß jeder Stamm möglichst den Winden und Stürmen ausgesetzt ist; das stärke den Baum schon von Jugend auf. Die Waldkultur sei in Steiermark sehr rege und es sei geplant, daß Wanderlehrer das Volk über Waldzucht und Pflege unterrichten und auch daß der Staat mithelfe, wo arme Kleinbauern die Kosten der Aufforstung nicht zu tragen vermögen. Der gegenwärtige Waldstand des Landes sei weit besser als etwa der vor einem Menschenalter. Aber die furchtbarsten Feinde des Waldes seien das Insekt und die Wildzucht. Gegen Borkenkäfer, Nonnen u. s. w. sei man fast ohnmächtig; eine Waldtodsünde, die der Mensch auf dem Gewissen habe, sei die Jagdliebhaberei. — Nicht einen Baum möchte ich diesem niedrigen Sport geopfert wissen. Früher, als es galt, die wilden Tiere auszurotten, ja, da gehörte zur Tierhatz Mut. Heute ist die Jagd für den Jäger ohne alle Gefahr, außer der, von einem ungeschickten Jagdgenossen für einen Hirschen oder Hasen gehalten zu werden.

Kleine Laube.

Graues Haar.

Von Ernst v. Wildenbruch.

Spiegel, du schlimmer, sag' mir an,
Was hast meiner lieben Frau du getan?
Liebe Frau sitzt, starrt in das Glas,
Augen verweint, Wangen sind blaß —
Spiegel will mir nicht Antwort sagen,
Liebe Frau selber muß ich befragen:
„Sag mir denn und gib mir Bescheid,
Tat dir Spiegel so bitteres Leid?“
Liebe Frau möchte zum Lächeln sich zwingen,
Will ihr nicht Lachen noch Lächeln gelingen.
Seufzend nach meiner Hand sie greift,
Über ihr Haupt meine Hand sie streift:
„Sieh, was der Spiegel mir grausam vertraute:
Jugend ist hin, mein Haar ergraute.
Graues Haar — hörst, was es sagt?
Wie's um Verlust und Verlorenes klagt?
Blüte ist hin, Frühling verwelkt,
Schönheit, darin dein Auge geschwelgt,
Glut der Lippen und Flaum der Wangen,
Alles dahin und alles vergangen.
Nicht mehr zum lockenden Geigenstrich
Heben die tanzenden Füße sich,
Nicht mehr den Garten herauf und hernieder
Schweb' ich wie früher, zu schwer sind die Glieder.
Jauchzendes Lied, das der Kehle entquoll,
Schweigt und verstummte, der Sang verscholl.
Graues Haar, grausame Not,
Ende der Freuden, der Liebe Tod!“

„Rück' auf dem Sofa — es hat zwei Plätze —
Daß ich ganz still mich zur Seite dir setze.
Sprach denn Spiegel also zu dir?
Was er mir sagte, das hör' nun von mir:
Weißt, was die Haare da grau gemacht?
Sagte er: Sorge bei Tag und Nacht.
Weißt, was die Lippen, die Wange verblich?
Sagte er: Sorge und Liebe um dich.
Jedes Haar auf dem Scheitel dort
Mahnt an ein gutes, beschwicht'gendes Wort.
All deine Nöte, Sorgen und Pein
Nahm liebe Frau in ihr Herz sich hinein.
Daß sie sich müde an dir getragen,
Lippen verschweigen's, Grauhaare es sagen.

Also hat mich der Spiegel belehrt,
Hat mir zwei neue Augen beschert.
Sehe ich dich mit den Augen an,
Schöner als jemals erscheinst du mir dann.
Sollt' ich vertauschen dein heutig' Gesicht
Mit dem von einstmals, ich tauschte nicht."
Als liebe Frau dies Wort vernahm,
Küssend ihr Mund zu dem meinen kam,
Schlang sich um mich mit den Armen, den beiden:
„Spiegel sprach gut — ich mag Spiegel leiden."
(„N. W. T.")

Anastasius Grün.

„Hier ruht mein treuster Genoß im Land,
Der Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!"

Daß und wie er den Hypochonder überwunden hat, macht den großen Wert aus, den Anastasius Grün noch für die Gegenwart hat. Wenn man die fünf Bände seiner „gesammelten", aber noch lange nicht „sämtlichen" Werke (Berlin, Grote) durchblättert hat, muß man sich eingestehen: von diesen Werken ist nicht allzu viel wirklich lebendig zu erhalten. Ein Band unserer „Bücher der Weisheit und Schönheit" wäre für ihn gerade das rechte Format, um sich in der Bücherei des Literaturfreundes zu behaupten. Dabei könnten dann sogar einige seiner „politischen Reden" aufgenommen werden, die kürzlich als Band V der Schriften des Literarischen Vereines in Wien erschienen sind.

Aber je mehr man die Werke studiert, um so prächtiger ersteht der Mann. Ihm hat die deutsche Literaturgeschichte nicht allzu viele an die Seite zu stellen. Den Grundgedanken seiner politischen Auffassung — und mit ihr deckte sich sein ganzes Leben — hat er in der Herrenhausrede vom 11. Jänner 1864 in folgende Worte gefaßt:

„Es sind heute Worte gegen den Liberalismus gefallen. Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will, ein Wort, mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel aufgelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise ‚Freiheit und Fortschritt'. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt."

Wie er hier gesprochen hat, hat der Graf Anton Alexander von Auersperg gehandelt und gedichtet. Er war im Handeln stärker als im Dichten. Er hat nicht umsonst den „letzten Ritter", den Kaiser Max so sehr geliebt. Auch andere seiner Gestalten, vorab Nithart im „Pfaff vom Kahlenberg" beweisen, daß er jene Männer am meisten liebte, die ein weiches Herz mit starker Faust vereinigten; die, im Empfinden leicht gerührt, unerschütterlich standen, wenn es die Tat galt.

So ward er der „Rosendichter", den man ob seiner Naturschwärmerei gerne verspottete; aber die Verbindung mit der Natur war echt und sie hat ihn vor der Hypochondrie, der Schwermut, der „Reichsverdrossenheit", bewahrt, der so viele treffliche Österreicher in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verfallen sind. Dieser einem uralten Adelsgeschlechte entsprossene Edelmann wußte der weichen

und entnervenden Hofluft zu entgehen, wie kein anderer seiner Standesgenossen. Dafür holte er sich in der Bergesluft Frische und Optimismus.

Es war ein Optimismus der Tat, der selbst den verrottetsten politischen Verhältnissen gegenüber standhielt. Darum nannte er sich auch voll Hoffnung als politischer Dichter Anastasius Grün, „nachdem der wahre Name der damaligen Zensurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten".

Der innige Zusammenhang mit der Natur hat auch seine Dichtung vor blutloser Rhetorik bewahrt, selbst dort, wo die Verse durch Tagesereignisse hervorgerufen waren, die wirklich nicht mehr wert waren, als einen journalistischen Leitartikel. Ihm drängten sich aber auch für das scheinbar Abgelegenste treffende Vergleiche aus dem Leben der Natur auf. Sie sind das dichterisch Lebendige, wo die Politik nur zur schwungvollen Rednerphrase den Anlaß gab.

Mit dieser Fähigkeit der Beobachtung aller Einzelzüge, der Liebe zum Kleinen und Kleinsten hängt freilich auch jene Schwäche des Dichters zusammen, die Grillparzer in das Wort kleidete: „Auersperg verstehe zu bildern, aber nicht zu bilden." Das Bilden des Ganzen, das Unterordnen des Nebensächlichen ist ihm wohl nie ganz gelungen; dafür bietet das Episodische in seinen Dichtungen eine glänzende Fülle von Schönheit und Lebensweisheit. Sie vereint mit dem sieghaften Optimismus seiner Natur, seiner kernhaften Männlichkeit sind Werte, die wir Anastasius Grün noch heute herzlich verdanken.

Aus seinem äußeren Lebensgang genügen wenige Daten. Am 11. April 1806 ist er zu Laibach geboren. Gelebt hat er in trutziger Unabhängigkeit und ließ sich weder durch Staats- noch Hofämter verlocken. 1830 trat er mit „Blättern der Liebe" zum erstenmal dichterisch hervor. Noch im gleichen Jahre folgte der Romanzyklus „Der letzte Ritter". 1831 trat dann Anastasius Grün auf den Plan und feuerte mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" „in die Stickluft jener Tage dieses Büchleins kecken Schuß" (Freiligrath). Die fünf Jahre später erschienenen Sammlung „Schutt" ist dann die gewaltigste Leistung seiner politischen Lyrik. Den Erfolg dieser die Leidenschaften der Zeit mächtig aufwühlenden Sammlungen konnten die unpolitischen Gedichte nicht haben. Dafür sind wir heute wohl in der Stimmung, die reiche Gedankenfracht und den blühenden Bilderschatz der Epen „Nibelungen im Frack" und „Pfaff vom Kahlenberg", des volksliedhaften „Robin Hood" und der Gedichte „In der Veranda" zu sammeln. 1848 trat Grün zuerst als Parlamentarier auf, dann unermüdlich als Kämpfer für Freiheit und echten Fortschritt und für Deutschtum von 1859—1874. Er war ein harter und heißer Kämpfer; aber auch die Gegner haben ihm das Zeugnis herrlicher und ehrlicher Mannhaftigkeit nicht versagt. Das Jahr 1866 war für ihn ein schwerer Schlag, aber die Einigung von 1871 begrüßte er mit Freude und mit der unbezwinglichen Hoffnung, daß die höhere Einigung aller Deutschen auch noch Wahrheit werden würde.

Am 12. September 1876 ist er in Graz gestorben. Der Mann, den der Kampf nicht brechen konnte, hatte mit seinem weichen Herzen die Huldigungen, die ihm als Siebzigjährigem vom ganzen Volke erwiesen wurden, nicht zu ertragen vermocht. Das Wort aber, das Hamerling ihm nachgesungen, behält Geltung:

„Dein Grün, so hehr und heiter,
Des schönsten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier."

St.

Die trefflichen Worte entnehmen wir dem „Türmer", als Zeichen, daß die draußen im Reich unsern Dichter klarer zu kennzeichnen, noch besser zu schätzen wissen, als wir im Lande selbst.

Singvögel.

Das Glück.

Und wieder ging ein Mensch den ernsten Lebensweg,
Von fahler Straße fort — wo führt ins Glück der Steg?

Wer hieß ihn suchen auch? „Es läge irgendwo."
Wer einmal sucht das Glück, wird kaum mehr seiner froh!

Er ging und ging. Es stand ein hohes Königshaus,
Von Bergen überblaut, im Tal der Wasser Braus.

Der König nahm ihn auf: „Wohlan, hier sei dein Glück!"
Bald hielt ein edles Amt den Suchenden zurück.

Die Königin beriet: „Noch ist dein Leben schal",
Gab ihres Hofes Zier dem Jüngling zum Gemahl.

Die Gunst gewann ihm Neid, das liebliche Gemahl
Wob eng um ihn ihr Band, das schnitt ihn ein wie Stahl.

Er floh im Herbstessturm hinan der Alpe Schnee,
Barg weinend am Geklüft das Antlitz voller Weh.

Nicht wollt' ein Sturm ihm wohl, gab keiner ihm den Tod,
Der Weg, den er nicht sah, von selber ihm sich bot.

Vor eines Kreuzes Stamm der Todesmüde fiel —
Der Blick des Heilands ging weit übers Erdenziel . . .

Und schrie doch in der Brust des Wand'rers noch gequält
Ein heißes Herz: „O Gott, was hast du mich beseelt?"

Es trat herfür ein Greis: „Bereue und beschau',
Den Beter ganz allein beträuft des Himmels Tau!"

Da ward der Schrei nach Glück zum wilden Schrei der Wut:
„So wohnt der Gott im Eis, was schuf er dann die Glut? . . ."

Und sprang hinab ins Tal, ein Bauer pflügt' empor:
„Dein Stier ist müd', als Knecht, als Tier spann' ich mich vor."

Wohl fand er einen Lohn: Nach Tagen heiß und schwer
Den Schlaf selbst ohne Traum; doch starb nicht sein Begehr;

Säumt' einmal nur sein Schritt, er sah ein Blümlein blüh'n,
Ein Falter flog — es stieg ihm wieder auf das Glüh'n!

Mit Wangen hager, braun, den Blick noch immer heiß,
Zog in ein and'res Tal er wieder übers Eis.

Er sucht' das Glück im Streit, von Schwertern fast zerstückt,
In Beut' und Siegesrausch — und ward doch nicht beglückt!

Zu zweien schritt er noch; der erst' ein Weiser hieß,
Trug eine güldne Kett' um eines Marders Vließ.

Der Weise sprach: „Kein Heil, dich zieret denn der Hut,
Darunter, wohl geprüft, ein reiches Wissen ruht!"

Der Wandrer sah ihn an, fast reut' ihn seines Blick's:
„Und röch's nach Pergament — mich widerte des Glück's!!"

Noch einer ward genannt; der wisse viel Bescheid,
Besäß er nicht das Glück, er klagte doch kein Leid.

Den Wand'rer sah er an, mit trauervollem Blick:
„So weit bist du gewallt und suchest noch das Glück?

Beim Pflügen war's dir nah, sonst nirgend auf der Welt,
Nur bist du nicht vom Geist zu Knecht und Tier bestellt.

Das Glück, nach dem du suchst, du findest's jeden Tag,
An dem du edles Maß gewandt an gute Plag'.

Das Glück, nach dem du läufst, das gab ein Schalk dir ein;
Sie nennen's Glück, und narrt doch jeden nur der Schein.

Wirf übers Feld die Saat, was immer reine Saat,
Des Abends spinne Traum — das ist das Glück der Tat!"

Wien. Hermann Hango.

Waldgespräch.

Abseits von den Touristenstegen,
Heimlich versteckt im Tannenwald,
Weiß ich ein Plätzchen, still gelegen —
Mein trauter Lieblingsaufenthalt.
In manchen schweren Sorgenstunden
Hab' einsam ich dort Trost gefunden.

Ausschreitend frisch und frohgemut —
Wie wandert sich's frühmorgens gut! —
Ging wieder ich dem Plätzchen zu.
Noch ein paar Schritte — und im Nu
Hab' ich's erreicht . . . schon schau' ich's jetzt!
Kreuzsapperlot! Es ist besetzt! —
Verzichten wohl muß ich für heute.
Breit sitzen dort zwei Handelsleute,
Sie sprechen laut — gerechter Gott! —
Ausschließlich nur von Baumwollcloth,
Von Qualität und Appretur . . .
Andächtig lauschet die Natur.

Da mich's schon stundenlang gelüstet
Nach meinem teuern Zufluchtsort,
Setzt' ich enttäuscht und leis entrüstet
Den Morgengang im Walde fort.
Ein Ruheplätzchen fand ich dicht
An eines Rieselquells Geflüster.
Idyllisch war's, doch etwas düster . . .
Mein Plätzchen war es eben nicht. —
Verstimmt trat ich den Rückweg an.
Als ich dahinschritt durch den Tann,
Sah hinter grünen Nadelspitzen
Ich noch die Handelsleute sitzen.
Sie sprachen nun — wie dankt' ich Gott!
Enthusiasmiert von Schafwollcloth,
Von Qualität und Appretur . . .
Andächtig lauschte die Natur.

J. M. Toscalio.

Tiroler Bilder.

Hoheitsvoller Fleck der Erde! Innig treu geliebtes Land!
Nur gekommen und gesehen, möcht' ich nimmer dich verlassen,
Von den Spitzen deiner Berge bis hinab zum Waldesrand —
Kann ich kaum, vor lauter Staunen, deine Reize recht erfassen.

Ist's das Wasser, das da rauschend schlängelt sich durch deine Täler —
Ist's der Schnee, der in der Sonne glitzert, daß es einen blendet?
Ist's weil tadellos man findet deine Schönheit, ohne Fehler?
Daß man fortan hingerissen, weil die Pracht bei dir nicht endet?

O Tirol! Mit deinen Felsen, Wiesen, Bergen, weiten Auen,
Lächelnd blickst du auf die Künste, die der Menschen Hand entstammen.
„Das, was unser Meister bildet", ruft ihr spöttisch, „sollt ihr schauen,
Das vollbringt ihr nie und nimmer, ihr seid Stümper allzusammen."

„Wo sind Farben, gleich dem Wasser, wo des Himmels richt'ge Bläue?"
Ruft's uns zu von allen Seiten, und das Wasser gurgelt weiter.
„Mach' mich auch so silbern glitzernd", lacht der Schnee, „versuch's! Bei Treue —
Bringst es nicht 'mal dann zusammen, stiegst du auf die Himmelsleiter."

„O ihr Stümper!" ruft jetzt einer von den höchsten Felsenriffen,
„Ihr gedenkt uns auf die Leinwand nach und nach wohl hinzuhexen?
Tot sind eure Berg' und Bäume! Seht uns und ihr habt begriffen,
Daß das Werk, das ihr geschaffen, ist ein Stück mit bunten Klecksen."

Kling, klang, kling! Die Kühe läuten von den saftig grünen Weiden;
Und der Sennbub singt sein Liedchen, daß es durch die Lüfte schallt.
„Nie und nimmer", ruft er fröhlich, „könnte ich die Stadtluft leiden —
Bring' mir das wer au' die Leinwand, und wenn noch so schön er malt!"

Das vermag ja doch nur einer, der erhaben über alle,
Land Tirol! Und dieser Künstler, der hier ausstellt seine Bilder,
Hat dazu die Utensilien oben in der Himmelshalle;
Darum mußt du Menschenwerke immerhin behandeln milder.

A. Rosenfeld.

Frühlingsnacht.

Nicht ein Laut, der durch der Erde
Schweren Frühlingsduft sich ränge;
Sanglos ducken sich die Vögel
Unter nassem Laubgedränge.

Mit gelösten dunklen Flechten,
Dran kein Schmuck der Sterne leuchtet,
Kommt die Nacht, und ihre Wangen
Sind von Wolkentau gefeuchtet.

Stille hält der weiße Kirschbaum
Und der Strauch, die frühe Rose,
Wie die Stunden wechselnd schweben
Hin auf ihre Blütenlose.

Ob gehegt von zarten Lüften,
Ob zerstampft von Sturmes Rossen —
Dieses Jahres ganzer Segen
Liegt in Blüten da ergossen.

Glücklich sei, du junges Werden!
So mit heißem Herzen bet' ich
Und es beten tausend Knospen . . .
Vor ein Gittertürlein tret' ich.

Stumm das Haus; der Lenz umduftet's,
Blumen dort am Fenster sprossen —
Meines Lebens ganzer Segen
Liegt in Blüte drin erschlossen.

Adolf Hainschegg.

Das Lachen.

Möcht' wieder das Lachen lernen,
Das helle, das klingende Lachen,
Zu scheuchen in endlose Fernen
Des Mißmut's giftigen Drachen.

Dann lehrt ich's die Menschen wieder.
Wie jauchzte im Klang aller Sprachen
Die trillernde Lerche der Lieder.
Das helle, das klingende Lachen!

Ich hab' keinen Meister gefunden,
Ich sah, wie sie Rosen brachen.
Da war es verklungen, verschwunden
Das helle, das klingende Lachen.

Durch Wolken ist Sonnenschein kommen.
Es täte ein Kindlein erwachen,
Da hab' ich es wieder vernommen
Das helle, das klingende Lachen.

Hans Mittendorfer.

Ein altes Volkslied.

Ein Lied aus der älteren Volksliteratur, „Des Pfalzgrafen Töchterlein", hat sich erhalten, ein Muster echten Volksliedes. Es ist wenig bekannt:

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hat drei schöne Töchterlein.
Die eine wohnt im Schwabenland,
Die andere wohnt nicht weit davon,
Die dritte geht vors Schwesterhaus,
Und fragt, ob sie keine Dienstmagd braucht.
„Ach nein, ach nein, dich mag ich nicht,
Du bist so blaß von Angesicht." —
„So nimm mich doch ein halbes Jahr,
Ein halbes Jahr, auch sieben Jahr."
Und als die sieben Jahr um war'n,
Fing an das Mädchen krank zu sein.
„Ach, Mädchen, wenn du krank willst sein,
So sag mir, wer deine Eltern sein." —
„Mein Vater war Pfalzgraf an dem Rhein,
Meine Mutter Königs Töchterlein." —
„Ach nein, ach nein, das glaub ich nicht,
Daß du meine jüngste Schwester bist."
„Und wenn du das nicht glauben willst,
So geh an die Kiste und lies den Brief."
Als sie den Brief gelesen hatt',
Da flossen ihr die Tränen herab.
„Wer holt mir Bier, wer holt mir Wein
Für unser jüngstes Schwesterlein?"
„Ich mag kein Bier, ich mag kein' Wein,
Ich will ins kühle Grab hinein."
„Was willst du denn im kühlen Grab,
Da ist ja nichts als Erd und Staub."
„Da komm ich vor Gottes Angesicht,
Wo Jesus Christus Herrscher ist."

Lustige Zeitung.

Militärischer Unterricht. Feldwebel: „Was sind Sie Ihrem Offizier schuldig, wenn Sie ihn auf der Straße begegnen?" — Bursche: „Zu salutieren." — Feldwebel: „Und was ist er Ihnen schuldig?" — Bursche: „Eine Mark fünfzig Pfennig, ausgelegt für Bier und Stiefelwichse."

Bedenkliche Regelmäßigkeit. Bureauchef: „Herr Sekretär, Sie erscheinen stets zu spät; ich muß doch bitten, sich mehr Regelmäßigkeit anzugewöhnen." — Sekretär: „Aber, Herr Mayer, komme ich denn nicht mit der größten Regelmäßigkeit zu spät?"

Papststrümpfe. Gut gelaunt, hat Pius IX. einmal die von vielen geglaubte Wunderkraft seiner Leibwäsche in Zweifel gezogen. Eine französische Baronesse wollte von einem Fußleiden dadurch geheilt worden sein, daß sie einen alten Strumpf Sr. Heiligkeit getragen. Pius IX., heißt es, habe ihr gratuliert und beigefügt: „Ich selbst trage alle Tage zwei von meinen Strümpfen, aber mit meinen an der Gicht leidenden Beinen will's nicht besser werden."

Leichte Wahl. Pfarrer: „Aber Jakob, schämt Ihr Euch denn nicht, das ganze Jahr hindurch gar nichts zu arbeiten?" — Bauer: „Doch, doch, Hochwürden! Aber eh' i was arbeit', scham i mi lieber a bissel!"

Verwandtschaft. A.: „Ich habe leider nur noch ganz entfernte Verwandte!" — B.: „Sind Ihre näheren Verwandten alle gestorben?" — A.: „Nein, aber sie sind — reich geworden!"

Vor dem Zollamt. „Halt! . . . Was für eine Ladung habt Ihr da?" — Bauer: „Bitt' schön, warten S' a weng — i werd's Ihna glei sagn. (Dem Beamten ins Ohr flüsternd): Haber führ' i . . . Wissen S', wenn's meine Gäul' hör'n, bring i' s' nimmer weiter!"

In der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Was versteht man unter Furcht?" — Rekrut schweigt. — Unteroffizier: „Was, Sie wissen nicht einmal, was Furcht ist?" — Rekrut: „Der Herr Unteroffizier haben doch gesagt: Furcht darf ein Soldat nicht kennen."

Der gescheite Hund. A.: „Sehen Sie 'mal, das ist der Schnauzerl vom Nachbar. Ich sag Ihnen, der ist klüger als sein Herr." — B. (nachdenklich): „Solch' einen Hund hab' ich auch einmal gehabt!"

Ein arger Druckfehler. Als Minister Giolitti zum ersten Male italienischer Ministerpräsident war und eine Reise von Rom nach Piemont machte, waren in der Tageschronik eines dortigen Blattes folgende zwei Notizen zu lesen:

Giolittis Ankunft. Gestern traf auf unserem Bahnhof der Ministerpräsident ein und wurde vom Präfekten, vom Bürgermeister und von zahlreichen Freunden begrüßt. Kaum hatte der wackere Gendarmeriewachtmeister ihn erblickt, packte er ihn auch sofort am Kragen und schleppte ihn, trotz heftiger Gegenwehr und tiefster Entrüstung, ins Gefängnis zur großen Befriedigung aller ehrlichen Leute.

Verhaftung eines Spitzbuben. Gestern endlich gelang es dem Arm der Gerechtigkeit, des berüchtigten Verbreiters falschen Geldes, Giacomini, habhaft zu werden. Der Präfekt, der Bürgermeister und alle Eingeladenen eilten ihm entgegen, um der Ehre eines Handdruckes teilhaftig zu werden. Die Stadtkapelle spielte den Königsmarsch unter dem begeisterten Beifall der Menge. Morgen findet ein Festessen zu Ehren des illustren Mannes statt.

Bücher.

Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene v. Schellander. (Dresden-Blasewitz. R. v. Grumbkow.)

Irene v. Schellander ist seit der unter dem Titel „Tannenbruch" veröffentlichten Sammlung von Gedichten in der modernen Lyrik keine Fremde mehr, sie ist auch auf den Kölner Blumenspielen im vorigen Jahre preisgekrönt worden. Nun liegt ein erster epischer Versuch von ihr vor, „Rojenica". Sie behandelt die bis zum Tode aufopfernde Liebesgeschichte zwischen Dušan und Dušica. Er hat einst heiß um sie geworben, aber sie trieb mit ihm und anderen nur Spott. Und dabei glich sie in ihrer Erscheinung einer „Rojenica" (Schicksalsgöttin der Slowenen). „Mit Edelweiß und Alpenrosen um die schlanke Gestalt ist das wilde Braunhaar ge-

flogen, das so goldig gefunkelt hat, und geblitzt hat das Lichterpaar im blühenden Gesicht: ganz das gleiche Braun in Gold". Dušan hat sich endlich unter wilden Vorwürfen von ihr losgejagt, sie ist darauf in die Fremde gezogen und Dušan hat eine andere geheiratet, eine brave, tüchtige Frau, die ihm vier blühende Knaben geschenkt. Aber die wilde Liebe zu Dušica ist niemals in ihm erloschen. Da erscheint sie plötzlich in seinem Hause, von Sehnsucht zu ihm getrieben. Und wie sie ihn verheiratet findet, geht sie wieder von ihm mit heißen Wangen und auf die Höhen des Triglav trotz Sturm und Wetter. Dušan eilt ihr in wild aufgewachter Liebe bei Morgenanbruch nach, um sie zu suchen und retten. Er hört nach mühevollem lebensgefährlichen Wandern wohl ihre Stimme auf einem Felsen, von dem sie im Sturme weder vorwärts noch rückwärts kann; Dušan will sie von dort holen und stürzt dabei in den Abgrund. Sein besorgtes Weib macht sich nach zwei Tagen auf die Suche, findet am Wege die zu Tode erschöpfte und zerschundene Dušica und trägt sie nach Hause, wo sie nach reuevollem Geständnisse in ihren Armen stirbt. — Die Erzählung zeigt wohl in Einteilung und Gang ein wenig die im Epischen noch ungeübte Hand der Verfasserin, aber sie ist von mächtigem dichterischen Atem geschwellt, großzügig und schwungvoll geschrieben und jedenfalls ein Beleg, daß Fräulein Schellander auch auf diesem Gebiete noch Wertvolles zu schaffen verspricht. Dr. Gnad.

Blüten einer Dornenkrone. Die Geschichte eines Lebenslenzes von Karl Krobath. (Klagenfurt. J. u. R. Bertschinger. 1906.)

Den Verfasser kennen wir als scharfbeobachtenden Sittenschilderer, als drastischen und humoristischen Erzähler. Weit höher noch steht er als lyrischer Dichter. Dieser gegenwärtige Band „Blüten einer Dornenkrone", in welchem nicht bloß die persönliche Dornenkrone des Sängers, sondern vielmehr noch die Dornenkrone des Menschenleides im allgemeinen besungen wird, legitimiert Karl Krobath endgültig als wahren Dichter, zu dem wir unserem Nachbarlande vom Herzen gratulieren können. Ein durchgeistigtes reiches Gemüt hat hier Lieder gezeitigt, die in ihrer volkstümlichen natürlichen Form sich so zu sagen selber singen. R.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Klemens Brentano. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit Nachbildungen der fünf Titelkupfer der ersten Ausgaben. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß der Herausgeber dieser neuen Wunderhorn-Ausgabe ihr Erscheinen nicht mehr erlebt hat. Wie bereits bekannt, starb Eduard Grisebach, der auf dem Gebiete deutscher Literaturforschung einen ersten Namen hatte, ganz unerwartet am 23. März — und nun tritt wenige Tage später die letzte von ihm vollendete Arbeit den Weg in die Öffentlichkeit an. Wie wir von der Verlagshandlung erfahren haben, hat er ihr noch zwei Tage vor seinem Tode eine das Werk betreffende Mitteilung zukommen lassen — die Freude am fertig gebundenen Werk hat er nicht mehr erlebt

Es sind gerade jetzt 100 Jahre, seit zwei echt deutsche Dichter Achim v. Arnim und Klemens Brentano diese reichhaltige Sammlung von deutschen Volksliedern herausgaben. Wieviel Bücher unserer modernen Zeit werden, wenn sie auf ein derartiges Alter zurückblicken, noch gangbar sein? An „Des Knaben Wunderhorn" ist diese lange Zeit spurlos vorübergegangen; ja, im Gegenteil, das Buch scheint in den letzten Jahren noch immer größere Verbreitung gefunden zu haben. Von „Des Knaben Wunderhorn" sagte einst Goethe, daß es in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder sonst wo Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein sollte, und auch wir meinen, daß den alten deutschen Volksliedern in jeder Bibliothek ein Platz gebührt. V.

Die Ergebnisse der Weltreisen des letztvergangenen Jahres sind in anziehender Weise in dem soeben erschienenen „Illustrierten Jahrbuche der Weltreisen und geographischen Forschungen, V. Band 1906", das der Verlag Karl Prochaska in Teschen ausgegeben hat, dargestellt und besprochen. Man erkennt aus dem Lesen des Buches, wie groß und vielfach noch die Lücken sind, die unser geographisches und ethnographisches Wissen aufweisen. Man lernt dabei den Wert eines solchen Unternehmens schätzen, das auf Grund der neuesten Forschungen in alljährlichen Berichten in angenehmer, unterhaltender Form uns sowohl mit den Sitten wenig bekannter Völker, wie auch mit den Eigentümlichkeiten selten bereister Erdstriche bekannt macht. V.

Düppel-Alsen. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Bleibtreu hat den ersten der Einheitskriege, ohne welchen die Errichtung des Deutschen Reiches nicht möglich gewesen wäre, zu farbenprächtig dramatischen Bildern verarbeitet. Erstürmung der Düppelschanzen und Eroberung von Alsen, eine der kühnsten Kriegsunternehmungen aller Zeiten, boten passenden Stoff für seine gewaltige Schilderungskraft. Dabei wurde er wie gewöhnlich auch dem Gegner gerecht, wobei neueste dänische Publikationen berücksichtigt, die öfters nicht unwesentlich von deutscher Darstellung abweichen. Die glänzenden Taten der Österreicher bei Översee und Selk finden gleichfalls Würdigung. V.

Als 5. Band der Schriften des Literarischen Vereines sind soeben **Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) politische Reden und Schriften**, herausgegeben und eingeleitet von

Stephan Hock, erschienen. Sie umfassen die Zeit von 1848 bis 1876 und sind wertvolle Dokumente ebenso zur Geschichte dieser Periode wie zur Biographie des Dichters. Auerspergs politische Tätigkeit war überaus vielseitig und bedeutungsvoll. Im Revolutionsjahre Abgeordneter im Frankfurter Parlament, 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen, 1861 zum lebenslänglichen Herrenhausmitglied ernannt, im selben Jahre in den krainischen Landtag, 1867 in den steirischen Landtag, 1868 von der ersten österreichischen Delegation zu ihrem Präsidenten gewählt, hat er es verstanden, sich durch seine politische Begabung und durch die Vornehmheit seines Charakters überall eine führende Stellung zu erringen. Eine ganze Reihe von Adressen des Herrenhauses und des krainischen Landtages hat er verfaßt, in stets beachteten, oft aufsehenerregenden Reden seiner entschieden deutschen und liberalen Gesinnung rücksichtslos Ausdruck gegeben. Die bedeutendsten dieser Reden und Adressen liegen hier in einem sorgfältigen Neudruck vor, von einer Anzahl weniger wichtiger sind Auszüge und Proben gegeben. Knappe Anmerkungen geben die Voraussetzungen jeder einzelnen Rede und die notwendigen Detailerklärungen, eine kurze Einleitung charakterisiert Auerspergs politische Stellung und Bedeutung. V.

Die soeben ausgegebenen Lieferungen 33 bis 40 der wiederholt von uns erwähnten und empfohlenen **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthalten das Schauspiel „Wilhelm Tell", das lyrische Spiel „Die Huldigung der Künste" und die Mehrzahl der von dem Dichter aus fremden Literaturen übertragenen oder für die deutsche Bühne bearbeiteten dramatischen Werke: die „Iphigenie in Aulis" und die „Szenen aus den Phönizierinnen" des Euripides, Shakespeares „Macbeth", Gozzis Märchenkomödie „Turandot, Prinzessin von China" und die französischen Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel". V.

Ein Selbstunterrichtswerk zur Erlernung fremder Sprachen darf stets auf ein allgemeines Interesse rechnen. Uns liegt der Lehrgang der englischen Sprache der bekannten Methode Schliemann in neuer Auflage vor. (Stuttgart. Wilhelm Violet. 22 Lieferungen.)

Büchereinlauf.

Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe in 10 monatlichen Bänden. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Irmentraut. Roman aus der Vorzeit des Katten- und Hermundurenkrieges von Friedr. Doehle. (Leipzig. Verlag Teutonia. 1906.)

Der Moosbauer. Roman aus dem odenwälder Volksleben von Ph. Buxbaum.) (Gießen. Emil Roth.)

„Liebesleute". Von Maurice Donnay. Aus dem Französischen von Stephan Estienne. (Berlin. „Harmonie".)

Aphrodite. Ein Dämmerungstraum von Bruno Felbo. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1906.)

Paukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Von L. Hirschfeld. (Leipzig. A. Cavael. 1906.)

Lebenswege. Silhouetten vom Tage von Franz Wolff. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Mohammed. Drama in drei Akten von Ferdinand v. Hornstein. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 1906.)

Fühlung. Psychologische Dichtungen von Ferdinand v. Hornstein. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Dichterstimmen aus Deutschlands Gegenwart. Ausgewählt von Dr. Max Kullnick. In vereinfachter deutscher Stenographie. (Berlin. Franz Schulze.)

Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben Jesu-Forschung von A. Schweitzer. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch von Otto Frommel. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1906.)

Es steht geschrieben. Sammlung von Bibelworten zur Belehrung, Ermahnung und Tröstung der Christen. 1899 französisch herausgegeben von der Société pour la lecture méthodique de la Bible in Montauban. 1905 in modern deutschen Text übertragen durch Otto Ryß. (Bern. A. Francke. 1906.)

Über den Einfluß des Geistes auf den Körper. Von Dubois (Bern. A. Francke.)

Gymnasium oder Zuchthaus. Ein Vorschlag zur Lösung der Gymnasialfrage von L. Grafenmüllner. (Wien. C. W. Stern. 1906.)

Die Presse und die deutsche Weltpolitik. Von einem Auslanddeutschen. (Zürich. Zürcher & Furrer.)

Photographische Aufnahmen mit selbstgebautem Apparate. (Ravensburg. Otto Maier.)

Unser Hausarzt. Zeitschrift für Gesundheitspflege, naturgemäße Lebensweise, Kindererziehung und Unterhaltung. Redigiert von Wilhelm Sima in Deutschlandsberg und J. Olic in Dekani. Erscheint zweimal monatlich.

(Geschlossen am 9. Juni 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten
11. Heft. August 1906. 30. Jahrg.

Im Verdachte.

Von **Luise Seidl-Derschmidt.**

„Heinrich", sagte der alte Jagl-Schuster zu seinem Sohne, während beide in der kleinen, freundlich hellen Werkstatt emsig drauflos-klopften, „Heinrich, du mußt kleinweis aufs Heiraten denken. Ich werd' alt, die Mutter liegt auf dem Friedhof, und die Nandl, dein Schwester, bleibt uns auch nicht mehr lang. Was meinst?"

Heinrich sagte nichts und nagelte fort.

„So lang ich leb, b'halt ich ja 's Gschäftel selber, aber ich kenns, ich mach's nimmer lang. Aber los auf, wenn du dir eine suchst, so schau nicht z'viel aufs Auswendige! Heutzutag' wissen die Weiberleut' nicht, was sie alles hinaufhängen müssen an G'wand und Putz. Auf das mußt nicht schauen. Da heißts gar oft auswendig hui und ein-wendig pfui! Und da hab ich schon g'nug, wenn eine beim schlechten Wetter über die Straßen geht und hebt den Kittel ein bissel auf — und du siehst die rußigen Unterkitteln und die verhatschten Schuh'. Es ist nicht etwa wegen des Geschäfts, daß ich davon red', o nein! Aber da hat deine Mutter, Gott tröfts, allweil g'sagt: Lieber ein alt's, sauber g'flickts auswendigs Gwand und eine ordentliche Wäsch und ganze Schuh, als wie ein seidenes Kleid und eine z'rissene Pfaid. Drum merk dirs, schau nicht z'viel aufs Auswendige!"

Heinrich schwieg noch immer. Er hatte ein Paar niedliche Mädchenschuhe in der Arbeit und war beschäftigt, dieselben frisch zu besohlen. Der rechte war eben fertiggestellt und der schiefgetretene Absatz hatte seine ursprüngliche Form wieder erhalten. Nun harrte der linke der gleichen Verbesserung. Es waren feine Sommerstiefletten mit Lackbesatz, nicht eben sehr passend für die steinigen Straßen und Wege der Dorfumgebung; daher war auch das Oberleder nicht mehr tadellos, hie und da gesprungen und die Gummizüge gedehnt und abgewetzt.

„Da schau nur so was an!" fuhr der Vater fort, „ist das ein Schuh fürs Land? für ein Häuslmensch? So ein Glumpert! Die, wenns deiner Mutter Tochter gewesen wär', hätt' was inne werden können! Für unser Gegend gehör'n sich Sommer und Winter ein Paar ordentliche Kalbslederschuh ohne Firlefanzerei — nicht so ein Fabriksgfraßt! Da kannst es gleich sehen, Heinrich, was der auswendige Glanz wert ist. Ich sags nochmal und nochmal, auf das mußt nicht schauen!"

Nein, Heinrich kümmerte sich blutwenig um Lackschuhe, Seidenkleider und sonstigen Putz bei den Dirndln. Er kannte die Besitzerin der geschmähten Lackstiefletten schon vom Schulgehen aus, hatte sie aber nie darum angesehen, wie ihre Kleidung war; ja, hätte ihn einmal gäh jemand gefragt, er hätte nicht zu sagen gewußt, ob ihr Röcklein rot oder braun, ihr Schürzlein seiden oder leinen gewesen sei. Worauf er schaute, war ganz etwas anderes.

So war es ihm schon lange aufgefallen, daß des Pfeifenschneiders Angelina in allem das Gegenteil von ihm sei.

Er war groß und hager — das Linerl klein und rund. Seine dichten Haare samt Vollbart zeigten die Farbe des reifen Korns, wogegen Linerls Zöpfe braun waren wie reife Kastanien. Schaute Heinrich mit seinen blaugrauen Augen ernst und sinnend in die Welt, so lachten die haselnußfarbenen Linchens voll Übermut, sprühten wohl hie und da in hellem Zorn und hatten auch „nicht weit vom Wasser gebaut". Sie hatte alles in einem Sackel. Weinen, Lachen, Greinen, Schmeicheln. In der Zeit des Schulgehens hatte er oft mit ihr und den anderen Dorfkindern zusammen Ziegen gehütet. Da hatten alle in den buschreichen, felsigen Hutweiden und Rainen Häuschen und Gärtchen gebaut, Schneckenhäuschen und Steine gesammelt, Beeren und Pilze gepflückt. Heinrichs Töpfchen war stets rein von allem Blattwerk gewesen, seine Heidelbeeren waren noch hell bereimt, wenn er sie nach Hause brachte, dagegen die Linerls halbzerquetscht, voll Tannennadeln und Laub. Sie hatte auch die Gewohnheit gehabt, recht saftstrotzende Beeren zu zerdrücken und den andern Kindern damit das Gesicht zu bespritzen. Im ersten Frühlinge, wenn die Schneeglöcklein und Schlüsselblumen kamen, da war Linerls Jubel groß gewesen. Sie hatte an Blüten so

viel zusammengerafft, daß ihr Händchen den Strauß kaum umspannen konnte, mit gierigen Augen hatte sie den üppigen Wiesengrund überflogen, bedauernd, daß sie nicht alle abpflücken konnte. Aber, wenn die frische Schönheit der Blumen in der warmen Kinderfaust zu vergehen drohte und die Blütenköpfchen matt herabhingen, dann war Linerls Freude daran auch vorüber gewesen.

„Geht, tragt mir mein' Buschen!“ hatte sie gewöhnlich die anderen Kinder gebeten, und, da dieselbe selten Gehör fand, weil jedes seinen eigenen Strauß schleppte, so flog Linerls zuerst so heißbegehrter Reichtum gewöhnlich in den Staub der Straße.

Ähnlich wars im Herbst, wenn die Äpfel und Birnen gereift waren. Da hatte sie ihr Schürzlein oder Körbchen vollgelesen, aber, wie es zum Essen kam, und es sich zeigte, daß viel Winterobst dabei war, welches noch gar nicht gut schmeckte, da biß sie kostend jede Frucht an und verwarf sie wieder. Wohl sah sie dann am Palmsonntage, wenn die Buben mit ihren schön geschmückten „Weihpalmen“ zur Kirche schritten, mit großem Neide auf die gelben und roten Äpfel, die neben Weiden- und Espenkätzchen zwischen Tannengrün an den hochgetragenen Stäben prangten. Da war es auch stets Heinrichs Stolz gewesen, einen der reichsten „Palmbuschen“ zu haben, ganze Kränze von Äpfeln leuchteten von seinem Stabe und gaben Zeugnis von der Enthaltsamkeit des ärmlichen Knaben, der es nicht so leicht hatte, wie die Großbauernbuben mit ihren Obstvorräten, sich diesen Reichtum zu bewahren.

Heinrich war so vertieft in diese Jugenderinnerungen, daß er nicht bemerkte, wie sein Vater das Werkzeug beiseite legte und das Hauskäppchen mit dem Hute vertauschte.

„Ich mach' jetzt Feierabend“, sagte er, „von dir kriegt man eh keine Antwort heut. Hast wieder einmal dein' sinnierenden Tag! Das Gescheiteste ist, du hörst auch auf, oder hast dir das z'nichtige Schuhwerk noch nicht gnug angschaut? Ich geh hinaus zu unserem Kornacker, schaun, ob wir bald schneiden können. Kommst nach?“

„Kann schon sein“, antwortete Heinrich und nahm seine Arbeit wieder auf, „aber zuerst möcht' ich den Schuh noch fertig machen“.

Der Alte ging und Heinrich holte sein Versäumnis durch doppelten Eifer ein. Von draußen drang das Geräusch von Wagengerassel und heiterem Rufen durch die offenen Fenster, denn viele Erntewagen rollten schwerbeladen heimwärts. In der „Sonnseiten“ wurde schon die ganze Woche hindurch Korn geschnitten. Heinrich hörte die Schnitter lachen und singen, konnte sie aber nicht sehen, denn die Werkstattfenster gingen nicht auf die Straße, sondern rückwärts hinaus. Darum blickte er verwundert auf, als plötzlich ein Schatten das Fenster verdunkelte. Ehe er aber noch etwas erkannt hatte, patschte ihm etwas Weiches, Kühles

an die Stirn, und ein ganzer Regen von Kornblumen und Raden überschüttete ihn auf seinem Dreibein. Draußen aber huschte der Schatten wieder weg und Heinrich hörte ein wohlbekanntes Mädchengekicher.

„Sie ist alleweil noch dieselbe", sagte er zu sich, indem er die schönen blauen und roten Blüten sorgsam auflas und wieder zum Strauße fügte. Während er ein Glas aus dem Nebenzimmer holte und die Blumen darin einfrischte, klang vom Fenster der Lockruf „Guku!" und ein lachendes Gesichtchen erschien und verschwand daselbst blitzschnell.

„Ich mach' mirs nicht trabig", lachte Heinrich in sich hinein, „wartest mir ja doch beim Hauseck".

Die Vermutung erwies sich als richtig. Als Heinrich nach geraumer Weile (denn es mußte doch in der Werkstatt ein wenig aufgeräumt werden) aus der Haustür trat, lugte das runde Schelmengesicht Angelinas um die Hausecke. Das Mädchen kam mit federnden Schritten näher. Die Mahnung des Vaters hatte zur Folge, daß sich Heinrich heute zum erstenmale um die Kleidung einer Frauensperson bekümmerte. Dieselbe Angelinas unterschied sich jedoch heute nicht von der allgemein üblichen. Ein Kattunröcklein und Leibchen, ein helles, in den Nacken gerutschtes Kopftuch, eine grobe Schürze, das war alles, was die ausnahmsweise kritischen Blicke Heinrichs erspähen konnten. Die feinen braunen Füßchen waren nackt; über das Maß derselben war sich der Schuster natürlich längst klar.

„Sagst mir gar kein' Dank für die Blumen?"

„Hab eh Arbeit genug g'habt, bis ichs wieder aufklaubt und ins Wasser gstellt hab. Und da schau her, ob ichs nicht estimier!"

Im Knopfloch prangte wirklich eine Kornblume.

„Du, was ich sagen wollt'", hub Linerl wieder an, „am Donnerstag ist beim Raimetzhofer z' Kastendorf Schnittertanz. Ich geh' hin und mein Vater auch, der nimmt seine Ziehharmonie mit. Da wollt' ich dich fragen, ob du auch kommst? Und ob ich meine Schucherl fertig haben kann bis dahin?"

„Die Schuh kriegst morgen, und wenns mir ausgeht, so kanns schon sein, daß ich zum Tanz komm. Aber jetzt b'hüt dich Gott! Ich muß auf unsern Acker hinausschauen!"

Heinrich schritt die leicht ansteigende Bezirksstraße hinan und entschwand den nachschauenden Blicken des Mädchens bei der nächsten Biegung.

Dieses stand noch bei der Haustür des Jaglschusterhäusls, finsteren Blickes mit unmutiger Stirn.

„Da geht er wieder dahin und wär doch so schön Gelegenheit gewesen zum Plaudern und Ausreden. Hab' alleweil glaubt, der Alte ist schuld und er fürcht' ihn; und heut' hab ich doch den Jaglschuster begegnet und habs gewußt, daß Heinrich allein ist. Aber — — —"

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen.

„Wenn ich wüßt', was ich anheben muß, damit ich ihn nicht so gern hab! Aber Tag und Nacht muß ich an ihn denken. Andere Buben wären genug da und z'tod froh, wenn man ihnen ein G'hör schenken tät, nur der stolze Ding da — — —!"

Gesenkten Hauptes blieb Linerl stehen. Die Abendsonne beleuchtete das Schusterhäusl mit rosigem Lichte. Es war ein ganz liebliches Nestchen! Ein ebenerdiges Häuschen mit Giebeldach, an den kleinen zahlreichen Fenstern buntblühende Geranien und Fuchsien, rechts und links von der Haustür je ein sorgsam gepflegter Zwetschkenbaum auf Spalieren, die grün angestrichene Hausbank lang und bequem, wie schön müßte es sich da ruhen, wenn man tagsüber gewaltet hatte — als Hausfrau.

„Ah was, Dummheiten!" Zornig riß Angelina an dem Kopftuche, das sich verknüpft hatte.

„Heimgehen tu ich!"

Sie mußte die ganze langgestreckte Ortschaft durchschreiten, denn Heinrichs Vaterhaus lag an dem einen, das ihrige an dem anderen Ende des Dorfes.

Hinter ihr zog eine lachende Schar Burschen, die das Zwiegespräch zwar nicht belauscht haben konnten, aber doch aus der Ferne das Zusammenstehen der beiden beobachtet hatten. Sie sangen spottend:

's Dirndl geht fischen
Herbei und herdan,
Hat a schlechts Köder g'habt:
Beißt koaner an.

* * *

Beim Raimetzhofer wurden Vorbereitungen zum Schnittertanze getroffen. Während die Bäuerin den ganzen Tag in der Küche beschäftigt war, die „Schnitterkrapfen" in unendlicher Anzahl zu backen, schmückte die Haustochter des Abends die Stube mit Tannenkränzen und Blumensträußen und räumte Tische und Stühle hinaus; der Tanzsaal war fertig. Bald rückten auch die Schnitter an und die eingeladenen Nachbarn.

Das reichliche Abendessen wurde im Hausflur eingenommen, doch daran nahmen nur die Hausleute teil. Die tanzlustige Jugend trachtete, fertig zu werden und mahnte den Musikanten: „Fang an!"

Der Jaglschuster-Heinrich war auch schon da und natürlich auch des Pfeifenschneiders Angelina. Diese tribulierte ihren Vater am ärgsten: „Tu weiter, einen Lustigen spiel auf!"

Sie trug heute anläßlich des ländlichen Festes ein ganz modern geschnittenes helles Kattunkleid, welches in langen Bahnen bis an den

Boden reichte und nur die Spitzen der neuhergerichteten Lackstiefletten hervorgucken ließ. Sie war aber keineswegs die Einzige, welche sich städtisch trug, vielmehr hatte sich die „Stadtmode" schon sehr unter den jüngeren Mädchen eingebürgert. „Narrisch ists", sagte die Raimetzhoferin, „die Bauernmenscher tragen ein' Neumodikittel und die Stadtfrauen kommen im Bauerngwandl daher, wenns da in unsere Berg spazieren gehn. Es ist die verkehrte Welt!"

In Angelinas rotem Ledergürtel steckte ein dicker Kornblumenstrauß. Die Blicke des Mädchens suchten sehnsüchtig nach der schlanken Figur Heinrichs und verfolgten diesen während des ganzen Abends.

Ihre heimlich gehegte Hoffnung, daß er sie heute als Lieblingstänzerin bevorzugen werde, erfüllte sich nicht. Er war kein leidenschaftlicher Tänzer, dagegen Linerl sehr umworben. Gern sah er ihren zierlichen Bewegungen nach, wenn sie am Arme eines andern vorbeihuschte. Hierbei traf ihn auch jedesmal ein langer Blick. Derselbe suchte in die hellen Augen Heinrichs zu dringen, um einen Gegenblick daraus zu erhaschen, oder gegenteiligen Falles argwöhnisch zu erspähen, w e r etwa seine Aufmerksamkeit im erhöhten Maße in Anspruch nähme. Dann vergewisserte sie sich, ob die Kornblume, die sie ihm heute aus ihrem Strauße gespendet, noch im Knopfloche stecke. Ihr Herz pochte in leidenschaftlicher Erregung.

Das Herumspringen mit den anderen Buben war ihr mehr als gleichgültig, es wurde ihr zur Qual, denn jeder Tanz, zu dem sie einer nahm, schien ihr wie ein Raub am erhofften Glücke.

Die Zeit schritt vor und der ermüdete Musiker machte eine Pause. Rastend saß er im Hausflur und sprach dem Mostkruge und den Krapfen eifrig zu, die ihm die Hausfrau reichlich zur verdienten Labe gespendet hatte. Auch die jungen Leute hatten die Tanzstube verlassen und wandelten paarweise im Flur, hie und da von dem kreisenden Mostkruge trinkend oder beim großen Ahorntische Halt machend, allwo ein Laib Brot und eine Schüssel Krapfen für die Atzung der Gäste aufgestellt war.

Heinrich dagegen hatte sich aus dem Stubendunste ins Freie geflüchtet und saß auf der Hausbank, die Ruhe der mondbeschienenen Wälder, das Konzert der zirpenden Grillen und Heuschrecken sagte ihm besser zu als die „narrische Hupferei". Doch seine selbstgewählte Einsamkeit war von keiner langen Dauer, denn das gekränkte Mädchen hatte sein Verschwinden wohl bemerkt und schlich ihm nach. Als sie ihn da friedlich sitzen sah, ohne gefährliche Gesellschaft, wie sie schon gefürchtet hatte, blieb sie vor ihm stehen und fragte:

„Wie unterhaltst dich denn heut? Ists nicht zu langweilig, das Zuschauen?"

„Mir ist nicht zeitlang, ich schau gern zu. Und bei dir könnt man ja schier nicht ankommen, so schnell bist immer wieder verstellt."

Ja, wenn man nicht will, dachte sie, sagte es aber nicht; vielmehr näherte sie ihr Köpfchen seinem Ohre und flüsterte: „Wenn du willst, mit keinem tanz ich mehr, als mit dir allein. Mich freuts sowieso nicht mit den andern. Nicht ein bissel!"

Heinrich sah, wie ihre Lippen zuckten, wie das Füßchen aufstampfte, und wunderte sich, wie das Gesichtel neben ihm so herzig trotzig aussah.

„Ich sollt schon recht harb sein auf dich", fuhr sie eindringlich fort, „weilst dich gar nicht umschaust um mich. Gar nimmer sollt ich dich anschauen."

„Wär mir z'wider!" sagte nun endlich Heinrich lächelnd, „schaust eh schon eine Weil' nach der Nasen hinab. — Aber jetzt möcht ichs justament probieren, ob du mir folgst, wenn ich sag: „Schau mich an."

„Ich kann nicht", sagte sie und wandte das Gesicht ab.

Er nahm sie jetzt an beiden Händen.

„Ich wills aber! Grad auf der Stell' schaust mich an!"

Wie nun Angelina langsam die gesenkten Lider hob, stürzten zwei schwere Tropfen über die runden Wangen, er sah sie im Mondlichte glänzen und verschwinden.

Heinrichs Herz ergriff heißes Mitleid. Er hatte sich nie viel gedacht bei ihren oft drolligen Gunstbezeugungen, sie war ihm nichts gewesen als eine lustige Kameradin von Kindheit an, aber, was er nun sah, das öffnete ihm auf einmal die Augen. Sekundenlang ließ er seinen Blick in dem ihren ruhen, dann schlang er den Arm um ihre Mitte. Sie reichte ihm nicht einmal bis an die Schulter und versteckte nun ihr Gesicht an seinem Ärmel, leise schluchzend.

Da tönte von drinnen aufs neue die Ziehharmonika.

„Geh, sei gscheit und lustig, Linerl", sagte er aufstehend, „komm tanzen! Und es bleibt dabei, heut tanzt d' mit keinem andern mehr als mit mir."

Linerl stieß einen Jubelruf aus. Sie faßte im dunklen Flur Heinrichs Hand und legte ihre glühende Wange daran und die noch feuchten Augen.

Eine seltene Weichheit erfaßte das ganze Wesen des sonst so übermütigen, launischen Mädchens. Während sie die nächsten Tänze in Heinrichs Arm beglückt genoß, war ihr, als hätte sie Flügel, als verschwinde die bescheidene Bauernstube und dehne sich zu einem paradiesischen Raume aus; die andern Mädchen und Buben waren nicht mehr vorhanden für sie, sie sah nur auf in Heinrichs freundliches Gesicht, das meist halb abgewandt war, denn die Stube war voll und es galt Anstößen geschickt auszuweichen. Manchmal jedoch hielten sie inne und gingen mit

verschlungenen Armen rundum, um zu rasten. Dann fand Angelina, die das Glück fast sprachlos gemacht hatte, wieder Worte. Das war nun ein kosendes Flüstern, ein zages Fragen, ein stürmisches Beteuern! Alles Liebesleid und Bangen der letzten Zeit strömte ihr aus dem beengten Herzen, befreiend, beseligend.

Und glich dieses heftige, junge Mädchenherz einem überschäumenden Bächlein nach dem Gewitter, das rauschend und schwatzend vom Berge springt, in hohen Wellen aufspritzt und zerstäubt, so war Heinrichs Seele mehr einem ruhigen klaren See vergleichbar, der sich freut, das tolle Waldkind aufzunehmen und gleichfalls zur Ruhe, zur Klarheit, zum Ausgleiche aller Unebenheiten zu bringen.

Wie hätte es ihm nicht schmeicheln sollen, daß das herzige Kind ihn so rückhaltlos allen andern vorzog? Daß sie sich gegrämt, daß sie geweint hatte um ihn?

Das Mitleid ist stets ein starker Vorkämpfer der Liebe, zumal bei Heinrichs Wesen, das bei aller Charakterfestigkeit sanfter und weicher war, als sonst gewöhnlich bei Männern seines Alters, verdrängte es bald alle andern Gefühle und leise aufsteigenden Bedenken, und gipfelten in dem Vorhaben, dieses anschmiegende Dirnlein, das sich nach seiner Liebe sehnte, glücklich zu machen.

„Komm, tanzen wir wieder!" schlug er vor, es wird eh der letzte sein, hat dein Vater gesagt." Er hielt die kleine Gestalt fest, fast schwebend, daß ihre Fußspitzen kaum den Boden berührten. Und wieder umfing der wonnige Glücksrausch die Sinne Angelinas.

* * *

Den Sommer über sah man in der Werkstatt Heinrichs am Fensterbrette allezeit ein Glas mit eingefrischten Kornblumen stehen. Eine nach der andern war dazu auserlesen, in des jungen Meisters Knopfloch zu verblühen. Sein Liebchen hatte ihn darum gebeten und sorgte dafür, daß der Strauß immer erneut wurde, wenn der Vorrat ausging.

„Damit ich allezeit und überall, wo ich dich begegne, sehen kann, daß du an mich denkst und mich ein bissel gern hast", hatte sie gesagt. „Denn an dem Tag, wo für mich die schöne Zeit ang'hebt hat, haben wir auch solche Blumen getragen — und — blau ist die Treue."

* * *

Die Blütezeit der Cyanen aber und mit ihr die Sommerszeit ging vorüber und der Herbst brachte nicht nur das allgemeine Scheiden, Verwelken und Entblättern in der Natur — auch für Angelinas Liebesglück kam eine trübe Zeit.

Ihr Vater hatte aus Geschäftsrücksichten das Häuschen verkauft und wollte sich zwei Stunden südwärts ansässig machen. Diese Eröffnung rief bei dem Mädchen einen Ausbruch der Verzweiflung hervor.

Sie schrieb sofort einige Zeilen an Heinrich, die ihn am Abende zur „Kathrinakapelle“ bestellte. Dorthin eilte auch sie, sowie sie ihren Vater bei seinem gewohnten abendlichen Glas Bier im Brauhause wußte. Sie mußte noch eine Weile warten, bis Heinrich kam. Als sie endlich im dämmernden Abend seine Gestalt erkannte, flog sie ihm entgegen und klagte ihm weinend, daß sie nun von ihm scheiden solle.

„Geh, sitz nieder und laß uns vernünftig überlegen“, schlug er vor.

„Mit der Vernunft allein werden wir nicht auskommen, denn ich muß dirs sagen, daß du dich jetzt ausdrücken mußt, ob du mich wirklich magst und nimmst, oder ob ich bloß ein Spielzeug für dich gewesen bin.“

„Ein Spielzeug!“ wiederholte Heinrich kopfschüttelnd, „Linerl, das glaubst selber nicht. Denn, wenn du nachdenkst über alles, so mußt mir das Zeugnis geben, daß ich mit ernsthaften Dingen nicht spiel! Bleib nur du mir treu, dann wirds schon recht werden.“

„Kannst mich auf der Stell' heiraten?“

„Wenn's auf mich allein ankäm, kunnt's auch auf der Stell sein. Aber du weißt, ich häng noch derweil von mein' Vatern ab. Und, wenn du gleich jetzt fortkommst, so bist ja nicht aus der Welt; s wird wohl nach ein paar Jahrln auch noch bald genug sein.“

Angelina sprang auf. „Du willst mich nicht verstehen. Wenn du mich jetzt nicht heiratst, dann bleibt sichs gleich, obs d' es in 5 oder 10 Jahren tust oder ganz bleiben laßt. Hast denn kein' Kennstdichaus?“

Jetzt stand auch Heinrich auf.

„Ah! So ist's gemeint? Wohl kenn ich mich aus jetzt, so mein ich. Ich mach' keinen Schelmen, da kannst sicher sein. Heut noch red' ich mit mein' Vatern, und wenns ihm recht ist, so kommen wir morgen alle zwei zu euch um die Braut. Und wenn er's nicht zugibt, dann mußt halt warten.“

„Warten! Das ist leicht gsagt! Leicht für dich, weil du nichts z'tragen hast von der Schand und dem Spott und allem Elend, was dran hängt, und das alles das Weiberleut allein trifft. Ihr Mannsbilder fragt nichts darnach, an euch bleibt nichts picken. Aber wenn's unsereins ins Unglück bracht habts, — — —

Angelina verstummte, denn Heinrich hatte sie erzürnt beim Arm gepackt und geschüttelt.

„Das sagst mir nimmer! Sonst müßt ich vergessen, daß d' ein Weib bist. Ich will kein' Zank — aber, das Wort Unglück will ich nimmer hören. Du wirst's selber am besten wissen, wer von uns zweien

das andere gsucht hat. Drum nur kein' Vorwurf, der tät dir schlecht anstehen. Jetzt geh heim, morgen, so hoff ich, komm ich um dich."

Heinrich ging heim und fand seinen Vater daselbst bei dem Lämpchen sitzend und lesend.

„Guten Abend, Vater!"

„Auch so viel!"

„Hat der Vater schon ein Nachtmahl g'essen?"

„Ja, eine anbrennte Mehlsuppen hat mirs Nandl hergstellt, weil's selber eine Anbrennte ist, die beim Liebsbriefschreiben aufs Kochen vergißt. Wenn die net gscheiter wird, dann ist der Schattleitner auch nicht z'neiden, wenn er sie kriegt. Wenn ich mir doch eure Mutter ausgraben kunnt!"

„Vater, schau, leicht könnts noch ein anders Mittel geben, daß d' zu der gewohnten Ordnung kämst."

„Bub", rief der Alte freudig und nahm Heinrichs Rechte, sollt ich dich recht verstehn? Willst du mir eine Schwiegertochter bringen? Mein Wunsch wär's lang, aber du hast ja bisher nie g'hört darauf."

„Ja, Vater, ich tät bitten um G'hör für mich und mein Dirndl. Hört mich an, Vater!"

Nicht ohne Stocken, aber ohne Beschönigung und Umschweife gestand nun Heinrich seine Liebe zu Angelina, verschwieg auch nicht, daß es wohl geboten sei, die eheliche Verbindung zu beschleunigen."

Der Schusterjagl hörte den Sohn ohne zu unterbrechen an, er geriet nicht in Zorn, wie er gefürchtet hatte, aber er sagte nach einer Pause fest und langsam: „Heinrich, die nimmst nicht!"

„Vater, muß ich denn nicht?"

„Gar nichts mußt! Oder, wenn du schon vom Müssen redst, so ists, daß du für dein Kind sorgst und zahlst, wie sich's gehört; denn, hör mich an: Ein Übel ist schon da, das habts euch selber angricht, mach du kein größeres zweits dazu, dieweil du die heiratst. Ich hab mir an dem Fludribusch gsehen gnug. Sowas, Heinrich, heirat' man nicht. Glaub's wohl, daß es ihr leicht gewesen ist, dich auf ihr Seiten zu bringen. Du mit dein Sinnieren und Studieren gehst ja zeitweis herum, wies Nanderl im Traum. Möcht wetten, sie hat auf dein weichs Herz ein' Ansturm gemacht und du bist eingangen wie die krawatisch' Leinwand. Kindskopf, du großer! Ein anderer wie du tät halt sein' Gspaß haben und hinterher auslachen — aber heiraten! — nein, eine solche Nachfolgerin darfst deiner wirtschaftlichen Mutter nicht geben!"

„Vater, s Dirndl hat mich gern, sie ist noch jung und ich werd' mirs schon ziehen."

„So! Redst du auch das alte Geschwätz nach, daß eine mannbare Dirn noch zum Ziehen sein soll? O Buben, bild's euch das nicht

ein! Mit'n Ziehen, da heißts früher anheben, nicht vom Traualtar weg. Wenn eine mit zwanzig Jahren noch kein' rechten Charakter und Wirtschaftssinn hat, so kriegt sie ihn ihr Lebtag nicht. Und die Pfeifenschneiderdirn ist ein Unbestand, da magst sagen, was du willst."

„Ich tät halt doch bitten, Vater, es ist ja auch wegen der Leut!"

„Schau, schau! Wegen der Leut! Das Wort verrät mir viel. Also nicht aus Lieb zum Dirndl, ohne dem du nicht leben magst, willst heiraten, nicht von einwendig drängt's dich? Bloß wegen der Leut? — Ich sag dir was, du hast sie ja gar nicht gern. Das hat sie dir nur vorgesagt und du hasts schließlich selber glaubt."

„Vater, da tut ihr mir und ihr doch Unrecht. Ich hab sie gern, wenn ich gleich zugesteh, daß ich vielleicht auf sie nicht verfallen wär, wenn sie mirs nicht hätt' z'kennen geben, daß sie mich mag. Aber ich hab g'sehen, sie hängt mit Leib und Seel an mir und wird unglücklich, wenn ich sie verlaß. Wie oft hat so ein verzagts Weiberleut sich selber was antan oder dem Kind. Und die Schuld möcht ich nicht auf mich laden."

Der Alte ging einigemale erregt von der Stube in die Werkstatt und wieder zurück.

„Ein bissel will ich handeln lassen —", sagte er endlich, aber davon geh' ich dann nimmer ab. Was du sagst, hat was für sich. Du sollst dein Gewissen nicht beschweren. Aber die Bedingung mach ich: Ein Jahr von heut ab wird g'wart. Seids dann noch desselben Sinns wie heut, so versag' ich meine Einwilligung nicht. Sie mag sich derweil auslöffeln, was sie sich einbrockt hat, wird nicht z' Grund gehen, wenn sie in Treu und Glauben auf dich bauen kann. Hats nicht jede so gut! Dann, meintswegen, übergeb' ich dirs Häusl und 's Geschäft, — eher nicht."

Der Alte reichte dem Sohne die Hand.

„Schlag ein, Heinrich, sollst nicht sagen, daß d' ein' hartherzigen Vater hast. Bist mir ja immer ein folgsamer, guter Sohn gewesen, drum ist mir ja um sonst nichts zu tun als um dein Glück!"

Heinrich legte zögernd seine Rechte in die Hand des Vaters.

„Mir erbarmts Dirndl."

„Die Probezeit wird ihr nicht schaden. Sie soll sich einen so braven Mann — und den kriegts in dir — erst ein bissel verdienen!"

*
*   *

Ein halbes Jahr nach dieser Unterredung kam ein Brief an Heinrich, daß ihm ein Söhnlein geboren worden sei.

Ehe der Pfeifenschneider in seinen neuen Wohnort Oberhüttl gezogen war, hatte er mit dem alten Jaglschuster eine lange Unterredung gehabt,

und die beiden Väter waren einig auseinandergegangen, so „fuchsteufelwild“ ihnen auch im Anfang innerlich zumut gewesen war.

Ersterer sah es nun als ein Glück an, daß seine Tochter, die arm war wie eine Kirchenmaus, „auf ein Häusl“ kommen konnte und fand sich in die ausbedungene Wartezeit ohne viel Sträuben. Er kannte den alten und den jungen Meister und sagte sich, daß beide ehrenhafte Leute seien und letzterer wohl verdiene, daß man ihm zuwarte. Kannte er doch auch seinen „Fahr-ums-Eck“, wie er Linerl nannte, und wußte, daß eine feste männliche Hand wohl der einzige Schutz sei, der ihrem oberflächlichen Wesen zum Heile gereiche.

Also, ein Söhnlein!

Heinrichs Antwort war, daß er am nächsten Tage, es war ein Tag vor dem Palmsonntage, nach Oberhüttl wanderte, um Mutter und Kind heimzusuchen. Dies rechnete ihm der Pfeifenschneider hoch an und sagte damals — und noch oft später — zu seiner Tochter: „Dirndl, dir grat's! So ist nicht jeder; andere ducken und schämen sich, zuzugestehen, was nimmer anders wird und lassen das „Gegenteil“ alles Kreuz allein tragen. Der hat sich am ersten Tag offen bekannt, daß er zu euch g'hört, der verlaßt euch nicht! Bei dem kriegst es gut.“

*
*   *

Am Palmsonntage waren alle Gasthäuser im Dorfe voll. Auch der Pfarrer hatte sich, wie er es täglich gewohnt war, zur Nachmittagsstunde eingefunden und saß bereits beim Tarock.

Der „Herrentisch“ in der Ecke glänzte in tadelloser Politur, die Geldschalen standen daselbst, wogegen die Biergläser auf die Bänke und Sessel herabgestellt worden waren. Denn dieselben würden irren beim Spiele und wohl gar Tisch und Karten naß machen.

Der Wirt und Bräuer spielte nur, wenn gar kein anderer Spieler vorhanden war, er hatte kein Interesse und zog sich sofort zurück, wenn er irgendeinen der Gäste erblickte, der seine Stelle einnehmen konnte. Gewöhnlich suchte er sich zum „Einsitzen“ irgendeinen ärmeren Mann aus, der seine Kreuzer zusammenhalten mußte und aus Sparsamkeitsrücksichten sich den Luxus eines Spieles nicht oft gönnen konnte. Wie oft spielte da ein armer Teufel mit des Bräuers Geld, sich zum Vergnügen, dem andern zu Nutz oder Schaden, gleichviel! Darnach fragte der reiche, großmütige Mann nicht, er schenkte auch den Spielgewinn weg, „für die Mühe“, wie er lachend sagte.

Heute war auch Heinrich unter den „Kibitzen.“

Dieser gehörte nun nicht zu solchen, die eines Almosens bedürftig waren, oder die sich nicht ein Spielchen hie und da erlauben konnten. Aber „zusammenhalterisch“ veranlagt war er auch, daher sah er lieber

zu, und heute, im Bewußtsein seiner neuen Vaterwürde und seiner bevorstehenden Vaterpflichten hatte er sich Enthaltsamkeit auferlegt, obwohl er sonst sehr oft Partner bei dem „Herrentischspiel“ gewesen war.

Wie ihn daher der Bräuer erblickte, stand er auf und winkte ihm.

„Geh' Heinrich, tu mir den Gefallen und sitz' ein! Ich hab sowieso keine Zeit, die Kellnerinnen richtens heut' nicht, ich muß einschenken helfen und der Bräubursch deut' mir eh schon alleweil. Muß am Dörrboden nachschauen, daß doch der Malzkeim nicht glosend wird bei der Röhrn.“

So setzte sich Heinrich an des Bräuers Stelle. Er war schon oft hier Mitspieler gewesen, darum wunderte sich alles, da der Pfarrer dem Bräuer nachrief:

„So bleibens doch da, Bräuer, das Tauschen ist nichts, die gleichen Spieler sollen beisammenbleiben!“

Heinrich fühlte, das ging auf ihn, der Pfarrer wollte mit ihm nicht spielen. Darin bestärkte ihn mehr als ein unwilliger Blick und als das Spiel noch nicht einmal zu Ende war, stand Hochwürden auf.

„Zahlen! Gscheiter, man geht heim!“

Und verließ weit vor der üblichen Zeit den Stammtisch. Dieses auffallende Benehmen befremdete allgemein, es herrschte einen Augenblick peinliches Stillschweigen in der Stube.

„Was hat er denn heut?“

„Dem paßt irgendwas nicht!“

„Heinrich, bist in Ungnaden gefallen.“

„Wirds halt schon wissen, die Neuigkeit aus Oberhüttl!“

„Mach dir nix draus!“

So ging die Rede durcheinander, als der erste Bann der Überraschung von den Gästen gewichen war.

Dann aber fand sich die alte Unterhaltung wieder ein, man ging „zur Tagesordnung“ über, es fand sich auch bald ein vierter Spieler.

Heinrich war dessen froh, weil ihm das Tarock über die eben erlittene Beschämung hinweghalf und er nicht Zielscheibe weiterer Spottreden wurde, wie selbe jungen Vätern in seiner Lage selten erspart bleiben, weniger aus schlechter Absicht, wie aus harmloser Neckluſt.

Aber im Innern wurmte ihn des Pfarrers rücksichtslose Art nicht wenig; er nahm sich vor, bei Gelegenheit um den Grund zu fragen.

An den Nebentischen zechten, schrien und stritten die Bauern und Burschen; jeder hatte schon reichlich genug. Wie der Abend vorrückte, traten die weiter entfernten Gäste den Heimweg an, so daß zuletzt nur noch drei „Nachzügler“ zurückblieben: Heinrich, der heute ausnahmsweise über seine gewohnte Zeit blieb, geärgert über die erlittene Taktlosigkeit; als zweiter ein junger Bäckerssohn, der schon reichlich „auf“

hatte und als dritter ein wolsituierter Dorfbauer, dessen gehobene Stimmung sich abwechselnd auf dreierlei Weise äußerte.

Erstlich in zehnmaliger Wiederholung derselben Behauptung, sodann in einem greulichen Gegröhle, das er „Singen“ nannte und das, wenn die Kräfte erschöpft waren, in dröhnendes Schnarchen überging.

„Seids — eh — lauter — Hungerleider — gegen mich, — habts — eh koan Geld, — i — i — bin der Gstottenbauer, — wer mi kennt, — der — woaß's, — da schauts her! — Tausend — Markl — hab i — in der — Briaftaschen; — hab in — Boarn drent — an — Handl g'macht, — Hungerleider — übereinander!“

I bin eng a Kerl,
A Million stöckt in mir!
Und i wett' um die halb,
Daß i d' ganz kriagen wir.

Der Jodler des Schnaderhüpfels verlor sich in ein Gemurmel und bildete den Übergang zum dritten Stadium: der Gstöttenbauer schlief und schnarchte auf seinen Fäusten.

Die Bräuerin kam herzu und redete Heinrich an: „Wie wird der heut heimfinden? Schuster, du hättst denselben Weg, tätst ein guts Werk, sonst bleibt er uns da liegen. Dem Seppl da — sie wies auf den Bäckerburschen — kann ich ihn ja nicht allein anvertrauen, der ist z' jung und z' schwach und möcht ihn nicht erschleppen. Du Heinrich bist nüchtern, hab dir nur drei Halbe Bier eing'schenkt. Nehmts ihn miteinander unter die Achsel, vielleicht möcht ihr ihn heimzerren!“

„So geh' Seppl!“

Heinrich stieß den sechzehnjährigen Bäckerssohn mit dem Ellbogen an und beide machten sich nun an das schwere Werk, den sternhagelvollen Gstöttenbauer vom Sitze auf und zur Stube hinauszubringen.

Damals fiel Ostern in den Monat März. Die Höhenlage des Dorfes, in dem der Vorfall spielt, ist eine bedeutende, Nord- und Weststürme haben freien Zugang, daher sind „weiße Ostern“ daselbst keine Seltenheit.

Ganz ungewöhnlich lange aber hielt diesmal der Nachwinter an. Vor den Häusern lagen noch metertiefe Schneewehen, die durch Regen und zeitweilige Fröste zu steinharten Eismassen zusammengefroren waren. Auch auf den Dächern lag stellenweise noch Schnee, und das Abrutschen dieser „Lawinen“ war nicht ungefährlich. Darum war es, daß Heinrich zu seinem Genossen sagte:

„So Seppl, heraußt hätten wir ihn. Halt dich hübsch in der Straßenmitten, sonst, wenn eine Lahn vom Dach rutscht, mögen wir unsern Helden da noch ausgraben, denn selber wutzelt sich der nimmer heraus, wie Der heut' gstellt ist.“

Der Weg zum Gstöttenbauernhof war nicht weit, nur einige Häuser oberhalb der Brauerei. Trotzdem war es keine Kleinigkeit, diese Strecke zurückzulegen, denn hatten sie den Bauer eine Weile vorwärtsgebracht, so sank er wieder zusammen, und unversehens riß er ihnen plötzlich aus, so daß Sepp in den Schnee taumelte und Heinrich sich nur mühsam aufrecht erhielt. Der Trunkene aber wackelte zum nächsten Hause, um einem der heutigen Zechbrüder noch eine „Gute Nacht" durchs Fenster hinein zu geben. Er wischte mit dem blauroten Sacktuche an den Fensterscheiben.

,,Stöffelhans, hast auch noch ein Licht? Hast Recht, daß d' heimgangen bist, leg dein' Weib ein' braven Mann ins Bett! Ich geh auch jetzt!"

In diesem Augenblicke fiel tosend der Schnee vom Dache, gerade neben dem nächtlichen „Fensteler" niederfahrend. Dieser kam glücklicherweise mit dem bloßen Schrecken davon, obwohl er, vom Luftdrucke aus seinem labilen Gleichgewichte gebracht, sich unfreiwillig in den Schnee hatte setzen müssen.

„Hab ichs nicht g'sagt", rief Heinrich hinzueilend, „jetzt werden wir unsere liebe Not haben, ihn wieder auf die Füß' zu bringen. Seppl, hilf!"

Das große Werk war endlich doch gelungen, und das heimatliche Haustor hatte sich hinter dem Besitzer desselben geschlossen.

„Jetzt müssen wir noch warten", meinte Heinrich, „bis er Licht macht, sonst bleibt er am End' im Vorhaus liegen und erfriert. Heut wirds eh wieder saukalt."

„Ja, und wenn sein' Mutter heut' aufblieben ist, kriegt er noch sein' Radi, denn das ist eine Lötzmäulige!"

Seppl schien Recht zu haben.

Die beiden Lauscher sahen, wie im Hause Licht gemacht wurde und eine in Tücher gehüllte Frauengestalt der Stubentür entgegenschritt. Wie der Sohn schwerfällig hereintappte, erhob sich allsogleich ein Gekeife und Greinen, von dem zwar die zwei nichts verstehen konnten, doch sprachen die Geberden ohnedies soviel als Worte.

Die Alte griff dem Sohne alle Säcke aus, rang die Hände, suchte wieder und geberdete sich ganz verzweifelt. Dann kamen beide schreiend auf die Gasse und drangen auf die zwei Burschen ein:

„Das Geld gebts her! Ihr müßt das Geld haben!" Den Gstöttenbauer schien der Schreck ganz ernüchtert zu haben.

„Im Wirtshaus hab' ich die Brieftaschen noch herzeigt, 's ist sonst niemand mehr drin g'wesen und bin zu niemand mehr kommen, als zu euch zweien! Gebts es her! Ihr müßts das Geld haben!"

Er wollte Heinrichs Taschen untersuchen. Doch dieser stieß ihn zurück.

„Gstöttenbauer, das laß bleiben! Ich weiß nichts von dein' Geld, und von dir laß ich mir nicht in Sack greifen. Zum Bäcker geh'n wir hinauf, das sind ordentliche Leut, dort sollens uns meinetwegen aussuchen. Und morgen zeig' ich die Sach' der Gendarmerie an."

Das Geschrei hatte Menschen auf die Straße gelockt, und das geheimnisvolle Verschwinden des Geldes war bald in aller Munde.

Beim Bäcker wandte Heinrich seine Taschen.

„Ich müßts nicht tun — das wär ich nur einem Gendarmen schuldig, aber ich tu's freiwillig. Mit dem Sepp da — er wies auf den Burschen, der, überwältigt von Rausch und Schlaf, samt den Kleidern auf ein Bett hingesunken und friedlich entschlummert war — mit dem Sepp da werds nicht viel Müh' haben, der wehrt sich auch nicht!"

Die Untersuchung ergab kein anderes Resultat, als daß ein paar Taschenmesser, Tabacksbeutel, kleine Geldtäschchen, Sacktücher und Uhren auf des Bäckers Tische lagen.

Die große Brieftasche mit dem bayrischen Gelde hatte sich nicht gefunden.

Es blieb nichts übrig, als daß sich alle Beteiligten nach Hause zur Ruhe begaben, Heinrich mit dem festen Vorsatze, der Gendarmerie morgen die Mitteilung zu machen. Es war eine schlimme Nacht für den jungen Mann, der bisher in der Achtung und Wertschätzung aller gestanden war. Er vermied es, seinen guten Vater zu wecken.

„Erfährt es ohnedies bald genug", dachte er, „warum soll ich ihn um den schönen Schlaf bringen? Wer weiß, wie viele schlaflose Nächt nachfolgen werden?"

Mit dem frühesten erhob er sich, um nach dem benachbarten Markte zur Gendarmerie zu gehen.

Vorher aber wollte er seinen Schicksalsgenossen Sepp abholen. Da er dabei auch an dem Gstöttenbauernhofe vorbei mußte, traf es sich, daß die alte Mutter desselben bereits aufgestanden war. Es schien Heinrich, als ob sie sich nicht gerade zufällig auf der Straße zu schaffen mache. Denn kaum hatte sie ihn erblickt, als sie auch schon auf ihn zutrat und ihn beschwor, doch um Gottswillen von der Anzeige abzustehen.

„Wer weiß, wo 's der Hans verstreut hat; laß es gehn, es wird weiter nichts mehr davon g'redt werden!"

Aber Heinrich hörte die Alte kaum an, sondern ging ins Bäckerhaus, um Sepp aufzuwecken, der sich nur schwer aus der süßen Ruhe bringen ließ. Der arme Junge sah übel aus, alle Zeichen eines gewaltigen Katers zeigten sich auf seinem blassen Gesichte.

„Steh' nur auf und geh mit, die frische Morgenluft wird dir gut tun. Den Schimpf lassen wir nicht auf uns sitzen!"

Während sich der Halbverschlafene wusch und ankleidete, brachte dessen Mutter ein „Gschnoatel“, eine saure Suppe mit geschnittener Lunge und anderem Eingeweide.

„Das eßt’s, das macht einen guten Magen!“

Sepp fiel darüber her und verschlang die warme Speise, auch Heinrich, der noch nüchtern war, ließ sich nicht lange nötigen.

Zufällig begegneten die beiden auf dem halben Wege den Gendarmeriewachtmeister.

Heinrich hielt ihn an und erzählte den ganzen Vorgang. Der Wachtmeister strich sich nachdenklich den Bart.

„Wenn ich euch zwei nicht kennen tät’ als ordentliche Burschen, müßt’ ich euch sofort mitnehmen. Wie ich aber weiß, ist das nicht nötig — und ich muß halt jetzt hinauf und den Bauer vernehmen. Was weiter daraus wird, kann ich nicht sagen.

So kehrten alle drei nach dem Dorfe zurück.

Die Aussage des Gstöttenbauern wich von der milden Auffassung seiner Mutter wesentlich ab. Er wollte nichts wissen von einem „Verlorenhaben“, sondern blieb steif und fest bei dem Verdachte, einer der beiden Begleiter müsse sein Geld haben.

„Wie viel Geld wars, und wie hat die Brieftaschen ausg’schaut?“ fragte der Gendarm.

Da zeigte es sich, daß der Bauer selbst nicht ganz klar darüber war. Er rechnete eine Weile.

„Tausend Mark hab’ ich eingenommen, eine Kuh hab’ ich ’zahlt — die Zech — ich kunnts wirklich nicht aufs „Aigumentl“ sagen — so bei sechshundert Mark werden wohl noch drin gwesen sein und einige Banknoten österreichisch Geld.“

„Das is schon z’wider, wenns d’ das selber nicht genau angeben kannst, wie viel in der Brieftaschen war. Und wie hats ausgschaut?“

„Schwarzledern, nimmer neu, mit drei Abteilungen einwendig.“

Der Gendarm notierte alles genau, hielt auch beim Bäcker und Schuster Nachschau, ohne zu einem Resultate zu kommen.

So verging der erste Tag. Im Hause des Jaglschusters herrschte arge Bedrückung.

„Mein Lebtag“, sagte der Vater, „hab ich nichts mit Gericht und Gendarmerie z’ tun ghabt, — bin ehrlich vor der Welt dagstanden. Und jetzt muß so was daherkommen.“

„Vater, wirst mir doch trauen!“

„Wie mir selber! Aber d’ Leut, Bub, d’ Leut! Die zerlegen einen guten Namen, daß d’ ihn nimmer zurecht bringen kannst! Darum hast ganz recht, wenn du die Sach’ nicht gut sein laßt. Der Gstöttenbauer schreit herum, das brauchst nicht z’ leiden.

„Klag ihn eh auf Ehrenbeleidigung und Verleumdung, er weiß es, ich habs überall g'äußert!"

Während sie noch sprachen, öffnete sich die Tür und ein Bauer trat ein. Es war ein Bruder des Gstöttenbauers.

„Guten Abend beinand! Hätt ein paar Wort' z' reden mit dir, Heinrich!"

„So red!"

„Wollt' dich bloß fragen, ob du richtig bestehst darauf, daß d' den Hansen klagen willst?"

„Ja, darauf besteh' ich. Ein Häuslmann hat so gut seine Ehr wie ein großer Bauer!"

„Schau, ein unbesinnts Wort ist bald g'sagt! Vielleicht find't sich das Geld noch — und von uns aus wird gewiß kein Wort mehr g'redt. Der Hans war halt wehrhaft (aufgeregt)."

Heinrich sagte nichts.

„Es käm' mir nicht drauf an, eine Zehner-Banknoten und mehr tät ich zahlen, wenn du von der Klag' abstündst. Die Schand' und das G'red ist der ganzen Freundschaft zwider."

„Mir noch mehr. Geh, steck dein' Zehner-Banknoten ein und sag daheim, es war nix!"

Nicht lange darnach kam ein Zweiter.

„Heinrich," sagte er, „das Geld ist noch allweil nicht fürkommen. Auf dich hat kein Mensch einen Gedanken, das kannst glauben, aber, daß ich dir's g'rad vertrau, alle zeihen den Bäckersepp, das er 's hat. Wenn du's doch g'scheit anfangen könntest, es aus ihm herauszukriegen. Kein andrer wie der Sepp hat's, sag ich dir."

„Laßts mich aus", wehrte Heinrich — „der Sepp hat's so wenig wie ich. „Ich geh' mein g'raden Weg, und ob das Geld vorkommt oder nicht, der Hans muß seine wilde Red' z'rucknehmen und mir abbitten, das wird beim G'richt schon ausg'macht werd'n. Und vielleicht was anders auch noch."

So mußte auch der zweite Bote unverrichteter Dinge abziehen.

Am zweiten Tage machte sich Heinrich auf zum Bezirksgerichte nach dem drei Stunden entfernten Städtchen und brachte daselbst seine Klage vor. Der Richter ließ sich die Sache vorlegen und verfolgt sie mit großer Aufmerksamkeit.

„Wäre nicht die Möglichkeit vorhanden", fragte er, „daß das Geld im Hause des Bauern selbst versteckt ist? Wer sind die Hausgenossen?"

Heinrich zählte sie auf.

„Können Sie mit Bestimmtheit nachweisen, daß nur die Mutter den Bauern empfieng, als er heimkam? Konnte er nicht jemand anderem zuerst begegnet sein?"

„Das ist schon möglich. Bestimmt sagen kann ich da nichts, weil ich auf der Gasse stehen geblieben bin, doch haben wirs überall finster gesehen.“

„Könnte nicht die Mutter des Geschädigten selbst sich das Geld angeeignet haben, den angeheiterten Zustand ihres Sohnes benützend?“

„Möglich ist alles, doch ich will das keineswegs gesagt haben.“

Nachdem der Richter alles Wissenswerte niedergeschrieben hatte, machte sich Heinrich wieder auf den Heimweg. Es war am frühen Nachmittage.

Der Frühling wollte nun doch auch in das winterlichste Gebiet des Kronlandes Einzug halten. Die Schneewalzen, welche in den Wassergräben und an Wegrändern lagen, zeigten eine glasige Oberfläche, wie Gletschereis. Auf den bräunlichen, quellendurchrieselten Wiesen blühten schon die Windröschen und Dotterblumen. Lerchen stiegen, Stare schwatzten und lockten, während das Geschmetter des Finken alle Stimmen übertönte. Über allem strahlte die lang entbehrte milde Frühlingssonne auf blankem Himmel.

Gut, daß sie ihn wegbeißt! sagte der Wanderer zu sich selbst — ist nimmer schad um den Schneebatz.

Dieser Ansicht waren auch die Dorfbauern gewesen. Das Bestreben, dem Schnee weiterzuhelfen, wurde bedeutungsvoll für Heinrichs Angelegenheit.

Als sich der Frühlingstag so wonnig warm anließ, lockte er die Menschen aus ihren Häusern.

Die Weiber sahen in den Hausgärten nach, in Höfen und auf Straßen schaufelte jung und alt die Reste der Schneehaufen auseinander und warf die Schollen auf die schneefreien Stellen, damit die Sonne leichter Arbeit habe. Das war ein lustiges gemeinsames Schaffen voll Neckerei und Übermut. Hatte doch der Winter so strenge Herrschaft gehalten und war es allen wie eine Befreiung aus dem Gefängnis, daß sie hinauskonnten in den Lenztag.

Auch vor des Stöffelhansen Hause schaufelte man.

Da schrie ein halbwüchsiges Dirnlein plötzlich jubelnd auf: „Anweh, da schauts her, da liegt eine große Brieftasche.“

Sie stürzte auf den Fund zu und hatte sofort die ganze Schar der Arbeiter um sich versammelt.

„Das ist des Gstöttenbauern Brieftaschen!“ schrie alles, „ich kenns, die ists.“

„Geschwind tragen wirs ihm hinauf.“

Bei so vielen Zeugen war es das Einfachste, zu tun, was auch wirklich geschah.

Dieser öffnete unter allgemeiner Teilnahme die etwas weich gewordene verlorene Tasche und freute sich, sein Eigentum wieder zu

haben. Die Markscheine und Banknoten waren alle drin. Wer hätte auch unter dem Schnee etwas daran geändert?

Offenbar war die Brieftasche dem taumelnden Manne, als er bei seinem Nachbar ans Fenster gekloft hatte, beim Bücken oder beim Herausziehen der Hände aus den Taschen herausgefallen und dann von der stürzenden Lawine begraben worden.

„So sein wir froh, daß die Gschicht so gut ausgangen ist!“

Mit diesem Glückwunsche verließen die Nachbarn wieder das Haus.

Der Zufall wollte es, daß sie geradezu auf Heinrich stießen, der von seinem Gange heimkam.

Trotz alles Unschuldsgefühl ward diesem doch eine mächtige Last von der Seele genommen; einen lauten Juchzer tat er und lief mehr, als er ging, um seinem alten, fleißigen, sich grämenden Vater diese Freudenbotschaft zu bringen.

Darnach aber suchte er die kleine Mathilde auf, die das Geld im Schnee gefunden hatte.

„Dirndl“, sagte er, „mich gehts zwar nichts an, aber fragen muß ich dich doch, hat dir der Bauer schon ein Finderlohn geben?“

Mathilde verneinte.

„Den mußt' begehren, das ist dein Recht, das darfst nicht auslassen. Und von mir mußt' auch eine Kleinigkeit nehmen. Denn, sagen kann ichs nicht, wie leicht mirs ums Herz jetzt wieder ist. Da, schau!“ Er wollte dem Mädchen einige Münzen in die Hand drücken, aber dieses schloß die Fäuste und versteckte sie am Rücken.

„Fiel mir nicht ein“, sagte sie lachend, „hast eh ausgstanden gnug. Der Bauer mag zahlen, ich kann's brauchen, aber von dir nehm' ich kein Geld.“

„Aber ein' Kirta nimmst? Na, ich werd' schon schaun, daß ich was find, was dich freut!“

An diesem Abende war das allgemeine Gespräch in allen Wirts- und anderen Häusern natürlich nichts anderes als die glückliche Lösung des Rätsels.

Jedermann gönnte dem braven jungen Manne und dessen Begleiter die Genugtuung, die Stimmung gegen den Bauer aber, der so unbedacht eine schwere Beschuldigung ausgesprochen hatte, war eine grollende.

Es wurde auch die Frage aufgeworfen: „Was wird der Heinrich nun tun? Jetzt hat er beim Gericht geklagt. Wird er 's zurückziehen?“

Auch im Schusterhäusl selbst war des Zugangs der Nachbarn, des Beglückwünschens kein Ende. Und dort erfuhren es denn auch die Neugierigen, daß Heinrich nicht gewillt sei, den Fleck auf seiner Ehre zu dulden, ausgenommen, der Gegner bitte ihm öffentlich ab.

Diese Erklärung machte rasch die Runde im Dorfe und fand auch den Weg in den Pfarrhof.

Am nächsten Tage stellten sich abermals „Freunde“ ein mit Bestechungsversuchen, aber Heinrich blieb fest, er wollte von keinem Totschweigen, noch von einem Zurückziehen der Klage etwas wissen.

Ebenso weigerte sich der Dickschädel des andern, sich dem „Häuslmann“ gegenüber durch eine Abbitte zu demütigen.

Das Ende von allem war, daß alle Beteiligten in den Pfarrhof geladen wurden.

Da gab es für Heinrich noch einen argen Strauß auszufechten. Möchte es sein, daß der Pfarrer sich mit dem gutsituierten Bauer nicht verfeinden wollte, kurz, derselbe konnte zwar dessen Schuld nicht leugnen, aber er gab sich die größte Mühe, denselben glimpflich durchzulassen.

Heinrich warf er Unversöhnlichkeit vor. Auch konnte er's nicht lassen, ihm alles andere „hinaufzusagen“, was ihn schon lange auf der Seele brannte.

Daß er ein uneheliches Kind habe, daß er freisinnige Zeitungen lese, daß er den ganzen Sommer über Kornblumen im Knopfloche getragen und sich damit als „Deutschtümler“ gekennzeichnet habe.

Da tat Heinrich trotz seines Ärgers einen Lacher. „Die unschuldigen Blumen müssen auch noch herhalten! Sind sie vielleicht nicht von unserem Herrgott erschaffen? Warum ich die trag — und was ich les — und daß mir ein Kindlein lebt — das gehört wohl, denk ich, gar nicht hierher und geht auch kein' Menschen was an. Für mein Kind sorg ich; — jetzt kenn ich's, warum der Herr Pfarrer nimmer hat tarockieren wollen mit mir — warum er mich vor allen Leuten blamiert hat; aber ich bin deswegen nicht schlechter worden. Und weil ich drüber nichts mehr z'reden hab', so bin ich zu End'. Ich geh'!“

Da hielt ihn der Pfarrer zurück und lenkte ein: „Laßts reden mit euch! Versöhnt's euch! Wer sein' Feind nicht verzeiht, kann von keinem Priester absolviert werden. Ziehen's die Klag' zurück und vergleicht's euch!“

So lange redete er doch, bis folgender Entscheid getroffen wurde: Der Gstöttenbauer habe hier im Pfarrhofe sein Bedauern über seinen Irrtum auszusprechen. Heinrich möge dagegen seine Klage zurückziehen. An Entschädigung für versäumte Arbeit, Ärger und Verdruß sollen an Heinrich 6, an den Bäckersepp 3 Gulden vom Beleidiger ausgezahlt werden. (Sie hatten zuerst 10 und 5 Gulden verlangt.) Die unerquickliche Geschichte wurde viel herumgesprochen.

Heinrich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn die Arbeit häufte sich. Und da sein Vater immer mühseliger wurde und nicht mehr viel leisten konnte, lag alles auf Heinrichs Schultern allein.

*
* *

Und wieder reifte das Korn dem Schnitte entgegen, wieder blühten die sattgefärbten, vielbesprochenen Kornblumen.

Angelina, die in Oberhüttl bei ihren Eltern lebte, wandelte mit ihrem Söhnlein durch die Felder und ließ sich unter einem Haselbusche nieder.

Sie war äußerlich nicht viel verändert und hätte, wie man sagt, „die ganze Geschichte ableugnen können“.

Wenigstens schien ihr Nachbar, der Binder, das zu finden, der ihr auf Schritt und Tritt nachlief.

Auch heute saß sie kaum eine Zeit im Schatten, als er schon neben ihr stand.

„Linerl, hast dir's überlegt?“

Keine Antwort.

„Was willst denn noch derwarten? Auf der Stell' heirat' ich dich, wenn du magst. Kennst nicht das Sprichwort vom Spatzen in der Hand? Auf dein' langhareten Kunten, mein' ich, darfst nicht allzuviel G'schatz haben. Hätt' er's so gut wie ich gemeint, wärst längst sein Weib. — Ich hab' dir's lang erzählt, was es für Gaudi geben hat mit ihm. Mit 'n Herrn Pfarrer hat er sich z'kriegt, weil er ein Mensch ohne Religion ist, ein Freigeist und ein Neidkragen ist er obendrein! Du hast's nicht glaubt, aber es ist so. — Und was ich g'hört hab', er soll eh schon wieder eine andere Bandlerei haben. Dasselb' Dirndl, die des Bauern Brieftaschen g'funden hat, steckt ihm im Kopf. Ein seiden's Tüchel hat er ihr am Kirta kauft — hat's das not für ein' Mann, der eh schon sein Teil wüßt?“

Dieser Trumpf blieb nicht ohne Wirkung.

Von der überschwänglichen Schwärmerei war ohnedies schon lange nichts mehr vorhanden. Die war versprüht und verglüht wie eine Rakete, und die längere Trennung hatte das ihre getan.

Wäre kein anderer Freier gekommen, dann selbstverständlich, wäre ihr Heinrich hoch erwünscht gewesen, so aber gab sie dem fortwährenden Drängen nach und entschloß sich, des Binders Werbung anzunehmen.

Zwar stieß sie hierbei auf heftigen Widerstand bei ihren Eltern. Aber ihre vorgebrachten Gründe und Vorstellungen mußten doch Überzeugungskraft haben, denn noch im selben Sommer wurde die Hochheit gehalten.

* * *

Seitdem sind dreizehn Jahre vergangen. In der Werkstatt des Jaglschusterhäusls arbeitete Heinrich allein.

Er war unvermählt geblieben; nicht gerade aus Kränkung über Angelinas Untreue, dazu war sie ihm innerlich doch zu wenig nahe-

gestanden. Wohl hatte es seinem Mannesstolze einen Stoß versetzt, als er sah, welchen Dank sein ehrliches Wollen erntete. Aber nach einer Weile sagte er sich, was sein Vater vom Anbeginne behauptet hatte: Sie war doch nicht die Rechte.

Seitdem der Alte, sein bester Freund und Berater, unter der Erde lag, war es ungemütlich und einsam geworden in der Wohnung. Längere Zeit hindurch hatte er versucht, allein zu wirtschaften, doch dabei stiegen ihm bald, wie er sich ausdrückte, „die Grausbirn auf“. Zu solchen Sachen gehört ein Weiberleut.

Er suchte also eine „alte Tuschen“ (damit die Leut' nichts zu plauschen hätten), die ihm das Nötigste an Waschen, Putzen und Kochen tagsüber besorgte. Es ging nun besser mit der Ordnung, aber die Sonne fehlte doch in seinem Dasein, eine Leere fühlte er, die weder seine Arbeit, noch der sonntägliche Verkehr mit Freunden, noch seine Lieblingserholung, das Lesen, ausfüllen konnte.

Darum reifte allmählich ein Entschluß in ihm, der Wandel in diesem trübseligen Dasein schaffen sollte.

Als wieder einmal der Lenz ins Land gezogen war, ging er über die waldigen Hügel südwärts und hatte nach zweistündigem Marsche sein Ziel erreicht.

Nie, seit die Nachricht von Angelinas Verheiratung zu ihm gedrungen war, hatte er diese wiedergesehen.

Sein Söhnchen hatte öfters zu ihm kommen müssen in Begleitung des Großvaters, und er hatte sich stets über dessen gute Entwicklung gefreut. Diese Besuche fanden niemals statt, ohne daß der alte Pfeifenschneider ein Klagelied darüber anhub, daß alles so ganz anders gekommen sei.

„Den Buben da“, sagte er stets, „den behalten wir Alten derweil — bei ihr würde er doch nur verwüst'.“

So hatten die Großeltern das Kind behalten und erzogen, nun aber, da beide gestorben waren, hatte der vierzehnjährige Knabe in das Haus seines Stiefvaters gemußt, wo über seine weitere Zukunft beraten werden sollte.

Gerade um diese Zeit war in Heinrich das Vorhaben gereift, sein Kind zu sich zu nehmen, ihm sein Handwerk zu lehren und ihm später das Häuslein zu vermachen.

Wie leicht erklärlich, stieß er weder bei der Mutter, noch bei deren Mann auf Widerstand.

Der kleine Heini war ein sehr überflüssiger Hausgenosse, der bitterlich an Heimweh litt nach dem freundlichen Hause und der liebevollen Behandlung der Großeltern, der allen im Wege war und es niemandem recht machen konnte.

„Von heut' ab", sagte Heinrich, „ist er in meiner Sorg' und Pfleg', ihr braucht euch nicht mehr umzuschauen. Richt's ihm nur z'samm sein Binkerl — und wenn er nichts hat, soll er geh'n, wie er liegt und steht, ist ein Ding."

Er suchte das Beisammensein, das allen ziemlich peinlich war, abzukürzen.

Da waren Angelina und ihr Mann enteilt, um die Habe des Kindes zusammenzusuchen.

Nun hatte Heinrich Muße, sich im Zimmer umzusehen. Es war nichts Erfreuliches, was er erblickte.

Haufen von liederlich gewaschener Wäsche lagen auf Betten und Bänken umher, gebrauchtes Geschirr und Gerät stand und lag in allen Winkeln, auf dem schlecht gekehrten Fußboden saßen und krochen einige unsaubere Kinder.

Die Mahnung seines Vaters fiel ihm ein: Auswendig hui, einwendig pfui!

Der Anblick, welchen die zurückkehrende Hausfrau bot, zeigte, daß sie es nun auch nicht mehr der Mühe wert hielt, auf das „Auswendige" viel Wert zu legen. Ihr Haar und Anzug war ungeordnet, ihre ganze Erscheinung so sehr verblüht und gealtert, daß das frische rosige Ding von ehemals nicht wieder zu erkennen war.

„Da bring' ich vorerst das G'wand. Das andere mußt halt holen lassen! Eine Truhe hat er vom Vater und Leinwanden drin von der Mutter. Da mußt ein Fuhrwerk schicken oder es ladt euch's wer auf."

„Schon recht! Bub, geh'n wir! B'hüt Gott beinand!"

Nun weinte Angelina wirklich und wahrhaftig, als sie sah, wie schnell Heini sein Hütlein aufstülpte und mit dem „Binkerl" in der Hand hoffnungsfroh dem ungastlichen Mutterhause den Rücken kehrte.

Doch die Zeiten waren vorüber, da diese billigen Tränen Eindruck auf Heinrichs Gemüt gemacht hatten. Er wußte, mit dem Austritte des Knaben fiel allen Binderleuten doch nur eine Last vom Halse.

Ein befreiender Atemzug hob Heinrichs Brust, als er im Freien war. Er hastete vorwärts und achtete anfangs kaum des schüchternen Knaben, der hinter ihm herlief.

Auf dem Gipfel des Hügels endlich machte er Halt und blickte zurück auf die Stätte, wo sein ehemaliges Liebchen weilte. Es hatte eine Zeit gegeben, da er sein „Glück" verloren glaubte durch die Treulosigkeit der Geliebten. Jetzt — sagte er nichts als: „Gottlob und Dank!"

Da fiel sein Blick auf das blonde Bürschlein, das fragend und erwartungsvoll zu ihm aufblickte. Der war sein Ebenbild im Äußeren — wollte Gott, er wär's auch in der Gesinnung!

„Na, Heini“, sagte er und streichelte ihm die heißen Wangen, „was meinst, werden wir uns vertragen mögen?“

Heini, dessen Wangenrot sich hierbei noch vertieft hatte, nickte schnell und eifrig und küßte des Vaters kosende Hand.

Am Heimwege wurde das schweigsame Kind vertrauter und plauderte.

Beiden wurde warm ums Herz.

Und endlich daheim angekommen, wartete ihrer eine freundliche Überraschung.

Die alte Hauserin hatte einen „Schedel“ gebacken und denselben zum Empfange des neuen Hausgenossen auf den festlich gedeckten Tisch gestellt, rechts und links davon zwei blühende Geranienstöcke.

Nun trug sie das sonst nur an Feiertagen gebrauchte Kaffeegeschirr auf und bewirtete die Marschmüden.

Das war ein fröhliches Mahl, ein stilles, aber erwartungsvolles Blicken in die Zukunft!

Heinrich war nicht mehr einsam — das Kind nicht mehr überflüssig! Und am Ende heiratet er noch die brave Mathilde? Er steht darob in „Verdacht“.

Der Geistesblitz.

Von **Hans Ludwig.**

Seine Kameraden nannten Ladislaus „verschlossen“, die Vorgesetzten bezeichneten ihn als „beschränkt“ und andere Leute hießen ihn einfach „dumm“.

Ich weiß nicht, ich hielt Ladislaus Schwapski nie für so arg dumm, daß er schreien müßte, wenn Blödsinn weh täte — aber dafür kann ich auch jetzt nicht in die Lobeshymnen auf seine Genialität einstimmen.

Und das kam so: Schwapski ist Gutsbesitzer in Galizien — böse Zungen behaupten, mehr „gut“ als „Besitzer“ — ist Weiberfreund — dem sich auch die Weiber gerne anfreunden, ist Pferdekenner, und die Roßtäuscher fürchten ihn, ist ein famoser Kamerad, der gern sein Portemonnaie zur Verfügung stellt — schade, daß es immer leer ist. Ja, richtig: Ulanenoberleutnant ist der schöne Ladislaus auch, und irgendeiner Protektion verdankt er es, daß man ihn dem Kriegsministerium zuteilte, seitdem nennt er Wien seine „dritte Heimat“ — Galizien gilt ihm als erste, seine Garnison in Ungarn als zweite — und er bemüht sich, diese dritte Heimat kennen zu lernen und legt das Hauptgewicht darauf, die verschiedenen Unterhaltungslokale selbst und

gerade in dunkelster Nacht mit unnachahmlicher Sicherheit zu finden. Man sagt Ladislaus bei diesem Fährtesuchen große Geschicklichkeit nach, er aber weist jede Anerkennung mit den lapidaren Worten zurück: „Ich riech' die Variétés auf'n Kilometer!" Große Fortschritte wiesen seine Kenntnisse der „Wiener Sprache" auf, ohne den angeborenen oder den Garnisons-Jargon zu vernachlässigen.

Keinen mit den merkwürdigen Eigenheiten der menschlichen Natur Vertrauten wird es wundernehmen, daß Schwapski den Tag nach den dem Interesse der Wegkunde gewidmeten Exkursionen mehr verschlafen als wach im Amte saß und melancholisch den Zeiger der Uhr bis zum Ende der Kanzleizeit verfolgte . . . Die wenigen von ihm gelieferten Schreib- und Abschreibarbeiten ernteten nicht das Lob verständnisloser Vorgesetzter, welche die österreichische Orthographie beherrschten und jedes „zu" mit „cz" am Anfange beanständeten.

In diese Stimmung fiel das „Ereignis"!

Schon seit Tagen steckten die Herren im Kriegsministerium die Köpfe zusammen und tuschelten, schon seit Tagen erschien in den geheimen — nicht in den geheimsten — Räumen der höchsten Spitzen dieser Behörde ein fremd aussehender Mann, den alle halb verächtlich, halb neugierig anstarrten, und trug seinen mächtigen, russisch frisierten Schädel wie die eckigen Backenknochen ungeniert zur Schau.

Schwapski merkte nichts davon, nichts vom verdächtigen Russen, nichts vom Getuschel, er dachte gespannt an die Konstruktion einer Zigarette ohne Deckblatt, ohne Papier . . .

Wen reizte nicht dieses Problem?!

„Ulan, was denkst du davon?" fragte endlich der dicke Hauptmann vom Zimmer 367, „was ist da zu machen?"

Als Ladislaus merkte, daß mit dieser Frage nicht seine Zigarettenidee gemeint war, dachte er zuerst nichts, dann, daß es sich um seine Schulden handle, schließlich ließ er sich die Vorgeschichte der Frage vom dicken Hauptmann erzählen — um darüber denken zu können.

„Weißt Schwapski, das ist so!" sagte der Dreigesternte, „dieser russische Ingenieur . . ."

„Welcher russische Ingenieur?"

„Na, weißt, der schon seit Mittwoch hier herumlungert und seine Geheimnisse verkauft . . ."

„Mir zahlt niemand etwas für meine Geheimnisse", philosophierte Ladislaus und suchte gespannt zuzuhören. Es ist nicht leicht, zuzuhören, mancher lernt es niemals!

„Der russische Ingenieur — bitte strengste, allerstrengste Verschwiegenheit! — hat uns die Pläne der neuen Befestigungen von Swranicze verkauft!!"

Der Hauptmann wartete auf die alarmierende Wirkung seiner Mitteilung ... er wartete lange ... unser Ulan stützte den Kopf in beide Hände und strich den linierten Scheitel im schwarzen Haar zurecht ... schließlich sagte er gähnend: „Wo liegt Swranicze?“

Nur gedämpft klang darauf aus der Antwort die Empörung über diese Unwissenheit: „Weißt, mein Lieber, in Rußland, knapp an der Grenze ... Seite 234 bis 247 ist's genau beschrieben, strategisch eminent wichtiger Punkt, infam gefährliche Fortifikation für uns ... daß wir davon wissen, macht die Sauce nicht besser, ihre Geschütze bestreichen von dort unser ganzes Operationsfeld ... Himmelherrgottsakrament, wenn man den Ausbau hindern könnte.“

Ladislaus riß die dunkeln Samtaugen auf, und um kein Mißverhältnis zu schaffen, den Mund auch: „Na — a ... hintertreibt es halt!“

„Herr Oberleutnant“, stammelte der Hauptmann halb dienstgemäß; damit begnügte er sich und verließ ihn voll Verachtung ... eine Borniertheit, dieses ‚na — a, hintertreibt es halt‘ — eine Frechheit. Wie der Idiot sich das vorstellt?!

Ladislaus von Schwapski suchte in allen zur Verfügung stehenden Büchern — es waren meist Romane aus dem Budapester Verlag — die Seiten 234 bis 247 ab ... meist knüpfte dort irgendeiner mit irgendeiner irgendein Techtel-Mechtel an ... von Strategie oder ähnlichem keine Spur ... aufseufzend sank der „Strebsame“ in seinen Sessel zurück, zog die minutios gefalteten Beinkleider ein Stück herauf, fixierte seine Lackschuhe und rauchte eine Zigarette mit Goldmundstück ... und sann ... „na ... wird doch nicht so schwer sein“ ... so sann er ... und immer dasselbe sann er ...

Als er mit diesem Sinnen zu Ende war, sann er aufs neue ... lang ... lang ...

Ladislaus liebte die Eile nie und nirgends ...

Ungefähr bei der zehnten Zigarette begann Schwapski das Selbstgespräch: „Dummer Hauptmann ... liegt auf der Hand ... auf der Hand, dummer Hauptmann ... Infanterist!“ Das letzte Wort war nur mehr ein verächtliches Knirschen ...

Dann ergriff er die Feder ... und legte sie wieder hin, um Rock und Manschetten abzulegen, nur im Übereifer hatte er diese übliche Vorbereitung für seine geistige Tätigkeit vergessen ... nahm abermals die Feder auf, tauchte sie ins Tintenfaß, tief — tief, bis die Tinte über die glänzend polierten Fingernägel floß — und schrieb!

Immer größer und größer wachsende Buchstaben jagten einander in Zeilen gegen die rechte obere Ecke des Papiers ...

„Aah ...“ Ladislaus von Schwapski lehnte ermüdet im Lehnstuhl und legte die Beine auf den Tisch. In dieser nicht ungewöhnlichen

Stellung überprüften die verschlafenen Ulanenaugen das Elaborat und blinzelten mehrmals recht befriedigt ...

Kuvertieren, adressieren ... nochmals die Buchstabenjagd in die rechte Ecke ... Abschicken des Briefes ... Man hat sich über die merkwürdige Raschheit zu wundern.

Schon am nächsten Morgen liefen die Reichskriegsministeriellen in den Gängen umher, wiesen verstört murmelnd auf einen Zeitungsartikel und duckten die Köpfe wie aus Furcht vor einem Blitzschlag von oben.

Ladislaus las in seinem Kämmerlein stillvergnügt: „Wie wir aus wohlinformierter Quelle erfahren, beabsichtigt Rußland an unserer Grenze bei dem selbst in Laienkreisen wegen seiner militärischen Bedeutung allbekannten Orte Swranicze eine Befestigung anzulegen, die uns in einem, allerdings weder wünschenswerten noch zu erwartenden Kriege mit obgenanntem Nachbarstaate große Gefahr hätte bringen können, wären nicht unsere vorzüglichen Informationen imstande gewesen, durch Kenntnisnahme von dem Projekte von uns jede Gefahr zu beseitigen, denn derartige Anlagen, wenn man sie — wie in diesem Falle — genau kennt, büßen dadurch ihre Bedeutsamkeit für alle beteiligten Faktoren ein."

Die W o r t e allerdings, welche Herr von Schwapski gestern im Schweiße seines Angesichtes niedergeschrieben hatte, standen zwar nicht da gedruckt, aber deren S i n n war vom Tintenkuli genau wiedergegeben worden.

„Indiskretion", hauchten die Offiziere und blickten einander mißtrauisch an; „Schlamperei", urteilten die sachkundigen Diener; „Verrat", sprach akzentuiert der Minister.

Wenige Tage genügten, daß die Notiz eine glossierte Runde durch alle Blätter Europas machte — in Rußland verfiel sie der Zensur und kam so der Zaritzenregierung zu Ohren. Im Reichskriegsministerium wütete „es"; Schwapski kümmerte sich nicht darum ... aber plötzlich, nach reiflichstem Überlegen, erschien der dicke Hauptmann sehr reserviert, sehr feierlich bei ihm, sogar die Knöpfe des Waffenrockes über dem Bauche waren geschlossen: „Herr Oberleutnant!"

„Herr Hauptmann?!"

„Herr Oberleutnant, wer hat die bewußte Notiz geschrieben?"

„Ich natürlich, Sie ..." Den „Infanteristen" schluckte Ladislaus hinunter und verkutzte sich.

*
* *

Der Anfang des Liedes: Die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen den Ulanen! Der ewige wiederkehrende Refrain der Melodie, vorgetragen von Ladislaus mit Sprachanklängen aus seiner zweiten Heimat:

„Aber meine Herren, Rußland wird doch nicht so dumm sein, wo wir alles wissen, die Befestigungen doch anzulegen, müßte doch ganz dumm sein . . .! Der dicke Hauptmann, weiß Gott wie er heißt, Infanterist ist er, im Zimmer 367 sitzt er, wollte absolut den Plan zerstören . . . hab ich mir gedacht: machst du!“

Diese „Herren“ in Uniform am grünen Tisch verzogen die bis zum Rücken reichenden Stirnen zu krausen Falten; sonst sagten sie nichts. Schwapski, vom Dienst suspendiert, brachte, abgesehen von den kurzen Verhören, jetzt auch den Tag in den Vergnügungslokalen zu und erzielte derart bewunderungswürdige Fortschritte im „Fährtensuchen“, daß er die Variétés schon auf ein und einen halben Kilometer roch.

Er galt als toter Mann!

Aber — wenn die Toten erwachen . . . Und das Ende vom Liede? Ein glänzender Freispruch — denn Rußland baute wirklich die Fortifikationen nicht . . . ja, wenn Österreich sie kennt', mag man dort gedacht haben . . . vielleicht hat man auch nichts gedacht, denn wenn man kein Geld hat, braucht sich wirklich niemand den Kopf darüber zu zerbrechen, wie er es ausgeben könnte.

Ladislaus von Schwapski figurierte als Held des Tages, seine „Tatkraft, Entschlossenheit und Umsicht“ fand jubelnden Beifall und manchen Vergleich mit Nelsons ebenbürtigen Eigenschaften — nur einige Menschen, gerade einflußreiche Persönlichkeiten meinten neidisch, diese Tugenden seien in einen so fix funktionierenden Mechanismus, wie die Armee einer ist, mehr als überflüssig . . . und damit auch Ladislaus . . . immer nach der Ansicht dieser Persönlichkeiten . . .

Dafür leckte die Diplomatie mit ihren Doppelzungen nach ihm . . . mit Erfolg!

*
*   *

Seitdem verflossen Jahre.

Ladislaus von Schwapski heißt heute Baron Schwapski und studiert als gefeierter Vertreter der Doppelmonarchie in seiner „vierten Heimat“ in Südamerika den nächtlichen Situationsplan schöner, unterhaltender, fremder Städte.

Er riecht „sie“ jetzt schon auf zwei Kilometer! Seine Frau, die millionenschwere Aglaia, geborene Prinzessin Kranska-Kranskaja, läßt sich in Wien den Hof machen; Ladislaus bezieht von ihr eine stattliche Rente und ist gar nicht eifersüchtig.

Nur „Geistesblitz“ hat er keinen mehr gehabt.

Ludwig Anzengruber bei den Unsterblichen.

Von **Fritz Mauthner.***)

Kleist: Zur Sache!

Goethe (mißbilligend): Da wir zunächst in stattlicher Anzahl erfreulich beisammen scheinen, so möge das Angefangene fördersamst sich vollenden. Die Freunde Sophokles, Schiller und Raimund haben schriftlich und ziemlich den Antrag eingereicht, den auf Erden verstorbenen Theaterdichter Ludwig Anzengruber in unsere Schar aufzunehmen. Wenn zu so bedeutender Angelegenheit einer oder der andere freundlich das Wort ergreifen mag, so sei ihm das gestattet.

Viktor Hugo: Ich protestiere im Namen der Menschheit, deren Sprecher ich bin. Wir vertreten hier die dramatische Literatur der Welt, das heißt Frankreichs und der Übersetzungsländer. Schon der Name dieses Kandidaten klingt teutonisch, also barbarisch. Ich will mir meine französische Zunge nicht zerbrechen. Die Konsonanten sind die Kanonen der Sprache; ich liebe den Frieden und hasse die Konsonanten. Wir haben uns an viel gewöhnen müssen, sogar an Mr. Grillparzer. Aber unsere Geduld ist erschöpft, und der Name An—zen—gru—ber . . .

Moliere: Setz dich nieder, Landsmann. Sie schmeißen dich sonst hinaus, wie sie Racine und Corneille auch schon beinahe hinausgeschmissen haben.

Sophokles: Einfach und groß, wahrhaft und gut, so möchte ich die Dichtung, so ist sie schön. Es starben die Götter des griechischen Landes, verklungen ist längst, was zumeist ich geliebt: meine heilige Sprache. Ich klage nicht. Lächelnd lausch ich dem Völkertreiben zweitausend Jahre und drüber. Selten nur hörte ich den Klang der Muttersprache wieder. Doch als du geboren wardst, Shakespeare, und du mein lieber Goethe, da vernahm ich durch die Stille unseres Himmels etwas, wie das Jauchzen des großen Pan. Andere Götter, andere Töne, und doch war's wie ein Gruß aus der Heimat. Auch der Dichter, den ich euch nach Rücksprache mit meinem jugendlichen Liebling Schiller und dem wunderhaften Raimund aufzunehmen bitte — verzeiht, auch mir fällt der Name schwer — ist mir so vertraut, als spräche er griechisch.

Aischylos: Vorsicht, Kinder! Wir wollen gehorsam erst ein Orakel befragen. Es soll ja jetzt vielerlei Orakel geben. Ich warne vor dem Anzengruber. Ins Theater kann ich ja nicht mehr gehen, ich bin leider alt geworden; aber seine Bücher riechen nicht fromm, und dann — ich

---

*) „Totengespräche“ von Fritz Mauthner. (Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung, Berlin.)

höre keinen Kothurn, wenn er auftritt. Hat denn der Anzengruber richtige Kothurne an den Füßen?

Aristophanes: Lassen Sie gut sein, Meister; Sie sind heute ein bißchen schlecht bei Gehör. Den Kothurn schnallen jetzt nur noch die Schuljungen auf ihren Ranzen, wie die Handwerksburschen andere alte Stiefel. Sie müssen nicht so altmodisch sein! Wie Sie jung waren, haben Sie auch mitunter den Kothurn abgeschnallt. Im Kothurn ist schlecht fensterln. Wissen sie noch, am Abend nach der Schlacht bei Marathon ...

Aischylos (leicht drohend, während seine Augen aufleuchten): Du Schlingel!

Schiller: Überlegt nicht lange, ihr Herren. Ihr wißt, wie sie jetzt gerade dort unten über mich streiten. Ich sage euch, alle Statuen, die sie mir erst vor dreißig Jahren gesetzt haben, sind ins Wackeln geraten. Kerls, die dicke Bücher über mich schreiben, salvieren sich vorerst. Und ich habe es doch so gut gemeint! Shakespeare, Goethe, ihr habt's leicht gehabt! Was wißt ihr von meiner Arbeit, von meinen Qualen, von meiner Sehnsucht! Diese tödliche Sehnsucht! Hier herauf! So ist's auch dem Anzengruber gegangen! Und so wie er hat mich keiner wieder verstanden, keiner hat mich so geliebt. Es war auch einer der herauf wollte, wenn er auch einen anderen Weg nahm! Laßt ihn nicht warten.

Goethe: Ich muß Ihnen doch zu bedenken geben, lieber Freund, daß der Kandidat sich fast immer einer Mundart bedient hat, welche für die höchsten Aufgaben der Poesie zwar einige Verwendung finden kann, welche aber doch ...

Schiller: Potz Blitz, Sie und ich, lieber Goethe, sind just auch nicht unter den Linden geboren! Verzeihung! Aber Sie sind unser Vorsitzender und sollten durch Ihren feierlichen Ton einen so schönen Vorschlag nicht stören. Klassisch hin, klassisch her! Denken Sie an ihre Jugend. Denken Sie an Ihre Mutter! Frau Rat hätte nicht lange gefackelt und den Anzengruber freundlich aufgenommen!

Goethe (Schiller die Hand reichend): Ich danke Ihnen. Bleiben sie neben mir sitzen. Eigentlich bin ich ja selbst für Ihren Antrag. Ich weiß nur nicht, was mich schlechter Stimmung macht, was mich beengt.

Schiller: Ihr Hoffrack, lieber Goethe. Ziehen Sie ihn aus und präsidieren Sie ein bißchen in Hemdärmeln. Dann wird uns allen wohler werden.

Goethe: Es müssen nicht gleich Hemdärmel sein. (Knüpft den Frack auf und lüpft die Halsbinde.) Hm, ja, ein ganzer Kerl ist der Anzengruber.

Raimund: Laßt ihn ein! (Zu Goethe.) Schauen's Euer Gnaden, die geringen Leut' wollen doch auch ihre klassischen Dichter haben. Wie der Anzengruber geboren ist, da ist schon eine wunderschöne Fee mit

einem griechischen Namen an der Wiegen gestanden und hat ihn zu einem großen hochdeutschen Hofburgpoeten machen wollen. Da ist aber meine alte Fee Cheristane die draußen zwischen Gebirg und Vorstadt wohnt, dazu gekommen, hat der noblen Göttin einen Schubser gegeben, und hat bittenderweis' gesagt: „Laß mir den da für die geringen Leut'!“ Laßt ihn ein! Und wenn nicht Sessel genug da sind, so will ich selber stehen. Oder wir werfen lieber gleich den Hugo hinaus, den zuwidern Patron.

Hugo: Frankreich ist die Krone der Schöpfung, und ich bin ein Franzose. Die Poesie ist göttlich, und ich bin der erste Dichter. Raymond hat also zugleich eine Majestätsbeleidigung und eine Gotteslästerung ausgestoßen. Richten wir Ihn! Er ist gerichtet.

Goethe (nach einem leisen Klingelzeichen): Wünscht noch jemand das Wort?

Lessing: Dieser Anzengruber hat die Pfaffen tapfer geärgert. Das kann freilich jeder Narr. Aber er hat es wie ein Großer getan, hat nicht geschimpft, vielmehr gelacht. Bei ihm kam aller Zorn aus der Fülle von Liebe. Meine Stimme hat er, wenn es anders nicht ein Unsinn ist, über die Unsterblichkeit eines Dichters die Majorität entscheiden zu lassen.

Calderon: Obzwar ich selbst an dieser Stelle vor dem Herrn Inquisitor mich nicht völlig sicher fühle, obzwar ich nicht deutsch verstehe — gelobt sei Gott! daß wir Spanier nicht das letzte Wort im Drama behalten haben. Dieser Anzengruber hat wohl den heiligen Vater bekämpft; aber so schön wie nur ein Katholik es kann. Her mit ihm!

Shakespeare: Der Fluch unserer alten Menschlichkeit, daß wir eine Gesellschaft zu bilden suchen, die wir zeitlebens allein waren. Wer einsam stand, gehört in unsern Kreis. Er soll herein.

Kleist (mit einem bösen Blick auf Goethe): Ein Deutscher, ein Dichter, ein Held. Ich möchte ihn wohl umarmen, wenn Herr von Goethe es gestattete.

Moliere: Er ist zu stolz, um anzuklopfen. Um so lauter müssen wir „herein“ rufen.

Grillparzer: Na ja. Nu, nu, er war halt ein Österreicher. Freut mich recht sehr, daß uns soviel Ehre widerfährt. Aber er soll nur nicht von Politik reden. Ich will mich wenigstens nach dem Tode nicht mehr ärgern.

Aristophanes: Mich braucht ihr nicht erst zu fragen. Endlich wieder einmal einer, der lachen konnte wie ein Kind und wie ein Riese. Die meisten Menschen lachen, wenn sie gemein sind. Ich sehne mich nach seinem Göttergelächter.

Aischylos: Kinder, ich warne euch; er rüttelte an den Altären des Zeus, und die Priester der Erde jubelten bei der Kunde seines Todes.

Er hat seine Titanenfaust drohend erhoben gegen den alten Glauben, und ich fürchte, ich fürchte . . .

Hugo: Und ich sage: veto! Er oder ich. Tag oder Nacht. Wählt! Ich stelle die Kabinettsfrage.

Alle: Gott sei Dank. (Anzengruber wird mit allen gegen zwei Stimmen aufgenommen.)

Goethe: Schiller wird so freundlich sein, unsern Bruder Anzengruber herein zu nötigen. (Schiller ab.) Und Sie, lieber Hugo, sind wohl so hilfreich und edel, Platz zu machen. Sie haben die Kabinettsfrage gestellt, Sie müssen gehen. Es ist Ehrensache geworden.

Alle: Es ist Ehrensache!

Hugo: Warum vollzieht ihr euern gotteslästerlichen Ostrazismus nicht gegen Aischylos? Auch er war gegen diesen Eindringling. Er war der erste Dramatiker, ich bin es auch. (Auf eine gebieterische Handbewegung Goethes verläßt Viktor Hugo mit den Rufe: „Cambronne!" den Saal.)

Schiller (an der Tür zum Schatten Anzengrubers): Tritt ein, mein lieber, lieber Bruder! (Der Schatten beugt seinen steifen Nacken langsam, um Schillers Hand zu küssen.) Du bischt verrückt!

Der Schatten: Du? So sprichst du zu mir? Und du erkennst mich an? Gelt, auf den Kopf gefallen war ich nicht?

Alle: Willkommen! (Goethe besorgt die Vorstellung.)

Der Schatten: Ich bin wirklich bei euch? Nicht mehr zu leben und Shakespeare zu sehen! Na, vergelts Gott, Herr von Goethe, ich will Sie von jetzt ab auch recht gern haben.

Raimund: Grüß Gott! Steht Wien noch auf dem alten, schönen Fleck?

Der Schatten: Grüß Gott, du, du! Es steht noch da und ist schön, daß es einem fast leid tun könnt' . . .

Grillparzer: Daß ich nur frag': wie sind denn bei uns jetzt die politischen Verhältnisse?

Der Schatten: Immer das alte Gfrett.

Goethe: Da Sie eben rüstig von der Erde zu uns heraufkommen, werden Sie uns wohl gern durch bedeutende Mitteilungen über das Theaterwesen dieser Tage heiter belehren können. Es scheint ja, daß wir gesiegt haben, daß man sich nur noch von den Edelsten erfreuen läßt? Ist denn nicht so?

Der Schatten: Ach, du mein Gott, Herr von Goethe! Das ist alles nur Sand in die Augen. An Jubeltagen oder mit einer sündhaften Ausstattung, da werden die Klassiker gespielt. Was aber den Leuten am besten gefällt, das ist kein Stück von euch — darf ich wirklich von uns sagen?

Goethe: Woran denn sonst vergnügen sich die guten Menschen?

Der Schatten: An allerlei Possen, die sich auch Schauspiele oder Lustspiele nennen; immer treten da Menschen aus hohen und niederen Ständen auf und sprechen von Tagesfragen und von Gefühlen, und vollführen einige Mißverständnisse, bis nach drei Stunden der Hans die Grete kriegt. Die Zuhörer finden es geistvoll; aber es ist dumm.

Schiller (zu Goethe): Das ist Kotzebue.

Der Schatten: Jawohl aber er schreibt jetzt unter verschiedenen Namen.

Sophokles: Ihr habt genug Irdisches gesprochen. Laßt! Dieser Kotzebue mag auf Erden unsterblich sein. Wir sind es hier. Sag' mal, Anzengruber, da ich den Namen nun endlich behalten will: weißt du auch, daß der Kampf um ein ehrliches Begräbnis, den dein Wurzelsepp führt, eigentlich meiner Antigone entnommen ist?

Aristophanes: Nur nicht fachsimpeln! Teilt die Sache den lebenden Kotzebues mit; sie werden aus Wurzelsepp und Antigone ein Paar machen. (Alle lachen.)

Der Schatten: Wenn meine lieben Freunde wüßten, wo ich bin, sie würden nicht trauern.

An lebendigen Wassern.

Ein Wanderbericht aus Gastein von **Peter Rosegger.**

Unter einer solchen Orgelbegleitung habe ich mein Lebtag noch kein Lied gesungen als heute. Mitten in starrer Wildnis steht ein Palast, in dem ich wohne und vor meinen Fenstern donnert in schweren, schneeweißen Wuchten die Ache nieder in den Abgrund. Im ganzen Tal widerhallt ihr Brausen. Seit vierzig Jahren die Alpen nach allen Richtungen hin und her, auf und ab durchwandernd, bin ich gestern abends das erstemal nach Gastein gekommen. In jüngeren Jahren weicht man den Kurorten aus, besonders den vornehmen, und kehrt in den alten bäuerlichen Einkehrhäusern oder in den steinbelasteten Almhütten zu. Behäbiger geworden, war dieses uralte Wildbad schwer und nur kostspielig erreichbar. Aber es kam die Zeit, da man in Hinblick auf das beflügelte Rad fast goethemäßig singen kann: „Das ewig Scheibliche zieht uns hinan.“ Im Spätherbst des vorigen Jahres ist von der Eisenbahnstation Schwarzach im Pinsgau die Strecke der neuen Tauernbahn, vorläufig bis Gastein, eröffnet worden. In zwei Jahren will sie die hohen Tauern überschreiten, um nach Kärnten abzusteigen zur Südbahn.

Sommerkurorte muß man im Frühjahre besuchen, solange der Trubel der Hochsaison noch nicht wirbelt. Da ist noch alles frei und rein und heimlich. So bin ich eines Tages in Schwarzach aus dem Eilzug gestiegen und auf der neuen Bahn emporgefahren ins Hochgebirge. Zuerst steigt sie entlang der Hauptstrecke in der Salzachschlucht sachte links den Hang hinan, jetzt über Viadukte, jetzt durch Tunnels. Einmal zwischen zwei Tunnels ist eine hohe Brücke, unter der die Gasteiner Ache niederbraust, die unten bei Lend den bekannten Wasserfall bildet. Solcher Wasserfall ist das einzige, was der Ortschaft Lend, diesem alten Tore zum weltberühmten Kurort, von Gastein übrig geblieben ist. Die von Schwarzach ausbiegende Tauernbahn hat ihr alles genommen. Die alte Straße, die von Lend steil ansteigt und dann durch das Hochtal eben dahinzieht und die vor einem Jahre noch von allen möglichen Fuhrwerken und Verkehrsmitteln geradezu wie ein Jahrmarkt gewimmelt hat, ist jetzt verlassen und öde. Das Gasteinertal ist sechs Fußstunden lang und sein Endpunkt Böckstein liegt 1127 Meter hoch, um ungefähr 500 Meter höher, als sein Eingang bei Lend.

In den Tauern kommen häufig Stufentäler vor. An sich ganz ebene Täler, die aber plötzlich von steilen Abfällen durchbrochen sind, an denen die Wasser in schäumenden Fällen niederstürzen und an denen die Straße steil oder in Seitenwindungen hinanstrebt. Das Gasteinertal ist auch so. Bei Lend im Salzachtal steigt es in einer solchen wilden Stufe an und geht südwärts ins Hochgebirge hinein. Auf der Höhe dieser Stufe, bei der Station Klamstein, trifft die Eisenbahn zur alten Straße und geht in freundlichem Stolze des Siegers neben ihr und dem hier so sanftmütigen Flusse dahin. Das Tal ist ziemlich breit und tischeben. Zuerst kommt an einer Seitenschlucht gelegen Dorfgastein, ein ärmlicher Hirtenweiler mit den braunen Holzhäusern, deren flache Dächer mit Steinen beschwert sind, wie die ländlichen Bauten des ganzen Gaues. Ein paar Stunden weiterhin kommt der stattliche Ort Hofgastein und wieder nach ein paar Fußstunden Badgastein. Dieses hängt an der zweiten Stufe, hinter welcher das ebene Tal, wieder um 200 Meter höher, sich noch eine Stunde weiterzieht. Wo es abschließt steht der kleine schöne Ort Böckstein. Hier erheben sich zwei Hochgebirgsschluchten, die in kahle Steinwüsten und Gletscher führen. Durch die Schlucht rechter Hand führt der Saumsteig über das in hoher Einsamkeit gelegene Naßfeld und den Tauernpaß nach Mallnitz in Kärnten. Durch die Schlucht linker Hand muß die Eisenbahn, an der hier emsig gebaut wird, zum großen Tunnel gelangen, der das wilde Tauerngebirge durchbricht. An beiden Seiten des sechs Stunden langen Gasteintales steile Bergzüge, im Tauernstil möchte ich sagen. An und an grüne Almmatten, von vereinzelten Baumbeständen unterbrochen. In den Mulden

liegt Schnee, in den von braunen Steinwänden gefaßten Steilschluchten hängen die weißen Bänder der Wässerfälle. Nebst den genannten Ortschaften ist das Gasteinertal mit vielen kleinen, malerischen Häusergruppen und unzähligen Heuhütten besät. Die Landschaft erinnert mich an das Zillertal.

Nach einstündiger Bahnfahrt, als der Abend und das an den Bergen niederhängende Gewölke das düstere Alpental noch mehr zu umdunkeln begann, sah man dort drin im scheinbaren Talabschluß schon die weißen Würfel der Gasteiner Hotels. Die Eisenbahn muß vor Hofgastein die Talebene rechtzeitig verlassen, um rechts an der Berglehne die Höhe des hinteren Hochtales zu gewinnen, wo der schöne, in modernem Stil geschmackvoll gebaute Bahnhof steht. Aber wo ist nun Gastein? Man sieht ringsum kein Gastein. Wir stehen am Eingang des hinteren Hochtales, hoch über dem Kurort. Wie jahrhundertelang die Leute aus dem Tale heraufgekommen waren zu den warmen Thermen, so kommen sie nun von oben herab. Ich setzte mich in einen der zahllosen Wagen und fuhr auf weiten Straßenbiegungen hinab durch Wald und Felsgeblöcke in die Schlucht, ringsum von Wasser umbraust. Mitten in dieser Wildnis, just an der schründigen Stufe, die das vordere Tal von dem hinteren trennt, wo jede Handbreite Ebene dem wüsten Boden abgetrotzt werden mußte, steht der Kurort, den sie in der ganzen Welt nennen. Wer Gastein nur nach Bildern kennt, der ist überrascht, um wie viel großartiger es sich in der Wirklichkeit darstellt. Wie im Märchen, so stehen hier in der Wildnis die Königsschlösser. Ganz Gastein strahlt im elektrischen Lichte, das gar noch unter den Hochwaldstämmen funkelt. Der Gegensatz zwischen wilder Natur und modernen Glanz und Komfort wird selten so berückend wirken, als hier.

Ich wohne im Hotel des alten Gasteinergeschlechtes der Straubinger. Gegenüber auf dem Platze steht das Badeschloß, das unserem Kaiser gehört, in dem der Monarch auf seinen Besuchen zu wohnen pflegt und in dem auch Kaiser Wilhelm der Erste gewohnt hat. Nicht weit davon, auf dem Platz gegen die Kirche hinab, steht das einfache Haus, wo Bismarck logierte. Weiterhin in einem Palast am Kaiserweg wohnt gegenwärtig der greise Großherzog von Meiningen. Eine vornehme Welt. Etliche Millionäre in jedem Haus. Nur von einem, der heute da sitzt, weiß ich sicher, daß er weder Fürst noch Millionär ist. Das Merkwürdigste, Wundervollste ist aber das, was am Fenster meines Zimmers sich darbietet. Bei geschlossenem Fenster höre ich ein ununterbrochenes dumpfes Donnern. Das Fenster geöffnet, und ich schrecke zurück vor dem gewaltigen Gebrause. Tief unten wütet in milchweißen Wirbeln die Ache, die mit wahnsinniger Gewalt durch die steile Eng-

schlucht niederbrandet. „Leider ist kein Zimmer mehr frei“, hatte der Kellner gesagt, „als im dritten Stock ein wasserseitiges“. Die wasserseitigen pflegen übrig zu bleiben, es kann dort ja kein Mensch schlafen. Muß man sich doch überall mit Doppelfenstern schützen vor diesem Getöse, und muß man an einzelnen Stellen die ragenden Häuser mit hohen Bretterwänden schützen vor dem grauen Staube, der aus den Stürzen der Ache heranfliegt! — Nun, ich hatte endlich wieder einmal mein Ideal: Den Wildbach. Und was für einen. Vom Schlafen bei mir im fremden Zimmer kann ja ohnehin keine Rede sein; es wäre nur, daß dieses schmetternde Wiegenlied der Mutter Natur mich in den Schlummer sänge. Und siehe, in der Nacht, da kamen die Ewigkeiten. Die Pharaonen bauen ihre Pyramiden und hier in nordischer Wildnis braust zur selben Zeit der Wasserfall. Moses bringt vom Berg Sinai die Gesetztafeln und hier braust der Wasserfall. Perikles regiert Griechenland und hier braust der Wasserfall. Zu Betlehem gebärt in einer Nacht Maria aus Nazareth ein Kind und hier in urteutonischer Wildnis braust der Wasserfall. Und so braust er heute, braust zu dieser Stunde. Der Mensch hat eine Stadt in der Schlucht angebaut und rollt stolz auf eiserner Straße daher; wehe ihm aber, wenn er dem rasenden Wildstrom in allzugroße Nähe kommt, oder wenn der Strom von den Wettern trinkt! Vor wenigen Jahren war Gastein eines Tages in Gefahr, von seiner Ache vernichtet zu werden. Wer weiß, wie es unseren Nachkommen ergehen wird in den künftigen Jahrhunderten, Jahrtausenden! Die Ache aber wird rauschen, wie sie heute rauscht und wie sie zur Zeit der Pharaonen gerauscht hat.

Nebst diesem ewigen Wasser hat Gastein noch ein anderes, ein heilsames, heiliges Wasser — seine warme Therme. Aus unterschiedlichen Quellen täglich dreißigtausend Hektoliter Heilwasser, das eine Wärme von nahezu 40 Grad Reaumur hat.

Durch einen Hirschen, so heißt es, sei diese Heilquelle einst entdeckt worden. Das kranke Tier wäre an der warmen Quelle genesen. Oder war es nicht vielleicht so, daß man in tiefem Winter immer einen Hirschen grasen sah auf grünem Wieslein, bis Jäger merkten, daß ein warmer Wasserquell das Sommergärtlein schuf? Und daß man so die Thermen gefunden habe?

Für welche Krankheit das warme Gasteiner Wasser gut sei? fragte ich einen Bauersmann auf dem Bahnhof zu Hofgastein. „Mei“, antwortete er, „für was wirds guat sei? Mit oan Wort, für olls. Jung wird der Mensch wieder va dem Wasser. Derawegn hoaßts jo, ’s Gastoaner Wosser treibt an Oltweibermühl und an Oltmännermühl. Obn ban Wosserfoll schütet ma die Olten eini, unten keman die Jungen aussa.“ Da kann’s dann freilich nicht wundern, daß die 1600 Fremden-

zimmer Gasteins die Kurgäste nicht fassen können, die alle jung werden wollen an diesen lebendigen Wassern. Man wird bald auch den Winter zu Hilfe nehmen, um sich dahier zu renovieren. Derselbe Landmann erklärte mir auch den Namen Gastein. Weil es eine so felsige Gegend sei, so habe man anfangs wohl gesagt: im Gestein, woraus in der Leute Mund dann das „Gastein“ entstanden sei. Gutstehen kann ich nicht für diese Wissenschaft, der Mann zwinkerte immer so mit den Augen, als ob er mich foppen wollte. Tatsächlich nennt die Landbevölkerung das ganze Tal „in der Gastoan“.

Das Gasteiner Warmwasser kann die Gicht heilen, die kranken Mägen, die Schwäche der Glieder und sonst allerlei. Mir machte es das Gemüt frisch und munter, als ich von diesem edlen Naß aus Meister Hephästos Kellern trank. Die Wirkung für den, der viel davon trinkt oder heiß darin badet, soll großartig sein. So erzählt eine Schrift aus dem achtzehnten Jahrhundert, daß innerhalb sechzig Jahren achthundert Kurgäste zu Gastein gestorben seien, die von den Ärzten herbeigeschickt wurden, um mit der heißen Therme sich zu kurieren. — Heute wird die Sache mit größerer Vorsicht und daher entgegengesetztem Erfolge angewendet.

Doch derlei geht mich nichts an. Seit ich das Bestreben, gesund zu werden, aufgegeben habe, werde ichs allmählich. Ich bin nicht als Kurgast hier, nur als Tourist. Und so habe ich schon kleine Ausflüge gemacht, trotz des Regens, der wie ein leichter grauer Schleier über den Berghäuptern hängt. Manchmal streicht ein himmlisches Asperges herab. Von der Windischgrätzhöhe aus blickte ich in das Hochtal von Böckstein, und sah auch ein Goldbergwerk weit oben. Die alten Goldbergwerke dieser Gegend sind fast alle verfallen. Die Gasteiner schürfen mit größerem Erfolge in den Geldsäcken der Fremden. Aber das muß man sagen, tapfer haben sie ihren herrlichen Kurort der wilden Natur abgerungen, die Einheimischen mit ihrem festen Zusammenhalten. Nun mit der Eisenbahn wird für Gastein erst recht das goldene Zeitalter kommen. Ich freue mich dessen.

Auf dem Kaiserwege wanderte ich in das Kötschachtal, aus dessen Hintergrunde der Elendgletscher leuchtet. Ein hohes Halbrund von zumeist schneebedeckten Bergen zieht sich ost-süd-westwärts um Gastein hin. Von den meisten Kurorten wird gerühmt, daß sie gegen Norden geschützt seien. Gastein ist gerade gegen Norden offen, und doch soll es nie sonderlich stürmisch und kalt sein.

Weiter bin ich diesmal in der Gegend nicht vorgedrungen. Schon seit Tagen waren Bergstock und Regenschirm miteinander im Kampf gewesen. Letzterer hat gesiegt. Tief hängt an den Bergen der Nebel nieder und was darunter hin an Landschaft noch zu sehen, das ist grau und

grau und der Bergstock muß froh sein, daß der Regenschirm sich über ihn ausspannt. Gegen dieses Gasteiner Wasserregime in allen Arten und Formen muß ein deutsches Gemüt sich endlich auflehnen. Und hat sich eine kleine revolutionäre Bande zusammengefunden, die in Straubingers Trinkstube den Ausgleich besorgt zwischen äußerer und innerer Befeuchtung. Hat gleichwohl der Regenschirm den Bergstock überwunden, des rötlichen Tirolers Heiterkeit siegt über die Trübnis der Wässer.

Fröhlich und flüchtig habe ich solches hingeschrieben unter dem Brausen des Achfalles. Aber nun heißt's Abschied nehmen. Andächtig lausche ich — von Gottes Allmacht erschauernd — noch einmal dieser urgewaltigen Orgel. Rausche und brause, du herrlicher Bergstrom, in dem die Ewigkeit an uns vorüberzieht, während ich als Eintagswürmchen an deinem schönen Ufer träumte. Aber es bleibt erst noch die Frage offen, wer länger aushält, der Jahrzehntausende messende Bergstrom, oder die Menschenseele.

Wenn ich nach hunderttausend Jahren wiederkomme, dürstend nach einem Schluck Wasser! Gasteiner Ache, wirst du mir ihn reichen können?

Das gestörte Hochzeitsmahl.

Ein Bildchen aus dem mittelsteirischen Volksleben von Prof. **Hans Brandstetter.**

Unter den „Michelbacher Diandln“ galt damals die „Webermirschtl-Waberl“ als die sauberste. Sie hatte einen gefälligen Wuchs, war nicht zu hager — und ihr feingeformtes Gesichtchen sah aus wie „Milch und Blut“. —

Den Dorfstutzern fiel es sonst nicht schwer, mit den „Schönen anzubandeln“ — jedoch bei der „Waberl“ erfuhren die „anhabigen Mannsbilder“ immer ein schüchternes Ausweichen oder ein maßvolles Abtrumpfen.

Daß mit dem Necken und Scherzen bei ihr halt gar nichts zu machen wäre — raunten sich die Burschen schier unwillig zu, und wenn sie ihr das „Ernsttun“ auch als Stolz auslegten und vorhielten — aber sie änderte sich nicht. — — —

Als Erstgeborne und Umsichtigste von der Kinderschar, die die Eheleute Strohmeier bei ihrem Ableben hinterlassen hatten, kannte die Besitzstandangelegenheiten eben die „Waberl“ am besten und deshalb lasteten auf ihr auch die größeren Sorgen.

Groß konnte das „Webermirschtl-Anwesen“ freilich nicht genannt werden — jedoch die guten Ackergründe, die von erträgnisreichen Weinhecken durchzogen waren, hatten einen gewissen Wert; nur war der

Besitz nicht „schuldenfrei“ und das machte der „Waberl“ heimlichen Kummer.

Mit dem „Speachtler-Toni“, der seines Zeichens Maurer war und ziemlich viel „Erspartes“ hatte, sei die Waberl handelseins geworden — hieß es, und als das junge Paar das erstemal „verkündet“ worden war, ging die Neuigkeit auch wie ein Lauffeuer durch die Gegend. — Also eine Hochzeit, zu der auch die Nachbarn „g'hoas'n“ werden müßten, meinten die „G'scheit'n“, stünde bevor — und die „Schulzin“ dürfe dabei schon gar nicht fehlen. Grenzte der „Webermirschtlgrund“ in seiner ganzen Länge östlich doch nur an den „Schulzengrund“, und war ihre jüngere Tochter, die auch „Waberl“ hieß, und der jüngere Sohn, der auf den Namen „Simmerl“ hörte, mit der Braut doch dick befreundet, und zudem war die „Schulzin“ als treffliche Hochzeitsköchin weit und breit berühmt und gesucht. — Nachdem sie versprochen hatte, die Anordnung und die Zubereitung des Hochzeitsmahles zu übernehmen, wurde bestimmt, daß auch ihr „Ingerl“ (Enkel), der „Schulzenhansl“, bei der Tafel sein soll. Das Bürschchen hatte guten Grund, sich zu freuen, um so mehr, da das die erste Hochzeit war, bei der es — wenn auch nur als eine Art „Pranser“ (Notgast) mittun durfte.

Die „Zomgebung“ erfolgte in der Pfarrkirche, wo auch der „Johannissegen“ getrunken wurde. Der „Schulz'nhansl“ konnte der feierlichen Handlung aber nicht anwohnen, weil er „Haushüten“ mußte — er jauchzte aber mit, als an jenem Nachmittag, es war im Fasching, Anfang der Sechzigerjahre, der Hochzeitszug von der Kirche kommend, in Michelbach anrückte und mit Musik und Pöllerschüssen empfangen wurde.

Das „Webermirschtl-Haus“, das sich auf dem Bergrücken erhebt und mit seinem hohen Dachfirst weithin sichtbar ist, war außen und innen mit Tannenreisig und Immergrünkränzen geschmückt. Die gemauerte Stube diente für den Tanz — und in der hölzernen Stube breitete sich die Hochzeitstafel aus, bei der es nun anhub, sehr lebhaft zu werden. Das Auftragen von Speis' und Trank wollte kein Ende nehmen. Es benützte der Hochzeitsbitter und Spaßmacher nun eine Pause, um auf einen Stuhl zu steigen und kund zu tun, daß es Zeit wäre, den „Brautopfergang“ zu machen. Daraufhin erhoben sich die Männer von ihren Sitzen — und einer nach dem andern schritt gemächlich dem „Brautsitze“ zu, griff in die Tasche und ließ eine größere Geldnote oder einige Talerstücke in den mit einem weißen Tuche verhüllten Teller gleiten. Da tat es dem „Schulznhansl“ wohl leid, daß er nichts im Sack hatte — wie gern hätte er es nicht auch so gemacht. —

Als die Hochzeitsgäste wieder auf ihren Plätzen saßen, wurde der Atzung und Labung weiter gehuldigt. Nachdem auch der Glanzpunkt der

Speisenskala, das „Reindlkoch", abgetan war und der gute Eigenbauschilcher seinen Zauber auf die Gemüter zu üben begann — wurde die unliebsame Entdeckung gemacht, daß die beiden Hausausgänge von außen derartig „verrammelt" waren, daß man ohne das Zertrümmern einer Haustüre — oder ohne das Ausheben eines Fenstergitters nicht ins Freie gelangen könne. Es herrschte arge Verwirrung — besonders unter der holden Weiblichkeit.

Einer der Hochzeitsgäste hatte den Einfall, auf dem Dachboden einen Ausweg zu suchen. Da sich kein Seil vorfand, um sich vom Bodengang aus hinunter zu lassen, verfiel der findige Bursche auf die „Fleischhimmelleiter"; leider war sie um einige Klafter zu kurz, um zweckdienlich zu sein.

Ein „Fleischhimmel" findet sich wohl in jeder größeren Landbehausung. Er gleicht einer stark gezimmerten Kiste ohne Boden — die mit der oberen Fläche des Deckels an den kleinen Querbalken des Dachstuhls befestigt ist. Die innere Deckelfläche enthält mehrere Reihen Eisenhaken zum Aufhängen des Geselchten, der Würste und der Speckstücke. Die äußere Umrahmung ist sehr glatt gearbeitet und dient als Schutz, damit die Hauskatzen an dem Fleischvorrate keinen Schaden anrichten können. Die dazu gehörige Leiter, die nur zum Aufhängen und Abnehmen der Selchwaren zu dienen hat, ist eben nicht lang — und da sie nun zur Erlangung der Freiheit aus der sonderbaren Gefangenschaft benützt werden sollte, mußten ihre Seitenteile durch Annageln von Stangen so weit verlängert werden, damit sie von der Bodenganghöhe zum Erdboden hinunterlangte. Zuerst wagten einige sehr gelenkige Steiger den Abstieg auf dem gefährlichen Gerät — dann machte es ihnen auch der „Schulznhansl" nach, ohne sich irgendwie zu beschädigen. Man brauchte nur um die Hausecke zu biegen, um zu sehen, wie die Tür, die von außen ins Schloß fiel, mit mehreren schweren und umfangreichen Balken und großen Steinen „verrammelt" war, und ebenso geschickt verspreizt fand man das zweite Haustor. — —

Die kräftigen Burschen entfernten mit wahrer Wut die Verrammlungen — und alle strömten neugierig heraus — um dann nichts weiters zu sehen als die übereinander geworfenen Holzbalken und Steinblöcke. Die peinliche Lage ward behoben — und allmählich kehrte die heitere Stimmung wieder zurück.

In der Gesellschaft befanden sich mehrere, die „Schneid" hatten — und besonders der „Schulznsimmerl" war als „Raufer" gefürchtet. Da aber die Missetäter, die durch ihren groben Ulk den Neuvermählten noch einen Possen spielen wollten, längst das Weite suchten — mußten die Burschen ihre „Rauflust" ersäufen — vertanzen und verjauchzen! —

Erst beim Morgengrauen — ließen einige die bereitgehaltenen reinen Tücheln mit den üblichen Hochzeitskrapfen füllen, um dann pfeifend oder singend „heimzutorgeln". Bei denen aber, wo „Etwas" zu hoffen war, ließen sich die Musikanten das „Heimgeigen" nicht nehmen — und lange bildeten die Lustbarkeiten und die Aufregungen, die dieses Hochzeitsmahl mit sich gebracht hatte, das Dorfgespräch.

Viele Jahre ging es den Eheleuten Anton und Barbara Roth bei dem Webermirschtl-Anwesen ganz gut aus. Sie, ein „tätiges Weibaz", bestellte den Grund und das Haus — später halfen die heranwachsenden Kinder mit, und er verdiente das „Gewisse" durch sein „Mauerngehen".

Mit dem „Älterwerden" kam auch die Schwerfälligkeit, und für den Maurer ergeben sich oft höchst gefährliche Situationen, mit denen junge und gelenkige Kräfte leichter fertig werden.

Eines schönen Morgens wanderten eine Anzahl Maurer gegen Kreuzeck, um die Restaurierung des so hübsch gelegenen Buschenschlössels vorzunehmen. Jedenfalls hatte man bei der Aufstellung und Befestigung des Gerüstes nicht die nötige Vorsicht gebraucht, denn gerade als die Maurer mit dem Ausbessern des schadhaften Dachgesimses beschäftigt waren, löste sich das Gerüst los und brach dröhnend in sich zusammen. Einige hatten die Geistesgegenwart, in weitem Bogen abzuspringen und so — wenn auch mit schweren Verwundungen — dem Tode zu entgehen, der „Roth-Toni" aber wurde von den Gerüstbalken erschlagen. — — —

Es läßt sich leicht ermessen, wie groß der Jammer war, als man den Vater als Leiche heimbrachte — war doch der Ernährer des Schöckleins Kinder für immer verloren.

Für die junge Witwe waren wieder sorgenvolle Zeiten gekommen und anfangs mochte es ihr gar schwer geworden sein, das Nötige für den Lebensunterhalt der vielköpfigen Familie zu erwerben. Ihrem Gesichte hatte der Kummer einen leidvollen Ausdruck verliehen, und hochbetagt, hat sie erst kürzlich das Irdische gesegnet.

* * *

Die „Schulzin" konnte sich auf ihrem Besitze nicht lange halten. Nachdem ihr Vermählter, ein gediegener Zimmermann, von der „roten Ruhr" hinweggerafft worden war, und der ältere Sohn sein väterliches Erbteil begehrte, war die bedrängte Frau gezwungen, das schöne Anwesen für das kleine Walchergründl in Reiteregg einzutauschen. Als sie mit schwerem Herzen das trauliche Heim verlassen und in das neue „Hauserl" wandern mußte, zog auch ihr „Ingerl" der „Hansl" mit. Von dort flatterte er dann in die Welt hinaus. Zuerst ging er nach

Friesach, um das Nagelschmiedhandwerk zu lernen, und als ihn eine erlittene Quetschung der rechten Hand für den Schmiedberuf untauglich machte, kam der Bursche nach Graz, um ein Bildschnitzer zu werden. Später bezog er die Wiener Kunstakademie und nach dessen Absolvierung wanderte er nach Italien, um hauptsächlich in der „Ewigen Roma" die Kunst der Alten zu studieren. Auch München, Berlin, Paris und andere moderne Kunststätten sah er sich an. — — —

Und als der „Schulzn-Hansl" (wie der Schreiber dieser Zeilen bis zu seinem 11. Lebensjahre genannt wurde) nach etwa vier Dezennien wieder in die Michelbachergegend kam, fand er manches sehr verändert. Die hochaufstrebende Schindelbedachung mit dem urgemütlichen hölzernen Bodengang bei dem Webermirschtlhaus war verschwunden und durch einen niedrigen Dachstuhl mit einem grellroten Falzziegeldache ersetzt. Auch das charakteristische Gemälde des heiligen Florian mit der Überschrift:

„Heiliger Florian bitt für uns und halte Wacht;
Beschütze unser Haus vor Feuersbrunst bei Tag und Nacht!"

an der äußeren Stubenmauer hatte man weiß übertüncht. Die Mädchen und Burschen, die damals bei der „Waberl" ihrer Hochzeit so „jugendfrisch beim Zeug" waren, sind alte und aufgebrauchte Mütter und Väter geworden — und eine neue Generation ist daran, die Ortschaft zu beherrschen.

Das stattliche „Schulzenhaus", worin der „Hansl" geboren wurde, erwarb eine seiner liebsten Jugendgespielinnen die „Weberloisl", die das Anwesen vergrößerte und es gemeinsam mit ihren braven Kindern bisnun musterhaft bewirtschaftet hat.

Der mäßig hohe Gebirgszug, auf dem sich die Gehöfte lagern und Michelbach heißt, ist in seinen Niederungen bewaldet — dagegen gleichen seine Höhungen einem reichbepflanzten Garten. Zu den vielen Obstsorten, die dort reifen, gehört die Traube, und mit Vorliebe wird der Pfirsich, diese Perle der Früchte, gepflegt und verwertet.

Auf dem Bergrücken, zwischen Rebengeländern und Obstbaumreihen entlang, führt der Fahrweg, der besonders gegen Nordost und gegen Westen eine lohnende Fernsicht gewährt. Am südlichen Bergabhang sind heute noch eine Anzahl Tumulis ersichtlich — und die verschiedenen Geräte, Vasen und Steinplastiken, die in der Gegend gefunden wurden, können gleichwohl als Beweis dienen, daß diesen prächtigen Erdenwinkel schon die Römer gekannt, bewohnt und bebaut haben.

Volkstümliches aus den Alpen.

Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Im steirischen Oberlande ist die Volksmeinung verbreitet: Eine böse Bäuerin hat einen schönen Schnittlauch. Andererseits heißt es: Der Krenn (Meerrettig) mache bös'! Im Waldlande sagt man: Unter den bösen Leuten ist noch niemand verdorben, wohl aber unter den falschen; gescheiter z'bös' als z'gut. Gar z'guat bringt Armuat. Dazu sei bemerkt, daß der Älpler unter einer „bösen" Person keine böswillige oder bösartige meint, sondern eine, die energisch auftritt und den Leuten zu streng erscheint.*)

Eigenartig wird der Leser die Volksmeinung finden, daß ein Fuhrmann, wenn er auf dem Wege einen Maikäfer findet, ausweichen soll. Die Vertilgung dieses Tieres, glaubt man in der Umgebung von Au-Seewiesen, sei eine Sünde. Wie mir Lehrer Paul Koschier aus Graßnitz bei Aflenz mitteilte, gibt es in jener Gegend fast keine Maikäfer, wenigstens ist ihr Erscheinen eine Seltenheit, daher sie von der Bevölkerung vielfach nicht gekannt werden.

Genanntem Gewährsmann verdanke ich auch die Mitteilung, daß geweihte Gertraudibleaml und Vergißmeinnicht, ins Schuhwerk getan, den Teufel fern halten. Das Volk erzählt, eine Sennin habe ihren Liebhaber, der niemand anderer war als der Teufel, mit Gertraudibleameln und Widertod (Kohlmiaß, Bärlappsame, Hexenmehl, Moospulver auch genannt) vertrieben.

> Gertraudibleaml und Widertod
> Hab'n mich um mei' scheans Dirndl bro(ch)t,

soll der Teufel geklagt haben.

Vor dem Kegelspiele legen sich Burschen, nach P. Koschier, vierblättrigen Klee in das Schuhwerk, um zu gewinnen. In Kärnten, aus welchem Lande mein Gewährsmann stammt, wird behauptet, ein solcher Klee müsse ungesucht, daß heißt zufällig, also im Vorbeigehen gefunden werden, auch dürfe man denselben nicht mit der Hand abreißen, sondern mit den Zähnen müsse man ihn abbeißen, welche Volksmeinung von mir auch in Donnersbachwald seinerzeit getroffen wurde. 's Waldbauerndirndlein näht den geweihten vierblättrigen Klee heimlich den Geliebten in den „Hosenbuaßen", das ist ins Beinkleid, was ein kräftiges Präservativmittel gegen jedwede Untreue sein soll. Was die uneheliche Treue betrifft, so ist das Bauernmägdlein oft nicht mit Unrecht mißtrauisch gegen den Geliebten. Versichert der Bub, daß er treu sei, gleich schnippt

*) In Donnersbachwald hört man jene, welche man böse bezeichnet, sagen: „Hast schon 'mal bei dem Kreuz 'bet't, wo ich oan derbissen hon?

's Dirndl: „Ja, du bist auch treu (drei), wennst die Vierte nit hast." Die Maid weiß eben ganz gut, daß der Bub singt:

Drei Dirndl liab'n,
Dös is mir a G'spoaß,
Oani liab' ich, oani tröst ich,
Daß oani von der andern woaß.

Hat der Bergbauer ein „Gerstel" am Auge, so nimmt er ein Gerstenkorn und macht mit demselben drei Kreuze über die betreffende Stelle, oder man steckt ein Roggenkorn unter die Augenlider. Das Korn, wird behauptet, zieht die Hitz aus. Nach P. Koschiers Mitteilung macht man in Kärnten über das kranke Auge mit einer Sichel die Bewegung des Abschneidens. 's Abkreuzen traf ich seinerzeit im Waldlande.

Hat jemand auf der Bäuerei die Auszehrung, so wird ihm eine lebende Forelle auf dem Bauch gelegt, oder man verabreicht dem Kranken Milch, von der eine Katze bereits die Hälfte aufgeschleckt hat. Das erinnert an den Volksglauben: Kinder welche den „Fraß" haben, läßt man mit einer Katze aus einem Schüsselchen essen. Der „Fraß" ist nicht angeboren, sondern kommt vom „Anpampfen" her. Der in Weißenbach, meinem Domizile, lebende Spielmann Silvester Dechler, vulgo Spielmann Vestl, erzählte heuer am Pfingstsonntage, er habe gesehen, wie eine Bäuerin in Weißenbach ihrem Kinde übermäßig viel Mudlkoch eingab. Nach dem Essen wurde das Bübel ins Bett gelegt und das Weib sagte: „So, hiaz lass' man nur schön ruahig lieg'n in Buam, sonst bricht er." Die Bäuerin meinte eben, das Kind sei so vollgepampft, das es bei jeder Bewegung in Gefahr laufe, das Genossene zu erbrechen.

Gegen den Durchfall der Kälber wendet man an: Schwarten von drei Türschwellen, Kehricht von drei „Mistwinkeln", geweihtes Salz, Palmkatzeln und Pechöl; dies wird auf Kohlenglut gelegt und damit das junge Rind geräuchert. Der Mensch im Gebirge schützt sich gegen den Durchfall (Bauchweh), indem er sich beim ersten Donner, der im Frühjahre zu vernehmen ist, platt auf die Erde legt und sich dreimal herumdreht; auf'n Nabel tanzt, lautet der volkstümliche Ausdruck. Der Bergbauernbub, welcher über große Körperkräfte verfügt, sagt beispielsweise mit gehobenem Selbstgefühle: „Ich gib dir eine, daß d' auf 'n Nabel tanzt!" Oder er singt:

„Drei Schuaster, drei Schneider,
Drei Wöberklachl,
Dö schmeiß i alli neun
Übers Kirchendachl."

Und:

„Drei Schuaster, drei Schneider,
Drei Wöbagsöll'n,
Dö hob'n olli neun
In mein' Sock einiwöll'n."

was zwar ordentlich aufgeschnitten ist, aber na, „'s Aufschneiden“ ist dem Bergbauernbub halt sov'l eigen, und man muß ihm d' Freud' schon lassen, sagen die Alten, bei denen man ist „gut g'halten“.

Beim Heumachen darf ein Rechen nicht mit den Zähnen nach oben zu liegen kommen, sonst sticht man, wie P. Koschier vernahm, die Engel tot. Im Ennstalerischen ist zu hören, es regne, wenn der Rechen mit den Zähnen nach oben gerichtet liegt. Eine Bauernmagd, sagt mein Gewährsmann, wird bald heiraten, wenn sie, wie der Volksglaube lehrt, am Vinzenzitag ein Vögelpaar auf dem Baume sieht. Damit zusammen hängt die Meinung des Ennstalers, daß sich zu Vinzenzi die Vögel paaren. Die Ehe hat ein Bauernmägdlein zu gewärtigen, wenn sie am Vinzenzitage eine gerade Anzahl Reisigbüschel in die Küche trägt, eine Löselart, die nach P. Koschier von den in der Küche Anwesenden genau kontrolliert wird.

P. Koschier verdanke ich noch folgende Mitteilungen: Eine schwangere Frau soll keine Patenstelle übernehmen. Tut sie's dennoch, stirbt das später geborene Kind. Wenn Sonntags die Leute schockweise in die Kirche gehen, wenn die Turmuhr während der Wandlung schlägt, wenn die Glocken hell klingen oder Kinder beim Spiel Fahnen tragen und dabei beten, stirbt bald jemand. Blumen von Totenbahren, heißt es, verwelken bald. Friedhofblumen soll man weder riechen, noch pflücken; wer sie zur Nase führt, verliert den Geruchsinn. Um die Furcht vor Toten zu verlieren, ist es dem Volksglauben nach angezeigt, dreimal mit dem Bahrtuch, das den Toten bedeckt, über das Gesicht zu fahren. In Kärnten zupft man den Toten an der großen Zehe, um die Furcht zu verlieren. Liegt ein Messer mit der Schneide nach aufwärts, so martert der Teufel die armen Seelen. Auch ein Brotlaib darf nicht verkehrt auf dem Tische liegen. Es huckt sonst der Böse droben. Ebenso soll sich der böse Feind auf einen Baumstrunk setzen, auf dem die Arbeiter kein Kreuz einkerbten. Wenn sich zwei Kühe nicht gut vertragen, gibt man ihnen gegenseitig die Haare ein. Diese müssen den Tieren aber zwischen den Hörnern ausgerissen und unter das Futter gemengt werden. Fällt dem Bauer 's Brot vom Tische, so sagt er: „Es ist der Herrgott vom Tisch gefallen.“ Beim Brotlaib darf der Schnitt nicht gegen das Fenster zu liegen: sonst gibt's nit aus. Wenn das Tischtuch verkehrt auf die Platte gebreitet wurde, so soll ein Geschäft, das man abschließen will, keine guten Früchte bringen.

Schauer im Mai,
Schlagt andere neu (neun).

Eier, am Gründonnerstage gelegt, werden bekanntlich geweiht und vom Bauernbuben verzehrt; damit man beim Baumklettern nicht verunglücke. Die Eier sollen aber samt der Schale gegessen werden. Will einer das

nicht tun, so macht er über die Schale drei Kreuze und wirft sie ins Feuer, was den armen Seelen zu gute kommt. Was die Hühner „anpeckt“ haben, soll nicht genossen werden, um nicht den Krebs zu bekommen. Einen Kaminfeger sehen, bedeutet Glück. Wer Blasen auf den Lippen oder auf der Zunge bekam, wurde ausg'richt' oder ang'logen. Verliert man einen Gegenstand, ist ein Grasschüppel umzudrehn und ein Stein darüber zu legen. Es wird behauptet, der Teufel, den man dadurch beim Schopf packe, müsse das Verlorene wieder hergeben.

Von einem, der gern lügt, heißt es im Volksmunde: „An der ersten Lug' ist er noch nit erstickt und die letzte hat er noch nit glog'n“. Wenn sich das Getreide im Winde bewegt, so sagt der Bauer: „Es schwimmen die Brotlaib“. Windet es in der Charwoche, werden auch die Pfingsten windig sein. Das Sprüchel:

Haiti, haiti, hutsch, hutsch,
Auf'n Of'n sitzt der Putsch,
Wenn die N. N. nit will still-schweigen,
Wird der Putsch glei obasteigen.

gemahnt an eine altheidnische Gottheit.

Grimm sagt in seiner „Deutschen Mythologie“: „Früher glaubte das Volk, die in den Bäumen wohnenden Geister brächten den Menschen Krankheiten und diese letzteren suchte man dadurch zu heilen, daß man sie dem Baume wieder brachte.“ Daran knüpft sich der Volksglaube, daß sich an einem Zwiegling (Gabelform) der Bruch (Leibschaden) eines Menschen heilen lasse.

Schönes Wetter kommt, wenn die Krähen schreien, der Wind um 9 Uhr vormittags geht, die Schwalben hoch fliegen und die Moltwürm' (Salamander) bergauf gehn, oder 's Brennzeiserl (Zeisig) auf 'n Hausdach sitzt. Schlechtes Wetter kommt dagegen dem Volksglauben nach, wenn die Schweigerinnen auf der Alm Besen einheizen, wenn's Feuer singt, die Hähner nachmittags krähen, Schneemeisen gesehen werden, ein braunes Wiesel umherlauft, oder die Moltwürm' bergab gehen. Auch soll bestimmt schlechtes Wetter eintreten, wenn die Schweine Reisig zusammentragen. Der Waldbauer drückt sich originell aus: D' Sau teant Nesttrog'n.

Eigenartige Volksrätsel sind:

Es ist kleiner wie eine Maus,
Hat aber mehr Fenster wie ein Kaiserhaus.
(Fingerhut.)
's walgt herunter über d' Leiten
Und hat's Staberl auf der Seiten.
(Die Birne, welche vom Baume fällt.)

Es geht ins Holz und läßt die Hörner draußen. (Der Bohrer.) Wenn 's kloan is, tut 's viere zähl'n; wenn 's groß ist, tut 's die Welt überdrah'n; wenn 's tot ist, tut 's tanzen. (Das saugende Kalb, der

pflügende Ochs, die Haut des Rindes, welche zu Leder verarbeitet und zu Schuhwerk verwendet wird.)

Es ist einer, hat viel tausend Wunden,
Ist keine offen und keine bunden.

(Der Kliebstock, auch Graßstock genannt, weil man auf demselben 's Graß (Tannenreisig) hackt.

Echte Volkspoesie, wie die Bauernratſ'l, sind die Zimmerer- und Brunnenbriefe. Von ersteren brachte ich bereits einige Beispiele in der Zeitschrift für Volkskunde (Berlin), Jahrgang 1896, Seite 129—131. Nun gelang es mir auch, durch Herrn Finanzwach-Oberaufseher Alois Köberl in Göß in den Besitz einiger „Brunnenbriefe" aus Ramsau bei Schladming zu kommen. Der Grundbesitzer vulgo Ebengürtl in Schneebergleiten überließ uns mehreres, in dem die Kunst mit der Natur, möchte ich sagen, in Konflikt tritt und die Volkssprache so recht zum Ausdrucke kommt. Die Technik ist zwar unvollkommen, das Versmaß ungelenk, allein gerade dies gibt eine Gewähr dafür, daß wir es mit echter Volkspoesie zu tun haben.

Wenn der Älpler einen lebenden Brunnen anlegt, so erfordert dies ein Stück Arbeit, zumal im Winter sind die Röhrenlegung und Ausbesserung unangenehm, wenn der Boden gefroren und die Erde mit Schnee bedeckt ist. Es heißt daher in einem „Brunnenbriefe" anschaulich:

Oana muaß 'n Schnee wegputzen
Und oana muaß Wasen obahau'n
Und d' Erden schön auffafoss'n,
Daß ma kann unter's Rohr einischau'n.

Sogar das weibliche Geschlecht hat auf dem Hochtale der Ramsau beim Brunnrohrlegen mitzuhelfen, selbst wenn es stürmt und der Wind weht. In einem der Brunnenbriefe heißt es:

Und das muaß ih Enk ah no sog'n:
Wia 's gar g'sturmt hat und g'waht;
Und 'n Weibnleut'n beim Hoamgeh'n
Die Kittel auffidraht.
Is eahn der Wind in die Kittel dreingfahr'n
Und hat s' a so grob griffen,
Daß gar schreiend sind word'n
Und bald hätt' umg'schmissen.

Mein Gewährsmann Köberl fand auch ein Klöckellied auf, das, an eine bekannte Form anlehnend, beginnt:

Winterszeit, Winterszeit,
Kalt ists jetzt auf freier Weid.
Es tut jetzt kein Vöglin singen,
Aber die Anklöckler springen;
Das sind noch die frischen Leut'.

In Schladming fand ich letzthin eine originelle Hausinschrift und neue Schützenscheibenpoesien.

Die Hausinschrift lautet:

Beim Bockwirt bin ich genannt,
Da kriegt man Bratl allerhand,
Auch Suppe, Fleisch und Wurst daneben,
So daß man kann recht lustig leben.

Die Schützenscheiben mit Inschriften poetischer Natur traf ich auf dem Dachboden des Gemeindehauses und auf der bürgerlichen Schießstätte. Über Scheibensprüche brachte ich bereits einiges in der „Tagespost", Jahrgang 1902. Auch wies ich seinerzeit darauf hin, daß im Museum zu Eisenerz Schützenscheiben mit Sprüchen vorhanden sind. Die Scheiben in Schladming stammen aus den Jahren 1868, 1862, 1845, 1835, 1832, 1810, 1776, 1759 u. s. w., sind also zum Teil sehr alten Ursprunges. Man findet sie mit Tiergestalten, wie Ziegenböcke, Füchse, Rehe, bemalt, auch Stolleneingänge, Hammer und Amboß, Semmel und Kipfel sind abgebildet, ja sogar häusliche Szenen werden dargestellt. Beispielsweise illustrierte ein Volkskünstler anläßlich eines Hochzeitsschießens im Jahre 1818, wie ein Mann auf der Ofenbank sitzt, mit einer verhältnismäßig riesig großen Tabakspfeife in der Hand, während das Weib, die junge Ehegattin, den Kochlöffel schwingend, beim Herde hantiert. Darunter ist der Vers:

Seit ih verheirat' bi(n),
Bin ih a Monn,
Sitz auf der Ofenbank,
Schau mei Weib on.
K. W. T.
1868.

K. W. T. waren die Eltern des gegenwärtigen Bürgermeisters von Schladming, des Herrn Kapellmeisters und Fleischers Franz Tutter.

Eine zweite Szene stellt dar, wie ein Jäger, das Gewehr hinter einem Baum gelehnt, eine Wurst verzehrt und der Hund ein Reh anpirscht. Oberhalb steht:

Ich liebe vom Herzen das Jagen,
Nur dauert das Stehen mir zu lang,
Dann ruft so gewaltig mein Magen,
Es wird mir sehr ängstlich und bang.
Nur Würste, guten Wein und einen Schinken,
Dann steh ich ruhig und horch auf die Hund.
So denkt sich Herr Lohr gewöhnlich beim Jagen,
Übersieht auch das Reh und besänftigt den Magen.
(Ohne Jahreszahl.)

Herr Lohr, welcher vor einigen Jahren starb, war Lebzelter und Hausbesitzer in Schladming.

Eine dritte Scheibe zeigt ein Faß abgebildet; einer steht beim Spund. Daneben ist zu lesen:

Wer will von diesem Wein genießen,
Muß viel Blut und Schweiß vergießen.
H. M. 1868.

Eine vierte Scheibe ohne Abbildung bringt die Inschrift:

Ich bin Bestgeber heunt,
Bin dem Kreißschüeßen gar so viel feind.
18 J. S. 32.

Eine andere Scheibe stellt einen Fischer dar. Der Text dazu lautet:

Best gegeben und gewonnen
Franz Miller
am 14. Mai 1882.

Den Bock, den muß ich hab'n,
Döß war jo grod schad,
Woß i do für a Hos'n grig!
Und den schön Bort, den er hat.
Jetzt paß ih schon drei ganze Stund'
Auf den verfluchten Hurch (Huchen),
Da weil geht mir 's Rab'nich
Sechsmal schon mit 'n guat'n Keda durch.

Links davon schießt einer auf einen Ziegenbock; oben halten zwei Soldaten eine Scheibe, welche Abbildung darauf hinweist, daß der Bestgeber einen Ziegenbock spendierte. Zufällig gewann er ihn durch den besten Schuß wieder zurück.

Weitere Scheibeninschriften sind:

A. S. 1835.
Wer ein Fenster wird verletzen,
Muß in d' Laad ein Groschen setzen.
1838.

*

Hier sind der Blumen viel,
Lest euch die besten aus,
Nur trauet nicht zu sehr
Dem falschen Nelkenstrauß.

*

Wer gut Schüßen kann,
Der trifft das Gold Blath an.
T. A. S.

*

Ich g'sölle mich anheunt zu dier,
O Schenste Blüml der Sunen,
Wanst du es auch haltest mit mir,
so hab ich schon das Böst gewunen.
1759.

*

Wie wird sich einer oft um das Beste herum wezen,
Das Schießen iß anheunt zu Jedermann ergezen.
Johann Pau Reheis, 13. Juni 1776.

*

Mei, mei, frag nit lang, das sind di junga Kranzlschützen,
Mei, mei, was sind denn dös für ein, dö do in Nest drein sitzen.

*

Liebste Brüder, euch zu gefallen
Heb ich heut die Beste auf,
Lasset eure Büchsen knallen
. . . (unleserlich) . . . schrei drauf.

Anton Schupfer.
1816.

*

Weil mir mein' Stutzerl das schwarze Fleckel tut birrn,
So will ichs heute mit den Kugeln probiern.
1832.

*

Edle Schützen habet guten Mut
Und treffet disen werckzeug gut.
J. E. 1845. (Hammer und Amboß im Bilde.)

Ein Tagebuch.

Am 1. Juni.

Oesterreich wird kühn gegen den König von Ungarn. Das Ministerium hat abgedankt. Reichsratsabgeordnete haben im Abgeordnetenhaus eine Trutzsitzung gehalten. Alle Parteien sind plötzlich für einen ganzen Tag einig gegen Ungarn, das, wie man liest, mit Zustimmung der Krone wirtschaftliche Verfügungen trifft, die für Österreich als schwer demütigend und von unabsehbarem Schaden empfunden werden. So merkwürdig hat's in Österreich noch kaum je gekriselt als diesmals. In Rußland ist Frieden geworden. Die Gegenrevolution wütet nur noch als legitime Nemesis verkleidet in den Reihen der unglücklichen Revolutionäre. Aber die „Hydra" ist noch nicht tot. Trinkt sie viel von dem Blute ihrer Gefallenen, so kann sie wieder stark und furchtbar werden. Die Duma tagt in Petersburg, die Volksvertretung funktioniert noch lange nicht gut, aber doch immerhin besser als — anderswo. — Gestern fand in Madrid die Vermählung des jungen Königs von Spanien statt. Auf der Rückfahrt von der Kathedrale zum Schloß wurden Bomben auf den königlichen Wagen geworfen. Von der nächsten Umgebung wurden 25 Personen getötet, über 50 Personen verwundet, der Wagen in Trümmer zerrissen, das Königspaar blieb unversehrt. Welch besondere Pflicht wird es sein, die dieses wahrhaft sichtbare Wunder dem König von Spanien auf die Seele legt!

Am 2. Juni.

Endlich hatte es sich ausgeblitzt und ausgedonnert. Die letzte Maiwoche war schön und warm, aber niedriger, als die lichten Haufenwolken standen, schwamm manchmal ein schwarzes Wolkenfetzlein dahin, deren mehr wurden von Tag zu Tag. Eines Tages sanken an den Schründen der Kampalpe Nebelstreifen nieder. Wenn das im Sommer geschieht, verwahrt man in der Gegend die Häuser, denn es kommt

grob Wetter. Mit Sturm brachen die feuchten Lasten durch und jetzt haben wir das schönste Pfingstwetter. „Es regnet, als ob Pfingstmontag wär“, geht das Sprichwort und so ist ein kühler, unendlicher Landregen da. An den Höhen liegen langgestreckte Nebelwulste, aus den Tälern steigen ganz kleine weiße Flocken, die sich in wenigen Sekunden zu großen Tüchern entfalten, um dann zerfranst als Regen wieder herabzukommen. Die frischgrünen Bäume stehen bewegungslos da, nur die Blätter zucken und zittern unter den von einem zum andern fallenden Tropfen. Die Dachrinnen gurgeln und von der Niederung her hallt das Rollen des Flusses. — „Pfingsten, das liebliche Fest ist — — —“ Sie, Luisel, sein's so gut und zünden's mir in den Ofen!

Pfingstsonntag, den 3. Juni.

Bewölkter Himmel, kalter West. Überschwemmungen in vielen Alpengegenden, Schnee auf den Bergen — das ist unser diesjähriger Pfingstschmuck. Das Tal entlang jagen sich die Eisenbahnzüge mit den Städtern, die auf dem Lande ihre Pfingstfreuden suchen. Die Wirtshäuser spannen ihre Tore auf, aber an mancher Straßensäule und an manchem Bildstöckel klebt ein Plakat mit der „Warnung vor Gift! Bier und Wein ist Gift! Hütet euch vor Alkohol!“ Solcher Lektüre wegen macht man wahrlich keine Pfingstausflüge. Für das politische Österreich kam der heilige Geist als Tröster. Seit gestern haben wir ein parlamentarisches Bürgerministerium. Davon verspricht man sich — eine bessere Zeit. Aber die Ungarn sind aufgeregt darüber, daß ohne ihre Erlaubnis in Österreich sich ein Ministerium gebildet hat. Denn Ungarn will stets unser Bestes und hat sich Österreich gegenüber den schönen Leitspruch gewählt: „Was dein ist, ist mein, und was mein ist, ist mein.“

Am 4. Juni.

Gerne wandere ich nach Krieglach-Alpel. Aber meinem Geburtshause weiche ich aus und wünschte nur, daß ihm auch alle anderen Waldheimattouristen ausweichen möchten. Meine Bemühung, diese alte, ganz unnütz gewordene Hütte zu erwerben, um sie in Ehrerbietung vor den Ahnen den Flammen zu weihen und so ein Ärgernis aus der Welt zu schaffen, ist bisher leider mißlungen.

Am 5. Juni.

Ludwig Martinelli, der vor kurzem in Wien sein 50. Schauspieljahr beschloß, schickte mir das Verzeichnis seiner Rollen. Im ganzen 7952mal aufgetreten in 901 unterschiedlichsten Rollen. Eine Vielseitigkeit, die schon Anzengruber an ihm bewunderte. Lebhaft erinnerte ich mich an Martinellis Grazer Zeit von 1864—1873. Wie viel dramatischen Genuß haben wir Grazer diesem Künstler zu verdanken. Wie stehen seine Gestalten noch vor meiner alten Seele — unvergeßlich. Manches hatten

wir gemeinsam auf unserem Lebenswege, so vor allem den herrlichen Freund Ludwig Anzengruber. Und auch gemeinsam die Welt- und Kunstanschauung, die Auffassung der Volksgestalten. Meine Gesundheit ist mir dankbar, wenn ich alle Festlichkeiten meide; so habe ich auch geschwänzt den Jubeltag des alten wackeren Knaben, der nun ist „Ein halbes Jahrhundert als Künstler bewundert zur Freude der Freunde.“ Diese Zeilen der Erinnerung seien ihm ein nachträglicher Festgruß.

Am 6. Juni.

Gestern ist im Stiftingshaus zu Graz die 85jährige Matrone Klothilde Gstirner gestorben, die langjährige treueste Freundin Robert Hamerlings. Sie wird neben der Ruhestätte des Dichters bestattet. Man könnte wohl ein Buch schreiben über das Heldenleben dieses treuen, beispiellos opferfreudigen Frauenherzens. Die immer wieder gehörte Frage, ob Hamerling sie geliebt habe, ist ganz müßig. Er hat sie verehrt als das selbstloseste Wesen, dem er je in dieser Welt begegnet, er hat Klothilde Gstirner angebetet als die personifizierte Güte. Ob er ihr's persönlich einmal gesagt hat, wie hoch er sie gehalten, das ist bei der befangenen Zurückhaltung seiner Natur zweifelhaft, aber in seinen Dichtungen fühlt man oft das Bewußtsein von dem Hauch des Engels, der — schwere Leiden lindernd — durch sein Leben ging. Wie viele schöne Frauen haben den Dichter von „Sinnen und Minnen“ gelockt; er wählte als Herzensvertraute eine Frau, deren Reize verblüht, die um elf Jahre älter war als er. Der Welt besang er das Schöne, persönlich entschied er sich für das Gute.

Am 7. Juni.

Rückblick: Heute, am Regentag, wieder einmal die Kästen meines 50. und 60. Geburtstages aufgemacht, die Spenden besehen, manche der Zuschriften hervorgetan, Broschüren, Festnummern und Zeitungen durchgeblättert. Wohl ist mir dabei nicht zumute geworden. Welch ein Übermaß von Ehrungen und Liebe! Glaube wer's kann: Dieser Lorberkranz drückt schmerzlich auf meiner Stirne. Ach ja, das Herrlichste, das Seligste, von gar keiner irdischen Glückseligkeit übertroffen, wenn nur auch das Bewußtsein vorhanden wäre, diese Dinge verdient zu haben! Daß meine Absichten viel und meine Leistungen etwas wert sind, das weiß ich wohl. Aber nicht das sind sie, für was sie an Festtagen genommen wurden, bei weitem nicht das, was ich leisten wollte. In dieser Zeit ländlicher Beschaulichkeit ist in mir beständig ein leises Weh darüber, daß mein Können so weit und weit vom Wollen zurückgeblieben ist. Ob es nicht vielleicht doch möglich gewesen wäre, bei größerem Fleiß und strengerer Arbeit literarisch Großes zu schaffen? Mein Dichten ist mir allzu leicht vorgekommen, nicht wie eine

Arbeit, nur wie ein Spiel, nur wie ein Genuß, wie ein flottes Sich-ausleben. Ja, kann denn aus so leichter, lustiger Art etwas Bedeutendes hervorgehen? — Doch beruhigt mich wieder die Erfahrung, daß dann, wenn ich mich einmal mit aller Selbstzucht angestrengt hatte, erst recht nicht viel Nutzes geworden ist, während das scheinbar spielleichte Schaffen bei meinen Lesern vielleicht Vergnügen, bei mir allerdings oft große Erschöpfung, epochenweise sogar siechtumartiges Leiden zur Folge gehabt hat. Vielleicht denn doch, daß mein Talent gewissenhaft ausgenützt worden ist, und dann ist alles gut. Jetzt bin ich müde. Was noch zu sagen ist, vielleicht daß ich's tiefer zu fassen vermag, besser zu gestalten kaum. In stillen Stunden fühle ich's oft, als ob mir ein Stein auf dem Herzen läge. Etwa ist es doch kein taubes Gestein, vielleicht ist's ein Marbelstein, aus dem sich noch einmal eine tüchtige Gestalt meißeln läßt, oder es enthält Metall für eine Feierabendsglocke.

Am 8. Juni.

Höhere Wolkenschichten gleiten, tiefere Wolkenschichten fliegen. Innerhalb einer Viertelstunde stoßen die Winde aus allen Weltgegenden nieder. Auf den Bergen Regen, Sonnenblicke, schüchterne Regenbogen und vordrängerischer Schnee. Dann rastet die Luft und breiter, grauer Regen ringsum macht sich so bequem, als ob er nun vierzig Tage und Nächte lang regnen wollte, wie zu weiland Noahs Zeiten. Plötzlich wieder Windstöße, die das Gewölke zu Ballen rollen und Löcher machen in den blauen Himmel. Grünlichblasser Sonnenschein auf einmal, trotzdem schüttet es stoßweise Regen nieder. Aus allen vier Weltgegenden bockt es so heran seit einer Woche und das Rollen des Flusses wird immer dröhnender. Auch so ist es schön draußen — man muß durchs Land fliegen.

Am 9. Juni.

Es war im südlichen Kärnten, wo ich im Dorfwirtshause einkehrte, um zur Sonntagsnachmittagszeit ein Glas Bier zu trinken. Es gab aber kein Bier, auch keinen Wein. Der Wirt tat zuerst in slowenischer, dann in deutscher Sprache dar, daß bei ihm nur „Schligowitz" (Branntwein) zu haben sei. Jetzt erst erinnerte ich mich dran, daß die Kärntner den Schnaps gern haben. Aber die Tische der Wirtsstube waren doch fast leer. Nur am Ofen saß ein dickes Weib an ihr Bündel gelehnt und schlummerte etwas verdächtig, während am Rande eines leeren Trinkglases, das vor ihr auf dem Tische stand, Fliegen herumspazierten, ganz langsam, als wären sie schon halb betäubt von dem Dufte, der aus dem Glase etwa noch emporstieg.

Ich hatte mir ein Glas Milch geben lassen und aß Brot dazu. Im Laufe der halben Stunde kamen etwa acht oder zehn Männer

und Weiber, Greise und Kinder ins Haus mit großen Glasflaschen, wie man solche sonst zur Versendung von Sauerwasser hat. Der Wirt ging damit in den Keller und füllte die meisten mit einer wasserhellen, andere mit einer gelblichen oder rubinroten Flüssigkeit. Die Leute bezahlten und gingen mit ihren Flaschen träge davon.

Später, in Klagenfurt, klärte mich ein Freund darüber auf. In den slawischen Gegenden des Landes pflegt man nicht im Wirtshaus zu sitzen und zu trinken. Der Geselligkeitsdrang ist es nicht, der die Leute zum Zechen zusammenführt. Sie haben ihre besonderen Genüsse mehr für sich allein. Und so lassen der Bauer, die Bäuerin, der Dienstbote, der Holzhauer, der Steinbrecher, die Almerin, der Kühjunge Sonntags ihre Flaschen mit Schnaps füllen, den sie daheim in ihren Kleiderkasten stellen, um gelegentlich sich daran gütlich zu tun. Dieses gelegentlich kommt allerdings des Tages vier-, fünf- oder sechsmal vor und wohl mancher hat das Mißgeschick, daß die Woche länger währt als der Schnaps in der Flasche. Der Samstag ist oft nur erträglich in der Erwartung des Sonntags, wo man den Abbruch einbringen wird. Besuchern des Hauses wird Schnaps aufgewartet. Alle Krankheiten und Schmerzen, alle körperlichen Unbehagen werden mit Schnaps zu heilen gesucht. Und gar mancher soll plötzlich in Krankheit verfallen nur aus dem Grunde, um Schnaps zu bekommen. Selbst sechs- und zehnjährige Kinder bekommen als Belohnung für das „Bravsein“ ein paar Schluck Schnaps. — Viele brennen sich den Schnaps selber, und zwar wird er aus verschiedenerlei Früchten, Pflanzen, Wurzeln und Abfällen bereitet. Alles ist dazu gut genug, was „Geist“ entwickelt.

Leider, daß dieser Geist den anderen ganz erstickt. Die Degeneration der Schnäpsler in Kärnten, die sich vorwiegend in der windischen Bevölkerung findet, soll ganz auffallend sein. Aber ich spreche hier nur nach Hörensagen. Die Bekämpfung der Schnapspest in diesem Lande wird mit größerem und auch geringerem Eifer betrieben. Die einen sagen, die Armut dieses Landes sei deshalb so groß, weil man Schnaps trinke. Die anderen sagen, man trinke deshalb Schnaps, weil die Armut so groß sei. — Es wird wohl beides richtig sein.

Am 10. Juni.

Heute von 9 bis 2 Uhr ist die Herkomer-Auto-Wettkonkurrenz vorübergefahren. 113 Automobile aus aller Welt. Frankfurt am Main, München, Wien, Klagenfurt, Innsbruck, München nach Frankfurt zurück, das ist der Lauf. Die Bevölkerung unseres Dorfes war seit frühem Morgen auf den Beinen, um an der Straße Front zu stehen. Hin und hin war die Reichsstraße so besetzt von Steirern, diesen Siegeszug des Autos zu bestaunen. Die Wagen fuhren hübsch gemächlich; da es erst geregnet hat, war die Bahn staublos. Weil die Wagen Verspätung hatten, so sagte

der ungeduldige Dorfwitzbold natürlich: „Die Herkoma wollen nit herkomma.“ Die Herrschaften, darunter Prinz Heinrich von Preußen, erwiderten freundlich die Grüße. Es war fast, als müsse man sich allmählich aussöhnen mit dem modernen Ungetüm, das in allen Formen, offen, gedeckt, mit freundlichen Gelassen und Samtkissen, fast verlockend, nun die Straße beherrscht. Mir scheint nun beinahe schon, ich werde auch einmal fahren.

Am 11. Juni.

Um 8 Uhr früh fiel es mir ein: Solltest doch einmal nach Gastein reisen, das du noch nie gesehen hast. Um 9 Uhr war ich im Eisenbahnzug. Zwölf Stunden nachher kehrte zu Gastein der Gast ein in das Hotel Straubinger und erhielt ein Zimmer ganz unmittelbar über dem donnernden Wasserfall der Ache. Diesem Liede von ewigen Dingen horchte ich die ganze Nacht.

Am 12. Juni.

Am Wasserfall der Gasteiner Ache.

Wie du, o Mensch, mußt fallen
In Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend
Die heiligen Wasser hinab.
— — — — — — —
Doch sieh' aus dunklem Abgrund
Steigen in stiller Ruh'
Die lichten Nebel, kreisend
Dem Himmel zu —
Den Weg dir weisend.

Am 13. Juni.

In kühl-feuchtem Frühsommertag durch die Alpentäler heimwärts. Voll von Glücksstimmung, wieder einmal so recht in den Bergen zu sein. Dieser Gasteiner Ausflug mit seinen Eindrücken wird in einem besonderen Aufsatz geschildert. — Vor einigen Wochen hat mit mehreren Reisebegleitern Herr A. Horch, Automobilfabrikant aus Zwickau in Sachsen, bei mir zugesprochen. Er reiste damals vorwegs mit dem Automobil durch und lud mich ein, mitzufahren nach Kärnten und Tirol. Ich habe ablehnen müssen. Nun von meinem Gasteiner Ausfluge heimgekehrt erfahre ich, daß bei der Herkomer-Konkurrenz Horchs Wagen den großen Preis erhalten hat. Das freut mich, da hätte man wohl dabei sein sollen. Mit den Sachsen sind wir noch immer gut gefahren.

Am 14. Juni.

Die heutige Fronleichnamsprozession wurde auf dem Dorfe mit dem üblichen Gepränge abgehalten. Das Volk beteiligte sich in Menge, aber es macht nicht den Eindruck, als sei dieser Umgang ein religiöses Bedürfnis; vielmehr geht er in der ruhigen Art einer

Sitte vor sich, die „immer“ so war und nicht anders sein kann. Bei den meisten Teilnehmern vermißt man die Andacht. Bei einzelnen offenbart sich kindliche Frömmigkeit. Am rührendsten war mir ein ganz hinten nachhumpelndes altes Weiblein, das zwei süße Lasten trug: das junge Enkelkind auf dem Arme und den alten Glauben im Herzen. Nachgerade aufgeregt von diesem Begängnisse war ein Fremder, der abseits stehend die vorüberwallende Prozession mit ihren Fahnen, Lichtern, Kränzen und Heiligtümern beobachtet hatte. „Ich begreife“, sagte er mir nachher, „daß dieser Festzug, diese kunstvolle Gottesdemonstration für das Volk ein großes Gut und für die Kirche eine große Stütze ist. Das Bekenntnis sollte stets auch die entsprechende volkstümliche Form haben. In der Religion wird allzugroße Vergeistigung leicht zur Verflüchtigung. Wir im Reiche wissen ein Lied davon zu singen.“ Der so sprach, war ein zufällig anwesender — Pastor aus Preußen.

Am 15. Juni.

In einem Dorfwirtshause saßen sie an einem Tische. Der stattliche Grundbesitzer und das schmächtige Schneiderlein. In des ersterem Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieser keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht sagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerstirne. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor sich und rauchte einen Dürrstengel; sitzt man schon einmal im Wirtshaus, so will man sich auch nicht lumpen lassen. Der Schneider war nicht als Gast da, sondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Gespräch, der Bauer schien sich zu beklagen darüber, daß halt das Leben so sauer sei.

„’s ist schon nicht mehr zu sagen,“ rief er, „was alles verlangt wird von Unsereinem. Die Wirtschaft soll man führen, die Abgaben muß man leisten, den Soldatendienst hat einer zu machen. Für seine Familie und Verwandten soll man sorgen, den Nachbarn soll man beistehen; Kinder soll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, soll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht ich wissen, was man alles leisten soll! An sich selber muß man doch auch denken.“

Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk’, Bauer,“ sprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt drauf an, wie man’s sagt. Sollen und Müssen, weißt wohl, ist freilich hart. Aber dürfen! Sag statt Sollen just einmal Dürfen und es ist federlgering. Deine schöne große Wirtschaft darfst du führen, für’s Vaterland darfst du beitragen und darfst es wie ein Ritter helfen beschützen. Für deine Familie und Verwandten darfst du sorgen und dem Nachbar darfst du aushelfen,

er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfst du, und für die Zukunft, die was ein bissel fürnehmer wird ausfallen, darfst du mittun, ist das nit eine Freud und eine Ehr! Und dir selber darfst auch noch was gunnen. Keiner neidets. Jetzt schau einmal, Mensch, wenn man das nicht tät dürfen! 's Leben wär langweilig wie in einem Hundskobel!"

Der Bauer stand schwerfällig auf, warf den Zechgroschen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geschwollenen Reden brauch ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht schwatzen." Und polterte zur Tür hinaus.

Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Gesicht nach. „Es scheint," schmunzelte er, „bei dem hab ich's jetzt verschüttet. Hi, hi, dem seine Stör hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungarischen arbeiten. Dei, dei, bei dem Großbauern da, bei dem tät' ich höllisch gern sollen. Und tu nit einmal dürfen."

Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Mensch nicht sollte gut und tüchtig sein dürfen, das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel.

Am 16. Juni.

Ein unerwartetes Mißgeschick erlitten. Da war es nun ein Vergnügen, das eigene dumme Herz zu beobachten, wie es sich gebärdete: widersetzlich, trotzig und niedergeschlagen. Mein Wille stand nicht auf Seite des Herzens, sondern auf der der Vernunft; und diese redete dem kindischen Gemüte zu: was es denn wolle? Ob es denn noch immer nicht zufrieden sei mit den Glücksfällen seit Jahr und Tag. Was zählt da das bißchen Alltagsärger! Er ist vielmehr eine Würze. Oder willst du denn schon ganz im Himmel sein? Gib Acht, nichts ist der weltlichen Zufriedenheit gefährlicher, als schattenloses Glück. Wenn du bei so nebensächlichen Widerwärtigkeiten schon mutlos wirst, dummes Ding, wie sollst du erst bei Schicksalsschlägen bestehen? Wahrlich, mir macht es Spaß, dich mit solchen Kleinigkeiten tragisch herumbalgen zu sehen, ich unterhalte mich dabei und denke, einmal wirst du wohl klüger werden. — Da schämte sich das Herz und wurde heiter. Und die schnöde Sorge war weg.

Am 17. Juni.

Einer unserer geachtetsten Reichsrats-Abgeordneten beschwert sich über meinen 22. Mai. Dieser Tag brachte den kleine Ausschnitt aus dem Leben: wie es gerade für einen Abgeordneten schwer ist, seinen Mannescharakter festzuhalten, seiner Überzeugung nach zu handeln, weil er auf die Wünsche seiner Wähler Rücksicht zu nehmen hat. Unter dieser Voraussetzung wird er ja gewählt. Wer den persönlichen, unbeugsamen Charakter eines Herrenmenschen bewahren will, der soll sich ja

nicht wählen lassen zu einem Abgesandten der Menge, als der er nur auf den Willen der Wähler zu hören hat. Oder er vermag seine Persönlichkeit nicht zu halten und steht dann im Zwielicht. — Über diese Auffassung nun hat sich der Mann beschwert und gemeint, ich hatte damit die Abgeordneten samt und sonders tadeln wollen. Und ich suche doch nur ihre Aufgabe zu verstehen.

Am 18. Juni.

Man muß auf Spaziergängen nicht immer einen plaudernden Kameraden mithaben, in Ermangelung eines solchen auch nicht immer ein Buch, selbst wenn der Schneider die Taschen groß genug gemacht hätte. Seine Muttersprache hat man doch gewöhnlich bei sich und mit der kann man sich auch unterhalten. Wörterknacken. Den Wörtern einmal auf den Kern gehen. Ich meine nicht etymologisch, der Himmel bewahre mich, sondern den Sinn der Wörter suchen. So fiel mir heute z. B. ein: Für Wahrhaftigkeit pflegt man auch zu sagen „Ehrlichkeit", „Redlichkeit", „Aufrichtigkeit". Ehrlichkeit, weil die einzige und wirkliche Ehre in der Wahrhaftigkeit liegt. Redlichkeit, weil die Tatsache mit der Rede übereinstimmen muß. Aufrichtigkeit, weil allein die Wahrhaftigkeit den Menschen und die Menschheit aufrichtet.

Am 19. Juni.

Heute mit Frau und Töchterl über das Niederalpel nach Mariazell gefahren. Schönstes Wetter, gute staubfreie Straße. Über den Berg bekam eines der Pferde den Lungendampf und mußte keuchend und schnaufend noch mit an dem schweren Wagen ziehen. Was doch so ein Tier arm ist, und konnten wir nichts dafür tun, als zu Fuße zu gehen und anzuschieben. Das eine starke Tagereise von meinem Wohnorte entfernte Mariazell mit seiner großartigen und lieblichen Umgebung habe ich mein Lebtag mindestens an fünfzigmal besucht, öfter zu Fuß als zu Wagen. Es war seither auf der ganzen Strecke und am Ziele ziemlich alles gleich geblieben, nur daß an den Alpenstraßen sich die Drahtstränge mehren, daß die Wässer ausgenützt werden für elektrisches Licht, welches nun die Wallfahrtskirche wie das Bauernhaus beleuchtet; daß über die Hochöfen und großen Eisenwerkstätten von Gußwerk die Stille des Kirchhofes kam und daß die Wallfahrer von Jahr zu Jahr zunehmen. In Mariazell kämpft das Mittelalter mit der modernen Zeit und die Mariazeller wünschen merkwürdigerweise, daß letztere siegen möge. Und die neue Zeit hat bereits gesiegt. In wenigen Monaten wird die Eisenbahn eröffnet, die von St. Pölten bis Mariazell und einstweilen noch bis Gußwerk weitergeht. Dort, wo bei Mariazell die Wienerstraße über die Hochebene hinführt, und wo der Weg abzweigt nach dem Erlaffee, steht der Bahnhof, als auf dem höchsten Punkte der Strecke. Aus den Tiefen Niederösterreichs steigt die Eisenbahn herauf, um dann steirischerseits gegen

die Salza niederwärts zu gehen. Einstweilen ist die Bahn noch nicht entschlossen, ob sie von Gußwerk ab bei der Salza bleiben und über Weichselboden und Wildalpen bis zur Rudolfsbahn hinausgehen, oder ob sie über den Seeberg steigen und bei Au-Seewiesen sich der steirischen Landesbahn anschließen wird. Hoffentlich strebt diese Verkehrsader, wie jede richtige Ader, dem Herzen zu — der Hauptstadt des Landes. Die Niederösterreicher haben diese neue schmalspurige Mariazeller-Eisenbahn fast heimlich gebaut, man las höchstens von Projekten. Ich war hoch überrascht, in Mariazell einen Bahnhof zu finden. Die mittelalterlichen Wallfahrerzüge werden hin und wieder gewarnt vor den Sprengschüssen, und das leise, feierliche Molltongeläute des alten gothischen Turmes wird bald von dem schneidenden Pfiff der Lokomotive unterbrochen werden. Aber dieser Mißton wird für die Mariazeller harmonisiert werden durch einen dritten Klang — den Klang des Silbers. Sie sind mit dem Einzuge der neuen Zeit einverstanden. In meiner Zweiseelenwirtschaft spielt sich's so: das Poetenherz möchte hier Wildeinsamkeit, mein alter Körper wünscht die Eisenbahn. Und ich kann ihm nicht so Unrecht geben.

Am 20. Juni.

Morgens in Zell zum neuen Bahnhofgebäude, das an einem der schönsten Punkte der Gegend (870 Meter hoch) steht im Angesicht der felsigen Ausläufer des Hochschwab, der spitzen Zellerhütte, der grünkuppigen Gemeinalpe und des schründigen Ötschers. Überall erheben sich schmucke Sommerhäuser. Weiter den Waldweg sachte talwärts, und wir sind am Erlaffee. Er ist teils von dunklem Walde, teils von besonnten Almmatten umgeben. Schon stehen auch hier einige geschmackvolle Villen und ein staatliches Hotel. Wer in zehn Jahren nach Mariazell kommt, der wird einen großartig entwickelten Höhenluft-Kurort finden. Die Wiener haben dann nur vier Stunden Fahrzeit nach diesem schönsten und zugleich interessantesten Punkte der Ostalpen. — Rückfahrt von Mariazell über den Lahnsattel. Dort ist eine kleine evangelische Holzknechtgemeinde, deren Pfarrkirche sieben Stunden entfernt steht in Mürzzuschlag. Auf einer Matte, im Schatten des Waldrandes liegt der kleine Friedhof, ach wie einsam! „In diesem entlegenen Waldgebiete ist der Mensch ja lebendig schon begraben", sagte ein Wiener, der draußen im Freinwirtshause saß. Dem ist nicht so. Man sieht nirgends frischere Augen, hört nirgends ein froheres Jauchzen, als in diesen weltfernen Hochgegenden, da ist vom Lebendigbegrabensein keine Spur. — Auf dieser vergnüglichen Bergfahrt erlebte ich einen einzigen schlimmen Augenblick, aber der ging an die Nerven. In der Wildschlucht zum Toten Weib sprang mein Gazellen-Mädl Marta aus dem Wagen und stieg lustig und flink die steilen und hohen Leitern hinan, die neben dem Wasserfall, umsprüht von demselben, emporführt bis zur Höhle, aus der das Wasser

hervorkommt. Das Kind ist ja ganz unerfahren. Ich rief, ich schrie dem Mädel zu, umzukehren, im Wasserrauschen hörte es nichts. Lachend wendete es immer den Kopf herab, und nur hurtig aufwärts, aufwärts. Ich winkte mit den Armen, sofort niederwärts zu steigen, es verstand meine Weisung umgekehrt und stieg rasch immer anwärts die schlüpfrigen Stufen in die schwindelnde brausende Höhe. Aber statt der jungen Kletterin erlitt ich unten auf sicherem Boden stehend, wohl vor Entsetzen, einen plötzlichen Schwindelanfall, daß ich mich kaum noch am Mürzgeländer festhalten konnte. Als es wieder licht wurde, stand Marta lachend neben mir. — Welch' unausdenkbar furchtbare Schicksale der Mensch doch erleben könnte.

Am 21. Juni.

Man liest in der Zeitung: Eine der gewagtesten Wetten, die je abgeschlossen wurden, ist der in Chicago lebende Professor Adolf Glück eingegangen. Er hat sich verpflichtet, ein ganzes Jahr hindurch ohne irgendwelche Rücksichtnahme nichts als die reine, unverfälschte Wahrheit zu sagen und jede Lüge, auch die konventionellen, zu vermeiden. Für den Fall seines Unterliegens hat er sein auf 25.000 Dollars bewertetes Haus seinem Nachbar R. Jones verschrieben, der im Gegenfall ein Gleiches leistet. Das war übereilt von dem Amerikaner. Professor Glück wird die Wette verlieren, denn die Vermeidung jeder konventionellen Lüge im gesellschaftlichen Leben würde ihn mehr als um 25.000 Dollars schädigen. Wenns ihm nicht um Gewinn ginge, könnte er auch ohne Wette stets die Wahrheit sagen. — Übrigens das mit den gesellschaftlichen Lügen ist so 'ne Sache. Wenn du eine Weile mit einer dir widerwärtigen Person zusammen sein mußt, sollst du da der Wahrhaftigkeit freien Lauf und ihr nach Belieben deine Antipathie fühlen lassen? Oder sollst du dich zu überwinden trachten und mit der Person freundlich und gütig sein? Wäre das letztere Heuchelei oder Liebe?

Am 22. Juni.

Jetzt bin ich auf der Pretuleralpe im sogenannten Rosegger-Alpenhaus. Nach vierstündigem Aufstieg, mit mir allein und doch von allerhand ernsthaften und vorwitzigen Seelchen umkreist. Als mir einst zu Ohren gekommen war, daß die Steirer zu meinem 50. Geburtstag etwas im Plane führten, war mein heimlicher Wunsch: Gott, wenn sie mir nur so ein kleines Tragsesselchen bauen wollten, aus Baumästen und Stroh, und ihrer ein paar Holzknechte mich so auf die hohe Veitsch trügen, daß ich im Leben einmal noch von oben die Welt könnte anschauen. Damals glaubt ich schon fertig zu sein. Und siehe, wie viel Berge habe ich seither bestiegen, die höher sind als die Veitsch! — Aber in dieses Berghaus habe ich seit dem tragischen Tode des Almpeterls nicht mögen eintreten. Heute ist durch den Um- und

Zubau die Stimmung eine andere, nichts mehr will erinnern an den schrecklichen Mord. Doch oben auf der Kuppe steht die Peter Bergner-Warte, ein Denkmal für ein Jahrhundert, das sich der arme, einfältige Almpeterl wohl nicht hat träumen lassen. Die Welt ringsum liegt in lichtem Ätherschleier, die Sonne strahlt nahezu senkrecht nieder. In diesem Augenblick, dem einzigen des Jahres, steht sie im Zenith. Im Glückgefühle der Gesundheit und der Höhe kann das nichtige Menschlein nur demütig beten, aber schon im nächsten Momente wird es dreist und wagt sich an die schöne Frau Sonne: Madame, darf ich um ein Tänzchen bitten mit dir durch das Weltall?

Am 23. Juni.

„Das Größte an einer Menschenseele ist, daß sie etwas sieht und schlicht erzählen kann, was sie gesehen hat. Unter Hunderten von Menschen, die reden können, ist einer, der denken kann. Und unter Tausenden von solchen, die denken können, ist einer, der sehen kann. Klar sehen im Geiste, das ist Poesie, Prophetie, Religion — alles zugleich." — Dieses Wort Ruskins unterscheidet so scharf zwischen den gewöhnlichen Leuten, den geistigen Arbeitern und dem Genius, daß weitere Kennzeichnungen der drei Gruppen überflüssig sind. Mit dem „Sehen" wird freilich nicht die flüchtige Einbildung gemeint sein, oder das Spiel der Phantasie, wovon mehr oder weniger in jedem Kopfe spukt, sondern das tiefe geistige Schauen, das innere Erleben. Es gibt ein inneres Erleben, das in seiner Art ebenso wirklich ist, als das äußere, das sogenannte reale. Was ein solches inneres Leben seinem Träger bedeuten kann, wie groß, wie mächtig, wie glückselig es ihn machen kann, oder auch wie elend, davon haben wir bloß Redenden und bloß Denkenden keine Ahnung. Wir werden es auch nie begreifen, daß Menschen eines großen inneren Sehens und Lebens gegen die äußere Welt viel leichter gleichgiltig sein können, als andere, die sonst nichts besitzen. — Oder rechnet man am Ende doch damit, wenn dem Genie die äußeren Schätze vorenthalten werden: es hat ja seine inneren?

Am 24. Juni.

Auf einem verlassenen Schloß wohnt ein Alchimist, der in seiner besten Zeit, während andere harmlos glücklich sind, sich abquält, um das Lebenselixier zu entdecken und den Stein der Weisen zu finden. Endlich in seinem späteren Alter findet er eines Tages beides: Das Lebenselixier und den Stein der Weisen. Jetzt kanns ihm nicht mehr fehlen, er hat ewiges Leben und er hat den Stein, der ihm die größte Weisheit lehrt. Aber an dem Tage, als er sich durch das Elixier unsterblich gemacht hat, sagt ihm der Stein der Weisen: das größte Glück ist — nicht zu sein. Der Mann, in schwerem Konflikt,

macht allerlei Versuche, um dem Stein der Weisen eine andere Antwort zu entlocken. Er hängt ihn an eine goldene Ehrenkette und trägt ihn so um den Hals; der Stein sagt immer noch: das größte Glück ist, nicht zu sein. Dann faßt er den Stein zierlich in einen goldenen Trauring, aber der Stein sagt: das größte Glück ist, nicht zu sein. Endlich schleudert der Mann in Verzweiflung den Stein auf die Straße. Da finden ihn Kinder und spielen mit ihm. Und in Kindeshand vergißt der Stein seine schwermütige Weisheit und sein Glanz ist wie ein heiteres Lachen. Das macht dem alten Mann das Herze warm und er freut sich wieder seines Lebens.

Am 25. Juni.

Ist vor kurzem ein Schulmeister brieflich über mich gekommen und hat eine meiner Waldschilderungen zerzaust. Dieselbe stand in einem Schullesebuch und stimmte nicht mit der Naturgeschichte. Ich sprach von einer schönen, reifen Frucht des Waldes. Schulmeister: „Falsch, Waldbäume haben keine schönen Früchte!“ Ich: „Der Wald flüstert sich ein Geheimnis in die Ohren!“ Der Schulmeister: „Was nicht noch! Zeigen Sie mir doch einen Wald, der Geheimnisse weiß und Ohren hat!“ Ich sprach „vom Weinen des Waldes“. Er: „Vom Weinen des Waldes habe ich nie etwas gehört, vielleicht meinen Sie, daß bei Regen die Bäume tropfen?“ Ich: „Eine Engelschar flog und trug den Christbaum in die Hütte.“ Er: „Eine ganze Schar? Ja, war denn einer dazu nicht stark genug?“ Ich sprach „von einem Glöcklein, das ewig im Weltenraume klingt“. Er: „Hängt das an einem Glockenstrick oder ist es elektrisch?“ Ich sprach „von der Seele des Waldes“. Er: „Unsinn! Nur der Mensch hat eine Seele. Wenn Sie den Waldesduft meinen oder sonst etwas, so müssen Sie sich deutlicher ausdrücken. Mein Gott, wie soll man solche Ungereimtheiten den Kindern nur erklären?“ — Der Mann — ein Typus — hat recht, er sprach die volle Wahrheit. Nur möchte so einer um Gotteswillen den Schulkindern nicht Dichtungen „erklären“ wollen! Er bringt damit die Poesie um und an den Kindern das natürliche Verständnis für dieselbe. Ein mir bekannter Mittelschullehrer glossiert Goethes „Über allen Gipfeln“ wie folgt: „Über allen Gipfeln! Das ist unrichtig. Denn es kann wohl nicht angenommen werden, daß in allen Gegenden und Weltteilen zugleich Windstille herrscht. Dann schreibt Goethe in demselben Gedichte einmal Wipfel und einmal Gipfel, ohne uns klar zu machen, ob er beidemale die Baumspitzen meint oder ob mit Gipfel Berggipfel gemeint sein sollen. Das sind Nachlässigkeiten, die ein Klassiker sich nicht zu Schulden kommen lassen sollte!“ Selbiger Schulmeister führt seinen Schülern auch gerne Schillers Glocke vor als Beispiel, wie man nicht dichten soll! „Wissen Sie, wie viel diese berühmte Glocke falsche Reime hat?

Nicht weniger als achtunddreißig. Und erst wie viele hinkende Versfüße! Skandieren Sie nur einmal nach. Es ist einfach ein Skandal!"

Am 26. Juni.

Heute früh über Leoben auf die Mugel und das Roßegg. Von Leoben guter Waldweg. Hat man keine Aussicht, so schaut man in sich selber. So vergingen die fünf Stunden Fußwanderung schnell und schön. Auf der Mugel neues Touristenhaus, wo man gut behaglich und steirisch gemütlich lebt. Ich erging mich bei prachtvollem Wetter auf den Almen, bestieg auch das nahe Roßegg. Unsere Generalstabskarte, die, nach ihren zahllosen Unrichtigkeiten zu schließen, dazu da zu sein scheint, um im Kriegsfalle den Feind irre zu führen, gibt — wird mir gesagt — das Roßegg um 60 Meter niedriger an, als die Mugel. Und die Touristenkarten sagen ihr das nach. Ja, fällt es denn niemand auf, daß man von der 1632 Meter hohen Mugel aus den 1722 Meter hohen Lantsch nicht sieht, der hinter dem angeblich 1578 Meter hohen Roßegg steht? Auch möchte die Aussicht vom Roßegg aus vorzuziehen sein, weil dort der Blick in die Oststeiermark frei ist. Indes gibt es auf der westlich vorgeschobenen Mugel noch Aussicht genug. Die Schönheit von all Gebirg und Getal, so da hingegossen ist, kann niemand genugsam beschreiben. Nun Abend. „Tönend ging die Sonne nieder", heißt es in einem modernen Gedichte zum Entsetzen der Schulmeister. Ich empfand Stimmung in der Sache, als hinter dem Reichenstein die Sonne hinabdonnerte, fast merklich rasch, wie eine Glutlawine. Amen! scholl es durch die Himmel.

Am 27. Juni.

Die Berge je höher,
Dem Himmel je näher,
Dem Herzen je weher,
Weil's nicht kann hinein.
Weil es an die schwere,
Die träge Matere
Wie an die Galeere
Geschmiedet muß sein.
Was löst unter Peinen
Uns los vom Gemeinen?
Die Sehnsucht nach Reinen,
Die Sehnsucht allein.

Nach schlafloser Nacht um drei Uhr munter aufgestanden, um in Ehrerbietung den Sonnenaufgang zu erwarten. Die Natur liest ihre Messe. Langsam hebt sie die feurige Hostie empor, da geht ein Schauer durch alle Wesen.

Am 28. Juni.

Wenigstens einmal im Jahre sollte jeder Mensch einem Hochsommertage beiwohnen, in freier Natur, von frühem Morgen bis zum

späten Abend. Gestern, bald nach Sonnenaufgang verließ ich das Berghaus, um zuerst über steile Matten abzusteigen gegen Niklasdorf. Durch Schluchten und Gräben. Tauige Wieslein in Wildblumenprangen, zwischen hohem Gewipfel funkelte die Sonne herein. Dann niederwärts im Graben, der Weg und Bach zugleich ist. In der Nacht hatten die elektrischen Lichter von Leoben und Bruck so lebhaft klar zum Alpenhaus hinaufgeleuchtet, daß man meinte, die beiden Städte wären in nächster Nähe. Und nun welche Tiefen, welche Strecken, bis man zu ihnen ins Tal kommt. — Dann in einem Wirtshause bei Wutsch Begegnung mit einem zweifelhaften Touristen. Der setzte sich vertraulich zu meinem Tisch und wußte allerlei zu deuten und zu erzählen. Hoch oben im Bergwald am Weg steht ein spitziger Stein, Spitz Christi genannt. Woher dieser Name? Mein Tourist wußte es. Da ist einmal ein junger Holzknecht des Weges gegangen, der hat gewußt, daß hinter ihm ein schönes Mädel nachkommt. Dem wollte er ein Gedenken übermitteln. Entweder er hieß Spitz, oder meinte den spitzen Stein; kurz er schrieb mit Kohle drauf: Spitz grüßt Dich!? Das ist lange Zeit daran stehen geblieben und die Leute haben: „Spitz Christi" daraus gemacht. — Derselbe Tourist wußte auch merkwürdige Abenteuer zu erzählen, die er selbst erlebt. So z. B. sei er im vorigen Herbst auf dem Hochschwab in ein schreckliches Schneewetter gekommen, habe sich auf dem Plateau verirrt, sei den ganzen Tag im dichtesten Schneegestöber herumgegangen, bis er endlich eine Felsenhöhle gefunden, in der er drei Tage und vier Nächte eingeschneit gewesen in der fürchterlichen Einsamkeit. Manchmal sei so ein Rauch zu spüren gewesen, den er sich nicht erklären konnte und habe er schon gedacht, ob die Höhle nicht ein Vulkan sei, der wieder anfängt. Vom Schnee hab er sich genährt, im Schnee habe er sich vergraben, um nicht zu erfrieren. Bis er am vierten Tage endlich aus der Höhle konnte und da sei fünfundzwanzig Schritte davon das Karl-Ludwigshaus gestanden! Weil der Mann merkte, daß seine Erzählungen mich ergötzten, so ersuchte er mich, ihm ein Glas Wein zu verehren. Ich ging hinaus in die Küche: „Wirtin, haben Sie frischen Essig? Gut. Nehmen Sie einen halben Liter Wasser, gießen einen achtel Liter Essig dran und einen Löffel Himbeersaft. Diesen Wein bringen Sie dem Herrn da drinnen in der Stube." Der Tourist aber beutelt nach dem ersten Trunk den Kopf: „Das ist kein echter Wein." „Freund", sage ich, „er ist so echt, wie Ihre Geschichten. Auf dem Hochschwab gibt es weder ein Karl-Ludwigshaus, noch in der Nähe des dortigen Touristenhauses eine ähnliche Felsenhöhle." Da hat der Mann ungut gelacht und sich bald darauf verzogen.

Am 29. Juni.

Hamerlings „König von Sion“ gelesen. Immer von neuem überrascht von der Großartigkeit, der Schilderungsgewalt und der Gedankentiefe dieses Werkes. Aber es liest sich nicht wie naive Tragik, vielmehr wie eine bittere Klage über die Art des geistigen Ringens der armseligen Menschheit, wie eine schneidende Ironie auf politische, soziale und religiöse Kämpfe der Gegenwart. Diese seltsamste aller Geschichten, die auf germanischer Erde geschah'n. Ein Spiegel für jedes Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage, welche die Geister bewegt und entflammt. — Wenn man mehr von Hamerling liest, dann lernt man auch begreifen, weshalb es um diesen Dichter so einsam und still ist. Wer zu tief in das Mark greift, der betäubt. Ein Zeichen seiner Größe, daß die zeitgenössischen Literaturgeschichtler ihn ablehnen — ohne Begründung, nur mit ein paar stereotypen Phrasen. Ich wollte, so einer läse den „König von Sion“. Nicht in der Absicht, über ihn gelehrt und klug zu schreiben, sondern um — wie andere gebildete Leser — die Dichtung auf sich wirken zu lassen. Stellt sich doch jeder, der ein Buch des Kritisierens wegen liest, schon vorwegs in einen unrichtigen, sozusagen feindlichen Gegensatz zum Buche. Freilich fordert Hamerlings scharfer Sarkasmus gewisse Geister heraus zur Gegnerschaft. Aber wohl dem, der Hamerlings Weltanschauung und sittliche Ideale von Natur aus teilt, er muß jauchzen über ein Können, das sie so unübertrefflich gestaltet.

Am 30. Juni.

In der amtlichen preußischen Statistik, die ziffernmäßig die ungeheure Verwahrlosung der Jugend in den Groß- und Industriestädten nachweist, heißt es: „So ist zahlenmäßig nachgewiesen, in welch erschreckendem Maße die Großstädte und Industriezentren verderbend auf die Jugend einwirken; daß wir den Glanz unserer industriellen Entwicklung zum nicht geringen Teile mit unserer Jugend, d. h. mit der Zukunft unseres Volkes bezahlen!“ — Das ist es ja, was ich seit dreißig Jahren predige, daß die Großstädte und die Industrie auf Kosten des Landlebens endlich unser Verderben sein werden. Ich bin sonst etwas rechthaberisch, aber in dieser Sache hätte ich gerne Unrecht gehabt.

Kleine Laube.

Erwartung.

Ich wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von meinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh,
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust,
Und laß dich weihen, laß dich segnen.
— Heute wird dein Schicksal dir begegnen.

R.

Eine Notschule in Tirol.

Von Josef Maschler.

Was ist denn das? wird mancher fragen, dem unser Volksschulwesen fremd ist. Höre, lieber Freund, was dir mit diesen Zeilen berichtet wird und du wirst, zumal wenn du Lehrer bist, bei deinen künftigen Wanderungen durch unsere Täler auf manches Hüttchen deinen Blick richten, an dem du bisher, ohne darauf zu achten, gleichgültig vorbeigegangen bist.

Droben auf sonniger Lehne oder auf dem steilen waldigen Hang erblickst du eine Häusergruppe oder weit zerstreute Gehöfte, windschiefe Scheunen mit weitvorspringenden moosbedeckten Dächern, von großen Steinen beschwert.

Du wunderst dich oft, daß diese Baulichkeiten nicht schon längst abgerutscht sind und würdest dich bei anhaltendem Regenwetter oder an stürmischen Wintertagen, wenn Weg und Steg verschneit sind und der Wind wie rasend durchs Tal tobt, gewiß unsicher und unbehaglich in den rauchgeschwärzten, meist niedrigen Behausungen fühlen, vor denen der heulende Wind meterhohe Schneehaufen auftürmt und die glitzernden Eiskristalle durch die Fensterfugen und das locker gefügte Gebälke bis in die niedrige Kammer hineinweht.

Im Sommer findest du diese Hütten freilich oft allerliebst und malerisch gelegen und betrachtest sie als Stätten des stillen Glückes.

Fast immer steht bei einer solchen Häusergruppe oder zwischen den weitzerstreuten Gehöften gewöhnlich auf aussichtsreicher Höhe ein Kirchlein oder eine

Kapelle, in der die vom Weltverkehre abgeschlossenen Bewohner dem lieben Herrgott ihr Anliegen vortragen und die Muttergottes oft mit den sonderbarsten Bitten bestürmen.

Bis in die Kirche des Pfarrdorfes ist es manchmal eine Stunde und mehr, der Weg dahin besonders zur Winterszeit wegen der niederstürzenden Lawinen oft lebensgefährlich. Der tägliche Verkehr mit dem lieben Herrgott ist aber dem Tiroler ein Bedürfnis, und weil das Beten in der engen Kammer daheim halt nicht so gut geht, drum sammeln sich die Nachbarn in der waldumrauschten Kapelle zum Abendrosenkranz und spricht der sehnige Holzknecht vor dem bemoosten Kreuze unter der breitästigen Fichte hart am schwindelnden Abgrunde seinen Morgensegen.

Nur an Sonn- und Festtagen und bei Begräbnissen vereinen sich diese abgelegenen Bergbewohner mit denen des Pfarrdorfes in der Mutterpfarre und nachträglich wohl auch im Dorfwirtshause.

Wie mit der Kirche, so ist's mit der Schule.

Ihre Kinder in die Pfarrschule zu schicken, ist den „Bergern" wegen der Ungangbarkeit der Wege und der weiten Entfernung unmöglich. Sie ohne Unterricht zu lassen, geht auch nicht an. Zudem weiß heute der dickkopfigste Bauer, daß ein gewisses Maß von Kenntnissen für ihn unentbehrlich ist, und bildet sich viel darauf ein, wenn seine Kinder gut lesen, schreiben und rechnen können.

Er selber kann sie freilich nicht unterrichten, auch eine geprüfte Lehrkraft vermögen die wenigen Parteien nicht zu besolden und noch weniger sind sie in der Lage, für eine solche, auch bei den bescheidensten Ansprüchen, eine nur halbwegs entsprechende Wohnung beizustellen.

In dieser Not hilft dann die Notschule aus.

Siehst du dort am Waldessaume das kleine niedrige Häuschen? Mit ausgestreckten Armen erreichst du sein Dach. Es ist aus Balken gezimmert, die Fugen und Ritzen zwischen denselben sind mit Moos verstopft — und weil ich dir gerade eine schöne Notschule zeigen will — sind die vier Wände von außen auch „angeschindelt".

Wie du siehst, ist dieses Häuschen verwittert und schwarz wie die umliegenden Scheunen und Gehöfte und unterscheidet sich von diesen durch nichts als seine Kleinheit und, wenn du genau schaust, durch etwas größere Fenster.

Treten wir nun durch die niedrige knarrende Tür ins Innere, kommen wir zuerst in einen rauchgeschwärzten engen Hausgang, dessen Boden meist mit Wegsteinen gepflastert, seltener mit Brettern belegt ist. Vom Hausgang führt eine Tür ins kaum 2 m hohe getäfelte Stübchen.

Es ist der Mühe wert, daß wir uns dasselbe genauer ansehen. Es ist nicht unfreundlich, ist genügend erhellt. In der Ecke steht ein großer gemauerter Ofen, vom Hausgange aus zu heizen, manchmal voller Risse und Klüfte, aus denen wie aus einem Köhlermeiler der Rauch qualmt. Doch das hat nichts zur Sache. Zwingt der Rauch wirklich zum Husten und wird er lästig — geschwind ist das nicht der Fall — da Kinder und Lehrer solcher Schulen völlig unempfindliche Atmungsorgane haben, so macht man Tür und Fenster auf, wenn letztere nicht vernagelt sind, läßt es lustig durchziehen und die Sache ist für eine Weile abgetan.

Massive vier- und fünfsitzige Bänke, die oft in gar keinem Verhältnisse zur Größe des Kindes stehen und die ausgesprochensten Marterwerkzeuge sind, füllen zwei Drittel des Stübchens aus. Sie zeigen meist in auffallender Weise die Spuren müßiger Hände und mitunter scharfer Waffen, sind von spitzen Griffeln durchfurcht, von Messern zerschnitten, von Sägen durchsägt.

Vorne steht auf wackligem Gestelle eine Schultafel mit verwischter Liniatur und mit einem Anstrich, den auch der beste Farbenkenner nicht zu benennen vermag.

Grau dürfte am ehesten passen, stellenweise ist die Fläche auch ohne Anstrich, nur an den Ecken kannst du sehen, daß sie einmal schwarz angestrichen war.

Ein Tafelschwamm ist schon ein Luxusartikel, es genügt ein Lappen und in Ermanglung eines solchen tuts auch die Hand.

In der Stubenecke steht dem Ofen gegenüber neben der Tafel das Pult des Lehrers. Es ist ebenso massiv und unpraktisch wie die Bänke. Ein wackliger drei- oder vierbeiniger Stuhl dient dem Lehrer als Sitz.

Erwähnen wir dann noch das kleine Wandschränkchen, das die Lehrer- und Schülerbibliothek, die Hefte, überhaupt die Schreib- und Zeichenrequisiten nebst den noch zur Verfügung stehenden Schulbüchern birgt, dann ist das ganze Mobiliar aufgezählt.

An der Wand hängt eine Karte von Österreich-Ungarn, von Palästina und von Tirol. Sie sind, wenn nicht voll Staub und Schimmel, am wenigsten abgenützt, höchstens, daß anstatt des Ringleins, das die Lage des Pfarrdorfes auf der Tiroler Karte bezeichnet, ein Loch ist, entstanden von purlauterem Hinzeigen auf dieses allerliebste Örtchen. Nicht vergessen dürfen wir auf das Kaiserbild und den schönen Öldruck nach einem Gemälde des vaterländischen Künstlers Franz v. Deffregger, darstellend die Freiheitskämpfer von 1809: Hofer, Speckbacher, Haspinger und den Schreiber Sweth, wie sie eine Kriegsnachricht lesen. Sie bilden den einzigen Schmuck des Stübchens.

Ein Kruzifix mit danebenhängenden verstaubten Heiligenbildern lenkt ebensowenig von der Aufmerksamkeit ab wie das auf der Ofenbank oder auf dem Fensterbrett stehende Kistchen mit den allernotwendigsten Lehrmitteln zur Veranschaulichung der Maße und Gewichte.

Andere Lehrmittel stehen selten zur Verfügung, es wäre denn, daß als physikalischer Apparat noch ein Thermometer die Hitze- oder Kältegrade im Stübchen anzeigt.

Notwendig ist dieses Ding auch nicht. Hat die muntere Schar zu warm, ziehen die Knaben die Röcke aus, die Mädchen legen die Kopf- und Umhülltücher ab und setzen sich darauf; ist es zu kalt, kauern die Kleinen zusammen wie die frierenden Vöglein in den Hecken draußen. Von Verwöhnung ist bei diesen Kindern keine Spur zu finden und Schnupfen oder andere durch Verkühlung entstandene Leiden sind diesen Menschlein unbekannt.

Sie ertragen geduldig, was der Tag bringt, höchstens, daß sie bei zu hoher Temperatur schläfrig werden und darum ruhig in den Bänken sitzen, bei zu niedriger daheim über die Kälte klagen, was dann zur Folge hat, daß man die Notschule mit dem nötigen Holz versieht, an dem es manchmal auch gebricht, selbst wenn sie mitten im Walde steht.

Dahin kommen nun täglich die kleinen Leutchen wie hungrige Vöglein zur Futterstelle. Je stürmischer das Wetter und je höher der Schnee ist, desto lustiger ist's auf dem Wege zur Schule. Sinkt auch zuweilen so ein kleiner ABC-Schütze bis an die Schultern in den Schnee ein, tut nichts. Flugs sind ein paar größere Kameraden da, die ihn unter weithin schallendem Gelächter herauszerren, und macht allenfalls 's Jörgele ein verdrießliches und weinerliches Gesicht dazu, weiß es des Nachbars Moidele oder 's Burgele mit den schönsten Worten zu trösten.

Hand in Hand stampft man weiter, bis wieder das eine oder andere auf der glatten Eisfläche zur Abwechslung hinfällt, daß einem Erwachsenen Hören und Sehen vergehen würde.

Dem rührigen Tonl tuts aber nichts. Wenn nur die Schiefertafel nicht in Scherben geht und die Griffelschachtel noch ganz ist, ein Loch in der Hose oder eine blutende Nase hat nichts zur Sache. Er schüttelt den Schnee ab und trabt lachend mit den anderen weiter.

Da tönt von Hochleit herab fröhliches Jauchzen. Wie eine Lawine kommen von dort oben der Hochleiter Sepp, der Wastl und ihre Schwester, die flachshaarige Thresl auf Schlitten dahergesaust. Ist das eine Freude! Der Waldebner Christl bedauert es sehr, daß seines Vaters Hof nicht eine halbe Stunde höher im steilen Hang droben steht und er auf völlig ebenem Wege zur Schule wandern muß.

Um aber doch auf Schlitten fahren zu können, schnallt er das kleine, aus dünnen Brettern zusammengefügte Kistchen, das ihm den Schulranzen ersetzen soll, ab, setzt sich auf die ganze Schulweisheit drauf und fährt, so gut es eben geht, ein Stück über die kleine Anhöhe auf das Schulhäuschen zu.

Endlich hat sich in demselben das tolle Völklein versammelt. Man stampft den Schnee von den Holzschuhen, legt die Schultaschen ab, stellt die Blechbüchsen mit dem Mittagessen auf den Ofenhals, es wird gebetet und der alte Lehrer beginnt den Unterricht.

Er hat nicht studiert, nur vor vielen Jahren beim Lehrer im Dorfe drunten einen Winter praktiziert, kennt keine Pädagogik, weiß nichts von Psychologie, aber einen gesunden Hausverstand hat er, angeborenes Geschick, langjährige Erfahrung und Liebe zu den Kindern, und damit gelingt es ihm, meist ganz zufriedenstellende Resultate im Lesen, Schreiben und Rechnen bei seinen Schülern zu erzielen, wenn deren nur wenige sind. In der Regel zählen diese Notschulen nur so zehn bis höchstens an die dreißig Kinder.

Anders ists freilich, wenn einer so mangelhaft gebildeten Lehrkraft die Erfahrung fehlt oder wenn ihr eine größere Kinderzahl, dreißig und mehr, die sie dann nicht mehr zweckmäßig zu beschäftigen weiß, zugeteilt wird. Da kann dann wohl selten mehr auch nur von genügenden Leistungen gesprochen werden, schon aus dem Grunde, weil an diesen Notschulen das Schuljahr nur sechs Monate von November bis einschließlich April umfaßt.

Selbstverständlich beschränkt sich aller Unterricht nur auf Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Von den übrigen für die Volksschule vorgeschriebenen Fächern kann kaum die Rede sein.

Ist dann der vormittägige Unterricht zu Ende und heißt es: Zusammenräumen! ist im Nu die ganze Gesellschaft marschbereit. Es wird gebetet und hinaus gehts und auseinander nach allen Richtungen, bergauf und -ab, nach links und rechts, gleich fidel und lustig wie man gekommen ist.

Ja, der Pimpacher Franzl kann sich kaum fassen vor Freude über das schöne Bildl, das er heute vom Herrn Kooperator erhalten hat, der wöchentlich ein- oder zweimal zur Erteilung des Religionsunterrichtes in die Bergschule hinaufkommt und den Franzl grad heut erwischt hat, wo er einmal hat etwas „aufsagen" können.

Nur die Kinder der weit entlegensten Gehöfte bleiben häufig auch über Mittag in der Schule und rücken nun über ihre auf dem Ofen warm gestellten Blechbüchsen her, deren Inhalt, gewöhnlich aus Schmarren oder Nudeln bestehend, mit einem Appetit verzehrt wird, um den sie mancher Feinschmecker nicht wenig beneiden würde.

Andere ziehen ein Stück Käse und Brot aus dem Schulranzen und tun sich gütlich daran. Mitunter wird auch brüderlich ausgetauscht, namentlich wenn so ein Glücklicher vielleicht einen Apfel oder eine Birne hat, ist er gezwungen, auch seine Kameraden „abbeißen" zu lassen.

Die freie Zeit bis zum Nachmittagsunterricht, der meist von 1 bis 3 Uhr dauert, wird mit munterem Spiel verbracht, bei dem das Schneeballenwerfen, Rodlfahren und Schneemannmachen natürlich die Hauptsache ist.

Auch der Lehrer stellt sich, den knurrenden Magen zu befriedigen, als Koch an den ungetümen offenen Herd in der rauchgeschwärzten Küche und kocht sich eine

Brennsuppe mit dicken Brocken drin oder röstet sich Erdäpfel und löffelt eine Schüssel Milch dazu.

Die Lehrerinnen speisen schon feiner und trinken statt der Milch den unerläßlichen Kaffee, ihre Hauptnahrung, dazu.

Im kleinen armseligen Stübchen nebenan wird dann ein wenig Rast gehalten und von den Lehrern eine Pfeife geraucht, die nebst einigen alten Büchern meist ihr einziger Gesellschafter in ihrer Einsamkeit ist.

In den Sommerferien verdingen sich die Lehrer von diesen Notschulen, wenn sie nicht in der Heimat ein kleines „Güetl" (Anwesen) zu bearbeiten haben, was jedoch meistens der Fall ist, als Fremdenführer oder Kutscher oder sie treiben ein ehrsames Handwerk.

Die Lehrerinnen suchen in Sommerfrischstationen und besuchten Gasthöfen Verdienst als Bedienerinnen und Kindermädchen; denn von der sehr bescheidenen Remuneration für den Schuldienst, die vom Landesschulrate unter Berücksichtigung der Zahl der schulbesuchenden Kinder festzusetzen ist und bei bloß halbjährigem Unterrichte 380 K jährlich nebst freier Wohnung nicht übersteigen darf, ist das Auslangen namentlich für männliche Lehrpersonen nicht anders als durch Nebenverdienst zu finden.

Es sind also diese Schulen im vollsten Sinne des Wortes Notschulen, sowohl was den Unterricht der Kinder als auch die Entlohnung der Lehrpersonen betrifft, für welche auch keine Altersversorgung besteht, die ihnen nach oft 30- und 40jährigem Wirken voll Mühen und Entsagung gewiß ebenso gebühren würde wie manchem anderen, der für Staat und Land in viel besserer Stellung weit weniger geleistet hat.

Was die Tiere sagen.

Die Tierwelt spielt im Gemütsleben unseres Volkes, soweit es überhaupt mit der Natur noch in inniger Berührung steht, eine große Rolle. Das bloße Erscheinen und Vorübergehen manches Tieres bedeutet Unglück, so wenn eine Katze oder ein Hase über den Weg läuft; ein anderes Tier, ein großer Vogel mit roten Beinen und großem Schnabel, dessen Gefieder die preußigen Farben trägt und den ich nicht zu nennen brauche, kündigt ein freudiges Ereignis an. „Spinne am Morgen: Unheil und Sorgen; Spinne am Abend: tröstend und labend." „Schäfchen zur Rechten: gibt es zu fechten; Schäfchen zur Linken: tut Freude dir winken." Auch der Hase ist nicht immer unheilverheißend; Gründonnerstag und Ostern ist er bei den Kindern gern gesehen, denn da legt er bunte Eier, sofern dies nicht der Gickelhahn besorgt; und nach Michaelis soll er auch für die Erwachsenen nichts Schreckliches haben, sofern er in der Pfanne liegt.

Andere Tiere verraten durch ihre Stimme, wenn Unheil droht, so das Käuzchen, das auf dem Dachfirst schreit, die Unke, die im Teiche ruft, das Uhrwürmchen, das im Wandgebälk tickt, der Rabe, der Vogel Wotans, der „Grab, Grab" krächzt. Wenn sie sich hören lassen, muß jemand sterben, ebenso gewiß, als wenn dreizehn zu Tische saßen oder wenn sich's „geeignet" hat, d. h. wenn irgendein unerklärliches Geräusch im Zimmer hörbar wurde, etwas scheinbar ohne Anlaß vom Tische fiel, die Tür sich von selbst öffnete u. dgl.

Jedoch nicht nur mit Prophezeien geben sich die Tiere ab, sie haben auch noch anderes zu sagen. Manche nennen ihren Namen: der Kuckuck, der Pirol, die Zippe (Singdrossel), der Fink, und unsere Kinder reden von der Muh-Kuh, dem Mäh-Schäfchen, der Mieze-Katze und dem Wau-wau. Der Kenner unterscheidet David- und Judith-Zippen, je nachdem, ob dies Wort in den Ge-

fangsstrophen der Singdrossel vorkommt, ebenso David-, Judith- und Philipp-Sprosser, und ein gesuchter, außerordentlich teuer bezahlter Artikel waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Thüringer Walde, besonders in der Ruhlaer Gegend, die Reitzug-Finken. In der Strophe einiger Buchfinken klingen nämlich die letzten Töne wie „Reitzug". Ebenso gibt es Weingesang-, Würzgebier- und Zizigall-Finken. Für einen der letzteren Art soll ein armer Ruhlaer Messerschmied einst eine Kuh gegeben haben. Der Fink ist ein guter Wetterprophet: wenn es regnen will, ruft er, „'s triest, 's triest". Seine ganze Strophe aber lautet in manchen Gegenden: „Fritz, Fritz, Fritz, willst ein Bier?" in anderen: „Sie haben den Herrn ans Kreuz geschlagen"; er hat ja auch wie Rotkehlchen und Kreuzschnabel die rote Brust daher, daß er versuchte, die Nägel am Kreuze auszuziehen und den Herrn zu befreien. Der Kreuzschnabel hat sich dabei den Schnabel verbogen und hat zum Dank dafür die Fähigkeit bekommen, den Rheumatismus der Menschen an sich zu ziehen; die im Zimmer gehaltenen Kreuzschnäbel sind in der Tat oft rheumatisch — besonders diejenigen, welche direkt am Fenster hängen; solche, deren Oberschnabel nach links zeigt, helfen den Männern, die anderen den Frauen; ich bitte jedoch, mich hierfür nicht haftbar zu machen, denn es kann auch umgekehrt sein.

Der bunte Stieglitz oder Distelfink, welcher gern Zwiebelsamen frißt, schimpft, wenn man ihn von seiner Leibspeise verjagt: „Zippeldieb!" Ob er nun damit sich selber meint oder ob er eine andere Weltauffassung hat als der Mensch, der sich den Herrn der Erde nennt und den Kreuzschnabel deshalb für bevorzugt hält, weil dieser ihm den Rheumatismus abnehmen darf?

Die Kohlmeise bringt sich gebührend zur Geltung, indem sie ruft: „Sitz ich da, sitz ich da! Siehst du mich?"

Die Wachtel ruft des Morgens aus dem Korne dem Langschläfer zu: „Pickperwick — fauler Strick."

Das Huhn, welches zum erstenmal legt, schreit: „Das is mei Tod, das is Tod!" Der Hahn aber beruhigt sie mit den tiefempfundenen und noch tiefer gesprochenen Worten. „Das — wird — sich — schon — geben!"

Die Ente schnattert, wenn sie den Schlamm des Dorfgrabens über ihre prüfende Zunge gleiten läßt: „Manchmal schmeckt mr'sch, manchmal schmeckt mr'sch nich." (Schnell sprechen!)

Wenn die Katze vor der Türe Einlaß begehrt, miaut sie: „Mach mr auf! Mach mr auf!" Der Kater, der auf dem Scheuerboden sitzt, ruft liebeglühend seine Mieze, die zartfüßig auf der Tenne schleicht: „Komm herauf, komm herauf!" Sie aber denkt, du hast genau so weit zu mir, wie ich zu dir, und antwortet: „Komm ronger, komm ronger!"

Endlich die Schafe. Es ist April und eine schneidende Kälte, die in starkem Widerspruch zu der molligen Schafstalltemperatur steht. Trotzdem müssen die Schafe ausgetrieben werden. Da schreien die kleinen Lämmer: „Wärd 's 'n bald Mai? Wärd 's 'n bald Mai?" Die Einjährigen, stolz auf ihre Erfahrung, blöken zurückweisend: „'r wärd't 's j' 'rläb'n, ' wärd't 's j' 'rläb'n!" (Ihr werdet es ja erleben.) Ein alter, asthmatischer Bock, der eben so ergeben wie stumpfsinnig hinterdrein trollt und dem der Metzger schon einigemal prüfend an die Rippe gefühlt hat, hustet dumpf: „Ech nech!" (Ich nicht.)

„Land." August Ludwig.

Singvögel.

Abend im Gebirge.

Hinterm kleinen Försterhaus
Stehen blaue Nebelwände;
Langsam übers Berggelände
Breiten sich die Schatten aus.

Matt, gleich schimmerndem Opal,
Funkelt schon ein Sternchen nieder;
Fern verklingen Burschenlieder
Und die Nacht steigt aus dem Tal.

Und die Nacht schlägt auch um mich
Schützend ihre dunkeln Schleier.
Und ich halte stille Feier!
Und ich denke nur — an dich.

Otto Promber.

Mein Licht.

So klein mein Licht im großen Flammenmeere
Der Geister auch, es ist ein heilig Feuer,
Dem ich geopfert alles, was mir teuer,
Für das ich blutend kämpfe und entbehre.

Noch brennt es hell, mein winzig Flackerlicht.
Vom Regenschauer und vom Sturm bedroht,
Wirft's gold'ne Strahlen, sprühet heiße Funken . . .

In meines Lebens freudelosen Leere
Ist dieses Lichtleins Schimmer mir ein treuer
Wegweiser, der den Wankenden mit neuer
Geduld ertragen hilft des Schicksals Schwere.

Wenn meines Grabes schlichtes Holzkreuz bricht,
Wird meines schlichten Liedes Lichtlein tot,
Mit mir vergessen sein, spurlos versunken . . .

J. M. Toscalio.

Mozarts Musik im „Don Juan" (1806).

Von Johann Gustav Fellinger.*)

(Ein Nachklang zur Mozartfeier.)

Sanft, wie der Westwind um Rosen spielt,
Wenn er im duftenden Kelche wühlt,
Rasch wie der murmelnde Bach,
Säuselt die göttliche Harmonie;
Leisere Töne der Melodie
Zittert der Widerhall nach.

Allmählich steigend und silberhell,
Rieselnd wie Tropfen im Felsenquell,
Drängt sich die Stimmung hervor;
Sammelnd sich langsam in hehrer Macht,
Volltönig endlich, wie Sphärenpracht,
Waltet ein Hymnus im Chor.

Fern durch das dämmernde Nachtgefild
Weinet der Nachklang so still und mild,
Schwindet so lieblich und hold,
Hebt sich dann plötzlich mit Allgewalt,
Stark, wie der Donner in Klüften hallt,
Wenn er am Hochgebirg rollt.

Schneller im wogenden Harfenklang
Hebt sich der liebliche Rundgesang,
Rauschet durch Töne hinan,
Wandelt sich schwebend im Rythmus um,
Sanft wie der Seraph im Heiligtum,
Wie der ersterbende Schwan.

Rasend, im schnelleren Wirbellauf
Wälzt sich der tobende Sturm hinauf,
Preßt sich zum schrecklichsten Ton,
Windet durch klagende Tiefen sich,
Sauset dann nieder und fürchterlich
Lacht er im Trillerschlag Hohn.

Aber zum ernsteren Wechselfall
Mischet sich mählich ein Ton der Qual,
Wimmert im schmerzlichsten „Ach!"
Toset verzweifelnd durch Saiten hin,
Zischet wie Flammen im Stadtruin,
Sinkt endlich, stockend und schwach.

Alles ist öde und totenstumm;
In der entfliehenden Nacht, ringsum
Lauschend noch, horchet das Ohr;
Und aus der innig gepreßten Brust
Drängen sich endlich im Traume der Lust
Bebende Seufzer empor.

---

*) Steiermarks Theodor Körner, geboren am 3. Jänner 1781 zu Peggau, gestorben am 27. November 1816 zu Adelsberg.

Der Liebe Abendlied.

Wir gingen stumm durchs stille Feld,
Nach Ruhe sehnte sich die Welt,
Und müde war der Tag.
Nun deckt die Nacht die Fluren zu,
Und alle Sorgen haben Ruh',
Ein Traum wird alle Plag'.

In weiter Ferne nur ein Licht
Das tiefverträumte Schweigen bricht:
Wollt ihr noch größ'res Glück?
— Da bebst du bang an meiner Brust:
Schweig stille, Herz! Schweig stille, Lust!
Schweig, glutenwilder Blick!

Walther v. Walthershausen.

Mein Herz.

Ich greife an mein Herz und fühle,
Es geht noch fort im alten Gang —
So hat es in des Tag's Gewühle
Nichts eingebüßt von seinem Drang.

So strebt es noch im alten Glauben,
Der einst es hob zum ersten Flug,
Und ließ sich nicht ein Fünkchen rauben
Der Hoffnung, die es damals trug.

Und was es immer auch betroffen
Und wie ich's immer auch gequält,
Noch immer steht es freudig offen
Den Träumen einer schöner'n Welt.

Franz Himmelbauer.

Die Zensur.

Da lebte einmal ein König, der sein Volk liebte und die Zeitungen las. Und es verdrossen ihn gar sehr die ewigen Klagen über die drückenden Steuern und die ungerechte Verwaltung des Landes, deren die Zeitungen voll waren, und er berief seinen Minister zu sich und sprach: „Ich lese da immer, daß das Land zu hoch besteuert ist und schlecht verwaltet wird. Ich aber liebe mein Volk und will es glücklich machen, ich will solche Klagen nie mehr hören, bei meiner Ungnade!"

Der Minister verbeugte sich und ging betrübt nach Hause, denn er wußte nicht, was tun. Als er nun über den Hof ging, da wurde eben einer von seinen Sklaven wegen eines Vergehens gepeitscht. Klatschend fiel die Peitsche auf den nackten, blutenden Rücken des Unglücklichen und sein schrilles Jammergeschrei durchdrang die Luft. Dies störte aber die Gattin des Ministers, welche in ihrem Boudoir einen pikanten Roman las, in ihrer Lektüre, und sie rief entrüstet: „Ach Gott! Meine Nerven! Wie kann der Mensch nur so schreien? Ich will dies Gejammer nicht anhören!" Der Aufseher verbeugte sich demütig und ließ dem Sklaven einen Knebel in den Mund stecken. Und nun konnte die Strafe ungehindert vollzogen werden. Nur einzelne unartikulierte Laute entrangen sich dem Munde des Gemarterten, welcher endlich ohnmächtig zu Boden sank.

Der Minister stieß sich zufrieden vor die Stirn, denn er war ein kluger Mann, der es verstand, eine gute Lehre praktisch anzuwenden, und dann ging er hin und schuf die Zensur.

Alfred Herlinger.

Elegie aus der Sommerfrische.

Wie ist's in unserm Sommerheim so traulich,
Wie wollen wir der Nerven Kraft erneuern,
Wie wollen wir uns friedlich und beschaulich
Der Sommerszeit, der freien, frohen, freuen!

Wir wollen ganz uns vor der Welt verschließen,
Uns nur an der Natur und ihren Gaben,
Die wir beglückt empfangen und genießen,
Und mehr als unser Leben lieben, laben! —

So träumten wir. — Da kam ein Brief, o wehe,
Von zwei Cousinen, alten, seelenvollen,
Sie schrieben, daß sie diesmal uns're Nähe,
Um recht bei uns zu weilen, wählen wollen.

Sie hätten nicht an fremdem Ort gemietet,
Weil sie sich nach „Familienleben" sehnten,
Und weil sie ganz besonders sich behütet,
Solang sie bei Verwandten wohnten, wähnten.

Uns brach das Herz, indem wir dieses lasen,
Und nur der Trost der schwache, blieb uns allen:
Ein jeder Mensch hat schließlich seine Basen,
Die ihm zur Last in vielen Fällen fallen. —

Kaum hatten wir die Jungfrau'n überwunden,
Ließ sich ein Jüngling häuslich bei uns nieder,
An unserm Schreibtisch saß er viele Stunden, —
Da dichtete das Luder leider Lieder.

Wo gäb' es Dichterlinge wohl hienieden,
Die sich so takt- und rücksichtsvoll erwiesen,
Daß sie uns nicht die Verse, die sie schmieden,
Die, ach! so inhaltlosen, lesen ließen?!

Und unser Jüngling war der Schlimmsten einer,
Die wie ein Alp auf uns'rer Seele lasten; —
Sobald entrinnt den Tintenbolden keiner,
Den sie einmal mit festen Fäusten faßten!

Es ist uns heut' noch völlig unverständlich,
Daß uns nicht allen das Gehirn erweichte! —
Wie jauchzten wir, als er uns endlich, endlich
Zum Abschied die verruchte Rechte reichte! —

Kaum hatten wir ein wenig Ruh' im Hause,
Da kam ein Brief von Meier — wir erblaßten! —
Sie wollten ein'ge Zeit in uns'rer Klause,
Eh' sie zurück nach Dresden reisten, rasten;

Begleitet von drei Söhnen nämlich sei er,
Er müsse dies voll Vaterstolz erwähnen — —
Ja, glaubt denn dieser unglücksel'ge Meier,
Daß wir uns so nach seinen Söhnen sehnen?!

— — — — — — — — — — — — — — —

So ging die schöne Sommerszeit vorüber,
Und als die letzten Gäste uns verließen,
Da lagen sämtlich wir zu Bett, im Fieber — —
O mögen sie's im bösen Busen büßen!!!

Otto Sommerstorff.

Lustige Zeitung.

Gerichtssaalhumor. Ein jugendlicher Verteidiger machte durch seine Wippcheniaden viel von sich reden. Hier einige seiner am meisten belachten Aussprüche: „Die Verteidigung ist in diesem Prozesse nicht auf Honig gebettet.“ „Ich werde das Schwert nicht in die Hosen fallen lassen, sondern für meinen Klienten eine warme Lanze einlegen.“ „Der Angeklagte hatte zwei Bräute, mit deren Mitgift er den Schaden hätte gutmachen können, er ging sozusagen auf vier Freiersfüßen.“

Verteidiger eines angeklagten Wucherers: „Der Herr Staatsanwalt hat gesagt, er begreife nicht, wie es der Angeklagte mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, so hohe Zinsen zu nehmen. Meine Herren! Der Angeklagte kann nun einmal nichts dafür, daß der Gewissenswurm nicht zu seinen Haustieren gehört!“

„Meine Klientin,“ rief ein Verteidiger pathetisch aus, „ist eine alte Frau mit einer kleinen Handtasche, die auf dem flachen Lande lebt. Sie kann nie und nimmermehr das Verbrechen des Diebstahls nach Paragraph hundertsechsundsiebzig römisch zwei begangen haben.

Richter: „Sind Sie schon bestraft?“ — Angeklagter: „Nein, aber verheiratet.“

Das bestellte Bild. „Na“, fragte der Großbauer Schwarzfeld den Maler Klexel, „wie viel wollen Sie haben, wenn Sie meinen Bauernhof abmalen und mich, wie ich vor der Tür stehe.“ — „Sagen wir hundert Kronen“, antwortete Klexel. — „Schön, abgemacht,“ sagte Schwarzfeld. „Sie können morgen anfangen.“ — — Nach acht Tagen war das Bild fertig, aber der Maler hatte ganz vergessen, den Großbauer auf dem Gemälde anzubringen. Als er das Bild seinem Besteller ablieferte, betrachtete dieser es eine Weile aufmerksam und rief dann: „Sehr schön! Das Bild gefällt mir. Aber wo bin ich?“ — Klexel, erst durch diese Worte darauf aufmerksam gemacht, daß er das Bild nicht dem Auftrage gemäß ausgeführt hatte, versuchte mit einem Scherz darüber hinwegzukommen. — „O,“ sagte er, „Sie? Sie sind gerade ins Haus gegangen, um die hundert Kronen für mich zu holen.“ — „So?“ antwortete der schlaue Großbauer. „Dann werd' ich wohl gleich wieder herauskommen und das Geld bringen. Inzwischen wollen wir das Bild aufhängen und warten.“

Bücher.

Die gute alte Zeit. Im Angesicht des Niederganges, in dem Menschheit und Kultur heute begriffen ist, gedenkt mancher sehnsüchtig der alten Zeit. Aber er denkt nur an das Gute, das in ihr war, und es war manches Gute an ihr, das wir heute entbehren. Dem gegenüber kommt nun Ferdinand Mahrberg und stellt uns in seinem Büchlein „Die gute alte Zeit“ (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt, 1906) die Schatten und Schäden der Vergangenheit fleißig zusammengetragen vor Augen. Seine Tendenz muß die Einseitigkeit entschuldigen. Es ist ja sicher alles wahr, was da erzählt wird von Untertänigkeitsverhältnissen und Robot, von Übermut und Mißbrauch der Gewalt seitens der Mächtigen, vom fahrenden Gesindel, dem Aberglauben in Gesundheitspflege, Heilverfahren, Religion u. s. w., von Unsittlichkeit, Hexenwesen und Brutalität aller Art, und es schadet niemand, solche Mißstände der alten Zeit sich vor Augen zu halten, denn es wirken heute noch Kräfte, die uns in die „gute alte Zeit“ zurückzerren möchten. Ich persönlich bin aber kein Freund von einseitiger Schwarzfärberei und würde in dem interessanten Büchlein etliche Lichtblicke recht leicht vertragen haben.

M.

Maria Himmelfahrt. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1906.)

Von dem Inhalte dieses Erstlingswerkes eines stark talentierten Tiroler Dichters ist folgendes einer gut orientierenden Besprechung entnommen: Auf dem Edelsitz Maria Himmelfahrt wächst Bertold v. Niebauer heran. Während er in Wien Medizin studiert, stirbt sein Vater und er wird Herr eines beträchtlichen Vermögens. Darum unterbricht er das Studium und übernimmt den Familienbesitz. Er kommt nicht allein; an seiner Seite bringt er eine reizende Frau, die Tochter der Gräfin Gallen, die er als Student kennen und lieben gelernt. Das junge Ehepaar lebt eine glückliche Idylle durch, die zuweilen dadurch leise getrübt wird, daß Frau Ulla die schwärmerische Liebe zur Natur, in welcher Bertold förmlich schwelgt, nicht so schrankenlos teilt und den Winteraufenthalt in Maria Himmelfahrt bei aller Liebe für den Gatten doch etwas langweilig findet. Aber sie überwindet das bißchen Heimweh nach der Großstadt bald. Da erscheint die verhängnisvolle „Dritte“: Renia v. Stillendorf, die richtige Dame, um eine Ehe zu zerstören. Sie ist Künstlerin — ausgezeichnete Klavierspielerin — nicht so schön wie Ulla, aber interessant, lebhaften Geistes, mit berückenden Augen, die Bertold an Koppays „Teufel“ mahnen, nervös und gefallsüchtig. Sie verliebt sich in Bertold und wendet alle Künste an, um ihn zu erobern. Er wehrt sich lange und tapfer, aber er wird kühl und gleichgültig gegen seine Frau; sein Herz gehört Renia. Ulla fühlt, daß ihr Gatte eine andere liebe; sie zieht sich scheu in sich selbst zurück und geht zu ihrer Mutter nach Wien. Dorthin eilt auch Bertold, aber nicht zu seiner Frau, wie diese im stillen hoffte, sondern in Renias Arme. Ihrem heißen Drängen nachgebend, verspricht er, sich von Ulla scheiden zu lassen und sie zu heiraten. Das besiegt ihren Widerstand, sie reist mit Bertold an den Gardasee und weiter nach Italien. Ein wilder Liebesrausch, fast ein Fiebertraum hält das Paar gefangen, doch sie können des Beisammenseins nicht froh werden. Dem Rausche folgt die Ernüchterung, der Ekel. In Bertold lodert der Haß auf; er will Renia sogar in einen Abgrund hinabstoßen. Renia flieht, und Bertold kehrt reuig in die Heimat zurück. Zu spät! Ulla ist über dem Leid, das sie erduldet, zusammengebrochen und liegt an einer Gehirnentzündung hoffnungslos danieder. Sie stirbt verzeihend und versöhnt. Bertold nimmt seine medizinischen Studien wieder auf und wird als Arzt der Wohltäter der ganzen Gegend. So sühnt er das Unrecht, daß er an Ulla begangen; seine Buße ist strenge Pflichterfüllung im Dienste der Menschheit. — Man sieht, daß der Stoff nichts weniger als neu ist. Aber die Behandlung! Das kommt voll und echt aus einer Menschennatur. Ein tiefes Empfinden der Natur, der Heimat, der Reue kommt zu wahrhaft dichterischem Ausdruck. Z.

Märkische Skizzen. Von Anna Plothow (Berlin. Schall & Rentel.)

Wer auf angenehme Weise die Umgebung Berlins und im weiteren Kreise die Mark Brandenburg und deren Bewohner kennen lernen will, der lese dieses Büchlein durch. Warmherzige Plaudereien sind es, zwanglos, planlos, wie es der Wanderer lieben mag. Geschichtliche Erinnerungen wechseln mit landschaftlicher Schilderung und Skizzierungen aus dem Volksleben, als Beigabe eine romantische Erzählung. Mehrere Bilder zeigen landschaftliche Lieblichkeiten, die man auf der Streusandbüchse des weiland heiligen römischen Reiches kaum suchen würde. Z.

Die Vorbildung des katholischen Klerus in Bayern. Von Willibald Weber. (Augsburg. Lampart & Comp. 1906.)

Diese ungemein interessant und frisch geschriebene Schrift behandelt in neun Kapiteln den völlig unzulänglichen Bildungsgang des katholischen Durchschnittsgeistlichen in Bayern. Der Verfasser, der sich mit den betreffenden Verhältnissen bis ins kleinste vertraut zeigt, geißelt mit berechtigter Schärfe die rückständige Lehrmethode an den Lyzeen. Besonderen Nachdruck legt er auf die Schädlichkeit der im Auslande, in Innsbruck und Rom, gemachten theologischen Studien. V.

Rom und die Deutschen. Einige Tatsachen von vielen, zur Aufklärung für Evangelische und Katholiken zusammengestellt von H. Zahn. (Berlin. Georg Nauk, 1906.)

Diese Broschüre bietet keinerlei Betrachtungen und Ermahnungen, sondern ausschließlich aktenmäßig feststehende geschichtliche Tatsachen. Die Schrift zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Roms Macht in der Gegenwart; 2. Das unfehlbare Papsttum; 3. Römische Duldsamkeit; 4. Römischer Aberglaube und Kirchenbetrieb; 5. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!; 6. Rom und die Deutschen. Von konfessioneller Einseitigkeit und Beschränktheit ist die Zahnsche Broschüre frei. Falls diese Schrift auch Unrecht hätte, wäre sie doch auch für den Katholiken von hohem Werte. Denn sie zeigt, in welchem Lichte die katholische Kirche Millionen von Deutschen erscheint. Bei solchen Argumenten kann es doch gewiß nicht Wunder nehmen, daß die Kirche nun so verbreitete und leidenschaftliche Gegnerschaft hat. Der Mensch braucht nicht erst ein „Freimaurer“ zu sein, um die Pflicht in sich zu fühlen, eine Institution, wie sie außer in ihrem eigenen Kreise allgemein geschildert wird, zu bekämpfen. V.

Böhmerwald-Geschichten mit neuen Kaiser Josef-Anekdoten von Domitius Stratil (Fulnek. Im Selbstverlag. 1906.)

Der Verfasser hat den Versuch gewagt, einige Erzählungen „Hardls und Wawas“

(Ähnis und Ahnes) in ein Büchlein zu bringen und sie in dieser Gestalt der Jugend und dem Volke zu bieten.

Es wurden ausgewählt: Prinz Eugenius, Vater Radetzky und das schier unerschöpfliche Kapitel vom guten Kaiser Josef (sowie von anderen markanten Persönlichkeiten und Epochen der Geschichte Österreichs). Aber leider, diese „Ähnis und Ahnes" sprechen — Schulmeisterdeutsch. Volkstümlich müßten solche Sachen erzählt werden. W.

Die Verwahrlosung des Kindes und das geltende Recht. Vortrag, gehalten in der ersten Versammlung der Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung in Wien am 24. März 1906. Von Dr. Heinrich Reicher. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne. 1906.)

Diese, für die Kinderforschung und Heilerziehung höchst bedeutsame Schrift beruht auf durchwegs realen und statistischen Grundlagen. Sie zeigt die Verwahrlosung des Kindes im Verhältnisse zum gesetzlichen Rechte und stellt Tatsachen zutage, die überraschend und beschämend sind. Möchte sie das Interesse für die so hochwichtige Frage kräftigen helfen. Vor allem will die Broschüre gelesen sein. M.

Der öffentliche Verkehr mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark. Für Heimische und Reisende. Eine Denkschrift von Johann Ev. Dettelbach. (Graz. Franz Pechel. 1906.)

Diese Schrift wäre neunmal mit Gold aufzuwiegen, wenn die Ratschläge, die sie besonders in Sachen des Fremdenverkehrs gibt, von den Steirern befolgt würden. Freilich ist die geographische Lage unseres Landes für die gegenwärtigen Verhältnisse des Fremdenverkehrs nicht sehr günstig, aber das wird sich ändern. Auch der Natursinn ist der Mode unterworfen und bald wird dem Menschen Wald und Almmatte wieder lieber sein als Gestein und Gletscher. Und dann müßten die Steirer gerüstet sein, wenn sie einen Zuzug von Fremden haben wollen. Die gütige Natur hat ja alles getan, um unser Land großartig schön und wohnlich zugleich zu machen. Die heimischen Sänger singen mit Fink und Lerche um die Wette, die Herrlichkeiten des Landes zu preisen und in aller Welt bekannt zu machen. Die Verkehrswege werden Jahr für Jahr günstiger. Das Weitere hängt ab von jenen Einheimischen selbst, die vom Fremdenverkehre so gerne etwas profitieren möchten. Nur sage ich euch, ihr fahrlässigen Landsleute, das Wünschen und Hoffen allein tut's nicht, da heißts tüchtig und beständig arbeiten. Dettelbachs Schrift ist hierfür ein guter Ratgeber. M.

Ehrenbuch des Kurortes Velden am Wörthersee. Für seine Freunde und alle, die es werden wollen. Herausgegeben vom Verschönerungsverein am Wörthersee. Geleitet von Karl Krobath. (Velden. 1906.)

Ein reizenderes Fremden-Handbuch wird selten herausgekommen sein, als dieses Veldenbuch, in welchem sich — mit prächtigen Landschaftsbildern begleitet — die Dichter der Alpen ein Stelldichein geben und den Besucher des Wörthersees mit allem, was an ihm Interessantes ist, in anregendster Form unterrichten und ergötzen. M.

Geschichte der Musik. Von Karl Storck. (Stuttgart. Muth. 1905.)

In dem vorliegenden stattlichen Bande hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, eine Darstellung der Musikgeschichte für das deutsche Haus und für alle jene, welche diese Kunst lieben, in allgemein verständlicher Weise zu bieten und es sei gleich vorweg bemerkt, daß ihm seine Aufgabe in vorzüglicher Weise gelungen ist. Warme Begeisterung und eine schöne Diktion zeichnen dieses Hausbuch aus, in welchem Storck seine reichen Kenntnisse des Gebietes, das er behandelt, niedergelegt hat. Stets behandelt er seinen Stoff mit Berücksichtigung des gleichzeitigen Kulturlebens und weiß demselben neue fesselnde Seiten abzugewinnen. Die zehn Bücher, in welche das Ganze eingeteilt ist, wenden sich zunächst dem Ursprunge der Musik und sodann den Kulturvölkern Asiens, sowie jenen des Altertums zu. Auf das Mittelalter übergehend, werden die kirchliche Musik jener Zeit, der Minnesang und das Volkslied behandelt. Es folgt sodann die Periode der Italiener, und der Renaissance, die Behandlung des Anfanges der Oper und der sich daran schließenden Musiker (Händel, Bach, Gluck) sowie namentlich der Blütezeit mit Haydn, Mozart und Beethoven. Letzterem großen Tonheros ist ein eigenes reiches Kapitel gewidmet. Das 19. Jahrhundert läßt die großen musikdramatischen Schöpfungen Richard Wagners hervortreten, aber auch seinen Zeitgenossen und Nachfolgern bis auf die Gegenwart wird der Verfasser gerecht. Man ersieht daraus, daß auch eine geschickte und übersichtliche Einteilung getroffen ist. Gelehrte Anmerkungen sind absichtlich vermieden, um den Fluß der gewandten Darstellung nicht zu stören und zu unterbrechen, dagegen ist am Schlusse des Bandes ein reichlicher Literaturnachweis und ein vorzügliches Register geboten, so daß dieses Buch auch als Nachschlagewerk aufs beste benützt werden kann. Es wäre zu wünschen, daß Storcks Musikgeschichte in recht vielen Kreisen der Kunstfreunde Eingang finde, wie es die gediegene und belehrende Arbeit verdient. Dr. A. Schl.

Atlas der Heilpflanzen. Verfaßt von Seiner Kaiserl. Hoheit Erzherzog Joseph von Österreich, k. Prinz von Ungarn und Böhmen. Bildlich dargestellt von Ihrer Kaiserl. Hoheit

Margarethe Klementine Fürstin von Thurn und Taxis, Erzherzogin von Österreich. (Regensburg. W. Wunderling.)

„Das Bayerland“ sagt über dieses Werk unter anderem: Alle die heilkräftigen Pflanzen, welche Kneipp anwendete und welche durch Jahrhunderte lang vom Volke benutzt und mit größtem Erfolge gebraucht werden, werden uns hier bildlich vorgeführt. In vollendeter Weise vermählt sich hier der künstlerische Geist mit der wissenschaftlichen Korrektheit. Jedes Blatt ist für sich ein Kunstwerk der Blumenmalerei, und jedes Blatt ist dabei wieder von einer botanischen Genauigkeit, daß es sofort im Spezialunterricht als Vorlage zur Belehrung der Schüler benützt werden kann &c.

Gedichte von Franz Himmelbauer. (Leipzig. Georg Müller.)

Von den Prosabänden dieses Poeten, „Waldsegen“ und „Zu den heiligen drei Brunnen“, sagt Hermann Ubell: „Der Dichter hat eine mädchenhaft zarte Innigkeit des Empfindens, eine warme deutsche Art, die Dinge dieser Welt anzuschauen, einen herzhaften Humor und die Kraft, auch das Beklemmendste darzustellen.“ Ein gleiches Urteil gebührt auch den anmutvollen Gedichten Himmelbauers, die wie ein süß verlornes Duften durch die Abendschwüle wehen, wie ein träumerisches Singen, das uns das Herz nicht beschwert und dennoch ein sehnsüchtiges Empfinden weckt nach etwas Liebem, das uns versagt bleibt. Ist das nicht ein Kennzeichen echter Lyrik? H. F.

Worte der Sehnsucht. Gedichte von Heinrich Renolt. (Graz. Leykam. 1906.)

Kleine, frische Lieder, denen man's anmerkt, daß sie nicht gemacht, sondern gewachsen sind. Manche ließen sich gewiß auch gut singen. M.

Bühne und Sport (Berlin W., Schöneberger Ufer 32) betitelt sich eine neue illustrierte Wochenschrift, welche aus der im VI. Jahrgang bestehenden Halbmonatsschrift „Bühne und Brettl“ hervorgegangen ist. Es erscheint dieses vornehm ausgestattete Blatt an jedem Donnerstag und bringt aktuelle Illustrationen, Berichte, Fachartikel, einen reichen Unterhaltungsteil, z. B. Romane, Novellen &c. von Otto Julius Bierbaum, Robert Misch, Ernst v. Wolzogen, Rideamus &c., ferner Karrikaturen, Musikbeigaben, Originalzeichnungen, Preisrätsel und Preisfragen &c.

G'spoaß. Dialektgedichte von Gustav Young. Mit dem Bildnis des Verfassers. Mödling bei Wien. J. G. Thomas. 1906.)

Ein kleines Büchlein, das manchem Freude bereiten wird. Der durch seine Mitarbeiterschaft an „Wiener Humor“ und „Der Urgemütliche“ bekannte Autor ist ein Kenner von Land und Leuten, deren Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten hier in drastischer Weise geschildert werden. Für Vortragende und deren Zuhörer enthält das lustige Heftlein auf 72 Seiten eine Fülle von gelungenen Beiträgen, wovon hier nicht eine beste Probe steht:

Kindermoanung.

's kloane Mizerl hat vor einer kleinen Weil' zum Spiel'n aufg'hört
Und schaut gar lang an großen Brummer zu —
Der all'weil summt und all'weil brummt —
Und ans Fenster stoßt in aner Tour.
Dös arme Viech derbarmt der Mizl,
Drum druckt's dö Red' ihr 'raus:
„Geh, Mutter, schau, dö Fliag'n dort,
Dö muaß g'wiß notwendi amal hinaus!“

W.

Büchereinlauf.

Erben des Elends. Von Rudolf Hawel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

G'spassige Menschen. Neue Wiener Geschichten. Von Gust. Andr. Ressel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Der Weg zur Sonne. Roman von Robert Reinert. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Die Diva und andere. Von Rudolf Presber. Sechste vermehrte Auflage. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Ahoi. Drei See-Erzählungen von Eva Gräfin v. Baudissin. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Bahn frei . . . Erzählungen von Paul Scheufler. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Examenskandidaten. Göhrensche Novellen von Herbert Ludwig. (Dresden. E. Pierson.)

Ernst und Humor in Krieg und Frieden. Von E. v. Prittwitz. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Toska baut. Thüringer Geschichten von Martha Renate Fischer. (Stuttgart. Bonz & Comp.)

Ein Antichrist. Erzählende Dichtung von Wilhelm Gittermann. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Österreichische Porträts und Charakter. Von Otto Wittner. (Wien. Hugo Heller & Co. 1906.)

In Dolman und Ampel. Ein sächsisches Lehrer- und Predigerleben von August Jekelius. (Kronstadt. H. Zeidner. 1906.)

Aus Gilms Briefen an seine Jugendgeliebte. Nach einem vom Zweig Graz des Allgemeinen deutschen Sprachvereines am 16. März 1906 im Joanneum veranstalteten Vortrage von Dr. S. M. Prem. (Graz Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

Vorträge über Kultur und Kunst. Von Adolf Meschendörfer. (Kronstadt. H. Zeidner 1906.)

Religion und Religionen. Von Otto Pfleiderer. (München. J. H. Lehmann.)

Wenn Jesus wiederkommen würde auf Erden. Bearbeitet, herausgegeben und verlegt von W. Bauerle in Thening, Oberösterr.

Jesus. Epos von Herman Kroepelin. Selbstverlag. (Malchon in Meckl. 1906.)

Kleiner Katechismus von Dr. Martin Luther. (Kronstadt. H. Zeidner. 1906.)

Barbarossas Träume und Erwachen. Festspiel für patriotische Feste von Georg Reimann. 3. Auflage. (Graudenz. Im Selbstverlage des Verfassers. 1906.)

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. R. Lautenbach. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die Invasion von 1910. „Einfall der Deutschen in England" von William Le Queux. Die Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Tamm. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsche Landes-Erziehungsheime in Schloß Bieberstein, Haubinda in Thüringen. Ilsenburg im Harz. Das achte Jahr 1905—1906. Von Hermann Lietz. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen. Von Dr. Alexander Hinterberger. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1906.)

Dresdener Hausgeräte. (Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. 1906).

Die Karawankenbahn. Von Hans Withalm. (Klagenfurt. Selbstverlag. 1906.)

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann. Von einem Selbstdenker. (Berlin. Gustav Ferdinand Müller. 1906.)

Ein Ausflug in die „deutschböhmische Ausstellung Reichenberg 1906". 23. deutsches Frühlingsfest in Prag am 26. und 27. Mai 1906.

Meyers kleines Konversations-Lexikon. Siebte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 130.000 Artikel und Nachweise auf 5800 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne) und etwa 100 Textbeilagen. (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.)

Die Blumenmalerei. Anleitung für Anfänger von W. Duffield. Deutsch von Otto Marpurg. (Ravensburg. Otto Maier.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

H. L., Vöslau. Das Feuilleton „Graz" in der „Neuen freien Presse" ist doch ganz lustig zu lesen. So lange unsere lieben Frauen vom Standpunkte eines Modeschneiders aus beurteilt werden, ist kein Anlaß, für sie eine Lanze zu brechen. Hingegen sollte man sie in Schutz nehmen vor gewissen Theaterstücken, die wir in der Saison erlebt und in welchen das Weib auf das äußerste beschimpft wird. Aber gerade solche Stücke sind am eifrigsten von Frauen besucht worden. An dieser in der Provinz allzu großstädtischen Erscheinung haben wir mehr Anstoß genommen als an der harmlosen Wienerplauderei, die durch ein paar besondere Schnitzer noch drolliger wirkt.

H., Wien. Der im XXVI. Jahrgang des Heimgartens veröffentlichte Hamerling-Rosegger Briefwechsel ist in dem Buch „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" nicht enthalten. Veröffentlichung des Briefwechsels Hamerling-Rauscher uns zur Zeit nicht bekannt.

M. L., München. Über die konfessionellen Verhältnisse der Nordamerikaner gibt es keine rechte Statistik. Die Religionsfreiheit ist dort in so hohem Maße gewahrt, daß schon die amtliche Frage nach der Konfession als verfassungswidrig verboten ist.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Juli 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten

September 1906.

12. Heft. 30. Jahrg.

Was der Waldbach rauscht.

Von **Peter Rosegger.**

Das breite Alpental kennen viele. Es ist so dicht mit Ortschaften und Gewerkschaften bestanden, daß man, von einzelnen Höhepunkten aus seine weißen Gebäude sehend, meint, eine einzige Stadt ziehe sich durch das fünf Meilen lange Tal dahin, von einem Ende zum andern. An beiden Seiten dieses Tales steigen steile, dunkle Waldberge auf, zwischen denen enge Seitentäler weit in die hinteren Gegenden hinanziehen. Jedes dieser Täler, jede dieser Engschluchten, an denen gute Straßen oder mühsame Weglein hinangehen, bringt ein lustig bewegliches Wasser herab aus den Hochwäldern und Almen.

Nach einem dieser Seitengräben verlangt's mich oft. Es ist der längste. Auf dem Sträßlein, das neben dem Bach einmal rechts, einmal links hinzieht, muß man vier und fünf Stunden lang gehen, um dort hinzukommen, wo von der Almlehne unter Erlensträuchern, Lattichen und Enzianbüschen die Wässerlein flink herabhüpfen, die hier an der Ausmündung ins Tal ein so stattlicher Bach sind.

Da, am Eingange des Tales, steht auch die große Holzsäge, die unersättliche, die Tag und Nacht ununterbrochen kreischt: Bretter, Bretter, Bretter, Bretter, Bretter . . . . Der Graben ist feucht und finster vor Wald hin und hin, aber auf dem Sträßlein begegnen wir unzähligen

Holzfuhren: Sägeblöcke, Zimmerbäume, Brennscheiter, Kohlenholz, glattgehackte Stecken, Astwerk und Baumrinden — der Wald, in vielen Stücken zerschlagen, rollt uns entgegen aus den Wildnissen hervor, die Säge schreit ewig ihr Lied: Bretter, Bretter, und das Wasser treibt die Räder. Das ist unsinnig, mein schöner Bach, daß du der Holzsäge so willig die Räder treibst; in wenigen Jahrzehnten wird das furchtbare Gebiß die Bergwälder zerfressen haben und dann müssen deine Bette, deine Quellen versiegen im Sonnenbrand.

Das Wasser will's nicht wahr haben. „Die Sonne im Verein mit den kühlen Schatten ist ja eben meine Wasserquelle, ich steige ewig zum Himmel und sinke ewig herab."

Der Weg am Bach entlang steigt sachte an, an dem gischtenden und rauschenden Gefälle nur merkt man's, wie stark es fällt, wie stark wir steigen. Stellenweise ist das Wasser verdeckt von jungem Dickichte, stellenweise von Hochwaldstämmen, die an den Ufern stehen oder über dem Bache lehnen, stellenweise von aufgerissenen Baumwurzeln, die wie vielarmige Ungetüme den Bach überragen. Grauverwitterte und grünbemooste Steinblöcke ragen aus dem Wasser, werden von den Wellen umtanzt, umwühlt und auch überwallt. An jedem Stein springt das weiße Geflocke der zerschellten Wellen auf und sein Rauschen, sein immerwährendes Rauschen betäubt fast unsere Sinne. Wir horchen aus und glauben das Rauschen zerlegen zu können: es rieselt, es quirelt, es gurgelt, es lurlet, es braust, es tost; jeder Stein, jedes Gefälle sendet seinen besonderen Schall und das Ganze fließt zusammen zu einem harmonischen Rauschen, in dem wir leichte Hebungen und Senkungen zu bemerken glauben und das doch in ewiger Gleichmäßigkeit weitergeht, so daß man endlich nicht mehr den Unterschied empfindet zwischen Rauschen und Stille.

Wir sind in jene Hochschluchten gekommen, wo der Weg am steilen Hange klettert, weil das Wasser den ganzen Grund beherrscht. Einen Felsenwall hat es hier durchbrochen vor unmeßbaren Zeiten, in den senkrechten Seitenwänden sieht man deutlich die wagrechten Steinschichten aus den Erdepochen urweltlicher Vergangenheit. Die Fuhrwerke haben sich hier verloren, jeder Sturm und Regen sucht die wenigen Menschenspuren zu vertilgen. Stellenweise, wenn man in die Schlucht hineinschaut, ist es, als ob eine Schneelawine herunwoge, aus der nur wenige schwarze Steine ragen, so üppig wuchern die weißen Gischten. Und so eindringlich rauscht hier das Lied, als hätte es uns, den Menschenkindern, etwas Besonderes zu sagen.

„Waldbach, was willst du sagen, was erzählst du mir so laut?"
„Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit."
„Diese Botschaft höre ich wohl, aber ich verstehe sie nicht."

„Warte, bis es dich drängt, danach zu fragen, dann wirst du auch verstehen.“

Die dunklen Schluchten sind endlich hinter uns geblieben. Das Wasser ist stiller geworden. Das Tal weitet sich und gliedert sich in Seitentäler und liegt still da in seinen sonnigen Wiesen. Die Berge hin und hin sind blau vor Wald. Sie sind hier nicht mehr steil, sie erheben sich ganz sachte und mäßig hoch, und die flachen, breiten Höhenrücken ziehen sich stundenlang hin nach allen Richtungen. Auf diesen Höhenrücken stehen die Bäume schütter, verkrüppelt und vermoost, die Wipfel und Äste von Weststürmen gegen Osten gebogen. Auf das kurze Heidekraut des Bodens scheint die Sonne nieder und zwischen dem Gestämme durch schimmert das Meer der Wälder, das über die ganze weite Hochgegend ausgegossen ist. Dazwischen liegen die grauen Flächen der Schlagblößen und die grünen Wieslein und Matten. Wie das Tal mit den Wässern schon an tausend Meter hoch ist, so erheben sich die flachen Bergrücken an dreizehn- und vierzehnhundert Meter über die See. Wie ist es da schön umherzugehen, auch ohne Weg und Steg, bis man freilich auf einmal mitten im Moore ist und nicht mehr weiter kann, ohne zwischen Binsenbüscheln bis an die Waden zu versinken. Wie mag es auf hohen Bergen, wo das Wasser nach allen Seiten abrinnen kann, so viele Moore geben? Hat nicht dieses schwarze Erdreich die Eigenschaft des Badeschwammes, der das Wasser an sich zieht und nicht mehr losläßt? Seit Menschengedenken ist an gleicher Stelle das Moor, kein Förster und kein Bauer kann es besiegen, und solches Gemenge von Wasser und Erde ist eine wüste Statt für Menschen und Tiere. Und die Seelen Versunkener sollen nächtig in blauen Flämmchen aufzucken oder in schimmernden Nebelchen über die öden Flächen irren. — Neben dem Moore ist es noch das Dickicht jungen Waldwuchses oder das Gestrüppe der Erlen und Wachholder oder das Gefälle, das mit dürrem Stamm- und Astwerk alles verrammelt, oder der übermooste, in faulendem Mulm zerfallende Block, die den Weg verlegen. In allem weiteren hat der Fuß freien Lauf, kein Graben und kein Fels hindert ihn, wie in einem unermeßlichen Wildgarten schreitet er dahin; der unendliche, alles und alles überwuchernde Urwald der Moose und Flechten ist ihm nur ein weicher Fuß- und Wandteppich, der alles Verknorrte und Verknotete überpolstert. Vor keinem der Tiere, die ihm über den Weg laufen, braucht der Wanderer zu erschrecken, wie auch nur wenige Tiere vor ihm fliehen. Die hoch im Gestämme hackenden Spechte kehren sich nicht nach dem Menschen; Marder und Füchse lauern in ihren Verstecken, gleich bereit zum Sprung auf Beute als auch zum Sprung zur Flucht. Ja, es kann einem nicht einsam werden, weil alles voller Leben ist ringsum, krabbelndes, kriechendes, hüpfendes, spinnendes, rieselndes, fliegendes Leben.

Und dieses Hochgelände hat weit, gar weit und rundumgezogen einen ätherblassen Wall, dessen zackige Konturen nur bei klarer Luft sichtbar sind. Es ist das Hochgebirge. Noch zu den Hochsommertagen sieht man in jenem fernen Walle manches Schneefeldchen liegen.

So sieht das Land aus, in dessen Schluchten und Gräben die klaren Wässer rinnen und niederspringen ins Hochtal, sich vereinigend zu dem stattlichen, brausenden Bache. Und an diesem Bache, weit und hoch drinnen im Gebirge, steht das Waldhaus. Es ist aus Holz gebaut und hat ein flaches, weit vorspringendes Dach. Hinter ihm steht eine Gruppe hundertjähriger Fichten und vor ihm rauscht der ewige Bach.

In den Hochsommertagen sitze ich in diesem Hause, es ist dämmerig und kühl drinnen, und zu dem offenen Fenster streicht die linde Waldluft herein mit ihrem Harzdufte. Am Fenster steht der Tisch, an dem ich träume oder wohl auch schreibe. Wenn am Morgen der jenseitige Waldberg still und feierlich im roten Sonnengolde dasteht, während meine Fichten noch in Dämmerung ragen; wenn am Nachmittag zwischen den Wipfeln das zarte Sonnenband niedergeht und seine lichte Tafel gerade auf meinen Tisch hinlegt, und wenn, wie die Hummeln und Schmetterlinge, mich allerlei Gedanken umgaukeln — da ist des Wasserrauschens schier vergessen. Doch nächtig, wenn der volle Mond über den schwarzen Baumkronen steht, wie ein Geist, der verloren durch die Himmel zieht um seine Seligkeit zu suchen — da rauscht mein Bach mit Gewalt, als hätte er mir viel, unermeßlich viel zu sagen.

„Mein trauter Waldbach, welche Nachricht bringst du mir?"

„— Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit. Dort draußen die Holzsäge, sie mag noch so emsig schreien: Bretter, Bretter, Bretter — sie war gestern nicht und wird morgen nicht sein. Der Wald ist jedoch vorgestern gewesen und wird übermorgen sein. Ich aber war vor seinem Anfang und werde nach seinem Ende sein. Seit ewigen Tagen bin ich fortgegangen und bin doch immer da. Jede meiner Quellen hat ihre gleichen Eigenschaften beibehalten, so daß vor tausend Jahren die Bewohner jenes Berges dasselbe Wasser hatten, wie es heute ist, und die Bewohner dieses Tales ebenso. Ich bin gar von altem Adel, mein Lieber! Der Himmel ist mein Urahn und die Erde meine Urahne. Meinen Adelsbrief, wenn du lesen willst — da unten in den Schluchten habe ich dir ein Blatt aufgeschlagen."

„O liebes Wasser", sage ich, „das ist alles schön. Aber näher wollte es mir gehen, wenn du von den Geschicken meines Geschlechtes etwas zu erzählen wüßtest. Du erinnerst dich wohl, daß ich diesem Hochtal entstamme."

„Von deinen Vorfahren willst du etwas hören", sagt der Bach. „so komm aus deinem Hause hervor, denn nur wer unterm freien Himmel

ist und auf der nackten Erde, der wird die Geschichte seiner Urväter recht verstehen können".

Ich bin hinausgegangen und entlang dem Bache, bis dorthin, wo Hochwaldbäume ein verknorrtes Dach gewölbt haben über das Wasser, wo am Ufer die Brunnenkresse wächst, an deren zungenbrennenden Blättern ich oft genascht hatte. Dort ist mitten im Bach auch der dunkelbemooste Steinblock, an dem die Wellen, sich stauend, zornig emporspringen und ihre Gischten hinausschleudern, so daß es wie ein beständiger Regen niedertropft von den langen Ästen der Bäume. Dort noch ein wenig hinterwärts, zwischen breitblätterigem Germer und quirlförmigen Schachtelhalmen, auf einem verwitterten Strunk habe ich mich niedergesetzt und nun einmal gewartet, was der plaudersame Bach von meinen Vorfahren mir erzählen würde.

Und der begann in seinem ewigen Rauschen so zu sprechen: „Ich kann, mein liebes Menschenkind, nicht weit zurückgreifen, wenn du mir sollst folgen können. Nur in meine jüngste Vergangenheit. Da waren in dieser Gegend Bewohner, die nannten sich Kelten. Sie wohnten in hohlen Bäumen und in wohlverschanzten Erdhöhlen. Zur Sommerszeit auch in den Kronen der Bäume, oder in Pfahlhütten auf dem See. Wenn du über die Wiese dort einmal eine Wasserrinne graben willst, so wirst du auf lauter rundgeschliffene Kieselsteine stoßen. Es war ein schöner blauer Alpensee. Und die Bewohner der Gegend haben ihr Venedig hineingebaut, mehrere tausend Jahre vorher, als jenes Venedig im Meere entstanden. Von Fischfang und Jagd haben sich jene Ureinwohner genährt, mit den Fellen der Tiere sich bekleidet. Ihr Herdfeuer haben sie an den Blitzen des Himmels angezündet. Stark und frei sind sie gewesen; die Menschen sind in der ersten Jugend gestorben oder im hohen Alter. Wenn du von der guten alten Zeit sprechen hörst, so denke an jene Epoche der gesunden Wildheit, und wenn du die Mähr hörst von der versunkenen Stadt, so denke an die Pfahlhütten auf dem See. — Denn es kam zu diesen rauhen Älplern die Kunde von dem fremden Volke aus dem Süden. Draußen in den weiten Ebenen, an den großen Flüssen hatten die Römer sich niedergelassen und Städte gebaut. Sie waren ein Volk voll Macht und Pracht, so daß die Alpenbewohner lüstern wurden, sie kennen zu lernen und allmählich ihre Sitten anzunehmen. Die Geisteskraft und die Weltklugheit hatten sie nicht und so sind die Kelten an den fremden, ihnen unangepaßten Sitten allmählich verkommen. Nicht an den harten Waffen der Römer sind sie zugrunde gegangen, sondern an deren lähmenden Üppigkeit. — Dann ist diese Gegend wieder ganz in die Urwildnis zurückgesunken, beherrscht von reißenden Raubtieren und dunklen Nebeln. Aber nach Jahrhunderten, als wieder fremde Ansiedler kamen, wie sie glaubten, als die ersten seit Erschaffung der Welt, und als dieselben den Boden

rodeten, haben sie in der Erde Steintruhen gefunden mit Menschengebeinen. Diese Ansiedler waren Germanen genannt und weit her aus den Ländern des großen Stromes gekommen. In jenen Ländern waren nämlich Fürsten mit Kriegsheeren erschienen, die dem Volke seinen uralten Väterglauben wegnahmen und in allen Heinen das Zeichen des Kreuzes aufstellten. Mit Feuer und Schwert wurde es gezwungen, vor diesem Zeichen sich zu beugen. So haben viele die Heimat verlassen und sind in ferne Wildnisse geflohen, um dort frei und froh ihre alten Götter verehren zu können. Auf solche Weise ist dieses Bergland das zweitemal bevölkert worden. Wenn du heute auf Höhen kommst, wo Riesensteinblöcke künstlich übereinandergeschichtet sind, und du weißt nicht, von wem und zu welchem Zwecke das getan wurde, so denke an die heidnischen Vorfahren, die ihren Göttern Altäre haben gebaut. — So währte es wieder lange Zeit, halbwild lebten die Menschen ihrem Speere und ihren Göttern. Aber der neue Geist, dem sie zu entfliehen gewöhnt, kam ihnen nach in die Wildnis. Nicht mit den Mitteln der Gewalt, sondern in Form sanfter Überredung. Denn auch hieher kamen begeisterte Männer mit dem Kreuze, mit milderen Lebensgewohnheiten und vielseitigen Beschäftigungen. Sie brachten den Pflug mit und die eiserne Axt, und das Rad und noch manch verwunderliche Erfindung, an denen die Bewohner Gefallen fanden, die sie annahmen und mit Geschick weiterbildeten. So begannen die Bewohner die wilden Tiere auszurotten, oder sie zu zähmen zu Haustieren, Wälder zu reuten, Tümpel abzuleiten und Sümpfe zu trocknen. Mit den Sämlingen, die die Männer des Kreuzes in die Gegend gebracht, betrieben sie Ackerbau; da wurde es lichter in der Gegend, die Nebel verdunsteten in Sonnenschein. Feste Wohnstätten waren entstanden, zerstreut in den Tälern und auf den Bergen, und in jedem Hause schuf vielseitige Beschäftigung eine reichere Welt. Dem Kreuze hatten die Bewohner sich nicht mehr widersetzt, insgeheim aber hingen sie an ihrer Väter Glauben und unter christlichen Formen lebte das Heidentum fort. Eine ebenmäßige Kultur hatte die wüste Bergwelt besiegt und auch manch anrückende feindliche Völkerschaft. In Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Zufriedenheit — so ging, eingefriedet von hohen Bergen, ruhig und ergeben ein Geschlecht ums andere dahin. Also hatte es lange Zeit gedauert. Da begann es sich zu wiederholen, wie es einst bei den Kelten vor sich gegangen. Wie jene dem Wohlleben der südländischen Völker zum Opfer gefallen, so kam in diese Älpler das Weltgift der neuesten Zeit und solches hat die Gegend entvölkert."

„Ja, mein liebes Wasser, dieses Weltgift kenne ich!"

„Ja, mein liebes Menschenkind, dieses Weltgift hast auch du getrunken. Du hast deiner Väter Scholle verlassen und bist in die Ruhelosigkeit hinausgetreten und deiner Kinder Geschicke sind wie unverankerte Schifflein auf

dem Meere." — Unmutig gischteten die Wellen auf und warfen mir kalte Tropfen ins Gesicht. — —

Und so höre ich die Wasser rauschen da oben in diesem Hochtale, und ihr Rauschen wird mir zu Gedanken und Gestalten. Kein Wasser der Erde geht mir so nahe, verstehe ich so gut, wie diese Bäche da oben. Ich habe den Rhein wogen gesehen, den sagenreichen, ich habe die Wasserfälle der Tauern tosen gehört, ich habe das Donnern des Meeres vernommen. Herrliche Stunden sind es gewesen, voller Genuß und Begeisterung. Fruchtbar aber, fruchtbar allein für meine Muse sind die klaren Wässer, die meiner Heimatsscholle entquellen. Je ferner ich diesem Boden bin, je spröder wird meine Phantasie; je näher ich ihm komme, je reger wird das Herz, je lebhafter wird die dichterische Schaffensfreude. Für Fremde hat die Gegend kaum viel Anregendes, von mir ist sie geistig längst ausgesogen, so daß ich mir sagen muß, nun bist du fertig. Aber sobald ich wieder diese Wasser rauschen höre, da hebt es an, in meiner Brust unruhig zu werden, als seien noch unerlöste Geister dort, die nach Gestalt ringen. Doch was nachher da zu Tage kommt, gleicht vielleicht Längstgestaltetem, und zwischen durch fragt der Zweifel: Verstehst du es wohl auch recht, das Rauschen des Waldbaches?

Einmal saß ich auf dem Steinhaufen, den in früherer Zeit fleißige Bauern aus den Wiesen zusammengetragen haben. Darauf wucherten Himbeergesträuche und vor mir war der Bach. Da wollte ich denn doch einmal beobachten, wie in seinem Bette das Wasser mit den Bachsteinen ringt und wie eigentlich die unterschiedlichen Geräusche entstehen. An seichteren Stellen, wo emsige Wellen die Steine links und rechts umgehen, da flüsterte es. In den Tiefen, wo die Wellen die Blöcke kuppenförmig überwallen, da gurgelte es. Dort, wo das Wasser an scharfe Kanten stoßend aufspritzt, rauschte es. Dort wo es in dünnen Bändchen die kleinen Abstürze niederspringt, plätscherte es. Dort wo es in schweren weißen Wuchten in Tümpel stürzt, brauste und toste es. — Ein unbeschreibliches Spiel ist das, seit Ewigkeiten nicht zwei Augenblicke, in denen es ganz gleich rinnt und gleich rauscht. Und wie ich so eine Weile dagesessen, ruhig und träumend, zogen dort auf der Wiese Mähder das Heu zusammen, dort am Hang sägten Holzhauer einen alten Baum durch; vor mir arbeitete das Wasser mit unermüdlicher Emsigkeit. — Da war es, als ob jene seitlingsgedrängten Wellen mir zuflüsterten: „Du bist der große, der große, der große, der große —" Ach, welche Huldigung! Ich bin ja doch nur ein gewöhnliches Menschenkind. Aber das Wasser immer: „Du bist der große, der große, der große . . ." „Faulenzer, Faulenzer, Faulenzer . . .", schrie eine andere, an den Steinblock prallende Woge herüber. — Ich werde nicht recht verstanden

haben — wie? Was auch in aller Welt soll dieses Schauen und Träumen? W i r d etwas dadurch? Wird jemand klüger davon? Wird jemand glücklicher darin? — Vielleicht doch, mein liebes Wasser. Sonst könnte es mir nicht zu mute sein, als wäre meine Wesenheit ausgefüllt und erfüllt, wenn ich so schaue und träume. Siehe, wie du rinnen mußt, so muß ich schauen; wie du rauschen mußt, so muß ich träumen. So ist es uns gegeben. Der Menschen Gedanken sind ja auch so ein Strom, wie du. Zwischen den Körpern, Kräften und Erscheinungen wie im Spiele hin- und hergeworfen, und dennoch das ewig Herrschende, Zerstörende und Ordnende.

Und eines Frühmorgens, da ging ich wieder einmal hinaus aus dem Waldhaus am Bache. Durch die langen Waldschluchten hin flog mein Blick. Die steilen Hänge waren noch fast schwarz im Dunkel der schwindenden Nacht, aber aus der Ferne leuchtete eine kleine Felsenspitze in so roter Glut, daß der Wald um mich fast einen Rosenschimmer bekam. Aus dem Bache stieg hin und hin ein leichter Nebel, auf der Wiese daneben stand dichtes, hohes Gras. Allerlei Halme, Blätter, Rispen und Blüten durcheinander, schwer vor Tau, dessen Tropfen nun, als die Sonne kam, in allen Feuern zitterten und funkelten. Manch flinkes Vöglein flog leicht von einem Baumwipfel zum andern, es mochte wohl sein Morgenliedlein trällern, man hörte es nicht, das Wasser sang lauter. Am Wiesenrand hatte sich schon die Reihe der Mähder angestellt und die Mahdenstreifen dufteten die kühle Würze frischgelegten Grases aus. Mit einem wohlgemuten Ernste, langsam und sicher, führten die jugendlichen Mähder ihre Sensen durch die üppige, blühende Graswildnis; ich, der Spaziergänger, beneidete sie um ihre Arbeit.

Dann kam ich zur Stelle, wo unter einer Wasserwehre ein kesselförmiger Tümpel ist. Die weiße Wucht des Baches stürzte ein paar Meter tief nieder in diesen Tümpel, in welchem die Wasser aufkochten und gegeneinander wüteten, um ein wenig weiter hin so geruhig und klar zu sein, daß man in seinem tiefen Grunde jedes Steinchen sah und jede braune Forelle, die langsam, manchmal auch in scharfen Schnellen hin und her glitt. Am Ufer ist eine erhöhte Sandbank, auf welcher ein dürrer, teils noch beästeter Baumstamm angeschwemmt liegt. Auf diesem Holze saß ich manche Stunde und das Geäste bildete Armstützen und Lehne. Hinter mir hätten Berge niederbrechen können, ich würde dessen nicht gewahr worden sein, so sehr war mein Blick gebannt von dem tosenden Wasser. Auch an diesem Morgen ging ich zu diesem Wasserfalle, setzte mich in den Baum und gedachte — halb eingeschläfert von dem ewigen Brausen — vergangener Zeiten. — Ich war auch einmal so jung und hatte auch einmal so wohlgemut ernsthaft Gras gemäht auf der morgentaufrischen Wiese. War das wirklich noch

dasselbe ununterbrochene Leben, das damals gewesen und das ich jetzt führte? Oder war's in einer andern Welt gewesen, in der ich einmal unversehens starb, ganz ohne daß ich's merkte, so daß ich der werden konnte, der ich jetzt bin, gleich jung an Empfindung, aber ein Träumer. Statt zu arbeiten immer Vergangenheit schauen. Und Zukunft ahnend, anstatt frisch und keck der Gegenwart zu leben. Oder — ist es nicht etwa doch das konzentrierteste Sein, das gesättigtste Leben, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart an einem und demselben Tage beisammen zu haben!

„Wasser! Du hast mir erzählt, wie es einst war in diesen Bergen. Willst du mir nun nicht auch sagen, wie es einst sein wird?"

„Ja, Menschenkind", antwortet der Bach, „komm nur mit mir. Hier im Widerstand bin ich zu zornig; ich muß gelassener sprechen können; wer sich überschreit, dem glaubt man nicht." — Und weiter unten, wo an den Ufern die roten Steine liegen und die silberblätterigen Weiden stehen, spricht der Bach: „Die Zukunft? Sie hat schon begonnen. Auf dem Wege in diese Hochtäler herauf wirst du an den Holzwägen gesehen haben, wie der Wald auswandert. Er wird noch lange auswandern, er wuchert in großer Jungkraft nach. Und die draußen hungern nach Holz, nach Stein, nach allerlei. Die eiserne Fahrbahn wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn der Wald endlich ausgerottet ist und die Lehnen und Kuppen kahl daliegen, wenn die grüne Haut des Rasens abgeschwemmt und das riffige Gestein entblößt ist, dann wird man in diesen Bergen nach Kohle schürfen, nach Erz, nach Magnesit, nach Quarz, nach Gold, nach was weiß ich — brauchen können sie alles. Wie wilde Tiere werden die in Übervölkerung lebenden Menschen über die Berge herfallen und Raubbau treiben. Wie heute die Morgennebel aufsteigen, so wird dann aus rußigen Schloten der stinkende Rauch wirbeln, mit seinem Gifthauch alles organische Leben erstickend. Und bis die letzte Pflanze verschwunden ist, bis alles brauchbare Mineral aus dem Boden gerissen ist und nur noch die tauben Schutthaufen daliegen, die keine Triebkraft und keine Wasserquelle mehr haben — dann wird man endlich ablassen, die unfruchtbare Mondlandschaft meiden, und was einst dichte Wildnis gewesen, wird Wüste sein. Wildnis und Wüste, das ist der Rahmen der Menschheitsgeschichte."

„So hast du mir das Weltende gezeigt", spreche ich zum Bach.

„O Menschenkind!" ruft er, „das Ende habe ich dir nicht gezeigt, dahin ist es noch weit. Wenn alles kahl und tot sein wird, ein Leben ist noch da. Ich — das Wasser. Wird es auch nicht in frischen Quellen aus der Erde sprudeln, so wird es mit den Winden kommen, vom Himmel fallen, Stoffe lösen, neue Kräfte wecken. Und wenn du

in Tausenden von Jahren wiederkommst, wirst du Urwälder finden und wilde Tiere und seltsam herrliche Blumen im Morgentau und — den rauschenden Bach."

Den rauschenden Bach.

„Ich bin", so setzt er bei, „der Nährer und Bildner der Erde. Du wirst staunen dann. Die organischen Wesen wirst du vielleicht in gleichen oder ähnlichen Gestalten, wie sie heute sind, wiederfinden; aber das scheinbar Beständigste, Unverwüstlichste, die Gebirge, werden andere sein. Alte Bergformen werden verschwunden, neue gebildet sein — und der Bildner bin ich."

Nachdenklich ging ich dem Wasser entlang und kam zu jener Stelle, wo es auf ebenem Boden seicht und breit auseinanderfließt, so daß die braunen Steinchen mit ihren Goldfunken klar durch die Wellchen glänzen. In jedem Wellchen, wie sie da weich und sich stets ineinanderverflechtend, hinrieseln, spielt ein Sonnenstrahl, so daß der Bach wie ein silbernes Netz ist, unter dem die Fischlein hin- und herschießen. Hier rauscht der Bach nicht, hier flüstert er, als handle es sich erst jetzt um das wahre Geheimnis.

„Du sprachest vorhin", so knüpfe ich wieder an, „von einem Wiederkommen nach Tausenden von Jahren. Meinst du das im Ernste? Kann ich einst wieder als Mensch in dieses Leben treten und gar in diese Gegend?"

„Wünschest du es?" frägt der Bach.

„Ich wünsche es auf das innigste."

„Glaube, was du wünschest."

„Aber nach allem, was ich weiß, wird es unmöglich sein —."

„Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünschest."

— — Das war mir nun eine merkwürdige Offenbarung. Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünschest . . . .

„Laß mich, du lieber Bach, noch eine Frage tun. Wird sich jenes Zukunftsleben genau wieder so abspielen, wie das jetzige?"

„Möchtest du es so?"

„Lieber wie das Nichtsein ist mir das gleiche Sein, wie jetzt, und sollte es sich immer so wiederholen. Ja wohl, wenn ich schon aufrichtig sein soll: Was ich jetzt bin, das ist mir recht. Nur dauernd sollte es sein. Belebend, nährend, bildend und dauernd wie dein Wirken, du wunderbares, ewiges Wasser. Das, wenn mir gegönnt wäre!"

„Glaube, was du wünschest — — — —"

„Wollen Sie wirklich die kalte Nacht über hier schlafen und morgen früh mausetot aufwachen?" Mit diesem derben Spaß rüttelte

mich jemand an der Achsel. Und war's der alte Jäger. Er trieb mich vom Bachrande förmlich weg und führte mich ins Haus. Es war dunkel. In meiner Stube schloß ich die Doppelfenster, denn draußen strich eine kalte Luft. Ich hörte im Schlafe die ganze Nacht des Baches Lied von der Ewigkeit und immer wieder rauschte es auf: Glaube, was du wünschest!

Da Glückspilz.

In der Gmoansproch.*)

Da Felix Humeltreiber, dos is noh oana va der Gottung gwen, de noch und noch ausstirbb. — Sei Leppa hot er Glück ghobb, da Hummeltreiber. In seiner Jungheit is er Soldot gwen, ah in Böhmerlond, bei Königgrätz — ols Trumelschloger. Weils gscheiter war, hot er gmoant, ma schlogad af die Kolbshaut, als wiar af Leut. Ober sei Trumeln und Rosseln ollaweil muaß den Preußn zwider worn sei, gstott daß s davonglaffn warn, hobn s n ohgfongg. Und wiar er n General Moltke an Irzrauberhauppmon ins Gsicht gschmissn hot, jo — do hobn s n daschuißn wölln, die Preußn. Af dos sul er gsogg hobn, da Trumelschloger Humeltreiber: „Seids gscheit, Leutln, ih nims zrugg. Rauber seids jo nit, thuats bloß leutumbringen. Mi gehts weiter nix on, wans mih hiaz daschuißts — ober die Schererei nochher, de müaßts bedenkn. Daschuißts mih, sa müaßts mih wektrogn; loßts mih lebn, sa laf ih selber wek. Laf hoam ins Steirischi und thua enk nix meh."

„Nau, wan er uns nix thuat!" sul der General gsogg hobn, — „lossn ma n aus".

Wort hot er gholtn, da Felix Humeltreiber — ins Steirischi is er zrugg und nix hot er eahner mehr thon, in Preußn.

Mit Orbat und Sporsumkeit hot er sih zwoa Roß kafft und hot gfuhrwercht af der Olpsteigstroßn zwischn Mürzthol und Joglloud. Und wan er imeramol wen hot lossn auffitzn, so hot er a Trinkgeld wul ongnomen, ober nit für eahm selber, er hot jo nit zogn. Für d' Roß hot er a Brot davon kafft, hots in Wein eintunkt, hot eahnas gfuadat. Und wer eahm gstott Trinkgeld a Vageltsgott hot gebn — is ah zfriedn gwen damit. Für d Roas ins Böhmerlond hätt er nit amol dos kriagg.

Amol hot er Malär ghobb interwegn. Hot a großes Essifoß ins Jogllond zführn ghobb, is da Wogn brochn, is s Foß übern Roan

*) Wie der Verfasser seinen Felix Hummeltreiber („Heimgarten" XXVIII, Seite 368) zum Vorlesen hergerichtet hat.

owikuglt in die Brombirstaudn. „Nochha lacht freilih“, sogg er, „daß i saur sein wern, die Brombir, wans Essifoß draufrint“. Eahm is s ah saur onkema, wiar ers hot müaßn vagüatn, „ober“, moant er, „wer mit Essi ztboan hot, ba dem kons nit ollaweil süaß sei“.

Und an ondersmol, wiar in Winter af n Eis a Roß follt, d Strong bricht und s Roß über die Gsteggn owirumpelt und hin is — do schlogg der Humeltreiber boad Händ zsom und schreit: „Olli Heilign, däs Glück! Wia leicht häts ondri Roß ah kina stürzn! Ih bin doh a rechter Glückspilz!“

Oba wiar er in der Nocht drauf in Stoll liegg mit sein Schiml und der ondri Ploß, wo sist da Fuchs gstondn, is lar — do wirdn bong. Ober der Schiml frißt sei Heu, as wia wan nix war. Drauf sogg er: „Meiner Seel, daß n der Tod va sein Kamarodn nit z Herzn geht; a so a Vieh muaß doh a Roßnatur hobn!“ Van Einschlofn nochher brumlt er: „Hot ah oani, hat ah oani.“ Aftn wia n trambb hot von selign Fuchsn, follts n gach ein: „Sei nit sa dumm! A seliges Roß!“ — Ober, wan der Mensch holt an Menschn ban eahm hät, do kuntn eahm koani dumen Gedankn keman.

An Menschn ban eahm hobn! As müassad jo nit grod a Monsbild sei. A wenk hot er eh schon imer umanondagschnopfazt ban Weiberleutn — ausglocht hobns. In Joglland is s da Brauch, daß die verliabbn Weiberleut oll lochn. Daweil da Mensch locht, kon er nit röhrn, und wan oans roth wird in Gsicht, sa moant mar, as gschach wegn an Lochn und nit wegn an Schoma. Und s Ohtrumpfn thuat ah nit sa weh, wans lochend gschiacht. Na, sa hot eahms die Oan lochend gsogg, er hät ihr an z groß'n Bugl, die Onder, er hät ihr an z dickn Hols.

Do wihrt er sih, da Humeltreiber: „Wiaso hobns mih dan zu die Soldotn gnoman, wan ih gor a so vawochsn bi? Zan Daschossnwern nehmens doh ollamol die schönstn Leut!“

„Derawegn hobns holt dih nit daschossn!“ schreit eahm Oani lochend ins Gsicht. Do hot er wieder still sei müassn. Freilih sul er sein großn Bugl erst ols Fuhrmon ban Wognhuckn kriagg hobn — wos nutzt dos — ghobb hot er n holt amol doh.

Hiaz ober ruckt s schworz-roth-guldeni Dirndl on. Oani von Stiftingdörfl. Auffitzn hot ers imeramol lossn, über d Olpsteigstroßn, wans hoamgongen is. Und amol afn Wogn — s Roß is scha müad und rach gwen, is stad dahergstulpert und hot mitn Kopf gwoglt — do hot da Fuhrmon mit der Kathl onbandelt.

Awenk zuchi ruckt er und sogg:

„Ollahond Monsbilder gibbs af da Welt — gelt?“

„Da häufti!“

„Moanst, is da Deinigi ah dabei?“

„Du, däs kon leicht sei.“

„Wan da Rechti drunter is, Kathl, wirst n wuhl ah dakena?“

„Dakena! Däs is sei Soch!“

„Wul wul, dos wul. Ober, wans oaner is, der sih nix zsogn traut!“

Dos hots überhört, sie gstellt sih a so und denkt in da Ghoam: Den hagl ih mir on. A Fuhrmon hot Geld. — Und er denkt in da Ghoam: De, wans nit so kreuzsauber that sei, de möcht ih hobn. s schworz-roth-guldeni Dirndl hoassn s as in da gonzn Pfor. Schworzi Augn, roths Göscherl und guldenes Hor. O mei, denkt er eahm, de paßt af an kernfestn Großbauernsuhn! — Daß sie mit a por a drei Großbauernbuabn scha fiati is, däs woaß er nit.

„Kathl!“ sogg er und legg fürwitzi sein Orm um ihrn Hols, „du sulst holt mei Weibl wern!“

„Zwedan nit?“ is ihr Ontwort.

Er is nit schlecht daschrockn. Dos gang jo gor a wenk zgach, do muaß mar in Rodschuach einlegn.

„Wia ma holt imer gach wos daherredt“, moant er, „an Gspoaß muaß mar ah hobn“.

Ober bis s obends ins Stiftinger-Dörfel keman, is da Gspoaß ernst worn.

Seit der Trumlerei im Böhmerland hot da Humeltreiber in der selbin Nocht s erstimol schlecht gschlofn. Wirtschoftssorgn. s Bochhäusel bringgs n mit, die Kathl. Is an Erdäpfelgortn und a Wiesn und a Kua dabei. Hiaz, wia wird er däs onstelln? Sull er sei Fuhrwerchn aufgebn, oder sull er die Kathl unter der Wochn alloan ban Häusel lossn? Nochher brauchts an Knecht. Na, däs nit, däs war nix! Er draht sih in Bett hin und her. Ligg er af da rechtn Seitn, sar is eahm: Ih versorg die Wirtschoft selber. Ligg er af der linggn Seitn, ja deicht eahm, as is doh in gscheitast, ih verkaf s Bochhäusl und bleib Fuhrmon. Weil er eh nit schlofn kon, steht er auf und will die Kathl gehn frogn, wos sie glaubb. — He! ’s holb Stiftinger-Dörfl is deutschnational! Noch da Schnoasn stehns on ba da Schworz-roth-guldenen ihrn Fensterl. Gmua hot er eahm gsechn. — Betrüabb und vazogg geht er wieder hoam in sei Bett. Ober hiaz kon er noh wenker schlofn. Af d Wirtschoft denkt er hiaz neamer. Af sei Kathl denkt er, af däs Bradl. Wia bringg er hiaz däs Fraunzimer von Hols? s Heiratn hot er ihr grechn gor a wenk zfest versprochn. Und vawegn so Oaner a Spitzbua wern? Na, do heirat ers liaber.

Wias Togs drauf wieder zsom kemen, geht der Humeltreiber mit an Steckn und gstellt sih hibisch olt und müahseli. Daß n holt die Gicht und Goll scha so viel that zuasetzn! — „Ober geh, Hascherl!“ sogg sie

und wischt eahm mit da Hond zärtlih s Hor aus da Stirn, „Gicht und Goll, wos da nit einfollt! A Mensch mit vierzg Johrn Gicht und Goll! s Ramatischi wirds sei. Geh kim mit, ih leg dar a hoasses Kleibnsackel auf, däs ziachts aus.“

A hautschlechts Mensch und a seelnguati Haut! denkt eahm der Humeltreiber. Hort wirds ohzbeideln sei, däs siach ih scho.

Daweils eahm s hoaß Kleibnsackel auflegg, und daß s n d Schmerzn vertreibat, hebbs gmüatlih on zan plaudern. „Hon eh heint scha za dir gehn welln“, soggs, „es muaß die Kua auszohlt wern.“

„Host dan a Kua kafft? Host jo eh oani.“

„Ebn derawegn. De muaß auszohlt wern. Bin s ollaweil noh schuldi. An ochtzg Guldn, oda wos, brauchad ih holt. Gelt, du bist sa guat.“

„Uh jostl maronsom!“ juchazt er lusti auf, „wo nahm ih ochzg Guldn her! Do müassad ih frei an Bäckn daschlogn.“

„De häst nit? Ober mei Gad, du wirst doh a wenk a Geld hobn, Humeltreiber!“

„Na, mei Kathl. Ih hon nix. Ih hon gor nix, as wia mei Gwond und mei Roß.“

Do kon ih da nit helfn“, sogg sie, „muaßt holt s Roß verkafn. Die Kua muaß zohlt wern, sist wirds mar aus n Stoll gführt. Und d Milch kon ma nit grothn, däs wirst wul selber verstehn.“

Er roatt a wenk noch und aftn sogg er:

„Mei Roß — woaßt, mei Roß is holt ah neama go viel wert. Is scha vor a zehn Johrn, wiar ihs kafft hon, neama go z jung gwen. Jo richti, s is eh scha Zeit, daß in Hobern kriagg.“

Sie geht mit, wiar er aussi in Stoll geht, ober wia der Humeltreiber s Roß will fuadern, do ligg da Schiml afn Stroh und hot sein lonkn Schädl wekglegg, as wia wan er go nit dazua ghörad. — Maustodt is er gwen.

Zerst hot er gmoant, der Humeltreiber, er müassad af der Stell ah umfolln va lauter Schrockn; wiar er ober hört, daß die Kathl onhebb zan sperredn über de Bettlerwirtschoft, va der sie weiter nix meh wissn wullt — geht n a Liacht auf: Holt, Schiml! am End bist gor aus Freundschoft für mih umgstondn! Daß d mi va d e r a befreist!

Und richti. Nit fünf Minutn lonk hots umgschrian, die Kathl:

„Ongstot Geld und Roß — Gicht und Goll! Mit an sölchtn Fuhrmon wurd oans nit weit kema! Buglkraxntrogn konst mih!“ Die Tür hots hinter sih zuagschlogn. Wek is s gwen.

In da sebin Nocht hot der Humeltreiber recht guat gschlofn. Und in da Früa, wiar er munter wird, renzt er sih schön stad aus und sogg: „Ah — heint kon ih liegn bleibn. Bin holt a Glückspilz ih. Olls wos ma Schlechts possiert, geht guat aus.“

Totenlieder aus dem Paltentale.

Von **E. K. Blümml.**

Nichts greift mehr in das menschliche Leben ein, als der Allbezwinger Tod. Unvermutet tritt er herein und reißt das Liebste, das wir besitzen, von uns weg, hin in jene Welt, von wannen keine Wiederkehr. Rasch und jäh tritt er selbst in die friedlichsten Kreise. Tausende von Dichtern aller Völker haben es besungen, das tief zu Herzen gehende „Media vita in morte sumus“ und Tausende werden es wohl noch besingen, solange es irdische, sterbliche Menschen gibt. Liebe, Schlaf und Tod, sie bezwingen uns alle und führen uns hinaus über die engen Schranken menschlichen Daseins, hinauf in die Welten des Traums und der Verklärung.

Dieser jähe Übergang des Seins in das Nichtsein, dieser Wechsel von Leben und Starrheit ergreift alle Menschen tief, selbst die, welche auf der niedersten Kulturstufe stehen und läßt ihnen ein ewiges Naturgesetz, eine allen verborgene, geheime Kraft ahnen, die über menschliche, irdische Verhältnisse erhaben ist. Und so kommt es, daß es kein Volk gibt, das ohne irgendwelche religiöse Vorstellungen, die das Fortleben nach dem Tode betreffen, wäre, wenn es auch gewisse Atheisten und Darwinianer, so z. B. Haeckel, behaupten, wofür sie aber den Beweis zu erbringen nicht imstande sind. Der Kultus der Seelen, die Scheu vor den Toten ist, wenn auch nicht die einzige, so doch eine der wichtigsten Quellen für jede Religion.

Die Geister der Toten dürfen nicht gereizt werden, man muß ihnen freundlich entgegenkommen und die Ansicht der alten Römer, „de mortuis nil nisi bene“ (von den Toten soll man nur Gutes sagen), ist eine allgemeine. Ihr, als einer Folgeerscheinung der Furcht vor den Toten, entspringt auch der Gedanke, die Toten in Liedern zu preisen, die bei der Leiche und beim Begräbnis zur Absingung gelangen.

Die Sitte, den Toten Lieder zu singen, ist eine uralte; wir finden sie schon lange vor dem Beginne unserer Zeitrechnung bei den alten Indern der Vedaperiode, wie zwei erhaltene Totenlieder, von denen das eine wahrscheinlich bei der Leichenwache gesungen wurde, bezeugen. Auch bei den Griechen war schon zur Zeit Homers die feierliche Totenklage in Anwendung, nur wurde sie von eigens bestellten Sängern ausgeführt, wie aus der Schilderung von Hektors Bestattung hervorgeht. Der Inhalt der Klage war epischer Natur, eine Lobpreisung der Vorzüge und der Taten des Verstorbenen, wie die Klage des Achilleus und seiner Myrmidonen am Scheiterhaufen des Patroklos zeigt. Denselben Charakter hatten die römischen Nenien, die jedoch später, als sie den Klageweibern

anvertraut waren, ausarteten. Auch die slawischen Totenlieder sind, soweit uns Nachrichten von den Südslawen und den Russen vorliegen, ihrem Hauptinhalte nach episch.

Von den Totenliedern der alten Germanen, die den Namen sesu und dâdsisas trugen, wissen wir, trotz vieler Nachrichten über sie, nur soviel, daß die bei der Leichenwache (super mortuos) teuflischen Charakter hatten, woraus ältere Forscher, vor allen Karl Müllenhoff, schlossen, daß sie Zauber- und Beschwörungslieder waren. Doch sprechen, was hier nicht näher ausgeführt werden kann und wofür ich auf meine große Abhandlung über die Totenlieder der Germanen (Archiv für Anthropologie 1906) verweise, eine große Anzahl gewichtiger Gründe gegen diese Auffassung, vor allem das Zeugnis der indischen Totenlieder und eines altenglischen Liedes. Diese Leichenwachtlieder enthielten vielmehr die Beschreibung des Weges, den der Tote zurückzulegen hatte und sprachen auch von den Freuden und Leiden, die ihn erwarteten. Die letzten spärlichen Überreste dieser Lieder, deren Inhalt der christlichen Kirche, der heidnischen Anschauungen wegen als teuflisch erschien, liegen in den heutigen Seelenliedern vor, welche die Qualen der Verstorbenen im Fegefeuer schildern und in den Zukunftsliedern, welche die vier letzten Dinge behandeln.

Außer den Leichenwachtliedern kannten die alten Germanen, wie wir aus den Schilderungen der Begräbnisse Theodorichs († 451), Attilas und Beowulfs wissen, auch den feierlichen Gesang bei den Gräbern, beziehungsweise den Scheiterhaufen. Diese Lieder waren epischer, preisender Art, wenn es sich um bekannte und berühmte Männer handelte, jedoch lyrischer, klagender Art beim Begräbnisse einfacher Sterblicher, wie aus der mittelalterlichen lateinischen Planctus-Dichtung hervorgeht. Im Mittelalter treten uns in Frankreich auch schon in den Regrets die Ansätze jener Lieder entgegen, welche den Sterbenden, beziehungsweise Toten redend einführen, Lieder, welche heute häufig anzutreffen sind.

Seit dem XIV. Jahrhundert können wir die Totenlieder bei den Deutschen in ununterbrochener Folge nachweisen und heute noch treten sie uns besonders in Süddeutschland bei der Leichenwache und beim Begräbnis entgegen. Die Lieder selbst zerfallen ihrem Inhalte nach in vier Gruppen: 1. Sogenannte Sprechlieder, in denen der Tote spricht; 2. Trostlieder, in denen die Hinterbliebenen getröstet werden; 3. Seelenlieder, welche das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer behandeln, und 4. Zukunftslieder, welche von den vier letzten Dingen des Menschen berichten. Verschieden und mannigfaltig sind die Motive, welche in den Totenliedern auftreten; wir finden Berichte, Danksagungen, Bitten, Trostgründe, Versprechen, Ausdrücke der Zuversicht, Versicherungen und Aufforderungen. Ich habe in meiner großen Abhandlung

über die Totenlieder ausführlich über ihre Verbreitung und Motive gehandelt und will hier nur einige Totenlieder aus dem steirischen Paltentale (Gegend von St. Lorenzen bei Trieben), welche bisher größtenteils unbekannt waren und die ich der Handschrift Nr. 659 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz entnehme, mitteilen. Sie wurden in den Fünfziger-Jahren des XIX. Jahrhunderts bei der Leichenwache gesungen. Besonders naiv, aber doch tief zu Herzen gehend, ist das erste Lied, das zu den Sprechliedern gehört; das zweite Lied findet sich schon in A. Schlossars Sammlung deutscher Volkslieder aus Steiermark als Nr. 12; die Lieder 3 bis 5 sind Sprechlieder, in allen dreien nimmt der Tote (Sterbende) Abschied, besonders rührend in Nr. 3; das letzte Lied, „Der grimmige Tod mit seinem Pfeil“, tritt uns das erstemal 1617 entgegen.

I.

Mensch gedenk', was du heute tust,
Gedenk', daß du noch sterben mußt!
Sterb' ich dann, so bin ich tot,
So liegt mein Seel' in der größten Not,
In der größten Not, in der schwersten Pein,
O Gott, wie gern wollt ich im Himmel sein.

Im Himmel wär'n wir alle gern,
Drum soll'n von der Sünd' wir uns bekehr'n.
Der Richter wohl auf dem Richterstuhl sitzt,
Der mir, meiner Seel' das Urteil spricht;
Heut' lieg ich noch in mein eigenem Haus,
Morgen kommen ihrer vier, tragen mich hinaus.

Morgen kommen ihrer sechse mit Achselbeschwer,
Sie tragen mich wohl auf einem Brett daher,
Sie tragen mich wohl hin zu der Freithoftür,
Da seh ich ein Graberl offen vor mir,
Sie heben mich auf, sie legen mich drein
Und scherren mich in die Erd' hinein.

Grüß euch Gott, grüß euch Gott, rote Würmelein,
Bei euch muß ich morgen kehren ein,
Von euch kann ich mich nicht erwehren,
Die mir mein Leib im Grab verzehren;
Das Herz ist klein, ist kugelrund,
Verzehrt sich bald, in einer Stund'.

Und wenn der Meßner das Glockenseil zieht an,
So sind meine Freund' schon alle beisamm',
Und wenn der Meßner wieder die Glocke zieht an,
So gehen meine Freund' schon alle davon.
Sie zanken und streiten um mein Gut —
Wer weiß, was die arme Seele leiden tut.

II.

Der Jüngling.

Ach weh, ach Graus! Schließt zu das Haus,
Der Tod kommt hergeschlichen.
Meine Gestalt und Zier ist fast an mir
Schon hin und ganz verblichen.
Ach, ach, schließt zu, laß' mir ein Ruh',
Vor Angst möcht ich verderben,
Da ich kaum fang zu leben an,
Soll ich schon wieder sterben.

Der Tod.

Kein Ries', kein Held auf dieser Welt
Ist mir bisher entgangen;
Und meinst, ich werde dir zu Ehr'n
Mit dir allein viel prangen;
Was jung und zart, von edler Art,
Wohl zieret hier die Erden,
Durch mich alsbald wird ihr Gestalt
Auch meinesgleichen werden.

Jüngling.

O Tod, lauf' nicht also scharf,
Tu nicht so mit mir verfahren,
Erbarm' dich mein, ich bin noch klein,
Wart', bis ich komm zu Jahren;
Nimm vor mir hinweg die Bettelsäck',
Die schier vor Not verderben,
Hab' Mittel, Gut und Geld genug,
Warum soll ich schon sterben!

Tod.

Der große Alexander
Hat schier fast die Welt bezwungen,
Mit List manch Land und manche Stadt,
Ist mir doch nicht entrunnen;
Nun liegt er tot, ist Staub und Kot,
Seine Schönheit ist vergangen;
Sein Leib, einst stark, ist längst verzehrt
Von Nattern und von Schlangen.

Jüngling.

Ich hab' mich erst recht eingericht',
Laß mich dabei erwarmen,
Such' anderswo, viel wären froh,
Bekommst gar bald ein' Armen;
Ich hab' erst tracht mit aller Macht
Nach allerhand Gewerben,
Es wär' in der Zeit kein' Richtigkeit,
Wenn ich schon sollte sterben.

Tod.

Kein' König, Kaiser schont man nicht,
Muß alles über die Klingen,
Drum schweige still, es hilft kein Bitt',
Man wird dir nichts anders singen;
Der Absalon, ein Königsohn,
Konnt' doch kein Gnad' erwerben,
Es muß der weise Salomon
Durch mich fort und auch sterben.

Jüngling.

Ach, ach, ich bitt', abschlag' mir's nicht,
Tu mir mein Leben fristen,
Ein' kurze Zeit laß mir noch Freud',
Darnach will ich mich rüsten;
Mein Gut und Geld in dieser Welt
Laß mich mit Ruh genießen,
Wenn ich werd' weiß, ein alter Greis,
Will ich mein Leben schließen.

Tod.

Nicht mehr ein' Stund' wird dir vergunnt,
Was sagst von vielen Jahren?
Du mußt mit mir, hilft nichts dafür,
Tu nur dein' Seel' bewahren;
Mein Pfeil ist Gift, wenn er dich trifft,
Drum tue dich aufmachen,
Die Sünd' bewein', stell' dich bald ein,
Schau wohl zu deinen Sachen.

Jüngling.

Ach, ach, wie heiß, der Totenschweiß
Dringt mir schon nach dem Herzen,
Ach Weh, ach Leid, ach Bitterkeit,
Was leide ich für Schmerzen;
Weil's doch muß sein, geb' ich mich drein,
Ganz willig will ich sterben,
O Jesus mein, Maria mein,
Laßt mich doch nicht verderben.

Teufel.

Es ist zu spät, was rufst um Gnad'
Jetzt in den letzten Zügen,
Hätt'st dich bereit' zur Lebenszeit,
Jetzund nur still geschwiegen.
Meinst, daß dein Gott in letzter Not
Dich jetzund soll anhören,
Verzweifle bald, sonst wird mit G'walt
Dein Angst sich häufig mehren.

Jüngling.

O laß mich sein, Maria, dein,
O Mutter voller Gnaden,
Ach steh mir bei, o Jungfrau treu,
Tu meine Seel' abschaden.*)
Der böse Feind macht mir gar heiß,
Vor Angst möcht ich vergehen,
O Jesus mein, Maria rein,
Ach, tut mir doch beistehen.

Teufel.

Weil Gott ein gerechter Richter ist,
So kannst mir nicht entgehen,
Wegen deiner Sünd', glaub' mir für g'wiß,
Vor Gott nicht wirst bestehen.
Wie hast geführt böse Begierd',
Was Hoffart hast getrieben,
Nach Bösem gestrebt, im Laster g'lebt,
Ist alles hier beschrieben.

Engel.

Fahr' fort einmal, laß nach die Qual,
Du Höllenhund, jetzunder,
Die Seel ist mein, stürz dich bald ein,
Nur bald in die Höll' hinunter.
Komm her mein Braut, mir anvertraut,
Nun ist vollend't dein Leiden,
Komm, komm mit mir, o schönste Zier,
In die himmlischen Freuden.

Beschluß.

Komm her, mein' Seel', in die Himmelszell',
Glänze gleich wie die Sonnen,
Nach kleinem Leid kommt große Freud',
Kannst ewig in Freuden dort wohnen.
O Mensch, nicht scherz', führ' es zu Herz,
Dies Lied wirst du auch singen,
Heut' ist's an mir und morgen an dir,
Du mußt auch über die Klingen.

III.

Gute Nacht, gute Nacht, o Welt,
Nimm fort dein herrlich's Geld,
Dir Dank, daß du mich erhalten hast,
Ich bin gewest ein Herbergsgast;
Hab' mir die Ruh erwählt.

Gute Nacht, meine lieben Freund',
Das Sterben an mir ist heunt,
Ich nimm Urlaub und scheid' von euch,
Vielleicht ist morgen an euch die Zeit,
Wie ihr es zwar nicht vermeint.

Gute Nacht, mein liebes Haus,
Ich muß aus dir hinaus,
Das ich eine Zeit bewohnet hab',
Jetzt ist mein Haus das enge Grab,
So geht's mit uns zuletzt.

Gute Nacht, liebe Nachbarschaft,
Ist alle meine Kraft;
Gedenkt, daß ihr auch Menschen seid,
Daß ihr sterben müßt, wie ich heut',
Wünscht mir die Ruh ins Grab.

*) Nimm von meiner Seele die Schäden weg.

Gute Nacht, mein liebes Feld,
Du bist gar wohl bestellt,
Du bist gewest mein Augentrost,
Hast mir viel Müh und Arbeit kost't,
Hab mir die Ruh erwählt.

Gute Nacht, o grüner Baum.
Das Leben ist ein Traum,
Ich hab' gelebt viel lange Jahr,
Jetzt sind sie hin, sind alle gar,
Vergangen wie ein Rauch.

Gute Nacht, liebes Gotteshaus,
Ihr Freund' schließt mich nicht aus,
Wenn ihr drin beten tut,
Wenn meine Seel liegt in der Glut,
Helfet derselben daraus.

Gute Nacht, o Seelenhirt,
Hab' Dank, wie es gebührt,
Für Gottesdienst und Lehr
Und andere guten Taten mehr,
Die dir Gott vergelten wird.

IV.

Jetzt muß ich aus mein' Haus,
Mein Hauswirtschaft ist aus,
Muß alles schon verlassen,
Muß fahren ein andre Straßen;
Mein Jesus bleib' bei mir,
Muß alles verlassen hier.

Jetzt lieg' ich da im Bett,
Mein Zung' kein Wort mehr red't,
Meine Augen nicht mehr sehen,
Meine Ohren nichts verstehen;
Mein Jesus u. s. w.

Mein Leib ist gelb und weiß,
Treibt mir aus den Totenschweiß,
Im Rücken tut's schon krachen,
Der Tod wird's alsbald machen;
Mein Jesus u. s. w.

Hab' ich Hof und Hausgesind,
Dazu mein Weib und Kind,
Die bleiben hier beisammen,
Ich fahr' in Gottes Namen;
Mein Jesus u. s. w.

Nun kommt, ihr alle, g'schwind
Und von mir Urlaub nimmt,
Ihr G'schwister und Anverwandte,
Brüder und andere Bekannte.
Mein Jesus u. s. w.

V.

Ihr weltlichen Freuden, euch gib ich Abschied,
Denn wenn ich werd' sterben, ihr gehet nicht mit,
Was nützt mir in der Welt Silber und Gold,
Wenn ich gar nichts hinüber nehmen sollt'.

Was nützt mir alle Wollust in der Welt,
Und wenn ich werd' sterben, ist alles gefehlt,
Die Hoffart und Schönheit vergehet in mir,
Muß legen ein andere Rechnung dafür.

Mich freut ja nichts besser, ich sag' ja fürwahr'
Als beichten und beten und singen sogar,
So gib ich der weltlichen Freud' gute Nacht,
Ich hab mir das Liedlein mit Freude erdacht.

So soll mich die weltliche Freud' nicht betrüben,
Ich will ja mein Jesus herzinniglich lieben,
Erhöre, o Jesus, das Bitten von mir,
Nach meinem Absterben bleib' ewig bei mir.

VI.

Der grimmige Tod mit seinem Pfeil
Tut nach dem Leben zielen,
Seinen Bogen schießt er ab in Eil'
Und läßt mit sich nicht spielen.

Das Leben schwind't wie Rauch und Wind,
Kein Fleisch mag ihm entrinnen,
Es hat kein Schatz beim Tod sein Platz,
Du mußt mit ihm von hinnen.

Wenn dir das letzte Stündlein kommt,
So heißt's Urlaub genommen,
Alle Freund' verlassen dich zur Stund',
Kein Gesell will mit dir kommen.

Du mußt allein dich geben drein,
Zu reisen fremde Straßen,
Hast viel Gut's getan, so trag's davon,
Sonst wird man dir nichts lassen.

Dein Angesicht wird fallen ein,
Die Augen werden brechen,
Das Herz in größten Ängsten sein,
Der Mund kein Wort mehr sprechen.

Dein' schön Gestalt wird werden alt,
Der Puls wird nimmer laufen,
Der Totenschweiß macht dir gar heiß,
Da kommt die Not mit g'laufen.

Dem du zuvor warst lieb und wert,
Dem bringst du jetzt ein Grausen,
Der früher oft bei dir eing'kehrt,
Der bleibt jetzt gerne draußen.

Schleicht still vorbei bei deiner Tür',
Kein Gesell will dich mehr kennen,
Du liegst im Bett und seufzest still,
Das G'wissen tut dich brennen.

Dein Fleisch wird stinken wie ein Aas,
Kein Mensch mag bei dir bleiben,
Man wird verstopfen Mund und Nas',
Dich aus der G'meind' vertreiben.

Du mußt hinaus bald aus dein' Haus,
Die Leut' ob dir erschrecken,
Man deckt dich zu, du schläfst mit Ruh',
Niemand wird dich aufwecken.

Bald nach dem Tod mit deinem Leib
Wird man dem Grab zueilen,
Der letzte Trost von Kind und Weib
Ist Weinen und groß' Heulen.

Ein halben Tag währt kaum ihr' Klag',
Alsdann werden sie lachen,
Man wirft dich ein, es muß so sein,
Man tut's nicht anders machen.

Im Grab verborgen warten dein,
Viel Kröten und auch Schlangen,
Die werden dann dein Hausg'sind sein,
Dich grüßen mit Verlangen.

Ihr Gasterei wird sein dort frei,
Kein's darf die Zech' bezahlen;
Sie schliefen hinein bis auf das Bein,
Machen's nach ihrem G'fallen.

Dein Freundschaft wird ein' kurze Zeit
Um deinen Tod wohl klagen,
Ein Mantel und ein schwarzes Kleid
Ein halbes Jährlein tragen.

Dann sagt die Rott': „Gnad ihm Gott!"
Dein werden's bald vergessen,
Teilen dein Gut, indes du im Grab
Von Würmern wirst gefressen.

Wenn dann verlaufen ist ein Jahr,
So bist du schon verwesen,
Der dich sucht, find't nicht Haut und Haar,
Fragt, wer du sei'st gewesen.

Dein' Hirnschal' ist worden kalt,
Deine Äuglein sind gefressen,
Man sieht allein die Totenbein,
Die Welt hat dein vergessen.

Kein Mensch auf Erden uns sagen kann,
Wann wir von hinnen müssen,
Sobald der Tod kommt und klopfet an,
So muß man ihm aufschließen.

Er nimmt mit G'walt, sei's jung oder alt,
Tut sie von einander gleichen,
Des Königs Stab bricht er bald ab
Und führt ihn von den Reichen.*)

Ein' engen Sarg wird er dort hab'n
Für einen Königssaale,
Das Dach wird auf der Nasen stehn,
Merkt auf, ihr Fürsten alle.

Eure Majestät in Staub vergeht,
Beim Bettler müßt ihr wohnen,
Nur wenig Jahr, so ist es gar,
Die Welt pflegt so zu lohnen.

Wo bleibet denn dein Land und Leut',
Dein großes Gut und Leben?
Ein' Fremden ist dein Platz bereit',
Kein Hahn wird nach dir krähen.

Dein Palast und Schlösser fest
Wird man danieder reißen,
Du liegst im Grab und moderst ab,
Mußt jetzt die Würmer speisen.

Wenn du nun bist genommen hin,
Wird kein Mensch nach dir fragen;
„Aus den Augen und aus dem Sinn",
Tut das g'mein Sprichwort sagen.

Alle Lieb' und Treu' wird man ohne Scheu
Ins Grab mit dir einscharren,
Denn, wem die Welt so wohl gefällt,
Muß letztlich mit ihr fahren.

Der Tod urplötzlich wie ein Dieb
Tut heimlich hereinschleichen,
Es sei dir gleich, leid oder lieb,
Du kannst ihm nicht entweichen.

Sein Pfeil ist Gift, wenn er dich trifft,
Mußt du dich bald aufmachen,
Er nimmt dich mit, es hilft kein Bitt',
Drum sieh zu deinen Sachen.

Vielleicht ist das der letzte Tag,
Den du noch hast zu leben?
O Mensch, veracht' nicht, was ich sag',
Nach Tugend sollst du streben.

Wie mancher Mann wird müssen dran,
Er hofft auf lange Jahre
Und muß noch heunt, da die Sonne scheint,
In die Ewigkeit hinfahren.

O Fleisch, o schnöder Madensack,
Wieviel hast du betrogen!
Dir nicht geglaubt, dir nicht getraut,
Dein Wahrheit ist erlogen.

Wer dir vertraut, schaut auf sein Haut,
Er wird's wohl müssen zahlen
Im Reinigungsfeuer, da ist alles teuer,
Reut ihn zu tausendmalen.

Drum, o Mensch, sei stets bereit,
Tu allzeit männlich wachen,
Wenn der Tod kommt zu seiner Zeit,
Will dir den Garaus machen.

So kannst du dich, frei sicherlich,
In Kampf mit ihm begeben,"
Die ewige Kron' tragst du davon,
Wenn du führst ein gutes Leben.

*) regnis.

All' Kreaturen lass' fahren hin,
Den Schöpfer sollst du lieben,
Was du verlierst ist nur Gewinn,
Kein G'sell soll dich betrügen.

Mit Seel' und Leib dich ihm verschreib'
Und laß ihn darnach walten,
So wird er dich, glaub' sicherlich,
In seinem Schutz erhalten.

Der dieses Liedlein hat gemacht
Und ernstlich oft gesungen,
Der hat den Tod gar oft betracht
Und letztlich mit ihm g'rungen.

Er ist schon hin, bitt' Gott für ihn:
Vielleicht, daß er dort noch leide,
Schau' auf dein Sach', mußt folgen nach,
Sei 's morgen oder heute.

Beim Tuifelemaler.

Aus der Lehrzeit des Tiroler Malers Matthias Schmid.

Von **Karl Deutsch.**

Was ein minderer Tuifelemaler ist, hat seine Farben, Pinsel und Marterln ꝛc. in der Stube und übt seine Kunst nur so zwischennein aus. Aber der Tarrenzer Gotter, als der ärgste, hatte seine eigene Werkstätte, von der er nicht ungern hörte, daß das ein richtiges Atelier wäre. Und mancher Bauer, der dort eintrat, stand stumm vor Bewunderung der Schätze, die da aufgehäuft waren. Dort hing ein Marterle an der Wand, an dem fehlte nur noch der Reimspruch, den wollte der Meister am Abend nach dem zweiten Seidel Wein dichten, daß darin der Geist nicht fehlte. Ein paar Grabkreuze lehnten in einer Ecke und harrten der „Gmaler“; daneben stand eine Himmelbettstatt, die war hellblau gestrichen, und vorn an der Stirnseite umschlang ein grüner Kranz die scharlachroten Namen Jesu und Maria; Heilige, vom mindesten bis zum ärgsten, Männlein und Weiblein, standen überall herum, die einen hofften auf ein neues, buntfarbiges Kleid, weil das alte verschunden war, anderen hatte der Wetterregen tiefe Runsen durch das Gesicht oder den Leib gezogen, dazu waren sie noch schmutzig und schmierig geworden und warteten hart auf die Restaurierung ihrer Leiber. Sonst war der Meister kein „unguter Mensch“, aber die Heiligen, die so „derletzget“ in seine Werkstatt kamen, mußten sich viel von ihm gefallen lassen. So jetzt der Petrus, der früher am Dorfbrunnen prangte, bis er nimmer zu kennen war, und dazu noch auf schlechten Füßen stand. Zum dritten Mal fiel er dem Meister während des Fassens um, der wurde fuchtig, faßte die Figur und stellte sie mit solcher Wucht auf den Arbeitstisch, daß der in allen Fugen krachte. „Sakramenter, du damischer! bleibst jetzt stehn oder nit“, schalt er noch, „will sehen, ob i dir nit Herr bin, du Glatzkopfeter!“ — Soweit vergaß sich der Gotter in seinem Zorn und bereute es erst zur Zeit der Beichte.

---

*) Diesen munteren Aufsatz entnehmen wir der „Deutschen Alpenzeitung“, München.

Als er so wetterte, trat der neue Lehrbub ein und schaute mit großen Augen entsetzt nach seinem Meister. „Heilig's Kreuz", dachte er dabei, „wenn der schon mit den Heiligen so umgeht, wie wird der erst mit dem Lehrbuben sein!"

„Da geh' her, Paznauner!" herrschte ihn der Gotter an, „da machst dem Himmelvater einen Heiligenschein", damit schob er dem Hiasl eine Tafel zu und betrachtete selbstzufrieden noch einmal sein Werk: Ein Mann im Sonntagsstaate kniete auf einem Betschemel und darüber schwebte in einer Silberwolke Gottvater, der einen Purpurmantel trug und mit der Rechten drohend ein goldenes Szepter schwang, seitwärts flog ein Kapuziner frei durch die Luft, der war des Verstorbenen Patron, und winkte ihm jetzt zu den Freuden des Paradieses. „Stimmt", sagte der Künstler, steckte die Brille ins Futteral und ging ins Wirtshaus um den nötigen Geist für den Vers.

Der kleine Hiasl hatte den Goldrand gemalt, dann flickte er noch der heiligen Barbara eins am Zeug herum. Daß ihm der Meister auch diese anvertraut hatte, war ihm eine große Freude, weil sie nach seinem Gusto war, ganz so wie des Bäcken Trinele nebenan, die es dem jungen Maler am ersten Tage schon angetan hatte. Nicht nur die Wangen wie Milch und Blut bestrickten ihn, hauptsächlich ihre runden Arme fanden des kleinen Bengels Wohlgefallen, und seine höchste Lust war, sie zu bestreichen. Er saß vor der Barbara, dachte ans Trinele und malte nach der Liebsten Muster den Heiligen die netten Grübchen in die Wangen, was ihm künstlerisch gelang.

Dazwischen zeichnete er eine Karrikatur von des Meisters Schwägerin: Ein bärbeißiges Gesicht, mit spitzer Nase und den sprotzenden Augen, die sie immer machte, wenn sie erfuhr, daß wieder eine vor ihr unter die Haube kam. Oben links in der Ecke, wo sonst der Meister ein „Ex voto" hinzusetzen pflegte, schrieb der Schlanggl: „Ist zu haben."

Mit aufgezogenen Knien, die er mit den Händen umschlang, saß der Hiasl vor dem fertigen Werke und lachte vergnügt vor sich hin. Da neigte sich unversehens das Original über seine Schulter und ein Kuß braunte auf Hiasls Wange. Verlangend sahen zwei stechende Augen nach dem frischen Burschen, der von Grausen erfüllt dem liebestollen, alternden Mädchen entfliehen wollte. Aber die Versucherin winkte mit einer Butterschnitte, der er nicht widerstand.

Mit den Worten: „Jetzt los, Hiasl, und laß einmal ein gscheits Wort mit dir reden", schob sie sich einen Stuhl an seine Seite und fuhr dann fort: „Du bist zwar noch ein ganz junger, patscheter Bua, aber es wird einmal etwas aus dir, wenn du an die Rechte kommst. Aber gscheit mußt sein, nit auf die netten Larvlen und jungen Gitschen

schaugen, die Schönheit und die Jahr machen nix aus. Mußt dir einmal um ein verständiges Weib schaugn, wenn sie aa um etliche Jahr älter ist — sei nit blind und greif zu."

Was sie weiter noch plauderte, hörte der Hias nicht, er kaute an seiner Butterschnitte und sah sie verständnislos an, bis sie ihn mit den spitzen, knochigen Fingern stieß: „Nachher was sagst dazu?"

„Sonst weiter nit viel", versetzte er kauend, „ich hab mir nur denkt, warum denn die schiachen Leut nit heilig werden können."

„Na, was dir nit einfallt, das ist gar aus", warf sie ein.

„Ja, aber es muß so sein", erklärte er bestimmt, „weil ich kein' Heilige weder gmalt noch gschnitzlt hab gsehen, die so schiach wär gwesen wie du."

Das war die letzte Butterschnitte, die er von Gotters Zenzl bekommen hatte, und die Meisterin zeigte ihm auch die grantige Seite. — Saß er am Abend drüben beim Bäcken-Trinele und strich ihren Haarflaum, klagte er dann sein Leid: „Der Meisterin ist der Spenser z eng und das Fürtigband reicht ihr nur mehr einmal um die Mitte, so wohlauf und leibig wird sie und doch hat sie ein Grant — nit auszhalten! Rein der Teufel muß in sie gfahren sein."

„Wohl gar der Teufel meinst?" fragte erstaunt das Trinele.

Der Hiasl nickte und setzte bei: „Oder sie muß verhext sein?"

„Hat sie Zahnweh aa?" erkundigte sich teilnehmend das Trinele weiter um die Gotterin, „und wird ihr a siamal übel?"

„Wenn ihr nur a siamal übel wär, nachher könnt sie wenigstens nit so schimpfen und schiach tian; aber Zandweh kann sein, daß sie sell hat, der Zanne nach, die sie oft schneidet", erklärte der Maler. —

„Ist möglich, die Bungger Hex*) hat d Hand im Spiel."

„Wohl, meinst wirklich, sie ist verhext?"

Da drückte das Trinele verschmitzt zweimal das linke Auge zu und streckte die spitze Zunge heraus. Das Gezwinker verstand der Hiasl nicht und glaubte an die Hex.

Daheim machte er verstohlen einen teuflischen Gestank durch Verbrennen von Asank und „Weihebüschel" in die Stube und hoffte, die Hexe mit all ihren Tücken zu vertreiben.

Als er dies der Liebsten heimlich anvertraut, zwinkerte sie mit dem rechten Auge, rückte Spanne für Spanne näher, bis sie ihm ins Ohr flüstern konnte: „Zspät hast s tan, patscheter Bua, jetzt hat d Weih kein Gwalt mehr über d Bunggerin."

Verständnislos schüttelte er den Kopf. Sie fuchtelte mit den Armen: „Ja, Hiasl, wie kommst mir denn für?" —

*) Die Aufgabe des Stadlstorches besorgt in Tarrenz die Bunggerhexe aus der Salvösen-Schlucht.

Über vier Wochen gab es für den Lehrbuben neue Arbeit, außer der Malkunst konnte er auch das „Kindzen" lernen.

Schlich er jetzt einmal hinüber in die „Bachstube" zum Trinele, dauerte das Glück nicht lange, gleich kam Gotters Zenzl purpurrot vor Zorn und holte ihn heim: „Ha, sonst geht Dir nix mehr ab, als mit dem Fratz da umerkaressieren."

Dann schwang er halt wieder unverdrossen in des Meisters enger Stube die Wiege hin und her. Dabei gab er sich vergnügten Träumereien hin: Speckknödel, sein Trinele und Geselchtes mit Sauerkraut, die nahmen sein ganzes Denken ein. Am Tisch beim Ofen saß der Meister und schrieb einen Marterle-Vers.

„Hol der Teufel alle Dichterei!" fluchte er einmal über das andere, wenn er den Reim nicht finden konnte. Sieben Zeilen hatte er endlich mit aller Mühe „ausgekopft":

Zu Lebzeit lehrt das A B C,
Der plötzlich dann am Bauchweh
Hier ohne Hilf starb auf der Stell,
Der tugendsame Ignaz Köll.
Weil sich es besser reimt
Hat den Köll man zubergleimt,
Rechtswegen hieß der Lehrer Uhl —

Das las er zweimal laut vor, rieb mit der Rechten immer stärker und rascher die Glatze, aber fand nicht mehr weiter. „Ja — jetzt weiter — weiter!" schrie er zornig und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Da bei dem Uhl, da stinkts jetzt, da find ich kein Reim — nit um tausend Gulden! — Wie aber ein Mensch auch nur so ein saudummen Namen haben kann. Uhl hat der heißen müssen! Hast deiner Lebtag einmal so ein verdrehten Namen ghört?! — Uhl! muß der heißen! — der Teufel soll —." Da ließ der Lehrling das Wiegenband fallen und ergänzte des Meisters Dichterei:

Der prügelt die Buben in der Schul
Und seine Schwagerin dazu,
Herr, gib ihm die ewige Ruh.

Dabei blinzelte er schalkhaft nach der ledigen Zenzl, die sich keinen Rat wußte über die Keckheit des Burschen. „Hast ihn ghört? D Schwagerin müßt da noch einer!? Wart laß mich!" zeterte sie.

Der Meister aber drängte sie zurück, faßte den Matthiasl am Arm und zog ihn zum Tisch: „Da gehst her! Gschwind schreibst das auf! Aber ha, wie flink der ein Vers beinander hat?! Du gibst noch amal ein richtigen Maler ab, ja, du schon! Kreuzsaggeredi! so ein Vers: Prügelt die Buben in der Schul und —? Glei schreibst es hin — aber Schwagerin sell hat er gottlob keine ghabt."

Der Matthiasl wußte sich zu helfen: „Gut, so setzen wir: Und daheim sein Weib dazu — Herr, gib ihm die ewige Ruh.“ — Der Meister war zufrieden.

* * *

An beiden Ufern des Überbächleins, das sich träge durch die grünen Wiesen schlängelte, standen gelbe Dotterblumen und blaue Vergißmeinnicht in voller Pracht und schüttelten bei jedem Lufthauche ihre schlanken Leiber; der Blätter Tauperlen glitzerten in der Morgensonne und eine Wachtel schlug im Gras, da schritt der Paznauner Maler durch das nasse Steiglein gegen Imst. — Bei den Weiden blieb er stehen und sah noch einmal nach dem Dörflein, dem er nun für immer den Rücken wandte. Die Lehrzeit war vorüber — was wird jetzt kommen? Ob es zur Wirklichkeit wird, was er in der letzten Nacht alles geträumt: vom Herrenkleid und eigenen Heim, darin das schöne Trinele als behäbige Hausfrau schaltet? Mit dem Rücken der Hand wischte er über die feuchten Augen.

„Übers Jahr, mein Schatz — übers Jahr,
Und bist du mir treu geblieben,
Dann treten wir zum Altar
Übers Jahr — übers Jahr!“

Er lauschte dem Liede. Ja, er wollte ihr schon treu bleiben, aber an ihrer Treue zweifelte er. Da war ein Schneider im Dorf, zwar klapperdürr und „himmellang“ — aber er blies das Fagott so wunderschön und hatte einen Schnauzbart, nach dem der Maler immer noch vergebens auf seiner Oberlippe herumzupfte. „Fagott und Schnauzbart!“ stöhnte er, weil das Trinele davon schwärmte.

„Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr“, klang es wieder an sein Ohr. Da trippelte die Sängerin daher und er verschlang die zierliche Maid mit seinen Blicken.

„Kimmst Trinele!“ rief er und reichte ihr die Hand. — Sie nickte: „mhm!“ — Hand in Hand trotteten sie nebeneinander durch das Feld — er so schweigsam wie sie.

„Was ich sagen will, Trinele“, fing er nach langer Zeit an. Wegen dem langen Much wollte er etwas sagen, verschluckte es aber wieder. — „Hm?“ fragte sie. — „O nichts“, versetzte er wieder darauf und sie gingen weiter. In Imst beim ersten Kramer kehrte der Maler an und kaufte ein „Biskoteherz“ *) mit Zuckerüberguß. Da stand mit roten Buchstaben auf weißem Grunde: „Treue Liebe.“

Stumm reichte er es der Liebsten und sie nickte zum Danke.

---

*) Biskuitherz.

Dann begann sie tändelnd vom Zuckerguß Stück für Stück fortzuzwicken, und ehe der Hiasl sich's versah, hatte sie die ganze Liebe gleich auf der Stelle aufgefressen — das Naschmaul. — Das nackte Herz mit dem bißchen Treue sparte sie noch für den Abschiedstrunk.

Traurig saßen sie im Herrenstüberl der Sonne und tranken eine Halbe „Gliedwein". Das Trinele konnte nimmer widerstehen und brockte Stücklein des Herzens, eins ums andere, in den süßen Glühwein. Er sah es und die Augen gingen ihm über, als auch noch die Treue verschwand. — Verstimmt schieden sie. Ihm lag es schwer am Herzen: „Die hält die Treue nicht." Aber ihr lag das „Biskoteherz" noch schwerer im Magen und es ward ihr übel vor lauter Lieb und Treue.

Übers Jahr kam der Hiasl nicht, und das Bäcken-Trinele hatte einen Traum, der nach dem egyptischen Traumbüchlein „Untreue des Geliebten" bedeutete, und verlangte die Zahlen 7 — 23 — 66 in die Lotterie zu setzen.

Sie setzte bis ans Lebensende die Dreizahl, aber Terno und Hiasl blieben aus.

Nur die „zwidere Zenzl" hofft noch immer weiter: „Gwiß reut s ihm noch, daß er nit glei zugriffen hat — aber wenn er kimmt — ich sag nit na!"

Der lange Much war verschrumpft wie eine saure Gurke, hatte sein Fagott verkauft und blies zuletzt nur mehr aus der Flasche.

Dem alten Freund setzte dann der Meister sein letztes schönes Marterle hoch droben im Gebirg, wo der sein „letzts End" gefunden. Da lag einer gerade und steif am Fuße einer Felswand mit ausgespreizten Beinen und Armen, daneben stand ein Schutzengel und wies gegen Himmel.

„Als man da ihm fand,
Lag er schon drunten über d Wand
Derschlagen, verschunden und bleich
War glei maustot als Leich.
Viel Durst hat er im Leben glitten
Jetzt tät er um ein Vaterunser bitten."

Und als der Gotter selber kam zum Sterben, war sein einziger Wunsch, daß ihm der Paznauner Matthiasl „das Gmal" aufs Grabkreuzl machen sollte und einen Vers dazu, denn so wie der kann's keiner. „Aber", meinte er, „weiß Gott, wo der in der Welt herumzigeunert!"

Friedrich Nietzsche, der moderne Mensch.

Von E. Pfennigsdorf.

Niemand hat das Wesen des modernen Menschen mit seinen Vorzügen und Unarten so deutlich zur Darstellung gebracht als Friedrich Nietzsche. Er kann geradezu als Verkörperung des modernen Zeitgeistes betrachtet werden. Zwar meint er von sich selber: „Wie dürfte ich mich mit denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Übermorgen gehört mir.“ Ich meine aber: Gerade das „Heute“ gehört ihm. Nietzsche hat seine Bedeutung als typische Zeiterscheinung. Was in der Tiefe des modernen Bewußtseins sich regte an Begeisterung für individuelle Lebensentfaltung, an Haß gegen die nivellierenden Tendenzen unserer Kultur, aber auch an dunklen, krankhaften, dämonischen Instinkten, dem hat er klingenden, oft schneidenden Ausdruck gegeben. Nietzsche ist der moderne Mensch — mit einem starken Stich ins Dekadente. Daraus erklärt sich das Faszinierende seiner Persönlichkeit. Er ist der Herold des Individualismus und wird als solcher seinen Einfluß haben, bis die Wahrheit der von ihm vertretenen Lebensrichtung in das Bewußtsein unserer Zeit aufgenommen ist. (?)

Nietzsche war zuerst — die schönste Zeit seines Lebens — begeisterter Anhänger Wagners. Als solcher verherrlicht er die Kunst als Erlöserin der Menschheit und preist Schopenhauer mit seiner Mitleidsmoral. Dann erfolgt der Bruch mit Wagner. Aus dem Freunde wird mit einem Schlage ein erbitterter Gegner, weil Wagner „plötzlich hilflos und zerbrochen vor dem christlichen Kreuze niedersank“. Schopenhauers Mitleidsmoral erscheint ihm nun als eine Moral der Dekadence, als traurige Korruption. Sokrates aber, vorher der Typus eines Bildungsphilisters, das Ende des vornehmen Geschmacks, „der Hanswurst, der sich ernst nehmen mochte“, unfähig zu jedem freieren, kühneren Aufschwung des Geistes — jetzt ist er ihm „der einfachste, unvergängliche Mittlerweise“. Die Moralität der Vernunft, die Kultur des Denkens ward ihm nun zum Leitmotiv seines Lebens. Aber auch dieser Standpunkt — nur eine reizvolle Gelegenheit, eine neue Lebensbestimmung kennen zu lernen und auszukosten, die Stimmung des Gelehrten und Forschers. Lange freilich hält es der Künstler im Gelehrtenmantel nicht aus, und bald steuert „der Argonaute des Ideals“ einen neuen Kurs zu dem phantasieerträumten Sonnenlande einer neuen Kultur. „Erhöhung des Typus Mensch“ — das wird nun der Mittelpunkt seines Dichtens und Denkens. „Siehe, ich verkündige euch den Übermenschen“ — also spricht Zarathustra.

So hat sich Nietzsche, wie er selbst sagt, „zweimal überlebt“. Er hätte sich, wäre es ihm vergönnt gewesen, wohl auch ein drittes und

viertes Mal überlebt. „Wer weiß“, sagt der Philosoph Falkenberg mit Recht, „welche weitere Wandlungen, Losreißungen und Selbstüberwindungen das tragische Geschick des hochbegabten Mannes abgeschnitten hat. Sein unruhiger, in jähem Wechsel von Vergötterung zu Haß und Verachtung überspringender Geist gleicht einem Weibe, das alle paar Jahre mit einem neuen Ideale durchgeht.“ Er bekennt, daß er für das Schönste oft nur einen grimmen Rückblick hatte, „weil es ihn nicht halten konnte“. So ist Nietzsche eine Proteusnatur, ein Mensch voller Widersprüche, und gerade auch darin der Repräsentant einer gährenden, in sich zerrissenen Zeit, welche heute verhimmelt, was sie gestern verachtete, und morgen verdammt, was sie heute anbetet.

Wie wenig es Nietzsche gelungen ist, auf seinem Wege zum Einklang mit sich selber zu kommen, das beweist der giftige Haß, mit dem er seine Gegner, namentlich Wagner und das Christentum, verfolgt. Der „vornehme“ Mann verliert ihnen gegenüber alle Haltung und ergeht sich in gemeinen Verdächtigungen und offenkundigen Verdrehungen der geschichtlichen Wahrheit.

Die christliche Sittenlehre ist ihm eine „Sklavenmoral“, welche den Menschen unmännlich und klein macht und den natürlichen Instinkt zur Sünde „umgelogen“ hat. Der Christengott erscheint ihm als „Spinne“, als „Krankengott“, als eine Formel für jede Verleumdung des Diesseits und jede Lüge vom Jenseits. Hören wir ihn selbst: „Ich verurteile das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen. Sie ist mir die höchste aller nur denkbaren Korruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Korruption gehabt. Die christliche Kirche ließ nichts mit ihrer Verderbnis unberührt. Sie hat aus jedem Wert einen Unwert, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelenniedertracht gemacht . . . Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine innerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist — ich heiße es den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit“ (Antichr., Ende). Ist das noch die Sprache eines denkenden Menschen oder die eines verblendeten Fanatikers? Nietzsche sagt einmal: „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind.“ Leider tragen die späteren Schriften Nietzsches jene Abzeichen des Fanatismus noch viel deutlicher an sich. Jene „blutige Art, zu lästern“, und „jene Begeisterung in der Bosheit“ erreicht ihren Höhepunkt in

Nietzsches letzter Schrift, dem „Antichrist". Trotzdem möchte ich nicht annehmen, daß sie bereits unter dem Schatten des hereinbrechenden Wahnsinns geschrieben ist. Denn die rücksichtslose Verwerfung des Christentums ist nichts anderes als die letzte Konsequenz des Nietzscheschen Denkens.

Ist das Individuum in seiner schrankenlosen Willkür das Maß aller Dinge, dann muß es sich gegen jede Macht, die Selbstzucht verlangt, als einen Todfeind auflehnen. Nietzsche verherrlicht denn auch konsequenterweise den brutalen Gewaltmenschen. Napoleon, diese „prachtvolle Synthesis von Übermensch und Unmensch", und Cäsare Borgia, dieser Giftmischer und Brudermörder, dieses durch Ehebruch und andere unsagbare Verbrechen befleckte Scheusal, ist für Nietzsche ein Ideal. Weil er zu seinem Jammer so wenig derartige Prachtmenschen in unserer Zeit vorfindet, darum wendet er sich mit Vorliebe der grauen Vorzeit zu, um die prähistorische „Unschuld des Raubtiergewissens" und die nach Blut und Beute lüsterne „blonde Bestie" mit glühenden Farben sich auszumalen. In solchen Ausgeburten einer völlig perversen Phantasie hat Nietzsche selbst das vernichtende Urteil über seine Herrenmoral gesprochen. Das Christentum hat keinen Anlaß, sich mit solchen, aller Vernunft und Geschichte sowie jeder sittlichen Empfindung Hohn sprechenden Ungeheuerlichkeiten ernsthaft auseinanderzusetzen. Wer es fertig bringt, in dem Willen zur Macht den einzigen Kulturfaktor zu sehen und in dem rücksichtslosen Gewaltmenschen das neue Menschheitsideal zu preisen, der hat das Auge für christliches Heldentum verloren, dem muß das Christentum als lebensfeindlich, ja als das größte Unglück der Menschheit erscheinen. Eine andere Frage ist es, die sich uns aufdrängt, die nämlich, wie es möglich war, daß ein so hoch beanlagter Mensch, der uns als liebenswürdig, hilfsbereit und edeldenkend geschildert wird, sich in derartige Abgründe verirren konnte? Versuchen wir, sie zu beantworten!

Ein armer Kranker wird jahrelang von den furchtbarsten nervösen Kopfschmerzen geplagt. Natürlicherweise erscheint ihm das, was ihm selbst versagt ist, als das höchste: Kraft und Gesundheit. Und weil der Leidende ein philosophisch veranlagter Mensch war, darum bildet sich in ihm aus persönlichen Leiden, Kämpfen und Wünschen heraus ein philosophisches System, in welchem die Kraft als Erlöserin der Menschheit erscheint. Immer mehr umspinnt er sich mit diesem Gedanken, immer leidenschaftlicher klammert er sich an dies sein Kraftevangelium als den einzigen Rettungsanker, immer wilder befehdet er alles, was diesem seinen Glauben im Wege steht, auch das Christentum. Nietzsche fühlte sich überweich, dekadent im tiefsten Lebensgrunde, angekränkelt durch die moderne Überkultur; und der Versuch, dieses Bewußtsein der eigenen Schwäche niederzukämpfen, zu überschreien — das ist seine Philosophie.

Wer diesem inneren Ringen folgt, wird dem Kämpfer seine Teilnahme nicht versagen, und wer tiefer hineinlauscht in das Zarathustrabuch, dem wird aus seinen schwermütigen Melodien die eine ungelöste Frage entgegenklingen: „Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Nietzsche konnte in seinem Evangelium den ersehnten Frieden nicht finden. Darum singt Zarathustra in seinem ergreifenden Nachtliede: „Ein Ungestilltes, ein Unstillbares ist in mir; eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe“, oder wenn es im trunkenen Liede heißt: „Weh spricht: Vergeh! Doch alle Lust will Gerechtigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“ — ist das nicht, nur mit anderen Worten, der Grundton des frommen Sehnens, das der alte Psalmsänger in die Worte faßt: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir“? Wenn aber der „tolle Mensch“, der „Gott tötet“, doch Gottes nicht entraten, wenn der rücksichtslose Bejaher des Diesseits den Ewigkeitsgehalt der Menschenseele nicht loswerden kann — man denke an Nietzsches Idee der ewigen Wiederkunft — welch ein Beweis für die unausrottbare Macht des Gottesglaubens im Menschenherzen!

Nietzsche hat das Christentum vernichten wollen, aber er hat es nicht entbehren können. Das gilt auch für sein Ideal, den Übermenschen. Nietzsche merkte bald, daß der Übermensch noch nicht da sei, darum sucht er ihn mit sehnsüchtigen Augen in den seligen Gefilden der Zukunft. So ist aus der Bejahung des Diesseits ein Jenseitigkeitsideal, nur naturalistisch verzerrt, hervorgewachsen, eben das, was er am Christentum nicht genug verdammen konnte. Der Mensch soll für das Kommen jenes letzten, größten Menschentypus leben, leiden, arbeiten — wie das aber möglich ist, ohne die augenblicklichen Triebe und Neigungen unter die Zucht eines übergeordneten, sittlichen Charakters zu beugen, d. h. ohne sich selbst zu verleugnen und damit die Moral des Christentums zu betätigen — dies hat uns der Zarathustraweise weislich verschwiegen.

Was für Widersprüche doch die Seele dieses Mannes barg, Widersprüche so klaffend, so unvereinbar, daß sie auch einen Gesunden hätten zum Wahnsinn treiben können. Die wilde revolutionäre Rede des Mannes stimmte schlecht zu seiner zarten, weichen Seele. Es war ein Abgrund zwischen seinem Denken und zwischen seinem Leben. Nietzsche verherrlicht die Raubtierinstinkte und schreibt Bücher. Er bewundert die blonde Bestie und gefällt sich in feinsinnig zugespitzten Aphorismen. Er verdammt das Mitleid und niemand war zartfühlender als er, dankbarer für jeden Erweis verständnisvoller Teilnahme. Er will die Religion ausrotten und kann die Sehnsucht nach Gott nicht loswerden; er will das Christentum vernichten und kann den Schrei nach Erlösung nicht unterdrücken. Er vergöttert die menschliche Kraft und Gesundheit, und

niemand hat die Hinfälligkeit des natürlichen Menschenwesens furchtbarer erfahren als er. Sein letzter Brief trägt die Unterschrift: „Der Gekreuzigte.“ Immer dunkler senkt es sich auf ihn herab. Im Jahre 1889 erlischt auch der letzte Schimmer dieses glänzenden Geistes in sternloser, finsterer Nacht. Der Wahnsinn bricht bei ihm aus als — Größenwahn. Der Vertreter und Prophet des urkräftigen Herrenmenschentums wird hilflos wie ein Kind. Wohl ihm, daß es noch eine Sklavenmoral gab, die sich des Kranken in treuer, aufopfernder Liebe annahm. — —

„Welch edler Geist ist hier zerstört!“ Nietzsches Leben und Lehre ist von tiefreligiösen Elementen durchsetzt. Aber er wollte sie nicht zu ihrem Rechte kommen lassen. Daß er, seiner eigenen Natur zum Trotz, an dem Atheismus festhielt, dessen schauerliche Konsequenzen er unerschrocken zog, hat ihn zugrunde gerichtet. Das Leben des Mannes aber mit seiner Unrast und seinen quälenden Widersprüchen wird dem Tieferblickenden besser als manches andere zeigen, in welcher Richtung die Lösung des Lebensrätsels zu suchen ist.

Wer das Leben des unglücklichen Mannes kennt, dem erscheint vieles erklärlich, seine fanatische Christentumsfeindschaft ebenso wie seine Philosophie. Der Verfasser des Antichrist war als Knabe fromm, besuchte mit Eifer die Kirche, sammelte für die Heiden und schrieb Gedichte voll Glaubensinbrunst. Aber dem zarten, musikalisch und geistig hoch beanlagten Knaben fehlte, wie er später selbst schmerzlich beklagte, „die strenge, überlegene Leitung eines männlichen Intellekts“. Dem Jüngling, aufgewachsen in den Schranken eines streng konfessionellen Luthertums, kam es nicht in den Sinn, sich mit den an ihn herantretenden neuen Geistesströmungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Er fühlte sich einfach vor die Wahl zwischen altem und neuem Glauben gestellt, und er wählte den neuen, ohne freilich zu ahnen, daß es ein neuer Glaube war. Das Hauptdogma seines neuen Glaubens wurde die Darwinsche Theorie in ihrer materialistischen Deutung, welche allen Fortschritt in der organischen Welt von dem Überleben des Tüchtigsten ableitet und eine vom Zufall geleitete Weltentwicklung annimmt. Das Überleben des Tüchtigsten will Nietzsche auch für die Menschenwelt in Anwendung bringen. Daraus erklärt sich seine ganze Philosophie. Der Starke trägt das Gesetz seines Lebens in sich und kümmert sich um die Ordnungen der Gesellschaft nicht. Ja, das starke Individuum tritt der Gesellschaft als Feind gegenüber, bedroht alle ihre Ordnungen mit Vernichtung, um ein Leben einzig und allein aus eigener Kraft zu führen. Diese Revolution des einzelnen gegen die Gesellschaft hat für unsere Zeit in Friedrich Nietzsche ihren typischen Vertreter gefunden. In ihm reißt sich das Individuum mit Bewußtsein von der Gesellschaft los, um von nun an keine Maßstäbe allgemeiner Art über sich anzuerkennen, sondern lediglich

den eigenen Instinkten und Trieben gemäß das Leben zu gestalten. An eine Versöhnung beider Faktoren ist nicht mehr zu denken. Das Individuum ist anarchisch geworden. Aber dieser fundamentale Wiederspruch gegen alle Abhängigkeit von der Gemeinschaft ist nur im Reiche der Ideen möglich. Nietzsche ist nur ein Revolutionär am Schreibtisch. In Wirklichkeit hängt auch der fanatische Individualist durch Beruf, Familie und Freundschaft, durch das Bedürfnis nach leiblicher und geistiger Nahrung und tausend andere Bande an der Gemeinschaft, ohne die er als Mensch ebensowenig zu existieren vermöchte wie der Fisch ohne Wasser. Der Versuch, sich selbst zu leben, muß, wenn er ernst genommen wird, den Menschen in fortwährende Kollisionen mit den ihn umgebenden geschichtlichen und gesellschaftlichen Mächten führen und daher seine Geisteskraft aufreiben und zerstören.

Wie in Nietzsches Denken und Leben der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft akut geworden ist, so stehen sich bei ihm auch Natur und Geist unversöhnt gegenüber. Hier liegt gerade der Grund des tiefen Grames und der zehrenden Unruhe im Leben des Mannes, über die weder das krampfhafte Lachen des Zarathustraweisen noch das tönende Pathos des Propheten hinwegzutäuschen vermögen. Nietzsche war tief unglücklich. Denn die Welt war ihm zu einer finsteren, feindlichen Macht geworden. Sie hatte ihre liebenswerte Seele verloren. „Gott ist tot.“ Die Klage darüber zittert auf allen Seiten des Zarathustrabuches. So klagt Zarathustra in seinem ergreifenden Nachtliede: „Viel Sonnen kreisen im öden Raum: Zu allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Licht — mir schweigen sie. O, dies ist Feindschaft des Lichtes gegen Leuchtendes! Erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.“ So klagt ein Mensch, dem die Welt zu einer erdrückenden Masse geworden ist, zu einem seelenlosen Getriebe, in das er mit trostlosen Augen hineinstarrt. Gerade weil er von Haus aus eine tief angelegte religiöse Natur war, mußte Nietzsche den Gegensatz zu der entgotteten Welt doppelt schmerzlich empfinden. In dem Gefühl der Trauer und des Unfriedens, der ihn hin und wieder mächtig angreift, kommt jenes tiefe Verlangen nach Erlösung zum Ausdruck, wie es die Wurzel der Religion bildet. Daß Nietzsche diesem letzten und mächtigsten aller Lebenstriebe nicht nachgab, darin besteht die tragische Schuld seines Lebens. Der das Leben immer nur bejahen wollte, ist hier zum Verneiner des Lebens geworden. Er wollte sein Leben lediglich aus eigener Kraft führen und aller höheren Zusammenhänge entraten. Er hat gerungen, jener gewaltigen Gegensätze von Individuum und Gesellschaft, Natur und Geist innerlich Herr zu werden; aber er ist an ihnen innerlich zerbrochen. Ihre Lösung hat er nicht gefunden.

Wirkungen der Kritik.

Saßen — wahrscheinlich im Kaffeehaus — etliche Schriftsteller beisammen und sprachen über Kritik. Über Kritik, die sie an ihren eigenen Büchern erfahren. Sie hatten gerade nichts Besseres zu tun.

Der eine schob gelangweilt den Zeitungsstoß von sich und sagte: „Ich lese schon lange keine Kritik mehr über mich."

„Aber Batzenlippel!" entgegnete der Nachbar und legte ihm väterlich die Hand auf die Achsel. „So reden sie ja alle. Kein Mensch liest eine Kritik. Und kein Mensch glaubt's ihnen. Jetzt vor den Augen der Leute liest du sie nicht, die Rezensionen über dein neuestes Werk, die da in den Zeitungen auf dich lauern. Da bist du über derlei erhaben. Aber — entweder du hast sie schon gelesen oder du züngelst nach der nächsten Stunde, wo du sie ungestört lesen kannst. Ist es so? Nicht? Ja? Nun also. Wozu dieses Komödienspiel! Man müßte kein Mensch, geschweige, kein Dichter sein, um das, was andere über unsere Werke sagen, ruhig zu ignorieren. Es ist ja dein Schicksal, was du da liest oder hörst."

Jetzt schob ein graulockiger Herr seinen Zwicker auf die Nase, was er stets tat, wenn er sprechen wollte. Der sagte: „Ihr meint, Kollege, daß es eine Komödie sei, die Kritik zu ignorieren. In euren Jahren mag's wohl stimmen. Aber glaubt mir, es kommt eine Zeit, da einem die Kritik über sich wirklich nichts ist, als langweilig. Wenn man ein halbes Jahrhundert lang dieselben Schlagworte hört, die sich von Zeitungs- zu Zeitungsgeneration vererben, wenn jedes neue Werk, so selbständig es auch sei, mit denselben Worten behandelt wird, wenn dann die Parteistandpunkte der unterschiedlichen Rezensenten maßgebend werden oder das persönliche Behagen oder Unbehagen der Kritiker oder ihre subjektiven Schrullen, wohl auch ihre Liebedienerei oder Bosheit und so weiter; und derlei kreist so um einen herum, vierzig, fünfzig Jahre lang — ihr könnt mir glauben, daß es langweilig wird. Die Langweile sitzt vielleicht gar nicht in der Kritik, nur im Alter — ich will das zugeben. Und selbst gegen tiefgründige, durchaus ehrliche Würdigungen kann man endlich gleichgültig werden; im besten Falle liest man doch nur das, was man bei der Hervorbringung des Werkes selbst gedacht, empfunden und erlebt hat. Doch auch in jüngeren Jahren ist mir das Lesen von Kritiken nie ein Genuß gewesen, es ist etwas Unruhiges, Befangenes, Lauerndes dabei. Entweder man wird zornig oder eitel, oder denkt sich: O du armes Närrchen, du verstehst nichts. Ich muß euch sagen, meine Herren, mir ist beim Lesen lobender Kritiken in der Regel unbehaglicher gewesen, als bei strengen oder tadelnden. Es begreift sich auch bei Leuten, die

ernst mit sich zu Rate gehen. Nun seht, wenn selbst im guten Fall die Kritik uns kein rechtes Vergnügen machen kann, wenn man längst zur Überzeugung gekommen ist, daß man von ihr nichts lernt, daß man von ihr, ob sie gut oder schlecht ist, immer eher geschwächt als gestärkt wird, und wenn endlich auch die Gelassenheit, sagen wir die Wurstigkeit des Alters dazukommt — ja, da ist es doch leicht zu verstehen, daß man Kritiken gar nicht mehr liest."

Daraufhin sagte ein jüngerer Literat mit gerötetem Gesicht und nervösen Bewegungen, aber doch dabei scheinbar phlegmatisch: „Vor der Kritik habe ich schon einen verdammten Respekt. Werde ich gelobt, da bin ich stark, da rufe ich mir im Wandspiegel selbst ein „Guten Morgen, wackerer Junge!" zu. Wenn ich aber verrissen wurde, da schleiche ich in den entlegensten Gassen herum, schäme mich vor jedem Sicherheitswachmann, fühle mich vernichtet. Und bin ich überzeugt: Jetzt ist's aus, jetzt gibt's für mich keine Rehabilitation mehr."

„Armer Kerl!" sagte ein anderer. „Mich macht eine schlechte Kritik nur trotzig. Ich werd' euch's schon noch zeigen, Lumpen! Ich ein talentloser Verseschmied! Kusch, Luder, verdammtes!" — Dann setzte er mit Humor bei: „Und das Allerärgste an der Sache ist noch, daß der Kerl am Ende recht hat."

„Ja, das kommt manchmal vor", sagte der Alte.

„Auf mich", gestand wieder ein anderer, „hat jede Kritik für den Augenblick eine starke Wirkung. Selten einer ist schändlicher verrissen worden, als ich —"

„Prahlhans, ich bitte dich! Da solltest du dir *meine* Sammlung einmal ansehen!"

„Herr Jesses, der sammelt sich die schlechten Kritiken!"

„Bleiben wir", fuhr der eine fort, „bloß einmal bei der Tatsache, daß kein Mensch je noch so schändlich verrissen worden ist, als ich. Nur tapfer muß man sein. Während des Lesens solch eines perfiden Wisches bleibe ich allemal ruhig und überlegen. Ein paar Stunden nachher fängt es an, mich zu wurmen. Einen ganzen Tag kann's mir verbittern, vielleicht noch einen Teil der Nacht, da man Pläne macht, wie man die frechen Buben züchtigen sollte. Nach einem gesunden Schlaf am nächsten Morgen ist alles weg. Die gestern erfahrene tödliche Bosheit ist wirkungslos, die Kritik und ihr Schreiber ist gleichgültig. Und begegnete ich dem Manne heute, ich würde ihn vielleicht recht liebenswürdig grüßen und sagen: ‚O Sie Schlimmer! Aber man kann Ihnen eigentlich nicht böse sein.' Kurz, länger als einen Tag hat das Gift selten angehalten bei mir, jetzt wirkt's nicht einmal mehr bis abends. Durch fortgesetzte Verreißerei wird man ja endlich immun. Und dürfte es wohl manchen Skribifaxen geben, der sich über meine

Gleichgültigkeit weit mehr ärgert, als ich mich über seine Rücksichtslosigkeiten."

„Nun", sagte ein anderer, „daß ein Rezensent eine absprechende Kritik schreibt und daß der Dichter oder Künstler sie liest, auf das kommt ja gar nichts an. Das ist ein Privatgespräch. Aber daß zur Zeit Tausende die Kritik lesen, die Freunde abkühlt und die Gegner mit Schadenfreude erfüllt, das geht uns nahe. Wenn die Herren nur wüßten, wie wehe das tut! Und wie sie mit ihrer gar nicht so schlimm gemeinten Spielerei einen umbringen können!"

„Zugegeben, daß eine Kritik einem äußeren Erfolg schaden kann; ist sie doch eine lästige Eintagsfliege, das Werk bleibt bestehen und muß sich durch sich selbst behaupten. Schwache Werke können allerdings auch durch einen Mückenstich getötet werden. Starke Werke pflegen nachher um so mächtiger zu leuchten, je mehr sie durch Mückenschwärme verdunkelt worden sind. Siehe Kunst- und Literaturgeschichte."

„Aber auch auf die Zeitgenossen wirkt die Kritik nicht, nämlich auf die selbstdenkenden. Der durch eine schlimme Kritik Betroffene fühlt sich im Augenblick vielleicht für gerichtet und hingerichtet. Nun, und wie wirkt sie auf andere? Sie lesen dieselbe Kritik entweder mit Ärger oder mit Behagen und denken nichts dabei als: Na, der ist ordentlich vermoppelt worden; dieser Rezensent hat ein böses Maul! — Nichts weiter. Daß man über einen verrissenen Schriftsteller deshalb schlechter denkt — ich wüßte nicht. Die Kritik übt momentan eine gewisse Wirkung, ist aber nicht imstande, einen Lebenden tot zu machen, noch weniger einen Toten zu beleben."

„Das ist ja alles selbstverständlich", sagte der Alte. „Nur traurig, daß die Existenz so vieler Schriftsteller und Künstler vom momentanen Erfolg abhängt, daß so mancher nicht weiterschaffen kann, wenn sein Mut gebrochen, seine bürgerliche Basis untergraben wird. Der Starke wird freilich durch seine Feinde noch stärker. Um die anderen — Pardon, meine Herren! — ist's vielleicht kein Schade." Das überhörten sie. Der Nervöse aber sprach: „Das Drolligste der Kritik kann man von der Parteikritik erleben. Alles, was ihren Parteistandpunkt betrifft, und wäre es das Ungereimteste, das loben diese Herren, drucken es nach und berufen sich darauf, wie auf einen Klassiker. Sobald du ihnen mit etwas nicht in den Kram passest, bist du ein Ignorant, der nichts versteht, der sich in solche Sachen nicht dreinmischen solle, der überhaupt nicht ernst zu nehmen ist. Mir hat auf solche Art ein einziges Blatt dreimal den Lorbeerkranz aufs Haupt gesetzt und dreimal ihn wieder herabgerissen."

„Ganz ähnlich", setzte ein anderer bei, „haben wider meinen Willen mich alle jetzt vorkommenden Parteien, die politischen, die sozialen,

die Konservativen, die Reformer, für sich in Beschlag genommen und wieder abgedankt. Worüber ich ganz unglücklich bin, wie ihr euch denken könnt.“

„Meine lieben großen Geister“, sprach nun der Alte, „seid ihr nicht ein bißchen unduldsam? Was könnt ihr denn von geplagten Leuten anderes verlangen? Haben sie denn Zeit und Anlage, sich der freien Muse zu ergeben und ihren persönlichen Charakter ausreifen zu lassen? An beiden Seiten der Augen ein Blendleder, sind sie eingespannt ins Joch und müssen einen Karren ziehen, dessen Inhalt sie erst erhoffen, einen Inhalt, der doch nie ihr Eigentum wird. Sie leisten schon auch etwas für ihre Sache, aber daß sie einen freien, weitsehenden Geist haben sollen, das könnt ihr von ihnen nicht verlangen. Da müßt schon ihr die Nachsichtigen sein.“

„Wozu ist also die Kritik?“

„Wozu! Sie ist eben eine natürliche Erscheinung. Wenn wir für die Öffentlichkeit schaffen, so ist es doch natürlich, daß die Öffentlichkeit über unser Schaffen auch ihre Meinung haben wird. Die Torheit ist an uns, wenn wir die Meinung irgendeines Einzelnen für ein Urteil nehmen. Es steht uns doch frei, über diese Meinung auch eine Meinung zu haben.“

„Wehe dir, wenn du die Kritik kritisierst!“

Da lachte der Weißlockige vergnügt und schüttelte sich dabei, daß ihm der Zwicker von der Nase fiel. „Das würde einen kuriosen literarischen Hökerweiberzank geben. Die heiligen neun Musen wollen uns davor gnädig behüten!“ Dann wurde er ernsthaft: „Meine Herren! Wir verplempern unsere Zeit mit Schwatzen. Ich möchte wieder einmal in die frische Luft. — Markör! Bringen Sie mal den Eisenbahnkurier.“

L.

Vom Gehorchen.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beschwerliche zu tun.

Goethe, T. Tasso 2, 4.

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans 1, 10.

Das Gehorchen ist ein ebenso elementares Naturgesetz wie das Atmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Bedeutung und Tragweite dieser wichtigsten aller Lebensregeln von dem Gros der Menge erst dann erkannt wird, wenn es zu spät ist. Es gibt kein Alter, keinen Stand,

keine Gesellschaftsschichte, in dem das „Gehorchenkönnen" nicht ein Gebot und eine Lebensnotwendigkeit wäre, und die einzige Verschiedenheit besteht darin, daß je nach der Lebenssphäre, in die das Schicksal uns gestellt hat, es auch verschiedenartige Personen oder Verhältnisse sind, denen wir uns zu fügen haben. Ein „Etwas" aber gibt es, vor dem wir uns alle beugen müssen, ob arm ob reich, ob niedrig oder hoch geboren, und das sind die Naturgesetze, welche in ihrer Verschiedenartigkeit uns Gehorsam abringen, ob wir nun wollen oder nicht. Kein Mensch ist imstande, sich gegen Naturgesetze aufzulehnen, so hart es ihm auch ankommen mag, sich denselben fügen zu müssen. Keine Wissenschaft, keine Gelehrsamkeit kommt im Kampfe mit diesen auf, und je mehr der Mensch bestrebt ist, sich gegen dieselben aufzubäumen, desto mehr lernt er seine eigene Machtlosigkeit einsehen, desto mehr kommt er zu der Erkenntnis, welches „Nichts" der Mensch mit seinen Freuden und Leiden, seinem Hangen und Bangen, seinem Hoffen und Streben im Weltall ist, und welche Torheit man begeht, wenn man das eigene „Ich" und seine Wertschätzung als etwas gar so unermeßlich Wichtiges und Bedeutendes ansieht.

Die Schule des Lebens und die meistenteils ernsten Erfahrungen, welche man in derselben sammelt, fördern denn auch zumeist das Resultat zutage, daß man einsehen lernt, wie in den mächtigen, großen Zügen des irdischen Daseins den Menschen gar nichts anderes übrig bleibt, als Fatalisten zu werden und sich dem unterzuordnen, was man nicht zu ändern imstande ist. Es ist dies eine Tatsache, welche früher oder später all diejenigen erkennen lernen, welche nicht ganz besonders kleine und beschränkte Geister, oder schrankenlose Hitzköpfe sind und meinen, es müsse gelingen, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Das Leben zwingt den Menschen in dieser Hinsicht Resignation und Gefügigkeit auf, aber wenn viele auch nach und nach lernen, daß der alte drastisch klingende, militärische Spruch aus Wallensteins Zeiten: „Maul halten und weiterdienen" den Gesetzen der Natur gegenüber seine volle Anwendung finde und man gar nichts anderes zu tun vermag, als sich demselben zu fügen, will man sich nicht geradezu lächerlich machen, so spielt doch im Alltagsleben die Kunst des Gehorchens, ganz besonders bei dem weiblichen Geschlechte und speziell bei der modernen Jugend, eine viel zu kleine Rolle. Es ist dies ein Fehler, welcher sich früher oder später bei jedem Wesen rächt, welches das Folgen nicht gelernt hat, ein Fehler, der zum großen Teil auf die Kinderstube und auf die mütterliche Schwäche zurückzuführen ist.

Aus Bequemlichkeit, aus Affenliebe, aus Charakterschwäche versäumen es unzählig viele Mütter, ihren Kindern, solange sie klein sind, die Kunst des Folgens zu lehren, versäumen es rechtzeitig, den mehr oder minder niedlichen Eigensinn eines kleinen oder größeren Dickkopfes zu brechen

und sind durch dieses Versäumnis verantwortlich dafür zu machen, wenn aus den Kindern, welche das Folgen nicht gelernt haben, früher oder später mehr oder minder unglückliche Menschen werden.

Es läßt sich ganz und gar nicht in Abrede stellen, daß es keinen Mann auf Erden gibt, welcher wert ist, „Mann" genannt zu werden, der auf die Dauer mit einer Frau auskommen könnte, welche nicht schon in der Kinderstube die Kunst des Gehorchens gelernt hätte. Das Weib, welches dem Manne gegenüber stets das letzte Wort haben, stets ihren Willen durchsetzen will, ist nicht nur ein unausstehliches, sondern auch ein beklagenswertes Geschöpf, denn es kann mit vollster Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sich dem Manne, wenn der erste Liebestaumel vorüber ist und wieder normale Bahnen an der Tagesordnung sind, so unausstehlich macht, daß dieser, ist er ein roher Geselle und gehört er der niederen Gesellschaftsschichte an, sich zu Prügel oder sonstigen Mißhandlungen hinreißen läßt. Oder daß er, ist er ein gebildeter Mensch, der ewig rechthabenden Frau Gemahlin, welche das Gehorchen und Fügen nicht gelernt hat und immer nur den eigenen Willen durchzusetzen gewillt ist, mit Vorliebe aus dem Wege geht, so daß er in seinem Heim ein Fremder ist. Dann braucht sie zwar nicht zu gehorchen, wird aber auch in verhältnismäßig kurzer Zeit einsam und liebeleer dastehen in dem Bewußtsein, daß sie immer eigensinnig ihren Willen durchsetzt, aber wenig Freude daran hat, sich vereinsamt und unglücklich fühlt.

Es gibt keine Lebensstellung, sei sie noch so hoch, in welcher das Gehorchen nicht eine wesentliche Rolle einnimmt. Ein Monarch ist eben so sehr gezwungen, die Kunst des Gehorchens zu üben, wie jeder andere Diener des Staates, wie der Privatmann, der Krieger, der Künstler, kurzum jeder und jedes menschgeborene Erdenwesen.

„Wer befehlen will, muß gehorchen können." Es ist dies ein uraltes Zitat, dessen vollste zutreffende Richtigkeit von keiner Menschenseele in Abrede gestellt werden kann, die klare Urteilskraft besitzt.

Speziell in dem Leben des Weibes ist das Gehorchenkönnen eine elementare Notwendigkeit, die zur zweiten Natur werden soll, die dem Weibe sichere Gewähr des Glückes bringt, denn es gibt keine Lebensstellung, welche für ein weibliches Geschöpf, das nicht in der Kinderstube das Gehorchen gelernt hat, auf die Dauer segenbringend sein könnte. Die moderne Erziehung vernachlässigt die Wichtigkeit des Gehorsams viel zu sehr, von der Idee geleitet, es sei gut, den jungen Menschenpflanzen eine gewisse Selbständigkeit anzudrillen, vergißt man, daß zu den Geboten, welche das Leben mit seinen Lasten erträglich erscheinen läßt, unstreitig jenes gehört, daß man lernen müsse, zu folgen und sich zu fügen.

Der weitaus größere Prozentsatz der Menschen im allgemeinen, der weiblichen Geschöpfe im besonderen, gehört zu der Durchschnittsware, die

nicht dazu berufen sein kann, Bahnen zu brechen, Höhen zu erklimmen, leitende Stellungen einzunehmen. Diese Durchschnittsware nun ist es in erster Linie, welche dazu gedrillt werden sollte, das Gehorchen zu erlernen und sich jenen zu fügen, welche geistig und ethisch über ihnen stehen, sicherlich immer ihre schwerwiegenden Gründe haben, wenn sie Gehorsam fordern. Wenn man aber sehenden Auges im Leben Umschau hält, wird sich uns unzählige Male Gelegenheit bieten, zu beobachten, daß jene Menschen, welche geistig am beschränktesten sind, dabei zumeist auch noch nichts gelernt haben, immer diejenigen bleiben, welche von Eigendünkel und Eigensinn besessen sind; die eine so hohe Meinung von sich besitzen, daß sie von Kindheit an es nicht gelernt haben, sich besserer Einsicht zu fügen und jenen zu gehorchen, welche höhere Urteilskraft und höheres Wissen besitzen. Bei geistig bedeutenden Menschen mag die Erziehung Fehler mindern, Tugenden entwickeln; sie wird aber da verhältnismäßig weniger Resultate zutage fördern können als bei den Schwachen im Geiste, weil einerseits geistig bedeutende Menschen ihre eigenen Bahnen wandeln und andererseits ihnen die angeborene geistige Begabung von selbst tausenderlei Dinge lehrt, welche der Durchschnittsware erst anerzogen werden müssen. Bei dieser Durchschnittsware nun kann konsequente, liebevolle und doch strenge Erziehung, jene Erziehung, welche vor allem den Gehorsam heischt, sehr viel erreichen, kann es bewerkstelligen, daß aus geistig unbedeutenden Leuten ganz nützliche und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, die sich von jenen lenken und leiten lassen, die klüger sind als sie und sicherlich nur dann Gehorsam fordern, wenn sie schwerwiegende und triftige Gründe für denselben haben.

In der Ehe wird eine beschränkte Frau, welche nicht gehorchen kann, zur Geißel Gottes, die das Familienglück untergräbt und nur allzu häufig nebst dem Manne auch die Kinder unglücklich macht, indem sie die Autorität des Vaters in den Staub zieht, den erziehlich harmonischen Einfluß der Eltern auf die Kinder nicht erfaßt und durch den Umstand, daß sie ihrem Gatten den richtigen Gehorsam versagt, ihren Kindern zum schlechten Beispiele wird.

Aber nicht in der Ehe allein ist die Kunst des Gehorchenkönnens zu pflegen, zu wahren, zu entwickeln. In den vielartigen Berufszweigen, welche der Frau des XX. Jahrhunderts sich darbieten, wird sie weit befriedigendere und bessere Resultate zutage fördern, wenn sie es lernt zu gehorchen, als wenn sie, wie dies leider nur allzu häufig der Fall ist, auf ihr vermeintliches oder wirkliches Recht pochend, die Rolle der unterdrückten Unschuld spielt, welche entweder mit der Miene einer siebenschwertigen Madonna, der himmelschreiendes Unrecht geschieht, durch das Leben wandelt, oder durch permanenten Widerspruch ihre Umgebung

reizt und verdrießt, so daß man ihr schließlich gerne ein Freibillett zu einer Reise in einen anderen Weltteil verschaffen würde, nur um sich nicht mehr durch den Kontakt mit einem nicht homogenen Element verdrießen und aus dem Gleichgewichte der Seele bringen zu lassen.

Es ist ganz merkwürdig und staunenswert, welch großen, unermeßlichen Einfluß die Erziehung der ersten zehn oder zwölf Lebensjahre auf die ganze weitere Bahn, welche ein Menschenkind dahin schreitet, nehmen kann. Unarten und Fehler, welche in jenen ersten Lebensperioden nicht ausgemerzt wurden, entwickeln sich mit staunenswerter Geschwindigkeit von Jahr zu Jahr und nehmen schließlich Dimensionen an, über deren Tragweite jeder Unparteiische selbst überrascht sein muß. Um mit seinem Lebensschicksal, wie immer sich dasselbe auch gestalten möge, ob es auf der Sonnseite des Lebens dahin tänzelt, ob es im Schatten mühsam sein Dasein fristet, um, wie gesagt, sich mit seinem Lebensschicksal abfinden zu können, ist es eine gebieterische Notwendigkeit, vor allem das Gehorchen zu lernen. Es bewahrt diese Tugend, welche leider sehr viele Frauen oder, richtiger gesagt, weibliche Wesen nicht üben, besonders seit der Sozialismus und die Frauenemanzipation üppige Blüten treiben, vor Verbitterung, Unzufriedenheit und Menschenhaß. Gesellschaftlich liebenswürdig und als Untergebene, in hoher wie niederer Stellung angenehm können nur Menschen sein, die den Gehorsam als Tugend üben, weil nur solche Menschen frei sind von Eigendünkel und Selbstbemitleidung, von jenen beiden höchst unliebsamen Eigenschaften, die noch kein schweres Los erleichtert haben, sondern ein jedes nur noch schwerer machen. Die moderne Erziehung legt den Schwerpunkt dessen, was man zu tun habe, auf die Heranbildung des Geistes, auf die Vermehrung des Wissens, und es ist dies ganz gewiß sehr richtig und gut, denn Menschen von Geist und Wissen sind nie töricht und vermögen mithin auch die Wichtigkeit des Gehorchenkönnens zu beurteilen. Da aber bei sehr vielen Leuten insoferne Hopfen und Malz verloren ist, als man ihnen weder Geist noch Wissen eintrichtern kann, wenn für beides weder Verständnis noch Interesse vorhanden ist, da es wie gesagt unzählige Menschen beiderlei Geschlechtes gibt, auf die der alte Ausspruch paßt: „Es ging ein Gänschen über den Rhein und kam als Gigack wieder nach heim", sollen Eltern und Erzieher ein weit größeres Gewicht darauf legen, die Fähigkeit des Gehorchens bei den Kindern heranzubilden, damit sie ins Blut übergehe und diejenigen, welche nicht berufen sind, Marksteine auf der Heerstraße des Lebens zu werden, wenigstens bescheiden und gefügig nach bestem Wissen und Willen ihren Platz ausfüllen und da zu gehorchen verstehen, wo Klügere sie auf den rechten Weg weisen.

Es würde dies, aus den Kreisen der Gebildeten in jene des Volkes tretend, ganz gewiß auch die so vielfach ventilierte und erörterte

Dienstbotenfrage, welche in unzähligen Fällen zur Dienstbotenplage wird, in wohltätiger Weise beeinflussen und lösen. Wenn diejenigen, welche die dienende Klasse repräsentieren, jene dienende Klasse, welche dazu berufen ist, die besser Situierten und Gebildeten zu bedienen, das Folgen von Kindheit an lernt, werden sie auch ihren Bildungskreis erweitern und zu der Erkenntnis dessen erwachen, daß der Mann, die Frau, die Familie, von deren Gelde man lebt, von deren Brot man ißt, berechtigt sind, Gehorsam und Anhänglichkeit zu fordern von jenen, deren Existenz sie durch die Mittel, welche sie ihnen zur Verfügung stellen, mitbegründen. Es gilt das gleiche Gesetz auch für die oberen Zehntausend, nur mit dem Unterschiede, daß diesen der Begriff dessen im Blute liegt, daß man als anständiger Mensch bemüßigt sei, zu jenen zu halten, deren Brot man ißt, sei dieß nun der Staat, ein Privatinstitut oder ein Einzelner, während die dienende Klasse der unteren Schichten in dem Brotherrn meist nur den Feind sieht, welchen zu hintergehen und anzufeinden erlaubt, wenn nicht gar ein Verdienst sei.

Wer mit ruhigem Blute und klarem Blicke das Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten betrachtet, wer leidenschaftslos und unparteiisch urteilt, muß zu der Erkenntnis kommen, daß in jeder Lebenssphäre in der Kunst des Gehorchenkönnens und in der klaren Erkenntnis dessen, daß speziell für das gebildete Wesen das Gehorchen eine Lebensnotwendigkeit ist, das Glück des Lebens und der Friede des Hauses zu finden, welchen zu wahren, zu pflegen und heilig zu halten als die erhabenste Mission des Weibes angesehen werden muß.

Wie Bauernkinder „tatnen".

Von **Peter Rosegger.**

Daß man den Kindern ganz unrichtige Spielzeuge gebe, meint ihr? Spät kommt ihr drauf, aber das Richtigste ist es noch nicht. Denkt noch ein wenig weiter. Vielleicht sollte man den Kindern gar keine Spielzeuge geben, überhaupt keine! Hingegen aber Materialien, um sich selber welche zu machen.

Lasset die Kleinen in den Hof hinaus, in die Holzkammer, zu den Steinhaufen, zu den Trümmern alter Geräte, lasset sie in die Rumpelkammer zu dem Getrödel — dort werden sie zum richtigen Spielzeug kommen. Wie das Spielzeug heute ist, das gekaufte, über und über fertige, damit lehret ihr den Kindern nichts als das Zerstören. Es ist ja sonst nichts damit anzufangen. Das Spielen mit fertigen Eisenbahnzügen, das Pumpen an den kleinen Blechbrunnen, wo eingeschüttetes

Wasser herausrinnt, das immer wieder in die Reihe stellen der schönen Tiere aus der Arche Noahs, das Blättern in den unzerreißbaren Bilderbüchern ist langweilig zum totwerden. Bis das „tiefere" Interesse erwacht und die Kinder einmal sehen wollen, wie die Sachen inwendig ausschauen und den Hammer nehmen, um sie zu zerschlagen. Das ist ganz natürlich. Doch nicht zerstören lernen sollen unsere Kinder, schaffen lernen sollen sie — deshalb habe ich gesagt: Gebt ihnen Materialien, damit sie ihr Spielwerk selber machen können.

Wie spielen denn die Bauernkinder? Ach, ihr Herrenbabys, die Bauernkinder haben es gut! So lustig spielt sichs nirgends auf der Welt, als im Bauernhof, und so fein wird ihnen das Spielen nirgends gemacht. Denn es ist ihnen — sobald sie einmal ein wenig krabbeln können — eigentlich verboten. „Zum tatnen ist keine Zeit. Arbeiten heißts!" So könnt ihr euch denken, wie wonnig die halben Stündlein sind, da es gelingt, der Arbeit zu entlaufen, um eigenmächtig was zu leisten. Und dieses kindliche, eigenmächtige, unbefangene, zwecklose Leisten heißt: Spielen.

Unser Waldbauer da droben sagt aber nicht: spielen. Darunter versteht er eigentlich nur das Kartenspiel! Spielen tun die Lumpen. Das, was wir an Kindern spielen nennen, heißt er: todnen oder tatnen. In freier Laune eine Tat machen. Und hat insofern dagegen nichts einzuwenden, falls damit nicht eine wichtigere, eine praktische Tätigkeit versäumt wird. Der Bauer sieht es gern, wenn seine Kinder in ihrer freien Zeit sich mit etwas emsig beschäftigen, „Umanond laufendi Kiner, aus sõltn wird nix. Wer nit kon todna, der kon ah nit orbatn." Am liebsten ist es dem Landwirt freilich, wenn seine Kinder — Mädel wie Bub — gleich von der Mutterbrust weg mit Überspringen der „Todnerei" zum „orbatn" anheben. Dagegen aber lehnt sie sich auf, die junge frische Menschennatur, die das Beste und Schönste, was sie schafft, ohne Hinblick auf praktischen Lohn vollführt. Manchmal kommts mir wahrhaftig vor, als sei die Natur weniger eine nüchterne Arbeiterin, als eine Künstlerin. Denn recht vieles, was sie schafft, ist weniger praktisch als schön.

Aber es will hier erzählt werden, womit und wie die Bauernkinder tatnen. Die Spiele der Körperübungen gehören nicht hierher. Sonst müßte das „Buckelringen", „Haspelanschlagen", „Geieraustreiben", „Salzhalten", „Blindemausfangen", „Ringelreiatanzen", „Eselreiten", „Eierdutschen", „Engerlfliegen", und hundert andere Körperspiele, wobei viel Schalkheit und Fopperei mit unterlauft, beschrieben werden. Derlei Übungen sind in der Bauernschaft unter dem Sammelnamen „Raufen" oder „Bären" bekannt. „Se bärn scha wieda, de Sapperawold!" sagt der Hausvater und geht mit der Gerte, um den wirbelnden Knäuel von Buben und Dirndln reinlich auseinander zu scheiden.

Das Erste des Spieles, vielleicht der menschlichen Tätigkeit überhaupt, ist das Bestreben, schon Gesehenes und Erfahrenes nachzumachen. So kommt gleich die „Docken“ (Kinderpuppe) dran. Das kleine Dirndl machts der Mutter nach, wickelt den Stiefelknecht, es kann auch ein Strohbündel oder ein Staubhadern sein, in Windeln wie ein kleines Kind, säugt es, gibt ihm mit einem Löffel Brei in den Mund, schaukelt es, bis dem Kleinen die Augen zufallen. Hauptsache sind diese Verrichtungen; daß dem „Kindel“ der Mund fehlt und die Augen und alles andere, das macht gar nichts; daß es ein oft noch so häßlicher Popanz ist, das Dirndl siehts nicht, es beschäftigt sich eben mit dem Kinde, ohne daß eines vorhanden zu sein braucht. Also, das Spielzeug ist Nebensache, die Beschäftigung damit ist alles.

Der Sohn des Hirtenbauers beginnt schon in seinem vierten oder fünften Jahre mit der Viehzucht. Er sammelt unter den Bäumen Fichtenzapfen, das sind seine Ochsen, stellt sie unter ein aufgespreiztes Brettchen, das ist sein Stall. Wird der Junge größer, so schafft er sich eine feinere Rasse an. Köpft junge Fichten oder Lärchen, stutzt und entschält die Wipfelchen und stellt nun die quirlartigen Dinger der Reihe nach auf. Das sind die Ochsen. Das Mittelstämmchen dran ist der Leib, zwei der Ästchen sind die Vorderfüße, zwei andere die Hörner. Hinterfüße, Schweif und Kopf sind nicht vorhanden. Die entschälten Quirlchen haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Tiere, aber der Junge ist, wie sein Vater, nun Eigentümer von einigen Paar Ochsen, die er mit einem Hölzlein jochartig zusammenspannt, denen er einen Karren anhängt, der nichts als eine gerollte Baumrinde ist. An einem Stäbchen hat er den Spagatfaden, die Peitsche, mit der er das Ochsenpaar antreibt. Es rührt sich zwar nicht von der Stelle, aber das macht nichts, nach einigen „Hi“ und „Hott“ ist die Strecke zurückgelegt, die Ochsen werden ausgespannt und gefüttert. Mein Brüderl, das Jakoberle, hatte es auch so getrieben; dem wollte ich zweckmäßige Neuerungen einführen. In einer Rübe höhlte ich ein Loch, tat Heu hinein und das war die Krippe. Dem Jakoberle war das schon zu kompliziert, oder vielmehr seine Phantasie wollte mehr Spielraum haben, ihr genügte ein unförmliches Grübchen im Erdboden, um die schönste Krippe sich daran vorzustellen.

Dann kommen die Bauarbeiten. Mit einem hölzernen Gräbel oder eisernen Nagel wird am Rain die Erde aufgewühlt, aus der Erde werden spitze Häufchen gemacht, das sind die Häuser, und um ein aufrechtstehendes Holzstäbchen wird Erde geschichtet, einen ganzen Hut hoch, das ist die Kirche. Dazwischen werden Birkenzweige in die Erde gesteckt, das sind die Bäume. Daneben wird von oben bis hinab ein Graben gezogen, da gießen wir einen Sechter voll Wasser hinein. So, jetzt haben wir ein Dorf und eine

Kirche und einen Garten und einen Bach. Als ich den Nachbarsbuben einmal gezeigt hatte, wie man die Häuser und Kirchen und Schlösser aus Papier schnitzen und so umbiegen könne, daß sie auf dem Brette allein stehen, wie man diesen Gebäuden zu Fenster und Tür hineingucken könne in die Zimmer, die so weiß und licht sind, wie jene im Pfarrhofe zu Krieglach — da nahm einer der Buben die Wangen voll und blies mir die ganze Herrlichkeit über das Brett hinab. Da bauten sie ihre Häuser, wenn schon ein so vornehmes Material sein mußte, doch lieber aus Gebetbüchern und Spielkarten. Das erinnerte zwar nicht an die wirklichen Häuser, wohl aber an die allerersten Bauten, die ihnen der Oheim aufgeführt hatte. Das allein war das richtige.

Zur vollen Höhe gedeiht die kindliche Lust, wenn ein Wasser da ist. Auf dem Tümpel lassen sie das mit Sand belastete Baumrindchen schwimmen — das ist das Schiff. Der Mast mit dem Segel ist auch leicht zu machen und der wirkliche Wind stellt sich selber ein. Oder wenn ein Bächlein da ist, an dem sich kleine gehende Wasserradeln anbringen lassen. Und welche Lust, wenn ihnen der Oheim eine klappernde Windmühle aufs Hausdach stellt. Die will aber bald langweilig werden; denn man kann nicht hinauf, oder darf es nicht, um das Werkel beliebig anzurichten oder abzustellen, während das Wasserrädchen in aller Art verändert werden kann. Mit dem Schauen und Hören ist dem gesunden Kinde nicht gedient, es will zugreifen und mittun.

Hört so ein Junge auf einer Holzpfeife spielen, so wird er keine drei Minuten ruhig zuhören. Fürs erste wird er selbst hineinblasen wollen, fürs zweite wird er das Ding auseinandernehmen wollen, um zu sehen, was inwendig los ist, und endlich wird er probieren, ob er nicht auch selbst so was machen kann. Die Tätigkeit ist alles, die Musik dabei ist Nebensache.

Erfinderisch ist der junge Ritter in Herstellung von Waffen. Die Peitsche mit dem „Schmiß“ — damit kann man hieben und knallen. Die Wasserspritze, mit einem langen Bohrer aus Eschenholz selbst gemacht, mit der kann man die Mädeln jagen, die braven nur scheinshalber, die schlimmen wirklich anspritzen. Die Ballenbüchse, auch ein ähnliches Zeug, aber statt des Wassers den knallenden Stöpsel über die Feinde! Gewehrfeuer. Wer einen Kanonenschuß haben will, der setzt auf dem Söller ein Brett an, hält es schief und tritt es plötzlich mit dem Fuß nieder — da meinen die Nachbarn all, es wäre der Franzos im Land. Weniger harmlos als diese schmetternde Kanone ohne Kugel ist die Steinschleuder. Jeder, der einen Haselstab und ein Taschenmesser hat, kann mit dem Messer in den Stab an einem Ende den kleinen Spalt machen. Kleine scharfe Steinchen gibts überall — ein Schwung und die Kugel fliegt in hohem Bogen pfeifend durch die Lüfte.

Vom Treffen kann kaum die Rede sein; das Vergnügen ist, daß man mit einer Armbewegung den Stein hinaussausen lassen kann in Fernen, die sonst weit aus unserem Bereiche sind. Daß jeder rechte Bub sich Pfeil und Bogen machen kann, versteht sich; ebenso versteht sich auch die Herstellung der Sportsachen mit den allereinfachsten Mitteln. Die Fischangel wird aus einer Stecknadel gemacht; die Vogelfange ist ein Weidenkörbchen mit Hüpfsprangel, Köder und Fallbrettchen. Die Kugelbahn, Kegel und Kugel, stellt so ein Bauernjunge mit Axt und etlichen Holzstückchen in ein paar Stunden her. Ebenso den Handschlitten zum Rodeln im Winter. Aber hier sind wir an des Spieles Grenze, denn es beginnt der Zweck.

Die Heiligenbilder im Bauernhause, die Bildstöckeln an den Wegen, die Gemälde und Statuen in der Kirche wecken in vielen Kindern den Kunstsinn. Schon Zweijährige stecken ein paar Kienspänchen so zusammen, daß es ein Kreuz darstellt. Fünfjährige verstehen eine Anzahl solcher Spänchen ineinanderzuflechten, daß es eine Monstranze bildet. Mit solchen Spänchen zimmern sie auch „Häuser", die freilich durchsichtig sind, weil jede Fuge so breit ist, wie jeder „Balken". Sie schnitzen aus Holz Messer, die nicht schneiden und Gabeln, die nicht stechen; was tuts, sie wollen ja sonst nichts, als Messer und Gabel schnitzen. Aus Kohlkopfstengeln schnitzen sie „Engerln" und „Christkinderln". Auch Rüben und Erdäpfel sind ein leicht zu bearbeitender Marmor für allerlei Figuren, als Sterne, Herzen, Kreuze, Kronen. Vorgeschrittenere Künstler lassen sich, wenn die Mutter Brot bäckt, einen Teigklumpen geben, aus dem sie „unsern Herrgott auf dem Kreuz", „unsere liebe Frau" oder irgend einen Heiligen bilden. Weltlicher veranlagte Künstler machen auch Hunderln, Hasen, Hirschen und Ähnliches. Diese Gestalten werden dann in den Ofen getan, hartgebacken, um sie für die Ewigkeit dauerhaft zu machen. Gebräunt kommen die Kunstwerke aus dem Ofenloch herfür, eine halbe Stunde lang werden sie bewundert und dann — verspeist. Da hat das Schneemannel, das mit vereinten Kräften im Winter draußen auf dem Anger errichtet wird, immerhin noch eine längere Dauer. Doch bleibt auch von diesem bald nichts übrig, als der Wäschehaken, der ihm als Tabakspfeife in den Mund gesteckt worden war.

Da hat der Waldbauernbub wieder andere Kunstwerke geschaffen, abgesehen von den Kohlenzeichnungen an der Ofenmauer, die leider allemal der vandalische Bärstel des Weißlers ehestens ausgetilgt hat. Die fingerlangen Priesterlein in der Kutte, aus Papier geschnitzt, an ein Steckhölzchen geklebt, daß sie stehen konnten, mit Tinte schwarz gemacht, dann mit einem papierenen Chorhemde, mit Stola und Barett bekleidet, waren gewiß würdige Werke. Sie wurden auch gebürend bewundert. Als jedoch der Riegelberger Bub mit einem unförmigen

Klumpen Kiefernrinde kam, der auf dem Tische stehen konnte, und als der Bub mit aller Dreistigkeit behauptete, den hätte er geschnitzt und es wäre ein Bär, da wandte die Bewunderung sich diesem Ungeheuer zu und das Priesterlein stand verlassen vor einer aufgestülpten Fibel, die sein Altar war. Nicht viel glücklicher war der Waldbauernbub, als er selbst das Hemd über dem Lodenrock anzog, die Kindsfatschen des Allerjüngsten als Stola umhing, um im Ofenwinkel Messe zu lesen. Kaum hatten sich seine Genossen als andächtige Gemeinde versammelt, so erhob sich draußen ein Geschrei: „Leut, tun ma Soldaten sein!“ Die Nachbarsbuben waren es und alles, Mädel wie Knaben, schlug sich zum Kriegsheer, das mit seinen Lanzen aus langen Hanfstengeln schrecklich wütete.

So herrscht im zarten Kinde schon der rauhe Sinn, der sich vom Spielzeug abwendet, sobald ’s ins Feine und Absichtliche umschlägt.

Die Arbeit des Bauern ist mannigfaltig genug, aber noch mannigfaltiger ist die „Tatnerei“ seiner Kinder. Sie ist unerschöpflich wie der Schaffensdrang eines jeden jungen, frischen Menschenkindes. Alles, was im Hofe vorgeht, was die Kleinen auf der Straße sehen, in der Kirche und im Schulhause, was sie an Märchen hören von der Ahne und an Aufschneidereien von den Hausierern, das wird Gegenstand ihres Spieles. Alles machen sie nach, gestalten sie eifrig; wie emsig dabei die Hände sind und wie die Wangen glühen! Nicht so sehr an dem Gegenstande freuen sie sich, vielmehr an der Beschäftigung mit ihm. Das Tätigsein ist die Lust, was fertig ist, wird bald zerstört. Machen es die Erwachsenen viel anders? Und da glauben die gescheiten Herrenleute noch immer, sie müßten ihren Kindern fertige Spielsachen kaufen! Das heißt die Kinder systematisch untüchtig machen, zur Trägheit erziehen und zur lahmen Beschaulichkeit, die für niemanden weniger paßt, als für Kinder. Aber die gesunde Natur läßt sich kein Blümel-Blamel vormachen. Und besonders auf dem Lande, in solchen Bauernhöfen, wo die Kleinen mit Arbeit nicht überanstrengt werden, dort ist die richtige Hochschule für Kinder, auf welcher sie spielend lernen tätig zu sein, erfinderisch, schöpferisch zu werden. Man frage einmal nach, woher die tüchtigsten Techniker, die findigsten Mechaniker, die besten Baumeister, die ursprünglichsten Künstler kommen.

Lustige loadige Liab.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Dirndl, mach d Wangerl nöt naß.

Dirndl, mach d' Wangerl nöt naß
Und Äugerl nöt trüab;
Greana und frischa wia s Gras
Blüaht unsa Liab.
s Gras braucht an Regn,
Mir vom Himml an Segn —
Bet, wann s d a herzoansams Nachtstünderl hast,
Bet, daß da Herrgott uns zsammkemma laßt.

Siach i an Kerschbam blüahweiß,
Denk i an di;
Bringt d Jahrzeit Hitz oder Eis,
I liab nur di!
Du bist ma Nacht und Tag
Jungs Lebn und Herznsschlag,
Bist ma auf Weg und Steg Sunnschein und Stern,
Sunnliachti Welt, o wia han i di gern!

Treibt ar an Schattn, an kloan
s Gwölk üba s Land,
Schau mar in d Augn und laß s Woan,
Gib ma dei Hand.
Pfüat di Gott, liaba Schatz,
Ghalt mar an warma Platz —
Draußt wird s oft finsta und sturmts ollawärts,
Ruasam und still liegt mei Hoam in dein Herz.

s Dirndl.

s Dirndl hat s Miada gschnürt,
Daß eahm frei übl wird,
Wann s es aufmacha tuat,
Is eahm glei guat.

*

s Dirndl hat untakent,
Daß im Herd s Feua brennt,
Nocha hat s Knödl gmacht,
Hiasl, gib acht!

Hiasl, dö spitzt auf di!
Hiasl, i hüatat mi,
Hiasl, mit Knödl und Sterz
Köderts da s Herz.

*

s Dirndl, weil s s Wöda fürcht,
Stöllt s a gweichts Kerznliacht
Aufi aufs Fenstabrett
Glei nebna Bett.

s Wöda hat s Liachtl gfürcht,
Das ma dort brinna siacht,
Aba da Bua, da Bua,
Geht ön Liacht zua.

*

s Dirndl is auf n Tanzbodn ganga,
Hat mit n Buabn zum Tanzn angfanga
Und, weils da Blanga juckt,
Hat s n — dadruckt!

s Öferl.

Ön Dirndl sei Herz
Is an Öferl voll Gluat,
Wo dö unerfahrn Liab
Allweil einhoazn tuat.

Gschwind siadad wird alls
Was am Herdfeua steht;
Oba groß is da Dell,
Wann eahm d Milch übageht.

Nebn da Stiegl.

Greani Blattln, brauni Käferl,
Nebn da Stiegl steht mei Seferl,
Hat si wohl nöt drüba traut,
Hat so zaghaft umagschaut.

D Grilln habn gschrian und d Frösch habn gsunga,
Üba d Stiegl bin i gsprunga.
„Jessas, Bua", sagt s „daß d nöt fallst!"
Und i han mei Seferl ghalst.

Ghalst und bußt wia nia und nimma,
Und a Nacht voll Glanz und Schimma
Is vaganga wiar a Tram
— Abgfalln, wia dö Blüah vom Bam.

Da Rekrut.

Mei Dirndl, i muaß Soldatn spieln,
Muaß stehn „habt acht!" muaß salutiern,
Und wann i geh, im Takt marschiern,
Und wann i schiaß, auf d Scheibna zieln,
Ja, Dirndl, i muaß Soldatn spieln.

Mei Dirndl, i derf nöt hoam zu dir,
Bei uns regiert da eisa Muaß;
I darf nöt sagn: „Na ja, i tua s",
Denn d Losung hoaßt: Rekrut, parier! —
Mei Dirndl, i derf nöt hoam zu dir.

Mei Dirndl, i wollt, es war a Kriag.
Ich schiaßat mit mein Büchsntrumm
Und hauat wiar a Wilder um,
Und wann i den letztn Feind daschlüag,
Juchhe! aft war a aus, da Kriag.

Aft bittat i um Urlaub gschwind
Und klopfat an dei Fensterl an
— Es leuchtn d Stern, es scheint da Man —
I woaß s ja, daß i Einlaß find:
An Kriagsmann liabn, das is koa Sünd!

Drum wart ma zua und bleib ma treu,
Mir zwoa san für anonda bstimmt.
Und wann a grad koa Kriag nöt kimmt,
Dö Jahr, dö drei, gehn do vorbei,
Aft kimm i hoam, aft bin i frei!

Und alli Glockn läutn laut
Und d Spielleut blasn lusti drein —
Was mag denn für a Hochzeit sein?
I bin da Bräugga, du de Braut!
He, blasts na lusti, läuts na laut!

Ein Tagebuch.

Am 1. Juli.

Zu dieser Zeit las ich ein Buch: „Fürstbischof Johannes Zwerger von Seckau“ (Graz, J. Meyerhoff) aus der Feder von dessen einstigem Hofkaplan, Freiherrn von Oer. Einblick in das Leben und die Tätigkeit eines katholischen Bischofs — doppelt interessant, wenn es der Bischof des Heimatlandes ist. Zwerger, der Tiroler Bauernsohn, der spät zum Studieren kam, dann aber rasch die Stufen aufwärts stieg bis zum geistlichen Fürstenthron, führte ein ausschließlich kirchliches, mittelalterliches Glaubensleben. Das begreift sich und darin liegt an sich nicht der Irrtum. Aber darin liegt er, daß der starke Mann alle Welt zum mittelalterlichen Glauben zurückführen wollte. Doch schließlich war das sein Beruf. Zu beklagen ist nur, daß die katholische Kirche durch solche Männer den Kreis um sich viel zu enge zieht. Der größte und wohl auch der beste Teil der in geistiger Entwicklung stehenden Menschheit kann da nicht mittun, es ist für die meisten einfach unmöglich. Imposant aber ist die persönliche Charaktergestalt Zwergers, seine Selbststrenge, Pflichttreue und Güte, seine unerschütterliche Glaubensfestigkeit und kindliche Frömmigkeit, die in Not und Leid sich immer noch steigerte. Nun die Frage: Ist Johannes Zwerger der große Mensch geworden auf Grund seines ausschließlichen Kirchentums, oder vermöge einer besonderen Naturanlage, die man Gnade Gottes nennen kann und mit der er auch in jedem anderen Berufe hervorragend geworden, der Vollkommenheit nahe gekommen wäre? Sein Gotteserbe war ein hoher Idealismus, der ihn wohl auch als Hirten in den Tiroler Alpen, oder als Fischer an der Nordsee stark, edel und selig gemacht hätte. — Die meisten Leute sind über das innere und äußere Leben eines katholischen Prälaten ganz im Unklaren. Aus diesem Buche könnten sie lernen.

Am 2. Juli.

Das „Literarische Echo“ hält eine Rundfrage an die geistig Arbeitenden, ob sie Alkohol zu sich nehmen und welchen Einfluß derselbe auf ihre künstlerischen Arbeiten habe. Meine Antwort: Nach einem Glase leichten Rotweins, wie ich es täglich zu trinken pflege, merke ich auf die Arbeit keine besondere Wirkung. Wenn's ausnahmsweise aber einmal zwei Gläser setzt, dann arbeite ich unmittelbar darauf leichter und — leichtfertiger. Echte Begeisterung läßt künstliche Begeisterung leicht entbehren. Nach allgemeinen Erfahrungen muß ich mich gegen den

Alkoholgenuß aussprechen. Doch habe ich auch ein volles Recht dazu? Da allerdings für meine Gesundheit ein Glas Tiroler notwendig erscheint.

Am 3. Juli.

Auch eine Taschenuhr, wenn sie nicht gar zu bösartig ist, kann man pädagogisch behandeln. Meine Uhr bleibt von selber nie stehen, bedarf natürlich täglich einmal ihren Antrieb. Aber ihr Fehler besteht darin, daß sie täglich um zwei Minuten nachgeht. Das ist nicht viel, aber immerhin genug zum Zugversäumen, und mit der Zeit verschübe sich das Mittagsmahl in die Mitternachtszeit. Darum leide ichs nicht, sondern schiebe jeden zweiten Tag den Zeiger um vier Minuten vor. So trieben wir's über sechs Monate, sie wurde nicht müde nachzugehen, und ich wurde nicht müde, den Zeiger freundlich vorzuschieben. Man riet mir, diese eigensinnige Uhr in die Korrektionsanstalt eines Uhrmachers zu geben. Ich tat es nicht und hatte Geduld. Man kennt Uhren, die ganz andere Laster haben; heute vorauslaufen, morgen nachgehen, zu einer unerwarteten Stunde tückisch stehen bleiben, gar die Feder springen lassen und abratschen. Solch ein widerspenstiges Best ist meine nicht. Als sie es fast sieben Monate so fortgemacht hatte mit ihrem allzugroßen Konservatismus — blieb sie auf einmal nicht mehr zurück. Anfangs saß ich ihr auf, indem ich durch meine gewohnte Korrektur sie allemal um ein paar Minuten voraus trieb; sie ging gerade um so viel vor der Zeit als ich sie vorschob und nun war ich im Unrecht. Dann griff ich nicht mehr ein und die Uhr geht von selbst, aller Nörgeleien müde, ihren ganz korrekten Gang. Nun schon wochenlang. Sollte sie durch meine liebevolle Konsequenz erzogen oder von selbst vernünftig geworden sein? Die Uhr ist, mit Ausnahme ihres sittlichen Charakters, wertlos; auch ein Vorzug. Die goldene, die ich einmal geschenkt bekommen, hängt in irgendeinem Kasten. Sie auf meinen einsamen Gebirgswanderungen mitzunehmen, ist zu gefährlich.

Am 4. Juli.

Vollmondnacht. Hinter den dunklen Baumwipfeln des Gartens, mit mir gleichen Schritt haltend, geht die Mondscheibe dahin. Das Silberlicht auf dem Kieswege und die schwarzen Schatten halten mich mit sanfter Kraft im Garten gefangen. Immerfort wandle ich hin und her, es wäre längst die Stunde zum Schlafen. Ich fühle an mir keinen Leib, nur der unsterbliche Teil dieses Menschen wandelt dahin. Wenn sie jetzt zur stillen Mitternacht herausstiegen aus dem Schatten, alle die lieben, längst verstorbenen Freunde — und wären ihre Hände noch so kalt und ihre Augen noch so erloschen, wenn sie in dieser Ewigkeitsstunde heranträten zu mir, ich würde nicht erschrecken, würde nichts

Außerordentliches daran finden; wie einst würde ich den mir also Begegnenden sagen: Grüß Gott! Wir bleiben die Alten.

Am 5. Juli.

Flugfahrt nach Velden am See. Glücklich ein See, der keiner näheren Bezeichnung bedarf! Er ist eben „der See“. Ich kenne ihn seit sechsunddreißig Jahren. Damals hatte der Ferge, der mich auf schlechtem Kahn einsam über die kräuselnden Wellen ruderte, die Berechnung angestellt, wie viel das schöne Kärntnerland gewänne, wenn der See ausgetrocknet und der Boden fruchtbar gemacht werden könnte. Und seitdem ist es so geworden, daß Kärnten keine fruchtbarere Gegend hat, als den Wörthersee als See! Lustig ist es zu sehen, wie das vor nicht lange unbedeutende Velden daran ist, den berühmten Kurort Pörtschach zu überflügeln. Es hat natürliche und es hat gesellschaftliche Vorzüge, und ein Büchlein „Ehrenbuch des Kurbades Velden“ ist vor kurzem erschienen, das uns „der Wunder viel“ erzählt. — Bei Freund Goldhann einen frohen Abend, im heimlichen Hotel „Ulbing“ eine erquickende Nacht. Regen an den Fensterscheiben flüstert ein gutes Schlummerlied.

Am 6. Juli.

Wagenfahrt von Villach ins Rosenthal, wo die Karawankenbahn bereits von Klagenfurt bis Feistritz eröffnet ist. Die weitere noch unfertige Strecke wühlt sich hinter Maria-Elend in die Hochgebirgswildnisse hinan, um durch einen langen Tunnel ins Krainerland zu gelangen, von dort geht diese Tauernbahn nach Triest. Die Eisenbahnen, diese eisernen Blutadern, ich liebe sie. Sie heben die Fernen auf und vergrößern doch das Land, weil sie überallhin Tätigkeit, Fruchtbarkeit und Existenzmöglichkeit bringen. Es war gut, daß in Feistritz der Zug nach Klagenfurt uns vor der Nase davonfuhr. Einige Stunden in einem stockslawischen Dorfe! Aber das war nicht so. Auf der Post gutes deutsches Wirtshaus mit Grazer Blättern. Alle Landleute, die wir ansprachen, antworteten in dem gemütlichen Kärntner Deutsch. Unter sich sprachen sie slavisch, wodurch wir einsprachigen „Gebildeten“ uns von den zweisprachigen Bauern beschämt fühlten. Das Bergkirchlein von Feistritz ist über und über bespickt mit Franzosenkugeln aus 1813. Wenige Tage vor der Völkerschlacht bei Leipzig hatte hier ein Kampf stattgefunden, bei dem der Franzmann noch übermütiger Sieger blieb. Auf dem Bühel ein Denkstein mit eisernem Kreuz erzählt davon. Mit dem Nachmittagszug über Klagenfurt zum Wörthersee gefahren und mit dem Abenddampfschiff nach Velden. Nach einem Gewitter schöne Abendstimmung. Die Bergwälder mit den Hunderten von weißen und roten Landhäusern, die den langen See umgeben, sind

wie ein grüner Kranz mit unzähligen weißen und grünen Rosen. Welch ein Aufenthalt für Menschen, denen es mit dem Glücklichseinwollen Ernst ist. Nur gibt es deren nicht viele. Die meisten Leute, die weit herkommen, suchen hier wieder dieselben Dinge, denen sie dort mit Mühe entflohen sind.

Am 7. Juli.

Wieder heimwärts, der Schatten ist ja vorüber. Es war nämlich daran gewesen, daß ich in Leoben dem Mordprozesse beiwohnen sollte, der gegen die zwei Schwestern Friederike und Marie Zeller geführt wurde. Suche Tagebuch vom 28. Jänner und 6. Februar. Doch — zwei junge Mädchen als Vollführerinnen eines so scheußlichen Mordes anschauen müssen, das ist schwer auszuhalten; ich floh und eilte zum See, zum leuchtenden. Gestern wurden sie verurteilt: Friederike, die ältere, als die Mörderin, zum Tode; Marie die jüngere, als Mitwisserin und Mithelferin zu eineinhalb Jahren Kerker. Der Prozeß machte ganz außerordentliches Aufsehen; nicht so sehr des Mordes als solchen wegen, nicht so sehr dieser Personen wegen, sondern weil eine treibende Kraft vermutet wurde, die in ungewissem Hintergrunde stand, aus der aber die Ursache des Verbrechens ausging. Ein Opernsänger Prohaska war der Geliebte der Friederike gewesen und hatte damals ihr das Heiraten versprochen, wenn sie Geld auftriebe; seinetwegen war der Raubmord geschehen, die Täterin gestand, nahm alles auf sich allein und war nicht zu bewegen, den letzten Zusammenhang aufzuhellen. Prohaska ist am Tage ihrer Verurteilung verhaftet worden. Die Mörderin, die anfangs so namenlos verabscheuenswert dagestanden, kam während der Gerichtsverhandlungen in ein besseres Licht. Um die jüngere Schwester zu entlasten, um den Geliebten zu entlasten, nahm sie alles auf sich, und wenn sie nach dem Geständnisse noch log, so log sie sich ganz allein dem Galgen zu. Wohltuend war mir — ich las ja alles nur aus den Blättern — die Milde und Güte, die Richter und Staatsanwalt den Angeklagten erwiesen. Sie waren beinahe eines Sinnes mit den Verteidigern. Und doch mußte das Todesurteil gefällt werden über die Friederike, weil sie gestanden hat; und trotzdem sie den Mord gestanden hat, nahm sie das Urteil nicht an, rief ein höheres Gericht, weil „ihr noch ein Letztes geblieben", was sie rechtfertigen soll. Was dieses Letzte sein wird?

Am 8. Juli.

Ibsen sagt zum Dichter: Du darfst nicht ruhen, ehe du ruhen mußt. Das heißt, du bist es der Menschheit schuldig, zu schaffen, solange du lebst. — Täte unter Umständen der Dichter den Menschen nicht einen größeren Gefallen, wenn er aufhörte zu dichten, sobald er

merkt, daß seine Kraft im Erlahmen ist? Nein. Wenn der alte Apfelbaum auch keine Frucht mehr zeitigt, so kann er doch den Frühling verschönen helfen mit seinem Blühen.

Am 9. Juli.

Ein Vergnügen, das der Millionärssohn nicht haben kann. Auf weichem Sitze des Eisenbahnzuges an den Spiegelscheiben die Gegenden genießend durch jene Länder zu gleiten, die man einst durchwandert hat mit wunden Füßen, hungrig und durstig, an mancher Haustür zusprechend um ein Restel Mittagmahl. Es ist ein doppeltes Vergnügen: Nebst der Erinnerung an jene glühende Wanderlust des jungen Burschen nun die Behaglichkeit des ermüdeten Mannes. Dazwischen liegen vierzig scharfe Arbeitsjahre. Aber nun frägt es in mir: Ist es recht, die in langen Zeiten der Krankheit erworbenen Groschen nun wieder so zu vertun? „Vertun?“ Wo man sich so viele Glückseligkeit damit einkauft? Manchmal gewürzt mit einem kleinen Ärger. Als ich heute früh zu Hause aufwachte, gedachte ich des Abends im Hotel auf dem Schafberg einzuschlafen. Bis hieher nach St. Wolfgang kam ich sehr ordentlich, nun ist es aber, daß die Zahnradbahn abends noch nicht auf den Berg geht. Wenn man im Kursbuche bei der Zugnummer das □ übersieht und in St. Wolfgang im Hotel Peter übernachten muß, so lernt man eine originelle, liebenswürdige Wirtin (vielmehr zeitweilige Vertreterin der Wirtin) kennen, die kleine, rührsame, immer heitere Frau Kaltenbrunner. Ich zähle sie unbedenklich zu den berühmten Zweien, der „Schwarzen Marie“ in Ferleiten und der nun auch heimgegangenen „Frau Emma“ in Niederndorf. Wer ein Buch über originelle Wirte und Wirtinnen schreiben will, der übersehe sie nicht, diese lustige Menschenfischerin zu St. Wolfgang, die viele auf den Schiffen Gleitenden aus dem See zu fangen weiß mit der Angel eines treuherzigen Grußes und sie festhält im Netze liebevoller Fürsorge. Man weiß ja wohl und sie sagt es freimütig selbst, es gehört zum Geschäft, aber wie heimlich fühlt man sich unter einer solchen Hausmutter, die auch bei „Druckfehlern“, so nennt sie die unangenehmen Dinge und Vorfälle, ihren Humor nicht einen Augenblick verliert.

10. Juli.

Ein solcher „Druckfehler“ war der über Nacht eingefallene Salzburger „Schnürlregen“. Jeder Regentag in der Hochsaison kostet einem großen Hotel hier tausend Kronen. Mir hat er die Aussicht auf dem Schafberg gekostet. Hinaufgefahren bin ich zwar doch, obschon der Zug nicht fahren wollte. „Wegen einer Person da!“ Aber ich freue mich für viele, hier oben zu sein. Das Touristenhaus ist ganz trautsam auf dem hochnasigen Berge. Die ungeheure Tiefe der Nordseite!

Scheinbar unten im Tale liegen die Almen. Da könnte ein Selbstmordkandidat ganz ungehindert fünfhundert Meter durch die Luft fallen und in tausend Stücke zerschellen, ohne sich wehe zu tun. Aber es tut's keiner, die Bergluft ist zu gesund. Wirklich, an einem so schaurigen Abgrund stand ich selten, und der tolle Veitstanz der weißen und schwarzen Nebel drunten mit ihren fast plötzlichen Verdichtungen und Lösungen ist ein großartiges Bild von der Energie der Lüfte. Raben tauchen in die rasch aufsteigenden Nebel, verschwinden in denselben und werden wieder sichtbar. Jählings sah man nichts mehr, als ein finsteres Grau ringsum, ein kalter Wind schleuderte Regentropfen. Doch kaum konnte ich denken: Dahin ist alle Aussichtshoffnung! da war der Vorhang weg im Norden und im Süden, unten in den Tiefen ringsum liegen die vier weithin gebreiteten Seen und erschreckend nahe zur Rechten ragen die Zacken. Im übrigen muß ich von der Erinnerung zehren, wie vor vierzig Jahren der junge Springinsland an einem Tage vom Hallstättersee aus über St. Gilgen auf den Schafberg ging und an demselben Tage noch zurück noch St. Gilgen. Vielleicht die größte Tagespartie meines Lebens, aber gekrönt von einem einzig schönen Abendrundblick bei untergehender Sonne auf dem Schafberg. — Der jetzige Hoteldirektor auf dem Schafberg ist ein Mann, der im Sommer seinen Winter hat. Unsere Winter bringt er nämlich in Kairo zu. Wußte mir vieles zu erzählen von fremden Völkerschaften. Besonders von einem weltkundigen Araber, der durch drastische Beispiele bewies, daß wir christliche Europäer orientalische Missionäre nötiger hätten als die Orientalen unsere katholischen und protestantischen, die durch ihre Uneinigkeit und Feindseligkeit gegeneinander oft eine recht unwürdige Rolle spielen im Lande der toleranten Muselmänner.

Am 11. Juli.

Da gestern das Wetter auf dem Schafberg immer bedenklicher wurde, so fuhr ich in der Hoffnung auf ein Wiederkommen rasch zu Tale und noch am Abend nach Aussee. Es ist auffallend, wie sich unsere Kurorte entwickeln von Jahr zu Jahr. Aber in diesem Jahre mangelt es bisher überall noch an Kurgästen. Ist es nicht etwas gewagt, unsere wirtschaftliche Politik so sehr auf Fremdenverkehr zu gründen? — Ich verlebte heute beim Evangelimann auf seinem Sommersitze ein paar köstliche Stunden. Die Gegend, die er bewohnt, mit ihrer Umschau ist reine Musik. Aber zurzeit eine gedämpfte. Alle Bergspitzen haben Tarnkappen auf und sind bis ganz herab verhüllt mit einem dünnen grauen Schleier, der wohl ihre Formen erkennen läßt, durch die sie aber in weite Fernen gerückt zu sein scheinen. Solche Verschleierung der Landschaft ist das Merkmal dieses Sommers. Was haben wir getan, du schöne Natur, daß du uns

dein klares Antlitz versagst? Auf diesen Partien merke ich es immer wieder, daß meine Schriften den Leuten doch etwas sein müssen. Am meisten freuen mich die wohlmeinenden Aufmerksamkeiten, die ich von Schaffnern, Kutschern, Lohndienern, Kellnern, Hausknechten, Stubenmädchen (der Leser hebt ganz unmotiviert die Augenbrauen), besonders aber von Kindern erfahre. Solchen Beweisen der Anhänglichkeit gegenüber komme ich mir so ungeschickt, kühl und trocken vor, aber das tuts nicht anders, dankbar bin ich doch für so viele Dankbarkeit.

12. Juli.

Die ganze Kulturarbeit der Menschheit besteht darin, sich vor sich selber zu schützen. Vor ihrer Tierheit, vor ihrer Trägheit, vor ihrer Bestialität, vor ihrer wilden Phantasie. Wir haben keinen größeren Feind als uns selbst. Alles andere zusammen ist uns lange nicht so gefährlich.

Am 13. Juli.

Körperliche Gesundheit ist mir nicht immer gesund. Sie bringt Unruhe in die Glieder, sie entwickelt allzuoft den unbändigen Wandertrieb, der mich von Tal zu Berg, von Berg zu Tal, von Land zu Land jagt. Das ist ein hochgespanntes, fieberhaftes Sein, aber nicht immer ein behagliches und nicht immer ein gedeihliches. Es war hohe Zeit, daß Brustkatarrh kam, denn ich hatte schon wieder begonnen, die Gesundheit für etwas Selbstverständliches zu halten. Nun, seit ein paar Tagen unpaß auf der Brust. Damit zieht Friede ein. Ich freue mich der Ruhe im heimlichen Landhause; der Hang nach fernen Gipfeln und noch ferneren Sommerwölklein ist vergangen; ich sehe, daß all die kleinen Dinge um mich traut und schön sind, daß sie mir genügen. Der Segen eines sanften Leidens ist wieder da — eine Friedensseligkeit ganz eigener Art. Menschenleben, wunderbar! In jeder Ecke lauert ein anderes Ungemach und in jedem Winkel steht ein freundlicher Engel.

Am 14. Juli.

Da löst sie sich sanft vom weißen Bettlein der zweijährigen Nichte los und von den weichen Ärmlein, die sich um ihren Hals geschlungen hatten, und geht an das Nordkap! Meine ältere Tochter nämlich. Wenn damals in meinem Vaterhause jemand einmal eine Reise tat nach dem fünf Stunden fernen Birkfeld, oder nach dem acht Stunden fernen Bruck, oder gar nach Mariazell mit seiner Tagreise! Welch umständliche Vorbereitungen, welch Erzählen nachher eine Woche lang! Und das Mädel macht keine Umstände, geht ruhig fort, strebt gelassen in das Land der Mitternachtssonne und will Ende des Monats in Spitzbergen

sein. Mit einer Leipziger Freundin reist sie am „Bord der Prinzessin Viktoria Luise". Richard Wagners germanische Götter- und Heldensagen-Musik lockt sie nach Norden. Einen Sohn habe ich, den zieht's nach dem sonnigen Süden, wo er schon einmal im Lande der Pharaonen gelandet ist. Einen Schwiegersohn habe ich, den Marinär, der hat zweimal die Reise um die Welt gemacht und soll demnächst die dritte antreten. Sein Bruder kam erst vor wenigen Tagen aus Japan zurück, erzählt uns davon manchen Abend, ohne übrigens viel Aufhebens zu machen. So weitet sich unsere Welt und so engt sich der Erdball. Ich bin aus Mitteleuropa nicht hinausgekommen. Straßburg, Amsterdam, Rügen, Breslau, Budapest, Ragusa, Neapel und Mont Cenis stehen an den Grenzen der Welt, die ich gesehen habe. Der alte Bodenständler, der außerhalb seiner steirischen Berge und Wälder nicht drei Wochen lang leben kann — in seinen Kindern wächst er weit in den Raum, wie er durch sie in die Zeit, in die Zukunft wächst. So soll ich nun durch die blauen Augen meiner heiteren Tochter das nördliche Eismeer, die Eisbären von Spitzbergen, den Rotschein der Mitternachtssonne schauen!

Am 15. Juli.

Die Schulferien sind da. Freudig eilt die Jugend, eilen die Lehrer aufs Land, und da begegnet ihnen nichts als Regen, Wind, Nebel und Schnee. Temperatur zwei Grad unter Null, das genügt für Mitte Juli. „Wie kann man noch so abergläubisch sein", sagte mir heute jemand, „und im Sommer aufs Land gehen? Das tut man doch nur im Winter!" Im Winter genieren tatsächlich zwei Grad Kälte weniger.

Am 16. Juli.

Da lese ich bei Lenau:

— — „Ob die Natur
Dir freundlich scheint und wohlgewogen,
Ob feindlich grollend, beides nur
Hast du in sie hineingelogen."

Ich will nicht sagen „hineingelogen", aber das ist doch so: der Mensch trägt seine Seele in die Natur hinein. Wer eine glückliche Seele hineinzulegen hat, dem ist die Natur schön und freundlich. Wer im Leide ist oder in Zwiespalt, in Scheelsucht und Bosheit, in bösem Gewissen, dem kann kein Maientag, kein goldener Abendhimmel recht gefallen. Je öfter man aber in Glücksstimmung durch eine Landschaft gereist ist, je schöner wird diese Landschaft immer noch, weil zum augenblicklichen Seelenbehagen auch noch die glückselige Erinnerung kommt. Darum ist die landschaftliche Natur der Heimat so unvergleichlich schön, weil in ihr die seligsten unserer Stimmungen, die der unschuldigen Kindheit

aufgespeichert ist. Alles, alles ist aus uns selbst hervorgekommen, was uns die äußere Natur an Glück zu geben scheint. Die Natur aus sich gibt gar nichts her, denn sie hat nichts. Mensch, darum solltest du alles aufwenden, um dich so herzurichten, daß dein Wesen schön sich in der Außenwelt spiegelt. Das ist das Geheimnis des Glückes.

Am 17. Juli.

„Siehst du, du hast es verschrien," sagte mir heute jemand. „Du hast es zu oft und zu laut gesagt, daß du gesund bist und gewiß dabei den Daumen nicht eingezogen. Jetzt hast du's wieder." Dieses Verschreien mit unmittelbar darauf eintretendem Ungemach kommt so oft vor, daß man schier daran glauben könnte. Wenigstens soll das Daumeneinziehen den Wunsch bedeuten, daß es bei dem Zustande bleiben möchte, dessen man sich gerühmt. Aber selbst sonst aufgeklärte Menschen halten allen Ernstes etwas von dem schädlichen Einfluß des Verschreiens. Leute, die an keinen Gott glauben, glauben an neidische Götter. Doch zu lustig, wenn unser Verschreien eine solche Macht hätte; das wäre ja der einzige Punkt, wo man die Götter packen könnte. Haben wir nur erst ein Mittel sie zu veranlassen, boshaft zu sein, dann sind sie nicht mehr ganz unabhängig und wir ihnen gegenüber nicht mehr ganz ohnmächtig. Dann sind sie schon von unserem Daumen abhängig. Götter, die an unseren Daumen hängen! Das macht Spaß.

Am 18. Juli.

In diesen stillen Sommertagen, da die Leute, die mein Haus belebt hatten, fortgezogen, da mein Körper im Schatten der Birken liegt, um sich auszuruhen, habe ich wieder einmal von Adalbert Stifter „Die Mappe meines Urgroßvaters" gelesen. Ich weiß nicht, das wievieltemal, doch allemal ist sie mir neu — traut und neu zugleich. Diese milde Ruhe der Stifterschen Erzählungskunst, dieses süße Einspinnen in die Natur, diese Menschen, bei denen eine freundliche Förmlichkeit, eine beständige Güte tiefere Leidenschaften immer so verdecken, daß nie ein vulkanischer Ausbruch ist, höchstens ein leises Erdbeben, das uns die Gewalt in den Tiefen der Menschenseele ahnen läßt. Diese friedsamen Stiftergeschichten erschüttern mich. Es gibt dabei Augenblicke, wo kein Beobachter sein dürfte; er würde es nicht begreifen, wie ein sonst ruhiger Mensch von diesen lieblichen Darstellungen so sehr bewegt sein könne. In Stifters Erzählungen sind die Geschicke der Menschen stets mit einem zarten Schleier der still wirkenden äußeren Natur verhüllt, so daß man die Schärfe der Linien nicht so hart empfindet. Und da weist es sich, daß ich an ihnen die Menschenschicksale allemal viel eher vergesse als die Naturschilderungen. Ein Vorteil, der das Buch immer neu erhält. — Ich lese solche Lieblingsdichter auch gerne in jenen alten

Ausgaben, in denen ich sie einst das erstemal gelesen; am liebsten in der Ausstattung ihrer Zeit, womöglich in demselben Druck, auf dem ihr Auge einst geruht hat. So schaut man den Dichtern am besten ins Auge.

Am 19. Juli.

In diesen paar Sommermonaten auf dem Dorfe schon das zweite Ringelspiel, jedes für zwei Wochen. Just vor den Fenstern der ruhesuchenden Sommerfrischler. Mit hölzernen Pferden, Seejungfrauen, Drachen, Krokodilen und tartarischer Musik. Ein Ritt dauert eine Minute und kostet für den jungen Reiter fünf Kreuzer! Das Weltwunder ist den ganzen Tag von Kindern umstanden, und wer sich kein Reitgeld zu ergattern weiß, der steckt den Finger in den Mund und schaut traurig zu. Seine Seele gäbe manches barfüßige Ding hin, wenn es auch nur einmal einen Ritt kunnt machen. Die Dörcher aber tun's um keine arme Seele, sie wollen fünf Kreuzer haben. Da laufen die Kleinen heim und betteln ihrer kränklichen Mutter, die für ihre vielleicht schwindsüchtigen, skrophulösen Kinder kaum die nötigste Nahrung aufzubringen weiß, oder betteln dem Vater, der sich im Taglohn kaum neunzig Kreuzer verdient, die letzte Münze ab, um sie im Drehspiele zu verjuxen, eine Minute lang auf „hohen Rossen" zu schweben und das darauffolgende Miserere in einem Winkel zu verstöhnen. Löbliche Behörde, was meinst du? Ist es gut, der Dorfjugend, die doch sonst so viel schöne Gelegenheit zu heiteren, gesundheitsfördernden Spielen hat, diesen lockenden Anlaß zum Windmachen und Geldvertun zu bieten? Denkst du daran, was sie in solcher Zusammenkunft mit allerhand Leuten für schöne Dinge lernen? Der Ritt kostet fünf Kreuzer. Auch ein halber Liter Milch kostet so viel. Glaubt ihr nicht, daß gar manchem bleichsüchtigen Kinde der halbe Liter Milch besser täte, als eine Tour mit dem Meerfräulein? Ja? Na, dann verweigert den modernen Rattenfängern von Hameln die Bewilligung, ihren zwar sehr prächtigen Zirkus allzu oft im Dorfe aufzustellen. Oder soll die Errichtung einer solchen Kunstanstalt eine Aufmerksamkeit für die Sommerfrischler sein? Jedenfalls sollen uns für diesen Sommer noch große Dinge bevorstehen, denn es ist für den Herbst ein „Grand Zirkus" angekündigt, der drei Wochen dableiben will." — Diesen Bericht will ich veröffentlichen. Möglicherweise verdient die Sache eine allgemeinere Aufmerksamkeit. Die Ringelspielbesitzer müssen ja wohl auch leben, aber mich deucht, eine Woche im Jahre wäre genug, um die dringendsten Sportbedürfnisse der Dorf-Jeunesse dorée zu befriedigen.

Am 20. Juli.

Heute hörte ich auf der Waldbank einen Kohlenbrenner und einen Doktor miteinander philosophieren. Der Doktor hatte gesagt: „Wenn

der Leib abstirbt, ist die Seele auch hin?" — Antwort des Kohlenbrenners: „Das muß nit sein. Ich denk' mirs halt so: Der Leib ist der Docht und die Seel' ist die Flamm'." Der Doktor: „Ganz recht. Und wenn der Docht verzehrt ist, lischt die Flamme aus." Der Kohlenbrenner: „Haben Sie's noch nie gesehen, daß man mit einem schier abgebrannten Funzerl eine frische Kerze anzünden kann?"

Am 21. Juli.

Wenn du, mein Freund, zur wonnigen Mundlust
Den kühlenden Schnabel des Krugs an den Mund tust,
So halte zur lieblichen süßen Geleitschaft
Den glühenden Schnabel der Maid in Bereitschaft.

Manchmal plangt's mich noch, solche Liedeln zu dichten. Nicht just zum Spaß, aber doch auch nicht ganz so blutig ernst gemeint, wie in jungen Jahren.

Am 22. Juli.

„Ist es denn zu wundern, daß das Wort Gottes sich nicht frei entwickeln kann? Ihr seht doch, wie es unter Druck und Band ist!" So rief heute jemand und zeigte einen gedruckten Band der Bibel. Gelächter. Das einzige Resultat eines Wirtshausgespräches über Religion. Aber nicht ohne.

Am 23. Juli.

Unter den Bienen auf der Insel Wight ist eine schwere Krankheit ausgebrochen, die sich in einer Art Erschlaffung und Lähmung äußert. Die Gründe für diese Erscheinung werden lebhaft diskutiert, und vertreten Bienenkenner die Anschauung, daß sich unter diesen hochkultivierten Bienen Degenerationserscheinungen bemerkbar machten. Wie die Menschen, so sollen auch Bienen bei einer immer höheren Entwicklung degeneriert werden und als Opfer der Zivilisation zugrunde gehen. Auch die Bienen haben ja, bevor die modernen Verbesserungen in der Züchtung der Bienen eintraten, ein ruhigeres und glücklicheres Leben geführt. Die Biene des 20. Jahrhunderts aber scheint durch den Komfort, mit dem man sie umgibt, durch die Erleichterung aller ihrer Arbeiten sich in der Dekadenz zu befinden. — Diese Zeitungsnotiz ist so vielsagend, daß es überflüssig erscheint, darüber noch mehr zu sagen. Die Bienen gehören seit jeher zu jenen Tieren, die Lehrer der Menschheit sind. Werden die Menschen aus obiger Erscheinung etwas lernen? Kaum, denn sie sind zu große Fanatiker der Zivilisation. „Entwicklung?" Freilich. Auch Fäulnis ist Entwicklung.

Am 24. Juli.

Gestern hat sich in Wien der Dichter Ferdinand v. Saar durch einen Schuß ins Haupt tödlich verwundet. Heute ist er gestorben.

Ein so glücklich veranlagtes Leben und ein solches Ende! Alle die Ehren, die er mit Recht erlebte, haben die Qualen eines unheilbaren körperlichen, vielleicht auch geistigen Leidens nicht aufwiegen können. Saar und ich sind viele Jahre literarisch nebeneinander hergegangen, er auf dem Stadtpflaster, ich auf dem Feldrain, und haben uns persönlich doch nur ein einzigesmal begegnet. Damals vor dreißig Jahren im winterlichen Schloßgarten zu Frohnleiten. Zwei Stunden lang gingen wir plaudernd hin und her wie gute Bekannte, das erste- und das letztemal. Seither haben wir uns in Prosa und Versen oft geschrieben, besonders auch zu Gedächtnistagen und festlichen Anlässen. In seinen Erzählungen und Gedichten habe ich stets die vollendete, oft wahrhaft klassische Form bewundert. Nichts habe ich von Saar gelesen, was mir mißfallen hätte, aber auch wenig, was mich in jene Glut gebracht, die imstande ist, eine Menschenseele umzuschmelzen. Vor allem zog zu diesem Mann sein lauterer, vornehmer Charakter, sein Freimut und sein Wohlwollen für Mitstrebende. Nur Hamerling gegenüber, so gestand er selbst, ertappte er sich einmal auf einem Bißchen Unmut, als er dieses Dichters große Erfolge sah, „während seine literarischen Werke noch fast ungewürdigt blieben". Da beneidete ein gesunder Mensch einen körperlich so schwer kranken, ein von der vaterländischen Kritik mit hoher Achtung behandelter Poet einen von derselben Kritik heillos verfolgten. Aber dieser „Neid" ging dem edlen Saar wie eine Sünde nach, so lange, bis er sie dem größeren Bruder in Apoll eines Tages brieflich gebeichtet hat.

Am 25. Juli.

Von Ferdinand v. Saars Stimmung der Verständnislosigkeit der Menge gegenüber zeugt ein Sonett, das er mir zu einem besonderen Anlaß geschickt hat:

Was in der Kunst mich staunen läßt seit Jahren,
Das ist: daß an dem Edlen sie und Echten
Sogleich die Mängel seh'n, ob vor dem Schlechten
Sie stets sich auch zu vollem Beifall scharen.

Wer hat es nicht zu seinem Schmerz erfahren,
Daß Torheit ganz wie Weisheit könne rechten,
Und Stumpfsinn siegreich oft ein Wort verfechten,
Worüber bei der Einsicht Zweifel waren.

Stell' vor dein Bild nur immerhin den Blinden,
Er darf getrost die Farben dir bestreiten;
Falsch darf der Taube deine Töne finden. —

Und einer Dichtung höchste Herrlichkeiten
Als baren Überschwung der Narr empfinden,
Der sich im Tollhaus König dünkt zu Zeiten.

Richtig ist das freilich, doch sollte der Poet sich hüten, solchen Dingen nachzuhängen, sonst kann ungerechte Kritik wirklich gefährlich werden. Zwar nicht unserem Werke, sondern unserem Herzen.

Am 26. Juli.

Ein Tourist begegnet zwei Holzknechten und frägt, wie weit es wohl noch zu gehen sei bis zur Bärenwandhütte? „Bis zur Bärenwandhütten“, sagte der eine, „na so a vier Kilometer halt.“ „So was, so was“, bestätigte treuherzig der andere, „aber wenn einer gut geht, kann er's schier völlig auch in drei Kilometern dermachen.“

Am 27. Juli.

Die zwei Enkelknaben gingen mich an, ihnen wieder einmal Zuckerln vom Baume zu zaubern. Denn ich kann zaubern. Doch! „Heute nicht, Kinder, Zuckerln heute nicht. Aber laßt einmal schauen, ob da auf dem kleinen Lindenbaum die Kirschen schon zeitig sind!“ Denn ich hatte ihrer im Sack. So schmuggelte ich mir etliche in die hohle Hand, zog mit dem Stockgriff einen Ast nieder. „Ja ja, Buben, es sind ihrer dran, aber reif sind sie noch nicht. Richtig, da ist auch schon eine reife! Noch eine! die nicht, die ist noch grün; aber die wieder, eine picksüße. Und da noch eine, oh, da gibts viele. Deine Kappe her, Walter!“ Und nun pflückte ich vom Lindenbaum rote Kirschen und Kirschen herab, daß die Zweige schnellten. Die Buben lachten über diese unverhoffte Ernte, der Friedel naschte sofort; der Walter aber stand am Weidenstrauch und rief plötzlich: „Schau, Großvater, da wachsen auch Kirschen!“ Er hatte eine zwischen den Fingern und das Ästlein schnellte auf, als hätte er sie eben davon losgerissen. Ich war entlarvt. Meine Zauberei war aufgelöst. Nichtsdestoweniger muß ich ihnen täglich aus Sandkörnern Kreuzer zaubern, aus Baumblättern Handspiegel, aus Kirschkörnern Taschenmesser, aus Erdkrusten Bleistiften. Trotzdem wollte sich der Wohlstand eigentlich nicht mehren und wenn Großvater fort ist, sind auch allemal die schönen Sachen verschwunden. Der Friedel ist darüber oft groß erstaunt, allein der Bruder belehrt ihn: „Großvater tut uns immer foppen.“ „Poppen!“ meint der Kleine, „Goßvata wieda poppen!“ Und foppen mich weidlich damit, daß sie sich foppen lassen.

Am 28. Juli.

Heute sitzt meine Nordlandsreisende auf Spitzbergen. Seit unvordenklichen Zeiten hat sich keines derer von Rosegger so weit verlaufen. Heute sitzt sie in dem nebeligen Kessel der Adventbai, mitten unter Gletschern, deren blasse Wände von den abenteuerlich geformten Spitzen und Zinnen senkrecht niederfallen in das eisgesulzte Meer. Stellenweise starrt das schwarze Gestein hervor — baumlos und graslos, nur ein wenig bemoost, an den fruchtbarsten Stellen mager bestrüppt. Bewohnerschaft: Seehunde, Eisbären, Polarfüchse und Renntiere. Und Seemöven in

den frostigen grauen Lüften. Durch die tiefgeschnittenen Fjords herein grinst mitunter das glanzlose Sonnlein, das — einmal höher, einmal niedriger — dieses Polarland umkreist. Morgen wird das Mädel umkehren und so lange fahren und fahren nach dem sonnigen Süden, bis sie angelangt sein wird in dem grünen, lieblichen Garten der Steiermark. Und dann sind wir um dreißig Breitegrade größer geworden.

Am 29. Juli.

„Eine Gesellschaft von vier Hochtouristen, drei Berliner und ein Münchner, darunter der Berliner Kunstmaler Hutter, überstiegen vom Zillertale her das Hundskehljoch (2555 Meter), um in das Ahrntal zu gelangen. Am Joche begann ein unbeschreiblich heftiges Unwetter mit strömenden Regengüssen, welchem ein tosender Sturmwind und später dichtes Schneegestöber wie mitten im Winter folgte. Trotzdem trachteten die Herren mit dem Aufwande aller Kräfte, auf die andere Seite zu gelangen, wobei Herr Hutter mit einem Gefährten eine bedeutende Strecke den anderen voraus war. Plötzlich blieb er stehen und teilte seinen Kollegen mit, daß er etwas oberhalb einen Menschen liegend vermutet habe und daß es ihn wie mit sonderbarer Ahnung zurücktreibe. Obwohl die drei anderen nichts gemerkt hatten und infolge des schrecklichen Unwetters nur mit Ärger und Unwillen Hutter zurückfolgten, kamen sie doch noch auf die vermeintliche Stelle zurück. Und Hutter hatte recht gesehen. Mit dem Kopfe auf einer Steinplatte fanden sie den Kunstschlosser Jonas Vogel aus Stuhlweißenburg, der sich, wie sie nachträglich erfuhren, von einer Tour in den Zillertalen nach Mairhofen begeben wollte und total erschöpft und ermattet zusammengebrochen war. Beim Auffinden desselben war er halb bewußtlos und halb erstarrt, und wäre sicherlich zugrunde gegangen, wenn er nicht auf solch zufällige Weise gerettet worden wäre. Nachdem man ihn einigermaßen gekräftigt hatte, transportierte man ihn in eine dortige Alpenhütte, und nachdem das Unwetter nicht nachließ, ein Vorwärtskommen aber nicht möglich war und Vogel allein in der Nacht nicht zurückgelassen werden konnte, blieben alle fünf Touristen beisammen und verbrachten so die kalte Nacht. Am anderen Morgen konnte Vogel in Begleitung Hutters, der seine Partie aufgab, in das Zillertal absteigen. Weinend dankte er seinen Lebensrettern.“ So liest man manchmal auch noch in den Zeitungen was Gutes. Das war ja aber doch selbstverständlich von den Touristen! wird der behaglich im Sofa lehnende Leser sagen. Selbstverständlich, gewiß. Aber wer sich in die Lage der Touristen versetzt, die ihre Partie ändern, viele Stunden im Alpensturm aushalten mußten eines stockfremden Menschen wegen — der wird finden, daß die Selbstverständlichkeit nicht so obenan lag. Gewiß wäre ihnen die Unterlassung

nachgegangen wie ein drohendes Gespenst, während das Bewußtsein einer so groß erfüllten Nächstenliebe ihnen auf lebelang ein segnender Begleiter bleibt.

Am 30. Juli.

Vor allen interessanten Besuchen dieser Zeit muß ich den heutigen aufschreiben, weil er mit zwei Büchern zusammenhängt, die mich sehr bewegen. Baronin Hendel-Mazzetti, die Verfasserin der Konfessionsromane, von denen am 17. und 18. März die Rede ist. Eine jugendliche zartgebaute Dame von frischer heiterer Gemütsanlage, sensibel, ganz in idealer Welt lebend. Und diese zarte, fast zagende Frauenseele hat jene starken, harten Romane erdacht, von so gewaltiger Kraft und männlicher Konsequenz, wie sie keiner unserer modernen Erzähler schreibt und schreiben kann. — Sie sei verwundert über den Streit, den ihre Bücher entfacht haben, sie habe sie ohne jede Tendenzabsicht geschrieben. Freilich sei sie Katholikin, doch in der Besorgnis, dem prinzipiellen Gegner leicht unrecht zu tun, habe sie demselben wärmere Farben geliehen, als es der Alleinseligmachenden lieb sein mag. Ob Katholik, Protestant oder Atheist, die Muse dieser Dichterin, so herb sie auch ist, erlöst jeden, der von Liebe weiß.

Am 31. Juli.

Wenn man vieles sagt, wollen sie alles wissen. Wie bei mir daheim Familienfeste gefeiert werden? Das ist bald gesagt. Außer dem Weihnachtsbaumfest gibt es keines. Die Jahrestage werden nicht gefestet, nur begangen. Auf die Namenstage verzichtet der evangelische Teil ganz. An den Geburtstagen steht des Morgens für das Geburtstagskind ein Tischchen mit Kleinigkeiten zum häuslichen Gebrauch, darunter Bücher und Blumen und die Torte mit den brennenden Kerzchen, deren Zahl die Lebensjahre versinnlicht. Aber da gibt es im Hause schon Geburtstagskinder, denen die große Menge der Lichter zuwider ist — na, denn nich. — Kommt an solchen Tagen beim Mittagstische ein Toast auf, so stoßen wir den „Geburtstag" an, mit Wein- oder Wassergläsern. Das ist alles. Jedwede Förmlichkeit ausgeschlossen. Sentimentales Getue ist uns allen zuwider. Bei jedem Pfaidler geht es höher und poetischer her, als in dem Poetenhause. Zu Zeiten, da ich von Festgeschenken mich nicht erwehren kann, leidet meine gute Laune. Die schönsten Familienfeste, wenn wir alle beisammen unter uns sind. Mehr braucht's nicht.

Kleine Laube.

Den deutschen Sängern.

Soll traun, uns deutsche Festeslust gelingen
Was unter Brüdern immer etwas wert —
So ist's genug: harmonisch miteinander singen.
Doch wollen wir im europäischen Konzert
Erste Geigen spielen, Ton angeben,
Müssen wir harmonisch miteinander leben. R.

Schulbücher — Volksbücher!

Vor länger als zwanzig Jahren hat der Heimgarten laut gesagt, die Leute sollten ihre Schulbücher aufbewahren. Nicht nur der Pietät wegen, die gilt in unserer Zeit nicht viel, sondern weil Lehrbücher, aus denen man die ersten Wissenschaften geschöpft, auch später die besten Nachschlage- und Wiederholungsbücher sind. Es mags mancher zugestehen, daß er lange nicht alles weiß, was an Wissensnötigem schon in der Fibel, im kleinen Rechenbuche, in der Naturgeschichte der Volksschulen steht. Wir erinnern uns freilich an ganz armselige Machwerke in der Schulliteratur, besonders daran, wie schwer von dogmatischer Seite gesündigt wurde; doch haben wir auch prächtige und zweckmäßige Schulbücher gehabt. Hätte einer das, was in jenen schlichten, leichtfaßlichen Bücheln steht, gelernt oder im Gedächtnisse behalten, so müßte man ihn schon zu den Gebildeten zählen. Sein Schulbuch soll jeder Mensch lebenslang aufbewahren und das Schulbuch soll so beschaffen sein, daß es der Mühe wert ist.

Das Schulbuch muß zum Hausbuch werden. Und wenn auf die paar leeren Blätter mit wenigen Zeilen auch noch die Namen und Schulschicksale derer eingetragen sind, die einst über den Büchern gesessen, so wird das eine gar ansprechende Hauschronik sein erzählend, wie man von Geschlecht zu Geschlecht gelernt hat und welche Lehrmethoden es gegeben. Es hat mich schon lange gewundert, daß die Kulturforscher den Schulbüchern nicht mehr Aufmerksamkeit schenken, wo doch die Keime verborgen liegen von dem, was später in der Welt geschieht und das oft so unbegreiflich ist.

Damals ist die Anregung des Heimgartens unbeachtet geblieben, heute jedoch gesteht mancher ein, daß er seither oft an jenen Hinweis gedacht. Und wir sehen in unseren Tagen, wie Schulmänner allerorts beschäftigt sind, Schulbücher zu machen, die nicht bloß zum Drillen und Trichtern, zum Eselsohrenbiegen und zum Zerrissenwerden gut sind. Das Schulbuch muß zum Hausbuch, zum Volksbuch werden. Das wird jetzt angestrebt und ist beim Lesebuch leicht zu erreichen. Man kommt davon

ab, daß eifrige Pädagogen sich hinsetzen und für die Kinder Lesebücher schreiben. Das taugt nicht; der gute Schulmeister ist nicht immer ein guter Schriftsteller und wenn das Kind merkt, daß man ihm eine Moral einstreichen will, so ist ihm die ganze Sache gleich zuwider. Es kommt darauf an, daß von unserer großen deutschen Literatur die besten und passendsten Stücke ausgewählt werden; und diese Auswahl ist so wichtig und schwer, daß ein ganzer tiefer Mensch, ein hochgebildeter Geist, ein herzwarmer Seelenkenner und Jugendfreund dazugehört, um sie zu treffen. Es ist nicht allein drum, daß die guten Sachen geschrieben werden; geschrieben werden sie und gerade die deutsche Literatur eignet sich so besonders zur Erziehung und Veredlung des menschlichen Geistes; aber es ist darum, daß diese Dinge auch gefunden und für Schul- und Volkslesebücher gesammelt werden. Es kommt so viel auf die Finder und Sammler an und hier haperts halt. Es redet der persönliche Geschmack drein, oft auch persönliche Eitelkeit und Verbohrtheit und Engherzigkeit; es reden Parteiinteressen drein und es ist des Haders um solche Schulbücher kein Ende.

Da läge es nahe zu sagen, es soll von Volk oder Regierung ein Schulbücherausschuß gewählt oder ernannt werden, der in solcher Schul- und Volksbücherfrage eine gedeihliche Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit treffe. Aber das hat auch seine Mißlichkeiten und es liegt näher zu sagen, jedermann, der Lust und Liebe hat, möge solche Lesebücher zusammenstellen, aber die Sanktion habe von den einzelnen Ortsschulbehörden abzuhängen. Einen bestimmten Vorschlag getraut man sich da kaum zu machen, die Sache ist zu wichtig, zu folgenschwer. Auf jeden Fall müssen wir froh sein, daß jene alten, läppischen Schullesebücher abgekommen sind, für welche die hundert Eselsohren, die das Schulkind ihnen bog, die richtige Auszeichnung waren. Unsere modernen Schullesebücher fordern das Beste der Nationalliteratur und führen es ein, nicht bloß in die Schulstube, sondern auch in jedes Bürgers- und Bauernhaus, in jede Heide- und Waldhütte. Wir stehen heute im Kampfe gegen die Schundliteratur. Kein besseres Mittel dagegen, als gute billige Volksbücher, die durch die Schule ins Haus eingeführt werden und dort den Geschmack ausbilden.

In einer Kapelle

des Bayernlandes stehen folgende Sätze aufgeschrieben:

Wan du keinen Menschen urteilest, nicht verdammen thuest, so ist es mir lieber
Als wan du all dein Hab und Gut den Armen austheilest.

Wan du deinen Feinden verzeihen thuest, so ist es mir lieber
Als wan du barfus auf Sanct Jacob gingest und jede Meile in Ruthen stundest und schliegest dich.

Wan du einem Menschen etwas gutes erzählest oder vorliesest aus der hl. Schrift, so ist es mir lieber
Als wan du 7 Jahre nichts essen thätest als Wasser und Brod.

Wan du dich für den geringsten Menschen achtest und dich nicht übernimmst, so ist es mir lieber,
Als wan du Brücken bauen liesest über alle großen Wasser und alle Leute, die drüber gingen, umsonst übernacht behieltest.

Aberglauben und Königtum.

Das Attentat auf König Alfons XIII. von Spanien wird mit einer Legende in Verbindung gebracht. Darnach habe der König am Tage des *Attentats* einen unglückbringenden Ring am Finger getragen. Abergläubischen Gemütern genügt eben nicht der nüchterne Tatbestand, sie wollen das Geschehnis mit noch geheimnisvolleren Mächten in Verbindung setzen. Nun, die Kraft des Ringes ist besiegt worden, so könnte man in der Geschichte fortfahren, durch den glückbringenden portugiesischen Orden, an dem sich die Wucht eines kleinen Splitters brach und der den König vor einer Verletzung schützte. Immer ist ja die Phantasie geschäftig gewesen, schicksalsschwere Ereignisse, die den Fürsten zustießen, durch unheilvolle Geschehnisse und Ahnungen vorzubereiten. Der „Gaulois" erinnert an die gespenstischen Erscheinungen der weißen Frauen, die in Fontainebleau, in Potsdam und in bayerischen Königsschlössern einen Todesfall in den fürstlichen Häusern vorauskündeten. Mme. Campan erzählt, daß am Hofe Ludwigs XIV. die Kronprinzessin unter unheilvollen Vorbedeutungen einen Sohn gebar. Der Kurier, der die Nachricht nach Paris brachte, stürzte mit dem Pferde und brach den Hals. Der Abbé de Laujon, der den Neugeborenen taufen sollte, brach in der Schloßkapelle von Versailles am Altar ohnmächtig zusammen. Unter den drei Ammen, die für den künftigen König ausgewählt waren, starben zwei in den ersten acht Tagen und die dritte wurde nach sechs Monaten von den Windpocken ergriffen. „Das sind böse Vorzeichen", sagte Ludwig XV., „ich weiß nicht, warum ich dem Kinde den Titel eines Herzogs von Berry gegeben habe: der Name bringt Unheil." Dieser kleine Herzog von Berry war der spätere Ludwig XVI., dessen Haupt unter der Guillotine fiel. In den Tagen vor der Revolution, im Mai 1789, erlosch, als die Königin sich zur Ruhe begeben wollte, plötzlich eines der vier Lichter, die auf ihrer Toilette brannten. Nebeneinander hörten plötzlich auch das zweite und dritte Licht zu brennen auf. Da rief die Königin erschreckt aus: „Das bedeutet ein Unglück; wenn auch noch die vierte Kerze erlischt, dann weiß ich, daß mir und meinem ganzen Hause schwere Gefahr droht." Auch die vierte Kerze hörte zu brennen auf und ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich aller, obwohl sie die Königin wegen dieses harmlosen und unbedeutenden Vorfalles zu beruhigen suchten. Auch der große Brand, der während der Hochzeit Napoleons I. mit Marie Luise von Österreich bei einem Balle im Palais des österreichischen Gesandten in Paris ausbrach und bei dem die Kaiserin nur mit Mühe gerettet wurde, erschien allgemein als eine böse Vorbedeutung. Das schreckliche Unglück, das bei der Krönung Nikolaus II. 8000 Menschen tötete, die bei dem furchtbaren Gedränge in einen Graben hinabstürzten und erdrückt wurden, schlimme Ahnungen in vielen Herzen aufsteigen ließ, die sich durch den unglücklichen Krieg mit Japan und die darauffolgende Revolution bewahrheitet haben. Seinem Schicksal kann niemand entgehen, sagt ein Sprichwort, und die Notwendigkeit, mit der sich bestimmte Ereignisse durch einen scheinbaren Zufall vollziehen, lassen wirklich beinahe eine tiefere und geheimnisvollere Verkettung der Dinge ahnen, als „unsere Schulweisheit sich träumt". So hatte man Heinrich IV. von England vorausgesagt, daß er in Jerusalem sterben würde. Er hütete sich wohl davor, je ins heilige Land zu reisen. Aber er starb in einem Zimmer der Westminster-Abtei, das „Jerusalem" genannt wurde. Karl I. hatte bekanntlich viele willkürliche Steuern auf seine Untertanen gehäuft; einige vornehme Familien beschlossen daher, nach Nordamerika auszuwandern. Der König wollte das verhindern und erließ ein Edikt, das den Schiffskapitänen untersagte, ohne besondere Genehmigung einen Passagier an Bord zu nehmen. Deshalb mußten Hampden und Cromwell, die sich bereits in Plymouth an Bord eines

Schiffes befanden, nach England zurückkehren. So hielt Karl I. den Mann in seinem Lande zurück, der zwölf Jahre später ihn stürzen und auf das Schafott bringen sollte.

„Türmer."

Singvögel.

Feierabend im Försterhause.

Die Dämm'rung kam mit weichen Seidenflügeln
Und streute schon die ersten Träume aus;
Ein letzter Jodler von den Tannenhügeln —
Und stille lag das kleine Försterhaus.

Gemütlich war's im Stübchen! Mutter hatte
Frisch eingeheizt und sah noch einmal nach.
Bratäpfel schmorrten auf der Ofenplatte
Und Nadelduft durchströmte das Gemach.

Am Boden spielten Klärchen und Brigitte,
Und Fred, der Junge saß am Fensterlein,
Biß spaßig-ernsthaft in die Butterschnitte
Und dachte: wo mag nur der Vater sein?

Da bellte es. Fred sprang zur Tür und lachte.
„Der Vater kommt, mit Waldmann, unserm Hund!
Grüß Gott, herzlieber Vater!" — „Sachte. Sachte."
Und drei Paar Lippen streiften Vaters Mund.

Otto Promber.

Rote Rose!

Rote Rose blüht in meinem Garten!
Rote Rose — —
Lange, lange mußt' ich auf dich warten!
Aber lachend aus der Rosenblätter Grün
Seh' ich farbenleuchtend dich erglüh'n.

Nun seh' ich dein Feuerköpfchen neigen,
Rote Rose — —
Hab' geharrt im trüben, schweren Schweigen.
Wußtest du, wie heiß ich dein begehrte —
Wenn der rauhe Tag dein Kommen wehrte?

Meines armen Herzens stumme Klage,
Rote Rose — —
Hat geklungen von der Nacht zum Tage!
Nach der roten Rose frug es mich — —
Warten — wieder warten mußte ich.

Herrlich bist du mir nun noch erblüht!
Rote Rose — —
Wenn auch Schmerz mir durch die Seele zieht:
Werd' dich händeringend dennoch brechen,
Mag dein Dorn auch bitter blutig stechen! —

Flammend schlägt empor mein Liebeswähnen,
Rote Rose —
Tränk ich ja mit roten Opfertränen
Dir das zarte Rosenpurpurkleid,
Trag dann still mein süßes Rosenleid! — —
Rote Rose — — dann auf ewig mein — —
Sollst für mich die letzte Rose sein.

Ernst Ferd. Neumann.

Harfen.

Wenn ich in stiller Nacht
Oft mich besinne,
Wie mir so trüb und sacht
Alles verrinne;

Wenn ich es hätte just
Mir auch zu Frommen,
Alles so fein gewußt,
Wie es gekommen.

Dünkt mir in Sturm und Streit
Waltend ein Führen,
Zitterndes Menschenleid
Tönend zu rühren.

Schwinge dich, Wetterspur,
Hoch oder linde,
Sind wir doch alle nur
Harfen im Winde!

Friedrich Beck.

Waldeszauber.

Einst ging ich sinnend unter grünen Bäumen,
Zur Sommerszeit, im gold'nen Abendschein,
Rings feierliche Ruh, ein süßes Träumen
Kam leise über mich im grünen Hain.
Das Sonnengold verwob sich mit dem Dunkel
Der hohen Tannen, leuchtendes Gefunkel
Durchzitterte des Waldes tiefe Nacht
Und schuf ein Bild geheimnisvoller Pracht.

Ein leichtes Rauschen ging durch alle Lüfte,
Die Wipfel neigten sich im Abendwind
Wie zum Gebet, der Blumen süße Düfte
Umfingen meine Sinne weich und lind,
Ich wandelte dahin als wie im Traume,
Allein — verloren fast im weiten Raume.
Es dunkelte, das Sonnengold verblich
Und Waldeszauber spann sich sacht um mich.

Die Blumen um mich her gewannen Leben,
Die Kelche öffneten sich rings im Kranz,
Aus jedem sah' ich eine Elfe schweben
Und sammeln sich zum abendlichen Tanz —
Und wie aus weiter Ferne tönte leise
Durch Waldesstille eine sanfte Weise,
So weich und rein, wie Aeolsharfenklang,
Ihr Ton mir wundersam zu Herzen drang.

Allmählich ward es helle in der Runde,
Der Mond goß aus sein klares Silberlicht,
Die Elfen bargen sich im Blütengrunde
Und drüben schlossen sich die Kelche dicht.
Beglückt verließ ich diese Schattensäume,
Es rauschten mir den Abschiedsgruß die Bäume,
Wie war der Wald mir nun so lieb und traut,
Ich hatte seine Seele heut geschaut.

Marie Buß.

Von unserem Hausbau.

Welches Schönheitsgesetz der Natur haben unsere Väter und Großväter am meisten verletzt, vernachlässigt oder ganz vergessen? Welches tut uns heute am meisten not, wenn wir wieder zu einer einheitlichen Kultur gelangen wollen?

Ich glaube, dies Gesetz ist das der Logik, des ursächlichen Zusammenhanges: jede Ursache hat eine Wirkung und wo wir eine Wirkung sehen, da muß auch eine Ursache sein. Dieser gesetzesmäßigen Vernünftigkeit müssen wir uns heute wieder ganz besonders erinnern. In der Natur können wir sehr gut beobachten, wie das logische Gesetz überall in großartigster Weise wirkt. Es gibt kein Ding und keine Erscheinung im Leben, die vereinzelt für sich stünde, die durch einen Zufall oder ein Wunder geschaffen, eine Sonderexistenz führen würde. Alles was ist, hat auch einen notwendigen Grund, weshalb es ist, und eine notwendige Bestimmung, wozu es da ist. Und es kann nicht für sich allein wirken, sondern muß als ein untrennbarer Teil

des großen Weltganzen eine bestimmte Aufgabe erfüllen und damit beitragen zu dem Gesamteindrucke einer großen Harmonie, eines einheitlichen Organismus.

Wenn wir uns also heute ein Haus bauen, dann muß dies vor allem zwei Bedingungen erfüllen: es muß erstens logisch konstruiert sein und zweitens einheitlich in allen seinen Teilen vom Dache bis zum letzten Nagelknopfe. Und jeder Teil muß nicht nur notwendig sein, sondern auch den Charakter des Ganzen ausdrücken, betonen, wiederholen. Dies gilt auch für den Schmuck, für die Verzierung, das Ornament. Man darf an einem Hause nichts anbringen, ohne sich vorher zu fragen: Welchem Zwecke dient dies? Erfüllt es eine dem Gesamtcharakter des Werkes entsprechende Bestimmung, muß es da sein oder könnte es auch wegbleiben? Ein Türmchen oder ein Erker an einem Hause, der auch wegbleiben könnte, ist immer zum mindesten störend. Dasselbe gilt für jedes Möbelstück. Ein Aufsatz, den man sich hinterher an einen fertig gekauften Kasten oder eine Kredenz anmachen läßt, ist ein Unsinn. Denn entweder hat der Tischler schon bei der Verfertigung des Kastens an einen Aufsatz gedacht und mit diesem dem Kasten dann auch die einen Aufsatz erfordernde Form gegeben oder er hat an einen solchen nicht gedacht und dann klebt man einen fertigen Kasten mit einem fremden Kastenteil zusammen. Die Einheitlichkeit wieder bei einem Hause oder Möbelstück muß so weit gehen, daß selbst Kleinigkeiten, wie z. B. der Türgriff oder die verzierenden Messingnägel eines Lederstuhles uns in Form und Farben nicht auffallen als selbständige Teile, sondern in dem Ganzen sich als natürliche und selbverständliche Ergänzung verlieren. Schön sind daher unter den Werken, die unsere Zeit unabhänging von der Vergangenheit neu geschaffen hat, vor allem die Werke, die nur aus Vernunft und Logik geschaffen wurden, das sind die Maschinen und technischen Anlagen der Ingenieure, z. B. eine Lokomotive, ein Kriegsschiff, eine eiserne Brücke. Hier ist jedes Teilchen unentbehrlich und das Ganze einheitlich, wie aus einem Guß — oder es taugt nichts.

Ein Haus muß also sein wie ein harmonisch gebauter Mensch, sagen wir wie eine schöne Frau, denn schön soll ja das Haus vor allem sein. Wie es aber bei einer schönen Frau vor allem darauf ankommt, daß sie gesunde edelgeformte Glieder, daß sie einen schönen Wuchs hat, bei dem alle Teile miteinander harmonieren, so müssen auch bei einem Hause vor allem alle Teile gesund und in einem richtigen Verhältnisse zueinander entworfen sein. Und wie eine schöne Frau durch Schmuckgegenstände nicht schöner werden kann und sich nicht mit allerlei Flitter behängen wird, wenn sie Geschmack besitzt, so wird man auch bei einem edlen Bau viel Zierat möglichst meiden, eine Sache, die man bei unseren modernen überladenen Bauten nicht genug betonen kann. Und wie schließlich eine schöne Frau ein Festgewand nur an einem Festtage trägt und nicht alle Tage in der Woche, so darf auch nur ein Haus, das ausschließlich zu festlichen Veranstaltungen bestimmt ist (Theater, Konzerthaus u. s. w.), in einem festlichen Stile erbaut sein und nicht jedes einfache Wohn- oder Landhaus im Äußern einen Miniaturpalast bieten wollen.

Es gibt gesunde Menschen und gesunde Häuser, kranke Menschen und Häuser, an denen irgendein Glied defekt ist, verstümmelte Menschen und verstümmelte Häuser. So viel häßliche Menschen aber wie häßliche Häuser gibt es überhaupt nicht.

Unlogisch ist es nun, wenn man anfängt, ritterburgähnliche Wohnhäuser zu bauen, bespickt mit unnützen Türmen und Türmchen, unnütz schon deshalb, weil in diesen Nachahmungen eines Aussichtsturmes nicht einmal ein dreijähriges Kind Platz hätte. Für unser rauhes, an Niederschlägen so reiches Klima paßt ein großes, den Regen ableitendes Dach, dessen Harmonie nicht durch allerlei Zahnstocher zerrissen wird. Auch italienische Villen mit flachen Dächern und Säulenveranden können wir nicht brauchen, denn wir pflegen nicht auf den Dächern Siesta zu halten wie die

Italiener und für Marmorsäulen haben wir kein Geld; mit hölzernen Säulen aber, die mit Ölfarbe marmoriert sind, oder mit lackierten Zementsäulen macht man sich nur lächerlich. In den modernen Villen, die man jetzt überall sieht und die leider auch schon auf den Dörfern den Stil der öffentlichen Gebäude zu beeinflussen beginnen, sind wir immer nur fremde Gäste; diese Gebäude stehen ohne jeden Zusammenhang in unserer Natur, denn sie sind nicht für unsere Gegend gedacht und können sich ihr daher auch nicht anpassen. Unsere Häuser müssen aus unserem Boden gewachsen sein, nur dann sind sie für uns logisch, vernünftig. Die ausschließliche Anwendung fremder Stile in unserer Baukunst zeigt nur, wie wir uns selbst verloren haben, wie wir unsere mit Blut und Schweiß erworbene Kultur preisgeben, um uns barbarisch mit fremden Federn zu schmücken.

(Dieser Auszug ist entnommen einem sehr bemerkenswerten Schriftchen: „Vorträge über Kultur und Kunst“ von Adolf Meschendörfer. Kronstadt, Siebenbürgen. G. Zeidner. 1906.)

Schreibet Familienchronik!

Es gibt viele angesehene Familien, wohlhabende Leute, Männer von klangvollen Namen, die über die dritte Generation ihres Geschlechts hinaus keine Angaben mehr zu machen imstande sind. — „Mein Vater stammte aus dem Gebirge“ und „meinen Großvater habe ich nicht mehr gekannt“ — das ist häufig das einzige, was sie von ihrer Familie wissen, und geschichtslos — ohne Herkommen — stehen heute im Bürgertum, im Mittelstande, in der Arbeiterwelt nur allzuviele Familien da. — „Unser Blick ist in die Gegenwart und Zukunft gerichtet, nicht in die Vergangenheit“ — so hört man da, und — „wir haben mehr zu tun, als uns um das zu kümmern, was längst vorüber ist.“ Das ist überaus traurig, denn es ist pietätlos! Es zeugt dies von wenig Ehrerbietung gegen Eltern, Großeltern und Vorfahren!

Emil Frommel erzählt, daß sein alter Rektor einmal bei einem Schulfeste eine Rede über den Sammeltrieb der Menschen gehalten und dabei gesagt habe, es lohne sich für einen Jungen, aber noch mehr für einen Erwachsenen der Mühe, etwas Besseres, Edleres und Bleibenderes zu sammeln, als nur Vogeleier, Schmetterlinge, Steine, Postmarken, Münzen u. s. w.; das sei: „die Geschichte von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, und so weit es hinaufreicht“. — „Seit jener Rede“, so erzählt nun Frommel, „habe ich eine Sammlung von Geschichten aus der Familie angelegt, und paßte nun wie ein Hachelmacher auf, wenn der Vater oder die Großmutter von den Vorfahren und von den guten oder bösen alten Zeiten erzählte.“

Die interessanteste Geschichte, die es gibt, und der geläufigste Stoff, in dem wir ganz zu Hause sind, das ist unser eigenes Leben. Jeder von uns hat was zu erzählen, was des Aufbewahrens wert ist, und wenn es der geringste Arbeiter wäre. Man braucht nicht zu warten, bis man 60 Jahre alt geworden ist. Nein, schon in den Schuljahren kann man mit den Aufzeichnungen beginnen, zur Beschreibung des Lebens unserer Eltern und Großeltern, und die Familienchronik in ihren Einzelheiten sammeln.

Jeder Hausvater sollte seine Jugenderinnerungen ausführlich niederschreiben; sie sind für die Nachkommen von größtem Reiz; mögen sie auch noch so einfach und anscheinend belanglos sein — Jugenderinnerungen eines Ahnherrn, von ihm selbst verfaßt, bleiben für eine Familie ein unbezahlbarer Schatz.

Das Nächstliegende ist dann, einen Stammbaum anzulegen. Jede Familie sollte einen sorgfältig bearbeiteten, übersichtlich angelegten und sauber geschriebenen Stammbaum aufzuweisen haben. Jedes Blatt, jeder Ring oder jedes Schildlein eines solchen Stammbaumes könnte wieder seine eigene Geschichte haben.

„Der Stammbaum ist für den einzelnen und für die Familie das, was die Geschichte des Vaterlandes für ein ganzes Volk ist!“

Will ein Hausvater den Familiensinn fördern, so muß ihm zunächst daran liegen, die Familiengeschichte zu ergründen. Was man lieb hat, sucht man je länger je besser zu erkennen. Wer ein Vaterlandsfreund sein will, muß mit der Geschichte seines Volkes vertraut sein; geradeso leitet auch der Familiensinn, die Liebe für seine eigenen Familienglieder in aufsteigender und absteigender Linie, zur Erforschung der Familiengeschichte und ihrer Träger an.

Die Denkmale, die wir im Rahmen unserer Familie unseren Eltern und Voreltern zu setzen haben, sind nicht bloß die Kreuze und Leichensteine auf ihren Gräbern, das ist vielmehr das lebendige Andenken an sie, in Wort und Bild, das wir als eine fortwirkende Segensmacht in Haus und Familie bewahren sollen von Geschlecht zu Geschlecht.

Karl Beck.

Lustige Zeitung.

Auf der Reise. Reisender: „Ich habe gehört, daß auf der Alpe hier der Sonnenaufgang so prächtig zu sehen ist; ich möchte das Naturspiel genießen. Wann geht die Sonne hier gewöhnlich auf?“ — Bauer: „Meistens in der Fruah.“

Unangenehm. Herr Müller will sich anmelden lassen, sein Äußeres gefällt aber der Kammerzofe nicht: „Die Gnädige ist nicht zu sprechen, sie hat furchtbare Zahnschmerzen.“ — „Das ist nicht möglich“, erwidert kaltblütig Herr Müller, „ich habe ihre sämtlichen Zähne hier in der Tasche.“ Herr Müller ist nämlich der Gehilfe des Zahnarztes der Gnädigen.

Mißgünstig. „Weißt du, unser neuer Regisseur ist so mißgünstig in bezug auf den Ruhm anderer, daß er sogar dem Schweinskopfe, der bei ihm auf den Tisch kommt, die Lorbeerblätter aus den Ohren reißt!“ — Zweiter Schauspieler: „Das finde ich allerdings sehr unkollegial.“

Was ein Arzt für Eigenschaften haben muß. Der „Frankf Ztg.“ erzählt ein Leser folgende Anekdote aus Billroths Leben: Billroth hatte seinen Schülern auseinandergesetzt, daß ein Arzt vor allem zwei Gaben besitzen müsse: Er dürfe sich nicht ekeln und müsse beobachten können. „Sie werden mir“, fuhr er fort, „sogleich zeigen, ob Sie diese Forderungen erfüllen können“. Damit goß er in ein Glas eine unappetitliche Flüssigkeit, tauchte einen Finger ein und leckte ihn ab; dann forderte er seine Schüler auf, das Gleiche zu tun. Mit Todesverachtung kamen die jungen Herren der Aufforderung nach. Freundlich lächelnd sagte nun Billroth: „Sie haben die erste der beiden Bedingungen glänzend erfüllt; Sie werden sämtlich das Gefühl des Ekels überwinden lernen. Aber mit der Beobachtungsgabe ist es bei Ihnen allen noch recht schlecht bestellt; sonst hätten Sie bemerkt, daß ich meinen Zeigefinger in das Glas getaucht, dagegen den Mittelfinger abgeleckt habe!“

Bilderreich. Richter (beim Verhör zum Angeklagten): „Nun, da will ich Ihnen einmal gerade das unter die Nase halten, was Sie soeben dem Kläger in den Mund legten und auch vorhin dem Hauptzeugen in die Schuhe schieben wollten.“

Bücher.

Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England. Von William Le Queux. Die Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Tamm. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn die Leute von Mitteleuropa an zwanzig Jahre keinen ordentlichen Krieg haben, dann werden sie schon unruhig. Die Staaten beginnen gegeneinander zu stänkern, zu rempeln, zu drohen. Und wenn alles miteinander nichts hilft, die Staatslenker den Kriegen doch auszuweichen verstehen, dann dichten sich die Leute einen Krieg, einen recht wilden, oder erzählen von einem solchen, der noch nicht stattgefunden hat, damit man doch wieder einmal so glücklich ist, etwas von Krieg zu hören. Aus solchen und wohl auch anderen Bedürfnissen entstand dieses Buch: Die Invasion von 1910. Die Deutschen rücken urplötzlich in England ein, erobern und unterwerfen in wenigen Wochen das Königreich. Die Schrift will sich damit rechtfertigen, eine Warnung sein zu wollen, die Engländer sollten den Deutschen nicht trauen. Dabei merkt man dem englischen Verfasser an, daß ihm die Deutschen lieber sind, als seine eigenen Landsleute. Dieser Krieg von 1910, zu dem es hoffentlich nicht kommen wird, ist in Kriegsberichtstil erzählt. Vor 1910 ist das Buch eine wichtigtuerische Prophezeiung, nachher eine einfache Lüge. Aber für England mag es momentan einen tieferen Gedanken bedeuten. M.

Der Sumpf. Roman von Upton Sinclair aus Chicagos Schlachthäusern. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Gleich einem David zieht der noch jugendliche Verfasser gegen Goliath, den Chicagoer Fleischtrust und seine Mitglieder zu Felde. Mit grellem Licht leuchtet er hinein in ihr rücksichtsloses Treiben, das jeder Regung menschlichen Erbarmens bar ist. Er deckt die skrupellose, für die Menschheit eine ungeheure Gefahr bildende Art und Weise der Verwertung verdorbenen Fleisches auf, die den Besitzern der Schlachthöfe Reichtümer zu einem der Verschwendung und der Genußsucht geweihten Lebens verschafft. Er schildert das menschenunwürdige Los der Arbeiter, der weißen Sklaven in jenen riesigen Betrieben, die Gefahren, die ihre Gesundheit und ihr Leben ständig bedrohen, das düstere Schicksal, dem junge Mädchen in Chicago ausgesetzt sind. Fürwahr, die Tatsachen sind so erschreckende und so traurige, wie sie die Phantasie nicht drastischer ausmalen kann. V.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 138 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Von der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Novellen gingen uns soeben die Lieferungen 50—60 zu. Sie bilden den Schluß der ersten zehn Bände der Novellen Paul Heyses, welche die Cottasche Buchhandlung im Anschluß an die wohlfeile Ausgabe der Romane des Dichters erscheinen ließ, und mit der sie der Kunst des großen deutschen Erzählers zahlreiche neue Freunde geworben hat. Die Lektüre dieser vom Dichter selbst geordneten Ausgabe ist ein erlesener Genuß, und es darf mit Freuden begrüßt werden, daß durch Veranstaltung derselben auch dem Minderbemittelten die Möglichkeit gegeben ist, seine Bibliothek um eine solche Sammlung von Meisterwerken unserer Literatur zu bereichern. V.

Deutsche Heimgeschichten. Von Wolfgang Kirchbach. Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Hermann Hilger.)

Nr. 1 „Tischler Schulknecht" schildert eine Gegend im deutschen Erzgebirge, die durch Bergraubbau ausgewuchert ist und das tragische Liebesschicksal eines gebildeten Tischlermeisters auf solchem Grund und Boden, der wirtschaftlich sich in einem aussterbenden Städtchen für das Gemeindewohl zugrunde richtet, und den Verfall des kleinen Handwerkerstandes gegenüber der Großindustrie nicht aufhalten kann. Nr. 2 „Der Städter" kann man eine Naturgeschichte und Psychologie des ländlichen Aberglaubens nennen, die sich auf Lausitzer Gebiet abspielt und in der Schilderung des bäuerischen Aberglaubens Heimatkunst von tragischkomischer Färbung bietet. Nr. 3 ist ein Bild von Alt-Braunschweig mit den Nachwirkungen, welche das Denkmal Heinrichs des Löwen auf das Stammesbewußtsein und Rassenbewußtsein solcher ausübt, die sich für Nachkommen des großen Welfen halten. Die Geschichte ist eine fein humoristische Kritik des Stammes- und Rassenempfindens im Volksbewußtsein. V.

Reif im Frühling. Novellen von J. J. Horschick. (Leipzig. J. F. Amelang. 1906.)

Erste vielversprechende Gabe eines jungen Erzählers. Sieben Erzählungen, die das Talent nach verschiedenen Richtungen hin aufzeigen. Z.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von A. H. Braasch. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Selten wird man aus einem kleinen Büchlein so viel lernen können in der Frage,

die gegenwärtig alle Welt beschäftigt, als aus dieser Schrift. Klar und kurz spricht der Verfasser über den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus, über das Verhältnis der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Dichtung zur Religion, über Leben Jesuforschung und Bibelkritik und besonders über die kirchlichen Wandlungen im 19. Jahrhundert. In diesem letzten Kapitel wird gezeigt, welch eine gewaltige Entwicklung die katholische Propaganda in neuester Zeit genommen hat, und wie anderseits im Protestantismus das praktische Christentum erstarkt ist. Die Sprache ist vornehm und leidenschaftslos und erkennt auch der Gegnerschaft ihre wirklichen Vorzüge zu. Abhandlungen besonders über Nietzsche und über den Jesuitismus geben dem Büchlein einen hochinteressanten Charakter. M.

Ein Hexenprozeß. Ein Kapitel aus der Geschichte des dunkelsten Aberglaubens. Von Ludwig Günther. (Gießen. A. Töpelmann. 1906.)

Günther, der uns das Buch: „Kepler und die Theologie" (siehe Heimgarten XXX., Seite 417) schrieb, erzählt in diesem neuesten Werk die Geschichte des Hexenprozesses gegen Keplers Mutter. Er erzählt sie auf Grund der vorgefundenen Akten, und aus der schaurigen Dunkelheit jenes Zeitalters ragt Johannes Kepler, hier nicht als Gelehrter, sondern als Sohn, den es unter den größten Schwierigkeiten gelingt, seine alte Mutter jenen Hyänen des Wahnes zu entreißen. M.

Österreichische Porträts und Charaktere. Von Otto Wittner. (Wien. Hugo Heller. 1906.)

Acht markante Dichtergestalten: Grillparzer, Bauernfeld, Lenau, A. Grün, M. Hartmann, A. Meißner, Lorm und Kürnberger sind es, die in diesem Bande scharf und knapp gezeichnet werden. Die glänzende Einleitung: „Der Vormärz" ist ein allgemein interessantes Kulturbild, während die Dichterskizzen auch den Literaten manch bisher unbekannte Einzelheit zu bieten haben. Z.

Sonnengrüße. Dichtungen von Hilde La Harpe-Hagen (Hilde Harpf). (Stuttgart.. Strecker und Schröder. 1906.)

„Du magst nicht zagen junges Buch" — so führt Anton August Naaff, der Dichter vielgesungener Lieder, in seinem Geleitworte den Gedichtband ein. „Du bringst ja, was allen not tut: Sonnengrüße! So viele der Menschen brauchen heute mehr innerlichen Frieden, mehr stilles Glück, mehr edle Liebe, mehr Sonne im Dunst, Staub und Rauch des Massengetriebes, im alles auszehrenden Gedränge bloß äußerlicher Vergnügungen. Aber auch die Poesie des Schmerzes bietest du den Schwermütigen, den Wegmüden zu Trost und Aufrichtung, und zeigst ihnen, daß auch der Dichter — und er vor allen — mit ihnen leidet." V.

Radiumstrahlen. Weltliche Verse. Von Dr. Fr. Hiebler. (Graz. Leykam. 1906.)

Eine begeistertere Lobeshymne auf die Priester, als es diese Verse sind, kann man wohl kaum lesen. Es ist fast ekelhaft und ich bin überzeugt, daß es selbst Priester gibt, die diese übertriebene Verhimmeligung unwillig aus der Hand legen werden. Als ob der Priester alles, schon gar alles sei, das Zentrum aller Weisheit und Gerechtigkeit, die Verkörperung Gottes, als ob aus den Priestern, und nur aus ihnen allein alles zeitliche und ewige Heil kommen könne! Der Verfasser der „Radiumstrahlen" war uns bisher als ein klar und scharf denkender, liberaler Mann bekannt gewesen; aber es ist eine alte Erfahrung, daß gerade grüblerische Geister in ihren alten Tagen der Kirche anheimfallen. So sehen wir nun leider auch den frei und hochgesinnten Redakteur des „Dorfboten" unter den Baldachinträgern, deren Hymnus auf die Klerisei die orthodoxen Kirchenväter noch übertrumpft. Die Sache ist so überspannt, daß man bei der Lektüre der „Radiumstrahlen" nachgerade auf die Idee kommen könnte, als hätte man es hier mit einer überaus feinen und scharfen — Ironie zu tun. — Leser, kaufe dir das kleine Heftchen, setze zwanzig Minuten Zeit an die Lektüre, der an sich ganz köstlichen Knittelverse, dann sage, was du darüber denkst. M.

Der Lautenschläger von Graz. Beitrag zur Heimatskunde im Herzogtume Steiermark von Giovanni Foresti. Zweite, durch zahlreiche Illustrationen und hervorragende Ereignisse ausgestattete Auflage. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Dieses gutgemeinte, aber mit mäßiger Geschicklichkeit zusammengestellte Buch wird manchen Grazer interessieren, ja sogar rühren. Ein warm patriotisches Herz grüßt in seiner Art unsere Landeshauptstadt, indem es allerlei Charakteristisches und Erfreuliches von Steiermark, Graz und seinen Einwohnern dartut. Geschichtliche Streifzüge, biographische Notizen, Einblicke ins Künstlerleben, in wirtschaftliche Felder u. s. w. Manchem dürften auch die vielen Bilder bekannter Zeitgenossen, die das Buch schmücken, Vergnügen machen. Zeitweilig singt uns der Lautenschläger eines. Hoffentlich sagt mancher für manches seinen Dank, indem er das liebenswürdige Büchlein kauft. Z.

Im Verlage von Fischer und Franke in Düsseldorf bringt der Jugendschriften-Ausschuß des dortigen allgemeinen Lehrervereins eine Neuherausgabe von Albrecht Dürrers **Marienleben.** Die zwanzig Holzschnitte sind in moderner Zinkätzung auf naturfarbenes, etwas rauhes Papier gedruckt, und der Druck ist so schön und sorgfältig, daß die Bilder

an Wirkung hinter den bisherigen teuern Ausgaben nicht zurückstehen. V.

Das Volksheim in Hamburg. Bericht über das fünfte Geschäftsjahr 1905/1906. (Hamburg.)

Die Gesellschaft bezweckt die Pflege persönlichen Verkehrs zwischen den gebildeten bürgerlichen Kreisen und den Arbeitern zur Förderung gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens. Sie will beiden Gelegenheit bieten, sich in ihren Lebensanschauungen näher kennen und verstehen zu lernen, und dadurch den Gemeinsinn beleben; sie will endlich den Gebildeten die Möglichkeit eröffnen, in persönlicher Weise sozial zu wirken.

Meyers Reisebücher. Die durch ihr Rührigkeit und durch die nach innen und außen hervorragende Herstellung ihrer Verlagswerke ausgezeichnete Verlagshandlung des bibliographischen Institutes in Leipzig hat eine Zahl ihrer bestbekannten Reiseführer in neuen, zumeist zweckentsprechend geänderten Auflagen herausgegeben, welche von dem wackeren Streben dieses unermüdlichen Verlages das beste Zeugnis ablegen. So wurden außer der im Vorjahre erschienenen elften Auflage der „Rheinlande“, ein Buch das nun wohl als der beste und zuverlässigste Führer für das rheinische Gebiet gelten kann, heuer neu aufgelegt: „Ostseebäder und Städte der Ostseeküste“ (3. Auflage, 1906), und zwar wurden die Städte in dieser Auflage zum erstenmale mit einbezogen. Auf eine reiche Zahl von Bädern an der Ostseeküste wird in diesem ausführlichen und doch nicht mit unnötigen Daten überladenen Buche die Aufmerksamkeit gelenkt und viele Pläne und Karten erleichtern den Besucher die Führung zu den reizenden Stätten, deren manche überhaupt in keinem anderen Werke beschrieben sind. — Ganz besondere Beachtung verdient die eben erschienene 19. Auflage der „Schweiz“, bekanntlich das beste Reisehandbuch über dieses herrliche Gebiet in deutscher Sprache. Diese neue Auflage hat in textlicher und kartographischer Beziehung natürlich wieder ausgezeichnete Bereicherung erfahren, der vornehme und der bescheidenere Reisende findet alles Wissenswerte bis aufs Kleinste verzeichnet, Stadtpläne und Spezialkarten in der rühmlich bekannten Genauigkeit hergestellt, sind neuerlich vervollständigt und auch die Zahl derselben ist wieder vermehrt worden. Die prächtigen Gebirgspanoramen mögen noch ganz besonders hervorgehoben werden. Am Schlusse erscheinen auch die italienischen Seen und mit Rücksicht auf die Ausstellung in Mailand kurz auch diese Stadt behandelt. — Das durch dieselben Vorzüge ausgezeichnete Handbuch „Deutsche Alpen“ ist ebenfalls in seinem 2. Teile neu erschienen (9. Auflage 1906). Dieser Teil umfaßt die viel besuchten Gebiete des Salzkammergutes und des schönsten Teiles von Tirol. Die neue Tauernbahn erscheint hier schon berücksichtigt und vielen Touristen und Reisenden sind damit neue schöne Wege erschlossen, welche das Handbuch schildert. Daß auch hier der Text und die Kartenbeilagen überprüft, berichtigt und vermehrt worden sind, braucht wohl bei der Gewissenhaftigkeit der Herausgeber nicht erst hervorgehoben zu werden. Damit seien denn diese neuen Bände der trefflichen Meyer-Reisebücher auf das beste empfohlen. A. Schlossar.

Büchereinlauf.

Die Apotheke zu Angerbeck. Von Ludwig Kubel. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler.)

Sklaven der Gewohnheit. Ein Kaufmann-Roman von Max Freund. (Köln. Paul Neubner. 1906.)

Was ihm das Leben gab. Roman von Rudolf Pinner. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Krüppel. Roman einer Jugend von R. W. Enzio. Mit Illustrationen von H. Binde. Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Herman Hillger.)

Simon, der Gassenjunge. Eine Erzählung für Knaben von Niels K. Kristensen. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Märtyrer des Glücks. Drei Novellen von Gustav Adolf Müller. (Weinheim. Fr. Ackermann.)

Kanonikus Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Co. 1906.)

Völker Europas . . . ! Der Krieg der Zukunft von *** (Berlin. Rich. Bong.)

Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide von Diedrich Speckmann. (Berlin. M. Warneck.)

Gedämpfte Klänge. Ausgewählte Dichtungen von Erich R. Salbey. (Stuttgart. Strecker und Schröder. 1906.)

Jesus. Eine dramatische Dichtung in vier Teilen von Karl Weiser. Mit einem Nachwort. (Leipzig. Reklams Universal-Bibl.)

Die Bürger von Rufach. Ein Sang aus dem Elsaß von Josef Schwaab. (Dux. C. Scheithauer.)

Schattens Schatten. Eine symbolisch-närrische Tragödie von Paul Hugo Lutz. (Dresden. Richard Linke.)

Garben. Neue Gedichte von Leo Heller. (Berlin. Verlagsgesellschaft Harmonie.)

Grüne Wildnis. Gedichte aus vergangenen Tagen und aus jüngerer Zeit von Edmund Bayer. (Magdeburg. R. Zacharias. 1906.)

Grüaß Gott! Gedichte in oberbayerischer Mundart von Heinrich Zeller. (Stuttgart. A. Bonz & Komp. 1906.)

Tränen. Gedichte von Ludwig Reinholt. (Graz. Leykam 1906.)

Pachnaz. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Born Wale & Co. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Pott Jachim. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Die Muhme Rese. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. Zweites Tausend. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Zur sittlichen Würdigung Goethes. Von D. Dr. Theodor Vogel.) Dresden. L. Ehlermann. 1906.)

Buddha und Christus. Religionsgeschichtliche Parallelen von Theodor Kappstein. (Berlin. Hüpeden & Merzyn.)

Die Propheten Israels. Für die Jugend dargestellt von C. Studert. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Los von Gott? Eine Zeitfrage von Dr. Erich Bischoff. (Leipzig. „Deutscher Kampf"-Verlag. 1906.)

Rembrandt. Von Josef Israels. Eine Studie. Autorisierte Übersetzung von Else Otten. (Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Landgraf, werde hart! Eine altdeutsche Volkssage, neuzeittümlich erzählt von Adolf Hagen. („Ostara" in Wien-Rodaun.)

Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. (Leipzig Walter Fiedler. 1906.)

Mene, mene, tekel, upharsin. Englands Überwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe, 46. Heft. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Was jedermann von dem Gustav Adolf-Vereine wissen sollte. Von Oskar Pank. Mit 88 Abbildungen und drei Faksimilen. (Leipzig. Arnold Strauch. 1904.)

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl. (Wien. Karl Fromme. 1906.)

Darlehensschwindler. Broschüre zur Bekämpfung aller unlauteren Darlehensgeschäfte. (Gera. J. M. Koch. 1906.)

Reklame des Detailkaufmannes. Briefe an einen Geschäftsfreund. Von Heinr. Ernst Schwartz. (Wien III/2, Salmgasse 23.)

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen. 6. Jahrgang. Von Hans Elden. (Teschen, Karl Prochaska.)

Prochaskas illustrierte Jahrbücher. Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. Von Albin Geyer. (Teschen. K. Prochaska.)

Versöhnung der Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Lösung der Weltfriedensfrage von Karl F. Bluthardt. (Stuttgart. Streiker & Schroeder.)

Deutschlands Kriegsflotte. Eine Darstellung der Entwicklung und des gegenwärtigen Bestandes der gesamten Reichsmarine, ihrer Organisation, ihres Materials und ihrer Bemannung von Viktor Laverrenz. (Leipzig. F. Kirchner.)

Der junge Offizier. Seine jetzigen höheren Aufgaben für Armee und Volk. Von Eduard Preuß. (München. Seitz & Schauer.)

Kavallerie und Artillerie über Bord! Von weiland k. u. k. Oberst C. v. S. (München. Ebin & Wittmann. 1906.)

Die Postsparkasse als Reichs-Rentensparbank. Ein Vorschlag zur Vereinigung des Spar- und Versicherungsgeschäftes von Karl Haring. (Tulln a. d. Donau. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Fünfzig Jahre Gräfenberger Erinnerungen, besonders an Prießnitz und Dr. Schindler. Von Hans Ripper. (Leipzig. Krüger & Co.)

Analysen von Kärntner Quell- und Brunnenwässern (speziell vom Klagenfurter Brunnenwasser) von Dr. H. Svoboda. (Klagenfurt. Im Verlage der Landes-Versuchs- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt. 1906.)

Bericht über die Tätigkeit der Landes-Versuchs- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt des Herzogtums Kärnten zu Klagenfurt im Jahre 1905. Von Dr. H. Svoboda, Direktor. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1906.)

Das Blaubuch, Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. H. Ilgenstein und H. Kienzl.

Unser Hausarzt, Zeitschrift für Gesundheitspflege, naturgemäße Lebensweise, Kindererziehung und Unterhaltung. Redigiert von Wilh. Sima in Deutsch-Landsberg und J. Olic in Dekani. Nr. 3. (Deutsch-Landsberg.)

Postkarten des „Heimgarten“.

L. S., Wien. Der Ausdruck „Schulmeisterdeutsch“ soll doch kein Schimpf sein. Es ist damit das theoretisch-korrekte, unpersönliche Deutsch gemeint, das jeder lernen muß, um zu einem persönlichen zu kommen. Der Dichter allerdings muß ein persönliches Deutsch haben, ein lebendiges, der Person und der Sache sich anpassendes Deutsch, mit einem Worte: Stil.

D. P., Jena, und viele andere. Wärmsten Dank. Doch kein Bedarf.

A., Kiel. Eine Franz Stelzhamer-Ausgabe ist bei A. Hartleben in Wien, eine Adolf Pichler-Ausgabe bei Georg Müller in München erschienen. Beides ausgewählte Ausgaben.

An unsere Leser!

Dreißig Jahre sind vergangen, seit am 1. Oktober 1876 das erste Heft des „Heimgarten“ erschienen ist. Ohne Geld und ohne Schulden haben wir begonnen und so stimmt die Rechnung auch heute. Ein kleiner Kreis selbstloser Mitarbeiter, reich und stark an Ideal und zielbewußter Triebkraft. Vom Anfang bis heute der gleiche verläßliche Verlag. Von den ersten Abnehmern sehen wir heute noch manchen Treuen. Viele sind heimgegangen, viele neu dazugekommen. Ebenso war's mit den Mitarbeitern. Der Gründer Peter Rosegger ist bis heute unser treuester und fleißigster Mitarbeiter geblieben. Sein Name war das Programm des Blattes und wird es bleiben, solange er seine Feder dem „Heimgarten“ weiht. Es ist also nichts Neues zu sagen, wenn wir mit nächstem Hefte am 1. Oktober 1906 den einunddreißigsten Jahrgang beginnen. Die literarische und noch mehr sittliche Bedeutung, die dem Heimgarten nach unermüdlicher Arbeit heute in weiter Welt zuerkannt wird, soll uns ruhelos zu immer größerer Vervollkommnung anspornen. Durch heitere Kunst verklärt, soll der „Heimgarten“ ein Bild unserer Tage und ein steter Wegweiser zu den höchsten Zielen sein.

In diesem Geiste auch steht ein neuer Roman, der mit dem nächsten Hefte beginnen und durch den Jahrgang laufen wird. Er führt den Titel:

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von Peter Rosegger.

Ein Schicksal! Der Ausdruck wird besonders bedeutsam in dieser großen Erzählung, die mit einer sonnigen Idylle beginnt, allmählich in tiefere Gründe der menschlichen Seele niedersteigt und in schwerer Tragik endet. Für diesen herben Stoff aus seiner Alpenheimat, für diese lebenswahren Gestalten seines Volkes hat der Verfasser eine ganz eigenartige Behandlung gefunden, in kühner Gesetzlosigkeit gleichsam ein neues Gesetz, so daß jemand, der das Werk las, selbes eine „wuchernde Romantik der Wirklichkeit“ genannt hat.

Nebst diesem neuesten Romane unseres heimischen Dichters wird der nächste Jahrgang wieder eine Fülle von Erzählungen, Schwänken, naturbeschreibenden, kulturellen Aufsätzen, Gedichten u. s. w. enthalten und das „Tagebuch“ fortsetzen, das so rasch ein weites Interesse gefunden hat.

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. August 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google